UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00265431 7

PURCHASED FOR THE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

FROM THE

CANADA COUNCIL SPECIAL GRANT

FOR

MEDIEVAL STUDIES

A. Strobel, Professor.

15 M 24/11. 11.

PN
553
B3
Suppl.

LIBRARY
MAY 10 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Geschichte

der

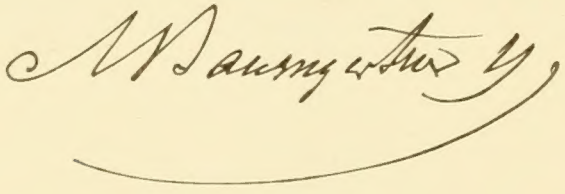
Weltliteratur

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Ergänzungsband zu I—VI

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1912
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.



Untersuchungen und Urteile

zu den Literaturen verschiedener Völker

Gesammelte Aufsätze

von

Alexander Baumgartner S. J.

Erste bis vierte Auflage

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1912
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Zur Einführung.

Baumgartners „Weltliteratur", von ihm selbst auf zehn Bände veranschlagt, ist mit den sechs Bänden, die er bei seinem Tode (5. September 1910) hinterließ, zur guten Hälfte vollendet; die Fortführung des Werkes durch seine Ordensbrüder ist in Aussicht gestellt. Es bleibt zu hoffen, daß die künftigen Bände auf nicht minder gewissenhaften Studien aufgebaut, auch in der künstlerischen Gestaltung, der gefälligen Übersichtlichkeit der Gruppierung und in der anziehenden Darstellung ihren Vorgängern nacheifern werden. Indes kam bei Baumgartner zu einer ausgezeichneten klassischen und literarischen Schulung und seiner ungewöhnlichen Vertrautheit mit den Sprachen und Literaturen der verschiedensten Völker eine geniale, ureigene dichterische Begabung und ein so feines und geläutertes ästhetisches Empfinden, wie sie nicht oft in gleichem Grade sich zusammenfinden. Seine zahlreichen großen Leistungen auf dem Gebiet der Literaturkritik ließen ihn überdies das Schrifttum der verschiedenen Zeitalter und Nationen in seinem inneren Zusammenhang, seinen vielfältigen Wechselbeziehungen überschauen, wie es auch dem fleißigsten Spezialgelehrten kaum möglich sein wird. Alles dies verlieh P. Baumgartners Urteil bei den deutschen Katholiken ein außergewöhnliches Ansehen und gab ihm unter den Literaturkennern und -kritikern der Jetztzeit eine so einzigartige Stellung, daß man bei namhafteren Erscheinungen der noch übrigen Literaturen immer wieder bedauern wird, sein persönliches Urteil nicht zu kennen. Wer mit P. Baumgartners Schriften sich einmal näher angefreundet hat, dem wird unter diesem Gesichtspunkte keine noch so wohlgelungene Fortsetzung des Werkes völlig Ersatz bieten.

Man darf indes nicht unbeachtet lassen, daß Baumgartners „Weltliteratur" für ihn weniger einen Neubruch bedeutete als vielmehr eine großartige Zusammenordnung und künstlerische Verknüpfung dessen, was er seit Jahrzehnten durchgearbeitet und zum Teil bereits ans Licht gegeben hatte. Das Wichtigste für die deutsche Nationalliteratur fand sich niedergelegt in seinen Schriften über Lessing und Goethe, für die niederländische in seiner prächtigen Monographie über Joost van den Vondel, für die nordamerikanische in seinem „Longfellow", für die spanische in der Einleitung zu seinem Calderon-Festspiel (1881), für die isländische in der

Abhandlung an der Spitze seiner poetischen Übertragung von Ásgrimssons „Lilie" (1884), für die skandinavische überhaupt in den zwei Bänden seiner „Nordischen Fahrten", die von Skandinavien erzählen.

Außer diesem allem, was der Öffentlichkeit längst unterbreitet und jedermann leicht zugänglich ist, bleibt jedoch noch Bedeutsames genug, was seit Jahrzehnten in Gestalt von Aufsätzen, Bücheranzeigen und kleineren Mitteilungen an den verschiedensten Stellen gedruckt, jetzt zerstreut und unbeachtet liegt. Der Vorschlag, das Wertvollere aus dieser reichen Masse als Ergänzung zur „Weltliteratur" zu sammeln, hat P. Baumgartner selbst noch tröstlich angemutet, als er in den Tagen seiner letzten Krankheit die Hoffnung auf eine persönliche Weiterführung seines Werkes sinken sah. Der Gedanke trägt seine Berechtigung in sich selbst und scheint nach Lage der Dinge durch die sechs monumentalen, eines Abschlusses harrenden Bände geradezu gefordert. Es handelte sich dabei um jene Literaturen, die nicht bereits in einem der sechs Bände zur Musterung gekommen sind. Eine Ausnahme machen nur die verschiedenen Arbeiten über holländische, flämische und russische Literatur, die mit Rücksicht auf den großen Umfang des Bandes leider ausgeschieden werden mußten. Auch bei dem übrigen wurde sorgfältige Auswahl getroffen, so daß nur das Wichtigere, Gehaltvollere und das für die weiteren Kreise der höher Gebildeten Zusagende Aufnahme fand. Doch sollten nicht bloß größere Aufsätze und eingehendere Studien, sondern auch Urteile und Erwägungen, die bei Gelegenheit von Bücherbesprechungen oder kürzeren Mitteilungen oft nur in wenigen Sätzen zusammengedrängt waren, Zulaß haben, soweit ihr bleibender Wert dazu berechtigte.

So vieles hier von Zufälligkeiten abhängig war, und so manches unvollständig bleiben muß, wird man sich doch überzeugen, daß hinsichtlich der in Betracht kommenden Literaturen eine gewisse Abrundung nicht fehlt und daß die einzelnen Stücke, wie verschieden auch nach Zeit und Ort ihres ersten Erscheinens, und wie scheinbar lose aneinander gereiht, dennoch sich wechselweise beleuchten, ergänzen und in ihrer Bedeutung heben. Der ausgesprochenen Vorliebe Baumgartners für die Werke der dramatischen Poesie und des Bühnenwesens überhaupt wurde gebührend Rechnung getragen.

Der Grundstock des Bandes ist den „Stimmen aus Maria-Laach" entnommen, den Jahrgängen 1875—1910, jedoch so, daß auch kurze Besprechungen und Mitteilungen und solche Beiträge Berücksichtigung fanden, die P. Baumgartner nicht mit seinem Namen gezeichnet hatte. Mehrere wichtige Stücke, namentlich sorgfältig gearbeitete Übersichten über nationale Literaturen (deutsche, spanische, norwegische), sind mit gütiger Genehmhaltung seitens der Verlagshandlung dem Kirchenlexikon entnommen, da sie größerer Beachtung wert und zur Vervollständigung und Umrahmung des übrigen

vorzüglich geeignet schienen. Eine Reihe brauchbarer Nummern konnte der „Literarischen Rundschau" entlehnt werden, vereinzeltes andern Stellen. Aus dem handschriftlichen Nachlaß P. Baumgartners ist nur weniges zur Verwendung gekommen. Zwar hatte er beträchtliche Kollektaneen für die „Weltliteratur" als Ganzes wie für die verschiedenen Nationalliteraturen, aber zu Ausarbeitungen fanden sich nur einzelne kurze Ansätze, die nicht weiter gediehen waren. Nur aus den Aufzeichnungen, die Baumgartner in verschiedenen Zeitpunkten über den eigenen Lebenslauf niedergeschrieben, konnte der Abschnitt über seine Jugendzeit, als allgemeineres Interesse bietend, herausgehoben werden.

Alles in allem wird man in dieser Zusammenstellung nicht nur eine wirkliche Ergänzung, sondern in gewissem Sinn auch einen Abschluß von P. Baumgartners Lebenswerk finden. Denn zusammengehalten mit den bisherigen sechs Bänden der Weltliteratur und den obengenannten aus dem Gebiet der übrigen Literaturen erwachsenen Arbeiten, ergeben sie ein Gesamtbild der Weltliteratur und bieten sie P. Baumgartners in 50jährigem Forschen, Prüfen und Kosten gereiftes Gesamturteil.

Holland, im Oktober 1911.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zur Einführung v

† Alexander Baumgartner. (Biographische Skizze) 1

Aufzeichnungen aus meinem Leben. (Von der Geburt bis zum Eintritt in das Noviziat 1841—1860) 12

Einleitendes.

Weltliteratur 17

I. Zur Literatur Spaniens und der noch übrigen romanischen Völker.

Die spanische Literatur 25

1. Die romanische Frühzeit 27
2. Das spätere Mittelalter 30
3. Die Blütezeit 32
4. Der Niedergang 39
5. Die Neuzeit 40
6. Die Literatur im spanischen Amerika 43
7. Die katalanische Literatur 47

Der Cid in Geschichte und Poesie 48

1. Der geschichtliche Cid 48
2. Das älteste lateinische Cid-Gedicht 62
3. Die Crónica rimada 66
4. Das Poema del Cid 71
5. Die Romanzen vom Cid 78

Die hl. Theresia von Jesus (1515—1582) 88

Calderons Autos 90

Calderon und seine Werke (1600—1681) 109

Calderon-Literatur 113

Merkwürdige Calderonstücke in der Übersetzung Pasch 127

Zum Jubiläum des Don Quijote (1605—1905) 130

Der spanische Humorist P. Joseph Franz de Isla (1703—1781) . . 133

„Don Juan" in der Bearbeitung des Don José Zorilla y Moral (1818 bis 1893) 188

Seite

Das Wiederaufleben der katalanischen Poesie 189
Die Atlantis des katalanischen Dichters Jacinto Verdaguer (1845—1902) . 206
Die geistlichen Dichtungen Verdaguers 224
Luis de Camoens (1524—1580) 239
Camoens' Leben 256
Die Lusiaden 263
Anthero de Quental (1842—1891) 285
Die Volkssprache auf Malta 288

II. Zur Literatur Deutschlands.

Die deutsche Literaturentfaltung im Gesamtbild 290

A. Die deutsche Literatur des Mittelalters 292

I. Periode. Anfänge und erstes Aufblühen 292
II. Periode. Blüte, höfische und Volks-Dichtung . . . 294
III. Periode. Nachblüte und Niedergang, bürgerliche Zunftdichtung 296

B. Die deutsche Literatur der Neuzeit 297

I. Periode. Zeit der kirchlichen Revolution und des Glaubenskampfes 298
II. Periode. Zeit der Erschöpfung und Gelehrtenpoesie . . 300
III. Periode. Zeit der Aufklärung und politischen Revolution. Entwicklung einer neuen klassischen Blütezeit 302
IV. Periode. Zeit der Gegenrevolution. Romantik . . . 305
V. Periode. Zeit der unausgesöhnten Gegensätze. Nachfolger der Klassiker und Romantiker 308

Die deutschen Katholiken und die Literaturgeschichte (R. König — W. Lindemann — A. Muth) 316
Die vier Heymonskinder 332
Der Verfall der deutschen Volksliteratur und Kunst im 16. Jahrhundert . 333
Deutsche Bildung und Wissenschaft im 16. Jahrhundert 353
Friedrich von Schiller (1759—1805). Zum hundertsten Gedächtnistage seines Todes 372
Schillers Jugenddichtungen als Jugendlektüre für Schule und Haus . . 390
Meine Stellung zu Goethe (1749—1832) 392
Goethes „Faust für Schule und Haus" 394
Johann Gottfried von Herder (1744—1803) 394
Herders Cid 407
Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750—1819) 416
Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg . . 430
Karl Theodor Körner (1791—1813) 431
Dorothea von Schlegel (1763—1839) 432
Klemens Brentano (1778—1842) 485
Eichendorffs Leben und Dichtungen 491
Joseph von Eichendorff (1788—1857) 492
Franz Grillparzer (1791—1872) 513

Seite
Wilhelm Smets (1796—1848) 518
Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848) 522
Heinrich Heine (1799—1856) 524
Börne (1786—1837) und Heine (1799—1856) 525
Dr Christoph Bernhard Schlüter (1811—1884) 526
P. Gall Morel O. S. B. (1803—1872) 534
Alban Stolz (1808—1883) 546
Alban Stolz im Leben 547
Franz Graf Pocci (1807—1876) 551
Oskar von Redwitz (1823—1891). „Odilo" 553
Rudolf von Gottschall (1823—1909). „Maria de Padilla" . . . 558
Leo Luzian von Roten (1824—1898) 582
Viktor von Scheffel (1826—1886) 583
Ein Trauerspiel von Karl Landsteiner (1835—1908) 584
Leo van Heemstedes (geb. 1842) dramatisches Gemälde „Mathusala" . . 585
Der Dramatiker Hans Herrig (1845—1892) [Nero 1883 — Columbus 1887] 592
Vom Bühnenwesen in Deutschland [J. Schwering — Hans Herrig] . . 601

III. Zur Literatur Englands und der angelsächsischen Sprachgebiete.

Englische Literaturkunde 605
Shakespeare (1564—1616) 606
Shakespeare und die katholische Kirche 611
Shakespeares Religion 614
William Dunbar (1460—1520) 635
Sir Walter Scott (1771—1832) 639
Lady Georgiana Fullerton (1812—1885) 651
Ein wahrer Robinson (P. William H. Anderdon [1816—1890]) . . 674
Benjamin Disraeli (seit 1876 Earl of Beaconsfield) als Romanschriftsteller (1804—1881) 675
Altirische Sagen und Geschichten 695
Altirische Marienlitanei 729
Aubrey de Vere (1814—1902) 730
Geschichte der nordamerikanischen Literatur 762
Die Romantik in Nordamerika 766
Der amerikanische Dichter Edgar Allan Poe (1809—1849) . . . 767
Rudyard Kipling (geb. 1865). Ein angloindischer Erzähler und Dichter . 791

IV. Die Literatur der skandinavischen Länder.

Geschichte der skandinavischen Literatur 807
Die Dichtung auf Island im 15. und 16. Jahrhundert 814
Isländische Dichter der Neuzeit 817
Das altnordische Sonnenlied. Ein christlicher Gesang der Edda . . 821
Die Edda 845
Völuspá 852
Ein protestantischer Mariendichter. Bischof Brynjólfr von Skálholt . . 855
Gisli Brynjúlfsson (1827—1888). Ein neuisländischer Dichter . . . 871

Seite

Brynjúlfssons Gedichte 877
Esaias Tegnér (1782—1846) 878
Die Frithjof-Sage 887
Die Literaturgeschichte Norwegens 892

1. Erste Ansätze zu einer eigenen Literatur (1750—1830) . . . 893
2. Sturm und Drang. Romantik (1830—1860) 895
3. Die Modernen (1860—1892) 899

Henrik Ibsen (1828—1906) 902

Namenverzeichnis 929

† Alexander Baumgartner.

(Biographische Skizze.)

St Gallen ist eine der ehrwürdigsten Pflanzstätten christlicher Literatur und Kultur in deutschen Gauen, allen Freunden germanischer und mittelalterlicher Forschung wohlbekannt. Denn die alte Stiftsbibliothek, eine der ältesten Deutschlands, birgt noch heute einen Schatz der merkwürdigsten Denkmäler aus jener frühen Zeit, obwohl seit einem Jahrhundert ein Bistum und ein Kanton an die Stelle der mehr als tausendjährigen Abtei getreten sind. Im Schatten dieses ehrwürdigen Heiligtums wurde Alexander Baumgartner am 27. Juni 1841 geboren. Der Vater, Gallus Jakob Baumgartner, war im Revolutionsjahr 1830 an Stelle des Gründers des Kantons, Müller-Friedberg, Haupt der Kantonsregierung geworden, ward bald auch eines der angesehensten Mitglieder der schweizerischen Tagsatzung und geistiger Führer der liberal-fortschrittlichen Partei, welche schon damals eine völlige Umgestaltung der eidgenössischen Bundesverfassung anstrebte. Die unabhängige Stellung, welche er jedoch 1841, seinem unbestechlichen Rechtsgefühl folgend, in der aargauischen Klosterfrage behauptete, zog ihm die unversöhnliche Feindschaft seiner bisherigen Parteigenossen zu und führte ihn in kirchenpolitischen Fragen auf die Bahn einer völlig kirchlichen Politik, während er in rein politischen Fragen ein Freund und Vorkämpfer eines vernünftigen Fortschritts blieb. Infolge seiner kirchlichen Haltung heftig verfolgt, 1847 aus den kantonalen und eidgenössischen Behörden verdrängt, stand er ungebeugten Mutes in der Presse und im öffentlichen Leben für die Lebensinteressen des katholischen Volkes ein, bis er 1858, in die schweizerische Bundesversammlung von 1859 als erstes Mitglied von St Gallen gewählt, wieder zu entscheidendem Einfluß gelangte. Schon nach zwei Jahren entfesselte sich aber ein neuer Sturm wider ihn, dem diesmal der Eintritt seines Sohnes in die Gesellschaft Jesu als Vorwand dienen mußte.

Dieser lebte bis zum 15. Jahre im elterlichen Hause, besuchte aber die Primarschule seiner Vaterstadt und dann die unteren Gymnasialklassen in St Gallen und später in Chur, wohin die ganze Familie im Jahre 1854 für einige Zeit übersiedelte. Die Mutter, bei ihrer Verheiratung noch Protestantin, trat 1846 in den Schoß der katholischen Kirche zurück und

teilte ihren Kindern jene innige Liebe und Begeisterung mit, welche sie nach langem Ringen im Vollbesitz der Wahrheit gefunden. Die folgenden Gymnasialklassen absolvierte der lebhafte und geweckte Knabe an der Klosterschule zu Einsiedeln, die zwei letzten an dem neuerrichteten Jesuitenkollegium Stella Matutina in Feldkirch. Nachdem er hier die österreichische Maturitätsprüfung „mit Vorzug" bestanden, trat er, mit Gutheißung, ja zur großen Freude seiner Eltern, im Herbst 1860 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Gorheim bei Sigmaringen.

Dieser Schritt des Sohnes war für die Eltern mit den größten Opfern verbunden. Da eine jüngere Tochter bereits ein Jahr zuvor bei den Damen vom heiligsten Herzen eingetreten war, so waren sie nun für ihre alten Tage völlig vereinsamt. Der Eintritt des Sohnes bei den Jesuiten aber wurde von den Führern der radikalen Partei wirklich in tollster Weise ausgebeutet, um den verhaßten Staatsmann zu stürzen. Dieses gelang zwar nicht unmittelbar; aber durch die unaufhörliche Agitation wurde seine Stellung doch erschüttert, und im Jahre 1864 wurde er abermals aus der Regierung verdrängt. All diese Opfer trug indes der greise Staatsmann mit ungebeugtem Edelsinn, zufrieden, Gott das Liebste dargebracht zu haben, was er auf Erden hatte. Er widmete die letzten Jahre umfangreichen geschichtlichen Werken und starb am 12. Juli 1869, nachdem er noch wiederholt den Trost gehabt, seinen Sohn bei sich zu sehen. Dieser hatte inzwischen seine Studien zu Münster i. W. und zu Maria-Laach fortgesetzt und war seit 1867 Lehrer am Kolleg in Feldkirch geworden. Nach des Vaters Tod wurde er wieder nach Maria-Laach versetzt, um dort den theologischen Studien obzuliegen. Am 30. Juni 1872 empfing er daselbst durch Weihbischof Baudri die heilige Priesterweihe. Als aber endlich die langersehnte Zeit priesterlichen Wirkens in Deutschland gekommen schien, machte das inzwischen erlassene Jesuitengesetz allen Hoffnungen ein Ende. Im Dezember zog er mit einem Teil der Laacher Jesuiten nach Ditton-Hall in Lancashire und vollendete hier den theologischen Kursus. Seine zweite öffentliche Predigt hielt er schon in englischer Sprache. Nachdem er dann in Holland noch das letzte religiöse Probejahr, das sog. Tertiat, bestanden, wurde er im August 1874 von seinen Obern als Mitarbeiter den „Stimmen aus Maria-Laach" zugeteilt und hat sich seither — 36 Jahre — in stiller Zurückgezogenheit dieser anspruchslosen Tätigkeit gewidmet.

Daß er nicht ganz aus der Art geschlagen, beweist die gründliche Biographie seines Vaters, welche er 1892 (Freiburg, Herder) herausgab, und welche die historischen Werke desselben in wertvoller Weise ergänzt. Sie zeigt eine genaue Vertrautheit mit den politischen Anschauungen des Vaters, eine eingehende Kenntnis der neuen Schweizergeschichte, einen politischen Scharfblick und ein maßvolles Urteil, die des Vaters nicht unwürdig sind.

Das Buch hat selbst bei den politischen Gegnern hohe Anerkennung gefunden und eine gerechtere Beurteilung des vielverfolgten Staatsmannes angebahnt. Ergänzungen dazu bieten der von dem Sohne herausgegebene III. Band der „Geschichte des Kantons St Gallen" 1890 und die Lebensskizze des Bischofs Dr Karl Johann Greith 1884.

Auch in den „Stimmen" hatte P. Baumgartner gelegentlich das historische und politische Gebiet gestreift, so in einer Reihe von Artikeln über die kirchenrechtlichen Verhältnisse und die neuere Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (Jahrg. 1877, 1878), über das moderne Italien (1881), über die Geschichte der Reformationszeit, im Anschluß an das Werk Janssens (1882), welcher auf Baumgartners Urteil großes Gewicht legte.

Die eigentliche Lieblingsneigung P. Baumgartners ging indes von Jugend an weniger auf Geschichte und Politik als auf Poesie und Literatur. Schon mit 11 Jahren versuchte er Fabeln Lafontaines in deutsche Reime zu übersetzen, mit 16 Jahren lieferte er Gedichte, die von andern des Druckes würdig befunden wurden. Auf der Studentenbühne spielte er die ersten Rollen und hatte für das Theater das größte Interesse. Beim Eintritt in den Orden konnte er den Seinigen schon zwei Bändchen Gedichte als Andenken zurücklassen. Während der weiteren Studienjahre aber widmete er der Poesie wenig Pflege mehr, sondern warf sich mit ungeteiltem Eifer auf das Studium der scholastischen Philosophie und Theologie, obwohl diese ernsten Fächer nicht immer ganz nach seinem Geschmacke waren. Diese sieben ersten Jahre waren indes auch für seine literarische Bildung von größtem Nutzen. An dieser soliden Nahrung gewann er jene geistige Kraft und Selbständigkeit, die sich nicht nur von den Modekrankheiten der modernen Literatur nicht berücken ließ, sondern auch an den Irrtümern der gefeiertsten Geistesheroen eine unbefangene, objektive Kritik zu üben wagte. So ausgerüstet, fand er sich bald wieder in seinem früheren Lieblingsfache zurecht und breitete seine Studien darin auf einen immer weiteren Kreis aus.

Schon seine ersten Reiseskizzen aus Schottland (1875, später als Buch gesammelt 1884, 2. Auflage 1895) erwarben ihm in hohem Grade die Gunst des katholischen Publikums und fanden auch in weiteren Kreisen Beachtung. Ein Lessing verhimmelnder Aufsatz in Sybels Zeitschrift veranlaßte ihn dann, „Lessings religiösen Entwicklungsgang" einer ernsten Kritik zu unterziehen, die ursprünglich sich auf ein paar Artikel beschränken sollte, aber schließlich zu einer Broschüre anwuchs, die 1876 erschien und Joh. Janssen in solchem Grade befriedigte, daß er den Verfasser aufforderte, eine deutsche Literaturgeschichte zu schreiben. Dieser hatte sich aber inzwischen bereits in die Dichtungen Longfellows vertieft und besprach dieselben, mit zahlreichen Übersetzungsproben und in einer anziehenden Schrift (1877), die später zu einem

Buche erweitert wurde (1887). Die Abfassung einer deutschen Literaturgeschichte wurde nunmehr ernstlich ins Auge gefaßt, aber Baumgartner hielt es für nötig, für eine solche erst durch weitere monographische Arbeiten die erforderlichen Bausteine vorzubereiten.

Unwichtigeres beiseite lassend, beschloß er vor allem, eine umfassende Biographie Goethes auszuarbeiten, welche naturgemäß auch Herder, Wieland, Schiller und die Romantiker in ihren Bereich ziehen und so einen der Hauptabschnitte der neueren Literaturgeschichte umspannen würde. Behufs leichterer Ausführung wurde der Stoff in vier kleinere Schriften zerlegt, die in den Jahren 1879, 1882 und 1886 erschienen; 1885—1886 konnte auch das Gesamtwerk in drei Bänden ausgegeben werden. Es wurde von den Goethe-Enthusiasten als ein pietätloser Angriff auf den größten deutschen Dichter hart angelassen und sehr verschrieen, sachlich jedoch nicht widerlegt und brach sich darum auch in Kreisen Bahn, welchen der katholische Standpunkt des Verfassers nicht eben sympathisch war. Gegenüber den krankhaften Auswüchsen der Goethe-Anbetung und der Goethe-Philologie wurde es von nicht wenigen als eine erlösende Tat empfunden. Joh. Janssen und A. Reichensperger standen mit Wärme für das Werk ein; mehrere deutsche Kardinäle, viele deutsche Bischöfe, Gelehrte und Parlamentarier drückten dem Verfasser ihre volle Zustimmung aus. Eingehende Sachkenntnis und Beherrschung der gesamten Goethe-Literatur gestanden ihm auch manche Gegner zu, die den Geist des Werkes sonst schroff ablehnten. Es hat in jedem Falle klärend und läuternd gewirkt und leistet jedem praktische Dienste, der Goethes Leben und Werke genauer studieren will. Wer es unbefangen liest, wird auch finden, daß Baumgartner das Genie Goethes und den poetischen Wert seiner Hauptwerke in vollem Maße anerkennt, und daß seine Kritik mehr die Anbeter des sterblichen Heroen als dessen Person trifft.

Wie wenig es Baumgartner darum zu tun war, „dem deutschen Volke seinen größten Dichter zu verleiden" (so Meyers Konversationslexikon), mag man schon daraus abnehmen, daß die Ausarbeitung des Werkes durch eingehende Studien über Calderon und Vondel sowie eine mehr als halbjährige Reise durch den Norden (Island, Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland, Dänemark) unterbrochen wurde, so daß es ihm Mühe kostete, den Faden des unterbrochenen Werkes wieder aufzunehmen, zumal er nun weit mehr Lust verspürte, statt einer „deutschen" eine „allgemeine" Literaturgeschichte zu unternehmen. Noch vor Vollendung des Goethe-Werkes erschien die Biographie Joost van den Vondels (Herder 1882), nach dem Urteil der kompetentesten holländischen Vondelkenner die beste und umfassendste Biographie des holländischen Dichterfürsten, der Sonettenkranz „Die Lauretanische Litanei" (1883), das Festspiel „Calderon" (1881) und die Übersetzung der isländischen Mariendichtung „Die Lilie" (1884).

Hätte Baumgartner wirklich in feindlicher Absicht, wie sie ihm fälschlich angedichtet wurde, Goethe bekämpfen wollen, so hätten ihm seine Kritiker dazu reichlich Anlaß geboten. Er hat dieselben aber getrost sich selbst und dem Publikum überlassen und sich nunmehr fast ausschließlich ganz davon abliegenden Literaturstudien zugewandt. Manches davon wurde in seine illustrierten Reisewerke „Nordische Fahrten. I. Island und die Färöer, II. Durch Skandinavien nach St Petersburg" (1889, 1890) verwoben. Weit mehr erweiterte sich aber der Kreis seiner Studien in den Aufsätzen für die „Stimmen", welche eine ungewöhnliche Vielseitigkeit und unermüdlichen Fleiß voraussetzen. Da begegnen uns neben sorgfältigen Essays über Calderon, Camões, Tasso, Ibsen auch die russischen Romanziers Gogol, Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi, die neueren katalanischen Dichter, besonders Verdaguer, und aus dem angelsächsischen Sprachgebiet Lady Fullerton, Poe, Aubrey de Vere. Endlich kündigte eine lange Reihe von Aufsätzen über orientalische Literaturen, besonders das Mahâbhârata und das Schâhname, an, daß Baumgartner sich wirklich zur Ausarbeitung einer allgemeinen Literaturgeschichte anschicke. Als deutlicherer Vorbote erschien 1894 die eingehende Monographie über das „Râmâyana und die Râma-Literatur der Inder".

Schon die metrischen Übersetzungen, welche Baumgartner in seine verschiedenen Werke eingestreut hat, könnten mehrere Bändchen füllen und genügen, ihn auch als formgewandten Dichter auszuweisen. Wenn er sich nicht mehr der Dichtkunst selbst beflissen, so dürfte das wohl seiner Überzeugung zuzuschreiben sein, daß es wertvoller ist, durch gesunde Auffassung der Literaturgeschichte die vorhandenen Schätze der Literatur zu fruchtbarem Einfluß zu bringen, als die vorhandene Tagespoesie durch neue Versuche zu mehren.

Der Sonettenkranz „Die Lauretanische Litanei" ist sichtlich dem Wunsche entsprungen, der Himmelskönigin eine nicht bloß innige, sondern auch geistig gehaltvolle und durch Formschönheit ausgezeichnete Huldigung darzubringen. Baumgartner hatte sich dazu nicht an deutschen Sonettisten, sondern an Petrarca selbst geschult, für dessen künstlerische Feinheit er sehr begeistert war. Die isländische „Lilja" des Eystein Ásgrimsson zog ihn aus ähnlichen Gründen an; auch hier verbindet sich ein mächtiges lyrisches Gefühl mit auserlesener Skaldenkunst. Baumgartner hat die Dichtung mit einer gewissen Freiheit behandelt, doch gibt seine Übersetzung meist auch die feinsten Nuancen des Textes wieder. Das Festspiel „Calderon" wurde durch die Jubelfeier des spanischen Dichters im Jahre 1881 angeregt[1]. Die spanische Regierung

[1] Mit Calderon war Baumgartner schon viel früher, und zwar praktisch, bekannt geworden. Als Theaterintendant für die Schulbühne des Gymnasiums seines Ordens in Feldkirch hatte er 1867 Calderons „Kreuzerhöhung" für die Aufführung daselbst bearbeitet. Doch wurde zu seinem Verdruß schließlich dem „Verborgenen Edelstein" Wisemans der Vorzug gegeben. (Aufzeichnung für das Schuljahr 1867—1868.)

hatte einen Preis für das beste Festgedicht ausgesetzt; seltsamerweise war aber die Jury, welche über den „katholischen" Dichter κατ' ἐξοχήν und dessen Verherrlichung entscheiden sollte, aus lauter Nichtkatholiken zusammengesetzt. Anstatt sich dieser Jury zu unterwerfen, brachte Baumgartner in seinem Festspiel gerade diesen sonderbaren Gegensatz zum Ausdruck: als Typen moderner Weltanschauung geben Spinoza, Nathan der Weise und Faust ihr Urteil über Calderon ab, Hispania aber setzt demselben die katholische spanische Auffassung gegenüber, und in einer lebendigen Festprozession, die mit einem verkürzten Auto endet, zeichnen die Hauptgestalten der Calderonschen Poesie in wirklich poetischer Weise deren unerschöpflichen Reichtum und religiöse Schönheit und Erhabenheit. Das Stück gewann Dr Fastenrath das lebhafteste und uneingeschränkteste Lob ab, es erschien noch zum Feste in spanischer Übersetzung und überflügelte das preisgekrönte Festgedicht Edmund Dorers an Gehalt wie an Schönheit der Form.

Auch sonst wurde Baumgartner durch Festgelegenheiten zu dichterischen Hervorbringungen mancher Anstoß gegeben. So entstanden seine gedankenvollen Festkantaten zu den verschiedenen Jubiläen der Päpste Pius IX., Leo XIII., Pius X. und zu großen kirchlichen Erinnerungstagen außergewöhnlicher Art, so die poetischen Nachrufe zum Andenken katholischer Vorkämpfer, eines Ozanam, Windthorst, Janssen, Steinle. Bei der Jubelfeier der Marianischen Sodalitäten in Aachen 1880 und bei der Eröffnung des katholischen Vereinshauses zu Wesel im gleichen Jahre trug er durch seine Dichtungen zur Hebung der Feierstimmung nicht wenig bei. Die Jubiläen des Bischofs Greith von St Gallen 1881, des Bischofs Boermans von Roermond 1888, vorab aber das Fest Leos XIII. 1893 wurden von ihm dichterisch verherrlicht. Sein Festgedicht zum Zentenarium der Wallfahrt zu Kevelaer 1892 und seine Huldigungsstrophen an die jugendliche Königin von Holland 1898 fanden wärmsten Anklang auch in weiteren Kreisen Unbeteiligter. Zuweilen richtete er auch einen poetischen Gruß an hervorragende Männer der Öffentlichkeit, die zurzeit die Blicke besonders auf sich zogen: an Windthorst in der „Germania" 1883, an Johannes Janssen[1] in

[1] Die vieljährige vertraute Freundschaft Baumgartners mit dem großen Historiker ist hinlänglich bekannt. Sie ist für Baumgartner vielfach anregend und wohltuend gewesen, hat aber auch Fernstehenden den Anlaß geboten, völlig unbegründeterweise u. a. öffentlich gegen ihn den Vorwurf zu erheben, als ob er durch seinen meisternden Einfluß die einseitige Vorliebe Janssens für die Gotik verschuldet habe. Dieser Vorwurf entbehrt jeglicher Grundlage und ist, wie Baumgartner mündlich wiederholt versicherte, das gerade Gegenteil der Wahrheit. Auch in den handschriftlichen Aufzeichnungen, die er hinterließ, heißt es zum Jahre 1889: „Differenzen mit Janssen wegen der einseitigen gotischen Richtung, gegen die Schneider (Mainz), Graus (Graz) u. a. vorgehen."

der „Alten und Neuen Welt“ 1885, an den Dichter von „Dreizehnlinden“ im „Deutschen Hausschatz“ 1893. Bei Gelegenheit des Priesterjubiläums, das sein Freund Joh. Janssen in Frankfurt 1885 begehen konnte, wurde ein Festspiel Baumgartners, „Die Kinder der Germania“, zur Aufführung gebracht und auch als Manuskript zu Frankfurt in den Druck gegeben[1]. In das gleiche Jahr 1885 fiel das Zentenar des Vorkämpfers kirchlicher Freiheit, Gregors VII.; die „Stimmen aus Maria-Laach“ und nach ihnen die „Germania“ brachten die Dichtung Baumgartners „Canossa — Salerno“. Auch die Enthüllung des Siegesdenkmals auf dem Niederwald im September 1883 hatte den Dichter zu einer schmerzvollen poetischen Vision angeregt; die „Stimmen aus Maria-Laach“ druckten das merkwürdige Gedicht ohne den Namen des Verfassers (XXV 341) mit der Aufschrift: „Ein Traum“.

Schon recht früh hatte Baumgartner zu dichten begonnen, und früher als gewöhnlich hatten Gedichte von ihm die Probe der Öffentlichkeit zu bestehen. Eine Trauerdichtung auf den Tod seines Onkels, des begabten Schweizer Dichters Jakob Reithard in Zürich (1857), machte zuerst als Einblattdruck die Runde, gewann Zustimmung und fand alsbald Abdruck in einem der öffentlichen Blätter. Seit dieser Zeit erschienen auch Gedichte von ihm in den „Monatsrosen“, dem Organ des Schweizerischen Studentenbundes, dem er seit 1856 angehörte. In Pustets Regensburger Marienkalender, der mit poetischen Beiträgen von Baumgartner am meisten bevorzugt worden ist, war sein Name 1875 zum erstenmal zu finden. Reichliche Dichterspenden von ihm brachte seit 1878 der „Hausfreund“, seit 1882 der „Frankfurter Volkskalender“; die „Germania“ hatte schon 1872 mehrere Gedichte von ihm aufgenommen, und der alte Kehrein als erfahrener Dichterfreund hatte 1875 zwei Stücke von ihm gedruckt.

Bei all dieser dichterischen Fruchtbarkeit schritten auch die ernsteren Arbeiten Baumgartners rüstig voran, und neben seinen eigentlichen Berufsstudien fand er noch Kraft, in den verschiedensten öffentlichen Organen für die Sache einzutreten, die ihm heilig war. Das Verzeichnis seiner Arbeiten enthält von 1874 an eine Reihe von englisch geschriebenen Korrespondenzen für die katholische Wochenzeitung The Tablet, nicht wenige Beiträge für die „Germania“, die „Deutsche Reichszeitung“, den „Deutschen Hausschatz“, die „Alte und Neue Welt“, später auch zur „Kölnischen Volkszeitung“, zum Wiener „Vaterland“, zu katholischen Blättern der Schweiz und zu mehreren österreichischen und holländischen Provinzzeitungen. Von 1877 bis 1883 hatte

[1] Die Angabe in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (LXXIX 363), das Stück sei in Amerika gedruckt worden, beruht auf Verwechslung mit einem andern Stück, über dessen Druck Verhandlungen stattfanden, ohne daß über das Ergebnis etwas bekannt wäre.

Baumgartner regen Anteil an der Abfassung der „Katholischen Missionen", die er nicht nur mit tüchtigen Artikeln, sondern auch mit selbstgezeichneten Missionskarten trefflich auszustatten wußte. Bedeutende Hilfe leistete er für die 2. Auflage des katholischen Kirchenlexikons, wo man seinem Namen häufig begegnet; für die Neuauflage des Staatslexikons bearbeitete er den Artikel „Theater". Ein fleißiger Mitarbeiter war er für die „Literarische Rundschau"; dann und wann nahmen auch die „Historisch-politischen Blätter" etwas von ihm auf. Man kann solche publizistischen Gelegenheitsarbeiten bei ihm zurückverfolgen bis 1865, da er in eine katholische Schweizer Zeitung über Petrus Canisius geschrieben hatte, Artikel, die auf Betreiben seines Vaters zu einer kleinen Broschüre vereinigt wurden. Abgesehen von einigen kürzeren Notizen im „Vorarlberger Volksblatt", fällt seine nächste schriftstellerische Tat in den Herbst 1869. Die „Katholische Bewegung", damals im 2. Jahrgang stehend, brachte (471—484) von ihm ohne Nennung seines Namens einen volkstümlich gehaltenen Aufsatz über „Maria-Laach", der jedoch nur zum geringsten Teil der alten Abtei und ihrer Geschichte, vielmehr fast ganz der dortigen Jesuitenniederlassung gilt und unmerklich aus der bloßen Beschreibung in die Verteidigung und warmherzige Anerkennung übergeht. Auch in den „Stimmen aus Maria-Laach" wurde bereits für den zweiten Jahrgang 1872 eine Arbeit von ihm zugelassen (II 165—178), ein ausführliches Referat über den von John Morris neu herausgegebenen Bericht des alten Missionärs John Gerard die Pulververschwörung betreffend. Der Aufsatz war von Baumgartner ganz selbständig gearbeitet, aber da er zurzeit die Studien noch nicht vollendet hatte und noch nicht zum Priester geweiht war, hielt man im damaligen Anfangsstadium der Zeitschrift für geratener, daß der Name eines der bekannteren Patres ihm als Deckname diene; der Aufsatz ist unterschrieben von seinem Geschichtsprofessor P. Renward Bauer, unter dessen Leitung er arbeitete. Man kann sagen, daß Baumgartners publizistische Tätigkeit mit 1872 eigentlich beginnt, in den darauf folgenden 25 Jahren aber sich weithin verzweigt und noch immer vervielfacht habe. Trotz dieser zahlreichen und achtbaren Leistungen, welche der regelmäßigen Mitarbeit zu den „Stimmen aus Maria-Laach" zur Seite gingen, konnte es bei Baumgartners außergewöhnlicher Arbeitskraft gelingen, daß 1897 die ersten zwei Bände der „Weltliteratur" ans Licht traten[1], die

[1] Zuweilen ist in öffentlichen Besprechungen angenommen worden (z. B. in „Literar. Rundschau" XXXVI 161; „Allgem. Rundschau" VIII, Nr 17, S. 292), P. Baumgartner habe für diese Riesenaufgabe (wenigstens für den mehr mechanischen Teil) „die Hilfe eines großen Stabes geschulter Amanuenses" zur Verfügung gehabt. Diese Vermutung trifft in keiner Weise zu. Baumgartner war ganz auf sich selbst gestellt. Er hat nie eigentlich eine Hilfe gehabt und hätte sich bei seiner Art zu arbeiten derselben auch nur schwer bedienen können. Das Register des einen oder andern Bandes ließ

mit freudigem Staunen aufgenommen wurden und allgemein Anerkennung fanden. Band III und IV folgten 1901. Als der V. Band, die „Französische Literatur", 1904 hinzukam, lagen die vier vorausgegangenen alle bereits in 4. Auflage vor. Neuauflagen der Reisebilder gingen dem zur Seite; bis 1906 hatten alle drei Bände der „Nordischen Fahrten" ihre 3. Auflage erreicht; dem Sonettenkranz der „Lauretanischen Litanei" (zuerst 1883) war schon 1904 derselbe Erfolg beschieden.

Baumgartners Wohnsitz hatte, seit er 1875 zum zweitenmal aus England zurückgekehrt war, mehrfach gewechselt, doch folgte er seit 1878 dem jeweiligen Standort der Schriftleitung der „Stimmen aus Maria-Laach". Dies führte ihn aus dem gastlichen Schloß Tervueren bei Brüssel, wo die gräfliche Familie Robiano den vertriebenen Ordensmännern hochherzig Aufnahme gewährt hatte, erst nach den großen Häusern seiner Ordensprovinz im holländischen Limburg und endlich, im Herbst 1899, nach Luxemburg, wo für den Arbeiterstab der Zeitschriften „Stimmen aus Maria-Laach" und „Die Katholischen Missionen" ebenso freundlich wie zweckentsprechend ein eigenes Schriftstellerheim eingerichtet worden war. Vieles schien ihm hier wohlzutun, die gesunde Luft, die herrliche Fernsicht aus seinem schöngelegenen, hellen Zimmer, das friedlich-traute Zusammenleben mit Arbeits- und Gesinnungsgenossen, die seinen Wert zu schätzen wußten. Doch über all dem emsigen Schaffen war allmählich der Lebensabend hereingebrochen und gestaltete sich zusehends trüber. Körperliche Beschwerden und Leiden nahmen zu, die Schaffenskraft war nicht mehr die nachhaltige wie früher. Die alten Freunde wurden durch den Tod hinweggenommen. Der auserlesene Kreis A. Reichensperger, Steinle, Janssen, Münzenberger, dem er so viel Anregung verdankte, war wie hinweggefegt. Im Literaturleben der Nation kamen immer mehr jene Strömungen zur Vorherrschaft, die er mißbilligte, und im engeren Kreise der katholischen Literatur vollzogen sich Wandlungen und wagten sich Erscheinungen hervor, die er auf das entschiedenste verwarf. Persönliche Kränkungen blieben nicht aus, offene und versteckte Angriffe. Sein verdienstvolles Goethewerk wurde nun auch bei vielen Katholiken zum Schreckpopanz. Der V. Band der „Weltliteratur" wurde gleich anfangs von mehreren Seiten ungünstig besprochen: nebensächliche Dinge, welche den Wert des Werkes nicht berührten, mußten dafür

---

er zuweilen durch Ordensgenossen, in der späteren Zeit durch auswärtige Arbeitskräfte herstellen; zur 3. Aufl. von „Island und die Färöer" 1902 und der „Reisebilder aus Schottland" 1906 wurden ihm Druckkorrektur und Register von Ordensbrüdern besorgt, aber nicht ohne daß er die Kontrolle behielt und die Korrekturen überwachte. Abgesehen hiervon ist ihm bei all seinen Arbeiten, zumal den literarhistorischen, eine Unterstützung durch andere nicht beschieden gewesen. (Vgl. hierüber auch den Nekrolog in der „Köln. Volkszeitung" 7. September 1910, Nr 753, S. 2.)

den Anhalt bieten. Manche erfaßten nicht Anlage und Aufgabe des Bandes im Rahmen des Gesamtwerkes, aus andern sprach die gehässigste Parteisucht.

Baumgartner war sich bewußt, mit diesem Bande eine ungeheuere Arbeit bewältigt und auch hier etwas Tüchtiges geleistet, ein Werk von bleibendem Werte geschaffen zu haben. Mochte die feindliche Stimmungsmache ihm auch Abbruch tun, der schöne Band fand trotzdem seinen Weg, und Baumgartner, wenn auch im Innern verwundet, fuhr unverdrossen in der Arbeit fort. Es war eine schier unermeßliche Lektüre, die der neue Band, die „Italienische Literatur", zur Vorbedingung hatte. Trotzdem war Baumgartner wiederholt so weit gediehen, daß er glaubte, in absehbarer Zeit einen Termin der Vollendung bestimmen zu können; immer wieder traten Krankheiten oder andere Störungen dazwischen, zuletzt noch neben dauernder Unpäßlichkeit die unliebsame Verstrickung in den sog. „katholischen Literaturstreit".

Soweit persönliche Gegensätzlichkeiten oder geschäftliche Berechnungen hierbei etwa mithineinspielen mochten, war Baumgartner nicht Partei und wollte es nicht sein. Aber er war auf dem Gebiete der schönen Literatur ein vielerfahrener Veteran, der Behüter erprobter und geheiligter Traditionen, ein aufmerksamer Beobachter, ein Mann von klarem Blick und festen Grundsätzen. Als daher die Parteien mit Streitbroschüren aufeinanderstießen, allenthalben die Geister sich verwirrten und eine völlige Verkehrung der öffentlichen Meinung zu befürchten schien, durfte Baumgartner nicht länger schweigen. In zwei Artikeln der „Stimmen aus Maria-Laach" 1909 prüfte er eingehend die Ansprüche und Aufstellungen, die von den zwei Seiten zur Geltung gebracht wurden. „Die katholische Belletristik und die Moderne" wandte sich gegen neuere „Reform"bestrebungen, die, prinzipiell verfehlt, statt einer Reform nur Verirrung und Verwirrung zu stande gebracht hatten. Der zweite Aufsatz, „Literarische Gegensätze unter den deutschen Katholiken", sollte Klarheit schaffen über die sich befehdenden Parteipositionen. Schon der nächste Artikel zu Anfang 1910, „Die katholische Kirche und die neuere Literatur", lenkte jedoch die Blicke hinweg von dem Streite, um zu einigem katholischen Zusammenwirken und zum positiven Aufbau nach dem Geiste der katholischen Kirche die Gemüter zu bereiten. Diese drei Artikel, vereinigt und durch bedeutungsvolle Zusätze im Vorwort und Nachwort vermehrt, ließ Baumgartner, von vielen Seiten dazu aufgefordert, bald auch als Broschüre erscheinen.

Diese bedeutungsvolle programmatische Broschüre war die letzte seiner zahlreichen Schriften, die P. Baumgartner noch vollendet sah. Am 27. Juni 1910, dem Tage, da er in das 70. Lebensjahr eintrat, erfreute ihn der erste Korrekturbogen zu seiner „Italienischen Literaturgeschichte", dem VI. Band der „Weltliteratur", und durch besondere Rücksichtnahme der Verlagshandlung

wurde der Druck so energisch gefördert, daß fast jeder Tag neue Druckproben auf seinen Schreibtisch niederlegte. Das gab viel Arbeit für einen kranken, alten Mann, hielt ihn aber munter. Allgemein fiel der Umgebung sein frohes und frisches Wesen auf. Am 20. Oktober 1910 sollten 50 Jahre sich erfüllen, seitdem Alexander Baumgartner in den Orden eingetreten war, und seine Freunde freuten sich schon auf diesen Tag, um den so reich Verdienten festlich zu ehren. Da stellte in der vorletzten Augustwoche ein scheinbar unbedeutendes Unwohlsein sich ein, wie es bei ihm in den letzten Jahren häufig vorgekommen war. Bald traten ernstere Symptome hervor. Das Herz schien den Dienst zu versagen; es arbeitete schwach und mit beängstigender Unregelmäßigkeit; es zeigten sich die Ansätze einer beginnenden Wassersucht. Manche in der Umgebung nährten noch immer Hoffnung, namentlich nachdem es dem Eingreifen des Arztes gelungen war, die Herztätigkeit wieder mehr zu beleben. Bis Sonntag den 4. September hatte der Kranke sich tagsüber an seinem Schreibtisch behauptet, wo seine Bücher standen und seine Druckbogen ihm vor Augen lagen. Ein zweiter Arzt, der zur größeren Beruhigung an diesem Tage zugezogen wurde, bestand jedoch darauf, daß er zu Bett bleibe und sich jeder Sorge um seine Arbeit entschlage. Der Kranke selbst sprach jetzt die Ahnung aus, daß dies das Ende bedeute. Bis zum Nachmittag des 5. September lag er meistens ruhig und ohne Klage und bei klarem Bewußtsein, das erst gegen Abend zu schwinden begann. Rascher als man nach dem bisherigen Verlauf erwartet, vollzog sich die Auflösung. Das volle Bewußtsein kehrte nicht wieder; mit dem Schlag der zehnten Abendstunde war das Leben entflohen, als eben der Priester die Sterbegebete vollendet hatte.

Die Bestattung der Leiche auf dem öffentlichen Friedhofe zu Luxemburg am 8. September war denkbar einfach, das eines weltvergessenen Ordensmannes. Nicht Blumen noch Kränze, nicht Reden noch Gesänge, nicht Deputationen oder Zuströmen Teilnehmender aus der Ferne. Priester der Stadt aus dem Welt- und Ordensklerus kamen viele, um ihr Gebet mit dem der Leidtragenden zu vereinigen; die Firma Herder hatte aus Freiburg einen Vertreter gesandt; einige nähere Freunde aus der Stadt schlossen dem Geleite sich an. Die Ehrung des Hingeschiedenen bestand in der tiefen Trauer und Ergriffenheit seiner nächsten Umgebung, welche die Größe ihres Verlustes klar erkannte.

Im übrigen war die Teilnahme eine große, unter den treuen Katholiken Deutschlands eine allgemeine. Trauerkundgebungen liefen von allen Seiten ein, auch aus den höchsten, einflußreichsten und verehrungswürdigsten Kreisen. In der ganzen Presse wurde des Toten gedacht, vielerorts mit großer Achtung: aber auch wo Feindseligkeit hervortrat, lag die Anerkennung einer außergewöhnlichen geistigen Bedeutung den Gehässigkeiten zu Grunde.

Was Alexander Baumgartner als Mensch gewesen ist, was als Priester und Ordensmann, was er entsagt und geopfert und in welchem Umfang er zum Guten gewirkt hat, das steht in einem Buche eingetragen, das vor menschlichen Blicken nicht offen liegt. Wenige haben den merkwürdigen und bedeutenden Mann ganz erkannt. Was er aber geleistet hat als Dichter und Schriftsteller, wie vieles davon auch unbekannt geblieben und weithin in die Winde zerstreut sein mag, das bleibt verewigt in einem Denkmal wie kein Künstler es ihm reicher und prächtiger würde gestalten können, in den 25 Bänden der Werke, die er zurückgelassen hat.

Aufzeichnungen aus meinem Leben

(von der Geburt bis zum Eintritt in das Noviziat 1841—1860[1]).

1841—1847. Ich wurde den 27. Juni 1841 in St Gallen geboren. Mein Vater war der Landammann Gall Jakob Baumgartner, damals erstes Mitglied der Kantonsregierung und einer der einflußreichsten Staatsmänner der Schweizerischen Eidgenossenschaft, an deren Leitung er sich als erstes Tagsatzmitglied für St Gallen beteiligte. Bis dahin liberal und Führer der Liberalen, nahm er in diesem Jahre eine entschieden konservativere Richtung ein und erkärte sich in der aargauischen Klosterangelegenheit unumwunden für das gute Recht der Kirche. Meine Mutter, Anna Elisabeth Reithard von Küßnacht (Kanton Zürich), geb. 22. Januar 1802, war eine fromme, gläubige Frau, aber damals noch protestantisch. Der Vater war fünf Jahre älter, geb. 15. Oktober 1797 und war schon einmal verheiratet gewesen mit einer geb. Sinz, einer Tochter des Arztes des letzten Abtes von St Gallen. Sie brachte die letzten Jahre ihres Lebens im Irrsinn zu, eine harte Prüfung für den vielbeschäftigten Mann. Aus der Ehe mit ihr lebten drei Kinder Leo, Berta, Angela, deren sich meine Mutter so liebevoll annahm, als wären es ihre eigenen Kinder gewesen.

Am 29. Juni wurde ich in der St Galluskapelle, dem ältesten Heiligtum des Landes, getauft. Pate war mein Onkel Thaddäus Baumgartner, Gemeindeammann von Rorschach[2], und Nannette Wegelin geb. v. Zolli-

---

[1] Unter dem Titel Curriculum vitae („Mein Lebenslauf") hat P. Baumgartner kurze Aufzeichnungen hinterlassen, die zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben wurden und die Hauptvorkommnisse bis zum Ende 1906 Jahr für Jahr verzeichnen. Vom Eintritt in den Orden an werden jedoch die Notizen so dürftig und skelettartig, daß sie für Fernstehende des Interesses fast ganz entbehren, abgesehen vielleicht von der einen oder andern nebensächlichen Bemerkung. Der Bericht über seine Jugendzeit bis zum Eintritt in den Orden schien aber die Mitteilung zu verlohnen.

[2] Geboren 1795, starb kinderlos 1857.

kofer[1], eine Protestantin und Frau des Kantonsrichters Wegelin, der ein sehr braver konservativer Protestant war. Beide haben ihre Patenpflichten treu erfüllt und mir viel Liebe erwiesen. Gott segne sie dafür!

Meine ersten Jahre brachte ich in dem Hause zum „Vögeli" zu, wo ich geboren wurde; es gehörte einem Bäcker und lag nahe an den zwei Hauptkirchen der Stadt. Später kaufte der Vater das hohe, schmale Haus zum „Reh" an der Brühlgasse, das mit der einen Front nach einem Garten und nach dem Brühl hinausging. Hier hatte ich die Jahrmärkte in nächster Nähe.

Der zwei Stiefschwestern kann ich mich nicht erinnern. Sie starben, während ich Kind war, rasch nacheinander. Sie sollen schöne, talentvolle Mädchen gewesen sein. Berta erhielt ihre Ausbildung in dem protestantischen St Katharinenstift in Stuttgart. Ich fand später noch verschiedene Literaturbücher, die daran erinnerten, so eine deutsche Chrestomathie von Schwab, die mir sehr nützlich war. Leo war viel älter als ich (geb. 1823). Ich erinnere mich nur, daß er viel zeichnete, und daß ich von ihm meinen ersten Zeichenunterricht erhielt. Mein Spielgenoß war die jüngere Schwester Pia, die zwei Jahre nach mir (1843) geboren wurde. Ich mußte fast immer zu Hause sein, lernte bei Mama Lesen und Schreiben und konnte beides schon gut, als ich im Oktober 1847 die Elementarschule der Vaterstadt zu besuchen anfing. Leo kam schon vorher nach Wien und dann nach Italien.

1847—1853. Die Ereignisse des Sonderbundes übten einen drückenden Einfluß auf unser Familienleben. Papa ward aus der Regierung verdrängt. Das Haus zum „Reh" ward verkauft und mit einer Mietwohnung vertauscht. Später wurde vor der Stadt eine eigene gekauft mit großem Garten, was uns Kindern sehr gesund war. Wir brauchten 20 Minuten zur Schule. In der schlimmsten Periode des Sonderbundes war Papas Leben bedroht. Ich selbst wurde seinetwegen einmal von einem bösen Weib gröblich mißhandelt und durfte einige Zeit nicht zur Schule gehen.

Das Schulhaus und daneben die liebliche Kinderkapelle lagen am schönsten Platze der Stadt, einem der imposantesten der Schweiz, dem alten äußeren Klosterhof. Gegenüber lag die Kathedrale, das Bischöfliche Palais, das Regierungsgebäude, das Zeughaus. Nahe stand die Post und die renovierte protestantische Laurenzkirche.

Die Schulen waren sehr gut. Es waren etwa 300 Kinder, je etwa 50 Knaben und 50 Mädchen bei *einem* Lehrer, die Gegenstände, Lesen, Schreiben, Rechnen, Biblische Geschichte und Schweizer Geschichte, auf 6 Klassen verteilt. Wir waren nicht überbürdet und lernten gut.

---

[1] Sie blieb P. Baumgartner treugewogen bis zu ihrem Tod um die Mitte der siebziger Jahre, etwa 1875.

Der Lehrer der unteren zwei Klassen hieß Oberholzer, der der mittleren Büchel, der der oberen Federer. Ich war bei allen fast unbestrittener Primus und wurde als solcher auch von den Kindern geachtet. Körperlich aber war ich schwach und zog bei allen Spielen den kürzeren.

Ich durfte nur wenige meiner Gespielen besuchen, so die Kinder des Bibliothekars Gmür, die des Advokaten J. J. Müller, des Präsidenten Höfliger und des Kaufmanns Winterhalter. Mit ersteren spielte ich oft in der Bibliothek und wurde in diesem merkwürdigen Lokal früh heimisch. Wir lasen Messe und predigten, wofür die Gmürs alle Paramente besaßen. Wir hatten auch ein Puppentheater, kleine Pistölchen und Kanönchen. Ich hatte den merkwürdigsten Widerwillen gegen das Klavierspiel, bis man mich zwang, es selbst zu lernen.

Im Frühjahr 1850 machte ich meine erste Beicht bei Bischof Johann Petrus Mirer, einem ebenso ehrwürdigen als freundlichen Greis. Am 7. September 1851 erhielt ich von ihm die heilige Firmung. Pate war der Bibliothekar Leonhard Gmür. Schon um diese Zeit war ein Brief von mir im „Tagblatt der Stadt St Gallen" veröffentlicht. Das Jahr weiß ich nicht genau. Ich war aber erst 9—10 Jahre alt[1]. Es war ein Begleitschreiben zu einem Almosen, das für ein notleidendes Dorf in der Schule gesammelt wurde. Alle Schüler mußten einen Begleitbrief schreiben. Meiner wurde als der beste mitgeschickt; er gefiel den Leuten so, daß sie ihn an die Zeitung schickten, und, obschon diese meinem Vater höchst feindlich war, druckte sie ihn ab.

Im Frühjahr 1853 übte unser Lehrer mit den besten Zöglingen drei Stücke von Christof Schmid ein: „Der Eierdieb" — „Der Kaminfeger" und „Emma oder kindliche Liebe". Ich erhielt in allen wichtige Rollen. Die Stücke wurden gegen Entrée mit großem Beifall aufgeführt. Ein Mädchen verliebte sich in mich. Ich verstand aber gar nicht, was das bleierne Herz sollte, das sie mir schenkte, und warf es ihr vor die Füße.

Den 3. April [1853?] empfing ich nach langer sorgfältiger Vorbereitung die erste heilige Kommunion. Ich war dabei so ergriffen, daß ich in lautes Weinen ausbrach. Doch begann noch am selben Tag ein innerer Kampf, der mir ebenso rätselhaft ist wie jener wundersame Trost, der mich beglückte.

Ich las viel und schrieb viel. Lieblingsbücher waren Kampes „Robinson" und „Entdeckung Amerikas" — Reisebeschreibungen, besonders Cookes Weltumsegelung, Gailers Orbis pictus, eine Weltgeschichte in Biographien — Annegarn. Ich zeichnete viel und gut und wollte Maler werden, wogegen aber Papa entschieden protestierte.

Oktober 1853 bis Ostern 1854. Erstes Gymnasialsemester an der Kantonsschule in St Gallen. Von der ängstlichen häuslichen Überwachung

[1] An anderer Stelle gibt Baumgartner das Datum 1853.

kam ich zu plötzlich in zu viel Freiheit und ward ein heilloser Schlingel — ein rechter Lausbub —, studierte wenig, zeichnete viel und machte nichts als dumme Streiche. Strafe folgte auf Strafe. Ich war ganze Stunden auf den Knien, von den Kameraden als Märtyrer gefeiert und stets guter Dinge. Papa war fort in Chur, wo ihn Eisenbahnangelegenheiten hingerufen hatten. Er war eine der Hauptstützen der Südostbahn-Gesellschaft geworden. Die Weltpriester, die das Gymnasium leiteten, hatten wenig pädagogische Befähigung und verschlimmerten das Übel, dem sie steuern wollten. In den oberen Klassen stand es besser. Der Unterricht war auch in den unteren gut. Von meinen Lehrern hat sich keiner bemerklich gemacht außer der Geographielehrer Alois Lütolf, ein guter Historiker, und der Zeichenlehrer Völker, der zu Kaulbachs Schule in München gehörte. Er nährte meinen wieder auftauchenden Plan, Maler zu werden. Denn das Zeichnen war mir das Liebste von allem.

Ostern 1854 bis Oktober 1855. Weitere Gymnasialstudien an der gemischten, d. h. vorwiegend protestantischen Kantonsschule in Chur. Frommes Stillleben mit meiner Schwester in dem schönen Laurerschen Hause. Überladung mit Studien nach dem Fächersystem. Morgens 7—12 Stunden, nachmittags 2—4. Dazu Exerzieren am Sonntag und Donnerstag. Blaue Uniform mit weißen Knöpfen und roten Nähten. — Im Sommer kommt Pia nach Riedenburg. Der Vater hatte versucht, sie in einem protestantischen Institut unterrichten zu lassen mit Religionsunterricht durch Professor Gmely zu Hause; aber es wurde so über Gregor VII. ꝛc. geschimpft, daß ihm die Geduld riß. — Im Herbst ließ man mich meine erste Reise machen, im alten Postwagen von Chur nach Rorschach. Von hier nahm mich Papa mit auf eine allerliebste kleine Fußreise: Konstanz, Schaffhausen, Rheinau, Hohentwiel, Reichenau, Arenenberg, Frauenfeld, Rorschach. Zu Hause fühlte ich mich sehr allein. Eine Maskerade an Fastnacht brachte mich in die Familie Salis-Soglio und in die Familien Pedolin und Baldini. Kinderball. Meta und Berta. Die älteren Töchter schreckten mich mit dem infamen Libell des Dr Joos[1] gegen die Messe. Sonst hatte das protestantische Wesen viel Lockendes. Papa merkte das zeitig und dachte auf Änderung. Mein Krawall mit Professor Sgier und die Nationalitäteneifersucht zwischen Germanen und Romanen trösteten mich über die Änderung. Im Herbst 1855 Fußtour am Calanda nach Pfäfers, Ragaz und Luziensteig.

Oktober 1855 bis Oktober 1858. Die III., IV. und V. Gymnasialklasse in Einsiedeln; Ferien in Rorschach. — Im ersten Jahre war Klassenprofessor P. Klemens Hegglin, später Musikdirektor, im andern Heinrich

[1] Wilh. Joos, Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österr. Konkordat vom Jahre 1855, Schaffhausen 1858 in 3. Aufl.

v. Rickenbach, später in Montecassino, im dritten Basil Oberholzer, später Abt. Wir trugen die Soutane. Der Wallfahrtsort machte tiefen Eindruck, der Familiengeist versöhnte mich mit dem schlichten, harten und armen Regime. Unterricht gut, praktisch — nach der alten ratio studiorum. Praktische Bildung zum Latein, zu gutem Stil und Eloquenz. Viel Deklamation und Theater: Strelitzen von Babo, Preziosa (Zigeuner) — Bild im Walde — Sängerfahrt, Homeriden. — Einfluß des P. Gall Morel. — Cicero, Sallust, Homer, Virgil, Ovid. Dichtübungen. Poetische Versuche.

Zwiespalt brachte der „Schweizer Studentenverein", dessen Fest in Appenzell ich 1856 beiwohnte und dem ich bald darauf beitrat. Wir schrieben eine Zeitung, „Das Waldröslein", die alle 14 Tage erschien.

Am 7. Oktober 1857 starb mein Onkel, der Dichter J. J. Reithard in Zürich. Sein Tod machte tiefen Eindruck. Ein Gedicht auf ihn ward erst als Flugblatt, dann im „Neuen Tagblatt" gedruckt — ich war erst 16 Jahre alt. — Das Studium des Englischen förderte die Poesie und das Interesse daran. — Im Sommer 1858 erhoben sich Klagen gegen unser Blättchen, unser „Archiv" wurde konfisziert, ich mit Relegation bedroht, nur durch P. Basil und den Abt gerettet. Über diese „Verfolgung" erstattete ich beim Vereinsfest in Freiburg einen hochpathetischen Bericht, während P. Marty, jetzt Bischof von Dakota[1], ein Programm gegen das Vereinsunwesen schrieb und darin meinen Vater zitierte. Genug, damit reifte der Plan, mich von Einsiedeln wegzunehmen.

Oktober 1858 bis Oktober 1860. Ich kam nach Feldkirch in das neue Jesuitenkolleg. Auf P. Rothenflües Rat meldete ich mich als Hospitant zur Philosophie, arbeitete mich im ersten Semester im Griechischen, im zweiten in der Mathese nach — und war am Jahresschluß, mit Überspringung der VI. Klasse, der dritte unter circa 16 Schülern der VII. Klasse, der erste im Latein und deutschen Aufsatz. Professor war Fr. Rudolf Cornely. 1859/60 machte ich regelrecht die VIII. Klasse und das Abiturium, als Primus unter 15 Mann — Vorzug in Deutsch und Mathese. — Ich wollte Jus studieren. P. Faller intervenierte indes und riet nochmalige Prüfung. Ferien in Rorschach sehr angenehm. Im Herbst 1859 war Vereinsfest in Zug, wobei ich Luzern, Schwyz und Unterwalden zum erstenmal sah. 8. September 1860 wohnte ich dem Spiel in Oberammergau bei, dann dem Vereinsfest in Wil. Dann Abschiedsbesuche in Zürich, Männedorf, Einsiedeln und St Gallen. 18. Oktober Abreise ins Noviziat.

---

[1] P. Martin Marty O. S. B., geb. zu Schwyz 1834, Apostol. Vikar von Dakota seit 1879, starb als Bischof zu St Cloud (Minn.) 19. September 1896.

Einleitendes.

Weltliteratur[1].

Der moderne Weltverkehr hat die Völker der Erde einander in einer Weise nahegerückt, von der noch das vorige Jahrhundert keine Ahnung hatte. Englische, französische, deutsche Blätter zirkulieren über den ganzen Erdball hin, Japanesen und Chinesen studieren an europäischen Schulen, indische Philosophie ist ein eigener Wissenszweig geworden, wie einst die Götterlehre der Griechen und Römer, skandinavische und slavische Literaturberichte sind fast ebenso zugänglich wie einst das Neueste aus den Pariser Salons, orientalische Kongresse versammeln sich beinahe alle Jahre, und europäische Druckereien müssen immer noch neue Typen gießen lassen, um bald Hieroglyphen, Runen und Keile, bald die Schriftzeichen noch entlegenerer Völker und Stämme zu vervielfältigen. Wie es eine Homer-, Dante-, Shakespeare-, Molière-, Goethe-, Schiller-Literatur gibt, so füllt die Literaturgeschichte einzelner Völker, ja nur einzelner Perioden eine ganze Bibliothek. Und das erweitert sich jedes Jahr durch Bücher und Broschüren, Revüen und Zeitschriften, ja fast jedes Tagesblatt häuft neues Material auf: neue Funde, Manuskripte, biographische Notizen, Detailaufschlüsse, Konjekturen, Vergleiche. Von den Spezialzweigen sondern sich immer neue Spezialitäten ab, und wer sich nicht in eine solche vergräbt, der wird bald zu seinem Verdruß gewahren, daß er schon nach Jahresfrist nicht über jedes Detail auf dem laufenden ist. Die Sprachengabe eines Mezzofanti würde, auch verdoppelt, nicht ausreichen, das ganze, ungeheure Literaturgebiet einigermaßen quellenmäßig zu beherrschen. Besonders seit der Roman sich an die Stelle des Epos gesetzt, ist die sog. „schöne Literatur" wahrhaft tropisch ins Kraut geschossen, nicht mehr Garten oder Park — sondern Prairie. Die Tauchnitz Edition of British Authors, die großenteils aus Romanen, und zwar noch den besten besteht, ist schon längst über zweitausend Bände angewachsen und wächst noch monatlich an. Wer kann alle diese Bände lesen, der sonst noch sein Tagewerk hat und sonst noch Neues lesen will? Aber jeder Monat, jede Woche bringt neue Romane. Englische Misses spinnen ihre Liebes-

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXVI (1884) 573—580.

abenteuer, Pariser Roués ihre Gemeinheiten und deutsche Literaten ihre halbverliebten Kulturstudien zu ein-, zwei-, drei-, vierbändigen Romanen aus. Die Tragödien werden wieder in Romane, die Romane in Komödien, die Komödien in Novellen verarbeitet, aus den Novellen wachsen kleine Epopöen und aus diesen wieder lyrische Gedichte hervor. Die Schulmeister machen Chrestomathien daraus, die Buchhändler zeitgemäße Auswahlen, die Dichter neue Gedichte; die Rezensenten aber kritisieren alles, Romane, Tragödien, Komödien, Novellen bis herab aufs Epigramm, zanken sich mit den Schriftstellern und unter sich, und zuletzt ruft der ganze Chorus als „Schriftstellerverband" die Polizei zu Hilfe, um der ungeheuern Fruchtbarkeit zu steuern. Während der Schwarm der Rezensenten fliegt, hüpft, sticht, saugt, mit den Flügeln schlägt, summt, lobsingt und hummelartig brummt, kriechen mit zahllosen Fühlern die Kommentatoren herbei, legen aus und ein, bauen Zellen und Waben, die Bibliographen und Bibliophilen fassen Register darüber ab, die Kritiker en gros bestreuen alles haufenweise mit Pfeffer, die Grammatiker, Lexikographen, Stilisten, Essayisten zapfen Extrakte daraus, trockene wie nasse. Die Literaturhistoriker aber bringen alles in Fluß, seihen alles Produzierte, drücken etliche hundert oder tausend Schriftsteller hinaus, beleben die zurückgebliebenen mit prometheischem Feuer und rangieren die kleineren um die größeren herum. Aus der Literaturgeschichte vereinzelter Perioden erwächst die eines ganzen Landes und endlich durch Zusammenstellung der verschiedenen Völker die „Allgemeine Literaturgeschichte" — die Weltliteratur, während in umgekehrter Richtung wieder das Allgemeine durch alle erwähnten Stadien herab ins Besondere gezogen, das Studium der Literatur schließlich wieder Anregung neuer Poesie wird.

Manchem, der in dieses Babylon hineinblickt, mag es schwindeln vor den zahllosen Namen, Sprachen und Werken, die, vom Dampf der Presse in allen Ländern umhergewirbelt, unter unsäglichem Geschrei verkündet, sich unaufhörlich drängen und verdrängen, die kein Aug' und Ohr mehr beherrschen kann. Mancher mag die Zeit eines Cicero selig preisen, wo etwas römische Rhetorik und griechische Poesie und Philosophie hinreichte, ein *ἀνὴρ καλὸς κἀγαθός* zu sein, oder die Zeiten eines Dante und Petrarca, wo die eine, lateinische Sprache der Schlüssel zugleich zur Poesie, zur Philosophie und Theologie, zu aller Kunst und Literatur war, die Landessprache aber ungesucht sich an dem lateinischen Vorbild zur schönsten Fülle und Harmonie entwickelte. Die größten Dichter aller Völker haben wirklich kaum von ihren Nachbarvölkern geschöpft; sie haben sich aus ihrem eigenen Volksleben heraus und allenfalls an den klassischen Vorbildern der Alten, der Römer noch öfter als der Griechen, gebildet.

So sehr indes die Verflachung, Ideenverwirrung, Geschmacksverirrung, alexandrinische Kleinkrämerei, seichte Romanschreiberei und das noch seichtere

Rezensententum unserer Tage einen ernsteren, wahrhaft gebildeten Geist von dem wirren Büchermarkt der Weltliteratur zurückschrecken müssen, um nach dem alten Spruch non multa, sed multum sich in stiller Beschaulichkeit an wenigen, aber echten Kunstwerken zu erlaben, so ist eine vollständige Flucht in diesem Sinne doch deshalb nicht möglich, weil die unendliche Flut des täglich gedruckten Papiers unter überwiegendem Quark doch vieles Wertvolle und Wissenswürdige mit sich führt. Eine wirkliche Bereicherung wahrer Bildung liegt darin, außer den besten Werken seines eigenen Volkes und der altklassischen Literatur auch die Meisterwerke anderer Nationen einigermaßen zu kennen, über die literarischen Leistungen und Zustände der übrigen Völker und Zeiten wenigstens einige Orientierung zu besitzen, kleinliche, nationale Vorurteile abzuschleifen und, soweit es die Kürze des Menschenlebens erlaubt, seinen Gesichtskreis über das geistige Leben der ganzen Erde auszudehnen. Eine „Allgemeine Literaturgeschichte" hat darum ihre Berechtigung, und es ist kein bloßer Zufall, wenn sich schon eine ganze Reihe von Werken nicht mit einer oder der andern Spezialliteratur, sondern mit sämtlichen Literaturen der Welt zugleich befassen.

Der nächstliegende, praktische Zweck einer „Allgemeinen Literaturgeschichte" ist nun wohl der eines handlichen Nachschlagebuchs, das uns über die wichtigsten Schriftsteller und deren Werke orientiert und uns als Führer dienen kann, diesen oder jenen Autor, diese oder jene Periode, dieses oder jenes Volk, je nach Wunsch oder Bedürfnis, genauer zu studieren. Ein höheres Ziel ist einem solchen Buche darin gesteckt, daß es, bei aller Treue eines kompendiösen bibliographischen und biographischen Führers, das umfangreiche Detail zu faßlichen, charakteristischen Gruppen gestaltet, in welchen das Wesentliche hervor-, das Unwesentliche zurücktritt, das Charakteristische der einzelnen Perioden und Völker sich deutlich abhebt und der geistige Zusammenhang zwischen den einzelnen Schriftstellern und der Nation selbst sich faßlich erklärt. Ein noch höheres Ziel ist in der Solidarität des gesamten Menschengeschlechtes geboten. Wie nämlich die Literatur nächst der Religion und Wissenschaft der bedeutendste Gradmesser für das geistige Leben eines Volkes ist, so spiegelt sich in der Entwicklung und dem Zusammenhang der Literatur das geistige Leben der Menschheit überhaupt, sowohl nach den bloß menschlichen, natürlichen Kräften, die in ihr ruhen, als nach dem göttlichen Element, das durch die Offenbarung erleuchtend, erziehend und führend den natürlichen Kräften zu Hilfe kommt. Die Literaturgeschichte muß sich hier notwendig der Theologie und dem religiösen Leben der Völker, vor allem aber der einzig wahren, von Gott geoffenbarten Religion nähern und von ihr Licht empfangen, wenn sie nicht selbst zu einer halt- und zwecklosen Phantasmagorie, zu einem bunten Phantasiespiel der Völker herabsinken will.

Seit Friedrich v. Schlegel seine 1812 in Wien gehaltenen, noch heute lesenswerten Vorlesungen — Geschichte der alten und neuen Literatur — herausgab, ist nun von katholischer Seite kein Versuch mehr gemacht worden, diese schwierige und umfangreiche Aufgabe zu lösen. Von anderer Seite dagegen hat man nicht nur einzelne Teile des weiten Gebietes, sondern auch die allgemeine Literaturgeschichte selbst dazu ausgebeutet, das Geistesleben der katholischen Völker herabzusetzen, die Kirche zu schmähen, antikirchliche Ideen zu preisen, antikes und orientalisches Heidentum auf Kosten des Christentums in den Himmel zu erheben und auf dem Gebiete der Poesie und Literatur ganz offen den seichtesten Naturalismus — ein freies Menschentum ohne Gott, Offenbarung und Kirche — zu proklamieren.

Bei diesem Stande der Dinge konnte Norrenbergs Werk[1] nur mit Dank und Freude willkommen geheißen werden. Es war zunächst ein entschiedener Protest gegen jene vollständig antikirchliche und antichristliche Mißhandlung der Literaturgeschichte; es war ein kräftiger Emanzipationsversuch, das katholische Geistesleben auf diesem Gebiete von Urteilen und Anschauungen zu befreien, die sich mit unserem Glauben nicht in Einklang bringen lassen; es war eine mannhafte Independenzerklärung gegen jene Professorenweisheit, die mit ihrer antichristlichen Unfehlbarkeit die öffentliche Meinung und besonders das literarische Leben tyrannisiert.

Norrenberg machte kurzen Prozeß. Er setzt das „abgetane" Christentum wieder dahin, wohin es gehört. Wie Christus das Zentrum der ganzen Weltgeschichte, so ist das Christentum auch der Mittelpunkt der gesamten Kultur- und Literaturgeschichte. Auf seinen Eintritt bereiten die vier vorgehenden Jahrtausende vor, und in den folgenden ist es der leuchtende Herd und die fruchtbarste Quelle aller geistigen Bildung. Als wahre Religion hat es allein das menschliche Leben mit göttlichem Adel umkleidet, dem Verstand die höchsten Wahrheiten erschlossen, dem Willen die edelsten Ziele gesteckt, Phantasie und Gefühl aus niedriger, tierischer Sphäre erhoben und die ganze Natur durch eine harmonische Weltanschauung verklärt. Vergeblich sucht die Kunst sich seinem Einfluß zu entringen und in heidnischem Sinne zum „Menschlichen" zurückzukehren: wo sie es tut, verfällt sie dem Niedergang, unwürdiger Leidenschaft, Brutalität. Denn das Christentum ist nicht bloß der Quell der reinsten und schönsten religiösen Poesie, es allein verleiht auch den übrigen Beziehungen des Menschenlebens wahre Weihe und Würde. Wo es nicht hingedrungen, oder wo es frevelnd vertrieben wurde, zieht der Fluch der Sünde in das geistige Leben der Menschheit ein und trübt und vergiftet auch den Born des Schönen. Nur umdüstert und verzerrt finden

[1] Allgemeine Literaturgeschichte. Von Dr Peter Norrenberg. 3 Bde, gr. 8°, Münster 1881—1884, Russel.

wir dann in den Gesängen der Völker die Ideale wieder, durch die allein die Menschheit ihrem ewigen Ziele nahetritt. So familiär diese Wahrheiten aber den Katholiken auch sein mögen, so wichtig ist es, sie auf dem Gebiete der Literatur lebendig vor Augen zu haben. Alles wird dadurch in eine andere Beleuchtung gerückt, und zwar in die einzig wahre. Denn welcher wahre Fortschritt der Bildung liegt darin, Tausende von Kampf- und Liebesliedern aus allen Zonen und Winkeln der Erde zu kennen, wenn uns dabei die ehrwürdigsten Überlieferungen abhanden kommen, der Sinn für das Erhabene, Große und Göttliche sich nahezu verliert?

Ungleich schwieriger als diese religiöse Seite der Aufgabe war die materiell-technische und eigentlich literaturhistorische. Das Gebiet ist unabsehbar, ohne Hilfe anderer nicht zu beherrschen. Katholische Vorarbeiten aber lagen noch wenige vor. Norrenberg mußte sich deshalb in vielen Partien selbst durch das weite Labyrinth durcharbeiten, und wo seine linguistischen Kenntnisse ihn im Stiche ließen, Spezialforschungen nichtkatholischer Forscher benützen. Wie weit dies der Fall war, habe ich nicht zu verfolgen gesucht. Das umfangreiche Literaturverzeichnis weist genugsam aus, daß er sich nicht nur eine möglichst ausgedehnte Erudition zu erwerben bemüht war, sondern auch aus den jeweiligen Spezialschriften die wichtigsten und gründlichsten zu seinem Studium heranzog. Daß er dabei sich aber aus dem Gebotenen, sei es aus den Quellen selbst oder an der Hand verläßlicher Gewährsmänner, ein möglichst selbständiges Urteil zu bilden suchte, ist aus der lebendigen, originellen und oft recht treffenden Charakteristik ersichtlich, die eine ernste Durcharbeitung voraussetzt. Die wichtigsten europäischen Literaturen, nämlich die romanischen und germanischen, sind dem Verfasser offenbar selbst zugänglich gewesen, und an ihren Kritikern hat er selbst wieder Kritik geübt.

Was die Gruppierung betrifft, so hat Norrenberg das weite Gebiet in fünf größere Gruppen geteilt. Das I. Buch umfaßt die vier vorchristlichen Jahrtausende. Ausgehend von der Bibel, führt er uns über Babylon und Ägypten, Indien, China, Japan, Persien, Arabien, die Türkei nach Hellas und Rom. In dieser Vorhalle des Christentums sind auch die sog. „Naturvölker" und die „talmudischen Juden" untergebracht. Das II. Buch beginnt mit einem ausführlichen Bilde der großen Umwälzung, welche das Christentum im Kulturleben der gesamten Menschheit begründet hat; dann zeichnet es kurz die altchristliche Dichtung, die Dichtung der Slaven, die Neulateiner des Mittelalters und die drei Literaturen, die sich unmittelbar daran anschließen, die französische, spanische und italienische. Das III. Buch ist den andern vier hervorragenden Literaturgruppen des Mittelalters gewidmet: Skandinavien, England, Deutschland, Niederlande. Mit dem IV. Buche hebt die Neuzeit an, welche der Verfasser nicht von der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts, sondern von der sog. Renaissancezeit an datiert. Auch

hier wird zunächst die lateinische Dichtung besprochen, dann die ihr verwandte italienische, spanisch-portugiesische und französische. Das V. Buch endlich entspricht dem III., indem es uns die neuere Dichtung Englands, Deutschlands, Hollands, Skandinaviens und Osteuropas vorführt. Vielleicht hätte die Klarheit der gesamten Gliederung dadurch gewonnen, wenn die gewöhnliche Teilung der Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit zu Grunde gelegt, die drei Zeitalter dann nach Völkern und Sprachen geschieden worden wären.

Bei einem Buche, das etwa zwei- bis dreitausend Schriftsteller kurz bespricht, charakterisiert oder erwähnt, ist es dem Kritiker kaum möglich, jedes einzelne Urteil oder jedes Epitheton, das einem Urteil gleichwiegt, jedes Detail der biographischen Charakteristik, jedes Verdikt über einzelne Werke, die Zusammenstellung der literaturhistorischen Gruppen und deren Beurteilung zu revidieren. Auch in Bausch und Bogen zu loben oder zu tadeln wird da schwer, da gar viel vom einzelnen abhängt und man mit vielem einverstanden sein kann, ohne gerade jedes Urteil und jede Nüancierung desselben zu adoptieren. In manchen Fällen scheint mir die Präzisierung der Urteile darunter zu leiden, daß der Verfasser fast immer in gehobener Stimmung, in einem pathetisch-poetischen Stile schreibt, bei dem Lichter wie Schatten notwendig greller werden müssen. Eine einfachere historische Prosa-Darstellung würde wohl manche Charakteristiken etwas modifizieren, mildern oder verschärfen. In dieser Hinsicht hätte es dem Buche sicher zum Vorteil gereicht, wenn der Verfasser sich mehr die ruhige klassische Darstellungsweise Friedrich v. Schlegels als die romantisierende Eichendorffs und die pikante Scherrs zum Muster genommen hätte. Denn was immer unsere Rezensenten von „farbenprächtigen" Literaturschilderungen sagen mögen, in der Geschichte kommt es mehr auf Bestimmtheit der Linien und Feinheit des Kolorits an als auf Pracht und Farbe.

Hat Norrenberg auch die Darstellung Schlegels mit Hilfe neuerer Forschung nach vielen Seiten hin erweitert, so hat er sie doch, was die ästhetische Beurteilung betrifft, nicht immer vertieft. Dies gilt besonders von der hellenischen und römischen Literatur, welcher im Verhältnis zum übrigen Altertum und besonders zur Neuzeit lange nicht genug liebevolle Rücksicht gewidmet ist. Sophokles, Aristophanes und Virgil erhalten nicht mehr Raum als später Marianne Jung (Goethes Suleika). Von den Tragödien des Äschylos, Sophokles und Euripides ist keine einzige näher charakterisiert, von jenen des Sophokles nur die „Antigone" als „sein Meisterwerk" hervorgehoben (ein Urteil, das jedenfalls disputabel ist). Weder Plautus und Terenz noch Horaz und Ovid sind in ihrer literarhistorischen Bedeutung genugsam gewürdigt; die Oden des Horaz haben nur das Verdienst, daß der Dichter darin „auf die Natur wiederum zurückgriff"; die Metamorphosen des Ovid

„bilden eine kaleidoskopische Fülle von Bildern kosmogenetischen, mythologischen und historischen Inhalts"; Virgil aber wird, nach dem Vorgang cäsarenfressender Literaturhistoriker, als „Philister und anima candida" geradezu der Verachtung und dem Spotte preisgegeben, ohne Erwähnung, daß auf diesem Dichter, dem Führer und Vorbild Dantes, nicht nur ein großer Teil der neulateinischen Poesie, sondern auch eine Fülle mittelalterlicher und neuerer Dichtung ruht, daß Calderon und Racine, Tasso und Schiller gerade bei diesem „Philister" in die Schule gegangen sind, um das unfrisierte Kind „Naturpoesie" kämmen und bilden zu lernen. In der Jesuitenschule, deren Verdienste Norrenberg so hoch anschlägt, blieb Virgil, wie im Mittelalter, der bevorzugte lateinische Dichter, nicht bloß weil er unter den Römern der edelste und reinste Dichter war, sondern auch ein wahrhaft großer und bildender Dichter. Daß er der höfischen und der Kunstpoesie angehört, nicht der Natur- und Volkspoesie, gereicht ihm ebensowenig zum Tadel als Calderon, Tasso, Racine und Goethe. Ja wenn man den Papstdichter Leo XIII. um seine Ansicht über Virgil befragen würde, so würde er uns wohl Dantes Worte ins Gedächtnis rufen:

O du der andern Dichter Licht und Ehre,
Das Studium fromme mir, die große Liebe,
Die mich nach deinem Werke suchen hieß.

Du bist mein Lehrer, du mein Lieblingsautor,
Du bist's allein, bei dem ich mir erworben
Den schönen Stil, der mir zum Ruhme ward.

. . . Den kleinen Mängeln des Werkes, die ich nicht verschweigen wollte, stehen große Vorzüge gegenüber, welche dieselben schon vorläufig einigermaßen kompensieren. Vor allem hat Norrenberg, den unwürdigen Karikaturen Scherrs gegenüber, eine richtigere und tiefere Würdigung der altchristlichen Literatur angebahnt, die allerdings noch weiterer Pflege bedarf, wenn die älteren Kirchenväter und Kirchenschriftsteller zu ihrem vollen Rechte gelangen sollen. Weit energischer und fruchtreicher noch hat er sich in Bezug auf die neulateinische Literatur von den landläufigen Verdikten der akatholischen Literaturhistoriker emanzipiert und der lateinischen Sprache und Bildung jene Stellung vindiziert, die ein Protestant nie völlig fühlen und anerkennen kann. Da es nämlich die providentielle Stellung des Römervolkes war, Kultur und Literatur des ganzen Altertums in seinem Weltreich zu absorbieren, um dem Christentum die Wege zu ebnen, so hörte mit Romulus Augustulus die lateinische Literatur nicht auf: zur Kirchensprache erhoben, ward das Latein die universellste aller Sprachen, diente sämtlichen romanischen und zum Teil auch den germanischen Literaturen als Hauptgrundlage, war als Schul- und Gelehrtensprache ganz Europas fast zwei Jahrtausende lang die Sprache der Gelehrtenpoesie und

lebt als Sprache des Kirchengebets, der Liturgie, der Theologie, der Philosophie und Kirchenpoesie heute noch fort. Der Protestantismus hat sie nicht zu überwinden und aus der Welt zu schaffen vermocht. Nachdem Balde den Horaz in seiner eigenen Sprache übertroffen, tritt am Schluß des 19. Jahrhunderts ein Papst als Dichter in die Weltliteratur ein, um neben der unabsehbaren Vielheit des menschlichen Sprachenbabels auch die Einheit des himmlischen Jerusalem darin zu repräsentieren. Diese Bedeutung der neulateinischen Literatur hat bisher weder Schlegel noch sonst ein Literaturhistoriker genugsam hervorgehoben. Norrenberg hat sich hier ein hohes und bleibendes Verdienst erworben.

Ein ähnliches Verdienst beansprucht sein Werk dadurch, daß er es gewagt hat, auch in Bezug auf die deutsche Literatur, den katholischen Standpunkt viel energischer zu wahren als Lindemann und mit wahrem Bienenfleiße alles zu sammeln, was von katholischen Schriftstellern geleistet und von den akatholischen Totenrichtern bereits zum ewigen Untergang verurteilt war.

In einzelne Urteile (wie z. B. über Goethe, P. Gall Morel ꝛc.) mag sich Subjektives oder sogar Unrichtiges einmischen, gegen die Gesamtcharakteristik verschwindet das. Wir haben hier einmal eine Skizze der deutschen Literatur vor uns, die nicht bei den Protestanten um Gnade bettelt, sondern selbständig eine katholische Literatur in deutscher Sprache zu hoffen wagt.

Fast auf allen Punkten der weiten Linie hat Norrenberg endlich die frivolen Urteile Scherrs redressiert und die Hauptgestalten der katholischen Literatur, wie z. B. Lope de Vega, Calderon, Shakespeare, Corneille, Racine, Vondel usw., trefflich gezeichnet. Das Werk wird von selbst dazu anregen, daß durch passende Arbeitsteilung auf dem weiten Gebiete die einzelnen Gruppen der Weltliteratur noch eine eingehendere und tiefere Bearbeitung in katholischem Sinne erhalten.

I. Zur Literatur Spaniens und der noch übrigen romanischen Völker.

Die spanische Literatur [1].

Die spanische Literatur und Sprache, der Ausdruck des nationalen Geisteslebens auf dem größeren Teil der Pyrenäischen Halbinsel, wurzeln wie jene der übrigen romanischen Völker in der altrömischen Kultur, welche in Spanien frühe zu hoher Blüte gelangte. Zeuge dessen sind die römischen Klassiker spanischer Herkunft: M. A. Seneca (geb. 54 v. Chr. zu Cordova), L. A. Seneca (geb. 2 n. Chr. ebenda), M. A. Lucanus (geb. 39 n. Chr. ebenda), M. F. Quintilianus (geb. 35 n. Chr. zu Calahorra), M. V. Martialis (geb. 40 n. Chr. zu Bilbilis), J. M. Columella (geb. im 1. Jahrhundert n. Chr. zu Cadiz). Zwei Jahrhunderte später gab Spanien dem christlich gewordenen Römerreich seine ersten großen Dichter in Juvencus und Prudentius Aurelius Clemens. In der Zahl der älteren Kirchenschriftsteller ist es endlich durch den Apologeten und Geschichtschreiber Orosius (gegen Ende des 4. Jahrhunderts zu Bracara geboren), den beredten hl. Pacian (von 360 bis 390 Bischof von Barcelona), den Polyhistor St Isidor von Sevilla (570—636) und den geistlichen Redner St Ildefons von Toledo (607—669) glänzend vertreten. Auf dem dritten Provinzialkonzil von Toledo (589), welches die Bekehrung der arianischen Westgoten zum katholischen Glauben besiegelte, fanden sich bereits 64 Bischöfe und 7 Vertreter von Bischöfen ein, und wie dieses gestalteten sich auch die späteren Konzilien zu Toledo (das 17. und letzte 696) zugleich zu Reichsversammlungen, auf welchen die christliche Staatsordnung des Westgotenreichs sich aufs innigste mit der kirchlichen Organisation verband. Bevor sich indes auf dieser vielversprechenden Grundlage christliche Bildung und Literatur zur vollen Blüte entfalten konnten, ward Spanien (711) durch die Mauren erobert und mit demselben Lose bedroht, das bereits früher das christliche Syrien, Ägypten und Nordafrika getroffen hatte. Nur ein kleines Häuflein von Westgoten behauptete unter seinem Führer Pelayo

---

[1] Kirchenlexikon XI² (1899) 551,571. Mit besonderer Vergünstigung der Herderschen Verlagshandlung hier aufgenommen.

Christentum und Freiheit in den Gebirgen Asturiens und bereitete einer besseren Zukunft die Wege. Mit dem Schwerte in der Faust mußten nun erst die politischen Vorbedingungen christlicher Zivilisation Schritt um Schritt von neuem erobert werden; es entstanden mehrere Reiche, und zugleich zersplitterte sich die ältere romanische Volkssprache, wie sie sich aus der lingua romana rustica herangebildet hatte, in mehrere Dialekte. Von diesen gestalteten sich der portugiesische, der katalanische und der kastilianische zu selbständigen Sprachen. In der Folge (16. Jahrhundert) ward der kastilianische die Hauptsprache, das Spanische schlechthin. Zu den früheren Elementen trat bei dieser Gestaltung im Norden noch das Provenzalische hinzu, im Süden das Arabische, doch nur in untergeordnetem Umfange, so daß der romanische Charakter weit überwog. Vor den andern romanischen Sprachen hat das Kastilianische den Vorzug volltönender Kraft und Majestät.

Die spanisch-kastilische Literaturentwicklung wird gewöhnlich in vier Perioden geteilt, an welche sich die Gegenwart als fünfte anschließt[1]; eine teilweise selbständige Entwicklung hat die Literatur des spanischen Amerika aufzuweisen,

---

[1] Biblioteca de autores españoles, Madrid 1846—1880, 71 Bde; Colección de autores españoles, Leipsic 1860—1886, 48 Bde; Colección de escritores castellanos, Madrid 1882—1894, 105 Bde; Nicolaus Antonius, Bibliotheca hispana vetus, Matrit. 1787, 2 Bde; Id., Bibl. hisp. nova, ib. 1788, 2 Bde (spanisch: Madrid 1672 u. 1696, 2. Ausg. 1783—1788; ergänzt von R. de Castro, Biblioteca española, Madrid 1781—1786, 2 Bde); Colección de bibliofilos españoles, Madrid 1866 ff (bis 1896 32 Bde); Martinez de la Rosa, Historia de la poesia española, deutsch Frankfurt a. M. 1480; Gil de Zárate, Manual de literatura, Madrid 1843 1851, 2 Bde; Amador de los Rios, Historia critica de la literatura española, Madrid 1861—1865, 7 Bde; Georg Ticknor, Gesch. der schönen Liter. in Spanien, deutsch von Julius, Leipzig 1852 1867, 2 Bde, mit Ergänzungen von A. Wolf; Bouterweck, Gesch. der span. Poesie (sehr einseitig protest.), Göttingen 1804; Brinckmeier, Abriß einer dokum. Gesch. der span. Nationallit. bis zu Anfang des 17. Jahrh., Leipzig 1844; Derſ., Die Nationallit. der Spanier seit Anfang des 19. Jahrh., Göttingen 1850; Clarus, Darstellung der span. Literatur im Mittelalter, Mainz 1846, 2 Bde; Fr. v. Schack, Gesch. der dramat. Literatur u. Kunst in Spanien, 2. Ausg., Frankfurt a. M. 1854, 3 Bde, Nachträge 1855; Lemcke, Handb. der span. Literatur, ebd. 1855—1856, 3 Bde; Wolf Studien zur Gesch. der span. und portug. Nationallit., Berlin 1859; Dohm, Die span. Nationalliteratur, ebd. 1867; Schäffer, Gesch. des span. Nationaldramas, Leipz. 1890, 2 Bde; Böhl de Faber, Floresta de rimas modernas castellanas, Hamburgo 1821—1825, 3 Bde; Wolf, Floresta de rimas modernas castellanas, Paris 1837, 2 Bde; Mila y Fontanals, De la poesia heroica popular castellana, Barcelona 1874; Balaguer, Historia de los trovadores, Madrid 1878—1880, 6 Bde; Menendez Pelayo, Historia de las ideas esteticas en España, Madrid 1882—1889, 4 Bde; Horacio en España, Madrid 1886, 2 Bde; Blanco Garcia, Literatura española en el siglo XIX, Madrid 1891—1896, 3 Bde; Boris de Tannenberg, La poésie castillane contemporaine, Paris 1889.

weshalb ihr ein besonderer Abschnitt zu widmen ist; endlich sollen noch die nötigsten Notizen über die katalanische Literatur beigefügt werden.

1. Die romanische Frühzeit (11.—14. Jahrhundert). An den Zusammenhang mit der früheren christlich-lateinischen Bildung erinnern, nach einer Unterbrechung von mehr als 300 Jahren, lateinische Hymnen und Chroniken, deren älteste aus dem 11. Jahrhundert stammen; dann der Liber Iacobi, ein Legendenbuch aus dem 12. Jahrhundert, welches die Überlieferungen des damals schon hochverehrten Wallfahrtsortes San Jago de Compostela verherrlicht. Die Disciplina clericalis, eine von dem jüdischen Konvertiten Petrus Alfonsus im 11. Jahrhundert nach arabischer Vorlage bearbeitete Rahmenerzählung, bezeichnete dagegen den nicht unbedeutenden Einfluß, welchen jüdisch-arabische Bildung von Süden her auf die Entwicklung des spanischen Volkes ausübte. Was von der erst später gesammelten Volkspoesie (Sagen, Sprüchen, Kinderreimen, Tanzweisen) in jene Zeit hinaufreichen mag, ist schwer zu bestimmen, wenn ihr Hauptquell im allgemeinen auch sicher hier zu suchen ist. Die älteste Epik trägt das Gepräge des ritterlichen Kampfes, unter welchem der Nationalcharakter zu seiner kraftvollen Mannheit, der Volksgeist zum religiös-kriegerischen Heroismus heranwuchs. Die Zeit war zu bewegt, Land und Volk zu sehr zersplittert, als daß sich diese Kämpfe im ruhigen Spiegel eines großen Epos hätten zusammenfassen lassen. Sie fanden ihren Ausdruck nur in kürzeren epischen Volksliedern (Cantares), die erst nur im Volksmunde weiter lebten, später, zum Teil niedergeschrieben, mannigfache Neubearbeitung fanden und erst im 16. Jahrhundert zu größeren Sammlungen vereinigt wurden. Eine Anzahl derselben hat sich (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) in dem Poema del Cid und in den Mocedades (Jugendleben) del Cid nicht zum eigentlichen Epos, sondern nur zu längeren Gedichten zusammengeschlossen, die nicht im kurzen Versmaße der eigentlichen Romanzen, sondern in längeren, noch ziemlich unbeholfenen vierzeiligen Strophen (Alexandrinern) abgefaßt sind; andere, wie diejenige über „Bernardo del Carpio", „Die sieben Kinder von Lara" und der „Cerco de Zamora", haben sich nur in der Prosabearbeitung der Crónica general in ihrer kräftigen Ursprünglichkeit erhalten. Obwohl der wirkliche Cid (von den Arabern „Seid", d. h. „der Herr", von den Castilianern „Campeador", d. h. „der Kämpe", genannt), Ruy (Rodrigo) Diaz von Bibar (urkundlich zuerst 1064 erwähnt, gest. 1099), den christlichen Königen gegeneinander diente, dann Lehensmann der Mauren ward und sich erst später von diesen unabhängig machte, hat die Volksphantasie doch gerade ihn zu ihrem Liebling erkoren und gleichsam allen Ruhm der alten Heldenzeit auf ihn vereint. Das Poema hat noch starken geschichtlichen Untergrund, die Mocedades sind dagegen vorwiegend Dichtung. Der volkstümliche Stoff wurde in der Crónica general, in der Crónica special del Cid und späteren Romanzen noch weiter ausgeführt, aus-

geschmückt und vielfach verändert, so daß sich der urwüchsige trutzige Volksheld erst zum ritterlichen königstreuen Kronvasallen und endlich zum vollendeten Hofkavalier gestaltete.

Trotz dieser äußeren Wandlungen sind sich die Grundzüge des spanischen Heldenideals unverändert treu geblieben: begeisterte Anhänglichkeit an den katholischen Glauben, innige Andacht zum Erlöser, zum allerheiligsten Sakramente und zur allerseligsten Jungfrau, glühender Eifer im Kampfe wider die Ungläubigen als wider die Erbfeinde des zeitlichen und ewigen Wohles, hingebende Treue an König, Volk und Heimat, aber auch mutige Verteidigung der ererbten und verbrieften Volksrechte gegen monarchische Willkür und eigensüchtige Herrschergelüste, unbesiegliche Tapferkeit verbunden mit weiser Klugheit, uneigennütziger Rittersinn, Opfermut, Wohltätigkeit, selbstlose Teilnahme für fremdes Leid, für alle Bedrängten und Unterdrückten. Dieses Heldenideal im Kampfe mit den glühendsten Leidenschaften, mit Liebe, Eifersucht und Haß, mit den wirrsten politischen Verwicklungen und allen feindlichen Mächten der Welt bildet den eigentlichen Kerngehalt der alten Romanzenpoesie, wenn er auch häufig von andern Elementen zurückgedrängt werden mag. Selbst in den Romanzen, in welchen Maurenhelden oder schöne Maurentöchter die Hauptrolle spielen, tragen Rittertum und Liebe keine eigentlich arabisch-mohammedanische Färbung, sondern sind nach den Vorstellungen des christlichen Rittertums idealisiert. Zwischen der weltlich-ritterlichen Dichtung und der religiös-geistlichen besteht deshalb nicht nur kein Gegensatz, sondern innige Fühlung und Harmonie.

Der Hauptrepräsentant der letzteren, Gonzalvo de Berceo, hat die „Alexandreis" des Gautier von Chatillon in spanischen Alexandrinern bearbeitet (um 1230), zugleich aber auch jene religiösen Akkorde angeschlagen, welche die ganze spätere Nationalliteratur beherrschen sollten. Von seinen neun erhaltenen größeren Gedichten besingt eines die Vorzeichen des jüngsten Tages, eines das heilige Meßopfer, drei die allerseligste Jungfrau, eines das Martyrium des hl. Laurentius, die drei andern die Legende des hl. Dominikus von Silos, des hl. Ämilian und der hl. Oria (Aurea). Das Gedicht vom heiligen Meßopfer ist für die Geschichte der Liturgie nicht ohne Interesse; es bezeugt auch die innige Vertrautheit des Dichters mit der Heiligen Schrift, besonders mit dem Alten Testamente. Von den drei Madonnendichtungen ist die eine ein allgemeiner Lobgesang, der in 233 Strophen die alttestamentlichen Vorbilder Marias, ihr ganzes Leben von der unbefleckten Empfängnis bis zum Pfingstfeste und endlich die begeistertsten Lobsprüche zusammenfaßt; die zweite schildert den „Schmerz der Jungfrau am Leidenstage ihres Sohnes" in ergreifendster Weise, so daß sich selbst der Protestant G. Ticknor[1]

[1] Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Deutsch von Julius I 29.

freundlich davon angemutet fühlte; als das merkwürdigste, nicht bloß längste Gedicht Berceos (911 Strophen) bezeichnet Ticknor das dritte „Von den Wundern Unserer Lieben Frau", worin Berceo 25 wunderbare Gnadenerweisungen Marias, darunter am ausführlichsten die Rettung des Theophilus, erzählt; L. Clarus[1] rechnete es noch als Protestant „zu den schönsten Erzeugnissen gläubiger, einfältiger, poetisch erregter Phantasie, die das Mittelalter in seiner Kindlichkeit hervorgebracht".

Wie die „Alexandreis" (Poema de Alexandro), so schließt sich auch das Libro de Apolonio an eine französische Vorlage an, ebenso einige kleinere Gedichte, wie „Der Streit zwischen Seele und Körper" und „Der Streit zwischen Wasser und Wein". Den ersten Ansatz zu dramatischer Poesie bildet das Misterio de los reyes magos. In die Zeit zwischen 1330 und 1343 fällt das allegorisch-satirische Werk (Libro de cantares) des Juan Ruiz, Erzpriesters von Hita, welches im Rahmen einer fortlaufenden Haupterzählung (in etwa 6000 Versen) die verschiedensten Fabeln, Schwänke und Geschichten, weltliche wie religiöse Lieder aneinander reiht, in überaus gewandter, echt poetischer Darstellung, aber mit einer derben Mischung des Heiligen und Gemeinen, die stark an Chaucers Canterbury Tales erinnert, und deren kecken Humor man jedenfalls nicht nach dem Maßstab späterer, weniger naiver Zeit beurteilen darf. Die eingestreuten lyrischen Stücke haben ein sehr volksmäßiges Gepräge, während das Ganze schon einige Bekanntschaft mit lateinischen Dichtern, besonders Ovid, verrät. Vorwiegend didaktisch ist das „Reimbuch vom Palaste" (Rimado de palacio) des Pedro Lopez de Ayala, eine Art Sittenspiegel, der indes ebenfalls von lyrischen Stücken unterbrochen ist. Ein anderes didaktisches Werk „Ratschläge für den König Pedro" (den Grausamen) verfaßte der Rabbi Don Santo, genannt der „Jude von Carrion". Der „Totentanz" (Danza de la muerte), durchaus volksmäßig gehalten, gilt als das älteste Erzeugnis dieser Art in der mittelalterlichen Literatur.

Bald nach den vielverheißenden poetischen Anfängen begann auch die kastilische Prosa aufzublühen. Ihre Hauptförderer fand sie an den Königen Ferdinand III. dem Heiligen (seit 1217 König von Kastilien, von 1230 bis 1252 von Kastilien und Leon), an dessen Sohn, dem gelehrten Alfons X. (1252—1284), der von einigen Wahlfürsten zum deutschen König gewählt wurde, aber nie nach Deutschland kam, an seinem Bruder Don Fadrique, an Sancho IV. (1284—1295), an Alfons XI. (1324—1350) und an dem Infanten Don Juan Manuel (1282—1347). Unter Ferdinand III. wurde das alte Westgotenrecht (Fuero Juzgo) in die neueren Volksdialekte, wie ins Kastilische, übersetzt. Alfons X. trat selbst an die Spitze der

[1] Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter I 265.

Literatur mit seiner Crónica, die er später zur Crónica general erweiterte, seinem enzyklopädischen Septenario, seinen Opúsculos legales, unter welchen sein in sieben Teile gegliederter Kodex des kastilischen Rechts (Siete Partidas) als Hauptleistung hervorragt, und den von ihm redigierten Übersetzungen verschiedener astronomischer Traktate (Libros del Saber de Astronomia). Während er selbst in galicischer Mundart die Madonna besang (Cantigas), ließ er „Calila und Dimna", die arabische Bearbeitung des Pantschatantra, und andere Werke ins Kastilische übersetzen, sein Bruder Don Fadrique aber das Seitenstück dazu, die Geschichte des „Sindibad". Sancho IV. regte eine größere Geschichte der Kreuzzüge an (Gran Conquista de Ultramar) und hinterließ seinem Sohne Ferdinand IV. ein moralisches Testament unter dem Titel Los castigos e documentos. Alfons XI. ließ ein „Jagdbuch", ein „Adelsregister" und eine Reimchronik erscheinen, eröffnete die Reihe der offiziellen Reichschroniken und veranlaßte die Übersetzung des französischen Roman de Troie. Am berühmtesten jedoch von den Werken dieser fürstlichen Schriftsteller ward der Conde Lucanor (übersetzt von Eichendorff, Berlin 1840), der originelle Novellenkranz des Infanten Don Juan Manuel, der, obwohl fast beständig im Felde und ein wahrer Schrecken der Mauren, doch noch Zeit fand, verschiedene andere Schriften abzufassen.

2. Das spätere Mittelalter (14. und 15. Jahrhundert). Den bedeutendsten Umschwung erlitt die spanische Literatur teils durch die nordfranzösische Epik teils durch die höfische Dichtung der Provenzalen, welche beide schon während des 13. und 14. Jahrhunderts einzuwirken begannen, im 15. dann ziemlich allgemein den literarischen Geschmack beherrschten. Die provenzalische Poesie, deren Hauptblüte in das 13. Jahrhundert fällt, verpflanzte sich zunächst nach Portugal, wo sie die eifrigste Nachahmung und an König Diniz (1279—1325) einen fürstlichen Gönner und Vertreter fand. In Kastilien ward die Dichtkunst zunächst noch in galicischer Mundart gepflegt; außer König Alfons X. und Macias „dem Verliebten" taten sich darin Alfons Alvares de Villasandino und der Erzpriester von Toro (um 1380) hervor. Unter Juan I. (1379—1390) trat dann auch die kastilische Sprache in den Dienst der sog. „fröhlichen Wissenschaft", d. h. einer höfisch-konventionellen Dichtung, welche die alten schlichten Reime mit den gesuchtesten Formen vertauschte und durch spitzfindige Einfälle, Allegorie, Mythologie und anderweitige Kunstgelehrsamkeit den eintönigen Stoff der höfischen Galanterie möglichst reich auszustaffieren suchte und denn auch zu einer ganz erstaunlichen Fruchtbarkeit gelangte. In den Erzeugnissen derselben finden sich neben einer unabsehbaren Masse von schimmerndem Flitter auch wahre Perlen der Poesie, wie das herrliche Trauerlied des Jorge Manrique (gest. 1479). Von den vielen Poeten, deren Stücke sich in den Liederbüchern (Cancioneros), besonders dem Cancionero

general, beisammen finden, sind außer ihm noch Juan de Mena, Juan Rodriguez del Padron, Diego de San Pedro, Fernan Perez de Guzman hervorzuheben. Als Theoretiker der gaya ciencia trat Don Enrique de Aragon, Marques de Villena (gest. 1434), auf und nach ihm sein Schüler, der Marques de Santillana (gest. 1458), der erste der spanischen Sonettisten und wohl der gebildetste Spanier seiner Zeit.

Lange bevor die höfische Dichtung der Provenzalen sich der kastilischen Lyrik bemächtigte, verdrängte die nordfranzösische Epik zum Teil die nationalen Stoffe der kastilischen. Im Gefolge der Alexander- und der Karlsage bürgerte sich auch die ganze bunte Welt der Artus- und Gralsage in Spanien ein, doch weniger in dichterischen Übersetzungen und Bearbeitungen als in prosaischer Romanform (Tristan, Lançarote, Brado de Merlin, Demanda del Graal). Der umfangreiche Prosa-Tristan stammt schon aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Er rief erst eine ziemlich unbeholfene Nachahmung — den Caballero Cifar — hervor, dann den berühmtesten aller mittelalterlichen Romane, den Amadis, wahrscheinlich zuerst um 1370 von dem Portugiesen Vasco de Lobeiro (gest. 1403) verfaßt, dessen Bearbeitung aber verschollen ist, dann zwischen 1492 und 1508 von Garcia Ordoñez de Montalvo neu bearbeitet und später von andern um das Doppelte und Dreifache erweitert.

Das altspanische Ritterideal, schon durch die höfische Minnedichtung teilweise getrübt und verweichlicht, ward durch die maßlose Phantastik, Sentimentalität und Abenteurerei dieser und ähnlicher Romane noch mehr verflacht und entstellt, so daß zum komischen „Ritter von der traurigen Gestalt" nur noch ein kurzer Schritt blieb. Daß sich der Sinn für echte Ritterschaft dennoch im Volksgeiste lebendig erhielt, dafür sorgte der noch bis zum Schluß des Mittelalters dauernde Kampf mit den Mauren, die noch immer sich erneuernde Pflege und Neugestaltung der alten Romanzenstoffe, eine kraftvolle, immer reicher heranwachsende Geschichtschreibung, an der sich die hervorragendsten Männer beteiligten, wie die schon genannten Lopez de Ayala (Crónica de Don Pedro I.), Perez de Guzman (Generaciones y semblanças) u. a. Ebenso wirkten hohe Reichswürdenträger, Bischöfe und Glieder der höchsten Familien teils durch eigene Arbeit teils durch Gönnerschaft daran mit, daß die bedeutendsten Klassiker des Altertums, die lateinischen Werke Petrarcas und Bocaccios, Dante usw. ins Spanische übersetzt wurden, wodurch zwar vielfach die Sprache an Reinheit verlor, aber die allgemeine Bildung sich bedeutend erweiterte.

Wenig erbaulich, aber von großem Einfluß auf die weitere Entwicklung der Literatur waren die Satire De los vicios de las malas mujeres des Erzpriesters Alfons Martinez von Talavera und der in lebendigster, fast dramatischer Dialogform abgefaßte Roman Celestina des Fernando de Rojas, der zwar sichtlich den Zweck verfolgt, vom Laster abzuschrecken,

aber in so breiter, realistischer Darstellung des gemeinsten Lasterlebens, daß jener Zweck so ziemlich in Frage gestellt wird; freilich „der Stil ist fließend und rein, manchmal glänzend und immer voll von den lautern, reichen Quellen des alten und echten Kastilischen, ein Stil, wie er unstreitig in spanischer Prosa bis dahin noch nicht erreicht worden war und auch später nicht häufig“ [1]. In Bezug auf verfängliche Sittenschilderungen konnten die Spanier vor und nachher viel vertragen, wenn nur der sittliche Standpunkt im allgemeinen gewahrt blieb, und so ward die Celestina zu einem der verbreitetsten Bücher.

3. Die Blütezeit (16. und 17. Jahrhundert). Im ganzen war der Stand der Literatur eher etwas gesunken, wenn auch nicht gerade in Verfall, als Spanien an der Wende des 15. Jahrhunderts und am Anfang des folgenden durch die Vertreibung der letzten Mauren aus Granada, die Entdeckung Amerikas, die Eroberung Neapels und die Wahl Karls V. zum Kaiser an die Spitze der Weltgeschichte trat — als das ausgedehnteste Reich, das seit Jahrhunderten bestanden. Diesem politischen Aufschwunge folgte die Blütezeit der Literatur zwar nicht gleich auf dem Fuße, sie entfaltete sich vielmehr in langsamer, aber um so günstigerer und reicherer Weise und gelangte erst zu ihrem Höhepunkte, als die politische Macht den ihrigen schon längst überschritten hatte. Den bedeutendsten Einfluß hatte zunächst der lebhaftere Verkehr mit Italien, veranlaßt und gesteigert durch die Eroberung Neapels. Im Anschluß an Petrarca begründeten Juan Boscan (1490 bis 1540) und Garcilaso da Vega (1503—1536) eine feinere Kunstpoesie, welche die bisherigen nationalen Formen mit den gesuchteren und künstlicheren der Italiener (Sonett, Kanzone, Stanzen usw.) vertauschte. Der vielseitig gebildete Staatsmann Diego Hurtado de Mendoza (1503 bis 1575) schloß sich dieser Richtung an, ebenso Hernando de Acuña, Gutierre de Cetina, Juan de Arguijo, Cristobal de Mesa und Francisco de Figueroa, während Cristobal de Castillejo, Antonio de Villegas, Argote de Molina u. a. fortfuhren, die alten kurzen Strophen (coplas) der alten Volksdichtung zu pflegen. Der theoretische Kampf, der sich darüber zwischen den Petrarkianern und den „Copleros“ entspann, fiel im ganzen mehr zu Gunsten der ersteren aus; doch wurde die ältere Form keineswegs verdrängt, die neueren paßten sich sehr ungezwungen dem spanischen Idiom an, und die größten lyrischen Talente, wie Lope de Vega (1562—1635) und Hernando de Herrera (gest. 1597), zeigten ihre Gewandtheit nach beiden Richtungen hin.

Der mächtige Aufschwung, welchen das religiöse Leben Spaniens in dieser für das übrige Europa so kritischen und verhängnisvollen Zeit nahm,

[1] Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien I 217.

rief vor allem eine religiöse Lyrik von wunderbarem Reichtum ins Dasein. Die großen Heiligen jener Zeit selbst stehen hier im Bunde mit der Poesie, indem sie, wie Ignatius von Loyola und Franz Xavier, das heilige Feuer religiöser Begeisterung in tausend Herzen neu entzündeten. Der hl. Johann vom Kreuze, der Märtyrer seiner Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Ordenslebens, brachte seine Liebe zum Kreuze und zum Gekreuzigten in der Paraphrase des Hohenliedes und des Johannesevangeliums zum erhabensten poetischen Ausdrucke. Die hl. Theresia von Jesus (1515—1582), schon als Prosaschriftstellerin eine Zierde der Literatur, verlieh derselben auch durch ihre schwungvollen geistlichen Minnelieder die schönste übernatürliche Weihe. In demselben Geiste dichtete der Augustiner Luis de León (1528—1591), Lehrer der Dogmatik und der Heiligen Schrift an der Hochschule von Salamanca. Während seine Oden mit den schönsten des Horaz wetteifern, erreichen die Kanzonen des Herrera (eines Priesters zu Sevilla) nicht selten den Schwung eines Pindar und die Formgewandtheit der besten italienischen Kanzonendichter.

Wie der italienische Einfluß auf dem Gebiete der Lyrik nur dazu beitrug, eine größere Mannigfaltigkeit und Abrundung der poetischen Formen herbeizuführen, so hat er auch auf dem Gebiete der Epik den lebhaftesten Wetteifer der beiden Völker und eine großartige Fruchtbarkeit erzeugt. Dem großen religiösen Zuge der Zeit entspricht das umfangreiche Epos des Francisco Hernandez Blasco: La universal redención (1584), die Christiada des peruanischen Abtes Diego de Hojeda (1611), die Vida de San Francisco des Gabriel de Mata (1587), das Benediktus-Epos des Nicolas Bravo (1604), der „Judas Machabäus" des Miguel de Silveira und die „Kreuzerfindung" des Lopez de Zárate. Mit dem religiösen Zuge verband sich der nationale in dem Sagrario de Toledo des José Valdivielso (1618) und dem Legendengedichte Monserrate des Cristobal de Virués (1586). Die Neue Welt fand ihre epischen Sänger an Alonso de Ercilla y Zuñiga (1533—1595) in dem großen, vielfach sehr eigenartigen Heldengedicht La Auracana, an Gabriel Lasso de la Vega (La Mexicana) und Antonio de Saavedra (El peregrino Indiano). Den Kaiser Karl V. feierten Geronimo Sempere (La Carolea), Luis Zapata (Carlos famoso) und Geronimo de Urrea (Carlos victorioso); Juan de Austria, den Sieger von Lepanto, besangen Juan Rufo in seiner Austriada und Geronimo de Cortereal in seiner Victoria felicisima, den Cid Diego Ximenez de Ayllon (Los famosos y eroycos hechos del Cid). Daran reiht sich noch eine ganze Schar anderer Epen, welche teils religiöse teils antike teils national-spanische Stoffe behandeln. Das komische Epos ist durch die „Eselei" (La Asniada) des Cosme de Aldana, den „Fliegenkrieg" (Mosquea)

des Villaviciosa und den „Katzenkrieg" (Gatomaquia) des Lope de Vega trefflich vertreten. Der letztere hinterließ auch drei ernste Epen, die Dragontea, La Jerusalen conquistada und La hermosura de Angelica, Seitenstücke zu den Epen des Tasso und Ariost. Zur Bedeutung eines eigentlichen Nationalgedichtes, wie es zur selben Zeit der Portugiese Camoens für sein Volk zustande brachte, ist keines der vielen spanischen Epen gelangt. Den ansehnlichsten Wert behauptet die Araucana des Ercilla; als die wertvollsten daneben bezeichnet Cervantes die Austriada des Rufo und den Monserrate des Virués. Die meisten Dichter waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen; unter der Vielheit der Stoffe zersplitterte sich die Aufmerksamkeit der Leserwelt; der Volksgeist selbst vermochte sich nicht in einer alles beherrschenden Einheit zusammenzufinden, und die genialsten Dichter, die mit Tasso und Ariost wirklich den Wettkampf hätten aufnehmen können, wandten sich in unruhigem Schaffen zugleich allen Arten der Poesie, besonders aber dem Drama zu.

Auf letzterem Gebiete ward denn auch Spanien reicher Ersatz zuteil. Die dramatische Dichtkunst erblühte zu einer Fülle und Vollendung, daß kein anderes Land eine gleiche erreicht hat. Die Anfänge des Theaters entwickelten sich in Spanien, wie anderswo, im Anschluß an die mittelalterlichen Mysterienspiele, gegen deren Profanation schon im 13. Jahrhundert von kirchlicher wie staatlicher Seite Maßregeln ergriffen werden mußten. Als der erste eigentliche Dramatiker ist aber erst der Geistliche Juan del Enzina (1468—1534) zu betrachten, der zeitweilig als Musiker die Kapelle Leos X. in Rom leitete, später nach Spanien zurückkehrte und elf dramatische Darstellungen, teils weltliche teils geistliche (Representaciones), hinterließ, welche sich in der Form noch an Virgils Eklogen anschließen. Weiter fortgebildet wurde die dramatische Form dann durch den Portugiesen Gil Vicente (zwischen 1502 und 1536 in Blüte), der 42 Stücke der verschiedensten Art schrieb (10 in kastilischer, 17 in portugiesischer Sprache, die andern vorwiegend kastilisch), und den Geistlichen Bartolomé Torres Naharro, dessen 8 Comedias nebst andern Dichtungen 1517 in Neapel erschienen. Eine volkstümliche Gestaltung gewann die Bühne durch den Goldarbeiter Lope de Rueda, der zwischen 1544 und 1567 sein bisheriges Kunstgewerbe mit der Tätigkeit eines Schauspieldichters und Schauspieldirektors vertauschte, und durch dessen Freund Juan de Timoneda, zuvor Buchhändler in Valencia (gest. um 1597). Wie diese beiden blieben auch Alonso de la Vega und Antonio Cisneros lange populär. Juan de la Cueva bearbeitete (um 1579) sowohl altspanische Sagenstoffe als antike und romantische Geschichten; der Theologieprofessor Geronimo Bermudas zu Salamanca dramatisierte (1577) in zwei Schauspielen die tragische Geschichte der Inez de Castro. Villalobos, Oliva, Boscan,

de Abril u. a. übersetzten verschiedene antike Dramen. Der Lyriker Lupercio de Argensola schrieb drei romantische Tragödien (um 1585), Cristobal de Virués fünf ziemlich geschmacklose Dramen (um 1579—1581). Kaum besser sind die zwei erhaltenen Stücke des Romero de Cepeda.

Großen Eifer für die Bühne entfaltete Miguel de Saavedra Cervantes (geb. 1547), der im Gefolge des Prälaten Aquaviva 1570 nach Rom kam, in der ruhmreichen Seeschlacht von Lepanto 1571 schwer verwundet ward, später fünf Jahre als Gefangener in Algier schmachtete, nach seiner Befreiung von Lissabon aus noch nach den azorischen Inseln verschlagen ward und erst von 1584 bis zu seinem Tode 1616 in Sevilla und Valladolid und endlich in Madrid als Schriftsteller tätig war. Von seinen mehr als 20 Stücken sind nur 8 erhalten; sie hatten sämtlich wenig Glück, obgleich sie gegen die bisherigen spanischen Bühnenstücke einen ansehnlichen Fortschritt bedeuteten.

Cervantes' Erstlingswerk, der Schäferroman „Galatea", gelangte nicht einmal zum Abschluß. Von durchschlagendstem Erfolge war dagegen sein satirischer Roman „Don Quijote", dessen erster Teil 1605 zu Madrid erschien und der auf einmal den bisher von allen Ständen verschlungenen Ritterromanen den Garaus machte; es ist der lebenswahrste, in Sprache und Stil vollendetste Roman, den Spanien bis dahin besaß, und der in seiner bunten, poetischen Fülle wie künstlerischen Anlage, in seiner tiefen Poesie und seinem unerschöpflichen Humor auch später von keinem andern übertroffen werden sollte. Auf gleicher Höhe stehen Cervantes' „Musternovellen", die er 1613, und der zweite Teil des Don Quijote, den er 1615 erscheinen ließ. Von ebenso feiner Glätte der Form war sein letzter Roman „Persiles und Sigismunda", welcher erst ein Jahr nach seinem Tode (1617) veröffentlicht wurde; aber der phantastische Stoff war der Wirklichkeit zu sehr entrückt, als daß der ideale Gehalt dieselbe Volkstümlichkeit hätte gewinnen können wie der ganz aus dem spanischen Volksleben herausgewachsene „Don Quijote". Die wuchtige Satire trifft übrigens nur die lächerlichen Auswüchse des späteren Rittertums, nicht den ritterlichen Geist der spanischen Nation, den Cervantes selbst in seinem Leben bewährte, und dem er auch im Tode nicht untreu ward. Der geniale, liebenswürdige Humorist starb im Franziskanerhabit des dritten Ordens.

Der siegreiche Konkurrent, der Cervantes nach dessen eigenem Geständnis aus dem Felde der Dramatik verdrängte, war Lope Felix de Vega Carpio, vielleicht der fruchtbarste, jedenfalls einer der genialsten Dichter aller Zeiten (geb. 25. November 1562 zu Madrid und gest. ebendaselbst 27. August 1635). Seine stürmisch bewegte Jugend war nicht frei von Liebeshändeln, Duellen und andern Abenteuern. Bei aller ungebundenen Weltlichkeit blieb er indes seiner Religion und Kirche treu ergeben. Der

Tod seiner zweiten Gattin (um 1612) und andere Prüfungen brachten ihn zu ernsterer Einkehr in sich selbst; er wandte sich dem Gebete und den Werken der Barmherzigkeit zu, empfing 1614 zu Toledo die Priesterweihe und galt für die übrigen Jahre seines Lebens als eine Zierde des Klerus von Madrid[1]. Dabei entzog er sich aber weder der Poesie überhaupt noch speziell der Dramatik, setzte vielmehr als priesterlicher Dichter durch reinere Idealität und höhere Vollendung seinen bisherigen Werken die Krone auf. Die Zahl der von ihm verfaßten Schauspiele wird von ihm selbst (1624) bis auf 1070, von seinem Freunde Montalvan (1635) bis auf 1500 angegeben; daran reiht sich eine Unmasse lyrischer, epischer, satirischer und anderer Produktionen. Als Epiker hat er zwar Tasso, Ariost und Camoens nicht erreicht, aber wenigstens durch Schönheit und Gewandtheit der Form seine meisten Landsleute überflügelt. Sind auch seine Dragontea, sein „Erobertes Jerusalem" und seine „Schönheit der Angelika" wenig mehr gelesen, so ist dagegen sein komisches Epos „Der Katzenkrieg" bis heute beliebt geblieben. Als Lyriker wetteiferte er glücklich mit seinen bedeutendsten Zeitgenossen, ein Meister in allen Arten, Formen, einheimischen wie fremden Zweigen lyrischer Poesie.

Den größten, ja einen fast unglaublichen Reichtum der Erfindung, rascher Gestaltung und unmittelbarer Formschönheit entwickelte er aber im Drama, in dessen Bereich er alle nur erdenklichen, weltliche wie geistliche, nationale wie fremde, altklassische wie moderne, volksmäßige wie hochtheologische Stoffe zog, immer mit derselben spielenden Leichtigkeit und wunderbaren Beherrschung des Inhalts wie der Form. Die gelehrte Renaissancebildung seiner Zeit spiegelt sich sowohl in seinen mythologischen Festspielen als in den antike Stoffe behandelnden heroischen Dramen; das bunte Hof- und Volksleben der Zeit hat den lebendigsten Ausdruck in seinen Mantel- und Degenstücken (Comedias de capa y espada) gefunden, der geschichtliche Nationalgeist seines Volkes in den heroischen und romantischen Dramen (Comedias heroicas), die der spanischen Geschichte und Sage entnommen sind, die Universalität der damaligen Bildung in zahlreichen Stücken, welche in den verschiedensten Zeitaltern, Ländern und Weltteilen spielen. Den höchsten Flug aber nimmt Lopes Poesie in den religiösen Dramen (Comedias divinas), in den Legendendramen (Comedias de santos) und in den allegorischen Autos oder Fronleichnamsspielen, in welchen wir, soweit möglich, nicht bloß Theologie und Philosophie, Kirchengeschichte und Legende, sondern

[1] Neuere Forschungsergebnisse nötigten Baumgartner später, sein Urteil über Lopes Persönlichkeit zu modifizieren. Durch den vertrauten Briefwechsel des Dichters ist es offenbar geworden, daß derselbe trotz des ernstgemeinten religiösen Aufschwunges und trotz der klaren Erkenntnis seiner Pflicht auch später noch der Schwäche und Leidenschaft erlegen ist. Die Liebe zum Glauben und zur Religion blieben jedoch stets in ihm wach.

Geschichte und Sage, Natur und Kunst, das eigene Volkstum und die altklassische Bildung zur großartigsten Huldigung an das höchste Mysterium des christlichen Kultus herangezogen finden. Durch ihre Mannigfaltigkeit überragt diese Bühne bei weitem die der Griechen und der Franzosen, durch ihre religiöse Idealität auch die der übrigen Völker, während sie nach der bloß weltlichen Seite hin unzweifelhaft von der Shakespeares übertroffen wird.

Nachdem Lope dem spanischen Drama nach allen Seiten hin die Pfade geebnet, traten ganze Scharen von Dichtern auf, um mit mehr oder weniger Glück wetteifernd für die Bühne zu schreiben: Damian de Vegas, Francisco de Tarraga, Gaspar de Aguilar, Guillen de Castro (durch zwei Stücke über den Cid der Vorläufer des Corneille), Luis Velez de Guevara, Antonio de Mendoza, Juan Ruiz de Alarcon u. a. Es ist unmöglich, sie alle aufzuzählen. Gerade die hervorragendsten waren Geistliche: so Juan Perez de Montalvan (1602—1638), Gabriel Tellez, als Schriftsteller Tirso de Molina genannt (seit 1613 geistlich, gest. 1648), Mira de Mescua (1602—1635 in Tätigkeit), José de Valdivielso (zwischen 1607—1633 Domherr von Toledo).

Alle diese Dramatiker und Lope selbst sollten, wenn auch nicht in Fülle der Erfindung, so doch in Vollendung der künstlerischen Form noch durch einen größeren Dichter übertroffen werden. Es ist Don Pedro Calderon de la Barca, der, 1600 zu Madrid geboren, schon um 1620 als Dichter auftrat, dann einige Zeit als Soldat in Italien und in den Niederlanden diente, 1636 die Leitung des königlichen Theaters Buen retiro übernahm, 1650 Priester ward und als solcher bis zu seinem Tode (1681) fortfuhr, die spanische Bühne mit den schönsten Leistungen zu bereichern. Mit Epik hat sich Calderon fast gar nicht, mit Lyrik nur wenig befaßt; er hat auch bei weitem nicht so viele Dramen geschrieben als Lope de Vega; doch umspannt seine Bühne (108 Comedias und 73 Autos) dieselbe wesentliche Mannigfaltigkeit wie diejenige Lopes. Während aber Lope seine Stücke mit genialer Leichtigkeit hinwarf und nach dem ersten kühnen Guß keiner weiteren Feile mehr unterwarf, war Calderon wenig um die Neuheit des Stoffes oder der Erfindung besorgt, entwarf dagegen seine Stücke mit wohlberechnendem Künstlerverstand und suchte sie durch die liebevollste Künstlersorgfalt auch zur höchsten formellen Vollendung zu bringen. Sein friedliches, ungetrübtes Leben wie seine stillschaffende Künstlerindividualität mag manchen weniger imponieren als Lopes abenteuerliches Vorleben und seine blitzartige Genialität; die eigentliche Blüte der spanischen Dramatik bilden indes unzweifelhaft Calderons Werke, in denen Sturm und Drang sich zur vollen Schönheit geklärt haben, in denen die bunte Lebensfülle des poetischen Nationalgeistes ihren vollendetsten harmonischen Ausdruck gefunden hat. In der eigentlichen Bühnentechnik steht Calderon nicht hinter Shakespeare zurück;

in der Gesamtheit seiner Autos und religiösen Dramen spiegelt sich ein theologisches Wissen, das man getrost mit dem Dantes vergleichen kann. Wohl tief, aber nie dunkel, sondern sonnenhell, gottesfreudig und begeisterungsvoll, böte er dem Prediger und Katecheten eigentlich ungleich mehr als Dante und verdiente mehr gelesen und studiert zu werden, als es geschieht.

Wie Lope, so fand auch Calderon zahlreiche Nachfolger und Wettbewerber, unter denen Agostin Moreto (gest. 1669), Francisco de Rojas (1641 Ritter von San Jago), Alvaro Cubillo (um 1654) und Juan B. Diamante (um 1674) hervorragen. Nur in wenigen vereinzelten Stücken wurde indes annähernd die Höhe des großen Meisters erreicht.

Der mächtige Einfluß, den der spanische Priesterstand und durch ihn die Religion auf die Poesie ausübte, machte sich auch auf dem Gebiete der Prosa geltend, keineswegs zum Nachteil der Literatur. Herrliche Muster einfacher Prosa, besonders des Briefstils, dankt Spanien der hl. Theresia, ebenso vorzügliche Muster rhetorischer Prosa den Erbauungsschriften des Ponce de León, des Ludwig von Granada, der Jesuiten Eusebio Nieremberg, Ludwig de Ponte, Alfons Rodriguez. Der bedeutendste klassische Geschichtschreiber der Zeit war der Jesuit Juan de Mariana, der später wegen einer einzigen Stelle eines untergeordneten Werkes unzähligemal von der kirchenfeindlichen Presse ganz Europas mißhandelt und durch den Kot gezogen wurde, ohne jede Rücksicht auf sein großartiges Lebenswerk „Die Geschichte Spaniens". Auch die religiösen und historischen Werke des P. Pedro de Ribadeneira sind in klassischem Kastilianisch geschrieben. Dem Talent weltlicher Schriftsteller blieb dabei der freieste Spielraum offen, wie eine lange Reihe von Namen bezeugt, die in den verschiedensten Arten der Prosadarstellung Berühmtheit erlangten.

Daß die schriftstellerische Individualität nicht im geringsten durch den Einfluß der Inquisition geknickt oder gebrochen wurde, davon legt eine Menge der wunderlichsten und abenteuerlichsten Schriftstellerbiographien Zeugnis ab. Statt vieler sei hier nur Francisco Gomez de Quevedo (1580—1645) erwähnt, ein wahrer Proteus literarischer Versatilität in Poesie und Prosa, der neben frommen Erbauungsbüchern die schneidigsten Satiren schrieb, neben einer Biographie des hl. Thomas von Villanova auch einen der berühmtesten Schelmenromane verfaßte: „Die Lebensgeschichte des großen Erzschelms Paul von Segovia", ein Nachzügler des „Lazarillo de Tormes", den der Staatsmann Diego Hurtado de Mendoza (um 1553) herausgegeben. Ob es dem spanischen Volksgeist gerade zum Vorteil gereichte, daß der Spaß an komischen Spitzbuben- und Gaunerstreichen (gusto picaresco) so allgemein und so lange alle Kreise beherrschte, darüber mag man disputieren; aber angesichts der bunten Komik und des unerschöpflichen Humors, der sich

in der spanischen Volksliteratur äußert, die Inquisition der allgemeinen Verdummung und Geistesunterdrückung anzuklagen, ist ein geradezu lächerliches Unterfangen.

Von den religiös-philosophischen Abirrungen des Renaissancezeitalters (Neuplatonismus, Pantheismus, einem heidnischen oder halbheidnischen Humanismus) ist Spanien völlig verschont geblieben, von den sittlichen Ausschreitungen derselben in sehr hohem Grade, so daß die großartige Erneuerung des kirchlichen Lebens im 16. Jahrhundert gerade von hier aus die mächtigste Anregung und Unterstützung fand. Mehr wurde Spanien von der Geschmacksverwirrung in Mitleidenschaft gezogen, welche aus dem Verfalle der Renaissance hervorging. Der Hauptführer dieser Richtung, ebenfalls ein Geistlicher, Luis de Gongora y Argote (1561—1627), tat sich in jungen Jahren als ernst-pathetischer wie burlesk-lustiger Sänger in der volkstümlichen Form der Coplas hervor, wandte sich dann aber aus Streberei nicht nur den künstlicheren Formen der italienischen Renaissance zu, sondern suchte dieselbe durch noch verzwicktere Künstlichkeit, mythologische und anderweitige Gelehrsamkeit, gesuchtes Pathos und Schwulst zu übertrumpfen. Der blendende Flitter dieses sog. Estilo culto zog eine Menge geringerer Talente an sich und übte sogar auf die größten zeitgenössischen Dichter einigen Einfluß aus. Doch gelangte er bei weitem nicht zu so großer Macht, wie ähnliche Richtungen in Italien (Marini) und England (Lyly, Spenser), und hat die eigentliche Hochblüte der Literatur im Grunde nur wenig beeinträchtigt. Als indessen diese vorüber war und eine gewisse Erschöpfung folgte, nahm der Gongorismus sehr überhand und führte den guten Geschmack und die Literatur einem raschen Verfall entgegen.

4. Der Niedergang (18. Jahrh.). Der langsame politische Niedergang Spaniens ward gewissermaßen endgültig dadurch besiegelt, daß Thron und Reich 1700 in Philipp V. an das Haus Bourbon gelangte. Wie das politische und soziale Leben, so geriet bald auch das literarische in völlige Abhängigkeit von Frankreich. Schon 1714 ward eine spanische Akademie nach dem Muster der französischen errichtet, darauf eine historische Akademie, eine Akademie des guten Geschmackes, eine Akademie des hl. Ferdinand. Poetik, Rhetorik, Ästhetik verdrängten die eigentliche Dichtkunst. Ignacio de Luzan (1702—1754) verhalf den Theorien Boileaus und des französischen Klassizismus erst bei Hofe, dann im Lande zu überwiegendem Ansehen. Die glänzendsten Leistungen der Vergangenheit, selbst Lopes und Calderons Werke, fielen der Geringschätzung und nach und nach der Vergessenheit anheim, obwohl die neuen Dichterschulen von Salamanca und Sevilla nichts hervorbrachten, was sich damit messen konnte. Das an sich berechtigte Bemühen des gelehrten Benediktiners Feyjoo (1676—1764), neben der allzu ausschließlich betriebenen Scholastik auch die neueren positiven

Wissenszweige, namentlich die historischen und naturwissenschaftlichen, zur Geltung und Pflege zu bringen, war nur mit geringem Erfolg gekrönt und half schließlich die seichte Aufklärerei fördern, welche von Frankreich her eindrang und ihren größten Triumph in der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu feierte. Die Ironie des Schicksals wollte es indes, daß gerade ein Jesuit, P. José Francisco de Isla (1703—1781), das bedeutendste Prosawerk dieses Jahrhunderts lieferte: „Die Geschichte des berühmten Predigers Fray Gerundio de Campazas oder Zotes", ein Seitenstück zum „Don Quijote". Wie in diesem die Verirrungen des Rittertums, so wurden in „Fray Gerundio" die der verzopften Kanzelberedsamkeit in meisterhafter Form und Sprache gegeißelt mit lebendigen Zeichnungen aus dem spanischen Volksleben, welche denen des Cervantes kaum nachstehen. Obwohl das Werk, von der Inquisition verboten, auf den Index kam, erreichte es den beabsichtigten Zweck nicht minder erfolgreich als der „Don Quijote" den seinigen: es hat jene lächerliche verzopfte Kanzelberedsamkeit völlig verdrängt. Isla selbst unterwarf sich gehorsam dem über sein Werk ergangenen Verbote, machte keinen Gebrauch von der ihm angebotenen Gunst des Königs Karl III., der ihn von der gewaltsamen Ausweisung der Jesuiten ausnehmen wollte, teilte brüderlich das harte Los der Ausgewiesenen, das für immer seine Gesundheit brach, und starb als Verbannter in Bologna. Er hinterließ eine klassische Übersetzung des „Gil Blas", über dessen eigentlich spanischen Ursprung er eine heftige Kontroverse führte, satirische Zeitschilderungen unter dem Rahmen eines „Lebens Ciceros", einen stilistisch vorzüglichen Briefwechsel und andere kleine Schriften.

5. Die Neuzeit (19. Jahrh.). So sehr der poetische Nationalgeist unter dem Joche des französischen Klassizismus und der Aufklärung litt, starb er doch, zumal im eigentlichen Volke, nicht aus. Die patriotische Schilderhebung gegen Napoleon rüttelte ihn mächtig vom Schlummer auf, und die alten religiösen und ritterlichen Ideale bewährten ihre unbesiegliche Kraft. Auch der Dämon der revolutionären Ideen hatte inzwischen in Spanien Boden gefaßt, und so bekämpfen sich denn seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete des allgemeinen Geisteslebens und der Literatur wie auf dem der Politik drei Grundrichtungen: die alt-nationale, durch und durch katholische, welche mit unwandelbarer Treue an den großen Überlieferungen der Vergangenheit festhält — die radikale, welche, mit Religion und bürgerlicher Autorität zerfallen, demokratisch-republikanischen Utopien zusteuert und vorläufig alle soziale Ordnung bestmöglich zu stören sucht — und die in viele Seitenlinien gespaltene liberale, welche im allgemeinen die hergebrachten katholischen Formen noch achtet, aber, ohne feste Prinzipien, mit allen modernen Irrtümern kokettiert, und ohne auf dem Gebiete der Wissenschaft eigentlich viel zu leisten, ähnlich wie der Ritter de la Mancha

in großen Phrasen vom Fortschritt deklamiert. Im Kampfe dieser sich befehdenden Richtungen und zahlloser politischen Faktionen hat sich die neuere spanische Literatur vorwiegend im Sinne der „Romantik", d. h. einer gewissen Rückkehr zu den nationalen Überlieferungen, entwickelt, aber vielfach ohne die Klarheit und Überzeugung, aus der die einstige Größe Spaniens und der Reichtum seiner alten Literatur hervorgegangen. Erklärter Unglaube findet sich selten, Neigung zum Protestantismus gar nie; dagegen hat der Weltschmerz Byrons und der Pessimismus der späteren französischen Romantiker auch viele Spanier angekränkelt. Bei weitem die meisten Dichter leiden an einer gewissen Verschwommenheit, in der liberale Anschauungen mit katholischen Formen sich verbinden.

Zuerst ist hier Manuel José de Quintana (1772—1857) zu nennen. Obwohl noch im französierenden Geiste der Dichterschule von Salamanca aufgewachsen, ward er durch begeisterte Oden der Tyrtäus des Unabhängigkeitskampfes und tat viel, um die ältere Poesie in Aufnahme zu bringen; wegen seiner liberalen Anschauungen hatte er jedoch lange Kerkerhaft und später Verbannung zu erdulden. Ähnlich ging es während der Restauration einer Menge jüngerer und älterer Dichter, die, in politische Händel verstrickt, ihr Talent nicht ruhig entfalten konnten. Die Versuche des Deutsch-Spaniers Böhl de Faber und des Literaturhistorikers Duran, die ältere Bühne und besonders Calderon wieder zu Ehren zu bringen, stießen auf hartnäckigen Widerspruch. Erst als nach der Julirevolution von 1830 von Paris her selbst etwas romantische Luft wehte, ward allmählich die Herrschaft des fremden Klassizismus auf der spanischen Bühne gebrochen. Goroſtiza und Martinez de la Rosa bezeichnen den Übergang; die größte Gewandtheit und Fruchtbarkeit entwickelte Breton de los Herreros. Ihm folgten Gil y Zárate, Gutierrez, Hartzenbusch, Fernando y Gonzalez, Avellaneda, Zorrilla u. a. Unter den neuesten Dramatikern ragt José Echegaray (geb. 1832) hervor, neben ihm A. Lopez de Ayala und Tamayo y Baus.

Eigentlich revolutionsfreundliche Strebungen traten fast nur auf dem Gebiete der Lyrik und der publizistischen Belletristik hervor. Der schroffste Dichter dieser Art, der genial angelegte Larra, verkam in radikalem Pessimismus und endete mit Selbstmord (1837). Der leidenschaftliche Espronceda verschwendete seine beste Kraft in revolutionären Umtrieben und starb eines frühen Todes (1842), voll Weltschmerz und Lebensüberdruß wie sein Vorbild Lord Byron. Becquer, ein friedloser Träumer, der Heine nachzuahmen suchte, starb ebenfalls in jungen Jahren[1]. Noch manche jüngere

[1] Dieser Deutsch-Spanier wurde seitdem den deutschen Lesern wieder näher gerückt durch Otto Stauf von der March, Die Legenden des Gustav Adolf Becquer, übersetzt und eingeleitet, Berlin 1907; vgl. Stimmen aus Maria-Laach LXXIV 102 f.

Dichter haben ähnliche Wege eingeschlagen, doch sie nicht bis ins Äußerste verfolgt. Dagegen ist der wackere Herzog von Rivas, Angel de Saavedra (geb. 1791, gest. 1865), im Anschluß an Walter Scott und die deutsche Romantik zu einer der letzteren entsprechenden spanischen Romantik gelangt und hat sowohl Epik als Dramatik im Sinn und Geiste der alten Romanzenpoesie erneuert. Aus sehr wirren Anfängen hat sich José Zorrilla (geb. 1817) zu einer echt nationalen Richtung emporgearbeitet, welche in Lyrik, Epik und Dramatik zugleich die alten Überlieferungen und Ideale spanischer Poesie wieder zur Geltung brachte und deshalb beim Volke lebhaften Widerhall gefunden hat. Mehr modern, mitunter etwas skeptisch und verschwommen angehaucht, sind die geistvollen, formschönen Gedichte des Campoamor und des Nuñez de Arce.

Eine durchaus katholische Überzeugung und Begeisterung, wie sie die Autos sacramentales und die Comedias divinas Lopes und Calderons durchglüht, ist bisher auf dem spanischen Theater nicht wieder zur Herrschaft gelangt, wohl aber hat sie in der novellistischen Literatur den formvollendetsten Ausdruck gefunden, besonders in den Romanen und Novellen der Fernan Caballero (Cecilia de Arrom, geb. Böhl v. Faber, 1796—1877), der Gertrud Gomez de Avellaneda, der Maria del Pilar Sinues und des Jesuiten Coloma. Die Pequeñeces des letzteren gewähren einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der höheren spanischen Gesellschaft und in den Widerspruch, in welchem der Liberalismus zu den äußeren katholischen Lebensformen und noch mehr zu den schönsten Überlieferungen spanischer Geschichte und Literatur steht. — Andere vielgelesene Romanschriftsteller sind Juan Valera, José M. de Pereda, Perez Galdos, Palacio Valdez und Emilia Pardo Bazan[1].

Auf wissenschaftlichem Gebiete hatte Spanien den großen Vorteil, daß sich die Theologie und Philosophie der Vorzeit daselbst in fast unbestrittenem Besitzstand erhielt und sich in der Neuscholastik des 16. Jahrhunderts (Francisco de Vittoria, M. Cano, Soto, Lemos, Lugo, Toledo, Suarez, Molina, Bañez, Vasquez, de Valencia, Ruiz de Montoya, Ripalda usw.) zu einer überaus fruchtbaren Blüteperiode entwickelte; auch das Bibelstudium erhielt durch die Kardinäle Torquemada und Ximenez, sowie durch ausgezeichnete Exegeten (Maldonado, Pineda usw.) die segensreichsten Impulse. In dem Kampfe, welchen die kirchliche Wissenschaft im übrigen Europa mit den Irrtümern der neueren Philosophie zu führen hatte, blieb Spanien dagegen ziemlich

[1] Vielen Anklang fanden auch die Novellen des Don Manuel Polo y Peirolón, der 1873 mit seinen ersten novellistischen Versuchen hervortrat. Baumgartner widmete einigen seiner Werke 1887 eine warme Empfehlung in Stimmen aus Maria-Laach XXXII 471.

unbeteiligt und nahm deshalb an der wissenschaftlichen Entwicklung nach dieser Seite hin wenig teil. Als indes nach und nach die Systeme von Descartes, Locke, Leibniz, besonders aber die von Hegel und Krause durch Übersetzung Eingang fanden, fehlte es nicht an tüchtigen Apologeten, welche nicht nur mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, sondern auch mit stilistischer Gewandtheit für die scholastische Philosophie und die kirchliche Lehre eintraten. An ihrer Spitze stand Jaime Balmes (1810—1848), dessen Werke auch im übrigen Europa Anklang fanden; ihm folgten die gelehrten Kardinäle Zefirino Gonzalez und A. Monescillo, sowie der Professor Orti y Lara. Weit mehr als die Naturwissenschaften wurden Rechts- und Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Kunstgeschichte und Archäologie, besonders aber die Geschichte und Literaturgeschichte gepflegt, so daß die spanische Literatur in Bezug auf diese letzteren Fächer kaum hinter der anderer modernen Kulturvölker zurücksteht. Der von protestantischer Seite immer und immer wieder erneuerte Vorwurf der „Verdummung" bedeutet deshalb im wesentlichen nur, daß der Protestantismus in Spanien gar keinen, die aus dem Protestantismus herausgewachsenen philosophischen Irrtümer und Systeme nur einen sehr geringen Eingang gefunden haben. Dagegen haben französischer Unglaube, Liberalismus und Radikalismus sich vielfach in Spanien verbreitet und jene steten politischen Wirren herbeigeführt, welche die wissenschaftliche Entwicklung Spaniens hemmend durchkreuzten.

6. Die Literatur im spanischen Amerika. Während das Sprachgebiet des Spanischen (mit Inbegriff des Katalanischen) in Spanien selbst gegen 17 Millionen Seelen umfaßt, erstreckt es sich in den spanischen Kolonien und im spanischen Amerika auf mehr als 40 Millionen. In diesem ungeheuern Gebiete lebt und wirkt nicht nur teilweise die frühere und zeitgenössische spanische Literatur weiter, sondern es hat sich im Anschluß daran in den einzelnen Staaten und Kolonien allmählich eine selbständige Literatur herangebildet, die sich zu derjenigen des Mutterlandes ähnlich verhält wie die Anfänge der nordamerikanischen zur englischen.

Mexiko rühmt sich, die Heimat des großen Dramatikers Alarcon zu sein, der daselbst seine erste Erziehung erhielt und erst später nach Spanien übersiedelte. Die Schwester Johanna Iñez de la Cruz wurde wegen ihrer zarten religiösen Gedichte die „zehnte Muse" genannt. Zwei Jesuiten, Agustin de Castro und Andrés Caro, begründeten gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine eigene mexikanische Literaturgeschichte und Geschichte; ein anderer Jesuit, Fr. X. Clavigero (1720—1793), schrieb die ältere Geschichte Mexikos. Zwei Brüder Bustamente taten sich als Historiker hervor, Roa Bárcena, Sebastian Segura und A. Escandon als Literaturkenner; Munguia erwarb sich den Ehrennamen eines mexikanischen Balmes. Der Dramatik widmeten sich mit gutem Erfolge Fernando Calderon,

Rodriguez Galván (1816—1846) und José Peón y Contreras. Andere Arten der Poesie pflegten der Franziskaner Manuel de Navarrete und dessen Bruder Blas, Joaquin del Castillo, Manuel Carpio, Joaquin Pesado und der feine Stilist Don Ignacio Montes de Oca, Bischof von Linares, welcher Theokrit, Moschos und Bion meisterlich ins Spanische übertrug, Isabel Prieto de Landázuri, Manuel Flores, der General Riva Palacio u. a. Die Legendas mejicanas y Balades del Norte de Europa des Roa Bárcena erinnern an ähnliche Leistungen Longfellows, haben aber ihr eigenartiges mexikanisches Gepräge.

Auf Kuba verherrlichte der Offizier Daniel Zequeira die Heldentaten des Fernando Cortes in einem Heldengedicht; José Heredia lieferte Naturschilderungen von hoher poetischer Schönheit (Al Niágara, En una tempestad etc.), Gabriel Valdez anmutige Romanzen, Gertrud Gomez de Avellaneda, die Perla de Cuba genannt, fünf Bände formgewandter, doch weniger origineller Gedichte. José Milanés ahmte nicht ohne Glück die Legenden des Zorilla nach, Clemens Zenea die Lyrik Mussets und der neueren Naturalisten.

Guatemala besitzt an José Batres y Montujar einen ganz vorzüglichen, durchaus eigenartigen Erzähler (Tradiciones de Guatemala).

Colombia fand an seinem Entdecker Gonzalo Ximenez de Quesada auch seinen ersten Chronisten; Juan de Castellanos feierte dann die Varones ilustres de Indias in mehr als 10 000 Stanzen; Dominguez Camargo besang den hl. Ignatius von Loyola; der Bischof Fernandez de Piedrahita und der Gobernador Alvarez de Velasco pflegten gleichzeitig Poesie und Geschichte; die Nonne von Tunja, Francisca Castillo, wurde wegen ihrer formschönen geistlichen Schriften mit der hl. Theresia verglichen. Kaum in einem Lande Amerikas wurde dann auch fürder der Reinheit der kastilischen Sprache und der Literatur so sorgfältige Pflege zugewandt. Es zeichneten sich hierin aus Fr. José de Caldas, der Erzbischof von Bogotá M. J. Mosquera, Miguel de Tovar y Serrate, L. Vargas Tejada, J. F. Madrid, J. M. Groot de Vargas (der in einer meisterhaften Schrift Renans „Leben Jesu" zurückwies), Eusebio Caro, Julio Arboleda (ein wackerer Romantiker und Patriot), M. M. Madiedo (Dramatiker und Novellist), J. J. Ortiz (Belletrist, Dramatiker und Historiker), Rafael Pombo, der Romantiker Torres Caicedo, die frommen und sinnigen Dichterinnen Silveria Espinosa de Rendón und Agrippina Montes u. a. Als ein Dichter von eigenartigem amerikanischen Gepräge verdient Gutierrez González hervorgehoben zu werden (1826—1872), der durch seine Memoria sobre el cultivo de maïz, eine echt poetische Schilderung der Natur und des Volkslebens, der beliebteste Volksdichter Colombias geworden ist.

Der bedeutendste Schriftsteller Venezuelas (und Chiles zugleich) ist Andrés Bello; geb. 1780 in Caracas, begleitete er 1810 den „Befreier" Bolivar nach London, ging 1828 nach Chile und blieb da bis zu seinem Tode (1865). Als vorzüglicher Kenner der Sprache, der Metrik, der älteren Literatur erlangte er in Spanien selbst hohes Ansehen, während seine Dichtungen, von echt christlichem Geiste wie feinster klassischer Bildung zeugend, die Naturschönheiten Südamerikas in prächtigen Bildern widerspiegeln. In Venezuela selbst gelangte die Literatur erst nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu eifriger Pflege. Als Dichter werden genannt Antonio Maitín, Rafael M. Baralt, Garcia de Quevedo, Abigail Lozano, Ramón Yepez, Antonio Calcaño, Morales Marcano, Perez Bonalde; die meisten waren jedoch in das ewig unruhige Parteitreiben verwickelt und gelangten darum kaum zu einer vollen harmonischen Entfaltung ihres Talentes.

Ecuador ist durch Machado de Chávez, den Bischof Gaspar Villaroel, die Dichterin Jeronima Velasco, den gongoristischen Dichter Jacinto Eria, den Mystiker Fray José Maldonado O. S. F., den Geographen Vicente Maldonado, dem Epiker José de Orozco (Conquista de Menorca), den Historiker Juan de Velasco S. J. (Historia del reino de Quito) schon in der älteren spanischen Literatur bedeutsam vertreten. Der gefeiertste neuere Dichter ist Joaquin Olmedo (1784—1847), der Freund Bolivars und der Sänger des Befreiungskampfes; seine politischen Oden besitzen einen wahrhaft kühnen, pindarischen Schwung, während seine anderweitigen Gedichte eine feine, vielseitige Durchbildung bekunden. Von den jüngeren Poeten, welche ihm nacheiferten, hat sich León Mera hervorgetan, dessen „Sonnenjungfrau" (La virgen del sol) ein Seitenstück zu „Hiawatha" bildet, andere kleinere Gedichte große Formgewandtheit mit idealem und mitunter zart religiösem Gehalte verbinden.

Peru, der einstige Sitz der spanischen Vizekönige, die Heimat des heiligen Bischofs Turibius und der hl. Rosa, erhielt durch die Universität von San Marcos schon frühe auch einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen, unter deren Vertretern der vielseitige Gelehrte Pedro Peralta (1663—1743), zugleich Jurist, Historiker, Sprachforscher und Naturforscher, als ein Wunder von Gelehrsamkeit angestaunt wurde. Sein Gedicht Conquista del Perú ó Lima fundada erscheint als der erste Ansatz einer mehr selbständigen Lokalpoesie. Pablo Olavide von Lima huldigte in seiner Jugend dem Voltairianismus, wandte sich aber am Beginne des neuen Jahrhunderts der Kirche zu und bekämpfte den Unglauben in trefflichen Prosaschriften und Dichtungen. Der Unabhängigkeitskrieg hemmte geraume Zeit eine weitere Entwicklung; nach demselben trat Bartolomé Herrero,

Bischof von Arequipa, als gewandter Stimmführer der Religion und des Rechtes auf; Verfechter des Liberalismus war der völlig unkirchliche Geistliche Gonzalez Vigil, Bibliothekar der Nationalbibliothek von Lima. Von neueren Dichtern ist Mariano Melgar ein Anakreontiker, Felipe Pardo Aliaga ein beliebter Dramatiker von hoher Gewandtheit in Sprache, Stil und Komposition, Manuel Corpancho ein geistvoller religiöser Lyriker, der in einer größeren epischen Dichtung auch die Weltfahrt Magalhães' gefeiert hat.

An der Spitze der zahlreichen Dichter Boliviens steht J. Manuel Loza (1789—1862), ein begeisterter Patriot und Freiheitssänger. Ihm folgten dann Mariano Ramallo, der Satiriker Reyes Ortiz und die volkstümlichen Dichter Rosquellas und Balles, der Dramatiker Benjamin Lenz u. a. Im allgemeinen neigen die bolivianischen Dichter stark zu Sentimentalität und moderner Melancholie unter dem Einflusse Lamartines, Victor Hugos, Espronceda und der zerfahrenen französischen Spätromantik.

Argentiniens Besiedelung schildern, beide unter dem Titel La Argentinia, ein episches Gedicht aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und eine Prosachronik aus dem folgenden Jahrhundert. Sowohl Buenos Aires als Cordoba wurden dann Pflanzstätten, von denen aus sich einige literarische Bildung an den Ufern des La Plata entwickelte. Als die ersten selbständigen Dichter werden Rivarola, López y Planes und Ramón Rojas genannt. Den begeisterten Freiheitssängern, die meist zugleich auch Freiheitskämpfer und Publizisten waren, folgte ein friedlicheres Poetengeschlecht, das teilweise nach altklassischen Mustern (Virgil, Ovid und Horaz) arbeitete; dann die Neuromantiker, welche sich ihre Bildung hauptsächlich in Paris holten, und denen Lamartine und Victor Hugo, Espronceda und Zorrilla, mitunter auch Musset, der französische Heine, als Muster vorschwebten. Zu letzteren gehören Estevan Echeverria, Florencio Varela, José Mármol, Juan Maria Gutierrez, Olegario Andrade u. a.

Chile hat im ganzen mehr fleißige Forscher, Geschichtschreiber, Grammatiker und Nationalökonomen hervorgebracht als Dichter; doch fehlt es auch hier nicht an Ansätzen zu einer eigenen Literatur, zu deren Pionieren José Lira, Domingo Arteaga Alemparte, Emilio Bello, Antonio Sossia, Antonio Torres, Quiteria Varas, Blanco Cuartin, Eusebio Lille, Guillermo Matta, Carlos Walker Martinez usw. zu rechnen sind. Das größte Hindernis einer reicheren Literaturentwicklung in den südamerikanischen Republiken bilden natürlich die ewigen politischen Wirren, Faktionen, Bürgerkriege und Kriege, die ein ruhiges, friedliches Schaffen nicht aufkommen lassen. Sehr verhängnisvoll aber wirkte es auch, daß die jüngeren Talente meistenteils ihre Bildung im

revolutionären Frankreich suchten, anstatt den unerschöpflichen Reichtum altkastilischer Poesie in sich aufzunehmen und im Anschluß daran eine selbständige Literatur zu gründen.

7. Die katalanische Literatur[1]. Die katalanische Sprache, deren Gebiet sich von den Pyrenäen an der Ostküste hin bis Murcia erstreckt und auch die Balearen umfaßt, gelangte erst durch König Jakob I. (1213 bis 1276) zu einiger literarischen Bedeutung. Er selbst schrieb eine Chronik seiner Zeit, welcher dann die Chroniken des Bernard Desclot, Ramón Muntaner und Miguel Carbonell folgten. Religiöse Schriften verfaßte Ximenez, Bischof von Elvas, mystische Gedichte der Polyhistor Raimund Lull (1235 auf Mallorca geboren). Die Troubadourpoesie entwickelte sich in Katalonien fast ebenso reich wie in der benachbarten Provence. Barcelona erhielt seinen eigenen Minnehof. Poetische Wettkämpfe (die sog. „Blumenspiele") wurden daselbst 1379 eingeführt. Als der Mannesstamm der Grafen von Barcelona erlosch (1410), ward Valencia der Hauptsitz des Gay Saber. Während des 15. Jahrhunderts blühte, im Anschluß an die lateinischen Klassiker, Dante und Petrarca, eine ziemlich reiche Renaissance-Literatur empor, deren Hauptvertreter Andreu Febrer, Francisco Alegre, Jaume Roig, Fenollar, Gazull, Ausias March und Corella sind. Die Hochblüte der kastilischen Literatur drängte aber die katalanische vom 16. Jahrhundert an völlig in den Hintergrund. Philipp V. verbannte die katalanische Sprache sogar (1714) aus dem amtlichen Verkehr. Sie erhielt sich indes im Volke lebendig und ward im Laufe des 19. Jahrhunderts durch talentvolle Dichter und Prosaisten abermals zur Literatursprache erhoben. Ihr religiöser Mittelpunkt ist das altehrwürdige Heiligtum U. L. Frau auf Monserrate, ihr literarischer Mittelpunkt Barcelona. Ihre bedeutenderen Vertreter sind Rubió y Ors, Victor Balaguer, Angel Guimerá, T. Llorente, Fr. Solér, Constantí Llombart, Damás Calvet, die Dichterinnen Maria Josepha Massanés, Dolores Monserdá de Maciá und der priesterliche Sänger Jacinto Verdaguer (geb. 1845), dessen Atlantida (1876), Idilis y cants mistichs (1879) usw. in ganz Spanien hohe Anerkennung fanden.

---

[1] Tubina, Historia del renacimiento literario en Cataluña, Madrid 1880; E. Vogel, Neukatalanische Studien, Paderborn 1886; J. Fastenrath, Katalanische Troubadoure der Gegenwart, Leipzig 1890; A. Baumgartner S. J., Das Wiederaufleben der katalanischen Poesie, in den Stimmen aus Maria-Laach XXXIX (1890) und XL (1891). — Ausgewählte Dichtungen Verdaguers wurden in größerer Zahl seit 1891 von Clara Commer ins Deutsche übertragen; einige dieser Übersetzungen, die Baumgartner besprach, gaben ihm Gelegenheit, sein Urteil über den katalanischen Dichter noch genauer abzumessen. Vgl. über die Atlantis (1897) Stimmen aus Maria-Laach LIII 573; Der Traum des hl. Johannes (1909) ebd. LXXVI 355.

Der Cid in Geschichte und Poesie[1].

Seit Herders „Cid" hat sich um diesen wie um die spanischen Romanzen eine weitschichtige Literatur aufgestapelt, die es nicht eben erleichtert, die spanische Dichtung und die deutsche Nachdichtung in ihrer Unmittelbarkeit auf sich wirken zu lassen und den Wert beider richtig zu bemessen. Nachdem Lob und Begeisterung für den spanischen Nationalhelden alle nur erdenklichen Stadien durchlaufen hatten, so daß Philipp II. sogar seine Heiligsprechung einzuleiten gedachte, hat die Kritik an seinem Heldenruhm ebenfalls alle nur möglichen destruktiven Versuche vorgenommen und ist sogar bei dem Ergebnis angelangt, sein Dasein zu leugnen. Wie aber der Held der zwei Dichtungen, so sind auch diese bis in die letzten Fasern hinein zergliedert, reichlich mit Lob wie mit Tadel überschüttet und aus dem Reiche der Poesie immer mehr in dasjenige der Prosa gezogen worden. Es kann nicht schaden, sich dem labyrinthischen Gewirre zu entringen und den Blick auf den poetischen Helden selbst zu richten, der im Gewande der Dichtung schon neun Jahrhunderte überlebt hat.

1. Der geschichtliche Cid.

Die wirkliche Existenz des Cid und die wichtigsten Ereignisse seines Lebens werden durch eine nicht eben reiche, aber doch genügende Anzahl von Urkunden bezeugt, welche dann, durch eine Reihe von mittelalterlichen Chroniken stark mit poetischen Erweiterungen versetzt, den Grundstock späterer Überlieferung bildeten[2]. In dieser Gestalt ist der Cid mehr oder weniger in die spanische Geschichtschreibung übergegangen. Mariana[3] erzählt sein Leben mit den Hauptzügen, welche aus Geschichte und Sage in der Volksüberlieferung zusammengeflossen, und begnügt sich, am Schluß (X 4) hinzuzufügen: „Einige

[1] Stimmen aus Maria-Laach LIV (1898) 32 ff.

[2] Die Hauptquellen für die Geschichte des Cid sind: 1. Gesta Roderici Campidocti, aufgefunden und herausgeg. von P. Risco O. S. A. (Fortsetzer der von P. Florez begonnenen España sagrada), La Castilla y el más famoso Castellano. Discurso sobre la antigua Castilla e historia del celebre Castellano Rodrigo Diaz llamado vulgarmente el Cid Campeador. Madrid 1792. Appendix. — 2. Genealogia del Cid Ruy Diaz, im Anfang des 13. Jahrhunderts aus älteren Dokumenten zusammengetragen, abgedruckt von Sandoval und Risco. — 3. Die von König Alfons X. dem „Weisen" verfaßte Crónica general, herausgeg. von Florian d'Ocampo 1541 (mehr als die Hälfte des 4., d. h. letzten Teils handelt vom Cid). — 4. Dzakhîra (arabisch-spanische Literaturgeschichte), verfaßt von Ibn-Bassâm zu Sevilla um 1109 (503 Hedschra), zuerst herangezogen von R. Dozy, Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le Moyen Age II[3], Leyde 1881, 6—29.

[3] Historiae de rebus Hispaniae libri XXX. L. VIII 3; L. IX 5 11 12 15; L. X 4. Die eingeklammerten Worte finden sich nicht in den lateinischen Ausgaben von Toledo 1592 und Mainz 1605.

halten einen großen Teil dieser Erzählung für fabelhaft; auch ich berichte viele Züge mehr, als daß ich sie glaube, weil ich nicht wage, mit Stillschweigen zu übergehen, was andere behaupten, noch möchte ich für sicher ausgeben, was ich bezweifle (aus Gründen, die mich dazu bewegen und die andere ausführen)." Prudencio de Sandoval, der Geschichtschreiber Karls V., machte sich weniger Bedenken, die allgemeine Überlieferung anzutasten, die in vielen Erinnerungen und Reliquien des Klosters S. Pedro de Cardeñas zu Burgos greifbaren Ausdruck gefunden hatte, sondern zog eine Menge Einzelheiten in Zweifel und bezeichnete ganze Episoden als ungeschichtlich. Ihm folgte Ferreras in seiner Synopsis historica. Als der Augustiner Manuel Risco dann (1792), gestützt auf die von ihm entdeckten Gesta Roderici Campidocti, einen Teil der alten Überlieferungen zu retten suchte, zog der Jesuit Juan Francisco de Masdeu nicht nur die Echtheit dieser Urkunde, sondern sogar die Existenz des Cid in Zweifel.

So stand es mit dem Cid, als Herder am Anfang des neuen Jahrhunderts seine Aufmerksamkeit der merkwürdigen Heldengestalt zuwandte. Seine Vorlage war eine französische Prosabearbeitung der spanischen Cid-Romanzen, welche im Juli 1783 in der Bibliothèque Universelle des Romans erschienen war und von welcher der „Teutsche Mercur" im Februar 1792 einige Übersetzungsproben gebracht hatte; dazu wußte er sich noch eine Anzahl spanischer Cid-Romanzen zu verschaffen, aber nicht den ganzen Romancero Escobars, an welchen die französische Bearbeitung sich anlehnte. Die geschichtlich-kritische Seite des Stoffes ließ er völlig beiseite. Dagegen schrieb Johann v. Müller zur ersten Ausgabe seines „Cid" (1805) einen einleitenden Aufsatz: „Der Cid. Nach Quellen." [1] Als Hauptquelle diente ihm dabei das Werk Riscos und die von demselben veröffentlichten Gesta und andere Dokumente, dann das Poema del Cid, dem er aber nicht allerwegen und unbedingt geschichtliche Glaubhaftigkeit beimißt. Weit mehr als er suchte der englische Dichter Robert Southey, der 1808 die altspanische „Chronik vom Cid" in englischer Übersetzung herausgab, zwischen Geschichte und Sage zu vermitteln und von letzterer möglichst viel zu retten.

Das Verdienst, die geschichtlichen und sagenhaften Elemente zum erstenmal mit gediegener Kritik, in scharfer, gedrängter Darstellung geschieden zu haben, erwarb sich Victor Aimé Huber in seiner „Geschichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Bivar. Nach den Quellen bearbeitet" [2], durch die Herausgabe der Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador (Marburg 1844) und sein Werk: De primitiva cantilenarum popularium epicarum (vulgo Romances) apud Hispanos forma (1844).

[1] Sämtliche Werke XXV, Stuttgart-Tübingen 1833, 101—151.

[2] Bremen 1829.

Eine wesentliche Bereicherung gewann das von Huber benützte Material erst durch den holländischen Orientalisten R. Dozy, welcher 1844 auf der Bibliothek zu Gotha einen arabischen Bericht über den Cid und dessen berühmteste Waffentat, die Eroberung von Valencia, entdeckte. Derselbe fand sich in dem dritten Bande einer arabischen Literaturgeschichte (Dzakhîra), den der maurische Schriftsteller Ibn-Bassâm nach dessen eigener Angabe im Jahre 503 der Hedschra, 1109 unserer Zeitrechnung, also nur zehn Jahre nach dem Tode des Cid, verfaßte. Es ist also bei weitem der älteste, der einzige eigentlich zeitgenössische Bericht, der über den gefeierten spanischen Helden vorliegt, wenn auch vom Feinde geschrieben, doch von hohem geschichtlichen Wert. Der holländische Gelehrte hat sich nicht begnügt, denselben herauszugeben und durch eine Übersetzung ins Französische allgemein zugänglich zu machen, sondern hat zugleich die vorher bekannten Quellen herangezogen, um die geschichtlichen Züge desselben von den mehr oder weniger legendarischen zu sondern und so ein möglichst historisch-kritisches Bild des Cid zu gewinnen. Dabei hat er jedoch nicht nur dem arabischen Bericht ein viel zu weit gehendes Vertrauen geschenkt, sondern sich förmlich auf die Seite der Mauren gegen die Christen gestellt und den von dem arabischen Schriftsteller gebotenen Zügen in seiner Darstellung die für den Cid jeweilig ungünstigste Färbung gegeben. Um ein richtiges Charakterbild des Cid zu erhalten, darf man ihm deshalb nicht blindlings folgen, sondern muß man wohl unterscheiden, inwieweit der arabische Literaturhistoriker an sich Glauben verdient und inwieweit sein moderner Erklärer den durch und durch katholisch-mittelalterlichen Helden richtig aufgefaßt hat oder nicht.

Das Geburtsjahr des Cid ist nicht bekannt. Es kann indes nicht sehr weit von der Mitte des 11. Jahrhunderts abliegen, höchstens etwa 10 bis 20 Jahre vor der Schlacht am Flusse Carrion (1037), in welcher Ferdinand I. von Kastilien die verbündeten Könige von León und Navarra besiegte, Bermudo III., König von León, seinen Tod fand. Mit diesem König, welcher keine Nachkommenschaft hinterließ, erlosch das westgotische Königshaus, das seit Pelayo über drei Jahrhunderte den großen Kampf des christlichen Spanien gegen die maurische Übermacht, unter den mannigfachsten Wechselfällen, mit immer steigendem Erfolg geführt hatte.

Wenn man den Cid richtig auffassen will, darf man diesen dreihundertjährigen Kampf nicht außer acht lassen. Der große Nationalheld Spaniens ist nicht wie die Helden der Völkerwanderung aus einem Chaos der Barbarei plötzlich emporgetaucht, sondern aus einem Volke hervorgewachsen, das einst, wie kein zweites, nur die Völker Italiens abgerechnet, an der Entwicklung der römischen Kultur und Literatur wie an den Anfängen christlich-römischer Zivilisation beteiligt gewesen war. Die beiden Seneca, Lucan, Quintilian, Martial und Columella waren Spanier. Juvencus, Prudentius, Orosius,

Pacian, Isidor von Sevilla und Ildefons von Toledo gehören Spanien an. Das christliche Reich der Westgoten in Spanien war eine der frühesten politisch-sozialen Schöpfungen christlicher Zivilisation.

Die Blüte dieser Zivilisation wurde allerdings am Anfang des 8. Jahrhunderts durch die arabische Eroberung zerstört. Nur ein kleines Häuflein von Westgoten behauptete unter seinem Führer Pelayo Christentum und Freiheit in den Gebirgen Asturiens. Mit dem Schwert in der Faust mußten die politischen Vorbedingungen christlicher Zivilisation, Schritt um Schritt, in jahrhundertelangem Kampfe erst von neuem wieder erobert werden. Die Lebenskeime jener früheren Bildung waren indes nicht erstorben. Sie waren vielmehr die Seele jenes Heldenmutes und jener Standhaftigkeit, mit welcher der große Befreiungskampf geführt war. Der christliche Glaube, Recht, Sitte und Freiheit waren es, welche die versprengten Überreste des älteren christlichen Spanien wider alle Hoffnung hoffen ließen, zu unbesieglicher Tapferkeit begeisterten und endlich auch zum Siege führten. Volksanschauung und Volkssitte mochten in dem unaufhörlichen Guerillakrieg nicht ganz frei von kriegerischer Verwilderung bleiben, die christlichen Ideale sind den kühnen Vorkämpfern der christlichen Zivilisation nicht abhanden gekommen. Aus dem welthistorischen Kampf ist, ohne wesentliche Veränderung, gestählt, gekräftigt, wie im Feuer gehärtet, die spanische Nationalität hervorgegangen, wie sie den Anfang der neueren Geschichte bezeichnet, mit ihrer unverbrüchlichen Treue am katholischen Glauben, ihrem ritterlich-kriegerischen Sinn, ihrem tiefen religiösen Ernste, ihrer heldenmütigen Festigkeit. Manche Schatten verdunkeln wohl das glänzende Bild; aber jenem wesentlichen Charakter sind die Spanier nicht untreu geworden.

Zu den angedeuteten Schattenseiten gehören vorab die inneren Zwistigkeiten, welche während jenes Kampfes die Spanier unter sich entzweiten und eine Vereinigung aller Kräfte gegen den gemeinsamen Feind erst nach Jahrhunderten zu stande kommen ließen. Bei dem stark ausgeprägten Unabhängigkeitssinn, der Verschiedenheit lokaler und dynastischer Interessen kann das indes nicht allzusehr befremden. Schon Asturien, das älteste der kleinen Königreiche, ward von verschiedenen tragischen Familienverwicklungen und Katastrophen betroffen. Katalonien ward 766 erst dem Königreich Aquitanien einverleibt, 817 davon wieder losgerissen und samt der spanischen Mark zu einem Herzogtum Barcelona gestaltet, das später noch weitere Wandlungen durchzumachen hatte, während Asturien sich 910 zum Königreich León erweiterte. Neben diesem entstanden 853 das Reich von Navarra, 1035 die selbständigen Königreiche von Kastilien und Aragon.

Die Spaltung wäre für das christliche Spanien wohl überaus verhängnisvoll geworden, wenn sich nicht im maurischen eine ähnliche Trennung vollzogen hätte. Aber nachdem mit dem Kalifen Hischam III. (1037) das

Fürstenhaus der Omajjaden erloschen war, löste sich auch das einst so mächtige Kalifat von Cordova in eine Menge von Einzelherrschaften auf, die sich noch weit häufiger und heftiger befehdeten als die christlichen Könige des nördlichen Spanien. Selbständige Emire herrschten zeitweilig in Sevilla, Toledo, Badajos, Saragossa, Sidonia, Granada, Algesiras, Malaga. Cordova rang sich nicht mehr zu seiner früheren Bedeutung empor.

Im selben Jahre, wo Hischam, der letzte der Omajjaden, starb, eroberte Ferdinand I. die Stadt León und vereinigte die beiden Reiche León und Kastilien; in glänzenden Kämpfen drang er dann tief in das spätere Portugal hinein, gewann Viseu, Lamego und Coimbra, besiegte (1054) seinen Bruder Garcia, König von Navarra, machte sich den Emir von Sevilla zum Vasallen und zwang den Emiren von Saragossa und Toledo gewaltsam den Tribut ab, zu welchem sie sich nach früheren Niederlagen verpflichtet hatten, welchen sie aber zu entrichten sich weigerten.

In diese glorreiche Zeit, in welcher das spanische Königtum durch die Vereinigung von Kastilien und León zuerst zu einem größeren Machtumfang und zu einem gewissen moralischen Übergewicht über das maurische Spanien gelangte, fallen die Geburt sowie die Jugend und die ersten Waffentaten des Rodrigo Diaz de Vivar, der später der Cid genannt ward. In einem Kampfe, den der älteste Sohn des Königs, Sancho, gegen Sancho von Navarra führte, besiegte er im Zweikampf einen navarresischen Ritter und erhielt dafür den Beinamen „Campeador", d. h. der „Herausforderer".

Mit dem Tode Ferdinands I. (1065) fiel indes die kaum gewonnene Einheit wieder auseinander. In seinem Testamente teilte er das Reich unter seine fünf Kinder. Sancho II. erhielt Kastilien, Alfons León, Garcia Galicien; die Infantin Elvira bekam die Herrschaft über Toro, Urraca diejenige über Zamora. Mit dieser Teilung ward der Keim eines neuen Bruderzwistes in das kastilische Königshaus gelegt, der den Kampf gegen den Islam abermals sieben Jahre lang zurückdrängen sollte. Der ebenso ehrgeizige als hochbegabte Sancho gönnte seinen Geschwistern ihr Erbteil nicht. Kaum drei Jahre nach des Vaters Tod stand er seinem Bruder Alfons bei Llantado in offener Feldschlacht gegenüber und erlangte einen vorläufigen, wenn auch nicht entscheidenden Sieg. Rodrigo de Vivar ward bei dieser Gelegenheit zum „Bannerträger", d. h. „Oberbefehlshaber", der Truppen Sanchos erhoben.

Nur drei Jahre hielten die zwei königlichen Brüder Frieden. Dann kam es (1071) bei dem Dorfe Golpejare, an der Grenze der beiden Reiche, abermals zwischen ihnen zum Kampfe, diesmal unter der Bedingung, daß der Besiegte sein Reich an den Sieger abtreten müßte. Sancho hatte kein Glück. Die Kastilianer mußten das Feld räumen. Alfons ließ sie jedoch nicht verfolgen, weil er gemäß der beiderseits festgesetzten Bedingung die Sache für erledigt hielt und sich nunmehr als Herrn von Kastilien betrachtete.

Sancho seinerseits hatte durch die Niederlage allen Mut verloren und dachte an keinen weiteren Widerstand mehr. Nicht so Rodrigo de Bivar, der Campeador. Er betrachtete den erlittenen Schlag noch nicht als entscheidend. Da die Leonesen ihren Sieg nicht weiter verfolgten, forderte er Sancho auf, die fliehenden Truppen wieder zu sammeln und die in den eroberten Zelten schwelgenden Sieger in der Morgenfrühe zu überfallen. So geschah es. Der unerwartete Überfall glückte vollkommen. Die Mehrzahl der Leonesen wurden niedergemacht, die übrigen suchten sich durch Flucht zu retten. Alfons flüchtete in die Liebfrauenkathedrale von Carrion. Die Kastilier achteten indes das Asylrecht nicht, sondern führten ihn gefangen nach Burgos. Unter der Bedingung, daß er Mönch werden wolle, wurde er, auf Bitte seiner Schwester Urraca, der Haft entlassen, wußte indes bald aus dem Kloster zu entkommen und floh zu Mamûn, dem Emir von Toledo.

Sancho nahm darauf seinem Bruder Garcia Galicien weg. Elvira wagte keinen Kampf mit ihm, sondern übergab ihm freiwillig Toro. Urraca dagegen verteidigte sich tapfer in ihrer Stadt Zamora, welche Sancho längere Zeit fruchtlos belagerte. Einem verwegenen Ritter aus Zamora, Bellido Dolfos, gelang es indes bei einem Ausfall, den König unversehens von hinten mit seiner Lanze zu durchbohren. Der Campeador, welcher sich in der Begleitschaft des Königs befand, setzte alsbald dem nach der Stadt zurückeilenden Zamoraner nach, um die heimtückische Tat zu rächen, und war nahe daran, ihn zu erreichen, als dieser zum Stadttor gelangte und sich noch retten konnte.

Unter den Kastilianern herrschte eine große Trauer. Sie brachten Sanchos Leiche nach dem Kloster Oña und bestatteten sie daselbst mit königlichem Gepränge. Da sie aber für den Thron keinen passenden Prätendenten hatten, so ergaben sie sich schließlich darein, Alfonso von León die Krone von Kastilien anzubieten, doch unter der Bedingung, daß er einen feierlichen Eid schwöre, am Tode seines Bruders Sancho nicht beteiligt gewesen zu sein. Rodrigo Diaz von Bivar und elf andere kastilische Ritter nahmen ihm diesen Eid ab. Der König faßte deshalb einen tiefen Groll gegen den Campeador. Die Politik riet ihm indes, vorläufig demselben nicht nachzugeben, sondern den Versuch zu machen, den waffengewaltigen, einflußreichen Kastilianer durch Gunstbeweise an sich zu fesseln. Er gab ihm sogar (19. Juli 1074) seine Base Jimene, die Tochter des Grafen Diego von Oviedo, zur Frau. Der Campeador ward so Schwager des Königs selbst und schien nach diesem zur ersten Stelle in dem wieder geeinigten Reiche von Kastilien berufen. Allein eben diese Erhebung erweckte unter andern Großen Neid und Haß wider ihn und führte schließlich zu seinem Sturze.

Alfons schickte ihn an den Hof Motamids, des Königs von Sevilla, um daselbst den fälligen Tribut einzutreiben. Bei seiner Ankunft fand er Motamid

eben durch einen Angriff des Abd-allâh, Königs von Granada, bedroht, in dessen Heer mehrere christliche Edelleute kämpften, darunter der Graf Garcia Ordoñez, ein Prinz von königlichem Geblüte, der noch unter Ferdinand I. das Reichsbanner getragen. Der Campeador ermahnte den König von Granada, Motamid, als Verbündeten des Königs Alfons mit weiteren Angriffen zu verschonen; als aber diese Mahnung kein Gehör fand, die Truppen von Granada vielmehr brandschatzend in sevillanisches Gebiet einbrachen und bis Cabra vordrangen, stellte sich ihnen der Campeador mit seinen eigenen Leuten und den Sevillanern entgegen, schlug sie aufs Haupt und nahm Garcia Ordoñez und andere kastilianische Ritter gefangen, denen er übrigens nach drei Tagen schon wieder die Freiheit schenkte. Motamid entließ ihn mit dem Tribut sowie mit reichen Geschenken für den König. Das benützten seine Feinde, besonders Garcia Ordoñez, um ihn nach seiner Rückkehr bei Alfons anzuschwärzen, daß er einen Teil dieser Geschenke unterschlagen habe. Die frühere Abneigung des Königs lebte neu auf, und als Rodrigo 1081 auf eigene Faust, ohne seine Erlaubnis, einen Angriff auf die Mauren unternahm, benützte er den Anlaß, um ihn nicht nur vom Hof, sondern auch aus seinem Reiche zu verbannen. So ward der Held, mit dessen Beistand der König die Herrschaft der Mauren wohl ganz hätte brechen können, durch höfische Treibereien brachgelegt, aus dem christlichen Spanien verbannt und dahin gebracht, das Leben eines kriegerischen Häuptlings oder Condottiere zu führen und sogar Dienst bei den Mauren selbst zu suchen.

Gerade in dieser Zeit (Oktober 1081) starb der Emir Moktadir von Saragossa. Von seinen zwei Söhnen erhielt der eine, Mutamin, Saragossa, der andere, Mondzir, Denia, Tortosa und Lerida. Sie machten sofort einander ihren Besitz streitig. Mondzir verbündete sich mit dem König Sancho Ramirez von Aragon und dem Grafen Berengar von Barcelona. Mutamin gewann den Campeador für sich und fand an ihm fürder seine beste Stütze. Rodrigo führte Streifzüge von unglaublicher Kühnheit aus und ward zum Schrecken der wider Mutamin verbündeten Fürsten. Die von ihnen belagerte Burg Almenara war in so bedrängter Lage, die Belagerer in solcher Überzahl, daß er zuerst selbst zu Friedensunterhandlungen riet, um die Besatzung zu retten; als indes Mutamin auf dem Entsatz bestand, schlug er den Feind trotz dessen Übermacht und nahm sogar den Grafen von Barcelona gefangen. Sein Einzug in Saragossa glich einem Triumph, und der Emir überhäufte ihn mit Ehren und Geschenken. Dennoch ließ sich der wackere Kastilianer dadurch nicht fesseln. Sobald sich nur eine Gelegenheit bot, suchte er sich wieder dem König Alfons zu nähern. Erst als dieser in unversöhnlichem Groll und Argwohn ihn abermals von sich stieß, fuhr er fort, sein Feldherrntalent und seine persönliche Tapferkeit weiter im Dienste Mutamins zu verwenden. In einem fünftägigen Streifzug verheerte er einen

großen Teil von Aragonien mit solcher blitzartiger Schnelligkeit, daß seine Reiterscharen meist schon wieder auf und davon waren, ehe man zur Abwehr gegen sie Alarm schlagen konnte. Dann griff er die Besitzungen Mondzirs an und plünderte weite Landstrecken mit ebenso toller Geschwindigkeit. Als darauf Sancho von Aragon seinem Verbündeten zu Hilfe kam, schlug er dessen Truppen, nahm 16 Edelleute und 2000 Soldaten gefangen und kehrte abermals mit ungeheurer Beute nach Saragossa zurück. Nach dem Tode Mutamins (1085) blieb er im Dienste seines Sohnes Mostain; doch sind über seine weiteren Waffentaten bis 1088 keine eingehenden Berichte vorhanden. In diesem Jahre schloß er mit Mostain einen Vertrag ab, der die Eroberung von Valencia zum Ziele hatte.

Diese Stadt gehörte zu den bevölkertsten und reichsten von Spanien; die umliegende Landschaft strotzte von Fruchtbarkeit, sie hieß das „Paradies der Mauren". Nach dem Sturz des Kalifats hatte die Stadt wiederholt durch Krieg und Verrat ihre Herren gewechselt. Zeitweilig mit Toledo vereint, ward sie 1075 davon wieder losgetrennt. Der Statthalter Abû Bekr ibn Abd-ul-Aziz entzog sie dem rechtmäßigen Erben Kâdir, dem Enkel des Emir Mamûn von Toledo, und versuchte sich erst unabhängig zu machen; als er sich aber nicht zu halten vermochte, spielte er die Stadt dem König Alfons in die Hände. Dieser verkaufte sie für 200 000 Goldstücke erst an Moktadir von Saragossa, neun Jahre später abermals an den eigentlichen rechtmäßigen Erben Kâdir, und zwar um den Preis der Stadt Toledo, die Kâdir durch seine Steuererhebungen völlig erschöpft hatte und nicht mehr zu behaupten vermochte. Alfons zog nun am 25. Mai 1085 in die alte Hauptstadt der Westgoten wieder ein, verpflichtete sich aber gleichzeitig, Kâdir zum Besitze von Valencia zu verhelfen, das unterdessen tatsächlich in den Händen des Ibn Abd-ul-Aziz geblieben war. Dieser hinterließ bei seinem Tode (1085) zwei Söhne, welche sich gegenseitig um die Erbschaft befehdeten, so daß sich jetzt vier Parteien um die Stadt stritten, die beiden Söhne des Ibn Abd-ul-Aziz, Kâdir und Mostaîn, der König von Saragossa.

Mittelst kastilianischer Truppen, welche ihm König Alfons stellte und unter welchen sich der tapfere Alvar Fañez, ein Vetter des Cid, befand, gelangte Kâdir in den Besitz der Stadt, bedrückte aber diese so mit Steuern, daß die Einwohner daran dachten, sie Mondzir, dem Bruder des Königs von Saragossa, auszuliefern.

In den weiteren Wirren, welche sich um den Besitz der Stadt entspannen, scheint der Campeador nach Dozys Darstellung anfänglich eine etwas zweideutige oder sogar vieldeutige Rolle gespielt zu haben. Er schloß einen geheimen Vertrag mit Mostaîn, zufolge dem er ihm zum Besitz der Stadt verhelfen wollte, sich aber alle weitere Beute vorbehielt; als ihm aber Kâdir reichliche Geschenke machte, entschuldigte er sich bei Mostaîn damit, daß ein

Angriff auf Valencia nicht ohne Kriegserklärung gegen Alfons unternommen werden könnte, wovor Mostain selbst zurückschrak.

Im Auftrage Mostains belagerte der Cid jetzt die Festung Jerica, welche ungefähr in der Mitte zwischen Saragossa und Valencia an der Heerstraße lag. Als sich aber der Herr von Murviedro, Ibn-Labbun, in dessen Besitz die Festung stand, mit Mondzir verbündete, ward der Cid genötigt, die Belagerung aufzuheben, worauf dieser fürchtete, Mondzir möchte nun auch Valencia in seinen Besitz bringen.

Er riet deshalb Kâdir, die Stadt niemand auszuliefern. Gleichzeitig aber versprach er Mostain, ihm zum Besitz der Stadt zu verhelfen. Dieselbe Versicherung gab er Mondzir. Zugleich ließ er dem König Alfons sagen, er betrachte sich stets noch als seinen Vasallen, alle seine Streifzüge zielten nur darauf, die Macht der Mauren zu schwächen und auf ihre Kosten ein Heer zu unterhalten, das später das ganze Land dem König unterwerfen sollte. So ließ ihm der König seine Truppen, mit welchen er von Zeit zu Zeit seine beliebten Streif- und Plünderungszüge unternahm. Wenn man ihm darüber Vorwürfe machte, erklärte er, er tue das nur, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Im Jahre 1089 ging er nach Kastilien, um persönliche Verabredungen mit dem König zu treffen. Dieser nahm ihn gütig auf, schenkte ihm mehrere Schlösser und stellte ihm eine Urkunde aus, zufolge der alle Festungen und Gebiete, welche er den Mauren abnehmen würde, für immer in seinem und seiner Nachkommen Besitz bleiben sollten. Darauf kehrte der Cid in die Nähe von Valencia zurück, wo sein Heer stand, das 7000 auserlesene Mann zählte.

Mostain hatte inzwischen gemerkt, daß auf das Versprechen des Cid nicht zu rechnen sei, und sich mit Berengar von Barcelona verbündet, um sich den Besitz von Valencia zu gewinnen. Berengar belagerte die Stadt, hob aber die Belagerung auf, als der Cid aus Kastilien zurückkehrte und sein Guerillaleben von neuem begann. Kâdir schloß mit dem Cid ein neues Abkommen, das letzterem 10 000 Dinâre monatlich einbrachte; auch Ibn-Labbun erwarb sich seinen Schutz um eine ansehnliche Summe. Mit Alfons hatte der Cid aber von neuem Unglück. Als dieser ihn zu einem Zug wider das Schloß Aledo bei Lorca entbot, kam der Cid ohne jede Schuld von seiner Seite zu spät, und obwohl der König dadurch keinen Nachteil erlitt, entzog er dem tapfern Heerführer, auf gehässige Einflüsterungen hin, abermals seine Gunst, nahm die Schenkungsurkunde des vorigen Jahres zurück, konfiszierte seine sämtlichen Erbgüter und ließ seine Frau und seine Kinder gefangen setzen. Alle Anerbieten des Gekränkten, seine Unschuld zu erhärten, wurden zurückgewiesen; das einzige, worauf der König sich einließ, war, daß er Rodrigo seine Frau und seine Kinder zurückgab.

Abermals war der Cid darauf angewiesen, als selbständiger Heerführer sich mit eigenen Mitteln durchzuschlagen und durch Kampf und Beutezüge sein Heer zu erhalten. Es gelang seiner Tapferkeit und Gewandtheit in seltenem Maße. Kâdir von Valencia zahlte ihm jährlich 120 000 Dinâre, der Herr von Alborracin 10 000, der von Alpuente ebensoviel, der von Murviedro und der von Segorbe je 6000, der von Jerica 4000, der von Almenara 3000. Die bedeutendste Waffentat der nächsten Zeit war ein glänzender Sieg über Berengar von Barcelona, der ihn unversehens überfiel, aber geschlagen und selbst mit 5000 Kriegern gefangen genommen wurde. Der Cid verlangte ein hohes Lösegeld, gab aber die Gefangenen frei, ehe noch dasselbe völlig ausbezahlt werden konnte.

Dem König Alfons zulieb unterbrach er die bis dahin günstige Belagerung von Liria; aber die Zusammenkunft mit dem mißtrauischen Monarchen führte nur neuen Zwist herbei. Wegen einer Kleinigkeit fühlte sich derselbe verletzt und wollte den Cid gefangen nehmen lassen. Als dieser ihm entkam, versuchte er sich dadurch zu rächen, daß er selbst einen Kriegszug wider Valencia unternahm, das gewissermaßen schon in der Gewalt des Cid stand. Dieser, aufs tiefste gekränkt, warf sich aber mit Blitzesschnelligkeit auf die Grafschaften Najera und Calahorra, deren Gobernador sein unversöhnlichster und mächtigster Feind, der Graf Garcia Ordoñez, der mächtigste Mann nach dem König, war, und richtete in dessen Provinzen mit Feuer und Schwert solche Verheerungen an, daß König Alfons die Belagerung von Valencia aufgeben mußte, um sein eigenes Land gegen weitere Plünderungszüge zu schirmen.

Diesem tragischen Sichselbstzerfleischen spanischer Heldenkraft machte zum Glück auch jetzt wieder die Uneinigkeit und Zersplitterung ein Ende, welche unter den Mauren herrschte. Ibn-Dschahhâf, der Kadi von Valencia, der selbst die Herrschaft über diese Stadt an sich reißen wollte, knüpfte geheime Unterhandlungen mit Ibn-Ayischa, dem Feldherrn der Almoraviden, an, der sich bereits der Städte Denia und Murcia bemächtigt hatte, erregte aber zugleich einen Aufstand wider den schwächlichen Kâdir, den bisherigen König, und ließ ihn im November 1092 nächtlicherweile ermorden. An die Stelle des ermordeten Königs trat die „Dschamâ", d. h. die Versammlung der Notabeln, die Ibn-Dschahhâf zu ihrem Haupte erkor. Das rief aber unter den benachbarten Maurenfürsten vielfachen Widerspruch und große Verwirrung hervor. Keiner gönnte dem neuen Oberhaupte der Stadt seine Macht.

Während die in verschiedene Parteien gespaltene Einwohnerschaft sich gegenseitig bekämpfte, die einen von hier, die andern von dort Hilfe erwarteten, bemächtigte sich der Cid durch plötzlichen Handstreich der zwei Vorstädte Villanueva und Al-Cudia, umzingelte die Stadt, schnitt ihr jede Zufuhr

ab und zwang sie durch die furchtbarste Hungersnot am 15. Juni 1094 zur Übergabe. Er zeigte sich zuerst gegen die Überwundenen sehr rücksichtsvoll und milde, versprach ihnen redliche Verwaltung und gerechtes Gericht und mahnte auch die Seinen zur Schonung. Die Geldgeschenke, welche Ibn-Dschahhâf ihm anbot und welche derselbe den Wucherern der Stadt erpreßt hatte, nahm er nicht an. Es war indes nicht zu meiden, daß die bis dahin vielfach vergewaltigten Christen sich aus dem Eigentum der Mohammedaner schadlos zu halten suchten. Klagen hierüber wies der Cid mit Strenge ab. Die Mauren meinten ihn damit gewinnen zu können, daß sie ihm Ibn-Dschahhâf auslieferten. Rodrigo ließ sich von diesem ein Inventar seines gesamten Besitzstandes einreichen und beschwören, daß er nichts verheimlicht habe. Ibn-Dschahhâf schwor den Eid mit der Versicherung, er sei bereit zu sterben, wenn man außer dem Aufgeschriebenen noch etwas finde. Der Eid war aber ein Meineid; die meisten Kostbarkeiten, welche er einst dem ermordeten Kâdir geraubt, hatte er bei verschiedenen Einwohnern der Stadt versteckt. Der Betrug stellte sich bald heraus, und nun verfuhr der Cid nach der ganzen Strenge jener Zeit. Er ließ den betrügerischen, meineidigen Königsmörder (im Mai oder Juni 1095) verbrennen und mit ihm eine Anzahl seiner Freunde und Genossen; auch seine Weiber und Kinder wollte er zum Feuertod verurteilen, nur die Fürbitte der Christen erwirkte denselben Begnadigung.

So verhaßt vorher Ibn-Dschahhâf gewesen, so ward er jetzt in den Augen der Mauren ein Märtyrer; in ihren Berichten wird deshalb der Cid des Treubruchs und der Grausamkeit angeklagt. Er hat indes nichts begangen, was sich nicht aus damals herrschendem Kriegsrecht und Kriegsbrauch erklären ließe. Ibn-Dschahhâf hatte sein Los durch den an Kâdir begangenen Verrat und Mord, seine früheren Gewalttaten gegen die Christen und seinen Meineid reichlich verdient. Der Cid selbst befand sich noch keineswegs in unangefochtenem Besitz der Stadt. Das Heer, das der Almoravidenfürst Yusuf auf das Verlangen Ibn-Dschahhâfs nach Valencia entsandte, drang wirklich bis an die Wälle vor und belagerte sie. Nach zehn Tagen machte indes der Cid der Belagerung durch einen glücklichen Ausfall ein Ende, verjagte die feindlichen Truppen und bemächtigte sich ihres Lagers. Erst jetzt war er ganz und voll Herr der reichen und mächtigen Stadt, deren Erbeutung in mancher Hinsicht bedeutsamer war als die Eroberung Toledos durch König Alfons. In den Augen der Kastilianer war sie eine Großtat sondergleichen, das Höchste und Größte, was der gefürchtete Kriegsheld in seinem kampfesreichen Leben geleistet hatte.

Auch Olocau und Serra, zwei feste Plätze von großer strategischer Bedeutung, fielen jetzt in seine Hand, und er dachte allen Ernstes daran, die Mauren aus dem ganzen übrigen Spanien zu vertreiben. Ein Araber

jener Zeit behauptet, aus seinem eigenen Munde das Wort gehört zu haben: „Ein Rodrigo hat diese Halbinsel verloren; ein anderer Rodrigo wird sie wieder gewinnen." Die Mauren selbst sahen diesen Gedanken drohend in ihm verkörpert, und die christlichen Könige mußten um seine Freundschaft werben.

Um die Macht der Almoraviden weiter südwärts zurückzudrängen, verbündete er sich 1094 mit König Peter von Aragonien. Der maurische Feldherr Mohammed Ibn-Ayischa mied jedoch eine offene Feldschlacht, obwohl ihm ein weit überlegenes Heer von 30000 Mann zur Verfügung stand. Zu Beiren, bei Gandia, wo eine maurische Flotte den Angriff der Landarmee unterstützen konnte, gerieten die Christen in ernstliches Gedränge; nur der Heldenmut, die persönliche Tapferkeit und das Geschick des Cid hoben ihr sinkendes Vertrauen und rissen sie zum Siege fort, so daß die feindliche Übermacht völlig zerstob und eine unermeßliche Beute in ihre Hände fiel. Nach kurzer Rast in Valencia zog er gegen Murviedro. Als die Almoraviden der bedrohten Stadt zu Hilfe eilten, griff er zuerst das stark befestigte Almenara an und nahm es nach dreimonatiger Belagerung. Die Einwohner von Murviedro sahen sich nun bei den verschiedensten Machthabern, Mauren wie Christen, um Beistand um, wurden aber überall im Stich gelassen. Der Graf von Barcelona ließ ihnen sagen, daß er den Cid nicht anzugreifen wage, und König Alfons war endlich, trotz allen früheren Grolles und Mißtrauens, so vernünftig, ihnen die Erklärung zukommen zu lassen, er wolle Murviedro lieber in den Händen Rodrigos sehen als in jenen eines Sarazenen.

Nach einer Belagerung von 30 Tagen forderte der Cid die Stadt unter den schrecklichsten Drohungen zur Übergabe auf; auf ihre inständigen Bitten gab er noch zweimal eine längere Frist, damit die Bewohner die Stadt verlassen und ihre Habe flüchten könnten. Am Johannistage, 24. Juni 1098 zog er endlich in die Stadt ein, feierte mit einem Te Deum die neue Eroberung und befahl zur Erinnerung daran, den Grund zu einer Johanniskirche zu legen. Gegen die Besiegten zeigte er sich, nach Krieges Recht und Brauch, jetzt strenger und forderte eine Kriegskontribution, welche der langen Belagerung entsprach.

Daß er dabei nicht eigensüchtige Zwecke verfolgte, ist schon daraus abzunehmen, daß, nach dem Zeugnis der Mohammedaner selbst, ihre Vertreibung aus Spanien sein eigentliches Hauptziel war. Zu dem beständigen Kampfe, den er deshalb zu führen hatte, besonders zu den langwierigen Belagerungen, mußte er sich aber die Mittel ganz und gar selbst beschaffen. In seinen Augen wie in denen seiner Zeitgenossen waren die Mauren weder die erbberechtigten eigentlichen Insassen des Landes oder ein gar mit zärtlicher Liebe zu behandelndes Kulturvolk, sondern die einstigen gewaltsamen Räuber

des Landes, der Erbfeind der christlichen Religion und aller wahren Kultur. Wie ihre politische Herrschaft mußte darum auch ihre religiöse Herrschaft zerstört und hinweggeräumt werden. Für den Cid war es deshalb ganz selbstverständlich, daß, nachdem er sich einmal von den Mauren völlig unabhängig gemacht hatte, er sie ganz gemäß jener Auffassung behandelte. Er trug darum kein Bedenken, die große Moschee von Valencia in eine christliche Kirche zu verwandeln; er stiftete derselben auch einen goldenen Kelch und zwei Teppiche von Goldbrokat, wie man kostbarere und herrlichere niemals geschaut. Er legte damit seine Siegesbeute dem Erlöser zu Füßen, für den er so tapfer das Schwert geführt.

Auch als Krankheit und Schwäche ihm nicht mehr erlaubten, selbst das Schwert zu ziehen, gab er seinen großen Plan nicht auf. Er sandte seine Truppen aus, um die Stadt Jativa den Almoraviden zu entreißen. Doch die Seinigen waren nicht so glücklich wie er. Sie trafen mit dem Heer des Ibn-Ayischa zusammen, welches soeben bei Cuenca einen glänzenden Sieg über Alvar Fañez davongetragen, der das königliche Heer von Kastilien befehligte. Auch die tapfern Krieger des Cid, denen der alte Feldherr fehlte, erlagen der siegesstolzen Macht der Mohammedaner, und nur wenige von ihnen kamen nach Valencia zurück.

Nach den arabischen Berichten starb der Cid „aus Wut und Schmerz" hierüber im Juli 1099. Daß er den Schlag tief und schmerzlich empfinden mußte, liegt auf der Hand. Daß ein so tief religiöser Held aber gleich einem verzweifelten mohammedanischen Wüterich dahingeschieden sein soll, ist durchaus unglaublich. Keine der christlichen Quellen meldet so etwas.

Noch zwei Jahre nach dem Tode des unbesiegten Schlachtenhelden gelang es seiner Witwe Jimene, die Stadt Valencia gegen die wiederholten Angriffe der Almoraviden zu halten. Als diese jedoch im Oktober 1101 die Stadt mit einem großen Heere unter dem Feldherrn Mazdali umzingelten, leistete König Alfons zwar vorübergehende Hilfe, hielt es indes nicht für möglich, die von seinen Staaten weit entlegene Stadt auf die Dauer gegen die Mohammedaner zu beschirmen, und riet Jimene deshalb, die prächtige Stadt, welche Rodrigo mit so gewaltiger Anstrengung erobert hatte, zu verlassen. Jimene und ihre Heerführer folgten diesem Rate. Um aber den Mohammedanern die Freude des Triumphes zu verderben, steckten sie bei ihrem Abzug die Stadt in Brand. Mazdali und sein Heer fanden bei ihrem Einzug (am 5. Mai 1102) nur rauchende Trümmer.

Die Leiche des Cid brachte die treue Gattin selbst zu dem Kloster San Pedro de Cardeñas bei Burgos, wo sie feierlich beigesetzt wurde, und sie ließ zahlreiche Messen für seine Seelenruhe lesen. Sie überlebte ihn nur um fünf Jahre und ward 1104 ebenfalls in Burgos bestattet. Sein Sohn Diego Rodriguez fiel in der Schlacht von Consuegra. Von seinen

zwei Töchtern vermählte sich die eine, Cristina, mit dem Infanten Ramiro von Navarra, die andere, Elvira, mit Ramón Berengar III. von Barcelona. Durch sie ward der Cid der Ahnherr der späteren Königsgeschlechter von Spanien.

Es vergingen 136 Jahre, ehe Valencia (am 28. September 1238) nach einer nicht minder harten und langwierigen Belagerung durch Jakob I. (Jayme) von Aragonien abermals dem christlichen Spanien zurückerobert ward. Das Heldenleben des Cid ist aber auch in dieser Zwischenzeit nicht unfruchtbar geblieben. Keiner der bisherigen Vorkämpfer wider den Islam, sei es Ritter oder König, hat auf die Spanier einen so zündenden, einen so bleibenden Eindruck gemacht. Es ist auch wohl kein zweites Beispiel vorhanden, daß ein einzelner Ritter, unter den widrigsten Umständen, wiederholt gedrängt, im Dienste maurischer Herrscher wider seine eigenen Glaubensgenossen zu kämpfen, durch seine persönliche Tapferkeit und sein Feldherrntalent sich zu so hervorragender, unabhängiger Stellung emporgerungen und als Held und Soldatenkönig der Herrschaft der Mauren schwereren Abbruch getan hätte als einer der spanischen Könige jener Zeit. Was die ihm vorgeworfenen Treulosigkeiten und Grausamkeiten betrifft, sagt der gewiß nicht für das katholische Spanien eingenommene J. L. Klein:

„Jene im Drange des heißen Tatensturmes begangenen Wortbrüche, Erpressungen, grausamen Hinrichtungen erklären sich aus dem Charakter der Zeit und den damaligen Grundsätzen im Kriegführen gegen den räuberischen Erbfeind des Vaterlandes und des Christentums. Wie aufgewühlter Schlamm in brandender Meerflut verschwinden nach ausgetobter Gärung solche Trübungen und lassen den Gesinnungskern, das eigentliche Wesen des Helden in angestammter Trefflichkeit bestehen."

Das dürfte indes denn doch nicht hinreichen, um die allgemeine Begeisterung der Spanier für den geschichtlichen Cid zu rechtfertigen. Grausame Hinrichtungen mögen sich aus dem damaligen Kriegsrecht entschuldigen lassen; doch Wortbruch bleibt Wortbruch, und Erpressungen aus bloßem Eigennutz und Habsucht lassen sich mit dem Wesen eines christlichen Helden nicht vereinigen. Nun fragt es sich aber gerade mit Rücksicht auf diese beiden Punkte, ob der Bericht des Ibn-Bassâm bis ins einzelnste jenen unbeschränkten Glauben verdient, welchen Dozy ihm beimißt, um das Ungünstige dann bei seiner eigenen Darstellung noch in ein ungünstigeres Licht zu rücken, so daß aus dem gefeierten Campeador schließlich ein gewissenloser, geldsüchtiger, grausamer Raubritter wird, dem es selbst am Ende des Lebens mit der Religion nicht recht ernst ist. Wir glauben: nicht. Der angebliche Wortbruch kann sich sehr leicht darauf beschränken, daß die Mohammedaner schon die ersten besten Vorverhandlungen als ernste abschließende Zusagen auffaßten und sie möglichst zu ihrem Vorteil auszunützen suchten, während der Cid

denselben noch kein endgültiges Gewicht beimaß. Die angeblichen Erpressungen aber müßten, um als solche betrachtet werden zu können, erst mit den Kriegskosten verglichen werden, die auf dem Cid selber lasteten, und mit den Rechtstiteln, auf welche sich die Mauren in den einzelnen Fällen für ihre Ansprüche hätten berufen können. Ibn-Bassâm selbst bringt seine angebliche Habgier mit dem Plane in Verbindung, ganz Spanien den Mauren zu entreißen, und erkennt die sonstige Heldenhaftigkeit des Mannes unumwunden an:

„Die Macht dieses Tyrannen wuchs beständig, so daß er zur schweren Last wurde für die Niederungen wie für das Hochland und daß er mit Furcht erfüllte die Edeln wie die Bürgerlichen. Es hat mir einer erzählt, er habe ihn — zu einer Zeit, wo seine Begierden sehr lebhaft waren und seine Habsucht den höchsten Grad erreichte — sagen hören: ‚Unter einem Rodrigo ist diese Halbinsel erobert worden, ein anderer Rodrigo wird sie befreien' — ein Wort, das die Herzen mit Schrecken erfüllte und das die Menschen denken ließ, was sie fürchteten und wovor sie bangten, möchte bald eintreffen. Dennoch war dieser Mann, die Geißel seiner Zeit, durch seine Ruhmliebe, durch die kluge Festigkeit seines Charakters und durch seinen Heldenmut ein Wunderwerk des Herrn."

Das wurde im Jahre 503 der Hedschra, 1109 nach unserer Zeitrechnung, nur zehn Jahre nach dem Tode des Cid geschrieben. Wir haben darin ein unanfechtbares Zeugnis, daß er den zeitgenössischen Arabern, seinen Feinden, nicht als ein verächtlicher, egoistischer Raufbold, sondern als ein echter Held galt, und daß der Cid der Dichtung somit auf einer Heldengestalt der wirklichen Geschichte beruht.

2. Das älteste lateinische Cid-Gedicht.

Es kann kaum ein Zweifel sein, daß die Waffentaten des Cid schon zu dessen Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tode besungen wurden, und zwar in jener Form, die später mit dem Namen Romanze bezeichnet wurde, d. h. in kurzen, sangbaren Strophen (Redondillas) mit noch sehr roher, unvollkommener Metrik und mit bloßer Assonanz statt des Reimes. Von diesen alten Romanzen sind uns jedoch keine ganz unverändert in ihrer vollen Ursprünglichkeit erhalten. Manche derselben glauben die Forscher in poetischen Stellen verschiedener alter Chroniken wiederzuerkennen; weit zahlreichere wurden, nachdem sie jahrhundertelang in mündlicher Überlieferung weitergelebt, erst im 16. und 17. Jahrhundert teils auf Flugblättern teils in größeren Romanzensammlungen veröffentlicht, dabei aber meist im Sinne der neueren Zeit leichter oder durchgreifender abgeändert und in den Sammlungen mit völlig neuen Bearbeitungen und Dichtungen untermischt. Ein Versuch,

die ältesten Romanzen aus diesen Sammlungen auszuscheiden und systematisch zusammenzustellen, ist bis jetzt nicht unternommen worden. Zu einer vollen Sicherheit dürfte ein solcher Versuch bei dem Mangel äußerer Anhaltspunkte auch schwerlich führen.

Einige lateinische Verse, in welchen der Cid verherrlicht wird, reichen jedoch nach ziemlich verläßlicher Schätzung bis nahezu 50 Jahre nach dem Tode des Helden zurück. Sie stehen in einer Biographie Alfons' VII., welche kurz nach dessen Ableben, also kurz nach dem Jahre 1157, geschrieben wurde[1]. Der Verfasser zählt darin die Ritter auf, die bei der Belagerung von Almeria dabei waren, darunter Alvar Rodriguez, den Enkel des Alvar Fañez, stellt den letzteren auf eine Linie mit Roland und Olivier und fährt dann, um ihn noch mehr zu erheben, also fort:

Ipse Rodericus, mio Cid semper vocatus,
De quo cantatur, quod ab hostibus haud superatur,
Qui domuit Mauros, Comites domuit quoque nostros,
Hunc extollebat, se laude minore ferebat;
Sed fateor verum, quod tollet nulla dierum,
Meo Cidi primus fuit, Alvarus atque secundus.

Ein Jahrhundert nach seinem Tode war also der Cid schon längst Gegenstand der Volkslieder geworden, und zwar als der unbesiegte und unbesiegliche Held, der Schrecken der Mauren sowohl als der stolzen Adeligen, für welche das Volk augenscheinlich keine große Zuneigung hegte.

Ihren sprechendsten Ausdruck fand indes diese Auffassung des Cid in dem Bruchstück eines lateinischen Gedichtes[2], das vielleicht seiner Zeit noch näher kommt und von ihm spricht wie von einem, dessen mächtigen Schutz die Zeitgenossen noch persönlich erfahren.

Es ist in einer unbeholfenen Art von sapphischen Strophen gedichtet, wie sie sich häufig auch in geistlichen Gedichten jener Zeit wiederfindet, und welche, offenbar sehr volkstümlich und leicht sangbar, höchst wahrscheinlich mit der ältesten Volkspoesie im Zusammenhang steht. Es hebt also an:

Von jenen Heldentaten könnten wir berichten des Paris und des Pyrrhus wie auch des Äneas, welche viele Dichter mit hohem Lobe besungen haben.

Aber was nützen die Taten der Heiden, da sie durch ihr hohes Alter ihren Wert verloren? Wir wollen jetzt die neuen Kämpfe des Fürsten Rodrigo singen.

Denn wenn ich alle Schicksale dieses großen Helden erzählen wollte, so würden tausend Bücher sie nicht fassen, sänge sie auch ein Homer mit Aufgebot aller Kräfte.

---

[1] Sandoval, Historia del rei don Alonso VII, Madrid 1792, 276.

[2] Herausgeg. von Edélestand du Méril, Poésies populaires latines du moyen-âge. Paris 1847, 284—314. Nach einem Manuskript der damaligen Bibliothèque Royale 5132, das viele andere Stücke in Versen und Prosa enthält und erst aus dem 13. Jahrhundert stammt.

Ich aber, obwohl ich aus des Wissens Schätzen nur wenig geschöpft, aus vielem nur einiges, will doch in Versen die Segel spannen als ängstlicher Schiffer.

Eia! Ihr Scharen des Volkes, jubelnd vernehmet dies Lied vom Campeador, die ihr am meisten seine Hilfe erfahren, kommt alle herbei!

Von edlerem Geschlecht ist keiner in Kastilien geboren, keiner größer als er. Sevilla und das Land der Iberer wissen, was Rodrigo war.

Das war sein erster Zweikampf, da er als Jüngling den Navarresen bezwang; daher ward er im Munde der Vorfahren der Campeador genannt[1].

Schon kündete er an, was er einst tun, wie er im Kampf die Grafen besiegen, königliche Macht mit Füßen treten, mit dem Schwerte überwinden würde.

Ihn liebte Sancho, des Landes König, so sehr, da er ihn schon als Jüngling dem Kampf sich weihen sah, daß er ihm den Oberbefehl des ersten Heerhaufens erteilen wollte.

Gegen seinen Willen gedachte Sancho ihm noch höhere Ehre zu spenden, hätte nicht der Tod den König ereilt, der niemand verschont.

Nach seinem hinterlistig verübten Mord gewann Eldephonsus das Reich; denn der Bruder gab, was er versprochen, durch ganz Kastilien hin.

Fürwahr, nicht minder begann er jenen zu lieben, er wollte ihn hoch über alle erheben, bis ihm neidisch zu werden begannen die Genossen des Hofes.

Sie sprachen zum König: Was tust du? Du verübst Böses wider dich selbst, indem du den Rodrigo sich erheben lässest; er mißfällt uns.

Zu wissen sei dir: nie wird er dich lieben, weil er deines Bruders Ratgeber war. Immer wird er Übles gegen dich sinnen und spinnen.

Als diese Reden der Flüsterer König Eldephonsus vernommen, ward sein Herz von Eifersucht erfaßt. Fürchtend, seinen Ehrenthron zu verlieren — das war die Ursache seiner Furcht —,

Verwandelte er alle Liebe in Grimm und sucht Gelegenheiten wider ihn, indem er ihm auf weniges hin, was er weiß, weit mehr vorwirft, was er nicht weiß.

Er verbannt den Mann aus seinem Reiche: da beginnt jener, die Mauren zu bekriegen, Spaniens heimatliche Länder zu verwüsten, Städte zu zerstören.

Ein Gerücht dringt an des Königs Hof, daß der Campeador dem Volke Agars das Beste entrissen, ihnen auch noch das Netz des Todes bereitet.

Über die Maßen ergrimmt, vereint er seine Reiterscharen, bereitet ihm sichern Tod, so er sich nicht hütet; denn er befiehlt, ihn zu enthaupten, wenn er gefangen würde.

Garcias, den stolzen Grafen, sendet der vorbemeldete König aus, um ihn zu bekriegen; da verdoppelt der Campeador seinen Triumph, indem er das Schlachtfeld behauptet.

Denn das war der zweite Kampf, in welchem Garcias mit vielen gefangen wurde. Caprea nennen sie den Ort, wo das Lager zugleich erobert wurde.

---

[1] Hoc fuit primum singulare bellum,
Cum adolescens devicit Navarrum:
Hinc Campi-Doctor dictus est maiorum
Ore vivorum.

Der Name „Campeador" bedeutet nach Dozy nicht „Kämpe" (champion), sondern „Herausforderer" im Zweikampf, entsprechend dem arabischen barrâz oder mobâriz. Vgl. Dozy, Recherches II 58—64.

Daher ward sein Name berühmt durch alle Teile Spaniens, unter allen Königen, die ihn zugleich fürchten und ihm Tribut zahlen.

Auch eine dritte Schlacht wagte er, in der Gott ihm Sieg verlieh; die einen schlug er in die Flucht, die andern nahm er gefangen, das Lager zerstörte er.

Denn der Markgraf von Barcelona, dem die Madianiten Tribut zahlen, zugleich mit ihm Alfagib, verbanden sich zu Ilerda mit dem Feind.

Sie belagerten das Schloß von Saragossa, das die Mauren noch jetzt Almenara nennen; als Sieger verlangt er, sie sollen ihm den Platz geben, den Besiegte verlassen.

Und da sie seiner Bitte nicht willfahren konnten, noch Erlaubnis zum Durchzug gaben, befiehlt er plötzlich den Seinen, sich zu waffnen, rasch, ohne Säumen.

Zuerst schnallt er selber seinen Panzer an; nie sah man je einen Bessern; er umgürtet sich mit dem Schwert, mit goldenem Griff, von Meisterhand.

Er ergreift die Lanze, wunderbar gemacht, aus der Esche eines edeln Waldes ausgehauen, mit starkem Eisen poliert, mit gerader Spitze.

Den Schild trägt er am linken Arm, der war ganz aus Gold gestaltet; ein wilder Drache war darauf dargestellt, in schimmerndem Glanze.

Das Haupt schmückt er mit dem funkelnden Helm, den der Schmied mit Silberplatten geschmückt und das Werk rings mit bernsteinfarbenem Reif umgeben.

Das Pferd bestieg er, das übers Meer ein Barbar gebracht und nicht um tausend Goldstücke vertauschen wollte, das hurtiger lief als der Wind, hurtiger sprang als ein Hirsch.

Mit solchen Waffen geschmückt und mit solchem Pferd, gab es bessere Ritter nicht zu Paris' und Hektors Zeit im trojanischen Krieg, noch gibt es jetzt solche.

So sehr die Verse auch holpern, ist das Gedicht doch unverkennbar von hoher poetischer Begeisterung getragen. Dem Dichter verblassen die glänzendsten Gestalten der heidnischen Vorzeit vor der Heldengestalt des Cid, der aus seiner eigenen Heimat hervorgegangen und ganz Spanien mit seinem Ruhm erfüllt. Was aber noch bedeutsamer ist, das Gedicht enthält keinen erfundenen Zug; es entspricht bis ins einzelnste der wirklichen Geschichte, soweit sich dieselbe aus der Übereinstimmung der spanischen und arabischen Quellen erkennen läßt. Daher weist die Gestalt des Helden auch durchaus keinen inneren Zwiespalt auf. Der Cid ist hier wie in der Geschichte der kühnste, waffengewaltigste, unbesiegliche Held, ein ebenso unerschrockener Haudegen als berechnender Feldherr, dabei völlig königstreu und loyal, eine Verkörperung des religiös-nationalen Gedankens. Erst die Hinterlist der neidischen Granden und die Eifersucht des Königs Alfons drängen ihn in die wilde Bahn des Abenteuers, auf der er aber trotz aller Wechselfälle der Schrecken der Mauren und die gewaltigste Stütze des christlichen Spaniens bleibt:

Eia! laetando, populi Catervae,
Campi-Doctoris hoc carmen audite!
Magis qui eius freti estis ope,
Cuncti venite!

3. Die Crónica rimada.

Wesentlich verschiedenen Charakters als dieses leider nur unvollständig erhaltene lateinische Cid-Gedicht sind zwei ältere spanische Cid-Dichtungen, welchen ebenfalls das Streben zu einem größeren Cid-Epos zu Grunde liegt, welche aber dieses Ziel ebensowenig erreicht haben und ebenso nur unvollständig auf uns gekommen sind. In der einen, der sog. Crónica rimada, bilden die Abenteuer des Cid nur die längere, ausführlichere Fortsetzung einer Chronik, die mit König Pelayo, und zwar zuerst in Prosa beginnt, später in ziemlich unbeholfene, rudimentäre Verse, mit willkürlicher Silbenzahl und Cäsur, übergeht und endlich die Jugendgeschichte des Cid, wahrscheinlich nach älteren Romanzen, eingehender behandelt[1]. Wegen des letzteren Umstandes wird sie auch wohl Las mocedades (Die Jugenderlebnisse) del Cid genannt. Sie bricht mitten in einer durchaus phantastischen Geschichte ab, die schon an die späteren Ritterromane erinnert. Die andere der genannten Dichtungen ist das sog. Poema del Cid, wohl die älteste vorhandene epische Kunstdichtung der Spanier, ein ganz einheitlich entworfenes und gut durchgeführtes Gedicht, das die späteren Taten und Erlebnisse des Cid zum Gegenstande hat, im Anfang sich noch ziemlich an die Geschichte anschließt, dann aber vieles frei hinzufügt und namentlich die Geschichte der Töchter des Cid in sehr romantischer Weise weitergestaltet. Es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit auf das Jahr 1207 datieren, während die Entstehungszeit der Crónica rimada noch unsicher ist. Die Vermutungen darüber schwanken zwischen der Mitte des 12. und dem Anfang des 13. Jahrhunderts.

F. Wolf nimmt an, der Teil der Crónica rimada, der vom Cid handelt, sei als ein bereits vorhandenes, älteres Gedicht etwa aus der Mitte des 12. Jahrhunderts mit nur geringen Abänderungen in die Chronik aufgenommen worden. Dozy hält die ganze Chronik für eine Kompilation aus älteren Romanzen, für eine Art Romanzero, das älteste Werk dieser Art. Jedenfalls fehlt eine einheitliche Anlage und Durcharbeitung. Die Verse selbst, oft sehr kurz, oft bis zu 20 Silben anwachsend, schwanken zwischen der Nachahmung der Langzeilen der französischen Chansons de geste und den volkstümlichen Redondillen. Der poetische Wert des Ganzen steht darum nicht sehr hoch, aber in literatur- wie kulturgeschichtlicher Hinsicht ist es nicht ohne Interesse.

[1] Herausgeg. von Fr. Michel in den Wiener Jahrbüchern der Literatur CXVI (1846); Duran, Romancero general II, Madrid 1882, 651—664. — Vgl. Eug. de Ochoa, Catálogo razonado de los Ms. esp. etc., Paris 1844, 105—110; Vict. Aimé Huber, Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador, Marburg 1844, Append. CXLV—CXLVIII.

Der Cid tritt hier schon mit zwölf Jahren als Held auf, mitten in den faustrechtlichen Zwisten, in welchen die spanischen Großen sich gegenseitig befehden, während der gemeine Mann darunter seufzt, das Königtum ohnmächtig zurücktritt, die Mauren noch den schönsten Teil Spaniens besitzen.

Beruhigt war das Land; denn es war kein Krieg von irgendwelcher Seite.
Der Graf Don Gomes de Gormas tat dem Diego Laynes Schaden,
Er schlug seine Hirten und raubte ihm seine Herde.
Nach Bivar kam Diego Laynes, dem Rufe war er gefolgt.
Er schickte Botschaft an seine Brüder und reitet sehr geheim.
Sie ritten wacker nach Gormas, als die Sonne schon strahlte.
Sie verbrannten die Vorstadt und zerstörten den Weg rundum,
Und schleppen fort die Vasallen und was er hat in Händen,
Und schleppen fort die Herden, soviel auf den Weiden gehen,
Und schleppen fort zum Schimpf die Wäscherinnen, die am Fluß am Waschen sind.
Zwischen sie sprengte der Graf mit hundert Rittern, Edelleuten,
Herausfordernd mit mächtigem Rufen den Sohn des Layn Calvo:
„Gebt frei meine Wäscherinnen, Sohn des bürgerlichen Alkalden,
Hier wagtest du dich nicht an mich, Mann an Mann." So sehr ist er erhitzt.
Es erwidert ihm Ruy Laynes, der Herr war von Faro:
„Hundert gegen hundert werden wir euch stehen, guten Muts, auf Daumenlänge."
Man bestimmt die Ehrenpflichten und den Tag des Kampfes.
Sie liefern aus die Wäscherinnen und die Vasallen,
Aber sie gaben nicht her die Herde, die wollten sie bei sich behalten für das, was der Graf ihnen genommen.
Und nachdem sie die neun Tage abgezählt, reiten sie aus sehr heimlich.
Rodrigo, Sohn des Don Diego und Enkel des Layn Calvo
Und Enkel des Grafen Nuño Alvares de Amaya und Großenkel des Königs von León,
Zählte erst zwölf Jahre, und die dreizehn sind es noch nicht.
Noch nie sah man ihn im Kampfe, schon brannte ihm das Herz.
Er zählte sich unter die hundert Streiter, ob's dem Vater beliebe oder nicht.
Unter den ersten Schwertstreichen seine und die des Grafen Don Gomes sind.
Bereit stehen die Linien, und man beginnt zu kämpfen.
Rodrigo tötete den Grafen, denn dieser konnte ihn nicht aufhalten.
Die hundert sind gekommen und sinnen auf den Streit,
Auf sie stürzte sich Rodrigo und läßt sie nicht entkommen;
Er fing zwei Söhne des Grafen, so leid es ihnen auch war,
Hernan Gomes und Alfonso Gomes, und schleppte sie nach Bivar.
Drei Töchter hatte der Graf, eine jede schon heiratsfähig,
Und die eine war Elvira Gomes, und die mittlere Aldonsa Gomes, und die andere Ximena Gomes, die jüngste.
Als sie hörten, daß gefangen waren die Brüder und daß gestorben war der Vater,
Zogen sie grobe schwarze Kleider an und hüllten sich ganz in Schleier
(Damals trugen sie sie zur Trauer, jetzt ziehen sie sie zur Freude an),
Brachen auf von Gormas und kamen nach Bivar.

Es sah sie kommen Don Diego und ging, sie zu empfangen:
„Woher sind diese Nonnen? Was wollen sie von mir erbitten?“ —
„Wir wollen es, Herr, Euch sagen; denn wir haben nicht Grund es zu leugnen.
Töchter sind wir des Grafen Don Gormas, und Ihr hießet ihn umbringen,
Ihr nehmt uns gefangen die Brüder und haltet sie hier.
Und wir sind Weiber, die niemanden haben, der uns verteidigt.“
Zur Stunde sprach Don Diego: „Ihr müßt nicht mir geben die Schuld:
Verlangt sie von Rodrigo, wenn er sie euch geben will.
Ich verspreche euch bei Christus, mir tut das nimmer leid.“
Dieses hörte Rodrigo, hub also an zu sprechen:
„Schlecht habt Ihr getan, o Herr, die Wahrheit zu verleugnen;
Denn ich werde bleiben Euer Sohn und werde bleiben der meiner Mutter.
Richtet Euern Blick auf die Welt, Herr, um der Liebe willen.
Keine Schuld haben die Töchter an dem, was der Vater getan.
Gebt ihnen ihre Brüder; denn sie haben ihrer sehr von nöten.
Gegen diese Edelfrauen müßt Ihr Maß halten.“
Darauf sprach Don Diego: „Sohn, laß sie ihnen zurückgeben.“
Sie befreien die Brüder und geben sie den Frauen.
Als sie sich draußen und in Sicherheit sahen, huben sie an zu sprechen:
„Fünfzehn Tage Frist geben wir Rodrigo und seinem Vater,
Bis wir kommen brennen bei Nacht in den Häusern zu Bivar.“
Sprach Ximena Gomes, die Jüngste: „Haltet Maß, Brüder, um der Liebe willen.
Ich will gehen nach Zamora, bei König Don Fernando zu klagen,
Und ihr werdet mehr Sicherheit gewinnen, und er wird euch recht geben.“
Dahin ritt Ximena Gomes, drei Jungfräulein gehen mit ihr
Und zudem Knappen, sie zu schützen.
Sie kamen nach Zamora, wo der Hof des Königs weilt,
Voll Tränen die Augen und flehend um Barmherzigkeit:
„König, ein unglückliches Weib bin ich, habe Erbarmen mit mir.
Als kleine Waise ließ mich zurück die Gräfin, meine Mutter,
Der Sohn des Diego Laynes tat mir viel Leid an;
Er raubte mir meine Brüder und tötete mir den Vater.
Zu Euch, die Ihr König seid, komme ich, zu klagen,
Herr, um der Gnade willen, befehlt, daß mir Recht werde.“
Gar leid tat es dem König, und er hub an zu sprechen:
„In großer Not sind meine Reiche: Kastilien wird sich erheben,
Und wenn die Kastilianer sich erheben, werden sie mir viel Übles tun.“
Als das Ximena Gomes hörte, küßte sie ihm die Hand:
„Gnade!“ sprach sie, „Herr, legt es mir nicht zum Übel aus.
Ich zeig' Euch, wie Ihr beruhigt Kastilien und die andern Reiche all'.
Gebt mir Rodrigo zum Gemahl, den, der mir den Vater erschlagen.“
Als dieses hörte der Graf Don Osforio, der Hofmeister des Königs Don Fernando,
Faßte er den König bei den Händen und zog ihn beiseite.
„Herr, was scheint Euch? Welche Gabe hat sie von Euch verlangt?
Gar sehr müßt Ihr ihr Dank wissen bei dem mächtigen Vater.
Herr, schickt nach Rodrigo und nach seinem Vater insgeheim.“
Darauf schreiben sie die Briefe, denn sie wollen nicht säumen.
Sie geben sie dem Boten, er ist schon unterwegs.

Der Grund der Vorladung ist nicht mitgeteilt. Don Diego traut deshalb der Botschaft nicht; er fürchtet, der König möchte für den Tod des Grafen an ihm Rache nehmen. Darum beschließt er zwar, selbst an den Hof zu gehen, warnt aber seinen Sohn Rodrigo vor dem König wie vor einem Todfeind und mahnt ihn, sich nach Faro zu seinem Onkel Ruy Laynes zu begeben, um, wenn nötig, zur Rache bereit zu sein. Davon will der junge Rodrigo jedoch nichts wissen, sondern begleitet den Vater mit dreihundert Rittern selbst an den Hof. Diego Laynes küßt dem König demütig die Hand, Rodrigo aber benimmt sich mit keckem Trutz und erklärt es sogar für einen Makel, daß der Vater dem Könige den Handkuß geleistet. Der König nimmt das aber ruhig hin:

Zur selben Stunde sprach der König zum Grafen Don Ossorio, seinem Hofmeister:
„Bringt mir jenes Fräulein herbei, wir wollen diese Wackre verheiraten."
Es wollte es nicht glauben Don Diego, so sehr war er erschrocken.
Es kam hervor das Fräulein, und der Graf führte es an der Hand.
Sie erhob die Augen und begann Rodrigo zu betrachten.
Sie sprach: „Herr, vielen Dank! Das ist der Graf, den ich verlange."
Da vermählten sie Doña Ximena Gomes mit Rodrigo dem Kastilianer.
Rodrigo antwortete sehr grimmig dem König von Kastilien:
„Herr, Ihr habt mich vermählt mehr zu meinem Verdruß als Gefallen,
Aber ich versprach es Christus, ich küsse Euch nicht die Hand.
Noch soll man mich mit ihr sehen weder in der Einöde noch in bevölkertem Land,
Bis ich siegreich in fünf Kämpfen guten Kampf im Feld bestanden."
Als der König das hörte, war er sehr erstaunt;
Er sprach: „Das ist kein Mensch, der ist ein Bild der Sünde."

Der jugendliche Cid bleibt dieser Rolle durchaus treu. Der König spielt neben ihm eine klägliche Rolle. Nach dem ersten Sieg Rodrigos verlangt er ein Fünftel der Beute; doch Rodrigo schlägt ihm den Beuteanteil rundweg ab und verteilt ihn an seine Krieger, die ihn, wie er sagt, schwer verdient. Als der König wenigstens einen gefangenen Maurenfürsten für sich begehrt, weigert er ihm auch diesen und macht ihn zu seinem eigenen Vasallen. Der König läßt das alles über sich ergehen. Er sinkt dem kecken Abenteurer gegenüber zur reinen Puppe herab. Noch schlimmer wird seine Lage, da der Kaiser von Deutschland Tribut von ihm verlangt und Frankreich und der Papst diese Forderung unterstützen. Er übergibt alles in Rodrigos Hände, der ganz Spanien zum Kampf aufruft und gen Paris zieht, um sämtliche Feinde Spaniens zu überwinden.

Mit demselben Übermut, mit dem Rodrigo dem stolzen Grafen und seinem König trotzt, trotzt er auch den Fürsten des Auslandes, dem Kaiser und dem Papst. Der Papst trägt ihm zuletzt sogar die Kaiserwürde über die spanischen Reiche an, die er nur ausschlägt, um als Kriegsführer zwischen

den höchsten Mächten der Welt um so unabhängiger zu entscheiden. Mitten in diesen großsprecherischen Fiktionen bricht das Gedicht ab[1].

Trotz aller kecken Rodomontaden verleugnet sich in demselben übrigens der religiöse und kirchliche Sinn der Spanier nicht. Die höchste Hirtengewalt des Papstes kommt wiederholt zur Anerkennung; selbst der Primas von Toledo muß seine Bestätigung beim Papste holen. Der jugendlich übermütige Cid macht wie andere fromme Ritter seine Wallfahrt nach Santiago de Compostela. Der schönste religiöse Zug ist aber die Geschichte mit dem Aussätzigen, die auch in den Romanzen sich wiederfindet.

Auf den Weg begab sich Rodrigo mit dreihundert Rittern,
Bei der Furt von Cascajar, wo er vom Duero sich trennte.
Eines Tages war es kalt gegen Abend,
Als sie kamen an den Rand der Furt, da war ein kranker Sünder,
Der alle um Almosen bat, welche durch die Furt zogen.
Die Ritter alle wichen aus und machten sich furchtsam davon.
Rodrigo hatte Mitleid und nahm ihn bei der Hand.
Unter einem grünen Regenmantel nahm er ihn mit durch die Furt,
Auf einem raschen Maultier, das ihm sein Vater gegeben.
Es war bei Grejalva, wo es Serrato genannt wird,
Unter ausgehöhlten Felsen, da war das Dorf.
Unter dem grünen Regenmantel übernachtete der Kastilianer und der Kranke.
Und während er schlief, sprach ihm ins Ohr der Aussätzige:
„Schläfst du, Rodrigo von Bivar? Es ist Zeit, daß du gemahnt wirst.

---

[1] Mit gemäßigterem Kolorit, aber nicht minder ausführlich ist diese ganze Erzählung in die Crónica general und von ihr in Marianas Geschichtswerk (Historia general de España lib. 9, cap. 5. Que España quedó libre del imperio de Alemaña) übergegangen. Nach ihm macht der Kaiser (Heinrich III.) seine Ansprüche der Oberhoheit über Spanien zuerst durch Gesandte auf der Synode zu Florenz (1055) geltend; König Ferdinand ist zur Nachgiebigkeit geneigt, zieht aber doch den Cid zu Rate, der eine lange Rede für die Behauptung der spanischen Unabhängigkeit hält. Um den spanischen Forderungen Nachdruck zu geben, zieht der Cid mit einem ansehnlichen Heer bis Toulouse; hier treffen dann kaiserliche und päpstliche Gesandte ein und schließen eine Vereinbarung, gemäß der Spanien für unabhängig vom deutschen Kaisertum erklärt wird. Aus Mariana ist diese Nachricht in verschiedene Geschichtswerke hinübergenommen worden: Baronius, Annal. ad ann. 1055. n. 23 f: Mansi XIX 839 840; Hefele, Konziliengeschichte IV² 785; Weiß, Weltgeschichte V³ 245. — Neuere spanische Historiker, wie Ferreras, Saban y Blanco und Lafuente, verwerfen die ganze Erzählung als poetische, durch keine anderweitige spanische oder deutsche Quellen gestützte Fabel. Vgl. Lafuente, Historia general de España III, Barcelona 1888, 88 Anm. — Daß die Erzählung aber einen damals wirklich vorhandenen politischen Gegensatz zwischen Spanien und dem deutschen Kaisertum verkörpert, daran ist nicht zu zweifeln. Vgl. E. Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. II, Leipzig 1881, 484—490. Exkurs VI: „Angeblicher Konflikt zwischen Heinrich III. und Ferdinand I. von Kastilien".

Ein Bote bin ich von Christus, denn ich bin kein Kranker.
Sankt Lazarus bin ich, zu dir hat Gott mich gesandt,
Daß ich dir gebe einen Hauch auf die Schulter, damit du erwarmest,
Und damit, wenn du die Wärme fühlst, dich erinnerst,
Daß du alle Dinge, die du anfängst, mit deiner Hand vollbringen wirst."
Er gab ihm einen Hauch auf die Schulter, der ihm ganz durch die Brust ging.
Rodrigo erwachte und war übel erschreckt,
Er griff im Kreis um sich und konnte nicht finden den Aussätzigen.
Da erinnerte er sich des Traumes, und ritt still dahin. —
Es war bei Calahorra, einen Tag und eine Nacht immer voran.

4. Das Poema del Cid[1].

Während das erhaltene Bruchstück der Crónica rimada nur 1125 Verse zählt, kommt das Poema del Cid auf 3734 (nach anderer Zählung auf 3744). Was am Anfang fehlt, kann sich höchstens auf ein paar Blätter beschränken, in der Mitte mangelt nur ein Blatt und an einigen Stellen einige Verse. Die Dichtung stellt deshalb kein bloßes Bruchstück dar, sondern ein wirkliches Ganze, das nur einige unwesentliche Lücken aufzuweisen hat.

Der Anfang führt uns den Cid vor, wie er, nach den größten dem König und dem Reiche erwiesenen Diensten, auf die verleumderischen Vorspiegelungen seiner neidischen Gegner von König Alfons VI. aus Kastilien verbannt wird. Die ergreifende Situation ist mit wenig Strichen in homerischer Einfachheit markig und packend gezeichnet.

Indes ihm aus den Augen die Tränen heftig rannen,
Wandt' er sein Haupt umher und schaute seine Mannen;
Sah Türen ohne Schlösser, die Pforten stehen auf,
Die Vogelstangen leer, nicht Pelz noch Mantel drauf,
Und keine Habichte noch Falken, unbefiedert,
Es seufzt mein guter Cid, groß Leid ist ihm beschieden:
„Dank sei dir, Herr und Vater, der in der Höhe waltet,
Es haben böse Feinde so arg mit mir geschaltet!"
Jetzt denken sie zu spornen, die Zügel frei gegeben;
Beim Ausgang von Bivar sah man rechts die Krähe schweben.
Drauf sah man sie links zu Burgos an dem Tor,
Mein Cid zuckte die Achsel und hob das Haupt empor:
„Botenlohn, Alvar Fañez, sie stießen uns aus dem Land."
Drauf ist mein Cid Ruy Diaz zu Burgos angelangt;
Es waren siebzig Fähnlein, woraus sein Zug bestand.

---

[1] Herausgeg. von Sanchez, Colección de poesías castellanas anteriores al siglo XV, Madrid 1779—1790; danach von G. H. Schubert, Biblioteca castellana, portuguez y proenzal, Altenburg 1804; Eug. de Ochoa, Paris 1842; Karl Vollmöller, Halle 1879. — Deutsch von C. L. B. Wolff, Das Gedicht vom Cid, Jena 1850.

Ausgehen, ihn zu sehen, die Männer und die Frauen,
Burgeser und Burgeserinnen rings aus den Fenstern schauen,
Weinend aus ihren Augen, es schmerzte sie genug.
Aus ihrem Munde sagten sie alle einen Spruch:
„Gott, welch ein guter Dienstmann, wär' nur sein Herr auch gut!"
Sie hätten ihn gern geladen, doch keiner hatte Mut.
Der König Don Alfonso, so groß war seine Wut!
Vor Nacht noch kam von ihm ein Schreiben in die Stadt,
Das war mit großer Sorgfalt versiegelt und verwahrt:
Daß niemand meinem Cid ein Obdach soll gewähren,
Und wer es tät', dem wollt' er ein wahres Wort erklären:
Der werde seiner Habe, der Augen in dem Haupt,
Des Leibes und der Seele werd' er dazu beraubt.
Den christlichen Leuten macht das so großen Schmerz,
Sie bergen sich vor meinem Cid, zu reden hat keiner Herz. — —

Überall begegnet er verschlossenen Türen. Selbst in seiner gewohnten Herberge wird er abgewiesen. Er muß mit den Seinen auf freiem Feld übernachten. Nur Martin Antolinez, der wackere Burgalese, versorgt ihn mit Wein und Brot, entschlossen, den Zorn des Königs auf sich zu nehmen und mit dem Cid in die Verbannung zu gehen. Er vermittelt auch eine List, durch die sich der völlig mittellose Verbannte zur Löhnung der Seinen wenigstens für den Augenblick Geld verschafft. Er bringt zwei prächtig ausgestattete, aber nur mit Sand gefüllte Kisten in die Stadt, zu den Juden Rachel und Vidas, und gibt sie ihnen in Verwahrung, als wären sie mit gediegenem Gold gefüllt, und leiht auf dieses Pfand von ihnen sechshundert Mark. Die Juden sind über das gute Geschäft so hoch erfreut, daß sie dem Unterhändler noch dreißig Mark zugeben, und schwören zuversichtlich, die Kisten vor Jahresfrist nicht zu öffnen.

Nachdem Martin Antolinez dem Cid das Geld gebracht, reitet er nochmals nach Burgos zurück, um Abschied zu nehmen. Der Cid aber benutzt die letzte Frist, die ihm der König gelassen, um nach dem Kloster San Pedro de Cardeña zu eilen und seine Frau Donna Ximena und seine zwei Töchter unter den Schutz des dortigen Abtes zu stellen. Es wird ihm noch ein glänzendes Abschiedsmahl gegeben. Am andern Morgen nach der Frühmette folgt der rührende Abschied.

Es zieht die Nacht vorüber, der Morgen kommt heran;
Sobald die Hähne krähen, gedenken sie zu reiten.
Sie läuten zur Frühmette mit gar großer Eile,
Mein Cid und sein Gemahl alsbald zur Kirche gehn.
Donna Ximena kniet auf den Stufen vor'm Altar,
Bittend den Schöpfer, wie sie es am besten weiß,
Daß meinen Cid Campeador vor Bösem Gott behüte:
O du glorreicher Vater, der du im Himmel weilst,
Du schufest Himmel und Erd', zum dritten dann das Meer;

Du machtest Stern' und Mond und Sonne, um zu wärmen.
Du wurdest Mensch in der heiligen Mutter;
In Bethlehem erschienst du, wie es dein Wille war,
Hirten lobsangen dir, sie hörten dich preisen;
Drei Könige aus Arabien kamen, dich anzubeten,
Melchior, Kaspar, Balthasar, und Gold, Weihrauch und Myrrhen
Brachten sie dir als Gabe dar, wie es dein Wille war.
Den Jonas, als er fiel in das Meer,
Den Daniel retteteſt du im bösen Kerker vor den Löwen,
Du retteteſt Sankta Susanna vom falschen Urteilspruch;
Auf Erden wandelteſt du, Herr, zweiunddreißig Jahre,
Die Wunder zeigend, von denen wir zu reden haben;
Aus Wasser haſt du Wein gemacht und aus den Steinen Brot.
Du weckteſt Lazarus vom Tode; denn so war's dein Wille.
Von den Juden ließeſt du dich greifen auf dem Berg Kalvaria,
Sie schlugen dich ans Kreuz als Mensch auf Golgatha;
Zwei Schächer waren mit dir, zu beiden Seiten,
Der eine kam ins Paradies, der andere nicht hinein;
Am Kreuze hangend übteſt du große Tugend aus;
Longinus war blind, der niemals etwas sah,
Er stieß mit der Lanze in die Seite, da floß Blut heraus,
Es floß am Schaft herunter, er mußte die Hände salben;
Er hob sie sofort, führte sie zum Antlitz,
Er öffnete die Augen, sah nach allen Seiten,
An dich glaubt' er alsdann und ward geheilt vom Übel.
Im Grabe erstandeſt du dann und fuhrſt zur Hölle,
So wie es war dein Wille,
Zerbrachſt die Tore, zogſt heraus die heil'gen Väter.
Du biſt der König der König' und der ganzen Welt Vater,
Dich bete ich an und glaube mit ganzem Willen an dich,
Ich bete zu Sankt Peter, daß er mir helfe beten
Für meinen Cid, den Campeador, daß Gott ihn bewahre vor Bösem,
Und wenn wir heute scheiden, im Leben uns wieder vereine."
Als das Gebet gesprochen, da war auch die Messe vollendet.
Sie gingen aus der Kirche, denn sie wollten gleich fortreiten.
Der Cid umarmte Donna Ximena,
Donna Ximena küßte dem Cid die Hand.
Sie hatte die Augen voll Tränen, sie wußte nicht, was tun.
Er aber wandte sich zu den Mädchen und schaute sie an:
„Gott empfehl' ich euch, Töchter, und meinem Weib und dem geistlichen Vater.
Wir scheiden jetzt. Gott weiß es wohl zu fügen.
Heiße Tränen weinend, wie ihr es nie gesehen,
Trennten sie sich voneinander, wie der Nagel vom Fleische[1].

[1] C. L. B. Wolff, Das Gedicht vom Cid. In der Versweise des altspanischen Originals zum erstenmal in das Deutsche übertragen usw., Jena 1850, V. 328—378, S. 11—13.

Auf diese Trennung vom väterlichen Schlosse, von der heimischen Stadt, von dem befreundeten Kloster, von Weib und Kind folgt nach ein paar Tagen des Rittes auch noch die schmerzliche Trennung vom heimatlichen Lande. Dann vergißt der Verbannte einigermaßen sein herbes Los und stürzt sich mutvoll in ein Leben voll Kampf und Abenteuer.

Von den Waffentaten des Cid werden die Einnahme der Burg Castejon, die Schlacht bei Alcocer, die Gefangennahme des Grafen Raimund (Remont) von Barcelona, die Belagerung und Eroberung von Valencia und endlich der große Hauptsieg über die Almoraviden bei Valencia ausführlicher erzählt, am lebendigsten und packendsten die Schlacht bei Alcocer, in welcher Pero Vermuez mit dem Hauptbanner tollkühn in die dichtesten Feindesscharen hineinsprengt und, von den übrigen ebenso kühn unterstützt und freigekämpft, die Entscheidung herbeiführt. Schon nach diesem ersten großen Siege sendet der Cid dem König reiche Beutegeschenke durch Alvar Fañez de Minaya. Nach der Einnahme von Valencia erbittet er vom König die Gunst, seine Frau und die beiden Töchter zu sich kommen zu lassen, was Alfons gerne bewilligt. Das Ansehen des großen Verbannten steigt jetzt bei Hofe dermaßen, daß zwei der vornehmsten Edelleute, die Infanten von Carrion, sich um die Hand der zwei Töchter des Cid bewerben und daß der König selbst für ihre Werbung eintritt. Die zwei Schwiegersöhne gefallen „meinem Cid" nicht recht, aber aus Gehorsam gegen den König willigt er schließlich in die Heirat ein, die zu Valencia mit höchstem Prunk gefeiert wird. Ximena ist überglücklich:

Dank sei dem Schöpfer, und Euch, Cid, stattlicher Bart!
Alles, was Ihr tut, ist ganz vortrefflich;
Sie werden nicht verkürzt in allen ihren Tagen.

Der Cid aber erwidert:

Gattin, Donna Ximena, Dank sei dem Schöpfer.
Euch sag' ich, meine Töchter, Donna Elvira und Donna Sol,
Durch diese eure Heirat werden wir an Ehren wachsen;
Aber wisset die Wahrheit, daß ich's nicht angefangen,
Gebeten und gefordert hat euch mein Herr Alfonso,
So mit Festigkeit und so von ganzem Herzen,
Daß ich in keiner Weise nein zu sagen wußte.
Ich legte in seine Hände euch, meine geliebten Töchter!
Ihr glaubt es mir, daß er es ist, nicht ich, der euch vermählt[1].

Während die kriegerischen Abenteuer des Poema sich einigermaßen an die wirkliche Geschichte anschließen und dieselbe, allerdings ritterlich idealisierend, widerspiegeln, ist diese Vermählung der beiden Töchter des Cid eine freie

[1] L. L. B. Wolff, Das Gedicht vom Cid V. 2206—2214, S. 71.

poetische Erfindung. Die wirklichen Namen der Töchter waren nicht Elvira und Sol, sondern Christina und Maria. Die Infanten von Carrion aber haben sich bis jetzt in geschichtlichen Dokumenten nicht nachweisen lassen; noch weniger ist von ihrer Verheiratung, und zwar unter besonderer Dazwischenkunft des Königs, die Rede. Wie aber der erste Teil des Poema in dieser Hochzeit gipfelt, so ist auch der zweite auf dieser romantischen Erfindung aufgebaut. Die Infanten erweisen sich als des Helden durchaus unwürdige Eidame. Sie machen sich durch ihre Feigheit lächerlich und werden nach Verdienst gehöhnt. Um diesen Schimpf zu rächen, verlassen sie Valencia mit ihren Gattinnen, mißhandeln diese und lassen sie als tot im Walde liegen. Sie werden aber gerettet, und der Cid fordert für sie Gerechtigkeit. Ein großartiger dreifacher gerichtlicher Zweikampf fällt zu ihren Ungunsten aus. Die beiden Töchter sind gerächt und gelangen nun zu einer glücklichen Ehe mit den Prinzen von Aragon und Navarra.

Es gingen zur Huldigung die von Navarra und Aragon,
Sie hatten Zusammenkunft mit Alfonso dem von León,
Sie hielten Hochzeit mit Donna Elvira und Donna Sol.
Die ersten waren groß, aber diese waren besser.
Mit größ'rer Ehre vermählte er sie, als es zuerst geschah.
Seht, welche Ehre dem erwächst, der zur guten Stunde geboren.
Da Herrinnen seine Töchter sind von Navarra und Aragon.
Heut sind die Könige von Spanien seine Verwandten,
Allen wird Ehre durch den, der zu guter Stunde geboren.
Geschieden ist er aus dieser Welt am Tage vor Pfingsten.
Von Christus werd' ihm Vergebung!
Möchten wir alle so tun, Gerechte und Sünder!
Das ist die Kunde von meinem Cid, dem Campeador[1].

Die Verschiedenheit des Cid-Charakters im Poema von demjenigen in der Crónica rimada springt in die Augen. Am meisten spitzt sie sich in dem Verhältnis des Helden zum König und Königtum zu. In der Crónica rimada ist der Cid, selbst Urenkel eines Königs, ein kecker Junker, ein Guerillaführer auf eigene Faust, der nur pro forma die königliche Autorität anerkennt, im Grunde ganz nach eigener Machtvollkommenheit handelt, dem Königtum bei jeglicher Gelegenheit trotzt und, von dem ratlosen König zu Hilfe gerufen, mit ihm spielt wie mit einer Puppe; im Poema dagegen ist der Cid ein tadelloser, verdienstvoller Ritter, nur durch Hofkabalen um die Gunst seines Regenten gebracht; er bleibt selbst durch das schmerzlichste Schicksal in seiner Königstreue unerschüttert, huldigt dem König als seinem Herrn auch auf der Höhe des wiedererlangten Glückes, legt das Schicksal seiner Töchter in des Monarchen Hand, bringt die erlittene Kränkung vor

[1] Ebd. V. 3728—3740, S. 118 119.

seinen Richterstuhl und sonnt sich am Abend seines Lebens in der glücklichen Verbindung mit den künftigen Königen von Navarra und Aragon. Der spanische Literaturhistoriker Duran führt diesen Gegensatz auf die politischen Parteien zurück, die sich im damaligen Spanien gegenseitig bekämpften und beide den Cid zum Symbol ihrer Ideen, Grundsätze und Interessen erkoren:

„Daher die vielen verschiedenen Zeichnungen, die von ihm vorhanden sind und die in ihrer Vereinigung und Mischung zwei Hauptgestalten bilden, welche sich wohl in den religiösen und ritterlichen Grundsätzen verschmelzen, aber nicht in den politischen. Es gibt einen monarchischen, volkstümlichen, religiösen und ritterlichen Cid, und es gibt einen aristokratischen, feudalen, ritterlichen und frommen Cid; aber sie verschmelzen nie in Bezug auf das politische Prinzip, das sie darstellen. Der feudale und fromme Cid findet sich nur in der Crónica rimada und in einigen aus ihr geschöpften Romanzen; der monarchisch-volkstümliche, heilige und ritterliche Cid erhielt seine Gestaltung in dem von Sanchez herausgegebenen Gedicht (Poema del Cid), in den lateinischen und kastilischen Chroniken, wahrscheinlich auch in den Cantares, die darin zitiert oder in Prosa umgesetzt damit verwoben werden, in den alten Romanzen, die uns erhalten sind, oder in den altertümlichen, welche später im 16. Jahrhundert verfaßt wurden, als der ritterliche Geist und das höfische Wesen die Herrschaft führten. Dieser Cid, welcher dem der Junker schroff gegenübersteht, ist derjenige, der über die feudalen Ideen triumphiert, er ist die wahre volkstümliche Gestalt, welche Überlieferung und Schrift uns übermacht haben, indem sie jene ihres Antagonisten der Vergessenheit überlieferten; sie ist es, die durch alle Epochen hindurch das Nationalbewußtsein charakterisiert, die Notwendigkeit, zur Einheit des Territoriums und der Gesetze zu gelangen und mit der Anarchie aufzuräumen, welche die Wiedereroberung des Landes von den Arabern hemmte oder hinauszog. Das ist der Cid, welcher, gleich seinem Volke, sich mit den Monarchen verband, um sich von der drückenden Macht des Hochadels zu befreien; welcher aber auch, argwöhnisch gegen eine andere Tyrannei, die der Freiheit drohen könnte, indem sie die Könige hob und stärkte, die strenge Sprache der Wahrheit gegen sie führt und sie nötigt, das Gesetz der öffentlichen Meinung zu achten." [1]

Im Anschluß an die Auffassung Durans ist Dozy dann viel weiter gegangen, indem er die zwei verschiedenen Typen des Cid als den Ausdruck zweier völlig verschiedenen Epochen betrachtete. Der Cid der Crónica rimada gilt ihm als Spiegelbild der dem wirklichen Cid noch ganz nahestehenden Zeit, d. h. des 12. Jahrhunderts. „Ein Ritter, der sich besser zu schlagen weiß als irgend ein anderer, der, wenn er nicht kämpft, seinen König hausmeiert und hofmeistert, der Geradheit und Kraft bis zur Roheit und Brutalität treibt, der zarteren Gefühlen ganz unzugänglich ist und sich keinen Skrupel daraus macht, ein Heiligtum zu schänden, das war das sonderbare Ideal des kriegerischen Lehnsadels des 12. Jahrhunderts." [2] Erst ein späterer

[1] Romancero general II (Biblioteca de autores españoles XVI, Madrid 1882), 665. Vgl. ebd. 649 650.

[2] R. Dozy, Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le moyen-âge II 215.

Dichter hat dann am Anfang des 13. Jahrhunderts das edlere und würdigere Heldenideal geschildert, das im Poema zum Ausdruck kommt; auch er ist, nach Dozys Ansicht, seiner Zeit dabei noch weit vorangeeilt. „Sein Gedicht ist ein wahres Meisterwerk, und wenn sich darin auch nicht jener lebendige und frische Hauch findet, der in dem von dem Kompilator der Crónica rimada gesammelten Gedichten anzieht und bezaubert, so bietet er dafür in dem gesamten Ton der Erzählung etwas Würdevolles, Feierliches, Homerisches. Der Plan ist kunstvoll entworfen und doch so einfach, so natürlich, daß gefeierte Geschichtschreiber dieses Gedicht, das fast ganz ein Werk dichterischer Phantasie ist, für eine geschichtliche Erzählung und den Dichter für einen Chronisten genommen haben, der die Dinge ohne irgend welche Abänderung berichtet." [1]

So manches sich auch für Dozys Anschauung sagen läßt, so glauben wir doch, daß er in der geschichtlichen Aussonderung der zwei Cid-Typen zu weit gegangen ist. Wie schon der geschichtliche Cid sich keineswegs als der barbarische, gewissenlose, königsfeindliche Strauchritter ausweist, als welchen Dozy ihn hinstellt, so ist auch der Cid der Crónica rimada keineswegs so brutal und antimonarchisch, wie Dozy ihn auffaßt. Schon die Legende von dem Aussätzigen, die offenbar aus einer ganz alten Romanze stammt, bildet eine sehr wichtige Verbindungslinie zwischen den beiden Cid-Typen, die in der Sagenbildung ganz gleichzeitig entstehen konnten, indem die Juglares oder Spielleute, je nach ihrem Charakter, bald Züge jugendlicher Keckheit und wilden Ungestüms weiter ausbildeten und dichterisch übertrieben, bald die Würde und Größe des alten Helden weiter auszuspinnen suchten. Die politischen Gegensätze, welche Duran als Hauptgrund der zwei verschiedenen Typen betont, dauerten in den politischen Wirren Spaniens noch lange fort. Sie stellen keine streng geschiedenen Perioden dar, sondern verschiedene gleichzeitige Richtungen, so jedoch, daß der Cid-Typus des Poema bei weitem die herrschende Stellung behauptet, der der Crónica rimada nur eine untergeordnete einnimmt.

Ansätze zu beiden Typen waren in der Gestalt des wirklichen Cid gegeben. Seine frühe Auszeichnung im Felde mußte allerlei Sagen über kecke Jugendstreiche wachrufen, und seine Ungnade bei König Alfons war überaus geeignet, diesen Sagen jenen trotzigen, antimonarchischen Beigeschmack zu verleihen, der in den Abenteuern der Crónica rimada sich äußert. Der wehrhaften, kampflustigen Jugend mußte ein solcher von Trutz und Übermut strotzender Haudegen mehr zusagen als der bedächtige und berechnende Eroberer von Valencia, und die Phantasie jugendlicher Sänger mochte leicht dazu hinneigen, seine Abenteuer mit jenen der karolingischen Sagenhelden

[1] Ebd. II 215 216.

zu verbinden, ihn nach Paris ziehen zu lassen und zum größten Helden der Welt zu machen. Die ernstere Volksüberlieferung aber wich nicht so willkürlich und sprunghaft von der wirklichen Geschichte ab. In ihr lebte die Erinnerung an die tieftragische Tatsache weiter, daß der gewaltigste Held Kastiliens durch schnöde Neider aus der ihm gebührenden Stellung vertrieben, durch seine Waffentaten dennoch auch in der Verbannung der Schrecken der Mauren und ruhmreichste Sieger der nationalen Sache ward, daß das gegen ihn so undankbare Königtum die Früchte seiner Siege erntete, er selbst aber in seinen Nachkommen der Stammherr der späteren Königsgeschlechter ward. Diese Züge des geschichtlichen Cid spiegeln sich auch in den freien Fiktionen des Poema wider. Dieser Cid, durch Tapferkeit, Frömmigkeit und Loyalität die glänzendste Verkörperung des kastilischen Rittertums, echter Volksheld zugleich und Stütze des nationalen Königtums, ist der eigentliche Liebling der Volksdichtung geworden und hat in ihr fortgelebt bis auf den heutigen Tag.

5. Die Romanzen vom Cid.

Schon in der Crónica rimada, weit mehr noch im Poema war der Ansatz zu einem eigentlichen Cid-Epos vorhanden. In beiden war der reiche Stoff teilweise nur skizzenhaft ausgeführt, teilweise nur angedeutet, bei weitem nicht erschöpft. Warum sind die Spanier nicht zu einem größeren Epos gelangt, wie die Franzosen, die Deutschen? Man pflegt das den steten Kämpfen zuzuschreiben, in welche die Spanier bis zum Ende des Mittelalters verwickelt blieben. Ein durchschlagender Grund scheint das indes nicht zu sein. Auch bei andern Völkern hat sich die epische Poesie mitten unter schweren Kämpfen, mitten im gärenden Werden einer neuen Kultur zu hoher Blüte entwickelt. Dazu waren kaum je alle Kastilianer in jene Kämpfe verstrickt. Schon vom 13. Jahrhundert an zeugen längere geistliche Gedichte von der Muße eigentlicher Dichter. Die wirkliche Ursache ist, wie schon Dozy angegeben, im Nationalcharakter der Kastilianer zu suchen[1]. Der jahrhundertlange Kampf hatte sie zu kühnen, unerschrockenen Kriegern geschmiedet, die für umfangreiche höhere Kunstschöpfungen weder die erforderliche Geduld noch die nötige, nur langsam zu erwerbende Vorbildung besaßen. Was sie ansprach, das waren Taten und dementsprechend auch ein kurzer, einfacher, nerviger Bericht, der den Charakter des Tatkräftigen widerspiegelte. So bildete sich die Romanze heran, eine einfache epische Erzählung, die sich meist nur auf eine einzige Tatsache beschränkt und diese so gedrängt als möglich, aber zündend, packend zur Darstellung bringt. Aus solchen Romanzen sind

[1] R. Dozy, Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le moyen-âge II³, Leyde 1881, 198.

die zwei Cid-Dichtungen erwachsen. Die Romanzen haben aber die beiden künstlicheren Gebilde überlebt, weil sie dem Volksgeschmack besser zusagten, sich leicht behalten ließen und, recht eigentlich der Volksseele entsprößt, von dieser mit zähester Liebe umfangen und gleichsam immer wieder umgeschaffen wurden.

Es gibt Cid-Romanzen, die noch aus dem 12. Jahrhundert stammen, andere, die erst der Zeit Lopes und Calderons angehören. Sechs Jahrhunderte lang wurden solche Romanzen gedichtet, umgedichtet, neu gedichtet. Sie lebten in mündlicher Überlieferung fort. Nur einzelne fanden Aufnahme in Chroniken. Sonst sind sie nicht handschriftlich erhalten. Erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden sie auf Flugblättern gedruckt, dann in größeren und kleineren Sammlungen vereinigt. Von den 1901 Romanzen, welche der große Romanzero Durans umfaßt, sind 690 historischen Inhalts und von diesen 187 Romanzen vom Cid[1]. Die reichste, in Deutschland erschienene Sammlung[2] hat diese Zahl auf 205 erhöht, doch sind unter diesen Nachträgen[3] keine von großer Bedeutung.

Duran und Ferdinand Wolf haben große Mühe aufgewandt, die Romanzen überhaupt und besonders die Cid-Romanzen nach ihrer Entstehungszeit zu klassifizieren; doch ist dies nur annähernd gelungen, und die zwei Forscher selbst stimmen in ihren Ergebnissen nicht immer überein[4]. Als Zeichen der ältesten Gruppe, die den ursprünglichen Volksromanzen am nächsten steht, gelten ihre reine Objektivität, die kunstlose Form, die schlichte, derbe Ausdrucksweise, die gedrängte, sprunghafte Weise der Erzählung, die wohl bisweilen Füllwörter braucht, aber keine glatten Übergänge, das oft ungenaue Versmaß, die noch sehr unvollkommene Anwendung des Reimes. Eine zweite Gruppe ist diesen älteren Romanzen nachgebildet, aber schon mit subjektiverer Richtung und mit kunstmäßigerer Form. Eine dritte Gruppe ist noch subjektiver und von der Künstlichkeit der eigentlichen Troubadourpoesie beherrscht. Eine vierte Gruppe endlich trägt in einem feinen Ausgleich des volkstümlichen und des künstlichen Elements den Stempel der späteren Klassizität des 16. und 17. Jahrhunderts. An verschieden

[1] Augustin Duran, Romancero general I, Biblioteca de autores españoles XVI, Madrid 1877, 478—575, Nr 724—909.

[2] Romancero del Cid. Nueva edición anadida y reformada sobre las antiguas, que contiene doscientos y cinco romances recopilados, ordenados y publicados por Carolina Michaëlis, Colección de autores españoles XXX, Leipzig, Brockhaus, 1872.

[3] Nr 3 9 14 36 37 38 48 61 63 114 116 121 131 152 165 166 188 195.

[4] Duran a. a. O. Prólogo, Apéndice I XL—XLVIII; Ferd. Wolf, Über die Romanzenpoesie der Spanier, in Wiener Jahrbücher CXIV und CXVII; derſ., Über die Romanzendichtung in Spanien, bei G. Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien II, übersetzt von Julius, Leipzig 1867, 479—504.

abgestuften Übergängen der vier Gruppen fehlt es nicht; für die übrigen Romanzen, die nicht vom Cid handeln, werden noch weitere Gruppen aufgestellt, und die letzten Ausklänge der Romanzenpoesie haben einen Beigeschmack von platter Bänkelsängerei.

Viel poetischen Genuß kann natürlich die sprachlich-metrische Zergliederung nicht gewähren. Auch die Literaturforschung gerät hier in Gefahr, sich in ein endloses Labyrinth von kleinlichen Einzelheiten zu verlieren. Bei weitem anziehender und lohnender ist es, den gesamten Cid-Romanzero als ein Ganzes zu betrachten, an dem der Volksgeist durch viele Jahrhunderte gewissermaßen weitergedichtet und das in hohem Maße ein nationales Epos ersetzt. Bei allem Wechsel der Bildungsstufen und der von ihnen bedingten äußeren Formen ist sich dieser Volksgeist doch in seinem Wesen unverändert treu geblieben, und so spricht auch aus den mehr oder minder vollkommenen Assonanzen, der mehr oder minder subjektiven Tonart schließlich der Kern der treuherzigen, objektiven mittelalterlichen Dichtung, der deutliche Widerhall mittelalterlicher Sage und Geschichte. Die eigenartigen Züge der Crónica rimada und des Poema, oder wenn man lieber will, die zwei Cid-Typen fließen hier in ein Gesamtbild zusammen. Ihre scheinbaren Gegensätze und Widersprüche lösen sich hier friedlich und harmonisch auf, wie die Einseitigkeit einzelner Bildungsstufen und Epochen im Gesamtleben der Nation.

Sachlich zerfallen die Cid-Romanzen in vier Hauptgruppen: 1. Jugendgeschichte des Cid und seine Abenteuer unter Fernando I. dem Großen von Kastilien. 2. Taten und Erlebnisse des Cid unter Sancho II. 3. Die Belagerung und der Zweikampf von Zamora. 4. Die Verbannung des Cid durch Alfons VI., seine weiteren Heldentaten bis zur Einnahme von Valencia, die Hochzeit, der Verrat und die Bestrafung der Infanten von Carrion, letzte Lebenstage und Tod des Cid. Triumphe des Cid nach seinem Tode[1].

Die erste der Romanzen führt den jungen Cid ein, wie er schon mit zehn Jahren des Richteramtes waltet. Dann folgt die Prüfung, welche Diego Lainez an seinen Söhnen vornimmt, um zu sehen, welcher ihn an seinem Beleidiger, dem Grafen Lozano, rächen könnte; nur der jüngste, Rodrigo, zeigt dazu wilden Trutz genug, nimmt dann auch die Pflicht der Rache auf sich, tötet den Grafen im Zweikampf und bringt dem Vater das Haupt des Erschlagenen. Mit dem Vater reitet er darauf an den Hof des Königs und bietet diesem Trotz in der herausforderndsten Weise. Ximena

[1] Duran scheidet die Cid-Romanzen nur in drei Teile: I. Nr 724—763; II. Nr 764—806; III. Nr 807—909, hebt aber die Zamora-Romanzen (Nr 784 bis 806) als eigene Episoden hervor. Herder zog die Zamora-Romanzen zum II. Teil und schied die dritte Gruppe Durans in zwei Teile.

fordert am Hofe des Königs Gerechtigkeit, wird aber vom König ablehnend beschieden. Rodrigo nimmt fünf Maurenkönige gefangen und erhält von ihnen den Titel Cid. Darauf verlangt Ximena den Cid zu ihrem Gemahl; der König willigt ein, und die Hochzeit wird glänzend gefeiert. Der Cid macht eine Wallfahrt nach Santiago, auf welcher ihm der heilige Lazarus in Gestalt eines Aussätzigen erscheint. Es folgt dann eine Reihe von Kampf-Romanzen, unterbrochen von den liebenden Klagen Ximenas, die ihren Gemahl schmerzlich vermißt. Dieser besteht einen glänzenden Zweikampf um den Besitz von Calahorra, besiegt die Mauren zwischen San Esteban und Atienza, nimmt ihnen Coimbra ab und wird zum Ritter geschlagen. Der König selbst hängt ihm das Schwert um, und die Infantin Urraca bindet ihm die Sporen. Eine viel spätere Ritterromanze, die hier eingeschoben, erzählt, wie der Cid als fahrender Ritter die Dame Aza aus der Gewalt des übermütigen Audalla befreit, eine andere, ebenso vereinzelt stehende, wie er Abdalla, den König von Sevilla, besiegt und tötet. Dann kommen wieder einige ältere. In der einen läßt der Cid die von ihm besiegten Maurenkönige dem König Fernando huldigen, zwei andere schließen sich an die Dichtungen der Crónica rimada an. Der Cid verteidigt die Unabhängigkeit Ferdinands gegen Kaiser und Papst, besiegt den Herzog von Savoyen, zertrümmert beim Konzil in Rom den für den König von Frankreich bestimmten Thron, wird dafür exkommuniziert, bewegt aber den Papst durch seine bloße Drohung, die Exkommunikation zurückzuziehen. Zwar ganz im Ton der alten Romanzen, aber zugleich im Geiste der späteren höfischen Galanterie sind die nächsten Stücke gehalten: der Brief, in dem Ximena sich beim König über die stete Abwesenheit ihres Gemahls beklagt und ihn zurückverlangt; der Antwortbrief des Königs und der erste Kirchgang Ximenas, eine überaus feine höfische Schilderung. Dann macht der König sein Testament und übergibt seiner Tochter Urraca auf deren Klagen die Stadt Zamora.

Der zweite Zyklus ist bedeutend kürzer, und König Sancho II. steht darin ebensosehr im Vordergrund wie der Cid selbst. Von seinem Bruder Garcia gefangen, wird der König von Alvar Fañez befreit, Garcia von dem Cid überwunden und festgenommen. Dann folgt die geschichtliche Schlacht bei Golpejare, in welcher der König von seinem Bruder Alfons völlig geschlagen wird, aber auf den Rat des Cid noch einmal angreift und den glänzendsten Sieg erringt. Alfons sucht Schutz und Rettung bei dem Maurenkönig von Toledo. Sancho aber geht jetzt auf die Erwerbung von Zamora aus und schickt den Cid als Unterhändler zu seiner Schwester Urraca. Diese weist die Forderungen Sanchos mutvoll ab. Die Zamoraner rüsten sich zur Verteidigung. Der König legt diesen Widerstand dem Cid zur Last und verbannt ihn deshalb. Doch gelangt der Cid bald wieder zu Gnaden,

während nun Urraca über seinen Undank klagt. Die Belagerung wird beschlossen und ins Werk gesetzt. Zwei tapfere Zamoraner fordern die Kastilianer heraus und besiegen zwei kastilische Grafen, die ihnen entgegenziehen. König Sancho wird heimtückisch von dem Verräter Bellido Dolfos getötet. Der Cid verfolgt den Mörder, kann ihn aber nicht mehr erreichen. Der sterbende König beauftragt den Cid, seine Brüder in seinem Namen um Verzeihung zu bitten. Heer und Volk trauern um den König, und der Cid stimmt tief ergriffen in ihre Klage ein.

Der dritte Zyklus ist mit Bezug auf den Cid episodisch zu nennen. Denn dieser mißbilligte das Verfahren des Königs gegen seine Schwester und hatte dem König Ferdinand geschworen, nicht gegen sie zu kämpfen. Die Volksüberlieferung legte es ihm ganz zum Guten aus, daß er gegen eine Frau nicht kämpfen, sondern das getane Versprechen halten wollte und deshalb in dem weiteren Kampfe um Zamora zurücktrat. Die Herausforderung an die Zamoraner ergeht durch den Grafen Diego Ordoñez. Arias Gonzalo nimmt dieselbe an und stellt sich selbst und seine vier Söhne als Kämpfer. Zwei derselben, Pedro und Diego, fallen im Kampf; auch der dritte, Fernando, wird tödlich getroffen, doch der Sieg der Kastilianer ist diesmal zweifelhaft, und die Kampfrichter legen die Fehde bei. Arias Gonzalo fühlt sich zwar mächtig gedrängt, den Verlust seiner drei Söhne zu rächen, aber als echter Ritter unterwirft er sich den Kampfgesetzen und bietet dem Feinde zur Versöhnung die Hand. Die ganze Episode ist von hoher poetischer Schönheit, und einige der Romanzen dürfen wohl zu den schönsten des ganzen Romanzero gerechnet werden. Der Cid erhält am Schluß als Friedensvermittler eine seiner Stellung würdige Rolle, das weiblich zartere Element aber, das so oft die Herbheit der kriegerischen Romanzen mildert, gelangt in der Totenfeier um Fernando Arias zum rührendsten, ergreifendsten Ausdruck.

Der bedeutendste Teil des ganzen Cid-Romanzero ist aber zweifellos der vierte und letzte, der ungefähr da einsetzt, wo das Poema del Cid, d. h. bei der Verbannung des Cid, aber diese noch, der Geschichte entsprechend, motiviert und dann das gesamte übrige Leben und Wirken des Cid bis über seinen Tod hinaus behandelt. Auch der Inhalt und die Gesamtauffassung und Stimmung dieser Romanzen decken sich so ziemlich mit jenen des Poema. Nur selten ist eine Abweichung, Kürzung oder Erweiterung bemerkbar.

Mehrere ähnliche Romanzen, welche Duran unbedenklich zu den ältesten und echten rechnet, wie En Toledo estava Alfonso, que non curaba reinar und En Santa Agueda de Burgos, erzählen den Reinigungseid vom Morde des Königs Sancho II., den Alfons VI. der Tapfere in die Hände des Cid ablegen muß und der den Keim der Verwicklung für die

übrigen Lebensschicksale des Helden bildet. Denn diese herbe Demütigung kann der neue König nicht verwinden. Daran heften die Neider des Cid ihre hämischen Einflüsterungen. Der König verbannt den Helden, der schon unter zwei Königen der unbesieglichste Hort des Reiches gewesen und der auch ihm die zuverlässigste Stütze sein könnte und wollte.

Die Verbannung gilt vorläufig nur für ein Jahr, wenn schon der Cid, dem König trotzend, sie freiwillig auf vier Jahre ausdehnen will. Im Auftrag des Königs zieht er nach Sevilla, um dem Maurenkönig dieser Stadt gegen denjenigen von Granada beizuspringen. Er besiegt die Truppen des letzteren, nimmt zahlreiche Christen, die ihm dienen, gefangen, darunter den Grafen Garcia Ordoñez, bringt reiche Beute heim und wird vom König huldreich aufgenommen. Nach diesem Kampf erhält er den Beinamen Campeador. Das Mißtrauen des Königs erwacht indes von neuem und wird von den Gegnern des Cid geschürt. Einige kräftige Romanzen geben die Anklagen des Königs, die Gegenrede des Cid, den schließlichen Urteilsspruch der Verbannung, die verspäteten Bedenken des Königs. Die Überlistung der zwei Juden ist im Poema drastischer erzählt, der Abschied des Cid von Haus, Hof, Weib und Kind eingehender und ergreifender. Von großer Wirkung ist jedoch die Verbindung des Abschiedes mit der Waffenweihe und dem Auszug aus San Pedro de Cardeña zu einer einzigen Romanze. Die nun folgende Schilderung der Schlacht von Alcocer kann sich nicht entfernt mit derjenigen im Poema messen; auch die nächsten stehen hinter der kräftigen Darstellung des Poema zurück.

Der Cid verwüstet die Ebenen bei Valencia und sendet reiche Beute an den König, er ergeht sich in Vorwürfen wider seine feigen Gegner, er entgeht einem Hinterhalt des Königs Pedro von Aragon, er wird nach dem Verrat des Mauren Almofalas zu Rueda wieder in die Gunst des Königs aufgenommen und um Hilfe ersucht. Nach vollendeter Aussöhnung mit dem König nimmt er von Ximena Abschied, um wider die Mauren zu ziehen, und gibt ihr die schönsten hausväterlichen Räte. Ein Maure sagt den Seinigen den Fall von Valencia voraus. Bei der Belagerung der Stadt macht der Cid dem Martin Pelaez Vorwürfe wegen seiner Feigheit, die dieser durch Wunder von Tapferkeit widerlegt. Nach der Eroberung der Stadt entsendet der Cid den Alvar Fañez mit Botschaft und reichen Geschenken an den König (der Brief an diesen ist in einer eigenen Romanze ausgeführt), kommt dann selbst nach San Pedro de Cardeña, um Gott für den glänzenden Sieg zu danken, verteidigt Valencia gegen den Maurenkönig Miramolin (Rey de Túnez) und schlägt diesen in einer großen Entscheidungsschlacht.

An diesen Sieg knüpft sich die Geschichte der Infanten von Carrion, welche die meisten der noch übrigen Romanzen umfaßt. Aus Rücksicht auf

den König verheiratet der Cid seine Töchter mit den beiden Infanten. Schon das Abenteuer mit dem entsprungenen Löwen zeigt aber ihre Feigheit und Unwürdigkeit. Der Cid schilt sie dafür in einer eigenen Romanze; doch vergeblich. Der Gegensatz des Helden und seiner zwei Schwiegersöhne tritt nun um so schärfer hervor, da er mit höchster Unerschrockenheit wider die Übermacht des Königs Bucar zu Felde zieht und diesen in die Flucht schlägt, sie aber schon im Beginn der Schlacht Fersengeld geben. Jetzt rächen sich die zwei Feiglinge an ihren Gemahlinnen, den Töchtern des Cid. Die Erzählung liegt in kürzerer und längerer Fassung vor. Zwei spätere Gedichte behandeln eigens die Klagen der zwei mißhandelten Töchter. Ihr Vetter, Ordoñez, rettet sie und verfolgt die zwei Grafen. Der Cid schwört Rache für die erlittene Unbill, schickt Ximena zu den beiden Töchtern, um sich ihrer anzunehmen, und ruft die Seinigen zur Beratschlagung zusammen. Die Stadt Valencia übergibt er der Obhut des Martin Pelaez, um selber zu den Cortes nach Toledo zu reisen und die Sache seiner Töchter zu führen. Auf seine Rechtsforderung beruft der König gleich die Cortes ein, und da man dem Cid den herrlichen Sitz strittig machen will, den er sich als Beute mitgebracht, tritt der König selbst für ihn ein und anerkennt aufs wärmste seine Verdienste. Nachdem der Cid seinem gerechten Schmerze Ausdruck verliehen, fordert er von den nichtswürdigen Schwiegersöhnen seine Schwerter Tizona und Colada heraus, die er ihnen einst als Hochzeitsgeschenke gegeben. Sie werden ihm zurückerstattet, und er begrüßt sie mit ritterlicher Begeisterung. Die eigentliche Anklage der Infanten ruft in den Cortes selbst stürmische Auftritte hervor, die nur das Ansehen des Königs zu beschwichtigen vermag. Noch ehe die Sache entschieden, werben die Prinzen von Navarra und Aragon um die Töchter des Cid. Dieser verabschiedet sich jetzt vom König und bietet ihm als Zeichen seiner Freundschaft sein Roß Babieça an, das dieser jedoch nicht annimmt. Da die Infanten von Carrion nicht nach Toledo kommen wollen, so wird das gerichtliche Turnier nach Carrion verlegt. Dort überwinden die Vertreter des Cid, Pedro Bermudo, Martin Antolinez und Nuño Bustos, die zwei Infanten Fernan und Diego Gonzalez und ihren Vetter Suer Gonzalez, die fortan gerichtlich zu Verrätern erklärt sind. Der König selbst aber übernimmt die Patenschaft bei der Wiederverheiratung der zwei Töchter mit den Königssöhnen von Navarra und Aragon.

Hiermit schließt, wie wir gesehen, das Poema del Cid. Schon das läßt vermuten, daß die weiteren Romanzen, welche die letzten Lebenstage des Helden zum Vorwurf haben, einer späteren Zeit angehören. Auch die inneren Merkmale ihrer Ausführung weisen darauf hin. Dennoch sind Bestandteile aus älterer Überlieferung dabei nicht ausgeschlossen. Der Cid hat einen solchen Weltruf erlangt, daß sogar der Sultan von Persien ihm

prächtige Weihegeschenke sendet. Aber von den vielen Mühen und Kämpfen sind seine Kräfte längst gebrochen, und nicht ohne Kummer vernimmt er, daß der König Bucar mit dreißig andern Königen sich anschickt, Valencia zu belagern; doch im Traume erscheint ihm der hl. Petrus und mahnt ihn nicht nur zur Vorbereitung auf seinen nahe bevorstehenden Tod, sondern verheißt ihm auch, daß er noch nach seinem Tode den König Bucar und die Mauren besiegen werde. Einzelne Romanzen schildern dann seinen Abschied, die letzten Räte und Aufträge an die Seinigen, sein Testament, seinen Tod, seine Leichenfeier. Seiner Anordnung gemäß wird die Leiche aufrecht auf dem Pferde Babieça befestigt, das Schwert Tizona an seine Hand gebunden, und so reitet der Held inmitten seiner treuen Scharen noch einmal den Mauren entgegen und überwindet die unzähligen Kriegshaufen, die Valencia bedrohen. Dann erst wird er friedlich in San Pedro de Cardeña bestattet; König und Volk trauern an seiner Leiche. Sieben Jahre liegt er da, offen in voller Rüstung, als lebte er noch. Da ein Jude es wagt, sich an seinem Bart zu vergreifen, zieht der Tote sein gutes Schwert Tizona, so daß der Übeltäter ohnmächtig zusammensinkt, und von dem Wunder betroffen, sich zum Christentum bekehrt. Ein noch weit größerer Triumph wird dem Toten durch König Sancho den Tapfern von Navarra, der, nachdem er ganz Kastilien gebrandschatzt, am Grabe des größten Kastilianers inne hält und ihm alle seine Beute zu Füßen legt.

Von Kastilien geht Don Sancho,
Den man wegen seiner Taten
Hieß den Starken, nach Navarra,
Mit dem Haufen der Soldaten.

Vor sich her treibt er die Beute,
So mit mächt'gem Arm er schatzte,
In den Städten von Kastilien
Niemand ihm zu wehren wagte.

Triumphierend, reich, zufrieden
Zieht er durch die Gau'n des Landes,
Und die Klag' um das Geraubte
Läßt er nur den Kastilianern.

Nach San Pedro de Cardeña
Läßt den Lauf er nehmen alle,
Fußvolk sowie Reiterei,
Daß sie dort sich alle sammeln.

Als der Ruf von seinem Kommen
Zu des Klosters Abt gelangte,
Der des heil'gen Leichnams[1] pflegt,
Harrt er, daß der König nahe.

Und er schmückt sich unterdessen
Wie zum feierlichsten Gange,
Geht dem König dann entgegen
Mit Rodrigos stolzem Banner,

Sieben kommen sie um sieben,
Bei der Trommel rauhem Schalle,
Freudig schauend auf den König,
Der in ihrer Mitte wandelt;

Um den König lustig fliegen
Flatternd in der Luft die Banner,
Der so freudig blicket auf sie,
Auf die Wonne seiner Tage.

Mit den Reitern kam Don Sancho
Hergezogen, jener starke,
Kommt zum Kloster, wo der heil'ge
Abt ihn frohen Blicks betrachtet.

Und er senkt das Knie zur Erde,
Spricht: „Mein König, nicht verachte,
Meine Worte anzuhören,
Und vernimm nun, was ich sage:

[1] El Santo cuerpo del Cid.

Weißt es wohl, mein mächt'ger König,
Wißt es, die ihr dasteht, alle,
Daß es Beute sei von Christen,
Die man stets mit Unrecht schatzet.

Immer nimmst du, sie bekriegend,
In die Rechte deine Lanze,
Schwingst das Schwert auf ihre Häupter,
Sie verwundend, sie erschlagend.

Würdest du dein Schwert so mächtig
Wenden gegen Mohrenscharen,
Könntest du mit reinem Sinne
Sehn der Christen Niederlage.

Schau, dies Banner, guter König,
War des Cid, von dem du stammest;
Setze dieses dir vor Augen,
Jene Beute dort verlassend."

Und der König steigt vom Pferde,
Als dies Banner er erkannte,
Und das Knie senkt er zur Erde,
Sprechend dieses Wort vor allen:

„Du Standarte, groß und herrlich,
Jenes großen Kastilianers,
Der die Mauer war Kastiliens
Und der Tod der Mohrenscharen!

Der die Heiden macht erzittern,
Der Bucar besiegt' im Kampfe,
Der der Heiden Kraft gebrochen,
Könige zu Vasallen machte,

Der die Heiligen begleitet
Der mit Engeln umgegangen,
Die von Gott ihm immer, immer
Hohen Siegs Gewährung brachten;

Euch verleih' ich diese Beute,
Euch und dem, dess' Wert ich achte,
Mag sie bleiben für und für
Hier, hier, wo er ruht im Grabe!" —

Als er dieses Wort gesprochen,
Läßt er los die Kriegsgefangnen,
Und die Beute samt und sonders
Schenkt er jenem heil'gen Abte.

Jenes Cid Gedächtnis ehrend
Hat er gern sie ihm gelassen.
Längst ist dieser, längst gestorben,
Niemals, niemals stirbt sein Name[1].

Die Romanzen vom Cid besitzen nicht die künstlerische Einheit des alten Poema und können darum selbstverständlich nicht denselben künstlerischen Eindruck hervorrufen. Schon die Verschiedenheit des Stiles und der ganzen äußeren Form muß auf den feineren Beobachter störend wirken. Weit mehr leidet die dichterische Einheit durch die verschiedene Abtönung, welche der Charakter des Cid im Laufe der Zeit erhalten hat. In einigen trägt er noch die trotzige, urgewaltige Kraft des früheren Mittelalters an sich, in andern ist er von der höfischen Galanterie der Minnedichtung gemildert und fast bis zu sentimentaler Zartheit abgeblaßt; in einigen spricht er kaum, wie ein echter Mann der Tat, in andern haben ihm die Dichter ihre eigene Redseligkeit angehängt; in einigen scheint er nur von Schlacht und Kriegslist, Ruhm und Beute zu träumen, in andern ist er fast wie ein Heiliger dargestellt, dem die Bewohner des Himmels erscheinen und der in seinen ununterbrochenen Kriegsabenteuern nur die höchsten religiösen Ziele verfolgt. Da die einzelnen Romanzen je selbständige Gedichte für sich bilden, so treten diese Verschiedenheiten meist in scharfer Eigenart hervor und gestalten sich

[1] Der Cid. Ein Romanzenkranz. In der Form der Urschrift übertragen von Dr F. M. Duttenhofer, Berlin 1852, Hofmann, 205—268.

mitunter zu scheinbar schroffem Gegensatz. Sieht man indes genauer zu, so wird man finden, daß es sich hier nicht um unversöhnliche Gegensätze oder gar Widersprüche handelt.

Wie der unbändige Trutz des jungen Cid nicht im Widerspruch steht mit der weisen Führung des Mannes und der noch unbesieglichen Kampflust des Greises, so steht auch der treue Gatte und Vater dem mutigen Helden nicht im Wege, der für Gott und Vaterland, Freiheit und Ehre, Weib und Kind alles todesverachtend aufs Spiel setzt; noch weniger streitet dieser Heldensinn mit dem tiefen religiösen Geiste, durch den die nationale Sache mit der religiösen unlösbar verbunden ist. Gerade in der redlichen, ritterlichen Frömmigkeit des Cid wurzelt seine unwandelbare Treue gegen sein Volk und seinen König, sein durch keine Schicksalsschläge zu brechender Mut, sein Eifer für die Sache des Glaubens. Weder die Kriegslist, welche der Kampf mit verschlagenen Feinden und erklärten Verrätern dem Helden aufdrängt, noch die gerichtliche Genugtuung, welche die verletzte Ehre nach den damaligen Rechtsbegriffen forderte, vermag die lichte Gestalt des kastilischen Ritters zu umdüstern. Ein kernig naiver Humor mildert bisweilen seine ernsten ehernen Züge, und der Anhauch von Minnedichtung, den einige der Romanzen atmen, verklärt mitunter die gleichsam granitne Gestalt, ohne sie zu verweichlichen und zu erniedrigen. Das ist der Cid, wie er uns in der Gesamtheit der Romanzen entgegentritt, wie er im spanischen Volksgeiste durch die Jahrhunderte fortgelebt hat bis in die neuere Zeit, ein lebendiger Ausdruck dieses Volksgeistes selbst, wie er sich im jahrhundertelangen Heldenkampf mit dem Islam entwickelte und lebenskräftig erhielt, wie er den wirklichen, geschichtlichen Cid hervorrief und beseelte und die folgenden Geschlechter nicht ermüden ließ, sich an seinen Taten zu begeistern.

Amadis von Gaula und die übrigen Helden der französischen Ritterromane mochten wohl zeitweilig den alten Campeador zurückdrängen, Troubadourpoesie und gelehrte antikisierende Schuldichtung mochten in den höfischen Kreisen den alten Romanzen den Rang streitig machen, die Abenteuer des Don Quijote mochten hinwieder die Auswüchse des Rittertums und die Torheiten der Ritterromane dem Spott und der Vergessenheit anheimgeben, die glänzende Entfaltung des Dramas mochte die Lyrik und Epik der Vergangenheit in den Hintergrund treten lassen: die Heldengestalt des Cid hat alle diese Wandlungen siegreich überlebt, die alten Lieder von ihm haben im Volke stets weiter geklungen, die gefeiertsten Dichter erneuerten sein Lob, und auch die klassische Bühne feierte seine Taten. Der Versuch des Diego Ximenes de Ayllon, die Romanzen wieder zu einem einheitlichen Epos zu vereinigen, hatte zwar wenig Erfolg. Die zwei Cid-Dramen des Guillen de Castro (gest. 1631) konnten bei der unerschöpflichen Fülle und Mannigfaltigkeit der klassischen Bühne sich keine hervorstechende und beherrschende Stellung

erringen. Aber sie legen nicht nur Zeugnis ab von der noch immer vorhandenen Volkstümlichkeit des alten Helden, sie wurden auch zum Anlaß, daß Corneille (1636) sich desselben bemächtigte und ihm durch sein vielbewundertes Stück gewissermaßen allgemein-europäischen Ruf gewann.

Bei Corneille hat nun allerdings der urwüchsige, mittelalterliche Schlachtenheld nahezu seine ganze ursprüngliche Eigenart eingebüßt; er ist zum feinen Hofkavalier des Zeitalters Richelieus geworden; er spricht die abgezirkelte Sprache der französischen Akademie und muß sich in seinen zärtlichen Liebesempfindungen wie in seinen Heldentaten die dramatischen Schranken der drei Einheiten gefallen lassen. Für die allgemeine Literatur war es indes immerhin ein Gewinn, daß sein Name mit einer der vollendetsten Leistungen französischer Klassizität verknüpft ward und so weithin in allen Landen, die damals der französische Geschmack beherrschte, in lebendiger Erinnerung geblieben ist, so daß selbst das Zeitalter Voltaires dem Einfluß des zwar verblaßten, aber noch immer poetisch schönen Ritterideals sich nicht ganz zu entziehen vermochte. In der gärenden Zeit der Revolution sollte dann auch die ältere Cid-Gestalt der spanischen Romanzen aus der Vergessenheit emportauchen und zu allgemeiner Geltung gelangen, indem ein anderweitig kaum bekannter Literat, Couchut oder Couchu, den spanischen Cid-Romanzero des Escobar in freier französischer Prosa bearbeitete und 1783 in der Nouvelle Bibliothèque des romans veröffentlichte. Diese Bearbeitung aber regte Gottfried v. Herder zu seiner Dichtung an, durch welche der Cid im 19. Jahrhundert auch eine Lieblingsgestalt der deutschen Literatur geworden ist.

Die hl. Theresia von Jesus (1515—1582)[1].

Wie eine Lichtgestalt aus besserer Welt strahlt das Bild der hl. Theresia in die düstern sittlichen Zustände der Gegenwart herein, deckt deren verhängnisvolle Scheinkultur auf, weist aber auch zugleich jedem Edeldenkenden den Weg aus dem Labyrinth einer seichten, irreligiösen Bildung, welche die sittliche Korruption nur notdürftig mit ästhetischem Flitter verschleiert, ohne ihr Einhalt gebieten zu können — zurück zu Gott und zu einem für die Menschheit ersprießlichen Wirken. Es liegt auf der Hand, daß nicht alle dem Beispiel dieser heldenmütigen Seele folgen und mit ihr das schönste Brautfest feiern können, das es auf Erden gibt. Die Ordensgelübde sind kein Gebot, sondern ein Rat. Qui potest capere capiat. Aber alle können je nach ihrem Stande dieser heiligen Jungfrau nacheifern.

Die Gefahr, an welcher Theresia wohl schließlich Schiffbruch gelitten hätte, ist heute eine der weitest verbreiteten. Es war nicht jene Literatur,

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXIII (1882) 217—235 (gekürzt).

welche den Stempel der Verwerflichkeit deutlich an der Stirne trägt; es war nicht jenes Welttreiben, das ganz von Gott abgekommen, nur der Sünde und der Leidenschaft frönt. Was ihren Geist zu verflachen, ihr Herz von Gott abzuziehen und der Sünde zu überantworten drohte, das war ein anscheinend vielleicht harmloses Weltleben, eitle Tändelei, romanhafte Vergnügungssucht und die ihr entsprechende Literatur, welche so oft alles Große im Himmel und auf Erden als Feuerwerk verpufft, um die Leiden und Freuden eines Liebesduetts zu beleuchten. Man kann die moderne Lesewut nicht treffender schildern, als Theresia es in ihrer rührenden Selbstanklage tut. Man hatte noch keine Feuilletons, keine Romanzeitungen, keine pikanten Literatur- und Theaterberichte, keine Revuen, welche der andächtigen Leserin Monat für Monat den ganzen Theaterflitter sämtlicher Bühnen vor Augen führten; aber die Ritterromane leisteten für Verflachung und Verweltlichung des Geistes ungefähr denselben Dienst. Cervantes hat sie nach Verdienst gegeißelt. Aber die hl. Theresia hat ihrer Heimat und der Welt wohl einen viel größeren Dienst geleistet, indem sie anstatt [wie dieser] mit unfruchtbarem Galgenhumor das Nichtige jenes Romantreibens zu verspotten, die Geister empor zu höheren Idealen lenkte, zu jener ewigen Schönheit, welche der Quell aller wahren Poesie ist:

Schönheit, deren Sonnenstrahl
Alle Schönheit macht erbleichen!
Ohne Wunden gibst du Qual,
Ohne Qual durch deine Wahl
Muß die Erdenliebe weichen.

Band, das Zweier Bündnis schafft,
Die so ungleich sich erweisen:
Warum lösest du die Haft,
Die der Seele gibt die Kraft,
Übel selbst als Gut zu preisen?

Du vermählst, was ohne Sein,
Dem Unendlichen; nie endend
Gehst ins Endliche du ein;
Liebest, was für dich nur Schein,
Unser Nichts in Hoheit wendend. (Übersetzt von Storck.)

Auf die spanische Literatur hat Theresia unendlich segensreich eingewirkt. Trotz der vielen Zeit, welche sie dem Gebete schenkte, und trotz der ausgedehnten Tätigkeit, welche die Gründung und Leitung ihrer Klöster beanspruchte, fand sie noch Muße, auf Anregung und Befehl ihrer Obern eine beträchtliche Anzahl von Werken zu schreiben. 1562—1566 schrieb sie ihre Autobiographie, das rührendste Denkmal ihres Lebens, eines der schönsten Seitenstücke zu den „Bekenntnissen" des hl. Augustin, welch letztere auf ihre Umwandlung keinen untergeordneten Einfluß gehabt hatten. 1566 verfaßte sie den „Weg der Vollkommenheit", 1573 begann sie das „Buch der Gründungen" zu schreiben, an dem sie dann bis zu ihrem Tode weiterarbeitete. 1577 vollendete sie das „Buch von der Seelenburg". Die tiefe theologische Kenntnis und die hohe Stufe der Mystik

machen ihre Schriften zu den wertvollsten Schätzen der aszetischen Literatur: ihre reine Sprache, ihr vollendeter Stil, ihre ungesuchte Formschönheit gestalten sie zu einer Zierde der spanischen Literatur. Ihre Briefe, Muster des Briefstils, sprachlicher Fülle und Reinheit, gehören zu dem Besten, was Spanien in dieser Hinsicht besitzt. Während Deutschland mit unreifen, seichten und gehaltlosen Produkten leichtfertiger Kulturdamen überschwemmt worden ist, steht an der Spitze der neueren spanischen Literatur eine Heilige, welche in ihrer Kanonisationsbulle von der Kirche selbst als theologische Schriftstellerin approbiert, von dem Volke wie von den Gelehrten Spaniens als klassische Schriftstellerin anerkannt ist, die feinste sprachliche und stilistische Bildung mit dem unschätzbaren Gute eines unentweihten Geisteslebens, ja mit dem Ideenreichtum der höchsten sittlichen und wissenschaftlichen Bildung verbindet. Ihre wenigen Gedichte, gleich denen ihres Freundes Johann vom Kreuz, zählen zu den lieblichsten Erzeugnissen religiöser Lyrik; sie sind zugleich das Vorspiel jener glänzenden Literaturblüte, welche Spanien in Lope und Calderon erreicht hat. Ohne sie wären vielleicht solche Dichter nicht erstanden oder sie hätten sich zu seichter Romanpoesie oder sonstiger erbärmlicher Humanität verflacht. Sie hat der spanischen Poesie ihren religiösen Grundcharakter erhalten, den Zug zum Göttlichen, der schon die alten Sagen des ritterlichen Volkes beherrscht: Solo Dios basta.

In alle vorzüglichen Weltsprachen übersetzt, haben ihre Schriften auch nach andern Ländern himmlisches Licht, Trost und Belehrung getragen, edleres Streben geweckt und Segen verbreitet. Die meisten unserer hervorragenden Konvertiten haben sich mit Vorliebe dieser gewinnenden Erscheinung zugewandt. Es sei nur an Ludwig Clarus und die Gräfin Ida Hahn-Hahn erinnert. In den Klöstern und in weiten Kreisen des katholischen Volkes hat Theresia als Lehrerin mächtigen Einfluß erlangt und segensreich fortgewirkt.

Calderons Autos [1].

Wie bei den Griechen, so hat sich auch bei den neueren Völkern Europas das Drama in engem Anschluß an den religiösen Kultus entwickelt. Die kirchliche Liturgie mit ihren Hymnen, Sequenzen, Antiphonen, Wechselgesängen, symbolischen Handlungen erweckte den Gedanken und die Lust, die christlichen Festgeheimnisse erst in Dialogen, dann in kürzeren und längeren Festspielen poetisch zu gestalten. So sind die Oster- und Weihnachtsspiele, die Spiele zu Ehren der Heiligen, die Spiele zu Ehren des allerheiligsten Altarssakramentes entstanden. Aus dem religiösen Stoff, der teils geschichtlicher, teils dogmatischer und moralischer Natur war, ergaben sich zwei

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXIV (1888) 195–211.

Grundformen: die sog. Mysterien und die sog. Moralitäten. Jene stellten geschichtliche Geheimnisse aus dem Leben Christi und seiner Kirche dar, diese kleideten Glaubens- und Sittenlehre in das Gewand der Allegorie. Das erbauliche Element waltete dabei über das künstlerische vor. Das letztere hob sich nur langsam, und ehe es zu wahrhaft klassischer Höhe gelangen konnte, knickte die große kirchenpolitische Revolution des 16. Jahrhunderts Stamm und Blüte zugleich. In England, Deutschland und den Niederlanden wurden die alten Mysterienspiele als papistische Greuel unterdrückt, in Frankreich und Italien wurden sie aus Scheu vor Profanation des Heiligen preisgegeben. Das biblische Drama, das Luther und dessen Anhänger an ihre Stelle zu pflanzen suchten, gedieh nicht, weil die religiöse Anarchie, alles mit Polemik vergiftend, schon den tiefsten Verfall der Poesie, des Geschmackes, der Sprache herbeigeführt hatte[1]. Nur in Spanien entwickelte sich das religiöse Drama auf seiner mittelalterlichen Basis ruhig weiter und gelangte, ein volles Jahrhundert nach Luthers Tod, in Calderon (1600—1681) zu seiner höchsten klassischen Vollendung. Was man in der ganzen deutschen Dramatik jener Zeit vergebens sucht, das besaß der spanische Priester im höchsten Grade: eine vollendete Kenntnis der Bühnentechnik in modernem Sinn, eine poetische Erfindungsgabe, Sprachgewandtheit, Phantasiefülle, welche jene der griechischen Tragiker und Shakespeares erreicht, eine dramatische Kunst, welche dem alten Goethe den Ausruf abnötigte: „Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte."

Die grenzenlose Verrohung, Geschmacklosigkeit und Barbarei, welche infolge der religiösen Anarchie und des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereingebrochen war, machen es vollkommen erklärlich, daß ein solcher Dichter daselbst über ein Jahrhundertlang so gut wie unbekannt blieb. Ein paar verballhornte Stücke, die durch französische Bearbeitung über die Grenze drangen, kann man nicht rechnen. Als die Wasser der „reformatorischen" Sündflut zu verlaufen begannen, da war in Paris schon die Glanzepoche Ludwigs XIV. aufgegangen, in deren streng abgemessenen Klassizismus die Poesie Calderons ebensowenig paßte. Rasch folgte die Aufklärung und die Revolution, die ohne Federlesen mit dem Christentum auch alle Dichtung der katholischen Vergangenheit über Bord warf. An die Stelle des Hohenliedes und des mittelalterlichen Minnesangs trat Voltaires „Pucelle". Dieselben nationalen Männer und Aufklärungsphilister, welche die politische Macht Spaniens völlig zerrütteten, schafften 1765 auch die Aufführung der

[1] R. Prölß (Geschichte des neueren Dramas, Leipzig 1881) widmet diesen Dramatikern über 200 Seiten (IIIa 25—268), der armseligen „Susanna" Paul Rebhuhns fünf volle Seiten (69—75), während er die sämtlichen 73 Autos Calderons auf ungefähr anderthalb Seiten (I 352 353) abfertigt.

Autos oder geistlichen Schauspiele ab, in denen sie den katholischen Glauben gar lästig und verderblich verkörpert fanden[1]. Es schien nun um die Poesie Calderons ziemlich geschehen zu sein. Denn seine weltlichen Bühnenstücke (Comedias) waren schon längst durch minderwertige Fabrikate im französischen Reifrockgeschmack verdrängt. Die Autos waren verboten und zur Lesung ohnehin erst in zwei Ausgaben vorhanden[2].

Während das Andenken und die Wertschätzung Calderons in Spanien selbst zu erlöschen drohte, tauchte der große Dramatiker plötzlich jenseits der Pyrenäen, im protestantischen Deutschland wieder auf. Derselbe A. W. v. Schlegel, der in Schillers „Horen" zuerst das von Voltaire verhöhnte Weltgedicht Dantes wieder zu Ehren brachte und Shakespeare das deutsche Bürgerrecht verlieh, entdeckte auch in Calderon ein diesen beiden ebenbürtiges Genie und übersetzte einige Stücke, darunter den „Standhaften Prinzen". Gries setzte das begonnene Werk der Übersetzung mit Geschmack fort. Goethe lernte Calderon schätzen und lieben und brachte einige der schönsten Dramen, „Der standhafte Prinz", „Das Leben ein Traum"[3], „Die große Zenobia", auf die Weimarer Bühne. Bei der Aufführung des „Standhaften Prinzen" ward er selbst bis zu Tränen gerührt. Die Anerkennung des Altmeisters schlug alle Bedenken nieder, welche gegen einen so streng katholischen Dichter hätten erhoben werden können. Das sonst so empfindliche „protestantische Bewußtsein" beruhigte sich. Die Amerikaner George Ticknor[4] und H. W. Longfellow[5] trugen Calderons Lob hinüber nach England und Amerika. Graf Schack stellte in Spanien selbst sorgfältige Forschungen über Calderons Leben und Werke an und entwarf eine Charakteristik von ihm, die selbst ein Katholik kaum liebevoller und begeisterter fassen könnte. Auch in Spanien erwachte allgemach wieder die Erinnerung an den großen heimischen Dichter. Der Deutsch-Spanier Hartzenbusch, der Sohn eines Kölners, gab die „Comedias" neu heraus, worauf die Spanier selbst nicht zurückbleiben wollten, sondern wieder ihren Dramatiker zu studieren und über ihn zu schreiben begannen. Bei allen gebildeten Völkern, Franzosen, Engländern, Italienern, Ungarn, Polen, Holländern, fing man nun an, einzelne Stücke Calderons zu übersetzen; am meisten geschah in Deutschland, wo von den 108 Comedias schon weit über die Hälfte übersetzt sind. Mehrere Stücke, besonders „Der

[1] Dekret Karls III. vom 11. Juni 1765.

[2] Die erste von Pando y Mier, Madrid 1717, die zweite von Apontes, Madrid 1760.

[3] Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, später zu erwähnenden Auto.

[4] Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien II, übersetzt von Julius, Leipzig 1867, 1—58.

[5] Longfellow in seinen Reiseskizzen: Outre-Mer. The devotional poetry of Spain.

Alcalde von Zalamea", kamen auf größeren deutschen Bühnen zur Aufführung; andere wurden mehrfach übersetzt und kommentiert, so besonders „Der wundertätige Magus" als Seitenstück zu Goethes „Faust".

Nicht gleicher Gunst wie die „Comedias" haben sich die „Autos" Calderons in Deutschland zu erfreuen gehabt, obwohl es an sich kein treffenderes Gegenstück zum „Faust", dieser merkwürdigsten aller deutschen Dichtungen, gibt als eben diese Autos. Erst 1826 hat Kardinal Diepenbrock das erste derselben, „Das Leben ein Traum", in seinem „Geistlichen Blumenstrauß" herausgegeben[1]. In den Jahren 1846—1853 veröffentlichte Joseph v. Eichendorff dann elf andere[2], welchen sich 1855 die Übersetzung eines einzelnen (der „Geistlichen Ritterorden"[3]) durch Lorinser und 1856 eines andern (des „Gastmahls des Belsazar") durch Braunfels[4] anschloß. Als Lorinser von 1856 bis 1872 es unternahm, die sämtlichen Autos zu übersetzen und mit einem gründlichen Kommentar zu versehen, war das öffentliche Interesse so gering, daß er nach Vollendung von zwei Bänden zu dem Mittel der Subskription mit Selbstverlag greifen mußte, um den Druck der noch übrigen Stücke zu erzielen. Erst in den letzten Jahren wagte es die Verlagshandlung von Manz endlich, das bedeutsame Werk in achtzehn Bänden zum zweitenmal der Öffentlichkeit zu übergeben[5]. Ein Lieblingsgedanke Joseph v. Eichendorffs, ja eine der schönsten Aufgaben, welche sich die Romantik überhaupt gestellt hatte, ist hiermit in würdiger Weise erfüllt. Diese Aufgabe lag darin, die bedeutendsten Leistungen katholischer Poesie, welche durch die „Reformation", den französischen Klassizismus und die revolutionäre Aufklärung außer Kurs gesetzt worden oder gar nicht aufgekommen waren, zum lebendigen und befruchtenden Eigentum des deutschen Volkes zu machen. Daß zu diesem wertvollsten Schatz der Weltpoesie gerade Calderons Autos gehören, hat schon A. W. v. Schlegel erkannt und in begeisterter Weise dargelegt:

„Calderons Gemüt spricht sich am meisten in der Behandlung der religiösen Gegenstände aus. Die Liebe schildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichterische Kunstsprache. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dies vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie sind ihm, so trübe sie auch an sich sein mögen, schon durch

[1] Sulzbach 1829; 2. Ausg., Sulzbach 1852.

[2] Stuttgart 1846, Cotta. Die 2. Aufl., Leipzig 1864, hat eines mehr, „Den Ehezwist" (El pleyto matrimonial).

[3] Regensburg 1855, Manz. [4] Frankfurt 1856.

[5] Don Pedro Calderons de la Barca Geistliche Festspiele. In deutscher Übersetzung, mit erklärendem Kommentar und einer Einleitung über Bedeutung und Wert dieser Dichtungen, herausgegeben von Dr Franz Lorinser, Domkapitular. Zweite, wesentlich umgearbeitete Ausgabe. Regensburg 1882—1887, Manz.

die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildnis der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungestörter Seelenruhe anschaut und schildert; ihm ist das menschliche Dasein kein düsteres Rätsel mehr[1]. Selbst seine Tränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Tautropfen an einer Blume, spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand sein möge, ist ein unermüdlicher Jubelhymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung, darum feiert er mit immer neuem freudigen Erstaunen die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Kunst, als erblickte er sie eben zum erstenmal in noch unabgenützter Farbenpracht. Es ist Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimsten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie verschaffen kann. Wenn er das Entfernteste, das Größte und Kleinste, Sterne und Blumen zusammenstellt, so ist der Sinn aller seiner Metaphern der gegenseitige Zug der erschaffenen Dinge zueinander wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, und diese entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist ihm wieder nur ein Widerschein der ewigen, alles umfassenden Liebe." [2]

Durch dieses begeisterte Lob hat Schlegel zuerst wieder für die Autos Bahn gebrochen, nicht minder durch seine Übersetzung des „Standhaften Prinzen", der durch und durch von demselben Geiste durchweht ist wie die Autos selbst. An eine umfassendere Übersetzung dieser hat erst Eichendorff Hand angelegt, indem er in liebenswürdiger Bescheidenheit seine eigene Produktion zurücktreten ließ, um Deutschland mit den erhabenen Kunstschöpfungen des spanischen Dichters zu bereichern[3]. Seine Übersetzungen sind die eines Dichters, der nicht mit philologischer Ängstlichkeit jedes Tüpfelchen des Originals wiederzugeben sucht, sondern, völlig in den Geist desselben eingedrungen, es gleichsam nachschafft, mit demselben Formenzauber, demselben Wohllaut, demselben poetischen Duft. Freudig begrüßte es Eichendorff, als ihm 1855 in Franz Lorinser (gest. als Domkapitular in Breslau 12. Nov. 1893) ein Bundesgenosse und Teilnehmer an dem großen Werke erwuchs.

„Es war immer mein sehnlicher Wunsch", schrieb er ihm, nach Empfang der „Geistlichen Ritterorden"[4], „und meine eigentliche Absicht, durch meine schwachen Versuche jüngere und frische Kräfte zu einer Übersetzung der Calderonschen Autos anzuregen. Und dies ist mir, wie ich nun sehe, über alle Erwartungen vollkommen gelungen. Ein tiefes Gefühl, nicht nur des kirchlichen, sondern auch des poetischen

[1] Man vgl. dazu Prölß (Geschichte des neueren Dramas I 353) über Calderon: „Um freilich heute diese Werke genießen zu können, muß man sich ebenfalls auf den Standpunkt des strenggläubigen Spaniers stellen, dem nicht Sittlichkeit (!!), sondern Rechtgläubigkeit Quelle aller Seligkeit und der einzige Weg zu einer Verbindung mit Gott war."

[2] Schlegels Werke IV, Leipzig 1846, 397.

[3] Jos. v. Eichendorff, Calderons geistliche Schauspiele, Stuttgart 1846 bis 1853, Cotta, 2 Bde.

[4] Dr Franz Lorinser, Die geistlichen Ritterorden, Regensburg 1855, Manz.

Elementes, eine Treue, die anstatt ängstlicher Nachbildnerei überall den eigentlichen Sinn kühn erfaßt, eine große Sprachgewandtheit endlich, so daß es scheint, als hätte Calderon, wenn er ein Deutscher gewesen wäre, es ebenso sagen müssen — alles das hat mich in Ihrer Übersetzung wahrhaft überrascht, da ich allerdings die seltene Schwierigkeit einer solchen Arbeit genugsam erfahren." [1]

In dem ersten Band von Lorinsers Gesamtausgabe fand er seine Erwartungen völlig bestätigt.

„Auch die Einleitung", sagt er, „ist mir aus der Seele geschrieben und gewährt eine klare, besonnene und doch begeisternde Umschau über das ganze wunderbare Gebiet. Die Anmerkungen zum Text endlich sind eine wahre Wohltat, die ich während meiner Übersetzung nur zu oft schmerzlich vermißte, denn diese Autos sind eine Poesie der Theologie, die gleich Dante für den Laien eines Kommentars bedarf."

Nach Erscheinen des zweiten Bandes aber schrieb er an Lorinser:

„Ich habe mich nicht enthalten können, sogleich darin zu lesen, und erstaune von neuem über die Leichtigkeit und Anmut, womit Sie die vielen, sehr großen Schwierigkeiten zu lösen gewußt haben. Ja ich kann gar nicht sagen, wie tröstlich es mir ist, das Unternehmen, zu welchem weder meine Jahre noch meine theologischen Kenntnisse hinreichen, in so guten Händen zu wissen. Gott schenke Ihnen ferner Kraft und Mut dazu! Es ist wahrlich eine würdige und segensreiche Aufgabe, unsern zerstreuten Landsleuten auch die tiefsinnige Schönheit unserer Religion vor Augen zu stellen."

Eichendorff (gest. 1857) hat die Vollendung des Werkes nicht mehr erlebt; doch noch vor seinem hundertsten Geburtstag ist die schöne, von ihm unternommene Aufgabe völlig gelöst worden, wesentlich in demselben Geiste, mit dem er sie einst begonnen und den er in den ersten Bänden Lorinsers wiederfand. An poetischer Schönheit erreicht Lorinsers Übersetzung zwar nicht immer diejenige Eichendorffs, dafür gibt sie aber den Text ungemein genau und sorgsam wieder, während der beigegebene Kommentar nicht nur keine schwierigere Stelle unerklärt läßt, sondern auch über die Quellen, die Anordnung, den Zusammenhang, die Personen, die Handlung und die dichterischen Schönheiten der 73 Stücke die reichsten Aufschlüsse bietet [2]. Lorinser hatte dabei keine Vorarbeiten anderer zur Verfügung; er war ganz auf sich selbst angewiesen, hat aber die Heilige Schrift und deren Erklärer, die Patristik, die scholastische Philosophie und Theologie, Kirchen- und Profangeschichte in einem Umfang herangezogen, der seinen Kommentar auch für den Theologen zu einer überaus interessanten Lektüre macht. Jedermann sind jetzt die nötigen

[1] Dr Franz Lorinser, Don Pedro Calderons de la Barca Geistliche Festspiele XVIII. Zweite Ausgabe, Regensburg 1887, Manz. Vorrede VI ff.

[2] Die ältere Ausgabe in sechs Bänden von Pando y Mier enthält nur 72 Stücke, die spätere von Apontes dagegen noch eines mehr: La protestacion de la Fé (Das Glaubensbekenntnis). Daher rührt die Verschiedenheit der Angaben über die Anzahl der Autos.

Hilfsmittel geboten, um jedes einzelne Auto richtig zu verstehen und zu würdigen, und Sprache und Ausdruck, Assonanz und Reim sind vielfach so gewandt nachgebildet, daß auch der poetische Genuß dieser Meisterwerke annähernd ermöglicht ist. An einzelnen Reimen, Ausdrücken oder Wendungen zu nörgeln, würde bei einer Übersetzungsarbeit von diesem Umfang nicht schwer sein, müßte aber wirklich als Kleinigkeitskrämerei erscheinen. Das gesamte Werk ist eine der bedeutendsten literarischen Leistungen der letzten Zeit und gibt dem gesamten Calderon-Studium eine wissenschaftliche Basis von bleibendem Werte. Um von der Großartigkeit derselben eine entsprechende Vorstellung zu geben, müßte eigentlich auf jedes der 73 Werke näher eingegangen werden. Da dies indes in einem kurzen Aufsatz nicht möglich ist, so will ich wenigstens durch eine systematische Gruppierung der Titel die Fülle und Mannigfaltigkeit derselben anzudeuten versuchen[1].

I. Stoffe aus dem Alten Testament.

1. Des Menschen Unterhalt. (Adams Verstoßung aus dem Paradiese.)
2. Der Turmbau von Babel. (Die Sündflut, die Rettung des Noe und die Zerstreuung der Völker.)
3. Erster und zweiter Isaak. (Das Opfer Abrahams und die Ehe Isaaks.)
4. Träume gibt's, die Wahrheit sind. (Geschichte des Patriarchen Joseph.)
5. Das Lamm der Wegzehrung. (Das Pascha und der Auszug aus Ägypten.)
6. Die eherne Schlange. (Der Zug des Volkes Israel durch die Wüste.)
7. Das Vließ des Gedeon.
8. Wo ist ein starkes Weib zu finden? (Geschichte der Deborah.)
9. Die Ähren der Ruth.
10. Die gefangene Bundeslade. (Samuel, Ophni und Phinees.)
11. Die erste Blume des Karmel. (David, Nabal und Abigail.)
12. Der Baum der besseren Frucht. (Salomo und die Königin von Saba.)
13. Mystisches und wirkliches Babylon. (Nabuchodonosor und Daniel.)
14. Das Nachtmahl des Balthasar.

II. Stoffe aus dem Neuen Testament.

1. Der verborgene Schatz. (Geschichte der heiligen drei Könige; Weihnachtsspiel.)
2. Berufene und Auserwählte. (Gleichnis vom Hochzeitsmahle, Mt 20, 1—14.)
3. Die Saat des Herrn. (Die Parabeln vom Weinberg und vom Unkraut verbunden.)

---

[1] Lorinser selbst hat eine solche leider in seiner sonst überaus reichhaltigen Gesamteinleitung (Bd I) nicht gegeben. Der spanische Historiker Menendez-Pelayo teilt in einer Rede über die Autos dieselben in sieben Gruppen: 1) alttestamentliche, 2) neutestamentliche, 3) rein allegorische, 4) mythologische, 5) Gelegenheitsstücke, 6) Bearbeitungen weltlicher Stücke, 7) profangeschichtliche. — Eine andere Teilung findet man in der Einleitung zu meinem Festspiel „Calderon" S. XLVII und XLVIII, Freiburg 1881, Herder und danach bei Engelb. Günthner, Calderons Dramen aus der spanischen Geschichte S. 35, Rottweil 1885.

4. Was von Gott den Menschen trennt. (Die Parabeln vom undankbaren Knecht und vom armen Lazarus verbunden.)
5. Same und Unkraut. (Parabel vom Sämann.)
6. Der Weinberg des Herrn. (Parabel vom Weinberg, Mt 21, 33—41.)
7. Lieb deinen Nächsten wie dich selbst. (Parabel vom barmherzigen Samaritan.)
8. Der stumme Teufel. (Lk 11, 14.)
9. Des Menschen erste Zuflucht. (Die Heilung des achtunddreißigjährigen Kranken am Teiche Bethesda.)
10. Der Tage größter Tag. (Die Parabeln vom Weinberg, vom Sämann und von den Talenten verbunden.)
11. Das Lamm des Isaias. (Philippus und der Kämmerer, Apg 8.)

III. Stoffe aus der Legende und Kirchengeschichte.

1. Zu Gott aus Staatsklugheit. (Legende des hl. Dionysius Areopagita.)
2. Der Aussatz des Konstantin. (Legende des hl. Silvester.)
3. Der heilige Parnaß. (Die Bekehrung des hl. Augustin.)
4. König Ferdinand der Heilige. I. Teil. (Spanische Legende.)
5. König Ferdinand der Heilige. II. Teil. (Spanische Legende.)
6. Die Andacht zur Messe. (Spanische Legende.)
7. Das Herz gehört Maria. (Legende des heiligen Hauses zu Loreto.)
8. Der zweite Ruhm Österreichs. (Maximilian an der Martinswand.)
9. Lilie und Narzisse. (Chlodwigs Bekehrung und Rudolf von Habsburg.)
10. Das Glaubensbekenntnis. (Bekehrung Christines von Schweden.)

IV. Stoffe aus dem kirchlichen Leben.

1. Die Geheimnisse der Messe. (Erklärung des Ritus der heiligen Messe.)
2. Das Festungswerk des Speichers. (Das Kampfesleben der Kirche während der Maurenkriege.)
3. Die Ordnung des Melchisedech. (Konkurs zum Priesterexamen.)
4. Das heilige Jahr in Rom. (Jubiläum und Ablaß.)
5. Das heilige Jahr in Madrid. (Jubiläum und Ablaß.)
6. Die Ritterorden. (In Verbindung mit der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariä.)
7. Das Großmeisteramt des Vließes. (Religiöse Deutung des Ordens vom Goldenen Vließ.)
8. Die allgemeine Vakanz. (Konkurs zur Verteilung der Kirchenämter.)
9. Die Erlösung der Gefangenen. (Tätigkeit des Trinitarierordens.)
10. Das neue Armenhospiz. (Das charitative Leben der Kirche.)
11. Kein Moment ist ohne Wunder. (Beständiges Wirken der Gnade und der Sakramente.)
12. Die allgemeine Provision. (Die Ausrüstung der Kirche in ihrem Kampfe wider das Böse.)

V. Allegorien aus Natur und Menschenleben.

1. Das große Theater der Welt.
2. Die göttliche Philothea.
3. Das Schiff des Kaufmanns.
4. Der Schutz des Heiligtums.

5. Gekrönte Demut der Gewächse.
6. Der Maler seiner Schande.
7. Der große Markt der Welt.
8. Die zweite Braut.
9. Krankheit und Heilung.
10. Der Eheprozeß.
11. Die allgemeine Amnestie.
12. Das neue Lustschloß.
13. Gift und Gegengift.
14. Das Tal des Dornenstrauches.
15. Das Edelfräulein des Tales.
16. Kein anderes Glück als Gott.

VI. Allegorien aus Mythologie und Sage.

1. Der göttliche Orpheus.
2. Psyche und Cupido. I.
3. Psyche und Cupido. II.
4. Andromeda und Perseus.
5. Das Labyrinth der Welt. (Theseus und Ariadne.)
6. Die Zauberei der Schuld. (Odysseus und Circe.)
7. Der wahre Gott Pan.
8. Falerinas Garten. (Nach Calderons gleichbetitelter Comedia.)
9. Der treue Hirt. (Nach Guarinis Pastor fido.)
10. Das Leben ein Traum. (Nach Calderons gleichnamiger Comedia.)

Jeder dieser Titel bezeichnet nicht etwa ein Fragment oder eine flüchtige Skizze, sondern ein tiefdurchdachtes, liebevoll ausgeführtes Kunstwerk, einheitlich angelegt, voll spannender Handlung, von einfacher, aber treffender Charakteristik, von einer Schönheit der Sprache und des Ausdrucks, die in der spanischen Literatur unübertroffen dasteht. Sie sind sämtlich auf Mitwirkung der Musik und auf reiche theatralische Ausstattung berechnet, doch so, daß beide Hilfskräfte sich der Dichtung unterordnen, diese aber weder sich als bloße Folie dem religiösen Gehalte anschmiegt, noch überwuchernd denselben verdrängt oder gar profaniert, sondern mit ihm harmonisch zusammenschmilzt. Während die weltlichen Schauspiele der Spanier (Comedias) gewöhnlich in drei Akte (Jornadas = Tagewerke) geteilt waren, hatte das Auto oder geistliche Festspiel nur einen Akt, der aber zur Aufführung eine bis zwei Stunden in Anspruch nahm[1].

Die materielle und technische, teilweise auch die formelle Seite seiner Aufgabe hat sich Calderon nicht selbst gestellt, er hat sie von der Vergangenheit übernommen. Nachdem Spanien schon längst gleich andern Nationen

[1] Menendez-Pelayo gibt folgende Definition: El auto sacramental puede definirse representación dramatica en un acto, la cual tiene por tema el misterio de la Eucaristía. Esta, á lo menos, es la ley constante en los autos de Calderon e de sus discipulos. (Conferencia 12.)

seine Weihnachts- und Osterspiele gehabt, die im Anschluß an die liturgische Festfeier entstanden waren, kamen nach der Einsetzung des Fronleichnamsfestes (1264) auch die Sakramentsspiele oder Autos auf, d. h. dramatische Vorstellungen zu Ehren des allerheiligsten Altarssakraments. Die älteste bestimmte Nachricht darüber stammt aber erst aus dem Jahre 1360. Anfangs in den Kirchen aufgeführt, wurden diese Spiele wegen der dabei vorkommenden Unzuträglichkeiten auf die Kirchplätze und Märkte verwiesen, wo man sie aber mit dem größten Pompe gab. Einige der von Calderon behandelten Stoffe, wie das Opfer des Isaak und der Traum des Joseph, werden schon bei den frühesten Nachrichten erwähnt. Eine Ausbildung von höherem künstlerischem Werte erhielten diese geistlichen Festspiele aber erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Gil Vicente (1460—1536), Juan de Timoneda (Ende des 16. Jahrhunderts) und Lope de Vega (1562 bis 1635) bezeichnen einige Hauptstadien der Entwicklung. Noch bei Lope wird die Allegorie nur in einigen Hauptumrissen aufgefaßt und dann dramatisch lebendig, ohne weitere psychologische Vertiefung und feinere Ausarbeitung entwickelt.

Was Calderon auszeichnet, ist, daß er an das bisherige Mysterienspiel die höchsten künstlerischen Anforderungen stellte und dieselben mit genialer Meisterschaft befriedigte. Ganz ähnlich wie auf dem Gebiete der profanen Bühne begnügte er sich auch beim Auto nicht, den gegebenen Stoff nach seinen pathetischen Seiten aufzugreifen und durchzuführen, er disponierte ihn erst nach seinem, wohlerwogenem Plan, verfolgte die Allegorie ins Einzelne, soweit das zwanglos geschehen konnte, und ließ dann erst Herz und Phantasie spielen, so daß die bezaubernde Fülle seiner Szenen und Affekte, seiner Bilder und Verse, seiner farbenprächtigen Diktion und seines rhythmischen Wohlklanges nicht bloß aus einer dogmatisch klar gegliederten Lehranschauung, sondern zugleich aus einem bühnengerechten und darum immer maßvollen Plan hervorquoll, ein Kunstgebilde, das bei dem überströmenden Reichtum stets die Signatur des Genies — das Einfache, Natürliche — an sich trug. Auf diese Weise hat Calderon das alte Mysterienspiel auf den höchsten Grad künstlerischer Vollkommenheit gehoben. Indem er aber die fruchtbarsten der schon behandelten Stoffe und zahlreiche eigener Wahl so meisterlich bearbeitete, hat er einen Zyklus von Autos hinterlassen, der die Werke seiner Vorgänger weit hinter sich zurückläßt, und obwohl nicht als einheitliches Ganzes entworfen und ausgeführt, sich doch zum herrlichsten Gesamtbilde dieser Kunstgattung vereinigt. Den gesamten Autos Calderons läßt sich auf dem Gebiete religiöser und theologischer Poesie nichts einigermaßen Gleichwertiges gegenüberstellen als etwa Dantes Divina Commedia.

So freundlich Graf Schack in seinem klassischen Werke über die dramatische Poesie in Spanien auch die Autos behandelt und sie „mit allen ihren

Fehlern zu den außerordentlichsten Werken der Poesie" gerechnet haben will[1], sucht er doch einer „einseitigen Bewunderung" derselben entgegenzuwirken. Drei Vorwürfe erhebt er sowohl gegen Calderon als Lope: erstlich, daß die Allegorie, vom Verstande zu weit ausgesponnen, sie mitunter in trockene Verstandesregionen entführt; zweitens, daß dieselbe, zu sehr der Phantasie überlassen, dann und wann in unklare Nebelgebilde verschwimmt; drittens, daß die Dichter, um sich über die Allegorie zu erklären, zuweilen in ellenlange dogmatisch-mystische Auseinandersetzungen verfallen[2].

Von diesen drei Vorwürfen ist wohl der dritte am ehesten begründet, doch nicht ganz in dem Sinne, in welchem Schack ihn macht. In jedem der Autos begegnen wir wirklich einer oder der andern unverhältnismäßig langen Rede, die um so schärfer hervortritt, als der Dialog vor- und nachher gewöhnlich sehr knapp, gedrängt, oft von lakonischer Kürze ist. Das ist aber nicht bloß in den Autos der Fall, sondern auch in den Comedias, und nicht nur bei Calderon, sondern auch bei den übrigen spanischen Dramatikern. Diese Reden gehören in den berühmtesten Comedias gerade zu den Glanzstellen. Man vergleiche nur „Das Leben ein Traum", „Der wundertätige Magus", „Die Kreuzerhöhung", „Der Alkalde von Zalamea", „Der standhafte Prinz"[3]. In den Autos haben diese längeren Reden gar nicht die Aufgabe, die Allegorie näher zu erklären, sie sind wie in den Comedias glänzenden Schilderungen, pathetischen Ausführungen, entscheidenden Hauptmomenten der Handlung gewidmet; so die prachtvolle Schilderung des Weltgebäudes in dem Auto „Das große Theater der Welt"[4], die grandiose Zeichnung der Sündflut in dem Auto „Der Turmbau von Babel"[5], die ergreifenden Klagen der Menschenseele über ihren unglücklichen Ehebund mit dem Körper in dem Auto „Der Eheprozeß"[6], die oft wiederkehrende Darstellung des Falles der Engel, zu dem Zwecke, den Haß Luzifers gegen das Menschengeschlecht zu begründen[7]. Es handelt sich hier also nicht um einen Fehler, den ein so genialer Künstler leicht hätte vermeiden können, sondern um eine absichtlich festgehaltene Eigentümlichkeit der spanischen Bühne. Derselbe breitströmende Redefluß, der uns stört und verdrießt, gefiel offenbar den Spaniern. Dem

[1] Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien II 395—400; III 251—256, Frankfurt 1854.

[2] Ebd. II 396 797.

[3] Lorinser, Calderons größte Dramen religiösen Inhalts I 27 ff 101 ff 139 ff 153 ff 166 ff 175 ff 214 ff; V 28 ff 51 ff 104 ff; VI 140 ff 165 ff, Freiburg 1875. Seitdem erschien 1892—1907 eine neue Auflage, vom 3.—7. Bändchen an (1902 bis 1907) besorgt von E. Günthner, angezeigt von Baumgartner in Stimmen aus Maria-Laach XLIV (1893) 111 und LXXIV (1908) 231.

[4] Lorinser, Geistliche Festspiele I 82—90.

[5] Ebd. III 179—183. [6] Ebd. XIV 304—308.

[7] Ebd. II 339—351; XIV 241—245.

Dichter wie dem Schauspieler ward da Gelegenheit geboten, seine ganze Kraft wie in einem Guß zu entwickeln. In der Regel sind diese längeren Stellen ein wahres Feuerwerk der glänzendsten Diktion, ebenso poetisch als rhetorisch, wohl vorbereitet durch die vorhergehenden Szenen oder als ruhige Exposition am Beginne des Stückes wohl gerechtfertigt, immer aber kunstvoll in das Ganze eingegliedert.

Auch die zwei andern Vorwürfe Schacks mögen sich mitunter bewahrheiten. Es liegt in der Natur der Allegorie, daß sie auf das Gemüt weniger lebhaft wirkt als die unmittelbare Wirklichkeit. Mit Recht bemerkt indes Eichendorff, daß das im Grunde mit allem rein Geistigen, Übersinnlichen, Göttlichen der Fall ist, daß aber alle Poesie schließlich auf nichts Geringeres geht als auf das Ewige, das Unvergängliche, das absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken.

„Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach symbolisch oder mit andern Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische Vermittelung, d. h. darauf an, daß das Ewige nicht als metaphysisches Abstraktum, das verhüllende Irdische nicht als bloße tote Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, die poetische Gestalten nicht bloß bedeuten, sondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Personen sind. Und eben dieses Außerordentliche ist hier dem bewunderungswürdigen Genie dieses Dichters fast überall vollkommen gelungen."

Wenn Schack nun von „ellenlangen Vorträgen" spricht, „in denen die christliche Dogmatik mit der ganzen Subtilität scholastischer Afterweisheit vorgetragen wird", von „Hin- und Widerreden über die subtilsten Fragen der Gottesgelehrtheit — Übelständen, die ein Drama auch bei den größten sonstigen Vorzügen entstellen müssen": so wird dadurch das Gewicht seiner beiden andern Vorwürfe schon bedeutend herabgestimmt. Denn in eigentliche scholastische Kontroversen, wie über die Natur der Gnade, über die Wirkungsweise der Sakramente, über den göttlichen und menschlichen Willen in Christus usw., verliert sich Calderon niemals. Was Schack „scholastische Afterweisheit" nennt, ist die einfache katholische Lehre, wie sie der römische Katechismus enthält und wie sie jedem gebildeten Katholiken geläufig ist. Die Subtilität aber beschränkt sich auf eine klare und präzise Kenntnis der Elemente der scholastischen Philosophie. Er ist bei weitem einfacher, klarer, leichter verständlich als Dante. Hätte Schack mit derselben Liebe, die er dem spanischen Theater entgegenbrachte, auch den Glauben und die scholastische Philosophie der Spanier studiert, so würde er bei Calderon weder „eiskalte Höhen der Verstandesabstraktion", noch „unklare und nebelhafte Vorstellungen" entdeckt haben, sondern eine lebendige Harmonie zwischen Wissen und Glauben, zwischen Verstand und Phantasie; jene erhabene Idealität, welche A. W. v. Schlegel so schön als „Burgfreiheit des Glaubens" mitten „in den labyrinthischen Wildnissen des modernen Zweifels" bezeichnet hat.

Was Goethe in seinem „Faust" angestrebt, aber nicht erreicht, das hat Calderon ebenso großartig wie Dante, vollkommen durchgeführt — eine poetisch verklärtes Bild der „großen und der kleinen Welt", eine Wanderung durch Erde, Himmel und Hölle, eine großartige Zeichnung des gesamten Weltschauspiels nach allen Seiten hin. Wenn Schack sich von dieser Welt so fremdartig angeweht fühlt, wie von den Wundern der Sternenwelt, welche das Teleskop erschließt, wie von den Herrlichkeiten der Tropenwelt, die sich zum erstenmal vor dem Seefahrer auftun, so zeigt dies nur, wie wenig in protestantischen Kreisen die katholische Glaubenslehre bekannt sein muß, daß sie, in Dichterworte gekleidet, ein solches Erstaunen hervorzurufen vermag. De te fabula agitur, muß sich jeder sagen, der diese Autos liest. Es ist die Geschichte der Menschheit, allerdings nicht vom Standpunkte eines Skeptikers aus, dem das Höchste die Kunst, alles übrige nur eine bunte Phantasmagorie der werdenden und wieder entschwindenden Natur ist; nicht vom Standpunkt eines zürnenden Politikers aus, der nach schmerzlichem Schiffbruch seiner irdischen Ideale aus den trüben Wogen der Zeitgeschichte in die lichten Höhen der Philosophie und Theologie flieht: nein, von dem Standpunkt eines Priesters aus, der, erfüllt vom Geiste des großen Versöhnungsopfers, dankbar, selig zu Gott empor und von ihm mild, gütig, liebevoll auf Natur und Menschheit, auf die Welt und ihre Geschichte herniederblickt, ja auf dieser Erde, der Menschheit eingegliedert, die Gottheit in der Person Jesu Christi wiederfindet, gegenwärtig in dem erhabensten Sakrament, sich mitteilend als Speise an jeden Gläubigen, sich unaufhörlich opfernd für das Heil der Welt.

So wenig wie die Verfasser der älteren Mysterienspiele, hat Calderon Bedenken getragen, zwei der göttlichen Personen im Gewande jener Gleichnisse auftreten zu lassen, welche die Heilige Schrift selbst der dramatischen Dichtung dargeboten hat: Gott den Vater als den Hausvater des gesamten Weltalls, den Herrn der Ernte, den höchsten König usw., Gott den Sohn als Erben des Weltreiches, als Sohn des Hausvaters, als Bräutigam der Menschenseele, als Kaufmann, der um die kostbarste Perle wirbt usw. Eine platt realistische Inszenierung des Neuen Testaments hat Calderon dabei völlig gemieden; die Geschichte selbst wird allegorisch aufgefaßt und die menschliche Gestalt Christi durch den Schleier des Geheimnisvollen und Sinnbildlichen über das Gewöhnliche erhoben. Unter demselben Schleier tritt auch die göttliche Natur mit ihren Attributen, Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Liebe, in das Weltschauspiel ein. Im Strahl der Ewigkeit, der alle Zeiten in eine lebendige Gegenwart zusammenrückt, erscheint auch der himmlische Hof, der die göttlichen Personen umgibt. Als prophetische Morgenröte leuchtet die Mutter Gottes der ganzen vorchristlichen Zeit voran, in den Typen des Alten Bundes zeichnet ihr Bild das Gnadenwirken des Neuen schon zum

voraus. Johannes der Täufer erscheint als Morgenstern, das Nahen der ewigen Sonne verkündigend. Die Patriarchen, Propheten, Richter und Könige verheißen ahnungsvoll denselben Bund zwischen Gottheit und Menschheit, den die Apostel, Kirchenväter, Märtyrer, Bekenner und Jungfrauen als vollendet dankbar feiern.

Wie im Leben des Weltheilandes und in den geschichtlichen Vorbildern des Alten Bundes gewinnt die Erlösung, die große Haupthandlung des Weltschauspiels, auch in der Geschichte der Kirche ihre plastische, dramatische, individuelle Gestaltung. Aber die strenge geschichtliche Behandlung wird auch hier dem Theologen und Philosophen wie dem Dichter zu enge. Die großen allgemeinen Gesichtspunkte scheinen ihm dabei verloren zu gehen, und so verläßt er den Kreis der historischen Gestalten, dringt in die unsichtbare, übernatürliche Welt ein und formt aus ihren unsichtbaren Gestalten sichtbare, redende, handelnde Wesen. Es erscheint die Menschenseele, die auserwählte Braut des ewigen Wortes, mit dem Gefolge ihrer Fähigkeiten, ihrer Tätigkeiten, ihrer Vorzüge, ihrer Laster. Alle werden unter der schaffenden Hand faßbare Charaktermasken: das Gedächtnis, der Verstand, der Wille, die Weisheit, die Unwissenheit, der Zweifel, der Geist, der Gedanke, die Laune, die Verachtung, die Ehre, die Unschuld, die Einfalt. Als übernatürliche Gesellschaft der Seele tritt vor allem die Gnade auf, dann die drei theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, die Kardinaltugenden Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Stärke, die übrigen sittlichen Tugenden Religion, Buße, Keuschheit usw. Die zum ewigen Himmelsthrone berufene Seele aber ist hienieden an den Leib gekettet, der mit seinen fünf Sinnen ihr wohl dient, aber oft genug den Verräter an ihr spielt und sich selbst zum Herrscher aufzuwerfen sucht.

Seine Verwicklung erhält das Weltdrama durch dieses rebellische Gelüste und durch die Sünde, welche der Dichter bald als Sünde, bald als Schuld, bald als Luzifer, bald unter diesen drei Figuren zugleich personifiziert. Auch Luzifer und die Schuld haben ihren ganzen Hof an den sieben Hauptsünden: Stolz, Neid, Habsucht, Wollust, Zorn, Unmäßigkeit, Trägheit, und an den großen weltbewegenden Formen des Irrtums: Götzendienst (Heidentum), Mohammedanismus (Alkoran), Ketzerei, Apostasie, Atheismus. An die Ferse der Sünde heftet sich der mit dem Leben ringende Tod. Schlaf, Traum und Schatten begleiten den Leib, auf dem der Fluch der Schuld ruht. Die Tageszeiten, die Jahreszeiten, die vier Elemente, Pflanzen- und Tierreich sind durch die Verschwörung des Dämons mit dem Willen und der Sinnlichkeit in den gewaltigen Kampf zwischen gut und böse hineingezogen, sie nehmen am Fluche der Sünde teil, sie werden aber auch von der Gnade befreit und durch ihre Triumphe verklärt. Wasser und Öl werden Symbole der Sündenvergebung. Weinstock und Weizenähre bereiten die sakramentalen Gestalten,

unter die sich der Erlöser selbst verbirgt, um die ganze Menschheit an seine Tafel zu laden.

Drei Gesetze verkörpern das Verhältnis Gottes zum Menschen: das Naturgesetz, das geschriebene Gesetz, das Gesetz der Gnade. Gegen alle drei kämpft der Dämon und mit ihm die sündige Menschheit an, und so scheidet sich der große Weltkampf in drei Epochen, die diesen Gesetzen entsprechen. Gegen das Naturgesetz wie gegen das geschriebene Gesetz hat die Macht des Bösen scheinbar Glück; die Synagoge verwirft den Erlöser, da er in der Fülle der Zeiten erscheint; doch die Kirche, die nun an ihre Stelle tritt, führt den Auftrag Gottes siegreich aus und triumphiert über alle feindlichen Mächte. Mit dem glänzenden Gefolge der sieben Sakramente überwindet sie Judentum, Heidentum, Alkoran, Häresie und Atheismus. Die vier Weltteile huldigen ihr. Geistliche und weltliche Gewalt legt sich ihr zu Füßen. Als besseres Ich der Menschheit triumphiert sie in ihrem Bräutigam, wie dieser glorreich über die Feinde der einzelnen Menschenseele siegt.

Der Mittelpunkt dieser wunderbaren, übernatürlichen, aber wirklichen Welt, die im Sichtbaren das Unsichtbare verkörpert, ist das allerheiligste Sakrament des Altars — die Gestalten des Brotes und Weines, unter deren Hülle Christus, das ewige Wort des Vaters, wahrhaft und wesentlich, mit Gottheit und Menschheit zugegen ist — das Mahl, von dem die Kirche singt: „O heiliges Mahl, in dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens gefeiert, die Seele mit Gnade erfüllt und uns das Unterpfand des ewigen Lebens gegeben wird" — Christus selbst, von dem es im Hymnus heißt:

Se nascens dedit socium,
Convescens in edulium,
Se moriens in pretium,
Se regnans dat in praemium.

Hier berührt und vereint sich Gottheit und Menschheit, Natur und Gnade, die sichtbare und unsichtbare Welt. Hier gelangt die Heilsökonomie auf dieser Erde, die Vereinigung des Menschen mit Gott, zu ihrem Höhepunkt, zu einem Vorspiel der ewigen Seligkeit. Hier findet der Kultus, das kirchliche Leben, die geoffenbarte Lehre Christi ihren wunderbaren Mittelpunkt. Alle großen Dogmen von der Schöpfung, der Menschwerdung, der Erlösung, der Rechtfertigung, der Kirche lenken uns auf den Gottmenschen hin, das ewige, menschgewordene Wort, den Erlöser, den Gründer der Kirche, den Spender aller Gnade und Glorie. Die sieben Sakramente gipfeln in jenem der heiligen Kommunion, in welchem er wesenhaft uns zur Speise und zum Tranke wird. Alle Gottesverehrung endlich findet ihre Krone in dem Opfer der heiligen Messe, das unblutigerweise das Opfer des Kreuzes erneuernd, Gott selbst eine unendliche Anbetung zollt, für unsere Sünden einen Lösepreis

von unendlichem Werte darbringt, Gottes Wohltaten mit einem ihnen entsprechenden Danke erwidert und vermöge seines unendlichen Wertes uns alle Gnaden erschließt.

So vielfach hat Gott das Wirken der Gnade, der Doppelnatur des Menschen entsprechend, an sinnliche Zeichen geknüpft, so wunderbar auch die sichtbare Schöpfung mit dem unsichtbaren Reiche seiner Gnade verkettet, daß Bild und Gleichnis für das Auge des Glaubens einen ganz andern Wert erhalten, als der ungläubige Forscher darin erblicken kann. Die Zeichen der Sakramente und Sakramentalien, die Typen des Alten Bundes, die symbolischen Handlungen der kirchlichen Liturgie, die Parabeln des Erlösers, die überreiche Bildersprache der Heiligen Schrift, Prophetien und Wunder vereinen sich zu einem sichtbar-geistigen Ganzen, das weit über die Bedeutung einer bloß künstlerischen Allegorie hinausgeht. Dieser wunderbare Bilderschatz hat Leben und Wesen. Er ist nicht von einem Künstler erfunden. Der Geist Gottes selbst waltet darin, in mittelbarer oder unmittelbarer Weise[1].

Aus den innersten Tiefen des katholischen Glaubens hat also Calderon seine wunderbar erhabenen Gedanken, zugleich aber jene Begeisterung geschöpft, welche ein Schlegel und Schack entzückt bewunderten; ebenso aus den Wurzeln des katholischen Glaubens sind aber auch Keime, Umrisse und Grundformen jener wunderbaren Typologie hervorgesproßt, in welcher er die höchsten und unerschöpflichen Hauptlehren des Christentums verkörpert hat. Seine Stoffe selbst weisen uns auf die großen Kreise zurück, in welchen das Reich Gottes hienieden sichtbare Gestalt angenommen und aus welchen die christliche Kunst von der Zeit der Katakomben an beständig geschöpft hat.

Den ersten dieser Kreise bildet der Alte Bund, die Erziehung des Menschengeschlechtes für die Ankunft des Erlösers, die viertausendjährige Adventszeit mit ihrem sehnsuchtsvollen „Rorate". In vierzehn meisterhaften Dramen führt uns Calderon die Hauptmomente dieser Zeit vor. Einige, wie „Der erste und zweite Isaak", „Das Lamm der Wegzehrung", „Die Ähren der Ruth", „Die eherne Schlange", „Die gefangene Bundeslade", entwickeln in sinnigster Weise die dargebotenen Typen der Eucharistie; andere wie „Das Vließ des Gedeon", feiern die verheißene Mutter des Erlösers, die makellos Empfangene; noch andere endlich, wie „Des Menschen Unterhalt", „Der Turmbau von Babel", zeichnen in grandiosen Zügen die Urgeschichte der Menschheit mit stetem Hinblick auf Christus und seine wunderbare Gegenwart im Sakrament.

Ein zweiter Kreis (elf Autos) schließt sich an das Neue Testament. Vier davon sind der biblischen Erzählung entnommen, die übrigen führen eine

[1] Vgl. Lorinser, Einleitung zu den geistlichen Festspielen I 37—40 47—53.

Reihe der schönsten neutestamentlichen Parabeln aus. Ganz naturgemäß schließt sich daran der dritte Kreis, Kirchengeschichte und Legende, in zehn höchst wirksamen Stücken dargestellt. Das erste führt uns die Legende des hl. Dionysius des Areopagiten vor, das letzte reicht noch in die Zeitgeschichte des Dichters hinein; denn es feiert die Bekehrung der Königin Christine von Schweden. Bekehrung, Heiligkeit, die wunderbare Umwandlung der einzelnen und der Völker erscheinen hier als Triumphe der Eucharistie oder des eucharistischen Glaubens.

Der vierte Kreis (zwölf Autos) umfaßt die immer wiederkehrenden Erscheinungen des kirchlichen Lebens: die Kirche mit ihrem beständigen Kampfe gegen Judentum und Heidentum, Islam, Häresie und Unglauben, ihre innere Gestaltung, ihr Opfer, ihre Sakramente, ihre Riten, Ablaß und Jubiläum, das Ordensleben, besonders die Ritterorden, die charitative Wirksamkeit der Kirche, die Wahl, Bildung und Aufgabe ihrer Diener. In ihrer Gesamtheit geben diese Stücke ein wundersames Bild von den hundertfachen Beziehungen, in welchen die Eucharistie zu dem ganzen kirchlichen Leben steht, wie sie der Pulsschlag ist, der alles belebt, der große Grundgedanke, der alles lenkt.

Während der Dichter sich in diesen vier Kreisen vorwiegend auf historischem, dogmatischem und liturgischem Boden bewegt, hat er sich aber auch zwei Kreise von Autos gestaltet, in denen seine Phantasie sich freier ergehen konnte. Ein fünfter Kreis von Autos (16 an der Zahl) zieht auch Natur und Menschenleben in den Kultus des heiligsten Altarssakramentes hinein. In den verschiedensten Beziehungen findet sein andachtglühendes Herz seine Lieblingsgedanken wieder verkörpert. Er personifiziert die Gewächse, um Weinstock und Weizenähre durch die Konsekration über alle bloß natürliche Schönheit triumphieren zu lassen [1]. Körper und Seele bekämpfen sich in schmerzlichem Eheprozeß, weil der Leib nur die Güter dieser Erde zu kosten weiß, die Seele aber nur in dem himmlischen Gastmahl Speise des Lebens findet [2]. Als lieberfüllter Bräutigam zieht der Erlöser aus, um den Mächten der Finsternis seine erkorene Braut, die Menschenseele, abzugewinnen [3]. Die Welt selbst wird dem Dichter zum großen Theater, auf dem der Herr die verschiedenen Stände der Menschen ihre Rolle spielen läßt, um den unbarmherzigen Reichen, der seine Rolle verfehlt, der Strafe zu überantworten, alle andern aber schließlich erbarmend an sein himmlisches Gastmahl zu ziehen [4].

---

[1] Lorinser, Geistliche Festspiele III 199 ff. [2] Ebd. XIV 231 ff.

[3] Ebd. II 331 ff.

[4] P. Norrenberg rechnet diese letztere Fiktion zu den „Geschmacklosigkeiten": „Gott Vater als Theaterdirektor zu personifizieren, der die Regie über das große Theater der Welt führt, ist schon wenig taktvoll." (Allgem. Gesch. d. Literatur II 267.) Lorinser dagegen (I 75 76) hat das betreffende Auto (El gran teatro del mundo) an die Spitze aller übrigen gestellt, weil er es für den geeignetsten Prolog zu den

In einem sechsten Kreis von Autos (zehn) geht Calderon noch weiter. Als feingebildeter Humanist und Theaterdichter mit der antiken Mythologie wie mit weltlichen Sagen späterer Zeit wohl vertraut, steht er nicht an, auch solche Stoffe zu ergreifen, künstlerisch umzugestalten und zu christianisieren. Die Zauberin Circe wird ihm zu einem Bilde der Sünde, welche den Menschen mit seinen Fähigkeiten entwürdigend umstrickt; Perseus, Theseus, Orpheus, Pan, ja selbst Amor werden ihm zu symbolischen Bildern des Erlösers, welcher seine geliebte Braut, die Menschenseele, der List und Gewalt finsterer Mächte siegreich entreißt, um sie mit ewiger Seligkeit zu beglücken. Die moderne Literatur und Kunst hat diese Mythen zu sehr wiederum paganisiert, zu sehr ins Unreine und Sinnliche herabgezogen, als daß die Wahl solcher Stoffe heute jedermann befriedigen könnte. Manchen, die sich nicht in die künstlerische Unbefangenheit Calderons hineinzuversetzen vermögen, werden diese Stücke nicht zusagen, vielleicht fast ungeziemlich erscheinen. Orpheus als Symbol des Heilandes steht indes in den Katakomben gemalt, und Calderon hat alle diese Mythen so rein, keusch, erhaben durchgeführt, so mit den tiefsinnigsten religiösen Gedanken der Bibel und der Tradition durchwoben, daß von dem heidnischen Bilde fast nur der Name übrig bleibt, der Zauber der hellenischen Sage völlig in den Dienst des christlichen Gedankens tritt. Und so reiht sich denn in den Autos des Calderon nicht bloß der Alte und der Neue Bund, Kirchengeschichte und Legende, das Leben der Kirche mit seinen vielfachen Gestaltungen, sondern auch die Natur, das profane Leben, ja selbst die antike Bildung und die moderne Bühnenkunst zu einem Kranz von unvergänglicher Schönheit und bezaubernder Mannigfaltigkeit um das Wunder aller Wunder, um die heilige Eucharistie.

Es begreift sich, daß Calderons Autos, trotz seines großen Ruhmes, bis heute auch in katholischen Kreisen wenig gelesen und studiert worden sind. Nur wenigen war der Urtext zugänglich; Eichendorffs Übersetzungen entbehrten des oft nötigen, immer wenigstens willkommenen Kommentars. Die allgemeine Entwicklung des modernen Geschmacks war einer richtigen Würdigung Calderons nicht günstig. Ganz entschuldbar ist es jedoch nicht, daß die erste Ausgabe von Lorinsers Übersetzung auf einen engen Subskribenten-

andern, „von unübertroffener Schönheit" und wegen seiner Einfachheit und Klarheit für vorzüglich geeignet hält, „Calderon beim Publikum einzuführen und ihn, soweit dies heutzutage möglich ist, wieder populär zu machen". Ich kann nicht umhin, Lorinsers Ansicht für die richtigere zu halten. Der Vergleich der Weltgeschichte mit einem Schauspiel hat für Gott ebensowenig etwas Entwürdigendes als der Vergleich derselben mit einem Haushalt oder einem Königreich. Calderon nennt übrigens Gott durchaus nicht Theaterdirektor, sondern el autor, was eher den Dichter und in poetischem Doppelsinn den Urheber des Weltschauspiels bezeichnet. Damit ist aber auch schon die erhabene Würde der Auffassung angedeutet, welche das ganze Stück beherrscht und es ermöglicht, eine Fülle der tiefsten Ideen zu lebendiger Anschauung zu bringen.

kreis beschränkt blieb, während Dichtungen von weit minderwertigerem Gehalte zu 30, 70, ja 100 Auflagen gelangten.

Nachdem die zweite Auflage es aber für jedermann leicht gemacht hat, den großen spanischen Dichter zu lesen und zu studieren, wäre es gewiß sehr zu bedauern, wenn diese Blüte katholischer Poesie wie bisher nahezu brach liegen bliebe, wenn die flachste Genredichtung im katholischen Deutschland mehr gelesen und praktisch geschätzt würde als diese eucharistischen Dramen. Es ist ein vollständiger Irrtum, zu glauben, Calderon schließe weniger Bildungsstoff in sich als etwa Shakespeare oder Dante. Als Meister der Bühnentechnik hat ihn Goethe selbst über Shakespeare gestellt. Als religiöser Dramatiker aber hat er seinesgleichen nicht. Außer Dante gibt es keinen berühmteren Dichter, welcher mit so hellem, klarem Verstande das ganze Gebiet der scholastischen Philosophie und Theologie beherrscht. Ja Calderon ist dem großen Florentiner nicht nur in der poetischen Darstellung derselben religiösen Wahrheiten überlegen, erfindungsreicher, phantasievoller, freundlicher und gewinnender; er ist auch klarer, schlichter und in gewissem Sinne katholischer als Dante. In seinem reformatorischen Eifer wider kirchliche Mißbräuche wie in seiner Überschätzung des Cäsarismus hat dieser den Protestanten, wenn auch keinen vollwertigen Anhaltspunkt, so doch manchen scheinbaren Anlaß gegeben, in ihm wie in Savonarola einen Vorläufer der „Reformation" zu erblicken. Bei Calderon ist das ganz und gar unmöglich. Er steht dem Protestantismus ebenso unversöhnlich gegenüber als dem Heiden- und Judentum. Jede Faser an ihm ist durch und durch katholisch, ohne die leiseste ghibellinische oder liberale Beimischung, ohne den geringsten Zug, den man als moderne Aufklärung deuten könnte. Die Weltanschauung eines hl. Thomas von Aquin, die Lebensrichtung eines hl. Ignatius von Loyola sind in ihm zu dramatischer Poesie geworden.

Seine Autos werden so leicht nicht wieder die Bühne betreten. Die Welt ist dazu zu prosaisch, realistisch und skeptisch geworden. Wer sich aber in einer freundlichen Stunde der Erholung aus dem prosaischen Getriebe des Tages in die lichtesten Höhen religiöser Poesie versetzen will, der nehme seine Autos zur Hand. Da weht die Pracht und Herrlichkeit, die Liebe und Freude des schönsten Fronleichnamsfestes. Die erhabensten Inspirationen der Bibel, die anziehendsten Väterstellen, die tiefsten philosophischen Ideen, Legende und Geschichte vereinen sich zum wunderbaren Lobgesange auf das allerheiligste Sakrament. Wenn ein Dichter es verdient, der Liebling des katholischen Volkes zu sein, so ist es dieser priesterliche Sänger, dessen Poesie vom Altare ausgeht und zum Altare zurückkehrt, durch und durch von übernatürlichem Glauben beseelt ist. Man kann sich nicht mit ihm beschäftigen, ohne mit der schönen Kunst auch den Erlöser, sein Opfer, seine Kirche, seine Gnade inniger lieben und verehren zu lernen.

Calderon und seine Werke [1].

Calderon war nicht, wie die meisten modernen Dramatiker, ein Verfasser von Lesedramen, sondern eigentlicher Theaterdichter. Als solcher hat er seine Aufgabe ganz und voll gelöst. Ein langes Leben hindurch, über 50 Jahre, hat er die geistliche und weltliche Bühne Spaniens, zur Zeit ihrer höchsten Blüte, mit stets neuen Leistungen beherrscht. Erst als Greis begann er, durch buchhändlerischen Unfug genötigt, seine Werke herauszugeben. Zu seinen Lebzeiten erschienen noch 48 Comedias und 12 Autos. Erst nach seinem Tode gab Vera Tasis (1682—1698) weitere 60 Comedias, Pando y Mier (1717) noch weitere 60 Autos heraus, denen Apontes (1759, 1760) noch eines hinzufügte. In Spanien erlosch das Interesse für den größten Dichter des Landes. Fast ein Jahrhundert verfloß, bis der Deutsche Georg Keil (1827 bis 1830) zu Leipzig, der Deutsch-Spanier Hartzenbusch (1848—1850) zu Madrid neue, bessere Gesamtausgaben der Comedias veranstalteten; erst 1881 aber hat der Deutsche Dr Max Krenkel eine Ausgabe der Comedias begonnen, welche allen modernen Ansprüchen an eine Klassikerausgabe in Bezug auf Kritik und philologische Erklärung des Textes völlig entspricht. Die Autos jedoch haben seit zwei Jahrhunderten vergeblich auf einen kritischen Herausgeber gewartet. Trotz aller Festdeklamationen bei der Jubelfeier von 1881 wurden in Spanien nur 13 derselben von Don Gonz. Pedroso neu ediert.

Wie für den spanischen Text, so hat Deutschland auch in Übertragung der Werke Calderons das Bedeutendste geleistet. Von den Autos hat Kardinal Diepenbrock eines, Eichendorff 12, Lorinser endlich alle 73 übersetzt; von den 108 Comedias sind 61 übersetzt: 5 von A. W. v. Schlegel, 16 von Gries, 12 von Bärmann und Richard, 12 von Malsburg, 13 von Lorinser, die andern vereinzelt. Auch in der literarhistorischen und ästhetischen Würdigung Calderons ist Deutschland nicht bloß der Zeit, sondern auch dem Umfang und der Bedeutung der bezüglichen Arbeiten nach den übrigen Völkern, selbst den Spaniern, vorangegangen. Die Charakteristik, die Graf v. Schack von der Poesie Calderons überhaupt gegeben, die Kommentare Val. Schmidts zu den Comedias und die Einleitungen Lorinsers zu den Autos enthalten das Beste und Gründlichste, was zur Erklärung des großen spanischen Dramatikers geschrieben worden ist. Dennoch haben zur weiteren Beleuchtung und Erforschung seiner Werke auch Vertreter anderer Nationen manche schätzbare Beiträge geliefert, wie die Spanier Alcantara, Garcia, F. Picatoste, A. Lasso de la Vega, M. Menendez-Pelayo, A. Lista, Sanchez Moguel, die Franzosen Ph. Chasles, D. Hinard, A. de Latour, die Briten E. Fitzgerald, Fl. Mac Carthy, G. Ticknor, R. Trench, der Däne J. L. Heiberg und der

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXV (1888) 544—548.

Holländer J. J. Putman. Leute wie Sismondi, G. H. Lewes und L. J. Klein aber haben durch ihre oberflächliche und deshalb geringschätzige Behandlung Calderons wenigstens das dargetan, daß ein richtiges Verständnis seiner Werke sich noch keineswegs überall Bahn gebrochen hat, und daß die Calderon-Literatur auch in der ästhetisch-literaturhistorischen Richtung hin noch der Fortsetzung und Erweiterung bedarf.

Bei diesem Stande der Dinge war es ein überaus verdienstvolles Unternehmen, die bisherigen Resultate des Calderon-Studiums und der Calderon-Literatur in einem einheitlichen Werke zusammenzufassen und so von Calderons Leben und Dichten ein möglichst eingehendes Gesamtbild zu geben, das als Einleitung für das Studium jedes einzelnen Werkes dienen, zugleich aber für die noch nicht in deutscher Sprache zugänglichen Stücke einigen Ersatz bieten kann. Dieses hat E. Günthner in befriedigendster Weise geleistet. Sein Buch „Calderon und seine Werke" (2 Bde, Freiburg 1888) behandelt nicht bloß die Autos oder bloß die Comedias, sondern beide, gibt nicht nur Proben des einen oder andern Genres, sondern bietet für jedes einzelne Stück einen hinreichenden Kommentar, und zwar in einer Darstellung, die, klar und geschmackvoll, die ganze bisherige Literatur mit viel Takt herbeizieht und so ein wirklich umfassendes und gründliches literarhistorisches Bild gestaltet. Das Werk ist durchaus keine bloße Kompilation, sondern die Frucht eines überaus gewissenhaften und fleißigen Studiums des Dichters selbst und seiner besten Kommentatoren. Wie Eichendorff, Lorinser und Putman, genießt Günthner den hohen Vorteil, katholisches Denken, Glauben und Leben aus eigener Erfahrung zu kennen, und das ist bei einem Dichter wie Calderon von entscheidender Bedeutung. Selbst Schack ist zu einem tieferen religiösen und theologischen Verständnis Calderons nicht durchgedrungen, wenn auch sein Gesamturteil über den Dichter fast katholisch klingt, und der sonst nicht minder wohlwollende Val. Schmidt kann es dem Spanier mitunter nicht recht verzeihen, daß er Spanier und glaubenstreuer Katholik ist.

Dem eigentlichen Kommentar schickt Günthner eine nach Ländern geordnete Bibliographie der neuen Calderon-Literatur voraus. An diese Übersicht schließt sich ein Leben Calderons, das zwar keine größeren neuen Aufschlüsse bringt, aber manche kleine Einzelheiten nach den besten neuen Forschungen richtig stellt. Nun beginnt die Besprechung der einzelnen Stücke, wie bei Schmidt, gruppenweise. Von jedem wird eine bald kürzere, bald längere, meist sehr treffende Analyse gegeben. Alsdann werden Quellen und Entstehung des Stückes notiert. Zum Schluß folgt eine kurze Beurteilung, bei welcher der Verfasser das Wort gern andern Autoren überläßt, welche über das betreffende Stück eingehender geschrieben haben. Die Gruppen, in welche Günthner die Dichtungen Calderons ordnet, sind folgende:

I. Comedias (Weltliche Bühnenstücke):

1. Religiöse Dramen (Comedias de Santos und Comedias divinas) 13.
2. Symbolische Dramen (wie: „Das Leben ein Traum") 4.

3. Mythologische Dramen (meist Festspiele bei Hofe) 17.
4. Ritterschauspiele 7.
5. Lustspiele (Comedias de capa y espada) 27.
6. Heroische oder romantische Dramen 17.
7. Dramen aus der nichtspanischen Geschichte und Sage 13.
8. Dramen aus der spanischen Geschichte und Sage 10.

II. Autos sacramentales (Geistliche Festspiele):

1. Mythologische Autos.
2. Stoffe aus dem Alten Testament 13.
3. Stoffe aus dem Neuen Testament 14.
4. Stoffe aus Legende, Kirchen- und Profangeschichte 18.
5. Stoffe aus Natur und Menschenleben 19.

Die Teilung ist eine für den Zweck des Buches durchaus praktische, wenn sie sich auch noch in einigen Punkten schärfer und präziser gestalten ließe. Das Zusammengehörige ist gut zusammengestellt, und die Anordnung erleichtert deshalb das Verständnis. Man gewinnt von jedem Stück eine recht deutliche Idee und von dem Reichtum wie von der Eigentümlichkeit der Calderonschen Poesie eine annähernde Vorstellung. Bei den berühmteren Stücken entwickeln sich die Analysen und Auszüge jeweils zu kleinen Abhandlungen, welche den Schatz der bisherigen Realinterpretation mit wertvollen neuen Zusätzen vermehren und von einer außerordentlichen Belesenheit seitens des Verfassers zeugen. Kurze Proben mit spanischem und deutschem Text sind vielfach eingestreut, längere offenbar nur in der Absicht vermieden, zur Lesung des Stückes selbst anzuregen, worauf ja das ganze Werk angelegt ist.

So nahe uns Calderon in seinen religiösen Überzeugungen steht, so fremdartig sind uns oft seine Stoffe, seine idealistische Behandlungsweise, seine mitunter breiten Reden und Dialoge, seine Blumensprache, seine Allegorien, seine spezifisch spanische Anschauung, Sprichwörter, Redewendungen, seine künstlichen Formen und Rhythmen, deren feinen Wohlklang keine deutsche Übersetzung völlig wiederzugeben vermag[1]. Es ist darum nicht zu wundern,

[1] Bei Besprechung einer Übersetzung R. Baumstarks in den Stimmen aus Maria-Laach XLIII (1892) 105 fügt Baumgartner noch ein weiteres Moment hinzu: „Wenn Calderon sich in Deutschland nicht so rasch und allgemein eingebürgert hat wie Shakespeare, so liegt das zum Teil an dem religiösen, spezifisch-katholischen Inhalt und Geist seiner Stücke, zum Teil an der ausgeprägt nationalen, durch und durch spanischen Färbung seiner Poesie, endlich aber auch an der äußeren Form seiner Stücke. Der kurze Trochäus des spanischen Dramas, noch so schön und glatt im Deutschen nachziseliert, schmiegt sich dem deutschen Ohr nie so natürlich an wie der einmal gang und gäbe, dem Prosaton näherstehende fünffüßige Jambus. Mit viel Glück und mit nicht geringer Kunst hat Baumstark schon früher „Die Dame Kobold" und nun „Den standhaften Prinzen", eines der mit Recht berühmtesten Stücke Calderons, in dieses uns geläufigere Versmaß übertragen. Geist und Gehalt der Dichtung sind dabei unverletzt geblieben; auch in die Ausdrucksweise und Sprache ist nichts Fremdes

daß manche bei langsamer Lektüre sich kaum in ihn hineinfinden, noch weniger sich mit ihm befreunden können. Mehrfach haben wir jedoch die Beobachtung gemacht, daß seine Stücke, nach den nötigsten orientierenden Erklärungen gut vorgelesen, auch in den Übersetzungen von Eichendorff, Gries, Schlegel, Lorinser zündend wirken. Besonders gilt dies von den dreizehn großen religiösen Dramen (Comedias de Santos und Comedias divinas), die Lorinser eigens herausgegeben hat. Es sind die folgenden: „Der standhafte Prinz", „Das Schisma von England", „Der große Prinz von Fez", „Die Jungfrau des Heiligtums", „Die Morgenröte von Copacabana", „Das Fegfeuer des hl. Patrizius", „Die Andacht zum Kreuze", „Kreuzerhöhung", „Die Sibylle des Orients", „Die Ketten des Teufels", „Der wunderbare Zauberer", „Der weibliche Joseph", „Die zwei Liebenden des Himmels". Hätte Calderon nur diese dreizehn Stücke geschrieben, so wäre er schon den größten Dramatikern beizuzählen. Jedes derselben hat seine eigene, neue, bezaubernde Physiognomie. Mit den Erklärungen Günthners und Lorinsers ist es leicht, sie zu verstehen und zu genießen, und kein Gebildeter sollte sich diesen Genuß versagen. Was die Autos betrifft, so muß man im Auge behalten, daß solche nur ein- oder zweimal im Jahre aufgeführt wurden. Sie der Reihe nach lesen zu wollen, hat nur dann einen Sinn, wenn man vergleichende Studien darüber anstellen will. Um sie zu genießen, darf man höchstens eines auf einmal lesen, und zwar nicht, wie man modernes Feuilleton abhaspelt, sondern in einer ruhigen, weihevollen Mußestunde. Würde Calderon in solcher Weise gelesen, so müßte er in katholischen Kreisen ungemein bildend wirken. Hat man ihn aber einmal liebgewonnen, so wird man gerne nach und nach mit seinen andern Werken Bekanntschaft machen und sich an der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen freuen, welche sich in ihrer Gesamtheit gar wohl mit der Gestaltenfülle Shakespeares messen kann. Möge das treffliche Buch Günthners — unbedingt jetzt das reichhaltigste Handbuch zum Studium Calderons — recht viele zur näheren Bekanntschaft dieses Dichters führen, den man nicht liebgewinnen kann, ohne gleichzeitig auch seinen Geschmack zu läutern und an Begeisterung für das Höchste und Idealste zu wachsen. In unserer dem flachsten Realismus und Pessimismus zutreibenden Zeit wäre das fürwahr als ein großer Gewinn zu erachten.

---

eingedrungen. Das Stück liest sich leichter und dürfte sich bedeutend leichter deklamieren lassen. Aber bei all diesem Gewinn hat es mit dem ursprünglichen Versmaß doch etwas von der ihm angewachsenen, aus ihm selbst hervorgewachsenen Eigenart verloren. Man vergleiche nur z. B. die Stelle, wo Fernando der Prinzessin Phönix die Blumen darreicht (Jorn. 2, Esc. 14), im Urtext, in Lorinsers und in Baumstarks Übersetzung."

Calderon-Literatur[1].

Obwohl als der größte spanische Dichter in Spanien selbst wie im Auslande angesehen, nach Goethe „dasjenige Genie, das zugleich den größten Verstand hatte", nach Joh. Scherr „ohne Frage das glänzendste dichterische Talent, welches der Katholizismus hervorgebracht, der katholische Dichter par excellence", hat Calderon weder in Spanien noch in Deutschland eine so ausgebreitete Literatur hervorgerufen wie Shakespeare oder Dante in Deutschland sowohl als in ihrer Heimat. Der Verfall, in welchen die spanische Literatur bald nach Calderon geriet, und ihre zunehmende, heute noch nicht ganz überwundene Abhängigkeit vom modern-revolutionären Frankreich machen dies, was Spanien selbst betrifft, schon einigermaßen erklärlich. Deutschland aber war mit dem Geistesleben Spaniens nie in so regem, unmittelbarem Kontakt wie mit jenem Italiens und Englands. Als die Romantiker gleichzeitig mit Shakespeare auch Calderon bei uns einzubürgern versuchten, trat der strengkirchliche Charakter des spanischen Dichters hindernd dazwischen: auch die vorurteilsfreiesten Protestanten konnten sich nicht ganz in seine geistlichen Dichtungen finden, welche, vollständig aus der alten katholischen Scholastik und Mystik emporgeblüht, eines der entschiedensten Kontroversdogmen, die wirkliche Gegenwart, mit dem innigsten Glauben verherrlichten. Katholischerseits fand das Studium Calderons erst in den letzten vier Jahrzehnten, und zwar nur sehr langsam, eingehendere Aufnahme und Pflege. Wenn man indes auf das bereits Geleistete zurückblickt, erwacht die Hoffnung, daß die Calderon-Literatur noch eine Zukunft vor sich hat. Eine kleine Rundschau auf das Hauptsächliche mag andeuten, was noch vor allem zu leisten ist, und zugleich zur Erleichterung der Arbeit beitragen.

1. Mit der Biographie Calderons ist es noch übel bestellt. Es liegt weder eine Selbstbiographie vor, noch Tagebücher, Korrespondenzen, ausführlichere Aufzeichnungen von Freunden u. dgl. Grundlage blieb bis heute die kurze, mehr im Stile einer Lobrede gehaltene Biographie, welche der Freund des Dichters, Don Juan de Vera-Tassis y Villaroel, der ersten Gesamtausgabe der Comedias vorausschickte. Sie gibt immerhin die Hauptdaten über Calderons Leben. Nur wenig mehr bietet trotz ihres

[1] Literarische Rundschau für das katholische Deutschland 1881 (1. Juni) Nr 11. — Wenngleich die Calderon-Literatur in den verschiedenen Ländern seit diesen dreißig Jahren sich um ein beträchtliches vermehrt hat und die Zusammenstellung keinen Anspruch mehr auf Vollständigkeit hat, so ist doch die Übersicht über die gesamte ältere Literatur so vorzüglich gegeben und wird das Nachleben Calderons in seinen Werken so anschaulich vor Augen geführt, daß die Arbeit auch heute noch hohes Interesse hat und als vollwertig dargeboten werden kann. In Bezug auf deutsche Übersetzungen ist das Wichtigste nachgetragen worden.

pomphaften Titels die neuere Biografía de Calderon, redactata en presencia de un crecido numero de documentos inéditos por Antonio Iza Zamácola y Vilar, Madrid 1840. Schätzbare biographische Notizen finden sich in der Calderon-Ausgabe von Hartzenbusch (IV 661. Catálogo cronológico de las comedias), in den Werken von Schack (Frankfurt, Baer. 2. Aufl. 1854. III 1—294 und Nachträge zum III. Bd 66—89) und W. Val. Schmidt (passim); doch hat sie bis jetzt noch niemand zu einer ausführlicheren Darstellung verwertet. Das beste Lebensbild enthält bis jetzt wohl Schacks „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien". Es zeigt das Leben und Wirken des Dichters im lebendigen Zusammenhang mit der ganzen zeitgenössischen Literatur. Etwas protestantisch gefärbt, wenn auch nicht gerade unfreundlich, ist das Buch des anglikanischen Erzbischofs R. C. Trench von Dublin: Essay on the life and genius of Calderon. 8°. London 1880[1].

Gedrängte biographische Skizzen enthalten die beiden Festschriften von Fastenrath (Leipzig, Friedrich, 1. Teil 1881, 36—70, 2. Teil ebd. 1882, 286—294) und von Baumgartner (Freiburg 1881, Herder, IX—LII). Erstere betont das rein literaturgeschichtliche, die zweite auch das religiöse Moment. Eine ebenfalls kurze Lebensskizze entwickelt E. Günthner in seinem Programm „Calderons Dramen aus der spanischen Geschichte" (Rottweil 1885) und in dem nachfolgenden größeren Buch „Calderon und seine Werke" (Freiburg 1888). Auch E. J. Hasell, Calderon, a sketch of his life and works, in Oliphant's Classics.

2. Calderon-Ausgaben. Eine vollständige Gesamtausgabe aller Werke Calderons gibt es noch nicht; die Herausgeber beschränkten sich bis dahin entweder auf seine weltlichen Bühnenstücke (Comedias) oder auf seine Sakramentsspiele (Autos). Calderon selbst verabsäumte es, die Comedias herauszugeben; erst als mit der Veröffentlichung derselben buchhändlerischer Unfug getrieben wurde, begann er als Greis die Herausgabe seiner Autos, die er indes nicht über den ersten Band hinausgebracht zu haben scheint (Autos sacramentales alegóricos y historiales Dedicados a Christo Señor Nuestro Sacramentado compuestos por D. P. Cald. d. l. B. Primera parte. Con privilegio. En Madrid, Imprenta Imperial por J. Ferd. de Buendia 1677; 459 S. 4°, enthält 12 Stücke). Vor seinem Tode erschienen indes immerhin 48 seiner Comedias gesammelt im Drucke, 4 Bände mit je 12 Schauspielen: I. im Jahre 1635, II. 1637, III. 1664, IV. 1672 (vgl. C. A. de Barriera, Catálog. bibliográf. etc. Madrid

[1] Eine etwas eingehendere Biographie bietet neuerdings Wolfgang von Wurzbach, Calderons ausgewählte Werke I, Leipzig (o. J.), 99—136, die er als „die erste kritische" bezeichnet und welcher er 137—194 eine literarische Würdigung der Werke Calderons folgen läßt, leider ohne Verständnis für deren religiöse und nationale Seite und nicht frei von hämischen Ausfällen.

1860)[1]. Andere seiner Schauspiele wurden noch zu seinen Lebzeiten in verschiedenen Bänden der Comedias Escogidas (I—XLIII), Madrid 1652 bis 1678, zum Teil auch in andern Schauspiel-Sammlungen veröffentlicht[2].

Die erste Gesamtausgabe der Comedias entstand dadurch, daß der erwähnte Tassis y Villaroel, Calderons mayor amigo, den schon erschienenen vier Bänden aus dem Nachlaß des Dichters fünf weitere Bände folgen ließ (V. 1682; VI. 1683; VII. ? Die Approbation ist von 1682. VIII. 1687; IX. 1698), welche 1723 (Madrid, bei Blas de Villanueva) nebst den früheren wieder neu aufgelegt wurden. Diese heute seltene Ausgabe enthält 108 Stücke, die ersten 48 in der biographisch wichtigen Anordnung der früheren Editionen von 1635 bis 1672. Bekannter und verbreiteter ist die zweite Gesamtausgabe der Comedias, veranstaltet durch Don Juan Fernandez de Apontes (Madrid 1760—1763. 11 Bde. 4°). Sie enthält dieselben 108 Stücke wie diejenige des Tassis, doch in willkürlich geänderter Reihenfolge. Auf Grundlage dieser beiden Ausgaben, dann aber auch mit Benützung verschiedener Einzeldrucke veröffentlichte der weimarische Hofrat Dr Joh. Georg Keil zuerst bei Brockhaus (Leipzig 1820—1822) drei Bände Calderonscher Schauspiele, dann bei Fleischer (Leipzig 1827 bis 1830) die sämtlichen 108 Stücke in sorgfältig revidiertem spanischen Text in 4 Bden gr. 8°. Von den noch fehlenden Schauspielen Calderons (dieser selbst führt in seinem Brief an den Herzog von Veragua, 18. Juni 1680, neun, Vera-Tassis vier weitere Dramen an, welche unter jenen 108 nicht enthalten sind) gelang es Keil nur, ein einziges: San Francisco de Borja, aufzutreiben; er gedachte es in einem V. Band nebst Anmerkungen zu den übrigen Schauspielen herauszugeben, kam aber nicht dazu. Eine vollständigere Ausgabe der Comedias herzustellen, die vollständigste, die es bis jetzt gibt, gelang dem in Spanien eingebürgerten Deutschen Eugen Hartzenbusch. Sie erschien zu Madrid in 4 Bden. 4° (1848—1850) in der Biblioteca de autores españoles von Rivadeneyra und enthält außer den erwähnten 108 Stücken noch: La venganza de Tamar, El acaso y el error (nach Schmidt wahrscheinlich eine ältere Rezension des Schauspiels La

[1] Nach Barriera (Op. c.) und Salvá (Catálogo. Valencia 1872) erschien der erste Teil der Comedias, herausgeg. von Jos. Calderon, dem Bruder des Dichters, Madrid 1640, Sanchez (mit Approbation vom 6. November 1635); 2. Teil, Madrid 1637, Maria de Quiñones und Sanchez 1641; 3. Teil 1664 bei Domingo Garcia Morras; 4. Teil 1674 bei Bernardo de Hervada; 5., 6., 7. Teil 1662; 8. Teil 1684; 9. Teil 1691. — Hartzenbusch (IV 655) erwähnt den ersten Teil der ersten Ausgabe, sagt aber, daß er sie nie gesehen; Salvá aber hatte die angeführten wirklich.

[2] Über die Stücke, welche sich in den einzelnen Bänden finden, sowie über die andern Schauspielsammlungen vgl. Hartzenbusch IV 654 ff.

Señora y la criada), El condenado de Amor (nach Schmidt das Werk eines Nachahmers, nicht Calderons selbst); dann 11 Schauspiele, die Calderon nach dem Urteil von Hartzenbusch im Verein mit andern verfaßte, 9 Entremesas (Zwischenspiele), 3 Mojigangas und mehrere kleinere Dichtungen Calderons. So wesentlich Hartzenbusch die Chronologie der Calderonschen Stücke wie auch die Forschung nach dem noch Fehlenden gefördert hat, sind diese Fragen doch durch ihn noch nicht zum Abschluß gelangt[1]. Außer den genannten vier besten Gesamtausgaben erschien noch eine in Deutschland (Zwickau 1820, Gebr. Schumann. 4 Bde. 16°), eine auf Kuba (Edición Cubana corregida y aumentada, Habana 1839, R. Oliva. 2 Bde mit 32 Stücken), beide unvollendet.

Die nicht zahlreichen kleineren Gedichte Calderons (bei Hartzenbusch IV 724 bis 734) gab de Castro (Cadix 1848) separat als Poesías de Calderon heraus. Andere Dichtungen gingen verloren, ebenso die Abhandlungen De la nobleza de la Pintura und En defensa de la Comedia.

Obgleich die Autos als die vollendetsten Meisterwerke Calderons gelten, haben sie lange nicht so viel Aufmerksamkeit und Teilnahme gefunden als die Schauspiele. Im Jahre 1677 erschien der erste Band, von Calderon selbst besorgt. Obwohl durch den Herzog von Veragua (s. dessen Brief bei Schack III 274) unter den freigebigsten Anerbietungen zur Fortsetzung aufgemuntert, gelang es dem greisen Dichter nicht, die Herausgabe, die ihm selbst zur Herzensangelegenheit geworden, zu vollenden. Schon 1680 gestaltete Altersschwäche einen an sich unerheblichen Fall zu schwerer Krankheit, im folgenden Jahre starb er. Erst 36 Jahre nach seinem Tode gab sein Freund Don Pedro Pando y Mier die gesammelten Autos (72 an der Zahl) in 6 Quartos heraus (Madrid 1717). Dieser fleißig besorgten, wenn auch nicht fehlerfreien Ausgabe ließ Fernandez de Apontes (1760) eine zweite folgen, worin die Zahl der 72 Autos um ein unzweifelhaft echtes: La protestación de la fe, vermehrt ist. Da Vera-Tassis die Zahl der Autos auf mas de cien angibt, so sprach Dr Lorinser die Vermutung aus, die Sammlungen des Pando y Mier und des Apontes enthielten nur die für Madrid geschriebenen Autos, es möchten deshalb noch weitere solche Festspiele vielleicht in Toledo, Sevilla und Granada aufzufinden sein, für welche Städte Calderon ebenfalls Autos schrieb. Solche Funde sind indes bisher keine gemacht worden[2]. Die Aufforderung des Kardinals

[1] Über die von ihm benützten früheren Ausgaben vgl. IV 654—659. Auf die Authentie der bestrittenen Stücke näher einzugehen, ist hier nicht der Platz.

[2] M. R. Zarco del Valle und F. S. Rayon, Ensayo de una biblioteca española II, Madrid 1860, 187, erwähnen drei Manuskriptenbände von Autos, doch ohne weitere kritische Angaben über deren Inhalt. — Eine Ausgabe der Autos von 1701 (Barcelona, Sebast. de Cormellas) enthält zwölf der bekannten Stücke.

Diepenbrock an den Buchhändler Fleischer in Leipzig, sein rühmliches Unternehmen (die prachtvolle Ausgabe der Comedias) durch die Hinzugabe der Autos Sacramentales zu krönen, blieb unerfüllt. So ist es bei den zwei alten Ausgaben geblieben, die nur antiquarisch zu haben sind. Während Shakespeares Dramen in zahlreichen wohlfeilen englischen Einzelausgaben in Deutschland zirkulieren, ist der spanische Text der Autos noch ein ungehobener Schatz. Das Teatro español (Frankfurt 1877 1880, Sauerländer) brachte bisher erst La vida es sueño und El principe constante, mit deutschen Anmerkungen versehen von B. Lehmann. Vereinzelt steht als gelehrte und teure Separat-Ausgabe El magico prodigioso p. A. Morel-Fatio. Heilbronn 1877. Preis *M* 9 (so könnten Calderons sämtliche Werke auf etwa *M* 1500 kommen, während der ganze englische Shakespeare für *M* 2.50 oder noch wohlfeiler zu haben ist). Einen etwas glücklicheren Anfang mit einer gut ausgestatteten Klassikerausgabe mit Anmerkungen hat Max Krenkel gemacht (Leipzig 1881, Barth). Doch umfaßt der I. Band nur dieselben zwei Stücke wie das Frankfurter Teatro [1].

Nur wenige Stücke bietet das unvollendete Teatro español von Norwich (Bremen 1819) und von C. Schütz (Bielefeld 1840 und 1846). Antiquarische Raritäten sind die Comedias de los mejores y mas insignes Ingenios de España, Colonia 1697 (worin ein Stück: La vida es sueño) und die Einzelausgabe des Stückes: Darlo todo y no dar nada, Viena 1668, Cosmoverio. Vgl. Dorer, Calderon-Literatur in Deutschland, Leipzig 1881, 33.

3. Calderon-Übersetzungen.

Die ältesten Übersetzungen einzelner Stücke lieferten Conradi (La vida es sueño, nach dem Holländischen von Postel, Hamburg 1693); Fr. W. Zachariä (El escondido y la tapada. — Mejor está que estaba. — No hay burlas con el amor. — El alcalde de Zalamea. Nach dem Französischen von Linguet, Braunschweig 1770—1771); R. Becker (El astrólogo fingido. — Peor está que estaba. Nach dem Spanischen, Leipzig 1783 1806); Werthes (El secreto á voces. — Gustos y disgustos son no mas que imaginación. Nach der italienischen Bearbeitung von Gozzi, Bern 1777—1779. Bearbeitet von Gotter, Leipzig 1781).

Lessing projektierte schon 1750 eine Übersetzung des Schauspiels La vida es sueño (Lachmann XII 647. Hempel 11 II 569); 1776 dachte er an eine deutsche Bearbeitung des Alcalde de Zalamea (Hempel 11 II 771); doch blieb es beidemal beim Projekt. Erst der Romantiker A. W. v. Schlegel hat Calderon in Deutschland eingeführt, indem er fünf seiner Schauspiele (2 Bde, Berlin 1809, Hitzig) in formgewandter Übersetzung herausgab. Seine fünf Übersetzungen bilden nicht nur einen der Grundsteine der romantischen Schule, sondern auch die erste Grundlage

[1] Krenkels kritische Sammlung 1881—1887 blieb leider auf 3 Bände beschränkt, von denen der 2. und 3. nur je ein Stück von Calderon enthalten.

einer deutschen Calderon-Literatur. Die Stücke waren gut gewählt, indem sie die Hauptelemente der Calderonschen Dichtung, das Religiöse, das Tragische, das sog. Romantische und das Mythologische, zur Anschauung brachten. Auch die Glut der südlichen Bilderpracht, die träumerische Phantasie, den klangvollen Formenreichtum der spanischen Bühnenstücke hat sich Schlegel glücklich zu eigen gemacht. Doch wie in seinen Calderon-Proben die Autos und die eigentlichen Mantel- und Degenstücke fehlen, so hat er weder Calderons theologische Klarheit und Tiefe noch die von Goethe bewunderte Bühnentechnik nach deren ganzen Umfang erfaßt. Seine Übersetzungen erregten indes das Interesse für Calderon am Weimarer Musenhof. Einsiedel und Riemer bearbeiteten im Frühjahr 1812 „Das Leben ein Traum" für die dortige Bühne, unter Goethes Protektion kam das Stück zu wiederholter Aufführung (Briefe an Zelter II 4 12) und fand allgemeinen Beifall [1]. Angeregt und getragen von den Sympathien, welche Calderon in Weimar fand, übersetzte J. D. Gries 16 weitere Schauspiele, mit strengem Anschluß an die metrischen Formen des Originals in mustergültiger, bis jetzt unübertroffener Weise. Das erste derselben, „Die große Zenobia", kam am 30. Januar 1815 zum Geburtstag der Herzogin in Weimar zur Aufführung. Die übrigen erschienen 1815—1829 in acht Bänden (Berlin, Nicolai). Von den religiösen Schauspielen nahm er nur eines auf: „Der wundertätige Magus"; von weltlichen aber wählte er mit Kennerblick die allerbedeutendsten. Seine Sammlung gibt, sowohl was Form als Inhalt anbelangt, einen sehr vollständigen Einblick in das Wesen und die Eigenart der Comedias, obgleich deren Mannigfaltigkeit damit lange nicht erschöpft ist, die Autos völlig fehlen. — Eine sehr praktische Ergänzung zu Schlegel und Gries bilden die Übersetzungen von E. F. G. O. von der Malsburg (6 Bde 12° Leipzig 1819—1825, Brockhaus) und von Adolf Martin (3 Tle 12° Leipzig 1844, Brockhaus), da sie denselben 20 weitere noch nicht übersetzte Schauspiele hinzufügen, obgleich die Übersetzung diejenige von Gries an Formschönheit nicht erreicht. Die Übersetzung von Bärmann und Richard: Taschenbibliothek ausländischer Klassiker (Zwickau 1821 bis 1827, Schumann. 12 Bde 16°) brachte unter 12 Stücken nur 5 neue.

Im Jahre 1828 erschien in Wien (bei Sollinger) in 36 Bändchen 16° und in einem Bande 4° ein Nachdruck der Übersetzungen von Schlegel, Gries, Malsburg und Bärman, nebst ein paar neuen Übersetzungen von A. Schumacher und Wilhelmine Schmidt.

Hiermit blieb die Reihe umfassenderer Übersetzungsarbeiten geschlossen, bis Dr Franz Lorinser 1875 und 1876 die religiösen Dramen Calderons

[1] Über Goethes Verhältnis zu Calderon vgl. Dorer, Goethe und Calderon, Leipzig 1881, Friedrich. Den „Standhaften Prinzen" ließ Goethe schon am 30. Jan. 1811 in Weimar aufführen.

(Comedias Divinas und Comedias de Santos), nebst dem Schauspiel „Das Leben ein Traum", als „Calderons größte Dramen religiösen Inhalts" (Freiburg, Herder, 7 Bde 8° mit je 2 Stücken) herausgab. Von den 14 Stücken waren 5 bis dahin noch nicht übersetzte, die Übersetzung durchweg treu, korrekt und von nicht geringer Formvollendung. Eine Zusammenstellung der bis dahin übersetzten Stücke mag manchen willkommen sein:

A. W. v. Schlegel: 1. Die Andacht zum Kreuze.
2. Über allen Zauber Liebe.
3. Die Schärpe und die Blume.
4. Der standhafte Prinz.
5. Die Brücke von Mantible.

Gries: 1. Die große Zenobia.
2. Das Leben ein Traum.
3. Das laute Geheimnis.
4. Der wundertätige Magus.
5. Die Verwicklungen des Zufalls.
6. Eifersucht das größte Scheusal.
7. 8. Die Tochter der Luft I. u. II.
9. Die Dame Kobold.
10. Der Richter von Zalamea.
11. Drei Vergeltungen in Einer.
12. Hüte dich vor stillem Wasser.
13. Die Locken Absaloms.
14. Der Verschlag (El escondido y la tapada).
15. Des Gomez Arias Liebchen.
16. Der Arzt seiner Ehre.

v. d. Malsburg: 1. Er ist besser, als er war.
2. Er ist schlimmer, als er war.
3. Fürst, Freund, Frau.
4. Wohl und Wehe.
5. Echo und Narzissus.
6. Der Gartenunhold.
7. Die Seherin des Morgens.
8. Die Morgenröte in Copacabana.
9. Der Schultheiß von Zalamea.
10. Weiße Hände kränken nicht.
11. Graf Lucanor.
12. Weine, Weib, und du wirst siegen.

Ad. Martin: 1. Des Armen Wesen ist Anschläge.
2. Alles ist Wahrheit und alles ist Lüge.
3. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache.
4. Die drei größten Wunder.
5. Liebe, Ehre, Macht.
6. Apollo und Klymene.
7. Leonid und Marfissa.
8. Phaeton.
9. Haß und Liebe.

Bärmann u. Richard:

1. Die Brücke von Mantible.
2. Das Leben ein Traum.
3. Der Schwarzkünstler (Der wundertätige Magus).
4. Mariamne (Eifersucht das größte Scheusal).
5. Die große Zenobia.
6. Echo und Narciß.
7. Der Stimme Verhängnis.
8. Heil und Unheil eines Namens.
9. Das Madonnenbild von Toledo.
10. Der Arzt seiner Ehre.
11. Der Maler seiner Schande.
12. Kreuzerhöhung.

Wiener Nachdruck (1828): Außer den bereits genannten Übersetzungen von Schlegel, Gries, Malsburg und Bärmann noch die Stücke:

1. Der lebendige Schatten (W. Schmidt).
2. Das Haus mit zwei Türen (Bärmann).
3. Kreuzerhöhung (A. Schumacher).
4. Liebe, Macht und Ehre (A. Schumacher).
5. Der Arzt seiner Ehre (A. Schumacher).

Lorinser (in vervollkommneter Neubearbeitung von E. Günthner, Freiburg 1904—1907 in drei Bänden[1]):

1. Das Leben ein Traum.
2. Der standhafte Prinz.
3. Das Schisma von England.
4. Der große Prinz von Fez.
5. Die Jungfrau des Heiligtums (Das Madonnenbild von Toledo).
6. Die Morgenröte von Copacabana.
7. Das Fegfeuer des hl. Patricius.
8. Die Andacht zum Kreuze.
9. Kreuzerhöhung.
10. Die Sibylle des Orients (Seherin des Morgens).
11. Die Ketten des Teufels.
12. Der wunderbare Zauberer (Der wundertätige Magus).
13. Der weibliche Joseph.
14. Die zwei Liebenden des Himmels (Chrysanthus und Daria).

---

[1] Zu dieser Neuausgabe schrieb Baumgartner 1908 in den Stimmen aus Maria-Laach LXXIV 231: „Bei der Überschwemmung des Büchermarktes mit prickelnden Neuheiten bedeutet diese Neuauflage einen erfreulichen Triumph ernsteren Strebens, besseren Geschmacks und der edelsten religiösen Dramatik. Von den 108 echten ‚Comedias' Calderons, von welchen nunmehr schon 73 ins Deutsche übersetzt sind, ragen die 11 dieser Sammlung durch ihre klassische Schönheit wie durch ihren religiösen Gehalt hervor. Sie gehören zu den Werken, die eigentlich jeder Gebildete gelesen haben sollte, wenn er über Dramatik mitsprechen will. Nachdem aber Günthner die Übersetzung Lorinsers noch verbessert, wird man sich nach einer besseren und zugleich herrlicheren und schöneren deutschen Ausgabe vergeblich umsehen."

Von vereinzelten Übersetzungen seien erwähnt[1]:

Anon, Verwirrung und Verwirrung (Leipzig und Preßburg 1779)
Bock, Der Verschlag (Leipzig 1781).
Malsburg, Die Verwicklungen des Zufalls (Berlin 1819).
Bärmann, Das Haus mit zwei Türen (Altona 1821).
P. A. Wolff, Schwere Wahl (Amigo, amante y leal. Berlin 1822).
A. Jeitteles, Fegfeuer des hl. Patrick (Brünn 1824).
Von der Verfasserin von „Rolands Abenteuer": Das Mädchen des Gomez Arias.
Der Liebhaber als Gespenst (Gotha 1825).
Von derselben als 9. (Supplbd) zu Gries: Der Maler seiner Schmach. Des Namens Glück und Unglück.
Schreyvogel, Das Leben ein Traum (für die Bühne arrangiert 1827, neu herausgegeben Wien 1867)[2].
— Das öffentliche Geheimnis (Wien 1827).
C. Contessa, Der Liebhaber nach dem Tode (El galán fantasma. Leipzig 1826).
Schumacher, Kreuzerhöhung (Wien 1827).
Derselbe, Liebe, Macht und Ehre (Wien 1827).
P. v. C. (Pauline v. Calemberg), Das Wetter hol' die Liebe (Kassel 1837, Fischer).
Dieselbe, Donna Maria (Gustos y disgustos. Kassel 1839, Fischer).
Fr. v. Schack, Chrysanthus und Daria (Spanisches Theater II, Frankfurt 1849, Sauerländer, 269 ff).
Paul Herlth, Das Leben ein Traum (Berlin 1868).
R. Baumstark, Dame Kobold (in Jamben, Wien 1869, Sartori); Der standhafte Prinz (in Jamben, Frankfurt a. M. 1891, Weber).
C. A. Dohrn, Cefalo und Procris (Stettin 1879).
Derselbe, Amor läßt nicht mit sich spaßen (Stettin 1880). Über die mehrfach übersetzten Stücke vgl. Dorer, Calderon-Literatur 21 ff.

Von gemischten Sammelwerken sind zu erwähnen:

Klassisches Theater des Auslandes (Gotha 1828 ff). Calderons sämtliche Schauspiele frei bearbeitet (Bd 1—5).
Bibliothek ausländischer Klassiker (Hildburghausen).
Rapp, Spanisches Theater, sechster Band. Calderons Schauspiele.
Klassische Theaterbibliothek aller Nationen (Stuttgart 1867, Hoffmann). Siebter Band Calderon, Das Leben ein Traum.

Soweit (bis 1881) meine Notizen reichen, sind von den 108 Schauspielen der ältesten Ausgaben erst 60 übersetzt, also noch ein fast ebenso großes Stück Arbeit zu leisten, als bis jetzt geleistet ist. Möchten sich berufene Übersetzer in das noch so ansehnliche Arbeitsfeld teilen und nicht, wie

---

[1] Eine weitere Komödie „Herrin und Zofe" hat seitdem Wolfgang von Wurzbach (Calderons ausgewählte Werke VIII) zum erstenmal übersetzt und auch für zwei andere Stücke (Das Schisma in England; Blinde Liebe), die Lorinser und Pasch bereits übertragen hatten, neue Übersetzungen geliefert.

[2] Noch ein anderes Calderonstück, „Der Arzt seiner Ehre", ist um jene Zeit von Schreyvogel (K. A. West) für die Bühne erfolgreich bearbeitet worden.

bisher die meisten getan, noch einmal „Das Leben ein Traum" übersetzen, als ob dieses Stück schon der halbe oder ganze Calderon wäre oder das bedeutendste unter seinen Stücken. Allerdings befinden sich unter den noch nicht übersetzten Stücken Jugendarbeiten, welche mehr biographisches und literaturhistorisches als künstlerisches Interesse bieten (El sitio de Bredá, Lances de amor y fortuna), dann auch zweifellos schwächere Produktionen (Judas Macabeo, Las armas de la hermosura); die herrlichen religiösen Dramen sind alle übersetzt, die hervorragendsten andern Dramen schon von Schlegel und Gries meisterhaft übertragen; noch immer aber bleibt eine ansehnliche Zahl interessanter Mantel- und Degenstücke sowie sog. heroischer, historischer und romantischer Schauspiele zu übersetzen. Ist einmal ein vollständiger deutscher Calderon vorhanden, dann wird sich eine Vervollkommnung der noch schwächeren Übersetzungen viel leichter bewerkstelligen lassen.

Noch nicht übersetzt waren bis 1881, soweit ich ermitteln konnte:

Die Mantel- und Degenstücke:

1. Bien vengas, mal, si vienes solo. 2. El astrólogo fingido. 3. Mañanes de Abril y Mayo. 4. Tambien hay duelo en las damas. 5. El encanto sin encanto. 6. Mañana será otro dia. 7. No hay cosa como callar. 8. Con quien vengo, vengo. 9. No siempre lo peor es cierto. 10. El maestro de danzar. 11. Primero soy yo. 12. Cada uno para si. 13. Antes que todo es mi dama. 14. Dar tiempo al tiempo. 15. Fuego de Dios en el querer bien. 16. Cual es mayor perfección?

Die heroischen Dramen:

1. Lances de amor y fortuna. 2. El alcaide de si mismo[1]. 3. Agredecer y no amar. 4. Para vencer á Amor, querer vencerle. 5. La señora y la criada. 6. Nadie fie su secreto. 7. Basta callar. 8. Un castigo en tres venganzas. 9. Los tres afectos de amor. 10. Auristela y Lisidante. 11. De una causa dos efectos.

Die historischen Dramen:

1. El sitio de Bredá. 2. Luis Perez el Gallego. 3. El postrer duelo de España. 4. Amor despues de la muerte. 5. Judas Macabeo. 6. Darlo todo y no dar nada. 7. Las armas de la hermosura. 8. Duelos de amor y lealtad.

Die romantischen Dramen:

1. Argenis y Poliarco. 2. El castillo de Lindabridis. 3. Los hijos de la fortuna, Teagenes y Cariclea. 4. El jardín de Falerina.

Die mythologischen Dramen:

1. Ni Amor se libra de amor. 2. El golfo de las Sirenas. 3. La fiera, el rayo y la piedra. 4. La purpura de la Rosa. 5. Fortunas de Andromeda y Perseo. 6. Zelos aun del aire matan. 7. La estatua de Prometeo. 8. Fineza contra fineza. 9. El laurel de Apolo. 10. Fieras afemina amor.

---

[1] Ist bis jetzt nur nach italienischen und französischen Bearbeitungen übersetzt von Hinze (Hamburg 1680), Frank (1681), J. P. Prätorius (1726).

[Inzwischen hat Professor K. Pasch weitere 14 „ausgewählte Schauspiele" zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen (in 7 Bändchen, Freiburg 1891—1896):

1. Spaniens letzter Zweikampf; Der Galicier Luis Perez.
2. Morgen des April und Mai; Meine Herrin über alles.
3. Des Prometheus Götterbildnis; Selbst nicht Amor frei von Liebe.
4. Glaube du nicht stets das Schlimmre; Morgen kommt ein andrer Tag.
5. Sein eigner Kerkermeister; Willst Liebe du besiegen, mußt du wollen.
6. Die Belagerung von Breda; Was das Herz verschmäht und hofft, bloße Laune ist es oft.
7. Zufall spielt der Liebe Streiche; Besser ist's, man schweigt.

Baumgartner schrieb darüber in den Stimmen aus Maria-Laach 1897[1]:

„Mit den vorliegenden Bändchen ist die Sammlung Calderonscher Stücke abgeschlossen, welche uns der verdienstvolle Übersetzer vor fünf Jahren in Aussicht gestellt hatte. Zu den bis damals ins Deutsche übersetzten 59 Stücken fügt sie allerdings nur 14 neue hinzu, so daß von den sämtlichen Comedias des großen spanischen Dramatikers noch 35 zu übersetzen bleiben. Dennoch bedeutet sie einen großen Voranschritt zu einem vollständigen deutschen Calderon und bietet eine vorzügliche Ergänzung zu den bisherigen Sammlungen von Schlegel, Gries, Malsburg und Lorinser. Die ersten drei Bändchen enthalten zwei Stücke aus der spanischen Geschichte und Sage, zwei sog. Mantel- und Degenstücke und zwei mythologisch-allegorische Festspiele. Zu diesen treten nunmehr noch zwei weitere Stücke aus der spanischen Geschichte und Sage, eines aus der nichtspanischen Geschichte, drei romantisch-heroische Dramen und noch zwei weitere Mantel- und Degenstücke, so daß, die längst übersetzten spezifisch religiösen Dramen abgerechnet, alle Arten der Calderonschen Dramatik in der Sammlung vertreten sind, und zwar meist durch ganz hervorragende Stücke. Als Kunstwerk weniger bedeutend, aber in biographischer Hinsicht dafür um so interessanter ist eigentlich nur ‚Die Belagerung von Breda', und so kann man denn auch die Hauptentwicklungsphasen des Dichters von dem ersten Jugendstück an bis zur vollen Reife aus der Sammlung kennen lernen. Führt sie uns auch nicht in das eigentliche innerste Heiligtum der Calderonschen Poesie, d. h. seine Autos und ‚Religiösen Schauspiele', so gewährt sie einen um so reicheren Einblick in seine weltliche Dichtung, zumal in seine wundersame Kunst, die Leiden und Freuden, Irrungen und Wirrsale, Verwicklungen und Katastrophen, welche die Liebe im bunten Markte des Lebens verursacht, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und in immer neuer Spannung zu schildern, ohne je darüber die Ideale sittlicher Reinheit, Ehre und Tugend aus dem Auge zu verlieren oder die Liebe selbst in das Grobsinnliche herabzuziehen oder durch Lüsternheit zu entweihen. Eine Lektüre für Kinder sind diese Stücke nicht; aber in ihrer Fülle von Poesie, Tragik, Humor, lyrischer Empfindung, kunstvoller Entwicklung, überherrlicher Sprache und Form könnten sie der modernen, tiefgesunkenen Bühne ein Wegweiser zur heilsamsten Regeneration sein. Die Übersetzung ist, was Treue und Genauigkeit betrifft, eine Musterleistung, ein Werk des hingebendsten Forscherfleißes und des liebevollsten Verständnisses. An Schönheit und Frische erreicht sie nicht selten diejenige von Schlegel und Gries, wenn auch die strenge Nachahmung der Formen des Originals dem deutschen Ohre weniger behagt, als es bei freierer Behandlung der Fall sein möchte."]

[1] LII 102.

Außer dem bis jetzt noch Fehlenden werden auch die von Hartzenbusch den früheren Ausgaben beigegebenen Stücke seitens der Übersetzer Berücksichtigung verdienen. Von den kleineren Gedichten Calderons hat Edm. Dorer einige metrisch übersetzt [1].

Viel besser als mit den Comedias steht es heute mit den Autos Calderons. Freilich mußten sie lange auf einen Übersetzer warten, der sich ihrer erbarmte. Es ist charakteristisch für den theologisch und philosophisch unklaren Standpunkt der älteren Romantik, daß keiner ihrer Koryphäen die Autos Calderons, diese Blüte seiner Poesie, eine der höchsten poetischen Leistungen aller Zeiten, einer Übersetzung wert hielt, während sie Undinen dichteten und den gestiefelten Kater spazieren führten. Erst der hochverdiente Kardinal Diepenbrock brach hier Bahn, indem er in seinem „Geistlichen Blumenstrauß" das Auto „Das Leben ein Traum" (wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen Schauspiel) in trefflicher Übersetzung veröffentlichte (1829). Ihm folgte Joseph v. Eichendorff mit zwei Bänden: „Geistliche Schauspiele" von D. P. Calderon (Stuttgart 1846, Cotta), welche 11 Autos enthalten:

1. Gift und Gegengift. 2. Das große Welttheater. 3. König Ferdinand der Heilige (nur 2. Teil). 4. Das Schiff des Kaufmanns. 5. Balthasars Nachtmahl. 6. Der göttliche Orpheus. 7. Der Maler seiner Schande. 8. Die eherne Schlange. 9. Amor und Psyche. 10. Der Waldesdemut Krone. 11. Der Sünde Zauberei.

Eichendorff hat die Schuld der Romantiker gegen die Autos in hohem Maße abgetragen: seine echt poetische Übersetzung gibt mit dem treuen Sinn auch den dichterischen Hauch der tiefreligiösen Schöpfungen wieder. Das Hauptverdienst um die Autos aber hat sich Dr Franz Lorinser erworben, indem er alle 73 bei Apontes vorfindlichen Stücke in den Versmaßen des Originals mit großer Treue und zum Teil auch mit hoher Formvollendung übersetzte (Regensburg 1856—1872, Manz, 18 Bde und in „zweiter wesentlich umgearbeiteter Auflage" ebd. 1882—1887). Die Gesamteinleitung nebst den inhaltreichen, gründlichen Einleitungen zu den einzelnen Stücken bilden zugleich den einzigen bedeutenden Kommentar, welcher bis dahin über die Autos Calderons vorhanden ist. Sein gesamtes Werk, an das sich die „größten Dramen" inhaltlich anschließen, gehört unstreitig zu den bedeutendsten Leistungen neuerer Übersetzungsliteratur. Lorinser verdient den Ehrenplatz neben Schlegel, Gries und Eichendorff.

Einzeln gab Lorinser das Autos „Die geistlichen Ritterorden" heraus, worin das Dogma der unbefleckten Empfängnis verherrlicht wird (Regens-

[1] Eine bisher noch nicht übertragene autobiographische Romanze Calderons gibt W. Wurzbach in deutscher Übersetzung als Anhang II seines Einleitungsbandes, Calderons ausgewählte Werke I 239—245.

burg 1855, Manz); Braunfels „Das Festmahl des Belsazar" (Frankfurt a. M. 1856, Sauerland).

4. Calderon-Kommentare. In Spanien haben sich um das Verständnis und die Anerkennung Calderons vor allem zwei Deutsche das größte Verdienst erworben. D. Juan Nicolas Böhl de Faber (Vindicaciones de Calderon y del teatro antiguo español contra los afrancesados en literatura, Cadix 1820) entriß ihn der Vergessenheit einer undankbaren Periode und brach für seine Geschmacksrichtung wieder Bahn; Eugen Hartzenbusch veranstaltete eine zuverlässige neue Ausgabe seiner Werke und versah sie mit den gediegensten bibliographischen, chronologischen und literaturhistorischen Anmerkungen. An diese zwei bahnbrechenden Leistungen reihten sich die nach Fastenrath (Calderon S. 8) „trefflichen Untersuchungen" der Spanier Alberto Lista, Patricio de la Escosura, Adelardo Lopez de Ayala, Francisco de Paula Canalejas, Mariano Catalina und Manuel de la Ravilla.

In Deutschland beschäftigten sich mit der ästhetischen und literarischen Würdigung Calderons zunächst die allgemein literaturhistorischen Werke von A. W. v. Schlegel, Friedr. v. Schlegel, Fortlage, Julian Schmidt, Eichendorff (Zur Geschichte des Dramas), Rosenkranz, Prölß, Hase, Raumer, Carrière, Klein, Deutinger; dann die speziell der spanischen Literaturgeschichte gewidmeten Werke von Münch-Bellinghausen, Schack, F. Wolf, Lemcke, Bouterwek, Velasquez-Dieze, Sismondi-Hain, Ticknor-Julius; die Monographien von Schulze, F. W. Schmidt, Petz, Olfers, Rosenkranz, Schröder, Ulbrich, Beyschlag, Laube, Herlth zu einzelnen Stücken Calderons; endlich die Einleitungen der Übersetzer von der Malsburg, Rapp, Dohrn und Lorinser. Rapp hat sich um die Klassifikation der Comedias verdient gemacht; Lorinser gibt in seinen Einleitungen einen sehr reichhaltigen und vollständigen Kommentar zu den Autos und den größten religiösen Dramen. Zu den sämtlichen Comedias aber liegt bis dahin nur ein einziger gründlicher Kommentar vor: „Die Schauspiele Calderons" von Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Herausg. von Leop. Schmidt. Elberfeld 1857, Friedrichs. Nebst einer durchgängig reichen Inhaltsangabe gibt Schmidt meist die Quellen der Stücke an, gewichtige Momente zu deren Beurteilung, Vergleichspunkte mit andern dramatischen Leistungen, biographische und historische Notizen, Parallelstellen aus andern Stücken und Bemerkungen von allgemein literaturgeschichtlichem Wert. In religiöser Hinsicht zeigt sich Schmidt ziemlich duldsam und vorurteilslos; nur da und dort, z. B. in der Beurteilung des Schauspiels La cisma de Inglaterra, tritt der protestantische Standpunkt, freilich durch Inhalt und Färbung des Stückes einigermaßen herausgefordert, lebhafter zu Tage. Den besten Kommentar nächst dem Buche Schmidts bildet wohl Schacks „Geschichte der dramatischen Literatur in

Spanien“ [1]. F. L. Klein widmet zwar in seiner bekannten, großangelegten „Geschichte des Dramas“ Calderon allein anderthalb Bände (XI 1 S. 447 ff und XI 2), aber nur um aus haßvergifteter Feder die schönsten Werke des Dichters mit Flecken über Flecken zu bespritzen; nur der „Alkalde von Zalamea“ ist ihm ein wunderwürdiges Ausnahmedrama. Wenn wir aber sein Schlußurteil: „Fort aus dieser fahlen Autowelt einer schattenhaften Dramatik . . . hinweg aus dieser Kirchen- und Kirchhofdramatik, die, aus der Poesie der Totentänze hervorgegangen, diese in höchster Kunstvollendung darstellt!“ hierhersetzen, so sieht der Leser wohl, daß diesem Kritiker der Weihrauch in die Nase gestiegen ist und ihm so jedes klare Urteil über den Charakter des spanischen Volkes, der spanischen Poesie und ganz besonders der religiösen Dichtung Calderons unmöglich gemacht hat.

Auch Bouterwek und Sismondi sind von ähnlichem Geiste angeweht. Richtiger und objektiver halten sich Wolf, Lemcke, Prölß, Dohrn. Beide Richtungen dauern noch fort und haben ihre Anhänger. Joh. Scherr erblickt in der Calderon-Verehrung der Romantiker ein „anachronistisch-servilistisches Gelüste“, Dohrn hofft die Frage bald fortgebannt, ob Calderon „ortho- oder heterodox, Royalist oder Republikaner gewesen“.

Fr. v. Raumers Urteil über Calderon (Histor. Taschenbuch N. F. III: Über die Poetik des Aristoteles und sein Verhältnis zu den neueren Dramatikern) leidet stark an Unkenntnis der katholischen Glaubenslehre und daherigem Mißverständnis des Dichters; Th. Immermann (Deutsche Pandora III, Stuttgart 1840) wurde dagegen durch das Studium des „Standhaften Prinzen“ zu der Überzeugung geführt, daß Calderon längst das mit ironischem Zweifel von Lessing postulierte „christliche Schauspiel“ geliefert habe; Ticknor (History of Spanish Literature, New York 1849, deutsch von Julius, 2 Bde, 1852) ist durch die schiefen Ansichten Signorellis und Sismondis beeinflußt (Ticknor, 4th American Edition, Boston 1882, handelt über Calderon Bd II 346—450). Die bedeutendsten englischen Übersetzungen lieferten bis jetzt D. T. M'Carthy, Dramas, London 1873, 2 Bde. — The wonderworking Magician etc., London 1873. Love the greatest Enchantment etc., London 1861. — Mysteries of Corpus Christi, Dublin 1867. — Dann Fitzgerald, Six Dramas, London 1853, The mighty Magician, 1877; Bickerstaff, T'is well, it's no worse, London 1770; Raupach, The daughter of the air, 1831; Holcroft, From bad to worse, London (The Theatrical Recorder) 1805 — auch andere Stücke; The fairy lady (Dama duende), 1807. Über Calderon schrieben außer Erzbischof Trench auch Lord Holland, Chorley, Longfellow, F. H. Doyle u. a.

Von französischen Werken sind hervorzuheben: die Übersetzungen von d'Esménard und la Beaumelle (1822, 5 Bde 8°), Antoine de Latour (1870 bis 1873, dann Anecdotes littéraires sur P. Corneille, Rouen 1846. — Phila-

[1] Hier ist nun auch Wolfgang von Wurzbach anzureihen (Calderons ausgewählte Werke in zehn Bänden, Leipzig, o. J.), der sich als Ziel gesetzt, von Calderons Dichtungen „alle Gruppen von der philosophisch-religiösen Tragödie bis zum ausgelassenen Intrigenstück gleichmäßig zu berücksichtigen“. Im Einleitungsband wie in den Spezialeinleitungen bietet er vieles, was dienen könnte; der Geist der Calderonschen Dichtung ist jedoch nicht erfaßt.

rète Chasles, Études sur l'Espagne, Paris 1847. – E. Baret, Espagne et Provence, ebd. 1857. — A. de Puibusque, Histoire comparée des littératures espagnole et française. — Wertvolle Einzelheiten bieten einige Aufsätze von Viel-Castel (Revue des Deux Mondes 1840 u. 1841). Guten Stoff zur ästhetischen Kritik Calderons gibt, trotz der steifen Schulform, die Doktor-Dissertation des Dänen Ludw. Heiberg, De poëseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderon d. l. B. etc., Hafniae (Kopenhagen 1817, Popp). „Die Andacht zum Kreuze" rechnet er zu den großartigsten Tragödien aller Zeiten. Das bedeutendste holländische Werk über Calderon ist: Studien over Calderon en zijne geschriften door J. J. Putman, Dekan in Utrecht, früher Missionär in Niederl. Indien, Utrecht 1880, Beijers. (Vgl. Lit. Rundschau 1881, Nr 9.) Aus demselben ist zu ersehen, daß „Das Leben ein Traum" schon 1647 ins Niederländische übersetzt und dann wiederholt neu gedruckt wurde, Amsterdam 1705 1707 1767 usw. An diese holländische Übersetzung schließt sich die erste deutsche (1693) an. Auch nach Polen und Ungarn ist Calderon gedrungen: Wybor dziel Kalderona, Posnán 1858. — Az 'Elet á lom szinmü harom felvonasban . . . forditstta Györy, Pest 1870.

Aus dem Gesagten ist genugsam ersichtlich, daß sowohl für Dichter und Übersetzer, für ästhetische und historische Kritiker, für Buchhändler und Verleger noch ein großes Stück Arbeit zu leisten bleibt, bis der ganze Calderon in Deutschland so eingebürgert ist wie Shakespeare und Dante. Berechtigt ist gewiß vor allem der Wunsch nach einer neuen sorgfältigen Ausgabe der Autos im Urtext, wie Kardinal Diepenbrock sie ersehnte. Dann verdienten es Calderons sämtliche Werke sicherlich, in einer handlichen, wohlfeilen Ausgabe, etwa wie die British Authors von Tauchnitz, leichter zugänglich gemacht zu werden. Zu übersetzen ist noch nahezu die Hälfte der Comedias. Endlich fehlen noch eingehendere Kommentare zu den meisten Stücken wie zu Calderons Dichtung überhaupt, vor allem Kommentare, welche den religiösen und theologischen Anschauungen des Dichters das nötige scholastische Verständnis entgegenbringen. Wie die katholische Philosophie durch pietätsvollen Anschluß an den hl. Thomas eine lebensvolle Regeneration gewonnen hat, so wird das Studium Calderons für die katholische Literatur von höchstem Gewinn sein.

Merkwürdige Calderonstücke in der Übersetzung Pasch.

Von den zahlreichen weltlichen Schauspielen Calderons behandeln nicht weniger als 17 antike Sagenstoffe. Sie waren meist als glänzende Fest- und Ausstattungsstücke für das Hoftheater in Buen Retiro berechnet; „die wohllautende Sprache, in den schönsten, mannigfaltigsten Versmaßen dahingleitend, erhielt ihre Begleitung und Ergänzung durch Musik, Gesang und Tanz"; A. W. v. Schlegel hat sie darum nicht ganz mit Unrecht als „poetische Opern" bezeichnet, d. h. als Opern, bei welchen Musik und szenische Prachtleistung nur das untergeordnete, begleitende Moment, die Poesie selbst die Hauptsache bildet. Mit der Schöpferkraft seines Genius hat Calderon

dabei den heidnischen Sagenstoff im Sinne eines echt christlichen Humanismus umgestaltet, indem er, durchaus poetisch, frei, ohne künstlich gewaltsame Deutung, entweder die Keime der allgemein religiösen Anschauungen oder der Uroffenbarung weiter entwickelte, welche die Sage selbst bot, oder solche naheliegende Anschauungen selbst hineintrug, um dem an sich leichten Phantasiegebilde einen tiefernsten Gehalt zu geben. Die durch Pasch seiner Übersetzung 1887 beigefügte Einleitung nebst Anmerkungen und Anhang bieten jetzt schon reichliches Material, um dieselbe eingehender würdigen zu lassen. Sehr richtig hat der Verfasser dabei den tiefgehenden Unterschied bezeichnet, welcher zwischen dem humanitären Humanismus Goethes und dem christlichen Humanismus Calderons besteht. Eine weitere Entwicklung dieses Gegenstandes gerade an der Prometheussage wie eine noch eingehendere Würdigung der neueren katholischen Renaissance in dem hier eingeschlagenen Sinne wären von höchstem Interesse. Eine solche Untersuchung würde zweifellos ergeben, daß Calderon den einzig richtigen Weg eingeschlagen hat, auf welchem die heidnische Mythe für die christliche Kunst und für das christliche Geistesleben überhaupt fruchtbar gemacht werden kann, während eine völlige Repristinierung der heidnischen Grundauffassung notwendig die Paganisierung der Kunst und teilweise auch des Lebens nach sich zieht[1].

La estatua de Prometeo (Die Statue des Prometheus)[2] gehört zu jener Gruppe der Calderonschen Dramen, in welchen der Dichter antike Mythen als Vorwurf für glänzende Ausstattungsstücke, meist Festspiele bei Hofe, wählte, dieselben aber im Sinne seiner Zeit modernisierte und symbolisierend mit seinen eigenen tiefen Gedanken durchdrang oder auch wohl scherzhaft spielend mit echter Poetenfreiheit ausführte. Die Parallele mit dem Prometheus des Äschylus und den Prometheus-Fragmenten Goethes eröffnet eine wahre Fülle interessanter Vergleiche und zeigt, wie Calderon die Aufgabe eines christlichen Renaissancedichters erfaßt und gelöst hat.

Die Calderonsche Bearbeitung der Prometheussage, „Des Prometheus Götterbildnis", welche Pasch 1887 nur zum Teil versuchsweise in deutscher Übersetzung herausgab, liegt nun (seit 1893) vollständig abgerundet vor, und die Übersetzung hat durch hingebenden Fleiß und sorgfältige Feile noch an Genauigkeit und Glätte gewonnen[3]. Allen, welche sich für die Prometheussage interessieren, wird das Bändchen deshalb eine willkommene Gabe sein. Keine moderne Bearbeitung hat den merkwürdigen Mythos in so tiefsinniger Weise aufgefaßt und gewissermaßen christianisiert, als es Calderon in diesem Stücke getan.

[1] Literar. Rundschau 1888, Nr 6.
[2] Stimmen aus Maria-Laach XXXIII (1887) 331.
[3] Ebd. XLVI (1894) 324 f.

Das andere Drama im dritten Bändchen von Paschs „Ausgewählten Schauspielen", Ni amor se libra de amor (Selbst nicht Amor frei von Liebe)[1], ebenfalls mythologisch, bildet ein interessantes Seitenstück zu „Prometheus' Götterbildnis". Auch hier hat der große spanische Dramatiker eine allegorische Deutung des antiken Märchens einfließen lassen, dieses jedoch, dem leichteren Stoff entsprechend, freier und spielender behandelt. So ideal und echt poetisch er denselben aber auch ausgeführt hat, ist das Märchen von Amor und Psyche doch trotz der edeln und reinen Auffassung so geartet, daß das Stück reifere und vernünftige Leser voraussetzt. Eine Sammlung, welche Calderons Bühne nach ihrer wesentlichen Vielseitigkeit zum Ausdruck bringen will, durfte dieses Schauspiel, eines seiner formvollendetsten mythologischen Stücke, indes nicht übergehen.

Von den zwei Schauspielen im ersten Bande der Auswahl von Pasch ist das erste, „Spaniens letzter Zweikampf", in geschichtlicher wie in ästhetischer Hinsicht so interessant, daß Graf v. Schack schon vor Jahren seine Verwunderung darüber aussprach, warum es noch keinen Übersetzer gefunden, das andere aber, „Der Galicier Luis Perez", ein bewundernswertes Sittengemälde aus der Zeit des Dichters selbst.

„Übers Grab hinaus noch lieben" ist eines der zehn Stücke, deren Stoff Calderon der spanischen Geschichte entnommen hat, und von denen „Der Alkalde von Zalamea" wiederholt ins Deutsche, dann ins Französische, Italienische, Englische, Dänische und Ungarische übersetzt und (in Wilbrandts Bearbeitung) noch in letzter Zeit fast auf allen deutschen Bühnen aufgeführt worden ist. Amar después de la muerte liegt dagegen hier zum erstenmal in deutscher Übersetzung vor. Das Stück behandelt die 1568 ausgebrochene und 1570 durch Don Juan d'Austria niedergeschlagene Empörung auf dem Alpujarrasgebirge. Der Hauptheld ist ein Moriskenführer, Alvaro Tuzani, der, in den blutigen Wirren des Aufstandes gefangen genommen, das Leben der ihm entrissenen Braut Clara mit verzweifelter List und Tollkühnheit an ihrem Mörder Garcez rächt, sich durch die Übermacht der Spanier durchschlägt und auf die Fürbitte seiner Schwester Isabel mit dem Reste der Mauren von Don Juan begnadigt wird. Das Hauptmotiv der Handlung ist die unglückliche Liebe Alvaros zu Donna Clara, wie sie sich in der ergreifenden Klage ausdrückt:

„Ja, denn jene tote Schöne,
Jene Rose, duft- und blattlos,
Ist nun meiner Seele Leben,
Meines Lebens Seele war sie.
Du bist's, den ich suchte; dich
Hofft' einmal ich doch zu fassen,
Um zu rächen ihre Schönheit."

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLII (1892) 114.

Wie der Übersetzer Konrad Pasch[1] bemerkt, treten indes in dem Stücke „die historischen Momente fast ebenso stark hervor: der Aufstand der Moriscos in seinem ganzen Umfange, von seinem Entstehen, bis er gestillt wurde, das letzte Aufflackern jener Flamme, die früher so sehr an Spanien zehrte; die Einäscherung und Plünderung des Felsennestes Galera; die Unmenschlichkeit der Soldaten und der Rassenhaß der Spanier gegen die Moriscos; die jugendliche Heldengestalt des Don Juan d'Austria, des nachmaligen Siegers in der Seeschlacht von Lepanto, und ihm zur Seite der im Krieg ergraute, fluchende und von der Gicht geplagte Lope de Figueroa; die heißblütigen, leidenschaftlichen, aber edel gehaltenen Moriscos mit ihrem König Fernando Válor und dem unglücklichen Tuzani: dies alles zusammen — und man denke dazu noch die prächtige Heeresmusterung im zweiten Akte — gibt uns ein Gemälde, wie man es sich bunter und mannigfaltiger kaum denken kann. Und all dies ist historisch treu und wahr. . . . Dazu kommt noch jene Vorliebe für das Haus Österreich, die zwar bei Calderon öfters, besonders aber in diesem Drama zu Tage tritt und die in der spanischen Geschichte ebenfalls begründet ist". V. Schmidt, Schack, Ticknor, Hinard, Ribeiro rechnen dieses Drama zu Calderons besten Werken, wenn Schack auch die Diktion zu geziert findet. Wenn man aber die Milde und Teilnahme Calderons für die Moriscos mit seiner Strenge gegen die Protestanten in Gegensatz gebracht und dieses Stück besonders als Toleranzstück gepriesen hat, so ist daran zu erinnern, daß Calderons Anschauungen eine Toleranz der Lehre nicht kennen, wohl aber nicht nur Duldung, sondern die herzlichste christliche Liebe für die unfreiwillig und schuldlos im Irrtum Befangenen.

Wie bei der „Statue des Prometheus", so zeigt sich auch bei diesem ergreifenden historischen Drama Pasch als ein tüchtiger, formgewandter Übersetzer und als ein fleißiger und sorgfältiger Kommentator.

Zum Jubiläum des Don Quijote (1605—1905)[2].

„Paz de Borbón", d. h. Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, über deren „Gedichte" wir kürzlich berichteten[3], ließ es sich als begeisterte Spanierin nicht genügen, zu der Cervantes-Ausstellung in Madrid Gemälde und andere Kunstgegenstände einzusenden, sondern hat auch versucht, in einer kleinen Gelegenheitsschrift (Buscando las Huellas de Don Quijote [„Suche nach

[1] Übers Grab hinaus noch Lieben. Historisches Drama von Don Pedro Calderon de la Barca. Übersetzt von Konrad Pasch, Wien 1888, Brockhausen und Bräuer. Vgl. Stimmen aus Maria-Laach XXXV (1888) 548—549.

[2] Stimmen aus Maria-Laach LXIX (1905) 118—120.

[3] Poesias de Paz de Borbón, Friburgo de Br. 1904. Stimmen aus Maria-Laach LXVIII (1905) 105—107.

den Spuren des Don Quijote"]. 12° [96]. Freiburg i. B. 1905, Herder) die ungeheure Verbreitung des berühmten Romans zu zeichnen. Derselbe war eines ihrer Lieblingsbücher von Jugend auf. Sie lernte ihn schon als achtjähriges Kind aus einer französischen Bearbeitung für die Jugend kennen, als sie mit den Ihrigen, durch die Belagerung aus Paris vertrieben, 1870 in Genf weilte. In ihren Mädchenjahren las sie ihn dann spanisch mit andern Meisterwerken der spanischen Literatur, gemeinsam mit ihrem Bruder zu Madrid. Eine spanische Prachtausgabe mit Dorés Illustrationen bildete eines ihrer Brautgeschenke und erheiterte sie während des ersten Winters (1883), den sie in München zubrachte. Erst das Zentenarium veranlaßte sie indes, nah und fern bei hohen Bekannten Umfrage über die verschiedenen Ausgaben des „Don Quijote" zu halten. Fürst Fugger vermittelte ihr aus seiner stattlichen Bibliothek in Augsburg das Exemplar der ersten Originalausgabe (Juan de la Cuesta, 1605), das einer seiner Vorfahren unmittelbar aus Spanien bezogen, nebst einem Exemplar der „Musternovellen" von 1617 und andere seltene Drucke jener Zeit. Die Nachforschung im Hause Thurn und Taxis ergab nur spätere Ausgaben (drei französische von 1704 bis 1735, 1746, 1798 und die deutsche von Bertuch 1780, 1781). Die Ausgaben, welche die gelehrte Prinzessin Therese in der königlichen Privatbibliothek zu München ausfindig machte, sind noch späteren Datums, eine spanische von 1831, zwei deutsche (1839) und drei französische (1810, 1853). Überaus reich an Ausgaben des „Don Quijote" erwies sich dagegen die Münchener Staatsbibliothek: ein junger Spanier aus Salamanca verschaffte der Prinzessin eine Übersicht derselben; es sind ihrer 17 spanische, 9 französische, 2 englische, 3 italienische, 1 portugiesische, 13 deutsche.

Aus Wien berichtete ein Gelehrter, daß die deutschen Übersetzungen, besonders diejenigen von Bertuch und Tieck sich überall eingebürgert hätten. Dazu sind zwei ungarische Übersetzungen (Kecskemet 1850—1853 und Budapest 1885) verzeichnet, sowie zwei ungarische Bearbeitungen für die Jugend, ebenso vier böhmische (Prag 1864, 1866, 1868, 1877). In der Nationalbibliothek zu Athen, an welche sich Prinzessin Therese wandte, fand sich nur eine griechische Übersetzung (Athen 1894), Abdrucke einer andern, die 1864 in Triest gedruckt wurde, daneben noch ein griechischer Auszug für die Jugend, sowie vier spanische, vier französische, zwei deutsche, eine dänische und zwei italienische Ausgaben. — In Holland wurde der „Don Quijote" schon 1657 von Lambert van den Bos übersetzt, seine in Dordrecht erschienene Übersetzung wurde 1696, 1707, 1732 in Amsterdam wieder neu gedruckt und 1832 im Haag. Danach erschien 1819 zu Amsterdam und wieder 1888 ein Auszug für die Jugend. — In Lissabon erschien das Werk 1605 gleichzeitig mit der Ausgabe von Madrid im spanischen Urtext. Übersetzungen ins Portugiesische folgten dann 1794, 1850, 1853, 1876—1878 und 1877. — Für

italienische Übersetzungen wurde die Königin-Mutter Margarita um Auskunft angegangen; sie verzeichnet ihrer 12: 1 von Lorenzo Franciosini (Venedig 1622), 4 aus Mailand (1851, 1860, 1875, 1897), 2 von Bartolomé Gamba (Mailand 1871 und 1880, letztere in Folio mit Dorés Illustrationen), 3 bei Sonzogno (Mailand 1884 und 1886), 1 in Rom (1888), 1 in Mailand (1892), dazu 2 Bearbeitungen in Versen (Vicenza 1884 und Neapel 1891) und 1 illustrierte für Kinder (Turin 1889).

Schwedische Übersetzungen werden sieben aufgeführt (1802, 1818—1819, 1848, 1857, 1859, 1891—1892, 1902) und zwei Bearbeitungen für die Jugend; finnische Übersetzungen zwei (1877 und 1896). Ob der „Don Quijote" auch in die Türkei gedrungen, darüber wurde bei der Königin von Rumänien angefragt, welche jedoch keine bestimmte Antwort erteilte; sie meinte nur, ein Charakter so voll Herz, Täuschungen und Ritterssinn würde den Orientalen unverständlich bleiben.

Von den russischen Übersetzungen erlangte Prinzessin Therese durch den Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch, den Bruder der Königin von Griechenland, eine Liste, die unerwartet reich ausfiel. Die ältesten Übersetzungen sind nach französischen angefertigt (St Petersburg 1769, 1791, 1831; Moskau 1803—1806, 1812, 1815). Erst 1838 übersetzte Konstantin Masaliski das Werk unmittelbar aus dem Spanischen; seine Übersetzung wurde 1848 neu gedruckt, und nun folgten eine Menge neuer Übersetzungen und Ausgaben (1860, 1866, 1867, 1868, 1869, 1873, 1874, 1880, 1881, 1885, 1888, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904), dazu noch Jugendausgaben und kleinere Auszüge. „Don Quijote" ist in Rußland eines der gelesensten Bücher.

Aus Polen werden dagegen nur zwei Übersetzungen (1890 und 1899) und eine Jugendbearbeitung namhaft gemacht.

Die Nationalbibliothek zu Paris besitzt den spanischen „Don Quijote" in mehr als 60 Exemplaren der verschiedensten Ausgaben, in mehr als 130 französischen Ausgaben, von denen aber viele inkomplett sind, 2 deutsche, 4 englische, 1 dänische, 1 holländische, 4 italienische, 2 portugiesische, 1 russische, 1 finnische, 1 bulgarische, 1 kroatische, 1 serbische Übersetzungen. Von französischen Übersetzern werden genannt: Berthelier (Rouen 1646), Tilleau de St-Martin (1677—1678), P. Mortier (1695), Florian (Jahr 7 der Republik), d'Aulnay (1821), Farine (1865), Henri Pille (1893).

Bei weitem am reichsten an Ausgaben des Originaltextes wie an englischen Übersetzungen und Auflagen derselben scheint aber von allen europäischen Ländern England zu sein. Mr Martin Hume, ein Spezialforscher auf diesem Gebiet und Mitglied der Real Academia Española de Historia, brachte ein Verzeichnis zusammen, das nicht weniger als 129 Nummern aufweist.

Die älteste Übersetzung (The History of the Valorous and Witty Knight-Errant Don Quixote de la Mancha) ist von Thomas Shelton, in 4° 1612 zu London gedruckt, die letzten Ausgaben sind von London 1905 und Edinburgh 1905 datiert. Andere Übersetzungen sind von J. Philips (1687), J. Stevens (1700), P. Motteux (1700), C. Jarvis (1742), T. Smollet (1755), W. E. Watts (1888). Shelton erlebte 1904 die sechste Auflage, Jarvis 1892 die 39. Auflage.

Gute spanische Ausgaben veranstalteten John Bowle (Salisbury 1781) und J. Fitzmaurice-Kelly (Edinburgh 1899).

Aus der gesamten Übersicht erhellt genugsam, daß der „Don Quijote" heute längst nicht mehr Spanien allein, sondern der ganzen zivilisierten Welt angehört, wie Don Modesto Lafuente bemerkt, „ein Buch für Leute aller Klassen und aller Altersstufen, aller Länder und aller Zeiten". Und worin liegt der Grund? Hume meint: „Weil er die ewigen, ursprünglichen Saiten des menschlichen Gefühls berührt; weil sein Humor universell und für alle Zeiten gültig ist, wie Shakespeares Philosophie." An einer andern Stelle sagt er: „Cervantes schreibt mit Anmut und Witz, weil er klar denkt und sieht. Aber vereint mit seiner Fröhlichkeit sieht man zwischen den Zeilen Nachsicht und einen großen Optimismus; die Art und Weise, wie er keinen zu verdammen sucht, beweist, daß sein Herz ebenso gesund war wie sein Kopf.

„Ein sehr gelehrter Cervantes-Forscher bemerkt mit Recht, daß im ‚Don Quijote' 665 Personen vorkommen, und daß es unter ihnen allen keinen vollständig schlechten und verächtlichen Charakter gibt." Dazu fügt die Prinzessin Ludwig Ferdinand mit ebensoviel Recht: „Man wird so müde von den Typen, welche uns die moderne Literatur vorführt, daß es eine wahre Wohltat ist, sich von neuem in den ‚Don Quijote' zu vertiefen." Ja, da waltet noch jene geistige Gesundheit, jener sonnige Humor, jene gemütliche Liebe zu Gott und Menschen, nach welcher man sich in den modernen Ehebruchsgeschichten und Dekadenzproblemen vergeblich umsieht. Die Sünde verdirbt die Völker — und auch den Humor und die Literatur.

Der spanische Humorist P. Joseph Franz de Isla S. J.[1]

„Geschichte des berühmten Predigers Fray Gerundio de Campazas alias Zotes" -- so lautete der Titel eines Romans, welcher am 23. Februar 1758 bei dem Buchhändler Gabriel Ramirez in der Straße Atocha zu Madrid ausgegeben wurde. In einer Stunde waren 300 Exemplare verkauft, in weniger als 24 Stunden 800. Neun Buchbinder falzten und hefteten Tag und Nacht, konnten aber der stürmischen Nachfrage nicht entsprechen. Die

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXVIII (1905) 82 ff.

Käufer wollten nicht warten, sondern stürzten sich wie die Löwen auf die noch ungefalzten Blätter und holten sie sich nach Hause. In wenigen Tagen war die ganze Auflage vergriffen. König Ferdinand VI. ließ sich das Buch alsbald vorlesen. Bei Hofe und in der Stadt wurde es wie ein Leckerbissen verschlungen. Seit dem „Don Quijote" des Cervantes war nie so etwas dagewesen. Niemand kümmerte sich mehr um Friedrich II. und die Preußen, deren Kriegsunternehmen noch eben das Stadtgespräch gebildet hatten. Alle Welt sprach nur von „Fray Gerundio". Noch keine vierzehn Tage waren vergangen, und König und Königin ließen sich das Buch zum zweitenmal lesen. Die Minister, die Hofbeamten, die angesehensten Herren und Damen schwärmten dafür. Auch Papst Benedikt XIV., ein geistreicher Mann und feiner Literaturkenner, las das Buch, lachte herzlich bei dessen Lesung und belobte warm die Absicht des Verfassers. Hunderte von Leuten harrten auf die zweite Auflage, welche schon im Druck war, als unerwartet die Sekretäre der Inquisition Johann von Mata und Gil de Torre in der Druckerei erschienen und das noch unvollendete Werk mit Beschlag belegten. Der Druck wurde eingestellt. Nach langwierigem Prozeß wurde das Werk verboten und unter dem nächsten Papste, Klemens XIII., am 1. September 1760 sogar auf den römischen Index gesetzt. Allein das kirchliche Verbot vermochte das Aufsehen, welches dasselbe gemacht, selbst in dem katholischen Spanien nicht mehr auszulöschen. Es erschien eine Fortsetzung, es erfolgten neue Auflagen, im Jahre 1772 eine englische, 1773 eine deutsche Übersetzung. Der Roman wurde den klassischen Schriften der spanischen Literatur beigezählt, und nach dem ziemlich einstimmigen Urteile der Kritiker und Literarhistoriker gilt sein Verfasser, der Jesuit Joseph Franz de Isla, heute sogar als der bedeutendste spanische Prosaiker des ganzen 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Aufklärung und der Aufhebung der Gesellschaft Jesu[1].

[1] Der volle Titel des Werkes lautet: Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes. Escrita por el Licdo Don Francisco Lobon de Salazar. Presbitero, Beneficiado de Preste en las Villas de Aguilar, y de Villagarcia de Campos, Cura en la Parroquial de San Pedro de esta, y Opositor á Cáthedras en la Universidad de la Ciudad de Valladolid. Quien la dedica al público. Tomo Primero. Con Privilegio. En Madrid, en la imprenta de Don Gabriel Ramirez, Calle de Atocha, frente del Convento de Trinitarios Calzados. Año de 1758. — Parte Segunda (libro IV) 1758. — Heimliche Neudrucke: En Campazas (d. h. Madrid) 1770 1787. — Weitere Ausgaben: Madrid 1804 1813 1820; Paris 1822 1824; Barcelona 1824 1835 1842; Madrid 1846. — Zugleich mit andern Werken Islas in den Obras escogidas del Padre J. F. de Isla por Don P. F. Monlau (Biblioteca de Autores Españoles XV). Madrid 1850, Rivadeneyra; neue Ausgabe 1876. — Kritische Ausgabe nach den Handschriften von Eduard Lidforß, Professor in Lund, Leipzig 1885, Brockhaus (Colección de Autores Españoles 52 53). — Englische Übersetzung (von Baretti) London 1772. — Deutsche Übersetzungen von J. Bertuch, Weimar 1773; E. Buz (ohne Ort) 1779;

Die erste deutsche Übersetzung kam 1773 in Weimar heraus, während Isla noch als Verbannter in Italien lebte. Ihr Verfasser, Friedrich Justin Bertuch, der spätere Kabinettssekretär des Herzogs Karl August, hatte eben seine Übersetzung des „Don Quijote" mit der Fortsetzung des „Avellaneda" vollendet und betrachtete „Fray Gerundio" offenbar als ein ergötzliches Seitenstück dazu. Eine eingehendere Würdigung fand P. Isla erst durch die Literarhistoriker Sismondi und Ticknor. In Spanien und in Frankreich wurde sein Roman wohl wiederholt neu gedruckt, doch vergingen über hundert Jahre, bis 1885 der schwedische Gelehrte Eduard Lidforß eine sorgfältige kritische Ausgabe desselben nach den Handschriften veranstaltete. Inzwischen haben die veränderten Zeitumstände in Rom eine mildere Beurteilung angebahnt, und so ist das so hart angefochtene und 140 Jahre lang verbotene Buch aus der neuen offiziellen Ausgabe des römischen Index (1900) verschwunden und wieder zu seinen vollen bürgerlichen und literarischen Ehren gelangt.

1. Daß er je einen Rumor in der Welt erwecken würde, hat sich José Francisco de Isla sicher nicht geträumt, als er 1719, erst sechzehn Jahre alt, zu Villagarcia de Campos als Novize in die Gesellschaft Jesu eintrat. Er wurde am 24. März 1703 auf einer Wallfahrt geboren, welche seine Eltern von ihrem Wohnorte aus, dem Dorfe Vidanes (Villavidanes) im Königreich León, aber an der Grenze von Altkastilien, nach einem Heiligtum der Stadt Valderas unternahmen. Der Vater, der ebenfalls Joseph hieß, war Beamter, später oberster Güterverwalter (alcalde mayor de estado) der Grafen von Altamira, die im Königreich León reich begütert waren. Die Jesuiten, bei welchen der Knabe seine Erziehung erhielt, gefielen ihm anfänglich gar nicht; doch gewöhnte er sich bald an ihre ernste und liebevolle Leitung. Sein Biograph Salas schildert ihn als Wunderkind, das mit einer fabelhaften Leichtigkeit allen seinen Altersgenossen weit vorausgeeilt sei und schon mit elf Jahren das Bakkalaureat des Zivilrechts erlangt habe. Man wird das nicht zu ernst nehmen müssen. José wird ein talentvolles, frühreifes Kind gewesen sein. An das Priestertum dachte er so wenig, daß er sich schon mit 16 Jahren eine ebenso blutjunge Braut erkor und sich förmlich mit ihr verlobte. Da aber von beiden Seiten nicht die nötige Aussteuer vorhanden war, die Eltern

---

(P. Modestus Hahn) 1777. — Biographien Islas von J. J. de Salas (P. Tolrá) Madrid 1803; Ch. G. von Murr (Journal, 11. Tl, Nürnberg 1783, 231—289); Monlau (in den Obras Escogidas). — B. Godeau, Les prêcheurs burlesques en Espagne au XVIIIe siècle. Étude sur le P. Isla, Paris 1891. — Nach dem Urteil eines deutschen Romanisten, W. F. (wohl Wend. Förster), ist das Werk „ein in seiner Art ausgezeichneter Roman, der durch die Anlage und das konsequente Festhalten an dem Gegenstande den stets nach rechts und links und oft sehr weit abspringenden ‚Don Quijote' übertrifft" (Zarncke, Literar. Zentralblatt 1886, Nr 2, Spalte 72).

der Braut auf rasche Heirat drängten, José sich außer stande sah, so schnell eine gesicherte Lebensstellung zu erlangen, so vermochte er seine Braut durch freundliche Überredung, von dem gegebenen Eheversprechen zurückzutreten, und verzichtete seinerseits ebenfalls auf ihre Hand. Er machte nun geistliche Übungen und trat aus denselben mit dem Entschluß, sein Leben Gott und der Kirche zu widmen, und zwar in der Gesellschaft Jesu. Am 27. April 1719 trat er in das Noviziatshaus, dessen Namen durch viele Männer von ungewöhnlicher Heiligkeit des Lebens bekannt ist. Sechzig Jahre später erklärte er in einem Briefe, daß ihn über diesen Entschluß nie der leiseste Anflug von Reue beschlichen habe. Der größte Schmerz seiner alten Tage war die Aufhebung des von ihm so innig geliebten Ordens.

Schon im Noviziat regte sich der künftige Schriftsteller. Ohne je Französisch studiert zu haben, ohne Grammatik und Diktionär übersetzte er eine französische „Novene zu Ehren des hl. Franz Xavier" ins Spanische, und zwar so gut, daß man sie drucken lassen konnte.

Nach Vollendung der vorgeschriebenen zwei Noviziatsjahre kam Isla in das altberühmte Salamanca, das damals neben seinen vier Colegios Mayores noch ein Dutzend geistliche und etwa 26 verschiedene weltliche Kollegien zählte, die mit der Universität in Verbindung standen. Hier studierte er zwei Jahre Philosophie, vier Jahre Theologie und wurde dann — erst 25 Jahre alt — selbst Professor, und zwar der Exegese. Nach Jahresfrist vertauschte er diesen Lehrstuhl mit jenem der Philosophie in Medina del Campo, und 1729 bestand er das sog. dritte Probejahr, das ausschließlich Übungen der Frömmigkeit gewidmet wird. Darauf wurde er abermals als Philosophieprofessor angestellt, und zwar 1730 und 1731 in Segovia, 1732 bis 1738 in San Jago de Compostela, dann wieder in Segovia; endlich von 1744 bis 1747 finden wir ihn in Pamplona als Professor der scholastischen Theologie. Neben seiner Professur widmete er sich aber zugleich beständig dem Predigtamte, dem Beichtstuhle und den Volksmissionen. Während seines Aufenthaltes in Pamplona hörte er in einem Vierteljahre mehr als 4000 Generalbeichten. Das zeichnet ihn genugsam als seeleneifrigen Priester. Wie als Beichtvater, so wurde er auch als Prediger sehr geschätzt. Er nahm es durchaus ernst mit diesem heiligen, verantwortungsvollen Amte und bemühte sich, durch Studien und gewissenhafte Vorbereitung demselben nach besten Kräften zu entsprechen.

Für literarische Arbeiten schien bei so angestrengter Tätigkeit in Lehramt und Seelsorge kaum Muße zu bleiben. Wie indes sein Theologieprofessor in Salamanca, P. Luis de Losada, sich beim gründlichsten Studium der scholastischen Wissenschaft ein reges Interesse für Literatur und anderweitige Wissenszweige bewahrt hatte, so behielt auch P. de Isla die Lust und Liebe zur Poesie, welche schon in frühen Jahren in ihm erwacht war. Er sah sich

noch immer in den alten Klassikern um, unter welchen Juvenal sein Lieblingsschriftsteller war, und las auch fremde Autoren, namentlich Bourdaloue und Molière, schöpfte aber mit Vorliebe aus den Schätzen der eigenen heimischen Literatur und verfolgte deren Weiterentwicklung mit lebhaftestem Anteil.

Während seines letzten Studienjahres (1727) in Salamanca feierte die Universität die Heiligsprechung der Heiligen Stanislaus Kostka und Aloysius Gonzaga durch die glänzendsten Feste, wie sie damals in Spanien üblich waren: eine von einem zehnjährigen Knaben gehaltene Predigt, zwei Autos (religiöse Festspiele), von Sainetes (komischen Zwischenspielen) unterbrochen, ein allegorischer Festzug mit dem sonderbarsten Gepränge und endlich ein Stiergefecht mit Maskenkostüm, in welchem die als Witwe gekleidete Dulcinea von Toboso an der Seite des Don Quijote und des Sancho Pansa mitfocht. Nach der Sitte der Zeit mußte das alles nachher ausführlich beschrieben und als Festschrift verewigt werden. Der zweite Teil dieser Festschrift: das Auto zu Ehren des hl. Aloysius, die Beschreibung des Festzuges und des Stiergefechtes, fiel Isla zu. Das Ganze erschien als Buch unter dem Titel „Die triumphierende Jugend".

Da der Zeitgeschmack bei solchen Gelegenheiten nicht nur die ihnen entsprechende Würde, sondern die pomphafteste Deklamation, die kühnsten Metaphern, Gleichnisse, Allegorien und alle übertriebenen Redefloskeln des Rokoko erheischte, so konnte Isla seiner Neigung zum Einfachen und Natürlichen nicht folgen, sondern mußte wohl oder übel sich den Forderungen des Publikums anpassen. Doch trat dabei unwillkürlich der Schalk hervor, der in ihm lebte, und das feinere Urteil, mit dem er den phantastischen Aufzug betrachtete. In hochpathetischer Schilderung ließ er die theologischen Wissenschaften daherstolzieren, als Amazonen gekleidet, mit dem Schwert an der Seite; ihnen folgten unter der Gestalt höllischer Ungeheuer die Häresien und Sekten, der Mohammedanismus, das Judentum (in grünem Kaftan und mit gelber Mütze), der Jansenismus, der Quietismus und die Sittenverderbnis. Dann erschien die Metaphysik, wie Isla schreibt, „eine äußerst launische Dame". Sie wollte sich nicht mit den Insignien zeigen, welche dem reinen Adel ihres Blutes gebühren, sondern unter den Zügen, welche sie in den Köpfen einiger Schulgelehrten annimmt, empfindlicher als die eifersüchtigsten Männer, gewundener als ein wahrer Mäander und so, daß vollkommen die Definition Buchanans auf sie paßt:

Gens ratione furens et mentem pasta chimaeris.

Islas nächste Schrift war schon die reine Satire. Während seines ersten Aufenthalts in Segovia fiel ein strenger Winter. Die Tochter eines seiner Freunde, der Corregidor perpetuo der Stadt war, bekam Frostbeulen, die mit einem vernünftigen Hausmittel leicht zu heilen gewesen wären. Allein

man zog die Wissenschaft herbei in Person des Lizentiaten Carmona, der über die Natur des Übels lange Reden hielt und dann folgendes Rezept verschrieb:

R. Nivis limpidissimae et spongiosae libr. Xjj.
Olei olivarum, non rancidi libr. ij,

Oleum et nix injiciantur in capacissima fuscina aeris: fortiter agitentur cum magno cocleario ligni, donec solum remaneat oleum, velut quaedam substantia alba et serva; quodque, si volueris, distilla.

Also geschah's. Zwölf Pfund reinen und schwammigen Schnees und zwei Pfund Olivenöl wurden in einer großen Eisenpfanne mit einem Holzlöffel so lange durcheinandergerührt, bis das Öl zerteilt im Schneewasser herumschwamm, und damit dem Mädchen dann die Füße eingerieben. Nun wurde es ernstlich krank. Die Füße schwollen auf. Das Kind bekam starkes Fieber. Drei bis vier Ärzte wurden herbeigerufen. Carmona wollte recht behalten, definierte lateinisch Frostbeule, Wunde, Fieber und bewies aus Aristoteles, St Thomas, Seneca und Paracelsus, daß das Öl weder Erkältung noch Entzündung hervorrufen könne, und daß man deshalb mit dem Heilmittel fortfahren müsse. Die andern Ärzte widersprachen. Es brach Streit aus, und sie prügelten sich beinahe am Krankenbette. P. Isla, als Hausfreund ebenfalls anwesend, brachte eine notdürftige Versöhnung zu stande; aber als schon alles vergeben und vergessen schien, ließ Carmona zu Madrid eine Schrift zu seiner Verteidigung drucken: „Rationelle Methode und chirurgisches System, um Frostbeulen zu erkennen und zu heilen." Das war dem P. Isla doch zu stark, und er erwiderte die Schrift pseudonym mit drei satirischen Briefen, welche das pedantische Schulgeschwätz des Lizentiaten mit dem köstlichsten Humor zerpflückten und ihn zum Gegenstande der allgemeinen Heiterkeit machten. Auf die Versicherung Carmonas, er habe schon 16 Jahre nach dieser Mode kuriert, antwortete er mit den Versen:

„Ganz regelrecht methodisch schlachtet
Doktor Carlin die Kranken ab;
Wer ihn nicht ruft, der bleibt am Leben,
Wen er behandelt, kommt ins Grab.

Nur ein Geschäft, nur eine Firma
Der Doktor mit dem Pfarrer hat;
Recipe sagt der fromme Doktor,
Der Pfarrer darauf: Requiescat.

Das wissen längst schon die Bedienten;
Drum, müssen sie zum Doktor gehn,
Gehn sie am Pfarrhaus erst vorüber,
Um dort nach einem Grab zu sehn."

Die humoristische Abfertigung wurde erst nach vielen Jahren (1758) gedruckt, aber, wie er schreibt, vorläufig in Abschriften herumgeboten. Im engeren Kreise ward das Inkognito gelüftet, und das muntere Schriftchen, ebenso witzig als sprachgewandt, vermehrte die Zahl vornehmer Freunde, welche P. Isla bereits bei Hofe und unter den Gelehrten zählte. Unter diesen befand sich der gelehrte Benediktiner Don Benito Feijóo y Montenegro, der Verfasser des Teatro crítico und der Cartas eruditas, der Schriftsteller Don Augustin de Montiano y Luyando, der königliche Bibliothekar Don Juan Manuel de Santander, der Staatsmann Zenon Semodevilla, später Marquis de Ensenada, und der Geistliche Don Leopoldo Gerónimo Puig, einer der Herausgeber des Diario de los Literatos.

2. Inwieweit Isla an dieser und andern Zeitschriften beteiligt war, steht nicht fest. Sicher ist dagegen, daß er durchaus jener Richtung huldigte, welche Puig vertrat und welche ebensosehr gegen die Verderbung der spanischen Sprache durch französische Worte und Wendungen als gegen das eingeborne Zopfwesen gerichtet war. Nach seiner Ansicht sollte man sich gerade für den Geschmack die besten französischen Klassiker zum Muster nehmen, in der Sprache sich aber an den Reichtum der eigenen Klassiker halten und alle Gallizismen von sich weisen. Das hatte er im Auge, als er Fléchiers „Geschichte des Kaisers Theodosius" übersetzte, welche 1730 und 1731 in Madrid erschien. Den ersten Teil widmete er dem Rate seiner Geburtsstadt Valderas, den zweiten Teil seinem gleichgesinnten Freunde Don Francisco de Perea y Porras, Erzbischof von Granada. Das Werk erlebte mehrere Auflagen.

Zu selbständiger Produktion gelangte Isla dagegen noch lange Jahre nicht, und nur auf Drängen anderer und für eine Sache, welche ihm im Grunde zuwider war. Während seines Aufenthalts in Pamplona starb König Felipe V. am 9. Juli 1746. Sein Nachfolger Ferdinand war für das übrige Spanien der VI., für das kleine Navarra aber der II. dieses Namens. Je kleiner aber Navarra war, desto stolzer waren die Navarresen darauf, etwas Besonderes zu haben, und feierten deshalb seinen Regierungsantritt mit all den pomphaften Formen, mit welchen in alten Zeiten den Königen von Navarra gehuldigt worden war. P. Isla war bei der Feierlichkeit nicht anwesend; kaum war er aber zurück, als die Navarresen ihn offiziell einluden, die übliche Festschrift zu verfassen. Er tat alles, um diese Ehre von sich abzulehnen. Als es ihm nicht möglich war, suchte er sein Bestes zu tun, um ihrem Wunsche zu entsprechen, und legte Plan wie Ausführung den vorsichtigsten Ratgebern vor. Die Schrift erhielt den Titel: „Triumph der Liebe und Loyalität oder Der große Tag von Navarra".

Obwohl er in der Einleitung den Gedanken entwickelte, sein erhabener Gegenstand dürfe nicht durch pomphaften Stil aufgeputzt werden, sondern

müsse durch die ihm innewohnende Größe selbst wirken, schlug er doch alsbald jenen aufgedunsenen Ton der Lobrede an, welchen die Spanier nun einmal über alles liebten und welcher uns unwillkürlich an den Mundwinkeln juckt:

„Wie bereits erwähnt", so sagt er, „weiß die Welt, was das Königreich Navarra ist, und weiß es von daher, daß sie, als sie noch zur Schule ging, an den Ruhmeserinnerungen dieses Königreiches lesen lernte. Ich werde der Versuchung nicht erliegen; es wäre knabenhaft, sie der Reihe nach aufzählen zu wollen, da sie so bekannt sind, daß selbst die Unwissendsten sie singen und daß die Malabarenkinder sie in ihrer Sprache feiern. Die Geschichte von Navarra ist die Weltgeschichte, oder besser gesagt, die Weltgeschichte ist die Geschichte von Navarra[1]; denn es gibt kein Kaiserreich, es gibt keine Provinz auf der ganzen bekannten Welt, in deren Ruhm nicht die Navarresen verflochten sind, wie nach allgemeiner Annahme das Salz in allen zusammengesetzten Körpern enthalten ist. Es ist jammerschade, daß die Tapferkeit nicht ihre Apostel, der Waffenruhm nicht seine Propheten hat, und daß es nicht Missionäre der Bildung, des Glanzes und der Liebenswürdigkeit gibt, um von allen einzelnen Individuen dieses Königreiches zu sagen: in omnem terram exivit sonus eorum et in finem orbis terrae verba eorum. Bis sich mir indessen etwas Besseres bietet, das ich auf sie anwenden kann, mögen sie sich mit den Gedanken trösten, daß bis jetzt auf der Welt noch kein Einzelmensch geboren ist, auf den man besser jenen kleinen Text anwenden kann als auf ihren großen Landsmann, der als Stern in Navarra geboren wurde, als Gestirn im Okzident lebte und als Sonne im Orient starb, von dem ein Barbarenfürst, für den Augenblick die eigene Würde vergessend, sprach: ‚Ich wollte lieber Landsmann des Xavier sein als König über zwölf Amanguchis.' Wenn ich mich auf Lobsprüche verstehe, so gelten alle, die je von dieser erhabenen Nation ausgesagt worden sind, nicht die Hälfte von diesem.

„Es scheint mir auch, daß derjenige schon etwas gesagt hat, der vor etwa zwanzig Jahren sagte: ‚er könne ohne Schmeichelei versichern, daß Navarra als Heimat der Frömmigkeit, als Land der Genies, als Vaterland der Tapferkeit und als Wohnsitz des Edelmuts dasteht; daß die Navarresen empfänglich für das Gute sind, klug, scharfblickend, geistreich, mutig, behend, gebildet und eine mächtige angeborne Neigung besitzen, sich in allem auszubilden, was dem Menschen zur Zier gereichen kann; daß jede geziemliche Übung, die Herz, Geistesgegenwart, Gewandtheit und Hurtigkeit erheischt, dem Geiste des navarresischen Volkes sehr entspricht'." Endlich möchte ich sehr die treffende Wahl und den guten Geschmack hervorheben, womit er auf die Kleinheit dieses großen Königreichs jene Verse Manilos anwendete:

„Nicht verachte die Kraft des scheinbar kleineren Körpers,
Unermeßlich ist sie; so wiegen von Gold ein paar Unzen
Mehr an innerem Wert als ganze Berge von Eisen;
So ist noch werter als Gold der Demant, ein winziges Steinchen;
So den himmlischen Raum durchmißt die kleine Pupille;
So regiert die Seele, im Thron des Herzens verborgen,
Still den mächtigen Leib bis in die äußersten Glieder.
Nichts bedeutet das Maß des Stoffes; die Kräfte entscheiden,
Die kein Maß noch Gewicht nach ihrem Werte bezeichnet."

[1] Navarra macht dem Flächenraum nach etwa $^1/_{50}$, der Bevölkerung nach $^1/_{75}$ von Spanien aus.

In diesem Stile geht es weiter. Der König von Amanguchi hatte ganz recht, wenn er nicht 12, sondern 1200 Königreiche wie das seine mit der Ehre vertauschen wollte, ein Sohn Navarras zu sein. „Denn in diesem kleinen Königreich ist alles groß." Wenn sich die Navarresen auf Heiligkeit verlegen, gibt es lauter Leute wie Franz Xaver; werden sie Eroberer — lauter Sanchos; werden sie Richter — lauter Garcias; werden sie Gelehrte — lauter Navarros. „Jener König meinte — und er täuschte sich nicht sehr — daß auf den Bergen und selbst auf den Ödeplätzen dieses Reiches lauter Helden wüchsen, wie einer erzählt hat, daß man in den Gärten Roms Salat säte und daß Götter daraus hervorwuchsen: O sanctas gentes, queis Di nascuntur in hortis."

Am gelungensten wird die Festschrift, wo P. Isla jedem der sieben Mitglieder der navarresischen Deputation einzeln eine Lobrede hält, indem er unter ihnen den kirchlichen Arm, den militärischen Arm und den Arm der Universitäten unterscheidet; denn dieses Reich ist ein wahrer Briareus.

„Den kirchlichen Arm vertritt Herr Don Fray Malachias Martinez, Cistercienserabt des königlichen Klosters von Leira; königlich ist nicht richtig, ich müßte sagen himmlisch, empireisch, englisch, wenn das Kloster von Leira doch auch in diesem Sinne königlich ist; denn es ist königlich, und zwar wahrhaft königlich und mehr als das, wenn es mehr sein kann. Wir wissen aus der Geschichte, daß ein Mönch, ohne aus diesem Kloster fortzugehen oder ohne sich wenigstens weit daraus zu entfernen, vernommen hat, wie die Zeit unvermerkt im Himmel vergeht, und das lehrte ihn ein Vögelchen, dem er mit offenem Munde nicht weniger als dreihundert Jahre zuhorchte, die ihm wie drei Minuten vorkamen. Und das ist Geschichte, keine Fabel; denn dort weilt ganz und leibhaftig der selbige Mönch, um die Wahrheit Brust gegen Brust zu verteidigen. Und wenn die Vögelein, die rund um das Kloster fliegen, schon so himmlisch sind, was für Vögel werden dann innerhalb seiner Mauern wohnen? Und was wird erst der Vater Abt sein? Haben Sie Geduld, ich will es sagen:

Ist nun sein Haus ein flos Sanctorum,
Dann ist Don Malachias fürwahr
Schon jetzt und einst und immerdar
Ein Vater Abbas Abbatorum.
In saecula saeculorum
Soll dauern sein Name für und für
Und fürder leben soll er hier,
Wo ohne Furcht und ohne Beben
Man kann Jahrhunderte durchleben,
Und ‚Amen' rufen alle wir!"

Mit ähnlichen Lobsprüchen und Versen werden die übrigen Deputierten überschüttet, und dann folgt eine Glanzstelle, welche über ihre Siebenzahl alles nur mögliche und unmögliche in den bizarrsten Lobeserhebungen zusammenhäuft, ein Feuerwerk von schwülstigen Rokokophrasen, wie es der verzopfteste Zopfdichter nicht schwülstiger und toller hätte zusammenhäufen können.

Über diese Festschrift war das ganze Königreich entzückt. Noch niemand hatte so der Großmannssucht der Navarresen geschmeichelt. „Ich konnte mich", erzählt Isla selbst, „nicht in den Straßen von Pamplona sehen lassen, ohne unter Umarmungen und Glückwünschen beinahe erdrückt zu werden. Aus allen Städten des Königreiches regnete es Dankbriefe und Lobeserhebungen; die höchsten Persönlichkeiten von Navarra, Bischöfe und Adelige, überhäuften mich mit Zeichen ihrer Hochschätzung." Viele, die das Buch nicht kaufen konnten, liehen es und lernten es von Anfang bis zu Ende auswendig, wie der damalige Erzbischof von Saragossa bezeugt. Von allen Seiten wurde eine neue Auflage verlangt.

Drei bis vier Wochen dauerte dieser Rausch der allgemeinen Begeisterung. Da erhob sich plötzlich das Gerücht, daß die Schrift voll verkappter Bosheit stecke, daß die Lobeserhebungen und Schmeicheleien zweideutig gemeint seien, daß das Ganze nur eine verräterische Satire sei. Die Feinde der Jesuiten bemächtigten sich alsbald dieses Gerüchtes und regten das Volk auf. Gegen Islas Festschrift wurden Broschüren, Spottgedichte, boshafte Kommentare losgelassen, er selbst wurde mit schmutzigen Beleidigungen überschüttet. Er sah sich genötigt, in einer energischen Denkschrift beim Rate von Navarra Schutz zu suchen. Dieser nahm sich seiner an, verwahrte sich in einem offenen Briefe an den Jesuitenprovinzial gegen die verleumderischen Gerüchte und „gratulierte der Gesellschaft Jesu tausendmal, ein Mitglied von so außerordentlichem und altbekanntem Verdienst zu besitzen". Zugleich erklärten die Deputados aber, daß sich die öffentliche Aufregung gegen Isla nicht mehr dämpfen lasse, und daß sie für seine Sicherheit in Pamplona nicht mehr bürgen könnten. Der Provinzial sah sich hierdurch genötigt, den P. Isla zu versetzen, und überließ ihm selbst die Wahl des Kollegiums, in das er übersiedeln wollte. Er ging vorläufig nach San Sebastian.

Unzweifelhaft hat P. Isla nicht die Absicht gehabt, eine förmliche Satire auf die Navarresen zu schreiben; aber etwas komisch kam ihm seine Aufgabe schon vor, und indem er seine Feder nicht genug zügelte, entschlüpften ihm manche Worte und Wendungen, welche durch Übertreibung des Lobes als satirisch gedeutet werden konnten. Für den Ausländer, der an spanische Großsprecherei nicht gewöhnt ist, tönt freilich das Ganze eher wie eine meisterhafte Travestie als eine ernste Lobrede.

3. Die verhängnisvolle Festschrift war Isla förmlich aufgedrängt worden. Nach literarischem Ruhm hatte er nicht gegeizt. Mit ebensoviel Gleichmut, als er den ersten Sturm des Beifalls über sich hatte ergehen lassen, trug er den Sturm der Unbild, der darauf folgte, und zog sich wieder in sein anspruchsloses Wirken als Prediger und Missionär zurück. Zwölf Jahre vergingen, ehe ein anderes, viel einschneidenderes Werk wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken sollte.

Am Meeresgestade zu San Sebastian, unter den armen, aber braven und gescheiten Basken verbrachte er eine sehr ruhige und glückliche Zeit. Er war nur mehr Seelsorger, nicht mehr Professor. Im Jahre 1750 wurde er als Prediger in das Profeßhaus zu Valladolid versetzt, eine Anstellung, welche gewöhnlich nur den tüchtigsten Predigern zu teil wurde. Er hatte inzwischen den kurzen Abriß der „Spanischen Geschichte" von Duchesne, dem Erzieher der Infanten, aus dem Französischen ins Kastilianische übersetzt und konnte ihn 1750 erscheinen lassen — eine ebenso patriotische als für Hebung der allgemeinen Bildung nützliche Arbeit. Dann machte er sich an die Übersetzung des umfangreichen Werkes von P. Croiset „Das christliche Jahr". Als der Generalinquisitor D. Francisco Perez de Prado davon hörte, sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß ein P. de Isla auf eine so mechanische Arbeit die Zeit verwenden wollte, die er zur Hervorbringung selbständiger Meisterwerke verwerten könnte. Isla hielt es indes für sehr verdienstvoll, der Erbauung in einer Form zu dienen, die auch durch Sprache und Stil echte Bildung fördern könnte[1]. Auf Verwendung des Marquis de Ensenada nahm auch König Ferdinand VI. die Widmung des zweiten Bandes an.

Die Königin Maria Barbara von Braganza verlangte jetzt P. Isla zum Beichtvater, und vom Hofe wurden schon die nötigen Befehle an den Obern des Kollegiums zu Madrid erlassen; P. Isla erklärte sich aber so bestimmt dagegen, daß der Marquis de Ensenada, der mit ihm darüber verhandelte, wider seine Gründe nichts einzuwenden wußte, und daß die Königin auf ihrem Wunsch nicht weiter bestand.

Die Aufmerksamkeit des Hofes auf seine Person blieb jedoch nicht ohne Wirkung. Er kam in lebhaftere Berührung mit vielen hochgestellten Männern, und vom Hofe selbst erging an seine Obern der Wunsch, man möchte einem so talentvollen, geistreichen Manne doch mehr Muße gewähren, um sich schriftstellerischer Tätigkeit widmen zu können.

Er hatte das nicht gesucht, aber er nahm es dankbar an.

Um Ostern 1752 wurde er erst (doch ohne Professur) dem Kollegium von Salamanca, im November des folgenden Jahres aber dem Noviziats-

[1] „Wir haben Überfluß, ja eine wahre Pest, wenn Sie wollen", schrieb er an einen Freund (Salamanca, 16. September 1752), „von geistlichen Schriften: so ist es. Aber von diesem Charakter, von dieser Gediegenheit, von dieser Kraft und von dieser anziehenden Schönheit, besonders für gebildete, verständige und einsichtige Leute, habe ich noch nie eine gesehen noch kennen gelernt. Ganz Europa hat ihr diese Gerechtigkeit zu teil werden lassen, denn außer den vier Auflagen, welche in kürzester Frist in Frankreich erschienen sind, wurde sie alsbald ins Italienische, ins Deutsche, ja sogar ins Englische übersetzt, und zwar sogar durch einen Bischof der Hochkirche, der in den Mysterien und Festen nur das ausließ, was sich seinen Irrtümern nicht anpassen ließ."

hause Villagarcia zugeteilt, wo er in ländlicher Zurückgezogenheit ungestört studieren und schreiben konnte. Ganz unbehelligt blieb er indes auch hier nicht. Familienangelegenheiten riefen ihn 1755 zweimal, im Frühling und im Herbst, nach San Jago de Compostela, wohin sein Vater bald nach seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu gezogen war, und wo seine um mehr als dreißig Jahre jüngere Schwester Maria Francisca (1755) den königlichen Schatzmeister und Steuerbeamten Don Nicolas de Ayala heiratete. Im Jahre 1757 aber wurden ihm auf Verlangen des Erzbischofs von Saragossa die Fastenpredigten im Hauptspital daselbst übertragen, eine der anstrengendsten und gewichtigsten seelsorgerlichen Arbeiten, die es in ganz Spanien zu leisten gab. Er mußte Tag für Tag predigen, und der Beichten war gegen Ostern hin kein Ende. „Ich bin müde und halb zu Tode gehetzt", schrieb er am 22. März an seinen Schwager, „nach meinen achtundzwanzig Predigten, und noch habe ich sechzehn vor mir. Die Frucht ist reif, und das ist mein einziger Trost." — „Jetzt fehlen mir nur noch drei Predigten", schreibt er am 5. April, „indem mich der Herr fast wunderbar aus diesem schrecklichen Feldzug errettet hat; denn in diesen drei Wochen habe ich viel gelitten, und ich legte mich jede Nacht mit wohlbegründeter Furcht zu Bette, nimmer aufzustehen. Gepriesen sei der Herr; denn ich bin jetzt beinahe am Lande, ohne von jemand Hilfe begehrt zu haben als von Gott selbst durch die Fürbitte seiner lieben Mutter del Pilar!" [1]

Schon früher kränkelnd, durch die Anstrengungen des Fastenzyklus völlig erschöpft, konnte er seine literarischen Arbeiten natürlich nur mit Mühe weiter führen, und als er einen vorläufigen Abschluß suchte, stellten sich neue Schwierigkeiten ein.

4. Das Werk, das P. de Isla plante, nannte er schon in einem Briefe vom 20. September 1752 einen Don Quijote de los Predicadores, einen „Prediger-Don Quijote". Das ist der bündigste und treffendste Ausdruck zugleich. Er bezeichnet das Ziel, das er im Auge hatte, und das Vorbild, das ihm vorschwebte. Die Idee dazu war aus seinem innersten Wesen wie aus seiner mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit naturgemäß hervorgewachsen; auf Form und Vorbild führte ihn ebenso ungezwungen sein humoristisches Naturell und sein kritischer Geist, den er an reicher Lektüre genährt und gebildet hatte.

Während die geistliche Beredsamkeit in Frankreich durch Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Fléchier ihre höchsten Triumphe feierte und Leistungen erzeugte, die man den vollendetsten Redemustern des antiken Klassizismus zur Seite stellen kann, war sie in Spanien in immer tieferen Verfall geraten. Der theologische Gehalt und der religiös-sittliche Zweck wurde hier ebensosehr vernachlässigt als

[1] Wallfahrtsbild in Saragossa.

die eigentlichen und wesentlichen Forderungen oratorischer Kunst und die der Kanzel zukommende Würde. Statt die Predigt aus dem religiösen Stoff heraus an der Hand der Glaubensquellen zu entwickeln, legten die geistlichen Redner das Hauptgewicht darauf, sich durch künstliche Anspielungen auf Zeit, Ort, Gelegenheit, Personen bei ihren Zuhörern interessant zu machen und an ein Gewirre solcher Anspielungen in barockster Weise ein ebenso buntes Gemengsel ungehöriger Bibelstellen zu häufen. Ein zweiter, ebenso tiefgreifender Übelstand lag in der Sucht, durch den Schein profaner Gelehrsamkeit zu glänzen und den kümmerlichen religiösen Gehalt mit einem kunterbunten Flitter von Zitaten aus den alten Klassikern und aus allen nur erdenklichen Profanschriftstellern aufzuputzen. Eine dritte Krankheit war endlich das völlige Verkommen des Geschmacks, infolgedessen alles Einfache, Natürliche, Schöne sorgfältig gemieden wurde, unerträglicher Redeschwall, Bombast, Übertreibung, Gefühlsüberschwenglichkeit, Weinerlichkeit, Unnatur und Geschraubtheit den eigentlichen Gehalt bis zur Unkenntlichkeit überwucherte. Auch das Possenhafteste und Absurdeste stellte sich ein, nachdem einmal der gesunde Geschmack abhanden gekommen war.

Einigen dieser Geschmacksverirrungen war P. de Isla selbst in seinen jüngeren Jahren anheimgefallen; allein er verlor doch nie vor Predigereitelkeit und Gefallsucht den eigentlichen Zweck der Kanzelberedsamkeit aus den Augen. Die Predigt war ihm ein heilig-hehres Amt, und je länger er es übte, desto mehr sagte er sich von dem herrschenden Geschmack los, erblickte in ihm ein tiefgreifendes Übel und erkannte es als dringende Notwendigkeit, dawider Front zu machen. Er war nicht der einzige und nicht der erste. Unter andern tüchtigen Männern war es besonders sein Theologieprofessor P. Lossada in Salamanca, der diese Entwürdigung der Kanzel und diesen Verfall des Predigtamtes aufs tiefste betrauerte und auf Mittel und Wege sann, dagegen gründlich aufzutreten. Er begann, eine Sammlung jener Kanzelsünden anzulegen — Predigten, Predigtskizzen und Predigtstellen, welche sich durch Ungeschmack und Unsinn auszeichneten. Sie wuchs rasch an und zeigte das Übel greller, als es nur vereinzelte Proben erscheinen lassen konnten. Lossada wollte noch weiter sammeln und dann ein ernstes, einschneidendes Gericht halten über diese ganze Predigtliteratur der Zopfzeit.

P. de Isla hatte diese Geduld des Zuwartens nicht. Schon von 1733 an begann er den „Gerundianismus", wie diese ganze Richtung später vorzüglich nach ihm genannt wurde, öffentlich auf der Kanzel, und zwar immer schärfer, anzugreifen.

„Ist das Evangelium der Messe und das der Predigt, das des Altars und das der Kanzel ein anderes Evangelium?" so fragt er in einer dieser Predigten. „Das eine singt man, das andere liest und erklärt man, das eine ist der Text, das andere die Erklärung des Textes: das ist der ganze Unterschied. Ich meine nun, wenn der

Diakon den Segen erhalten hat, um das Evangelium zu singen, wenn das ganze Volk aufsteht, um seine fromme Verehrung und sein heiliges Verlangen auszudrücken, wenn man den Diener des Altars anstatt der Worte Jesu Christi Stücke aus Ovid, Stellen aus Claudian, Abschnitte aus Saavedra, Romanzen und Volkslieder anstimmen hörte, würde man ihm dann unrecht tun, wenn man ihn als Heiligtumsschänder oder wenigstens als Narren behandelte? Noch verrückter, noch sakrilegischer handelt der Priester, der, anstatt die ewigen Wahrheiten zu erklären, an nichts denkt, als seine Rhetorik zu kämmen, sich in seinen Phrasen zu bespiegeln und aus seinen Worten ein Schachspiel aufzusetzen."

Wiederholt und in den verschiedensten Städten Spaniens tadelte P. Isla offen, einschneidend von der Kanzel herab die herrschenden Mißbräuche der Kanzelberedsamkeit. Da und dort fanden seine Worte Gehör; aber die Wirksamkeit derselben konnte sich nur auf einen engen Kreis beschränken. Mehr als einmal fanden sie heftigen Widerspruch, und die rechten Modeprediger, die den meisten Zulauf hatten, ließen sich am wenigsten in ihren Künsten irre machen. P. de Lossada starb, ehe er den geplanten Gesamtangriff ausführen konnte. In P. de Isla nahm derselbe eine andere Form an. Ihm schien es das wirksamste, das ganze Unwesen ähnlich in einem Romane zu geißeln, wie Cervantes das fahrende Rittertum und die Ritterromane in seinem weltberühmten „Don Quijote" gegeißelt und für immer überwunden hatte. Angesehene Freunde ermunterten ihn hierzu. So der Schriftsteller Montiano, der Bibliothekar Santander, der königliche Rat Miguel de Medina, der Marquis de Ensenada und der königliche Hofprediger und Schloßkaplan Don José de Rada.

Ganz so einfach war aber die Aufgabe nicht. Als ihn de Rada zur Ausführung mahnte, erwiderte er (20. September 1752):

„In Wirklichkeit liegt mir dieses Werk sehr im Herzen und im Sinn. Ich füge hinzu: ich habe viele Stücke dafür schon ausgeführt und einige Entwürfe gemacht. Ich muß indessen erstlich bemerken, daß ich mich wirklich nicht im Besitz all jener Anmut, jenes Witzes und jener Lebhaftigkeit fühle, die erforderlich ist, um so viele mit Vollmacht des Ordinarius ausgerüsteten Scharlatane, wie sie unsere Kanzeln verheeren und verpesten, gehörig lächerlich zu machen und aus unserer spanischen Welt zu verbannen. Zweitens muß ich bemerken, daß es in unserer und in andern Provinzen schon bekannt ist, daß ich mit jenem andern ernsten und weitschichtigen Werke beschäftigt bin (mit der Übersetzung des „Christlichen Jahres"), nicht nur mit Gutheißung, sondern auf Aufforderung unseres verstorbenen P. Generals, und so würde man es mir als Leichtsinn deuten, wenn ich mich einer andern, und zwar so grundverschiedenen Arbeit zuwenden wollte, wenngleich sie nicht weniger nötig und nicht weniger nützlich ist."

Die erste Schwierigkeit, meinte er, sei unüberwindlich; die zweite aber ließe sich beseitigen, wenn vom König oder vom Hofe selbst aus Anregung und Ermunterung zu einer solchen Arbeit gegeben würde. Das geschah, und P. de Isla wurde nun von den Obern selbst in Ausführung seines Planes

gestützt und ermuntert. Am 21. Dezember 1754 konnte er dem Don Miguel de Medina melden: „Fray Gerundio umfaßt schon einen ordentlichen Band, und nach dem angeschlagenen Tempo mag er es auf hundert solcher Bände bringen. Ich hoffe, im Mai den ersten Teil zu vollenden." Als ihm im März des folgenden Jahres sein Schwager von der Fortsetzung des „Christlichen Jahres" abriet, antwortete er ihm (7. März 1755):

„Wenn ich nur daran dächte, für meinen Ruhm oder für meinen Vorteil zu arbeiten, und nicht einzig und allein für die Ehre Gottes und für das Heil der Seelen, dann wäre ich überzeugt; da ich jedoch so niedrige Gesinnungen nicht hege, so wird das nur gelingen, wenn man meine Gründe gründlich widerlegt. Übrigens wirst du da sehen, daß ich mich nicht so ganz und ausschließlich dem Kopieren anheimgegeben habe, um nicht einen Teil meiner Zeit einer andern, und zwar Originalarbeit zuzuwenden, die schon ziemlich vorangeschritten, deren Absatz sicher ist, die mehrere Auflagen haben wird, deren Übersetzung in andere Sprachen sehr wahrscheinlich ist, deren Ruf vereint mit dem Lärm der dabei Betroffenen (und die sind zahllos) meinen Namen, meine Geduld und meine Geringschätzung verewigen wird; denn groß ist immer, was sich auf den allgemeinen Nutzen bezieht."

Im Winter 1755 hoffte Isla den ersten Teil völlig druckfertig zu machen: aber es handelte sich nun darum, jemand zu finden, der seinen Namen dafür hergab; „denn", schreibt er, „wenn sich nicht eine sichtbare Person findet, die das Kind an Sohnes Statt annimmt, wird es aus dem Hause seines Vaters nicht herauskommen können; denn meine Leute sind abergläubisch, oder besser gesagt, hierin ebenso bedächtig wie in allem übrigen".

Als sich im Herbst 1757 in Don Francisco Lobon, Pfarrer von Salazar, ein Adoptivvater gefunden hatte, wollte dessen Oberhirt, der Bischof von Palenzia, das nicht zulassen, um sich nicht selbst in Unannehmlichkeiten zu verwickeln. Diese Weigerung bewirkte indes nur, daß das Buch nicht in seiner Diözese gedruckt wurde, sondern in Madrid, auf Kosten des Don Miguel de Medina, welchen der Verfasser notariell zum Drucke bevollmächtigte. Medina selbst, Santander, Rada und Montiano versahen dasselbe mit offenen Empfehlungsbriefen, welche demselben vorgedruckt werden sollten, während der Trinitarier Fray Alonso Cano, Mitglied mehrerer Akademien, Qualifikator der Inquisition und offizieller Bücherzensor, es nicht nur approbierte, sondern aufs wärmste anempfahl „als eines jener glücklichen Heilmittel, wie sie ein fast verzweifeltes Übel in der höchsten Not eingibt". Die Zensoren innerhalb des Ordens selbst hatten nur einige kleine Abänderungen verlangt, im übrigen das Werk gebilligt; besonders P. Franz Xav. Idiaquez, der Rektor des Hauses Villagarcia, einer der angesehensten Jesuiten in Spanien, trat ganz begeistert dafür ein. Zu größerer Sicherheit schickte der Provinzial alle einschlägigen Aktenstücke nach Rom; durch ein Mißverständnis warteten aber Islas Freunde in Madrid den Bescheid von Rom nicht ab, sondern ließen Ende Februar 1758 den ersten Teil erscheinen.

Den ersten Eindruck des Werkes haben wir früher beschrieben. Bereits Mitte Mai hatte P. Isla Nachricht, daß der Nuntius, Msgr Spinola, es an den Papst gesandt und daß Benedikt XIV. ihm dafür sehr freundlich gedankt habe, mit der Versicherung, er habe es mit großem Genuß gelesen, das Genie des Verfassers verdiene hohes Lob, und an dem Buche sei nur das eine zu tadeln, daß es nicht schon viel früher erschienen sei.

5. Der Roman hat die Form einer breit angelegten Lebensbeschreibung, welche dem Verfasser volle Freiheit bot, das herrschende Predigtunwesen nicht bloß in sich, sondern auch in seinen näheren wie weitestliegenden Ursachen, in der damaligen Erziehung, in den wissenschaftlichen Zuständen, im gesamten Volksleben zu schildern.

Mit köstlichem Humor ahmte er schon in der Einleitung jene ruhmredige Geschwätzigkeit, Umständlichkeit und affektierte Gelahrtheit nach, mit der die Lokalschriftsteller jener Zeit ihre Helden und deren Geburtsort aufzubauschen pflegten.

„Campazas ist ein Ort, den Ptolemäus in seinen geographischen Karten nicht erwähnt, wahrscheinlich, weil er ihn nicht kannte; denn er wurde erst tausend und zweihundert Jahre nach dem Tode jenes ausgezeichneten Geographen gegründet, wie aus einer alten Urkunde hervorgeht, die man noch in dem berühmten Archiv von Cotanes aufbewahrt. Er liegt in der Provinz Campos zwischen Westen und Norden, gerade ausschauend auf diesen hin, von jener Himmelsgegend aus, welche Mittag gegenüberliegt. Sicherlich gehört Campazas nicht zu den berühmtesten und ebensowenig zu den zahlreichsten Bevölkerungen Altkastiliens, aber es könnte dazu gehören; es ist nicht seine Schuld, daß es nicht so groß ist wie Madrid, Paris, London und Konstantinopel; denn es ist ausgemachte Tatsache, daß es sich nach jeder der vier Himmelsgegenden hin ohne irgendwelche Schwierigkeit bis zu zehn oder zwölf Meilen ausdehnen könnte. Und wenn seine berühmten Gründer (deren Namen man nicht weiß) sich begnügten, darin zwanzig oder dreißig Hütten aufzurichten, die sie ganz fälschlich Häuser nannten, so hätten sie ebensogut 12000 kostbare Paläste mit Türmen und Säulenknäufen, mit Plätzen und Fontänen, Obelisken und andere öffentliche Bauten errichten können und wohl gerne errichtet, und Campazas wäre heute die größte Stadt der Welt. Wohl weiß ich, daß ein gewisser moderner Kritiker das für unmöglich erklärt hat, weil auf Entfernung einer Meile der Rio Grande von Norden gen Westen fließt. Abgesehen indes davon, daß es sehr leicht gewesen wäre, alles Wasser des Rio Grande mit Schwämmen aufzutrocknen, wie ein französischer Reisender versichert, daß solches in Hindostan und in Groß-Kairo üblich ist, und wenn es auch nicht gelänge, mit der Luftpumpe alle Luft und alle dem Wasser beigemischten Körper herauszuziehen, so daß im ganzen Fluß kaum so viel Wasser bliebe, um eine Weinflasche zu füllen, wie das die neueren Philosophen auf Schritt und Tritt am Rhein und an der Rhone experimentieren: was wäre dann dagegen einzuwenden, daß der Rio Grande mitten durch die Stadt Campazas flösse und sie in zwei Hälften teilte? Tut das nicht die Themse in London, die Moldau in Prag, die Spree in Berlin, die Elbe in Dresden, die Tiber in Rom, ohne daß diese Städte irgend etwas verlieren? Indessen die berühmten Gründer von Campazas wollten sich schließlich in solche Umständlichkeiten nicht einlassen, und aus Gründen, die sie gewußt haben werden, begnügten sie sich, an jener Stelle gerade wie heute einige dreißig Hütten zu errichten

(das ist wenigstens die Ansicht, die für die gewissere gilt), mit ihren Wänden und Dächern von Stroh, in Form von Zipfelmützen, welche dem Beschauer eine der köstlichsten Szenerien der Welt darbieten."

In diesem Neste, das die größte Stadt der Welt sein könnte, wird der berühmte Prediger geboren, der einst die Welt mit seinem Ruhme erfüllen soll. Der Vater, Anton Zotes, wird wegen seiner Wohlhabenheit von den andern Bauern „der Reiche von Campazas" genannt. Ein Bruder von ihm war Gymnasiarch und dann Pfarrer gewesen. Er selbst hatte studiert und wollte Geistlich werden; aber bei einer Bußprozession in der Karwoche hatte er sich dermaßen hervorgetan, daß Tia Catanla, eine der Schönen im Dorf, sich in ihn verliebte. Sie pflegte ihn, als er nach der Prozession seine Wunden verbinden ließ. Sie verlobten sich, und Anton Zotes ward Ehemann und Bauer, aber infolge seiner Studien umgab ihn ein Schimmer von Gelehrsamkeit, und alle vorüberreisenden Mönche und Geistliche kehrten bei ihm ein. Dieser gelehrte Bauernstolz, gemischt mit dem Hausmannsverstand eines Sancho Pansa und mit echt spanischer Gutherzigkeit und Frömmigkeit, umstrahlt die Wiege des ersten Kindes. Es wird auf den Rat des Vaters selbst „Gerundio" genannt, und zwar aus zwei Gründen: „Der erste und vorzüglichste ist, weil Gerundio ein Singular ist, und einen solchen will ich für meinen Sohn. Der zweite, weil ich mich noch recht wohl erinnere, daß ich, als ich bei den Theatinern in Villagarcia studierte, durch ein Gerundium sechs gute Punkte gewann, und es ist mein letzter und unwiderruflicher Wille, das Andenken an diese Tat in meiner Familie unsterblich zu machen." Das Kindlein lag noch in den Windeln, als schon ein vorüberwandernder Laienbruder, der alle Leute duzte und die Weiber nur Weibergeschmeiß nannte, von demselben prophezeite, daß es einst Mönch, ein großer Gelehrter und ein berühmter Prediger werden würde. Und wirklich lernte es früher predigen als lesen und schreiben. Denn es kamen in dem elterlichen Hause so viele Mönche auf Besuch, bald zum Terminieren, bald auf Botendienste, oder durchreisende Sonntags- und Festtagsprediger, und lasen aus ihren Papieren vor und deklamierten daraus so laut und eindringlich, daß der Kleine sie alsbald nachzuahmen versuchte — und das gefiel ihm so gut, daß der Gedanke, Mönch zu werden, mit ihm selbst emporwuchs. Schon was der Knabe da nachlallt, sind Muster von Geschmacklosigkeit, die das Zwerchfell erschüttern. Anton Zotes und Tia Catanla sind kreuzbrave, herzensgute Leute, aber aufs Erziehen verstehen sie sich schlecht. Es ist ihnen schon zu Kopf gestiegen, daß es das Kind vielleicht bis zum Bischof bringen könnte, und darum wollen sie es so gelehrt machen als nur immer möglich. In der Kinderschule des benachbarten Villaornate aber, wo ein Hinkender die Schulmeisterfuchtel führt, wie bei dem wunderlichen Domine Zancaslargas, einem mißglückten Universitätshumanisten, der ebenfalls in der

Nachbarschaft einigen Jungen die sog. schönen Wissenschaften eintrichtert, wird der Kopf des armen Knaben mit dem greulichsten Wirrwarr von halbgelehrten Brocken und pedantischen Formeln vollgepfropft. Eine Stelle aus dem Kinderunterricht ist mit viel Geschick aus Molières Bourgeois Gentilhomme herübergenommen; alles andere aber ist von urwüchsiger Eigenart, und besonders die Schilderung der beiden Lehrer steht nicht hinter den packendsten Charakterköpfen des Cervantes zurück. Man erhält ein drastisches Bild jenes Volksunterrichts und jener Humanitätsstudien, aus denen zu nicht geringem Teil die Geschmacksverirrung der Kanzelberedsamkeit naturnotwendig hervorging. Wie im „Don Quijote" sind die Farben mitunter kräftig, grell aufgetragen, aber dem ganzen Bilde psychologisch gut angepaßt.

Der Besuch des Provinzials eines gewissen Ordens im Hause des Anton Zotes führt für Gerundios weitere Lebensschicksale den Entscheid herbei. Derselbe hat zu seiner Begleitung einen andern ernsten Pater und einen runden, lustigen Laienbruder. Dieser weiß vom Klosterleben so viel Fröhliches zu erzählen, daß Gerundio gleich zum Eintritt entschlossen ist. Der Provinzial prüft ihn sehr ernst, aber er hält auch diese Prüfung aus, und so nimmt er denn gleich Abschied von Vater und Mutter und tritt in das nicht allzuweit entlegene Kloster ein.

So weit führt das erste Buch. Der Provinzial und sein geistlicher Begleiter sind durchaus ernst und würdig geschildert.

„Weißt du, mein Sohn", so spricht der erstere zu dem unerwarteten Ordenskandidaten, „was der Ordensstand ist? Er ist ein Kreuz, an das die Seele durch die drei Ordensgelübde geheftet wird von dem Augenblick an, da man sie ablegt, und von dem sie nicht mehr herunterkommt bis zum letzten Atemzug. Es ist ein beständiges Martyrium, das beginnt, sobald man es umfängt, und das erst aufhört, wenn man es verläßt, und dabei muß ich dir bemerken, daß man es nur verlassen kann, indem man das Leben verliert oder indem man die Ehre aufgibt und mit ihr zugleich das Leben. Es ist ein Stand der Demut, völliger Abtötung, völligen Gehorsams. Wer sich nicht selbst verachtet, der wird von allen verachtet; keiner erleidet mehr Abtötung, als der sich selbst nicht abtötet, mit dem traurigen Bewußtsein, daß er mehr leidet und weniger verdient. Wer nicht gehorsam sein will, der ist gezwungen, Sklave zu sein."

Diese und zahlreiche andere Stellen beweisen sonnenklar, daß nichts dem P. de Isla ferner lag, als das Ordensleben oder speziell dasjenige der Mönchsorden irgendwie zu verspotten oder der Lächerlichkeit preiszugeben. Gegenteils tritt das große ideale Ziel der Orden durch die ganze Schrift in voller, markiger Kraft hervor, als etwas durchaus Erhabenes und Verehrungswürdiges. Nur die Abirrungen von diesem Ziele trifft jene Komik, welche ihnen von selbst innewohnt. Dabei wird aber nirgends angedeutet, daß in einem bestimmten Orden oder Ordenshaus solche Abirrungen die Oberhand gewonnen hätten. Sie zeigen sich nur in einzelnen verkörpert und

auch in ihnen mehr aus Schwäche als aus Bosheit. Dem Don Quijote und dem Sancho Pansa in Cervantes Meisterwerk entsprechen in Islas Roman nur zwei Hauptfiguren, Fray Gerundio, der werdende Zopfprediger, und sein Lehrmeister Fray Blas, der schon vollendete Zopfprediger. Dem in ihnen dargestellten Verfall der geistlichen Beredsamkeit steht aber in einer ganzen Reihe ernster und gewinnender Gestalten die wahre und gesunde Richtung gegenüber. Ja Ideal und Karikatur sind fast beständig nebeneinander gerückt — und der didaktische Ernst verkümmert oft den Fortgang der sonst fesselnden Schilderung und Erzählung.

6. Das zweite Buch verweilt nur kurz bei den Noviziatsjahren Fray Gerundios, um so ausführlicher aber bei seinen philosophischen Studienjahren, d. h. bei den Jahren, in welchen er Philosophie studieren sollte, aber ganz und gar nichts lernt. Oberflächliche Leser könnten sich leicht beifallen lassen, die Schilderung für eine Persiflage der scholastischen Methode zu nehmen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Sie zeichnet nur die grotesk-komischen Züge, welche sich aus einseitigem Mißverstand und praktischem Mißbrauch derselben naturnotwendig ergeben.

„Der Lektor", so heißt es da, „war ein jugendlicher Ordensmann, von kaum vollendeten dreißig Jahren, von mittelmäßigem Geist, hinlänglicher Auffassungskraft, glücklichem Gedächtnis, ganz ins Studium verbohrt, wütender Aristoteliker, weil er nie eine andere Philosophie gelesen hatte, noch leiden konnte, daß man von einer solchen sprach, ein ewiger Disputierfuchs, wobei ihm eine große Beweglichkeit der Zunge, eine klare, grobe, markige Stimme, eine bewundernswerte Festigkeit der Brust und eine wunderbare Kraft der Lunge zu statten kam, kurz und gut, ein mit seinen Fachausdrücken so ganz und gar vollgepfropfter Scholastiker, daß er andere nicht brauchte, nicht einmal wußte, um die allergewöhnlichsten Dinge auszudrücken. Wenn man ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: materialiter gut, formaliter subdistinguo: reduplicative ut homo fehlt mir nichts, reduplicative ut Ordensmann habe ich beständig meine Nöten. Gelegentlich beklagte sich seine Mutter, daß er in den Briefen, die er an sie schrieb, nicht ein Sterbenswörtchen über sein Befinden sage, und er antwortete nun: ‚Geehrte Frau Mutter! Es ist gewiß, daß ich Ihnen signate nicht gesagt habe, daß es mir gut geht, aber exercite habe ich es Ihnen schon gesagt. Jetzt setze ich Sie in Kenntnis, daß ich meinen Schülern die Transcendentia in Bezug auf die Intranscendentia des Ens erkläre, ich nehme die Analogia an und verneine die Transcendentia. Meiner Schwester Rosa sagen Sie gütigst, es freue mich sehr, daß es ihr gut geht, sowohl ut quo als quod, und was die Strümpfe betrifft, mit welchen sie mich beschenkt, so schien mir zwar die materia ex qua etwas grob, die forma artificialis besitzt aber alle ihre Konstitutive. Von den vier Pfund Schokolade, welche Sie mir

schickten, sage ich Ihnen in rei veritate, was mir scheint: die qualitates intrinsecae sind gut, aber die accidentales haben sie verdorben, indem sie über die gebührende Zeit der natura ignea appliziert wurden vermöge der virtus combustiva. Ich küsse Ihnen die Hand, inadaequate et partialiter Ihr Sohn, totaliter und adaequate Ihr Kaplan, Fr. Toribio, Lector Artium.'"

Noch viel ärgeren Unfug als in seinem Privatverkehr treibt Fray Toribio mit seiner gelehrten Terminologie in seinen Vorlesungen. Seine ganze Philosophie geht darin auf. Das wird weitläufiger ausgeführt und endlich mit folgender Anekdote abgeschlossen:

„Da ein gewisser Pater Magister desselben Ordens, ein Mann von ausgebreitetem Wissen, gleichermaßen mit ernster und leichter Literatur vertraut, in wahrer Logik und wahrer Philosophie sattsam besser unterrichtet als der gesegnete Fray Toribio, diesen in jene närrischen Sophistereien verrannt sah und umsonst versucht hatte, diesen schwieligen und verhärteten Schädel zur Vernunft zu bringen, sagte er ihm eines Tages zum Scherz: ‚Auf diese Manier, Pater Lektor, dürfte es für Sie auf der Welt keine wichtigere Frage geben als diejenige, die in Deutschland verfochten worden ist: Utrum chimaera bombilians in vacuo possit comedere secundas intentiones?' Beim Anhören einer solchen Frage stand der übermetaphysische Fray Toribio wie verdonnert und atemlos da. Denn obwohl es keinen Thomistischen, Scotistischen, Suaresischen, Occamistischen, Nominalistischen noch Baconistischen Kursus gab, den er, seines Erachtens, nicht durchgesehen hatte, konnte er sich nicht erinnern, diese Frage je in terminis gelesen zu haben. Er bat den Pater Magister, er möchte sie ihm nochmals wiederholen; und dieser tat es mit großer Schelmerei. Der Lektor blieb eine Weile in sich versunken, wie wenn er bei sich die Ausdrücke der Frage durchginge und zu durchdringen versuchte, wiederholte sie dann zwei oder dreimal mit vernehmbarer Stimme: Utrum chimaera bombilians in vacuo possit comedere secundas intentiones? Utrum chimaera bombilians in vacuo possit comedere secundas intentiones? stampfte dann mit einem gewaltigen Ruck auf den Boden und rief laut: ‚Bei dem heiligen Habit, den ich trage, ich wollte lieber der Urheber dieser Frage sein, als wenn sie mich sofort zum Doktor der Theologie machten, und ich will mich in der nächsten Sabatina (Samstagdisputation) überwunden sehen, wenn ich sie nicht, in affirmativem Sinn, in einem Actus publicus verfechte!' Der Schelm von Magister lachte mit Behagen über den fanatischen Lektor, und um den Scherz, den er mit ihm trieb, noch das Siegel aufzudrücken, sagte er ihm neckisch: ‚Da werden Sie gut dran tun, Pater Lektor, da werden Sie gut dran tun; Sie können dann mit dem Troste sterben, daß man auf Ihren Grabstein dieselbe Inschrift setzt, die man auf das Grab eines andern setzte, der denselben Geist und Geschmack hegte:

Hic iacet Magister noster,
Qui disputavit bis aut ter
In Barbara et Celarent,
Ita ut omnes admirarent
In Fapesmo et Frisesomorum:
Orate pro animis eorum.'"

Je mehr Fray Toribio sich abplagte, seinen Schülern die feinsten Subtilitäten beizubringen, desto weniger wollten sie dem jungen Fray Gerundio in den Kopf. Es fehlte ihm durchaus nicht an Lebendigkeit und an frischer Auffassungskraft. Je dunkler, verworrener und wunderlicher die Terminologie wurde, desto eifriger griff er sie auf und fuchtelte damit herum; aber was die einzelnen Termini bedeuteten, davon verstand er ganz und gar nichts. Als er in einer Disputation die Frage beantworten sollte, ob die Substanz immediate operativ sei, bejahte er sie, zum Schrecken des Lehrers, sofort und beharrlich, weil er gewohnt war, sich unter Substanz eine Hühnersuppe zu denken, wie sie seine Mutter als Hausmittel verwandte, wenn jemand in der Familie an Konstipation litt. Als die ganze Schule sich gegen seine Antwort erhob, lief er aus der Disputation fort und holte den Krankenbruder zu Hilfe. Die unendliche Heiterkeit, welche das Mißverständnis hervorrief, verdroß ihn fürchterlich. So sehr ihm auch ältere und angesehene Patres den Nutzen philosophischer Schulung für das Predigtamt klar zu machen suchten, wollte er von dieser Blamage an nichts mehr von Philosophie wissen, und „zur Strafe für seine Sünde" geschah es, daß er gegen die vernünftiger Denkenden einen mächtigen Bundesgenossen und Helfer an dem Hauptprediger des Klosters fand.

7. Der Padre Predicador mayor stand im blühendsten Alter, d. h. im vollendeten dreiunddreißigsten Jahre. Er war von hohem, kräftigem und korpulentem Wuchs, sein Gliederbau wohlgefügt, ziemlich symmetrisch und proportioniert, sein Gang aufrecht, ein wenig mit dem Bauch voran; den Hals trug er straff, aus seinem Haarkranz hob sich ein Stirnbüschel, fein zurechtgedreht; sein Habit war immer sauber und sehr reich an Falten, die Schuhe sehr wohl angepaßt, und vor allem das Seidenkäppchen, mit der Nadel gestickt, mit vielen und sehr artigen Arbeiten, in deren Mitte sich eine sehr zierliche kleine Quaste erhob, alles das Werk gewisser Betschwestern, welche zu ihrem Padre Predicador die zärtlichste Verehrung hegten. Kurz, er war ein feiner junger Mann, und da sich zu alledem noch eine helle und wohlklingende Stimme gesellte, ein gewisses Anstoßen beim Buchstaben c, eine besondere Anmut, ein Geschichtchen zu erzählen, ein ausgesprochenes Talent, andere nachzumachen, Gewandtheit in der Aktion, Volkstümlichkeit im Benehmen, Prunk des Stiles und Kühnheit der Gedanken, ohne dabei je zu vergessen, seine Predigten mit Witzen, Artigkeiten, Liederrefrains und

Phrasen vom Kaminfeuer zu besäen, alle mit großer Niedlichkeit eingefädelt, so schleppte er nicht nur die Massen nach sich, sondern hob auch die Tribünen von den Straßen.

Er gehörte zu jenen erkünstelten Predigern, welche nie die heiligen Väter, ja nicht einmal die heiligen Evangelisten mit ihren eigenen Namen zitierten, weil ihnen das zu gewöhnlich erschien. Den hl. Matthäus nannte er den „Engel der Geschichte", St Markus den „evangelischen Stier", St Lukas den „göttlichsten Pinsel", St Johannes den „Adler von Patmos", St Hieronymus den „Purpur von Bethlehem", St Ambrosius die „Honigwabe der Kirchenlehrer", St Gregor die „allegorische Tiara".

Seine Predigten begannen immer mit einem Kehrreim, einem Witz, irgend einer Wirtshausphrase oder einem wunderlichen Trumpf, der die Zuhörer ganz außer Fassung brachte. So fing er eine Predigt über die heilige Dreifaltigkeit mit dem Satze an: „Ich leugne, daß Gott eins im Wesen, dreifaltig in den Personen ist." Dann hielt er inne. Die Zuhörer sahen einander verwundert an, die einen voll Entrüstung über das Ärgernis, die andern voll Erwartung, was nun kommen werde. Und dann erst fuhr er fort: „So sagt der Ebionit, der Marcionit, der Arianer, der Manichäer, der Socinianer, ich aber beweise das Gegenteil aus der Schrift, den Konzilien, den Vätern."

Eine Predigt über die Menschwerdung begann er mit dem Spruch: „Auf Ihr Wohl, meine Herren!" Und als das ganze Auditorium in ein schallendes Gelächter ausplatzte, versicherte er, es sei hier nichts zu lachen, denn „auf Ihr Wohl, auf das meinige und dasjenige aller stieg Jesus Christus vom Himmel nieder und nahm Fleisch an im Schoße Marias. Das ist Glaubensartikel. Ich werde es gleich beweisen". Die unerwartete Wendung wurde mit beifälligem Gemurmel aufgenommen, die beinahe in einen lauten Beifallssturm auszubrechen drohte. Ein Schuhmacher, Spaßmacher von Profession und unendlicher Schwätzer, den das Volk die „Geißel der Prediger" nannte, wußte solche Meisterstücke zu schätzen. „Ein großer Vogel!" sagte er, „ein Vogel von Bedeutung!" Und sein Urteil ward alsbald öffentliche Meinung.

Umsonst versucht ein älterer Ordensbruder, der früher Provinzial gewesen, den Hauptprediger von solchen Torheiten abzubringen. Bei Fray Blas — so heißt der Prediger — ist das längst System geworden, und auf die Frage des Exprovinzials, welchen Zweck ein christlicher Redner in all seinen Sermonen verfolgen müsse, antwortet er ganz unverfroren:

„Lieber Pater, der Zweck, den jeder christliche und nichtchristliche Redner verfolgen muß, ist, seinem Auditorium zu gefallen, alle zu befriedigen und ihre Gunst zu gewinnen: die Gelehrten durch den Reichtum der Doktrin, die Menge der Zitate, durch die Mannigfaltigkeit und gute Auswahl der Erudition; die Gescheiten durch

feine Bemerkungen, durch Witze, durch Wortspiele; die Eleganten durch einen pompösen, vornehmen, volltönenden und prunkvollen Stil; die gewöhnlichen Leute durch Volkstümlichkeit, durch Kehrreime, durch Geschichtchen, gut eingeflochten und mit Anmut erzählt; und schließlich alle durch Aktualität, durch Lebendigkeit, durch die Stimme und durch die Aktion. Ich wenigstens setze mir in meinen Predigten kein anderes Ziel, noch wende ich zu dessen Erreichung andere Mittel an; und tatsächlich stehe ich mich nicht schlecht dabei; denn nie fehlt es in meiner Zelle an einer Prise guten Tabaks, an einer Tasse vorzüglicher Schokolade, an frischer Wäsche von weißem Zeug; die Flasche ist gut versehen, und endlich mangelt es in der Schublade nicht an vier Dublonen für irgend eine nötige Ausgabe, und nie gehe ich zum Predigen aus, ohne daß ich hundert Messen für den Konvent mitbringe und ebensoviele, um sie unter vier Freunde auszuteilen. Es gibt keine Prunkrede in der Umgegend, die man nicht mir überträgt, und morgen predige ich bei der Altarweihe in N., und der Mayordomo sagte mir, daß das Almosen für die Predigt eine Dublone zu acht (Realen) beträgt."

Die ernsten Auseinandersetzungen, welche der Exprovinzial dieser seichten und unwürdigen Auffassung des Predigtamtes entgegenhält, sind meisterhaft. Sie füllen das ganze folgende Kapitel. Umsonst beschwört der wackere Greis indes den frivolen Kanzelredner, andere Wege einzuschlagen und nicht noch durch Mißleitung des jungen Fray Gerundio den Fluch eines doppelten Ärgernisses auf sich zu laden. Alle seine gediegenen und herzlichen Worte prallen an dem eiteln Deklamator ab, der sich nur bei seinem verblendeten Schüler über den Alten lustig macht. Ebenso vergeblich müht sich ein alter Benefiziat, ein würdiger Weltpriester, vielbelesen und wohlerfahren, ein tüchtiger Kenner der Philosophie und Theologie wie der besten Kanzelredner, damit ab, Fray Blas über die windige Modebildung aufzuklären, die damals von Portugal her in Spanien eindrang und alles gründliche dogmatische Studium bedrohte. Fray Blas weiß alles besser und besitzt eine erstaunliche Gewandtheit, alle guten Absichten und Anordnungen seiner Obern zu durchkreuzen und sich mittels seiner Popularität obenauf zu halten, ohne mit Kloster und Regel in auffallenden Konflikt zu kommen. Fray Gerundio, der ihn für den größten Mann hält, läuft ihm nach wie ein Hündchen, macht ihm alles nach und läßt sich von ihm abrichten, mittels Konkordanzen, rhetorischer und mythologischer Florilegien und anderer Nachschlagebücher Predigten zu fabrizieren. Da er absolut keine Philosophie mehr studieren wollte, gegen die scholastische Theologie ebenso große Abneigung zeigte, anderseits Talent zum Predigen zu haben schien, gab man im Kloster endlich seinen Wünschen und Bitten nach, ihn mit weiteren Studien zu verschonen, und ihn statt dessen praktisch sofort zum Prediger einschulen zu lassen. Doch sollte er durch eine Übungspredigt im Speisesaal erst vor der versammelten Klostergemeinde eine Probe seines Talentes liefern.

8. Diese Probepredigt im Refektorium, eine Lobrede auf die hl. Anna, ist einer der Knalleffekte des Romans, ein zwerchfellerschütterndes Stück toller

Komik, doch etwas stark aufgetragen. Über die heiligsten und ehrwürdigsten Dinge kramt der einfältige Novize einen so haarsträubenden Unsinn aus, daß zartere Gemüter sich notwendig abgestoßen fühlen müssen und daß ein gewisser Anlaß zu dem Vorwurf gegeben war, der Roman verletze die Ehrfurcht vor dem Heiligen. Wenn der junge Dummkopf indes syllogistisch zu beweisen versucht, die hl. Anna sei die Großmutter der heiligsten Dreifaltigkeit, so hat Isla offenbar hiermit nicht das höchste aller Glaubensgeheimnisse in unwürdigen Scherz hineinziehen, sondern nur recht handgreiflich zeigen wollen, wohin es mit der unsinnigen Predigtweise jener Zeit wirklich gekommen war, und darüber darf man denn doch lachen, ohne daß damit der Ehrfurcht des Glaubens ein Abbruch geschieht. Das ist ebensowenig lästerlich, als wenn man socinianistische oder andere antitrinitaristische Thesen abdruckt, um sie zu verurteilen oder zu widerlegen.

Einen gewissen Höhepunkt erlangt Fray Gerundios Beredsamkeit, da er zum Gebete auffordert, und zwar zum Beten des Ave Maria, das die hl. Anna als gute Mutter ihre Tochter Maria beten gelehrt habe. Die Heiterkeit und das Gelächter im Refektorium waren beständig gestiegen. Manche konnten vor Lachen kaum mehr weiter essen. Jetzt entstand ein solcher Rumor, daß der eben anwesende Provinzial den jungen Prediger von der Kanzel herunterrief und der Komödie ein Ende machte.

Um so lebhafter wird die Probepredigt in der darauffolgenden Erholungsstunde besprochen. Der Provinzial und die älteren Väter sind mit Recht darüber entsetzt. Fray Blas dagegen, manche der jüngeren Väter und die Laienbrüder sind darüber entzückt, besonders der Laienbruder, der im besondern Dienst des Provinzials steht und als ein sehr einflußreicher Mann gilt, und der Untersakristan der Kirche, der tausend kleine Künste versteht und sich damit die Gunst des ganzen Klosters gewonnen hat. Die zwei Strömungen im Kloster, die religiöse, ernste und konservative von oben, die halbweltliche, populäre, jugendlich-liberale und demokratische von unten, sind meisterlich gezeichnet. Einen Augenblick scheint es, als ob der bessere und solidere Geist obsiegen sollte. Der Provinzial läßt den jungen Sünder zu sich kommen, nimmt ihn streng ins Gebet und unterwirft seine Predigt nach dem vorliegenden Manuskript einer unnachsichtlichen Kritik. In wohlmeinendster Weise anerkennt er die Lebendigkeit, Anstelligkeit und rednerische Begabung des jungen Mannes, weist ihm freundlich seine Dummheiten nach und sucht seine verkehrten Anschauungen zu korrigieren. Er übergibt ihn dann dem Fray Prudencio, einem älteren Mönche, selbst vordem Provinzial; der soll ihn mit auf ein Landhaus nehmen und dort in vernünftiger Weise zum Prediger ausbilden. Aber der sonst kluge Provinzial begeht selbst dabei schon einen Grundfehler, indem er dem Drängen seines Laienbruders und damit der öffentlichen Meinung der jüngeren Klosterpartei entspricht, Fray

Gerundio von den theologischen Studien völlig dispensiert, ohne alle gründlichere Vorbildung zum Priester weihen läßt und als Samstagsprediger in seinem Kloster anstellt. Kaum ist derselbe mit Fray Prudencio auf dem Landhaus eingetroffen, um wenigstens etwas theologischen Unterricht in Form von Homiletik zu erhalten, so findet sich auch der schlaue Fray Blas, der in der Nähe zu predigen hat, daselbst ein und macht mit seinem Einfluß alle Unterweisungen des Fray Prudencio zu nichte. Er begnügt sich nicht damit, dieselben zu bespötteln und zu verhöhnen, er setzt ihnen ein ganzes System der oberflächlichsten, weltlichsten und geschmacklosesten Homiletik entgegen. In sehr lebendigen Gesprächen stoßen die Vertreter der beiden Gegensätze dann auch unmittelbar zusammen, während erst der Onkel Bastian, ein etwas gelehrter Bauer, später ein Laienbruder für anderweitige heitere Unterbrechung sorgen.

Wegen einer eingetretenen Dürre beschließt die Bruderschaft vom Kreuze plötzlich, eine Bußprozession mit öffentlicher Geißelung zu halten, und Fray Gerundio wird eingeladen, dabei die entsprechende Rede, die sog. Platica de Disciplinantes zu übernehmen, noch bevor er seine erste Samstagspredigt vorgetragen. Die Zeit drängt. Ganz nach den Anweisungen des Fray Blas stürzt er sich gleich auf sein Florilegium und findet darin die herrlichsten Anregungen. Da waren wunderbare Beschreibungen des saturnischen Zeitalters, dann des ehernen Zeitalters, ebenso der Umzüge, welche die arvalischen Brüder im alten Rom hielten. Die einzige Schwierigkeit war, daß die arvalischen Brüder nur zwölf waren, die Bruderschaft vom Kreuze über hundert Mann zählte; das ließ sich aber mit etwas freier Exegese schon vereinbaren. Wohl schien ihm das alles noch nicht gelehrt genug; aber da fiel ihm glücklicherweise ein, daß er einmal in einer allgemeinen Geschichte von Nordamerika über den Feuergott Izcocauhqui gelesen hatte, von dem Regengott Tlaloc, von der Göttin Chivalticue, von dem Maisgott Citeolt und von all den grausamen und blutigen Opfern, die zu deren Ehren gehalten wurden. Bis in alle Einzelheiten fand er darin die schönsten Analogien zu seiner Geißelprozession und entwarf nun sofort eine Predigt, welche seine eigenen kühnsten Erwartungen übertraf, d. h. ein halb christliches, halb heidnisches Gemengsel des kunterbuntesten Unsinns, gespickt mit Bibeltexten, von denen keiner zur Sache paßte.

Der Erfolg war ein ungeheurer. Keiner der Bauern verstand zwar einen Deut von all dem wunderlichen Zeug, von Bacchus und Kybele, von den ambarvalischen Brüdern und von den mexikanischen Göttern; aber der junge Mann sprach mit solcher Wucht und Überzeugung, daß die Männer sich ihre Schultern so tief entblößten wie noch nie und die unbarmherzigsten Geißelstreiche führten, der Kirchenboden bald von Blut rann. „Sieg, Sieg! Pater Fray Gerundio!“ erscholl es aus dem Gedränge. Die Frauen umhalsten

und küßten seine Mutter und priesen sie glücklich, daß sie einen solchen Sohn geboren. Ein alter Pfarrer, der zufällig neben Anton Zotes stand, umarmte diesen und sagte: „Señor Anton! Zweiundfünfzig Platicas de Disziplinantes habe ich in dieser Kirche gehört; aber eine Platica wie diese oder etwas, was ihr gliche, habe ich nie gehört und werde ich nie hören. Gott segne Gerundio, und seine Majestät bringe mich nicht um, bis ich ihn mit dem Doktorhut geschmückt sehe!"

9. Der zweite Teil des Romans (4.—6. Buch), der erst nach der Verurteilung des ersten, ohne Einwilligung des Verfassers unbefugterweise herausgegeben wurde, aber mit dem ersten gleichzeitig aus einem Guß zum Abschluß gelangt war, wenn auch eine nochmalige Feile, Durchsicht und sorgfältige Korrektur dem Verfasser selbst unmöglich gemacht wurde, dreht sich hauptsächlich um zwei weitere Predigten des Fray Gerundio, deren Anlaß, Entstehung, Hindernisse, Kritik, Wirksamkeit und Folgen. Die meisten Grundmotive des ersten Teils wiederholen sich darin, aber mit stetem Fortschritt, folgerichtiger Entwicklung und immer neuen ernsten wie spaßhaften Einzelheiten.

Anton Zotes hätte seinen Sohn schon lange gern auf der Kanzel seines eigenen Dorfes gesehen; aber es schien ihm doch noch zu früh; er fürchtete, daß es statt einer Ehre eine Beschämung für die Familie absetzen könnte. Nach dem ungeheuern Erfolg bei der Geißelprozession ist diese Furcht behoben. Als Vorstand der Sakramentsbruderschaft ladet er seinen trefflichen Sohn ein, die Festpredigt bei dem Patronatsfeste derselben zu halten. Abt und Konvent willigen ein. Fray Gerundio nimmt an und hat nun bei Tag und Nacht nichts im Kopfe als diese Predigt. Was ihn aber am meisten beschäftigt, das ist nicht das große Geheimnis, von dem er predigen soll, sondern die äußeren Umstände, welche das Patronatsfest zu einem Ruhmestage für seine Eltern, alle seine Vettern und Basen, die ganze Gemeinde gestalten. Darum schlägt er vor allem in seiner Bibelkonkordanz nach.

Es ist die erste Predigt, die er hält (die Probepredigt im Refektorium und die Platica werden nicht gerechnet); er notiert sich also den Vers: Primum quidem sermonem feci, o Theophile. — Er predigt in seinem Heimatdorf, das Campazas heißt: Descendit Iesus in locum campestrem. — Er predigt in der Pfarrei, in welcher er getauft wurde, und der Pfarrer, der ihn taufte, hieß Johannes: Iohannes quidem baptizavit in aqua, ego autem in aqua et Spiritu Sancto. — Sein Vater ist Mayordomo: In domo patris mei mansiones multae sunt. — Sein Vater ist Bauer: Pater meus agricola est. — Er heißt Antonius Zotes; die Arche des Alten Testamentes aber, das Vorbild des Sakramentes, ging durch das Land des Azotes: Abiit in Azotum. — Die Predigt übertrug mir mein Vater, der lebendig, gesund und wohl ist: Et misit me vivens Pater . . .

Schwieriger wird es, Texte für seinen Paten Quixado und seine Mutter Katharina Rebollo zu finden. Hier versagt die Konkordanz; nur mit den tollsten Wortverrenkungen und noch verrückteren Deutungen gelingt es endlich, diesen beiden Namen einen Bibeltext anzuhängen. Während des Kopfzerbrechens, das diese Arbeit kostet, stirbt ein alter Pater im Kloster, und aus seinem Nachlaß kommt ein Heft an Fray Gerundio, das ihm im ersten Augenblick arge Bedenken verursacht. Es sind darin die verschiedenen Fehler des Predigtstiles ziemlich ausführlich beleuchtet und mit Beispielen belegt: der aufgeblasene Stil, der erkünstelte Stil, der abgeschmackte Stil, der kindische Stil, der dithyrambische Stil, der trocken-philosophische Stil, der poetische Stil, der metaphorisch-allegorische Stil. Eine Weile fühlte sich Fray Gerundio von der Lesung sehr niedergedrückt; dann aber springt er vom Stuhle auf, wirft das Heft zum Fenster hinaus, erklärt den Inhalt für das Geschreibsel eines versauerten Nichtswissers, ja für eine Eingebung des Teufels selbst. Er liest dann eine Predigt, in welcher sich alle jene Stilblüten im höchsten Maße beisammenfanden: „Triumph der Liebe, heiliges Hochzeitsfest, feierliches Epithalamium, wunderbare Brautfeier, welche in ihrer feierlichen Profession die Mutter Schwester N. N. feierte, verfaßt von dem hochw. P. Fray N. N.“ Voll von der Herrlichkeit dieser Predigt, setzte er dann den Hauptsatz seiner eigenen Predigt dahin fest: „Entweder ist das heiligste Sakrament in Campazas oder es gibt in der Kirche keinen Glauben mehr.“

So geistreich und lustig all diese rhetorischen Partien ausgeführt sind, so freut man sich doch, jetzt den jungen Prediger aus seiner Zelle nach seiner Heimat zu begleiten und daselbst ein Stück spanischen Volkslebens in anschaulichster Weise geschildert zu finden.

„Wir müssen als selbstverständlich die Äußerungen der Freude und Zärtlichkeit voraussetzen, mit welchen unser Fray Gerundio von seinem Vater, dem Onkel Anton und von seiner Mutter, der guten Cantanla und von seinem Paten, dem Lizentiaten Quixado empfangen wurde. Das ist ein Gegenstand, der sich besser mit keuschem Stillschweigen betrachten, als mit der Feder erklären läßt; denn wäre es auch diejenige eines Adlers, eines Geiers oder einer Trappe, so könnte sie im Flug doch nie die Höhen einer so erhabenen Sphäre erreichen; um wie viel weniger die unsrige, die nicht einmal der langsamen Bewegung des schwerfälligsten Straußes zu folgen im stande ist! Es genügt zu sagen, daß, als er von seinem männlichen Knochengerüst herunterstieg (so nannte es der Direktor des Ziehbrunnens), Tante Catanla ihn tausendmal zärtlich umarmte und ihm ebensoviele mütterliche Küsse gab und seinen Bart reichlich mit Tränen aus Auge und Nase betaute. Er wischte sich beides ab; allein die ähnlichen Betauungen, die darauf folgten, wichen ihm nicht mehr; denn da es das erste Mal war, daß er sich als Frayle in seinem Heimatsorte sehen ließ, liefen nicht nur

alle Tanten des ganzen Quartiers zusammen, um ihn zu sehen, zu umarmen und zu küssen, die einen durch ihr Alter, die andern durch ihre Verwandtschaft dazu berechtigt, sondern es blieben kaum zwei in ganz Campazas, die es nicht taten; und auch von diesen geht das Gerücht, daß sie es nur unterließen, die eine, weil sie durch Magenkatarrh ans Bett gefesselt war, und die andere, weil zwei Tage zuvor eine Henne aus ihrem Hof in jenen der Tante Catanla gehüpft und nicht wiedergekommen war, worüber sie gegen die gute Rebollo, die nichts davon wußte, in die größte Wut geraten war, und man sagte sogar, die Besitzerin des Huhns wolle sich nach León wenden, um eine Deskommunion und eine Pollina (Eselin) mit Löschhorn (so nannte sie die Exkommunikation und die Paulina) gegen die Räuberin ihres Huhns zu erhalten. Im übrigen liefen Männer, Weiber, Alte, Junge, jedermann in das Haus des Anton Zotes, um den jungen ‚Flayre' zu sehen, und zwar so sehr vorangekommen. Aus alten Dokumenten und Papieren jener Zeit steht unwiderleglich fest, daß an jenem Abend vier Kannen Wein, acht Käse und sechzehnundeinhalber Laib Brot draufgingen, um diejenigen zu bewirten, die im Hause des Onkels Anton zusammenströmten, woraus der kluge und einsichtige Leser ihre große Zahl abnehmen mag, und ebenso wie wohl gelitten und angesehen Anton Zotes und sein kernbraves Weib im ganzen Dorfe waren.

„Es fehlten noch drei Tage bis zu der Festfeier, und in diesen sollten die besonders eingeladenen Gäste anlangen, welche die intimsten Freunde des Hauses Zotes waren, in dem nicht weniger als zwanzig Gastbetten bereit standen, vier für die vornehmsten und angesehensten in den oberen Zimmern des Hauses, die übrigen waren auf einem Kornboden zurechtgemacht, den man zu diesem Zwecke ausräumte und reinkehrte, indem man die Wände mit den Decken der Maultiere und dem Reitzeuge der Meierei behing, sowohl solchem, das sich im Hause vorfand, als anderem, das man lieh, wodurch das Zimmer, nach dem Urteile der meisten Dorfbewohner, so prachtvoll war, daß man einen Bischof darin hätte beherbergen können.

„Der erste, der ankam, war ein Vetter des Onkels Anton und folglich zweiter Onkel unseres Fray Gerundio. Er war Vorsteher des Kollegiums an der heiligen Kirche zu León gewesen und augenblicklich Theologe (Magistral) des dortigen Stiftskapitels, ein schon gemachter Mann, vernünftig, scharfblickend, klug, sehr belesen, ein großer Theologe und ausgezeichneter Prediger, kurz, von so hervorragenden Eigenschaften, daß er schon an dritter Stelle für ein Bistum in Aussicht genommen worden war. Als Gefährten brachte er einen andern Kanonikus derselben Kirche mit, einen von jenen, die man ‚Kanoniker mit breitem Kragen' oder auch ‚mit Mantel und Degen' nennt, noch einen Jüngling in der Blüte seiner Jahre, denn er war nicht über fünfundzwanzig, sehr munter, sehr fröhlich, von Natur spassig und gesprächig,

auch Dichter mehr als nötig, und rezitierte aus dem Stegreif mit ziemlicher Anmut, mit nicht geringem Witz und gewöhnlich ohne Blutvergießen (eine sehr schwierige Sache und sehr selten bei jenen, welche jenes Talent besitzen und professionell ausüben), um welcher guten Eigenschaften willen der Theologe des Stiftskapitels sehr für ihn eingenommen war.

„Etwa zwei Stunden später traf ein Bauer ein, ebenfalls ein Verwandter des Onkels Anton, der in einem Dorf etwa vier Meilen von Campazas lebte. Er war Familiar des heiligen Offiziums, und obwohl er in seiner Redeweise plump und ungeschliffen war, besaß er doch einen sehr gesunden Menschenverstand und sprach sehr treffend über solche Dinge, welche nicht über seine Fassungskraft hinausgingen. Unterwegs hatte sich ihm ein Donado (Hausdiener) aus einem gewissen Orden angeschlossen, der dreimal verheiratet gewesen und jetzt, fünf Jahre schon Witwer, endlich der Welt müde, in ein Kloster eingetreten war, um daselbst Laienbruder zu werden; aber sie wollten ihm den Habit nicht geben; denn obwohl er ein rüstiger und diensttüchtiger Mann war, so war er doch außerordentlich plump und überdies geschwätzig und über das Mittelmaß hinaus dem Trunke zugetan, nicht daß er sich völlig vom Verstande getrunken hätte, er blieb so bei einem mittleren Strich, der nach Balgerei duftete, und dann ganz besonders schwätzte er über alle Verhältnisse und über alle Gegenstände, die sich darboten; denn er konnte lesen, und er hatte ‚Die Geschichte der zwölf Pairs von Frankreich', ‚Guzman de Alfarache' und ‚Die Gaunerin Justina' gelesen und alle neuen Romanzen, welche von den Blinden an den Jahrmärkten gesungen wurden; besonders aber tat er sich viel darauf zu gut, die Zeitungen zu lesen, wenn er auch kein Teufelswort davon verstand; der Donado war darum ein sehr unterhaltender Mensch und kurz und gut ein wahrer Prachtkerl.

„Gar sehr freute sich unser Fray Gerundio, als er sich in Gesellschaft all dieser Gäste befand, besonders aber jener des Stiftstheologen; denn dieser, schien ihm, würde als verständiger Mann und Fachkenner seiner Predigt die verdiente Gerechtigkeit zu teil werden lassen können, und mit dieser war er so zufrieden, daß er mit der größten Einfalt von der Welt überzeugt war, etwas Ähnliches habe er in seinem ganzen Leben nie gehört noch gelesen; wie als ausgemachte Sache schwebte es ihm vor, der Onkel müßte sich in die Talente des Neffen dermaßen verlieben, daß er, sobald er Bischof würde, ihn zu sich nehmen und ihn zu seinem Beichtvater machen würde; ebensowenig unwahrscheinlich erschien es ihm, daß sein Onkel, der Bischof (denn als solchen betrachtete er ihn jetzt schon), ihm dadurch weitere Förderung — und wäre es auch nur ein kleines Bistum in Indien — verschaffen würde. Alle diese Gedanken gingen ihm durch die Phantasie, schmeichelten ihm unendlich und erfüllten ihn mit unbeschreiblicher Freude."

So naht endlich der Festtag heran.

„Fray Gerundio verließ das Haus strahlender als die Sonne, süßer lächelnd als der dämmernde Morgen, leuchtender als die Morgenröte. Er hatte sich (das ist klar) an jenem Tage mit der größten Sorgfalt aufgeputzt, indem er es dem Barbier gar sehr ans Herz legte, sich in seiner Operation auszuzeichnen, denn sie würde ihm nicht weniger als einen Silberreal einbringen: und wirklich entließ ihn der Meister so hellglänzend und mit so glattem Gesicht, daß er wie poliert aussah; vor allem verwandte er auf die Tonsur die ausgesuchteste Künstlergewissenhaftigkeit; die Platte sah nicht anders aus als wie ein längliches Viereck des feinsten genuesischen Papiers mit Elefantenzahn geglättet; der Haarrand wie eine Franse von der feinsten schwarzen Seide, an den Enden mit der größten Genauigkeit gleichmäßig abgezirkelt, ohne daß auch nur ein einziges Haar hervortrat und die schöne Linie gestört hätte; der Stirnbüschel erhob sich etwa zwei und einen halben Finger breit, mit wunderbarem Ebenmaß am vorderen Ende des Kreises, der den Umfang bildete; das ganze Feld des Hinterhauptes, das vom Außenrande der Tonsur bis hinten nach dem Nacken lief, war nur halbrasiert, damit es einen dunkeln Grund abgebe und so die eigentliche Tonsur um so mehr hervorhebe. Er hatte an jenem Tage einen neuen Habit erhalten, den seine gute Mutter ihm zugedacht, und den seine Schwester, ein bereits heiratsfähiges Mädchen, aufs sorgsamste gefaltet, gefältelt und sogar gebügelt hatte, indem sie das Bügeleisen nur über die Falten und Fältchen gehen ließ, mit so ausgesuchter Kunst und Feinheit, daß sie sich beim Auffalten mit dem anmutigsten Ebenmaße gleichfallend verteilten; besonders die Falten des Skapuliers waren ein Kunstwerk, das bezauberte; und da das Tuch des Mantels und der Kapuze wie gepreßter Etamin glänzte, so war das Ganze ein Anblick, der die Augen blendete. Er trug (das ist begreiflich) sehr genau angepaßte Schuhe, so kostbar gearbeitet, als es die im Orden übliche Schuhform erlaubte; jedenfalls hatte er den Meister beauftragt, daß die Spitzen ja gleich und recht klein wären, und daß der Faden ja nicht zu stark mit Wachs angestrichen würde, damit ihre weiße Farbe um so heller hervorträte. Nachts zuvor hatte der Pater Vikar ihn mit zwei seidenen Kalotten beschert, wie sie seine Nonnen mit viel Kunst und Geschick verfertigten, in der Mitte eine ungemein artige kleine Troddel, gerade von der richtigen Höhe; Fray Gerundio setzte eine derselben an jenem Tage auf, sowohl um seine Hochschätzung für das erhaltene Geschenk zu bekunden, als auch da solches einen ebenso geeigneten als kostbaren Schmuck für seinen Pontifikalanzug bildete. Nicht vergaß er, und er konnte es nicht vergessen, sich in einen Ärmel ein seidenes Taschentuch zu stecken, das aus sehr vorzüglichem Zeuge war und zwei verschiedene Seiten hatte, die eine rosarot, die andere perlfarbig; und in den andern Ärmel steckte er ein zweites Taschentuch von feinstem Cambraistoff, mit vier Quasten von weißer Seide an den vier Ecken. Er war fest

überzeugt, daß, wenn er das eine oder das andere dieser Taschentücher vergäße, die Predigt nicht halb so viel gelten würde, als sie wirklich wert war.

„Den Kirchenchor leiteten drei Küster aus der Umgegend; denn derjenige von Campazas führte im Presbyterium das Rauchfaß und sorgte für das Chorpult; diese Küster taten sich in Bezug auf den gregorianischen Choral in jenem ganzen Landstrich hervor; als Bassist diente ihnen der Fuhrmann des Ortes, der die Vollstimme eines echten Kirchsängers besaß, als Diskantist ein zwölfjähriger Junge, den man ex professo für die Musik in der Kirche zu Sanjago in Valladolid hatte ausbilden lassen. Eine Orgel war nicht da; dieselbe ersetzten aber mit großen Vorzügen zwei galicische Dudelsäcke, welche der Mayordomo zu diesem Zweck aus den Bergen (der sog. Maragateria) hatte kommen lassen, und es bliesen sie zwei lustige und dicke Leute aus den Bergen, in ihrer Kunst so erfahren, daß sie zu allen höheren Festen in San Roman, Foncebadon und im Rabanal gerufen wurden, von wo sich ihr Ruf bis in den Páramo ausdehnte, obwohl es bis dahin acht Meilen Weges ist; und Anton Zotes, dem diese Nachrichten dadurch zukamen, daß er sie zufällig an der Brücke von Vizana von einem Knechte des Bergbewohners Andrés Crespo vernommen hatte, als er eben die Saumtiere lud, schickte augenblicklich, um die zwei berühmten Dudelsackpfeifer herbeizurufen, und versprach jedem von ihnen zwanzig Realen bar und auf der Stelle nebst freier Mahlzeit und Trunk, und da es das erste Mal war, daß man bei der Messe in jener Landschaft eine solche Erfindung gehört hatte, so läßt sich der stürmische Eindruck nicht beschreiben, den diese Neuheit auf alle machte, besonders als sie es mit ihren eigenen Ohren hörten, wie die beiden Musiker in Kniehosen beim Gloria wie beim Credo dem gregorianischen Choral mit einer Pünktlichkeit folgten, die nichts zu wünschen übrig ließ. Der gute Geschmack des Anton Zotes wurde unendlich gefeiert, und von Vater zu Sohn geht die Überlieferung, daß von da an der Gebrauch der galicischen Dudelsäcke bei jedem Hochamte mit Weihrauch sich im Páramo eingebürgert hat, und daß sie von da an in einigen Orten ‚die Orgel der Zotes' genannt wurden, eine Ableitung, die nach unserem Ermessen großer Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt."

Jetzt wird die Einleitung der Predigt vollständig mitgeteilt, in welcher sich die schon früher angedeuteten närrischen Einfälle zur vollen Blüte entfalten. Fray Gerundio bringt nicht nur sich und sein Campazas, Vater, Mutter und seinen Paten auf die Kanzel, sondern auch die galicischen Dudelsackpfeifer, welche die Orgel ersetzten, und das gewaltige Bom Bom Bom Bom Bom der Bombarden, das durch die ganze Gegend von Campazas hin sein Freudenfest verkündigte.

Horrida per campos bum-bim bombarda sonabat.

Schon diese Einleitung ruft einen unbeschreiblichen Sturm des Jubels und des Beifalls hervor, und es vergeht fast eine Viertelstunde, bis es wieder ruhig in der Kirche wird und Fray Gerundio die eigentliche Predigt vortragen kann. Da er von der Kanzel heruntersteigt, erneuert sich der Jubel. Alles fällt über ihn her und umarmt ihn, daß er kaum zur Sakristei gelangen kann. Nach dem Gottesdienst vollends kennt die Begeisterung keine Grenzen mehr. Von der ganzen Gemeinde umringt, wird er von den Glückwünschenden fast erdrückt, in die Höhe gehoben und nach seinem Vaterhause mehr getragen als begleitet. Da vereint bald ein Festmahl die sämtlichen Gäste; das Haus faßt sie kaum. Obenan sitzt der Magistral mit dem andern Kanonikus, seinem Begleiter, dann der Festprediger und seine Mutter, darauf die übrigen nach Stand und Würde. Zuerst gab es Lungenbrei, dann gebratenes Lamm, Kaninchen, Hackfleisch, Rindfleischsuppe, Hammelbraten, Rauchfleisch, Knackwürste und Schinken, alles in reichlichster Fülle; als Nachtisch wurden Oliven, Pfefferkuchen und Käse aufgetragen. Auf den Tischen kreiste nicht nur Wein von Páramo, sondern auch solcher von de la Nava, und Trinksprüche in Versen und Prosa verkündeten abermals den Jubel, den die Predigt des jungen Mönches in aller Herzen hervorgerufen.

10. Nur eine Gewitterwolke lagerte sich über dem allgemeinen Sonnenschein. Der gelehrte Magistral und Domherr von León hatte sich schon in der Kirche sehr zurückhaltend benommen. Als es bei Tisch lebendiger wurde und das Toasten anfing, zog er sich zurück, um ein Schläfchen zu halten, und kam erst wieder, als die meisten Gäste das Haus verlassen hatten und ein ruhiges Zwiegespräch mit Fray Gerundio möglich war.

Um sich aufzumuntern, nahm der Magistral eine Prise, wischte sich die Augen, schneuzte sich die Nase, und es geht das Gerücht, er habe dann seinem Vetter fest ins Auge geschaut und ihm der Hauptsache nach folgendes gesagt:

„Zweifelsohne, Fray Gerundio, bist du über deinen leichtfertigen Sermon in das eitelste Selbstgefühl geraten. Der Beifall der Nichtswisser, das verworrene Geschrei dieses armen Volkes, die Stimme der Menge und die Zurufe der Schmeichler, soweit es nicht ironische Lobsprüche von Schälken oder Übelwollenden gewesen sind, werden dich überzeugt haben, daß du uns alle in Staunen gesetzt hast. So war es wirklich, und ich zweifle, ob jemand es in höherem Grade war als ich; aber nicht über deinen Verstand, noch über deinen Scharfsinn, noch über deine Anmut, noch über deine Geschicklichkeit, sondern über deine Unwissenheit, deine jugendliche Frechheit, deine seltene Unbesonnenheit und deinen gänzlichen Mangel an Geschmack und Urteil.

„Vieles hatte mir über deine Art zu predigen mein Freund und dein Gönner der Pater Magister Prudencio geschrieben; einiges deutete er mir auch von den vernünftigen und wohlangebrachten Bemerkungen an, die er dir gemacht, damit du deine Talente nicht vergeudetest; nicht weniges sagten mir auch einige, welche von dir ich weiß nicht welche Anrede bei einer Geißelprozession in deiner Gemeinde hörten. Alles gab mir die Vorstellung, daß du sehr auf Abwege geraten; aber ich gestehe, nie hätte

ich gedacht, nie es für möglich gehalten, daß du so weit gekommen. Gleich nach dem ersten Satz deiner Predigt wäre ich aus der Kirche gesprungen, wenn es ohne viel Aufsehen und Lärm und Geräusch der dichtgedrängten Zuhörer möglich gewesen wäre; so setzte ich mich in den Beichtstuhl, der während der ganzen Zeit, welche die Predigt dauerte, für mich kein Richterstuhl der Buße, sondern eine Übung derselben war.

„Nenne es Predigt, es ist ein durchaus unzutreffender Ausdruck, denn das war keine Predigt noch etwas, was einer solchen auf hundert Meilen gleicht. Es ist schwer zu bestimmen, was es war; doch will ich sehen und versuchen zu verstehen zu geben, was mein Eindruck war.

„Es war ein losgebundener Besen von unzusammenhängendem Zeug, es war eine auserlesene Klappermühle von Impertinenzen und Extravaganzen, es war ein verworrener Haufen von lächerlich mißverstandenen und frech angewendeten Bibelstellen, es war ein Platzregen von oberflächlichen, falschen, kindischen Einfällen, nicht nur einem Redner fremd, der in allem Wahrheit und Gründlichkeit suchen muß, sondern selbst unerträglich bei einem nur mittelmäßigen Dichter."

Der Magistral geht dann auf die einzelnen Torheiten der vermeintlichen Predigt ein, zerpflückt sie mit schonungsloser Offenheit und weist seinem verblendeten Neffen auch die Ursachen nach.

„Weißt du", so fragt er ihn, „wo diese alberne Art zu schwätzen herrührt und diese teils häretischen, teils absurden und teils übelklingenden Sätze, die du haufenweis vorbringst? Da liegt kein anderer Grund vor als die unglückselige Verachtung, welche du gegen die Dialektik, die Philosophie und die Theologie hegtest, törichterweise überzeugt, du bedürftest ihrer nicht, um ein großer Prediger zu werden."

Nachdem er das dann in Bezug auf die Philosophie auseinandergesetzt, fährt er fort:

„Indessen, wenn die Dialektik für die christliche Beredsamkeit von unersetzlicher Notwendigkeit ist, so ist es nicht minder die heilige Theologie. Und wenn nicht, sage mir, was heißt dann ein Theologe sein? Das heißt ein Mann sein, dessen Beruf ihn schon anleitet, gut und richtig über Gott und seine Attribute zu sprechen, die religiösen Wahrheiten auseinanderzusetzen, ihre Geheimnisse zu erklären und die geoffenbarten Wahrheiten von den Lehrmeinungen zu unterscheiden, mit hinreichendem Wissen, um die Irrtümer zu bekämpfen, die Natur der Tugenden zu unterscheiden und ebenso die Natur wie die Verschiedenheit der Laster zu durchdringen; es heißt ein Mann sein, der in der Heiligen Schrift wohl zu Hause und mit dem wahren und richtigen Sinn derselben vertraut ist, um aus dieser unerschöpflichen Quelle wirksame und kräftige Beweise für das zu schöpfen, was er vorträgt; ein Mann, bekannt mit dem Altertum, vertraut mit der Kirchengeschichte, belesen in den Vätern und Konzilien. Das heißt ein Theologe sein. Und Prediger sein, was heißt das? Das heißt: all das sein und noch etwas mehr; denn das heißt, alle diese Kenntnisse besitzen und darüber hinaus Geschicklichkeit, sie anzuwenden, Beredsamkeit, um davon zu überzeugen, und Talent, um sie darzustellen. Daraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß man ein großer Theologe sein kann, ohne ein großer Prediger zu sein; aber unmöglich ist es, ein großer Prediger zu sein, ohne ein großer Theologe zu sein."

Auch das wird alles noch mehr im einzelnen dargetan, und dann wendet es der wackere Onkel wieder unmittelbar auf den Neffen an:

„Vorausgesetzt, daß die Theologie, die Philosophie und die Dialektik so unerläßlich für die Beredsamkeit ist, wie willst du dann predigen, da du weder ein Dialektiker, noch ein Philosoph, noch ein Theologe bist? Du, der du nie die Konzilien, die Väter, die Schrifterklärer gesehen hast als etwa von außen (und der du sie, auch wenn du sie von innen sähest, sicherlich nicht verständest), wie willst du predigen? Du, der du weder die Glaubensgeheimnisse, noch die zehn Gebote, noch die Gebote der Kirche, noch die Sünden, noch die Tugenden kennst, außer was etwa der Katechismus davon sagt, was willst du predigen?"

Das waren fürchterliche Keulenschläge für Fray Gerundio. Er weinte bitterlich im Innern seines Herzens, daß der Magistral, auch wenn er Erzbischof von Toledo würde, sich nicht um ihn kümmern, ihn wohl kaum seinem Orden zur Ernennung als Obern, noch weniger für ein kleines Bistum in Indien empfehlen würde. Und doch hatte er einmal schon eine gute Wittib damit getröstet, er wolle, sobald man ihn zum Bischof machte (und das könnte so lange nicht dauern), ihren Knaben, der etwa zwölf Jahre zählte, zu seinem Kammerdiener machen, worauf die gute Frau ihn gar sehr anflehte, ihm keine Honigkuchen, noch Marmelade, noch sonst etwas Süßes zu geben, weil der Junge sehr leckerhaft sei und an Würmern leide. Und Fray Gerundio verpfändete dafür sein bischöfliches Wort und reichte der Frau seine Hand zum Kusse dar, gab ihr mit vieler Würde den Segen und entließ sie ganz überglücklich. — Und nun war es mit dem ganzen Bistum nichts.

11. Über den niederschmetternden Eindruck, den die wohlbegründete Kritik des Onkels auf Fray Gerundio gemacht, hilft ihm sein bisheriger böser Genius, Fray Blas, bald wieder hinweg. Er verlacht ihn, daß er sich so rasch habe einschüchtern lassen, erklärt alle die Bemerkungen des Domherrn für Larifari, verteidigt seine eigene Predigtmanier mit triumphierender Unverfrorenheit und rät seinem jungen Freunde, dem Onkel gegenüber zwar Zerknirschung, Folgsamkeit und völlige Ergebung zu simulieren, aber an der einmal eingeschlagenen Bahn mutig festzuhalten. Diesen verderblichen Rat unterstützt das unmäßige Lob, das die Bauern der ganzen Umgegend dem jungen Prediger spenden, und das ihn so berauscht, daß er die Mahnungen des Onkels bald wieder in den Wind schlägt. Noch stärker wirkt es aber auf ihn ein, als auf jene allgemeinen Lobsprüche hin ihm eine neue Predigt angetragen wird, und zwar eine Lobrede (ein sog. Sermón de honras) auf den eben verstorbenen Notar Conejo in dem benachbarten Pero-Rubio, der dafür testamentarisch 200 Realen ausgesetzt hat. Sein Testamentsvollstrecker, ein Privatgeistlicher, der Lizentiat Flechillo, ladet ihn selbst in schmeichelhaftester Weise dazu ein. Unter dem Einfluß des Fray Blas nimmt er alsbald an, schreibt nur an seine Obern um die Einwilligung und erhält dieselbe ohne Säumen.

Diese neue Art von Predigt bringt wieder ganz neue komische Elemente mit sich. Kaum hat Fray Gerundio die Einladung angenommen, so ist er schon in der größten Verlegenheit, weil er noch nie in seinem Leben eine solche Lobrede gehört noch die entfernteste Idee davon hat. Er ist auch hier wieder ganz an die Leitung des Fray Blas gewiesen, der ihm gleich die allgemeine Regel gibt: „Die Hauptsache ist, immer etwas von heidnischen oder mythologischen Fasten (Fasti), Menologien, Almanachen oder Kalendern zur Hand zu haben und zu sehen, was für ein Fest begangen oder was für eine Zeremonie oder sonst Bemerkenswertes an dem Tage vollzogen wurde, an welchem du zu predigen hast, und es unerschrocken auf deinen Gegenstand anzuwenden, sei es was es wolle. Das kannst du mit wunderbarer Leichtigkeit tun. Das ist die allgemeine Regel und paßt auf alle Arten von Reden, Lobreden, Glückwünsche, Ermahnungen oder Abbitten, Leichenpredigten und Sittenreden. Auch selbst bei einer Passionspredigt kannst du das mit einer Zweckmäßigkeit verwerten, die bezaubert.

„Um indes insbesondere auf die Lobrede oder Leichenrede zu kommen, was ganz auf dasselbe hinausläuft, ist es unerläßlich, daß du einige Mundvoll haufenweiser Gelehrsamkeit bei der Hand hast, über die Zeit, wo diese Art von Huldigung an die Verstorbenen ihren Anfang nahm, mit welcher Gelegenheit sie begann, welches die ersten Erfinder waren, die Griechen oder die Römer, welche Fortschritte sie im Laufe der Zeit machte; und schließlich was immer du in Bezug auf diese Materie zusammenstoppelst, wird alle goldeswert sein; denn gleich von Anfang an wirst du dir die Bewunderung des Auditoriums über deine staunenswerte Erudition gewinnen."

Er führt ihm das gleich noch weiter aus, stellt über die Priorität der Trauerrede bei Griechen oder Römern drei verschiedene Ansichten auf und fährt dann fort: „Du mußt dich nicht bei dieser unnützen Frage aufhalten, obwohl es gut sein wird, daran zu erinnern, damit die Leute sehen, daß du weit mehr weißt, als du sagst, und dann wirst du gleich verächtlich und hochfahrend weiterfahren: ‚Mag man nun bald die posthumen Panegyriken den Waffen weihen, mag man sie bald der Wissenschaft widmen, mag man sie bald irgendwelchen andern Tugenden zubestimmen, in welchen die berühmtesten Männer sich auszeichnen: immerdar gebühren diese Trauerfeiern am Grabe und diese Ruhmeszypressen von Rechts wegen unserem Domingo Conejo (so hieß der Notar, dessen sich Gott erbarme). Gilt es die Waffen? Schaut ihn beständig mit dem Messer in der Hand, um Federn zu schneiden, es könnten ebensogut Mauren, Türken oder Juden sein! Gilt es die Wissenschaften? Wer bildete je schwungvollere Federzüge in der ganzen Umgegend? Man verzeichne seine ungeheuern Protokolle. Gilt es die übrigen heroischen Tugenden, welche die Trompeten des Ruhmes mit dem weitesten Schall

erfüllen? Man bezeichne mir eine, in der unser beneidenswerter Conejo nicht das non plus ultra erreicht hat!"

„Satansmensch!" erwiderte Fray Gerundio. „Die Stelle von den Waffen und den Wissenschaften hat nicht einmal der Florilegist verwendet; aber wie kann man diejenige von den Tugenden bringen, ohne daß der Teufel und das ganze Auditorium über die Lüge auflacht? Siehst du nicht, um Himmels willen, daß in den Angaben des Lizentiaten Flechillo es klar gesagt wird, daß der Notar (Gott möge ihm gnädig sein!) ein schlechter Kerl war, ein Fälscher, ein Betrüger, ein Ränkeschmied, ein Händelstifter, ein Räuber, mit seinen Pülverchen von Heuchelei?"

„Und darüber stolperst du?" unterbrach ihn Fray Blas mit einem Ausdruck von Spott. „Jeden Tag kommst du mir schlappschwänziger vor, ich fürchte, du wirst noch Skrupulant. Was braucht man denn, als alle diese Laster in Tugenden umzutaufen? und alles ist getan. Sage: Keiner übertraf ihn an Herablassung, wenige kamen ihm an Genie gleich, niemand gab er an Scharfsinn nach, in der Festigkeit der Überzeugung war er einzig, und in der Verteidigung seiner Rechte fand er nicht nur seinesgleichen nicht, sondern berührte sogar die Grenzen des Übermaßes. Siehst du so alle seine Laster unkenntlich gemacht und nach der Mode in sittliche Tugenden umgekleidet, und niemand kann ein Wörtchen dagegen einwenden, und es ist sogar Gefahr, daß nach Schluß der Trauerrede irgend ein altes einfältiges Mütterchen sich fromm dem heiligen Notar Conejo empfiehlt."

Fray Gerundio ergibt sich diesmal nicht so leicht in die schwindlerischen Anschauungen seines Lehrers; aber nach und nach gewinnt dessen Zungenfertigkeit und Keckheit doch wieder die Oberhand. Um die Theorie der Trauerrede noch einläßlicher von allen Seiten zu beleuchten, wird noch ein Gast eingeführt, Don Casimir, ein geschulter Humanist von dem dreisprachigen Kollegium der Universität Salamanca, der die Unwissenheit Fray Gerundios wie die freche Dummdreistigkeit des Fray Blas in ein sehr ergötzliches Licht stellt, aber sie schließlich nur um so mehr zum Widerstande aufstachelt und in ihren Verkehrtheiten bestärkt.

Der schuftige Notar Conejo erhält für die 200 Realen eine Lobrede, als wäre er ein Tugendmuster und der größte Wohltäter der Menschheit gewesen, allerdings in einem Stil, der nahezu alle bisherigen Abgeschmacktheiten noch übertrifft. Die Hauptstelle ist eine Schilderung des Gerichtes, das im Jenseits über den Notar ergeht, wobei Fray Blas und Fray Gerundio selbst in Entzücken über den Einfall des letzteren geraten, diesen schrecklichen Augenblick juristisch aufzufassen und zugleich mit allen erdenklichen unzugehörigen Bibelterten aufzudonnern. Der Beifall übertrifft denn auch allen, den der junge Prediger bisher geerntet.

„Der Lizentiat Flechillo, der ihm die Predigt aufgetragen und der bei der Leichenfeier den Diakon machte, geriet dermaßen außer sich, daß er auf der Bank, wo er, rechts vom Priester, die Rede angehört, noch immer sitzen blieb, als der Kommissarius, der als Sacerdos fungierte, schon mit gesenkten Augen das Sarggerüste inzensierte und beim letzten Responsorium angelangt war, und immer noch blieb der gute Lizentiat auf seiner Bank sitzen, fort und fort weinend vor Freude und Rührung, ohne zu bemerken, was um ihn her vorging. Kaum waren sie vom Altar in die Sakristei zurückgekehrt, so warf sich der Kommissarius, ohne sich den Rauchmantel ausziehen zu lassen, dem Fray Gerundio leidenschaftlich um den Hals, umschlang ihn geraume Zeit mit den Armen, ohne ein Wort hervorzubringen, und indem er sich dann nach und nach ein wenig zurückzog und ihm die Hände auf die Schultern legte, brach er in diese Ausrufungen aus: ‚O unsterblicher Ruhm von Campos! O glückseliges Campazas! O überglücklicher Pater! O Wunder der Kanzelberedsamkeit! O Beschämung aller übrigen Prediger! O Tiefe! o Abgrund! o Unergründlichkeit! Es ist schauderhaft! Es ist schauderhaft! Es ist schauderhaft! O! O! O!‘ Und dann erst ließ er sich den Rauchmantel abnehmen, indem er wiederholt Kreuze schlug.

„Der Lizentiat Flechillo konnte bis dahin kein artikuliertes Wort hervorbringen, nur abgerissen daherstammeln: ‚Pater! Pater! Päterchen! Die heilige Woche! Die nächste heilige Woche! Die heilige Woche! Es geht nicht anders! Es geht nicht anders!‘“

Hiermit ist die letzte Heldentat Fray Gerundios eingeleitet, nämlich die Übernahme eines ganzen Predigtzyklus für die Karwoche in Pero-Rubio. Diese Leistung ist zwar nicht mehr genauer ausgeführt, aber schon das Programm und die Verhaltungsmaßregeln, welche der Gemeinderat von Pero-Rubio dem Prediger zukommen läßt, sind von einer durchschlagenden Komik, ein mit den lebendigsten Farben gezeichnetes Sittenbild aus dem damaligen spanischen Volksleben, das zugleich den Unfug der Zopfprediger abschließend in das vollste Licht stellt.

Der eigentliche Schluß ist etwas abrupt, aber mit schalkhafter Leichtigkeit eingefügt und wohl geeignet, der Satire einiges von der Schärfe ihres Stachels zu nehmen. Die angebliche „Geschichtsquelle“ der ganzen Erzählung wird nämlich als ein apokryphes Machwerk erklärt und der Roman als das hingestellt, was er ist, als poetische Fiktion:

Historia que pudo ser del famoso Predicador
Fray Gerundio de Campazas.

Was P. Isla mit seinem Roman bezweckte, hat er vollkommen erreicht. Durch die Volkstümlichkeit, welche er erlangte, wurde der falschen und verzopften Kanzelberedsamkeit ein Schlag versetzt, von dem sie sich nicht wieder

erholte, ganz wie einst den tollen Ritterromanen durch den „Don Quijote“ des Cervantes. Was man auch gegen das starke Hervortreten der Tendenz allenfalls vorbringen mag, gewiß ist, daß dieselbe sich mit einfachem Grundplan, wohldurchdachter Folgerichtigkeit, lebensvoller Charakteristik in lebendige Handlung umsetzt und in ein überaus heiteres Zeit- und Volksbild einflicht, mit einer Frische der Darstellung, einem Reichtum der Sprache und einer Fülle des Humors, die heute noch etwas Anziehendes haben, wenn auch das spezifisch religiös-kirchliche Grundproblem mit den vielen lateinischen Texten und Zitaten manchen Lesern mehr oder weniger fremd bleiben wird.

Der erste Band des „Fray Gerundio“ war noch nicht fertig gedruckt, als die Kunde davon bereits ins Publikum drang und ein Sturm der Entrüstung darüber losbrach. Schon am 25. Februar 1758 wurde das böse Buch bei dem Rate der Inquisition verklagt, am 1. März erfolgte eine zweite Denunziation. Beide Kläger wurden aufgefordert, ihre Angaben einläßlicher zu begründen. Der Großinquisitor Don Manuel Quintano y Bonifaz, Erzbischof von Pharsalus i. p. und Beichtvater des Königs, wartete indes eine solche Begründung nicht ab, sondern schritt, schon nach zwei Wochen, am 14. März gegen eine weitere Verbreitung des Romans ein. Der Druck des zweiten Bandes wurde untersagt, der Neudruck des ersten, in 3100 Exemplaren nahezu vollendet, wurde innegehalten, die bereits gedruckten Bogen mit Beschlag belegt, jede Übertretung dieser Maßnahmen mit einer Strafe von 2000 Dukaten bedroht. Auch auf die erste Auflage wurde gefahndet, doch sie war völlig vergriffen.

Die zweite Klageschrift widerlegte P. Isla in einer sehr lichtvollen Verteidigung, gegen welche eine Duplik des Klägers vom 22. Juli nichts Stichhaltiges beibrachte. Inzwischen liefen (18. März und 8. April) ausführlichere Denkschriften zu den zwei ersten Klageschriften ein sowie eine Menge neuer von den verschiedensten Seiten, welche alle die Unterdrückung des Buches forderten (17. April, 26. Juni, 6. und 12. Juli, 19. September).

Eigentlich Neues bringt keiner der Kläger vor. Alle wiederholten die Klagepunkte, die bereits in der zweiten Klageschrift geltend gemacht worden waren: Mißhandlung des Ordensstandes, bestimmter Orden und ihrer inneren Angelegenheiten, Mißhandlung von Bibeltexten und heiligen Dingen. Vergeblich machte P. de Isla auf den Prolog und viele Stellen des Buches aufmerksam, die über seine völlig rechtgläubige Gesinnung und Absicht keinen Zweifel ließen; vergeblich wies er nach, daß die Komik des Werkes nichts von allen jenen heiligen Dingen treffe, sondern nur die geschmacklosen Prediger, welche durch ihr Verhalten Bibel und Gottesdienst, Ordensleben und Ordenshabit, ihre eigenen Satzungen und Pflichten dem Gespötte preisgäben, und daß man sie verurteilen müsse, nicht ein Buch, das darauf ziele, ihrem Unfug ein Ende zu machen. Auch von jenen, welche seine Absicht billigten,

verwarfen die meisten das Mittel, dessen er sich bediente — die satirische Darstellung.

Ganz allgemein wurde diese Anschauung aber auch in den religiösen Orden nicht geteilt, welchen die meisten Kläger angehörten. Schon am 8. April wandte sich der Kapuziner Francisco de Ajofrin, Lektor der Theologie in dem Konvent bei dem königlichen Lustschloß Prado, aus eigenem Antrieb an den Erzbischof-Generalinquisitor mit dem Gesuch, dem mannigfachen Drängen zur Unterdrückung des Buches keine Folge zu geben, vielmehr gerade das Gegenteil zu tun.

„Es bewegt mich zu diesem Schritte keine Leidenschaft oder sonst ein anderer Beweggrund, als nur der Eifer für die Ehre Gottes und der Wunsch, den ich immer gehegt habe, daß einmal wirksame Abhilfe geschaffen werde gegen den ärgerlichen Mißbrauch vieler Kanzelredner, welche, meist von dem verdorbenen Geschmack ihrer Zuhörer mißleitet, nicht Christus den Gekreuzigten predigen, wie sie es tun sollten: zu diesem Zweck ist das besagte Buch, wenn man alles wohl in Betracht zieht, das mächtigste und göttlichste Mittel, das bisher erfunden worden ist.

„Ich habe Leute gehört, welche in diesem Punkte ein Urteil besitzen, und alle Unparteiischen sind derselben Ansicht. Und einige fügen hinzu, die Prediger selbst sollten es willkommen heißen, daß sie zur Erfüllung ihres Amtes ein so dienliches Mittel gefunden haben, und den Weltleuten dankbar sein, daß sie das erwähnte Buch mit so großem Beifall aufgenommen haben; denn so verwerfen die Weltleute selbst den Mißbrauch der schlechten Prediger und bestätigen stillschweigend die heilige Lehre der guten; und so wird es ein vortreffliches Mittel, erschlafften Weltmenschen den Mund zu stopfen, und ein mächtiger Schild für den apostolischen Prediger. Was könnte man der Kirche da Nützlicheres wünschen? Welches mildere Mittel, das von den Mißbräuchen abschreckt?

„Bis jetzt hat man mit ernsten Ermahnungen bei den Predigern nichts ausgerichtet; denn in Wirklichkeit lag es nicht allein an ihnen, sondern ebensosehr und weit mehr an den Zuhörern. Nun sind die Zuhörer schon ohne Gewaltmaßregeln überzeugt, und alles wohl beachtet, trifft ‚Fray Gerundio' sie weit mehr als die Prediger selbst. Und da seine Geschichte so nützlich ist, warum soll sie nun nicht freien Umlauf haben und ohne Zensur? Sicherlich ist es sehr zu verwundern, daß sich einige Religiosen so bitterlich durch einen erträumten Fray Gerundio gekränkt fühlen, und daß es sie gar nicht erschreckt, so viele wirkliche, nicht phantastische Gerundios zu sehen, wie sie solche selbst mit ihrem schlechten Beispiel in Schutz nehmen. Ew. Erlauchten Gnaden und Ihrem heiligen Tribunal obliegt es, gegen die ärgerliche Predigtweise vieler Abhilfe zu schaffen; es ist deshalb in Betracht zu ziehen, daß, wenn man das Buch von dem erfundenen Gerundio verurteilt, man a fortiori viele andere Bücher verurteilen muß, die mehr Gerundios sind als Gerundio selbst, mit dem Unterschied, daß dieser als Roman verkauft wird, jene aber als evangelische Wahrheiten geschätzt werden. Dieser gesteht offen seine Fiktion ein; jene werden als ernstliche Dokumente betrachtet. Und wenn sogar das Buch von Fray Gerundio die Heilige Schrift mißbrauchte (wie seine Gegner behaupten), glaube ich, sollte man diesen Gerundio dulden, um vielen andern zu entgehen; denn indem man diesen billigt, verurteilt man stillschweigend die andern; und im Gegenteil wird die Verurteilung des einen die Approbation der andern sein.

„Mögen die Gegner schreien, mögen sie schreien, Ew. Erlauchten Gnaden dürfen glauben, daß das großenteils ein Geschrei der Hölle ist; denn der allgemeine Feind hat schon angefangen, den Schaden zu spüren, den das Buch von Fray Gerundio in seinem Reiche anrichten kann. Deshalb bin ich der Ansicht, daß man es ein- und tausendmal drucken lassen muß; und sollte, um den Hochmut seiner Gegner niederzuschlagen, das höchste Ansehen Ew. Erlauchten Gnaden und Ihr gerechtestes Tribunal nicht hinreichen, so sollte man den mächtigen Einfluß Unseres Herrn des Königs heranziehen, dessen Gewissen Ew. Erlauchten Gnaden lenken."

Hätten sich viele andere angesehene Männer in diesem Sinne, mit ebensoviel praktischer Klarheit und Entschiedenheit an die Inquisition gewandt, meint P. de Isla, so wäre das Verbot wohl aufgehoben worden; aber die Gegner waren, wie er beifügt, viel rühriger und lauter als die Freunde. Ohne formell das Pseudonym zu lüften, wandte auch er sich (16. Juni) an den Großinquisitor und gab ihm zu bedenken, daß der Verfasser ein armer Mann sei und durch das Verbot großen pekuniären Nachteil erleide, daß das Geschrei gegen das Buch vielfach nur daher rühre, daß man es nicht kenne, und sofort abnehmen würde, wenn die Leute es lesen und selbst darüber urteilen könnten, daß das Buch bereits die heilsamsten Früchte gezeitigt hätte und noch wohltätiger wirken würde, wenn es weitere Verbreitung fände, daß endlich ausländische Buchhändler sich der Sache bemächtigen und das Buch, zum Schaden des spanischen Buchhandels, dennoch verbreiten würden.

Inzwischen schlugen die wirklichen Gerundios, d. h. die Prediger, welche sich durch das Buch getroffen fühlten, einen Lärm, als ob das ganze Christentum in Gefahr stände. Am lautesten wetterte dagegen von der Kanzel selbst der Kapuziner Fray Matias Marquina, gegen den Isla eine Verteidigung in vier offenen Briefen schrieb. Es regnete aber Schriften gegen das Buch in allen Formaten und Formen: Traktate, Dialoge, Predigten, Briefe, Romanzen und Sonette. Ein guter Teil davon war die armseligste Schmähliteratur. Was der Sache Islas schadete, war, daß auch einige seiner Freunde und Bewunderer zu weit gingen und gegen die Mönche als solche zu Felde zogen. Tröstlich war es aber anderseits für ihn, daß das Buch allüberall die besten Früchte trug, eine Menge Prediger von ihrer verkehrten Predigtweise bekehrte, es andern unmöglich machte, ihren Unfug weiter zu treiben, und in den höchsten und angesehensten Kreisen den größten Anklang fand.

Schon am 3. Mai starb indes Papst Benedikt XIV., kaum ein paar Wochen, nachdem Isla von der günstigen Aufnahme gehört hatte, die das Buch bei ihm gefunden. Im September verschied die Königin Maria Barbara von Braganza, die große Stücke auf Isla hielt und ihn sogar zu ihrem Beichtvater machen wollte. Im folgenden Frühjahr erkrankte Isla selbst infolge übermäßiger Anstrengung; im Juli 1759 wurde sein Zustand so bedenklich, daß ihm die letzten Sakramente gespendet werden mußten. Was ihn in

diesem ernsten Augenblicke am meisten tröstete, war der Gedanke, daß Gott ihm um seines „Fray Gerundio" willen Erbarmen schenken würde; so weit war er selbst davon entfernt, in dem Buche irgend einen Verstoß gegen die Religion oder gegen die Nächstenliebe zu sehen. Noch ehe er sich wieder recht erholte, starb (10. August 1759) König Ferdinand VI., welcher den Jesuiten immer wohl gewogen war, und bei dem auch Isla wegen seines „Gerundio" in Gunst stand.

13. Mit der Thronbesteigung Karls III. begann für Isla wie für die Jesuiten in Spanien eine neue Zeit. Isla täuschte sich nicht darüber. Er wußte, daß er bei Hofe keine Gönner und Freunde mehr zählte. Der neue Monarch hatte zwar „Fray Gerundio" ebenfalls gelesen, viel dabei gelacht, aber dann bemerkt: „Das Buch muß verurteilt werden; denn es spottet über die Mönche." Isla erfuhr das aus zuverlässiger Quelle und glaubte darin alsbald den Einfluß des Vertrauensmannes zu erkennen, der das Gewissen des Königs leitete. Es war Fray Joaquin Eleta, ein unbeschuhter Minorit von der Reform des hl. Petrus von Alcantara, deren Mitglieder von dem Kloster San Gil im Volksmunde Giliten hießen. Es befanden sich unter ihnen viele Prediger vom Schlage des Fray Gerundio, und es herrschte unter ihnen die gereizteste Stimmung gegen den Roman. P. Isla machte sich darum bereits im März 1760 auf eine Verurteilung gefaßt.

„Fassen Ew. Hochw. Mut", schreibt er am 1. März 1760 an P. Nieto, den Prokurator seiner Ordensprovinz und seinen Korrespondenten in Madrid, „der Herr, der uns von allen Seiten heimsucht, wird uns trösten und uns in der Zeit der Prüfung nicht verlassen. Was mich betrifft, wenn ich eines der Schlachtopfer sein soll, sei es um Gottes Gerechtigkeit zu befriedigen, sei es um sein Erbarmen herabzuziehen, so, hoffe ich, wird er mir die Kraft verleihen, alles zu leiden; und ich werde mich für glücklich halten, wenn das Opfer meiner Ehre dazu beiträgt, meine innig geliebte Mutter, die Gesellschaft, wieder in jenem Glanze herzustellen, den sie verdient."

Der erwartete Schlag blieb nun wirklich nicht mehr lange aus. Nachdem der Prozeß sich über zwei Jahre hinausgeschleppt hatte, wurde der Roman am 10. Mai 1760 von dem Rate der Inquisition verurteilt. Wie Isla berichtet, wäre er auch jetzt noch beinahe frei gekommen. Denn die Stimmen standen gleich. Den Stichentscheid gab die Stimme eines Mannes, der früher in Madrid und darüber hinaus das Werk am meisten gelobt und versichert hatte, der Verfasser hätte eine Bildsäule verdient. Der Name ist nicht mitgeteilt; ebenso liegt das Verurteilungsdekret nicht vor. Nach Isla wurden darin mehrere Sätze als „übeltönend, irrig, ketzerisch oder nach Ketzerei schmeckend" verurteilt. Sie standen, wie er zugibt, sämtlich in dem Buch, aber nicht als Ausdruck seiner Ansichten, sondern nur in den Narrenpredigten, welche er Gerundio und seinesgleichen in den Mund legte, um sie lächerlich zu machen. Das Buch wurde also wegen Sätzen verurteilt, die er selbst verurteilte

P. Isla predigte im April und Mai in verschiedenen Städten von Galicien; er erhielt die Nachricht von seiner Verurteilung erst, als er nach Villagarcia zurückkehrte. Sie focht ihn wenig an.

„Diese Nachricht", schreibt er an seine Schwester, „hat weder den Frieden meiner Seele noch die Heiterkeit meiner Miene auch nur einen Augenblick gestört, wie diejenigen beobachteten, welche mich sie lesen hörten, als ich sie empfing. Gott gebe also dem armen Fray Gerundio seinen Frieden! Für mich ist das eine abgetane Sache, und ich bin ebenso ruhig, als handelte es sich um den Bey, der sich jüngst in die Zitadelle von Oran zurückgezogen."

Was ihn dagegen sehr beunruhigte, war das furchtbare Gewitter, von dem sein Orden bereits in Portugal betroffen worden war, und das sich nun langsam auch über Spanien und Frankreich zusammenzog. Während der Prozeß über „Fray Gerundio" noch in der Schwebe war, führte der Minister Pombal mit Hilfe des Visitators Saldanha die längst vorbereiteten Hauptschläge seiner Verfolgung. Im Mai 1758 wurde den Jesuiten Beichtstuhl und Kanzel verboten, im September wurden sie eines angeblich gegen den König verübten Attentates angeklagt, im folgenden Januar alle Güter des Ordens eingezogen, im Juni und Juli seine sämtlichen Schulen unterdrückt, im September alle Professen verbannt und ohne weiteres nach dem Kirchenstaat verschifft oder in schrecklichen Gefängnissen eingekerkert, endlich der greise P. Malagrida im September 1761 mit noch zwei Genossen als vorgebliche Ketzer hingerichtet. Noch ehe so der Orden in Portugal vernichtet war, erhob sich unter dem vereinten Ansturm der Parlamente, der Jansenisten und Enzyklopädisten die Verfolgung in Frankreich wider ihn und führte Ende 1764 seine vollständige Unterdrückung herbei.

Pombal und Choiseul arbeiteten unermüdlich daran, ihm auch in den übrigen Ländern, besonders in Spanien, dasselbe Los zu bereiten. Sie fanden hier anfänglich kräftigen Widerstand. Die Inquisition ließ die Anklageschriften Pombals und andere Schmähschriften durch Henkershand verbrennen. Die Bischöfe forderten den Papst wiederholt auf, für die schwer verleumdete Gesellschaft einzutreten. Karl III. war für sich derselben nicht abgeneigt; er war fromm, aber beschränkten Geistes, schwach und mißtrauisch, voll Verehrung für seinen früheren Erzieher Tanucci. Der Marquis von Ensenada wurde zwar 1760 begnadigt, kam aber zu keinem politischen Einfluß mehr. Leute wie Grimaldi, Squillacci, Campomanes, dann der Graf Aranda, Don Manuel de Roda und Moñino erlangten im Rate des Königs die Oberhand.

Isla dachte alsbald daran, seine gewandte Feder für die Verteidigung des Ordens einzusetzen. Er übersetzte die „Geschichte von Paraguay" des P. Charlevoix, eine Episode in der Geschichte des Ordens, welcher selbst Montesquieu seine Bewunderung nicht versagt hatte. Gegen 1760 waren

schon drei Bände druckbereit. Dann verfaßte er eine eigentliche Verteidigungsschrift gegen die „französischen Parlamentsräte, Jansenisten und Philosophen", diese „Würgengel von Magistraten (magistrados exterminadores), gegen die keine weitere Schonung am Platze ist". Allein keines der beiden Werke kam zum Druck. 1762 erging ein königliches Dekret, welches den Jesuiten verbot, irgend ein neues Buch zu veröffentlichen. Das war der erste Schritt zur modernen „Denkfreiheit" und „Preßfreiheit". Isla war hiermit als Schriftsteller brachgelegt. Er widmete sich nun wie in früheren Jahren dem Predigtamt und der Seelsorge.

Nachdem er bereits im Herbst 1760 wieder durch eine schwere Krankheit heimgesucht worden, wurde er aus dem Noviziatshause von Villagarcia nach Galicien versetzt, in das Kollegium von Pontevedra, an der Küste des Atlantischen Meeres, unweit der portugiesischen Grenze. Von hier aus hielt er Missionen und Exerzitien in Galicien selbst, in Asturien und León. Der Bischof von León wollte ihn durchaus als seinen Berater und Helfer an seine Seite ziehen, starb aber, ehe er diesen Plan durchsetzen konnte. Isla atmete auf; denn nur mit Widerstreben hätte er sein anspruchsloses Leben mit einer so ehrenvollen und verantwortungsvollen Stellung vertauscht. Aber bald traf ihn in Pontevedra jener allgemeine Schlag, welchen d'Aranda und seine Helfershelfer von langer Hand und in größter Stille gegen die Gesellschaft Jesu vorbereitet hatten.

Durch zahllose Verdächtigungen, Verleumdungen, falsche Anschuldigungen und Intrigen aller Art erreichte er es endlich, daß der mißtrauische König an dem Ruf des vordem so angesehenen und beliebten Ordens völlig irre wurde, sich allen Ernstes von geheimen Machenschaften desselben bedroht glaubte und am 27. Februar 1767 ein Dekret unterzeichnete, das den Beschluß enthielt, die Jesuiten aus seinen sämtlichen Staaten auszuweisen. Das Dekret ist an Aranda selbst gerichtet, von dem alle Fäden der Jesuitenverfolgung ausgegangen waren und in dessen Hand sie nun von neuem zusammenliefen. Um den Jesuiten jede Verteidigung und Rettung abzuschneiden, wurde der Beschluß jedoch bis zum Tage der Ausführung mit dem größten Geheimnis umgeben. Aranda und seine Genossen heuchelten von da ab selbst eine gewisse Geneigtheit gegen den Orden. P. Idiaquez, Provinzial von Kastilien und Bruder des Herzogs von Granada, der um jene Zeit den Hof aufsuchte, um die waltenden Vorurteile zu zerstreuen, fand daselbst eine so rücksichtsvolle Behandlung, daß er sich über die drohende Gefahr täuschen ließ. Ebenso glaubten die andern Patres in Madrid sich nunmehr beruhigen zu können, während die Regierung in perfidester Weise ihre Verbannung vorbereitete.

An alle Behörden von Städten, wo es Jesuitenhäuser gab — es waren ihrer 246 — erging ein versiegelter Brief, der unter Todesstrafe erst am

Abend des 1. April 1767 nach Sonnenuntergang geöffnet werden sollte. Die darin enthaltene Instruktion verfügte, in der Nacht vom 2. auf den 3. um dieselbe Stunde das betreffende Jesuitenkollegium oder Jesuitenhaus mit Truppen zu umzingeln, die Kommunität zu versammeln und ihr ein königliches Dekret vorzulesen, das ohne jedwede Begründung, Ausnahme oder Verzögerung über sämtliche Mitglieder ewige Verbannung, über die Güter des Ordens Konfiskation verhängt. Den Priestern wurde eine Pension von 100, den übrigen von 80 Piastern zugeteilt; sollte aber einer den Orden zu verteidigen suchen oder sonst sich einer dem König mißliebigen Handlung schuldig machen, so sollten alle die zugesagte Pension einbüßen. Von dieser Eröffnung an sollten alle streng bewacht, die Papiere aller unter Siegel gelegt werden. Innerhalb vierundzwanzig Stunden sollten alle nach dem nächsten Seehafen geführt und auf die bereitstehenden Schiffe gebracht werden. Die pünktliche Ausführung aller dieser Verordnungen wurde den Beamten unter Androhung der Todesstrafe eingeschärft. Alle Demonstrationen zu Gunsten der Verbannten und jeder Versuch, mit ihnen zu verkehren, wurden als hochverräterisch erklärt.

14. Die königliche Verordnung wurde in ganz Spanien und seinen Kolonien mit der größten Strenge durchgeführt, über 5000 Jesuiten an demselben Tage verurteilt und festgenommen, wenn auch der Transport zu den Schiffen sich nicht überall mit der gleichen Raschheit bewerkstelligen ließ. In Pontevedra hielten die Patres am 4. April ihr letztes gemeinsames Mittagsmahl in Gegenwart der königlichen Beamten und Offiziere und sollten dann ihre Reise nach Coruña antreten. Da ward P. Isla, der den ganzen vorigen Tag die größte Ruhe und Heiterkeit bewiesen und die andern in ihrer fürchterlichen Überraschung getröstet hatte, von einem Schlaganfall getroffen, der ihm Mund und Zunge lähmte. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß er nicht mit abreisen dürfe: es würde sein sicherer Tod sein. Als Isla aber stammelnd zu verstehen gab, das Bleiben würde sein sicherer Tod sein, wurde beschlossen, ihn in einer Sänfte mitzunehmen. In dem Städtchen Caldas, das man abends erreichte, verschlimmerte sich sein Zustand; doch brachte ihm ein Aderlaß Erleichterung, und es gelang, ihn in zwei kurzen Tagreisen nach Santiago zu bringen. Hier wohnte seine Schwester mit ihrer ganzen Familie; aber nach den strengen Vorschriften durfte niemand von den Verwandten ihn besuchen. Eine neue Krise trat ein, und es war jetzt die Rede davon, ihn in Santiago zurückzulassen. Wieder wollte er mit; aber zu dem Entscheid des Arztes gesellte sich jetzt auch der seines Obern, und so blieb er einige Tage in dem Benediktinerkloster Sankt Martin, wo er die liebevollste Pflege fand. Sobald er aber nur eben konnte, folgte er seinen Brüdern nach Coruña. Am 19. ging die Reise weiter nach Ferrol, wo er mit 200 andern Jesuiten auf dem Kriegsschiff „San Juan Nepomuceno" eingeschifft wurde.

Die Verbannten wurden im Zwischendeck elend zusammengepfercht, erhielten weder frische Wäsche noch eine anständige Kost noch die gewöhnliche Fürsorge für Reinlichkeit. Nur der Bekanntschaft des Kapitäns mit seinem Schwager Nikolaus de Ayala dankte es P. Isla, daß er an den Tisch des Kapitäns gezogen wurde und ein Bett in dessen Kabine erhielt. So erholte er sich langsam von seiner Krankheit, während die achtwöchige Meerfahrt für die übrigen eine unsägliche Qual war. Am 24. Mai hatten sie in Ferrol die Anker gelichtet; am 14. Juni wollte man bei Civitavecchia landen, und schon griffen die Reisenden zu ihren armseligen Bündelchen und hofften endlich ans Land zu kommen, als das Verbot des Papstes eintraf, sie an der Küste des Kirchenstaates aufzunehmen. Obwohl die Patres die politische Notlage des Papstes wohl begriffen, war es doch entsetzlich hart für sie, die trostlose Fahrt wieder fortsetzen zu müssen, ohne Aussicht auf ein baldiges Ende.

Die vorgeblichen Hochverräter sollten nun auf Korsika abgesetzt werden, an dessen Küste eben der Krieg tobte. Pascal Paoli hatte die Genuesen völlig aus dem Innern der Insel verdrängt und machte ihnen die wenigen Küstenpunkte streitig, die sie noch besaßen. Diese hatten die Franzosen zu Hilfe gerufen und französische Besatzungen in die festen Küstenplätze gelegt. Wochenlang wurden die spanischen Schiffe mit den vertriebenen Jesuiten von einem Seehafen an den andern gewiesen, bis die Kapitäne, endlich der Sache müde, die Verbannten ans Land setzten, an einem einzigen Tage mehr als 2000, in Algajola, Calvi, Ajaccio und San Bonifazio, lauter kleinen Städten, welche, vom Kriege heruntergebracht, kaum ihren Einwohnern den nötigen Unterhalt bieten konnten.

Am 19. Juli, in der fürchterlichsten Sommerhitze, landete der „San Juan-Nepomuceno" an der kahlen Felsenküste bei Calvi, einem Städtchen mit etwa 400 Häusern. Da wurde P. Isla mit seinen Genossen ans Land gebracht, von andern Schiffen noch etwa 400 andere Jesuiten, darunter viele Greise, Kranke und Schwache, welche dringend der Pflege bedurft hätten. Aber sie mußten schon froh sein, auch nur das elendeste Obdach zu finden. Ihrer 30 bis 40 wurden in einem Häuschen untergebracht, das kaum für eine Familie von vier oder fünf Köpfen berechnet war. P. Isla begab sich in die Pfarrkirche und betete da, ohne Hoffnung, ein Unterkommen zu finden, auf das Äußerste bereit; da traf ihn am Nachmittag der Pfarrer, ein braver Priester, wurde durch sein Elend gerührt und nahm ihn in sein eigenes Haus auf.

Vierzehn Monate blieben die Verbannten auf Korsika, während um sie her der Krieg weiter wütete und den drückendsten Mangel an Lebensmitteln zur Folge hatte. Unter all diesen Leiden und Entbehrungen richteten sie, so gut es ging, wieder eine Art von Kommunitätsleben ein. Die ältesten

Patres widmeten sich der Ausbildung der Scholastiker, und da es am Anfang sogar an den nötigsten Büchern fehlte, hielten sie aus dem Gedächtnisse Vorlesungen über die verschiedenen Zweige der klassischen Studien, der Philosophie und Theologie.

P. de Isla verfaßte hier eine Denkschrift an König Karl III. Ehrfurchtsvoll, aber mit würdigem Freimut schildert er ihm die demütige Unterwerfung, mit welcher die Jesuiten ihr schweres Los hatten über sich ergehen lassen, anderseits aber auch die Quälereien aller Art, welche die Beamten mit Übertretung der königlichen Dekrete an ihnen verübt hatten. Einläßlich wird dann die Aufhebung der einzelnen Häuser der Provinz Kastilien erzählt, die Leiden und Mißhandlungen auf der langen Seefahrt, die jammervolle Lage der Verbannten auf Korsika, endlich die lächerlichen und grausamen Maßregeln gegen die Prokuratoren, welche man in Spanien zurückbehalten hatte, um von ihnen Aufschluß über die erdichteten Schätze des Ordens zu erpressen. Zum Schluß fordert er vom König feierlich, was man noch keinem Verbrecher versagt hatte: Richter und eine öffentliche Untersuchung. „Das fordert die Gerechtigkeit zur Ehre des Königs selbst und zur ewigen Schmach der Gesellschaft, wenn man sie schuldig finden sollte."

Die Denkschrift, aus Calvi vom 15. Februar 1768 datiert, ist nie in die Hände des Königs gelangt, blieb aber erhalten und wurde in neuerer Zeit veröffentlicht, ein ewiges Denkmal der Schande für jene hohen Lügner und Betrüger, welche im Namen der Philosophie und der Menschlichkeit alle Menschenrechte mit Füßen traten und die harmlosen Ordensleute ärger als die verworfensten Galeerensträflinge mißhandeln ließen, ein Ehrendenkmal aber für die schwergeprüfte Gesellschaft, welche inmitten dieser Leiden den standhaftesten christlichen Heldenmut bewährte, selbst im äußersten Elend noch Mut und Kraft fand, Wissenschaft und Literatur weiter zu pflegen. Noch in Calvi begann Isla die Übersetzung einer humoristischen italienischen Schrift, die zwar diese Ehre kaum verdiente, aber dafür zeugt, daß dem schwergeprüften Manne auch jetzt noch, auf der vom Krieg verwüsteten Insel, fern von allen Bibliotheken, in harter Not und Entbehrung, weder sein literarisches Interesse noch sein froher Humor abhanden gekommen war.

Aber auch auf Korsika sollte den Verbannten noch keine Rast beschieden sein. Im Mai erfuhren sie, daß bereits im März ein geheimer Vertrag zwischen Frankreich und den Genuesen zu stande gekommen, der die Herrschaft über die Insel an Frankreich auslieferte. Damit fielen sie, eben erst den Händen Arandas entronnen, in diejenigen Choiseuls. Kaum hatten die Franzosen von ihrem neuen Territorium Besitz ergriffen, so hatte Choiseul nichts Eiligeres zu tun, als die Jesuiten auszuweisen. Mitte September wurden sie auf französische Schiffe gepackt, wo sie noch schlechtere Behandlung fanden als auf den spanischen. Als sie nach einem Monat qualvoller See-

fahrt in Genua aussteigen wollten, verwehrte ihnen der Senat die Landung. Die Kapitäne weigerten sich, sie länger an Bord zu behalten. So mußten sie mit dem Zehrpfennig ihrer elenden Pensionen selbst einige leere Schiffe mieten und auf dem Meere warten, bis vom Papst endlich die Erlaubnis eintraf, sich im Kirchenstaat niederzulassen. Seine weiteren Erlebnisse beschreibt Isla in einem Briefe an seinen Schwager folgendermaßen:

„Von Sestri fuhr ich auf dem Meer nach Livorno, wo ich drei Tage rastete, und indem ich mit meiner Abteilung den Weg über Pisa nach Florenz einschlug, kam ich nach Bologna; in der Umgegend dieser Stadt hat sich mein ganzes Regiment kaserniert, in mehr oder weniger zahlreiche Detachements geteilt je nach dem Umfang der Paläste, die wir in der Umgebung der Stadt besetzen; niemand hat Wohnung in der Stadt selbst bezogen, wegen des hohen Preises der Lebensmittel, der uns unerschwinglich ist.

„In all diesen Märschen und Gegenmärschen haben wir alles gelitten, was sich nur denken läßt; dank dem Herrn hatte ich Gesundheit, Kraft, Ausdauer, selbst einen außergewöhnlichen Trost. Das einzige, was mir fehlt," ist das Geld; denn das wenige, was ich bei der Abreise aus Spanien erhielt, ist mit den unvermeidlichen Ausgaben all dieser Reisen längst aufgezehrt, und ich habe keine andere Hilfsquelle, als den magern Sold, der kaum hinreicht, die einfachste Kost und einen armen Lebensbedarf zu bestreiten. Was uns augenblicklich am empfindlichsten ist, das ist die scharfe unerträgliche Kälte dieses Landes, besonders mit Rücksicht auf den schlechten Stand und die Unbequemlichkeit unserer Wohnungen, die von Palästen nur den stolzen Namen und die leeren Mauern haben."

So war es auch mit der Villa von Crespelano, wo Isla selbst Unterkunft gefunden hatte, und die einem Grafen Grassi gehörte. Als dieser vernahm, daß er den Verfasser des „Fray Gerundio" beherberge, wies er demselben zwar das beste Zimmer an, das er sonst für sich reserviert hatte. Aber trotz dieser Vergünstigung war Islas Lage armselig genug. Er hatte kaum das nötige Geld, um sich ein Hemd flicken zu lassen, und war überglücklich, als sein Schwager ihm am 4. Juni 1769 ein kleines Almosen zukommen ließ.

Die spanische Regierung hatte bei der Verbannung der Jesuiten anfänglich jeden Verkehr mit ihnen strengstens untersagt. Später wurde einzelnen der Verbannten erlaubt, mit Spanien wieder in Briefwechsel zu treten, aber sie mußten ihre Briefe offen an besondere Kommissare einreichen, welche dafür in mehreren Städten Italiens bestimmt wurden. Briefe durch Reisende oder Kaufleute nach Spanien oder von da nach Italien zu schmuggeln, war eine gefährliche Sache. So erhielt Isla von seiner Schwester in Santiago innerhalb vier Jahren einen einzigen Brief. Da verfiel er auf den seltsamen Gedanken, sich an den Minister Aranda selbst zu wenden, und dieser Todfeind des Ordens ließ sich wirklich herbei, Isla einen regelmäßigen Briefverkehr mit seiner Familie zu erlauben, nur verlangte er, daß die Briefe an ihn selbst eingesandt und durch ihn vermittelt würden. So spann sich denn

der schöne Briefwechsel weiter, der noch erhalten ist, und der über Islas letzte Jahre die wichtigsten Aufschlüsse gibt. Er dankte dem Minister in folgendem kurzen Briefe (vom Juli 1771):

„Dank, Dank und Dank für das Mitleid Ew. Exzellenz. Durch Sie weiß ich, daß einer meiner Verwandten am Sterben, einer gestorben und ein anderer eben geboren ist; weiß ich, daß ich außer den zwei ersten innerhalb dieser vier Jahre drei Verwandte weniger zähle; weiß ich, daß die übrigen so leben, so gut ihnen Gott hilft und so gut sie sich selber helfen. All das wüßte ich nicht und weiß es jetzt durch die Gunst Ew. Exzellenz, ohne daß die Mitteilung dieser Nachrichten gegen den Dienst des Königs verstieße und noch weniger gegen den Dienst Gottes, der Ew. Exzellenz ewig glücklich machen wolle, wie ich es täglich erflehe."

Einem Briefe an seine Schwester legte er im November 1771 das folgende Billet für Aranda bei:

„Geduld, da Ew. Exzellenz es einmal so haben wollen, und mögen Sie dieselbe behalten, bis Sie mir sagen lassen, daß ich Sie nicht mehr quälen, sondern in Frieden lassen solle, mit zweitausend Faß von guten Engeln; denn es ist nicht nötig, daß die bösen immer die ganze Weinlese davontragen. Ich sende dies einschlußweise durch den königlichen Beamten, den Herrn Zambeccari, um das wenige zu sparen, was die Frankatur kosten würde, nach der Regel conservare dinere[1] (Behalt dein Geld); denn der war nicht dumm, der die Litanei gemacht hat."

Auch in diesem scherzhaften Zug liegt wieder eine tiefe Ironie; denn wer war es anders als der herzlose Aranda, der den vorzüglichsten spanischen Prosaisten seiner Zeit dazu nötigte, selbst das Briefporto zu sparen, um seine Hemden flicken lassen zu können?

Während der Minister es huldreichst übernahm, selbst als Polizist den Briefverkehr Islas mit seiner Schwester zu überwachen, arbeitete er mit Pombal und Choiseul unermüdlich daran weiter, die Gesellschaft Jesu völlig zu vernichten. Sie fanden jetzt auch vielfach am Episkopat eine Stütze. So erließ der Erzbischof von Burgos, Joseph Xavier Rodriguez de Avellano, Mitglied des königlichen Rates, am 12. September 1768 ein Hirtenschreiben, welches den Titel führte: „Die Lehre der Ausgetriebenen vernichtet", und in welchem auf „königlichen Befehl" die Lehre der Jesuiten, gestützt auf Pascals „Provinzialbriefe" und andere jansenistische Verleumdungsschriften sowie neue Fälschungen (besonders eines angeblichen Briefes an Isla), „vernichtet" und ihre Geschichte mittels der abgeschmacktesten „Jesuitenfabeln" verzerrt wurde. Eine „Anatomie", d. h. eine Widerlegung dieses Hirtenbriefes bildete Islas nächste Aufgabe in Bologna. Sie kam nicht zum Drucke, ist aber in vier handschriftlichen Quartbänden erhalten. Alle solche Stimmen der Verteidigung wurden von den bourbonischen Höfen unterdrückt oder beiseite geschoben, durch

[1] [Wohl eine Anspielung auf die bekannte Bitte der Allerheiligenlitanei: Ut fructus terrae dare et conservare digneris.]

neue Angriffe und Lügen der Enzyklopädisten und Jansenisten übertönt, durch neue Intrigen der Jesuitenfeinde vereitelt.

15. Bereits im Frühjahr 1773 war den Verbannten jede Hoffnung auf Rettung geschwunden. „Man sagt allgemein", schreibt Isla am 12. April, „in acht Tagen, d. h. am Sonntag Quasimodo, werde in Rom der Friede mit den bourbonischen Höfen und das Los der Verbannten entschieden werden. Die meisten unter uns und die tüchtigsten Geister sind überzeugt, daß, wie immer der Entscheid ausfallen mag, sie ihre Knochen in Italien lassen werden." „Die meisten unter uns", meldet er am 29. April, „sind zum voraus schon von dem Schlage niedergeschmettert, der über unsern Häuptern droht. Ich für mich fühle mich so ruhig, als wenn nichts mich bedrohte; denn ich sehe nicht auf die Werkzeuge, sondern nur auf die Hand, welche sie lenkt; ich weiß, daß es die Hand eines Vaters ist; und ich weiß auch, daß man mich zwingen kann, meine Tracht zu wechseln, daß aber keine Macht in der Welt mich verpflichten kann, meine Gesinnung zu ändern."

Anfang Juli wohnte er einer Gesellschaft bei, die sich im Salon eines der Vornehmen von Bologna versammelte. Einer der Herren brachte den Seligsprechungsprozeß des Palafox zur Sprache und erging sich dabei in den allgemein üblichen Verdächtigungen der Jesuiten. Isla schwieg erst, wohl eine halbe Stunde; als aber der Ankläger sich dadurch zu immer schrofferen Angriffen ermutigt fühlte, riß ihm endlich der Faden der Geduld, und er verteidigte mit Lebhaftigkeit die „Ehre seiner Mutter". Er hatte bald die meisten Anwesenden auf seiner Seite; aber es befand sich unter ihnen auch ein Kommissar der spanischen Regierung, der durch eine Mittelsperson den greisen Pater bei dem Erzbischof von Bologna, dem Kardinal Malvezzi, einem entschiedenen Jesuitenfeinde, denunzieren ließ.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli wurde das Haus, in welchem P. Isla mit zwanzig andern Jesuiten wohnte, von einer Bande Sbirren umzingelt. Der Offizier und einige derselben, die sofort Einlaß erhielten, fragten nach dem Zimmer des P. Isla, bemächtigten sich seiner Papiere sowie seiner Person und schleppten ihn nach dem öffentlichen Gefängnis, wo er mit den gemeinsten Verbrechern zusammengesperrt wurde. Neunzehn Tage hielt man ihn hier gefangen; aber es fand sich in seinen Papieren nichts, was die noch immer auf „hochverräterische Pläne" spekulierenden spanischen Spione hätte befriedigen können. Nichtsdestoweniger verbannte das geistliche Gericht den harmlosen siebzigjährigen Greis aus Bologna und internierte ihn in dem zwei Meilen entfernten Dorfe Budrio. Hier traf ihn der größte Schmerz seines Lebens, die Aufhebung des von ihm so innig geliebten Ordens durch das Breve Klemens' XIV. Dominus ac Redemptor noster vom 20. Juli 1773, das am 16. August in Rom promulgiert wurde. Bis jetzt hatte er noch den Trost gehabt, mit einigen seiner Mitbrüder ein gemeinsames Leben

zu führen. Die spanische Regierung bestand jedoch darauf, daß diesem Zusammenleben ein Ende gemacht werde, und so mußte er sich denn, völlig isoliert, in einem Häuschen des Dorfes Budrio ebener Erde einlogieren, wo eine alte Magd, die als Großmutter für etliche Kinder zu sorgen hatte, ihm die nötigsten Dienste leistete. Da lebte er, kränklich, gebrechlich, ohne anregenden Verkehr, ohne literarische Hilfsmittel, arm und an die Almosen gewiesen, die ihm seine inzwischen verwitwete Schwester aus Spanien zusandte, zwei Jahre lang.

Wieder einige Hoffnung brachte das Konklave, aus welchem am 15. Februar 1775 der Kardinal Braschi als Pius VI. hervorging. An Stelle des Kardinals Malvezzi trat als Administrator der Erzdiözese Bologna Msgr Gioanetti, der den verfolgten Jesuiten sehr günstig gesinnt war. Am 1. September durfte P. de Isla nach Bologna zurück. Mehrere vornehme Familien stritten sich jetzt, ihn bei sich aufzunehmen. Nähere Bekanntschaft von früher führte ihn dem reichbegüterten Grafen Tedeschi zu, welcher mit seiner Frau einen stattlichen Palast in der Stadt bewohnte. Sie waren schon in den fünfzig, kinderlos, und pflegten den greisen Pater wie einen Familienangehörigen, ja wie einen älteren Bruder. „Beide", schreibt er, „sind Engel in Menschengestalt. Dieses auserlesenste Zartgefühl befreit mich von den materiellen Sorgen, die meinem Naturell am widerlichsten sind und mir am meisten kosten, weil ich so gar kein Talent dafür habe; aber meine Ökonomie bessert sich dabei nicht. Die Ehre und die Dankbarkeit gegen Graf und Gräfin wie gegen ihre zahlreiche Familie, welche aus fünfzehn höheren und niederen Dienern besteht, verpflichten mich zu Ausgaben, welche weit über meine kärgliche Pension hinausgehen. Dazu kommt die Verbindlichkeit, mich anständiger zu kleiden, da ich fast mit dem ganzen Adel von Bologna verkehren muß, wegen der Beziehungen der gräflichen Familie und wegen des imaginären Verdienstes, das die öffentliche Meinung dieser großen Stadt mir anzudichten oder anzuerschaffen bemüht war, indem sie ihren wohlwollenden, aber schädlichen Irrtum durch ganz Italien verbreitet; das ist eine unendliche Abtötung nicht für die Bescheidenheit, die ich nicht habe, wohl aber für die vollständige Selbsterkenntnis, von der ich aufs innigste durchdrungen bin."

P. Isla zählte über zweiundsiebzig Jahre, als diese letzte, freundlichere Zeit seines Lebens für ihn anbrach. Noch im Laufe des Jahres 1776 ließ der neue Kardinal-Erzbischof von Bologna, Gioanetti, den Prozeß revidieren, infolgedessen mit P. Isla noch zwei andere Patres aus Bologna verwiesen worden waren. Alle drei wurden von dem geistlichen Gerichte als völlig unschuldig und von jedem Verdachte frei erklärt, die Akten des Prozesses vernichtet. Obwohl von seinen Gastfreunden auf Händen getragen, von der höheren Gesellschaft in Bologna vielgefeiert und verehrt, konnte Isla doch

die Aufhebung seines Ordens nie ganz verschmerzen. Wie einst Dante empfand er es tief, fremdes Brot essen und fremde Treppen auf- und abgehen zu müssen. Wiederholte Krankheiten hatten seine Körperkraft gebrochen. Kleinere Schlaganfälle stellten sich mehrmals ein, und wenn er sie auch glücklich überstand, bereitete ihm doch seine zunehmende Gebrechlichkeit viel Schmerz und Leiden. All das ertrug er indes nicht bloß mit großer Gottergebung und Geduld, sondern bewahrte dabei noch eine seltene Geistesfrische. Auch sein fröhlicher Humor verließ ihn nicht bis zum Ende.

Es begreift sich, daß er unter dem Elend und den Mühsalen, welche er acht Jahre lang (1767—1775) auszustehen hatte, trotz seiner reichen Begabung, keine größere literarische Arbeit mehr zu stande brachte. Er schrieb aber unermüdlich weiter, übersetzte aus dem Französischen, dem Lateinischen, dem Italienischen, das er sich allmählich ganz zu eigen machte, und suchte sich an solchen Übersetzungsarbeiten wieder zu eigenem, selbständigem Schaffen anzuregen. Ganz ist ihm das nicht mehr gelungen, aber die letzten Jahre in Bologna zeitigten doch noch ein Werk, das nicht nur die Literaturforschung lange beschäftigen sollte, sondern das auch nahezu den Wert einer Originalschöpfung behauptet. Es ist seine Bearbeitung des „Gil Blas", die erst nach seinem Tode erschien und die den umständlichen Titel führt:

„Aventuras de Gil Blas de Santillana robadas á España por M. Le Sage y restituidas á su patria y á su lengua nativa por un Español zeloso que no sufre se burlen de su nación. En Valencia y oficina de D. Benito Montfort 1783. 4 Vol. 4°."

„Abenteuer des Gil Blas von Santillana, Spanien gestohlen durch M. Le Sage, seiner Heimat und seiner Muttersprache zurückgestellt durch einen eifrigen Spanier, der es nicht duldet, daß man mit seiner Nation Spaß treibt."

Das tönt wie eine großartige literarische Staatsaktion zu Gunsten der spanischen Literatur gegen die französische. Doch so ernsthaft war es Isla nicht gemeint. Die Anregung ging nicht einmal von ihm selbst aus. Im Jahre 1777 wandte sich Don Lorenzo Casaus, ein verarmter Edelmann in Valencia, durch Erblindung mit seiner Familie in arge Not geraten, an P. Isla und ersuchte ihn, ein Werk, wäre es auch nur eine Übersetzung, zu verfassen und in Spanien drucken zu lassen und ihm den Ertrag als Unterstützung zuzuwenden. Er schlug dafür den berühmten Roman „Gil Blas" vor, der von einem gewissen Franzosen Le Sage französisch geschrieben, aber in Stoff, Charakteren, Sittenschilderung völlig spanisch sei, offenbar ein literarischer Diebstahl, den man entschleiern und gutmachen müsse. In seinem Antwortschreiben vom 22. Oktober gesteht Isla, daß er zwar viel von dem Buche gehört habe, aber es nicht näher kenne. Er gibt dann einige Notizen über Le Sage aus einem „biographischen Handlexikon" und fügt bei: „Ich

muß noch einmal sagen, daß ich nichts von diesem Schriftsteller gelesen habe, da ich immer wenig Neigung zu frivoler oder bloß unterhaltender Lektüre hatte: ich weiß nur, daß er in Frankreich als ein guter Kritiker, ein scharfer Kopf, ein gründlicher Denker und ein geistreicher Schriftsteller gilt, aber von überaus feinem Witz. Wäre das so, dann muß ich gleich gestehen, daß ich kaum zum David taugte, um mit einem so großen Goliath zu kämpfen; übrigens werden wir sehen, ob der Löwe so furchtbar ist, wie man ihn malt; es ist immer ein großer Unterschied zwischen Bild und Wirklichkeit." Mehr Bedenken machten ihm seine Kräfte: „Sie waren immer sehr schwach; aber im Alter von 75 Jahren ist es geraten, sie als sehr erschlafft, ermattet und vermindert zu betrachten." Er riet darum seinem Bittsteller, die vier Bände möglichst bald an ihn gelangen zu lassen, damit er sehe, was etwa möglich sei.

Um ein Werk der Barmherzigkeit zu tun, legte der Greis, der selbst von fremdem Almosen lebte, wirklich Hand ans Werk. Nach anderthalb Jahren war die Arbeit nahezu vollendet; aber sie wurde ihm unendlich schwer, wie er am 10. August 1779 an Casaus schrieb:

Die Unbrauchbarkeit dieser meiner alten und kleinen Maschine auf der ganzen linken Seite nimmt beständig zu; die Schwindelanfälle sind nicht mehr bloß täglich, sondern andauernd: bei jedem Schritt kommt der Kopf aus dem Häuschen und kommt heim, wenn er wieder Lust hat. Der vierte Band unseres Asturianers verfolgt indes ohne Aufschub seinen Weg; ich bin schon am letzten Buch und hoffe es im Verlauf dieses Monats zu vollenden, obwohl ich schreibe, wie die Hühner trinken, eine Zeile, und dann hebe ich Kopf und Augen zum Himmel, unde veniet auxilium mihi.

„Ich arbeite auch schon an einem Prolog neuer Erfindung, der mit der Post abreisen soll, sobald er fertig ist. Er soll Prolog und Widmung in einem Stücke sein: wenn das gelingt, wird das Werk so viele Mäzenaten als Protektoren gewinnen, ein wirksames Mittel, ihm Absatz und Aufnahme zu verschaffen."

In dieser Vorrede wird mitgeteilt, Le Sage habe eine spanische Vorlage des „Gil Blas" völlig ausgearbeitet während seines Aufenthaltes in Spanien von einem andalusischen Advokaten erhalten, mit nach Paris genommen, dort übersetzt und in den Druck gegeben, weil der Roman als Satire auf die damalige Regierung unmöglich hätte in Spanien selbst erscheinen können. Isla selbst fügt aber diesen und andern Notizen die folgende entscheidende Bemerkung bei:

„Das ist alles, was ich über diese Sache habe herausbringen können, aber ohne irgend welche Dokumente, welche diese Angaben beweisen, noch ohne irgend ein ansehnliches Zeugnis, das ihm Gewißheit verleiht. Was mich betrifft, so halte ich von dem Gewebe dieser Erzählung che se non sia vero almeno è ben trovato. Und so, mein lieber Herr Leser und verehrtester Mäcenas, magst du glauben, was dir gut scheint."

Ganz im Ernst kann also P. Isla nicht als Gegner der Verfasserschaft Le Sages aufgefaßt werden. Durch seine meisterliche Übersetzung des spanischen

Romans hat er wohl alle spanischen Elemente, welche derselbe enthielt, der spanischen Sprache und der spanischen Nation gewissermaßen zurückerobert; aber was er mit dem Prologe wollte, ist aus der früher angeführten Briefstelle klar genug zu ersehen.

Der Zweck wurde auch völlig erreicht. Ende Mai 1781 waren die ersten zwei Bände der Übersetzung schon in den Händen des Don Lorenzo Casaus, die übrigen in denjenigen seines Oheims, eines Exjesuiten, der in Rom wohnte und sie weiter besorgen sollte. Die Veröffentlichung sollte P. Isla nicht mehr erleben. Er entschlief sanft im Herrn am Allerseelentag (2. November) 1781, über 78 Jahre alt, bis zum Ende treulich von dem edeln gräflichen Ehepaar Tedeschi verpflegt, durch den Trost der heiligen Sakramente gestärkt und durch seine herzliche Frömmigkeit und seinen Gottesfrieden selbst ein Tröster derjenigen, die sein Sterbebett umgaben.

16. Der letzte Brief, den die gedruckte Briefsammlung enthält, vielleicht sein letzter Brief überhaupt, vom Oktober 1781, ist an den deutschen Kunst- und Literaturforscher Christoph v. Murr gerichtet. Dieser hatte in seinem „Journal" eine Korrespondenz gebracht, welche, von einem Don Antonio Capdevila unterzeichnet und vom 20. Mai 1778 aus Chinchilla datiert, Islas Person und Schriften in ein ganz schiefes Licht stellte. Es hatte drei Jahre gebraucht, bis der greise Verbannte in Bologna all die Unrichtigkeiten und Verdächtigungen erfuhr, welche sein jesuitenfeindlicher Landsmann gegen ihn in Deutschland ausgestreut hatte. Er säumte nicht, aus dem Gewebe derselben elf Hauptstücke hervorzuheben und einzeln zu widerlegen. Manche Punkte aus dieser Selbstverteidigung wurden schon früher berührt. Es mögen noch die folgenden erwähnt werden, welche sich auf die Fortsetzung des „Fray Gerundio" beziehen:

„Er (Capdevila) sagt auch, daß der zweite Band den Titel führe ‚Der Nonnenbeichtvater'. Toller Irrtum! Ein gewisses Zeichen, daß er ihn nie gesehen hat. Der zweite Band hat denselben Titel wie der erste, nämlich: ‚Geschichte des berühmten Predigers Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes. Zweiter Band'. Ich weiß nicht, wo er gedruckt wurde, aber vermutlich außerhalb Spaniens, nach einer Abschrift, deren Urheber weder Spanisch noch Lateinisch verstand; denn sie ist so voll der ungeheuerlichsten Versehen in der einen wie in der andern Sprache, daß ich selbst nicht wüßte, was sie sagen wollte, wenn ich nicht die Originalhandschrift des Lobon selbst hätte, in dessen Namen der erste Band veröffentlicht wurde und dessen schlechte Schrift ich infolge langer Gewohnheit leicht lesen kann.

„Er (Capdevila) sagt endlich von diesem zweiten Band mit dem falschen Titel ‚Der Nonnenbeichtvater': Ich habe denselben dem Herrn Don Thomas de Vime, Sekretär der englischen Gesandtschaft in Madrid, mit Herrn Capdevila und mit mir selbst befreundet, übergeben, damit er ihn in London drucken ließe. Ich protestiere vor Himmel und Erde, daß ich einen solchen Herrn Don Thomas de Vime gar nicht kenne noch mich erinnere, je einen solchen Namen nennen gehört zu haben, und noch heute weiß ich nicht, wer der letzte englische Gesandte in Madrid war, wenn

es in Madrid einen solchen gegeben hat. So stehen denn hier ebensoviele Lügen als Worte und in den übrigen Punkten ebensoviele Zweideutigkeiten und Versehen, als es deren Arten gibt. Daraus kann Herr v. Murr schließen, wie wenig oder gar nicht er sich auf die literarischen Nachrichten verlassen kann, welche ihm der gute Don Antonio Capdevilla, sein Korrespondent in der Stadt Chinchilla, mitteilt."

Murr nahm diese Berichtigungen überaus freundlich auf und begehrte sofort mit Isla in näheren Verkehr zu treten; doch sein Antwortschreiben traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. Er unterließ es aber nicht, dem Dahingeschiedenen in seinem „Journal" einen sehr ehrenvollen Nachruf zu widmen.

Den spanischen Jesuitenfeinden ließ der alte Pater selbst im Grabe noch keine Ruhe. Nach seinem Tode erschien ein Herr v. Laforcada, Agent der spanischen Regierung und „Intendant der Exjesuiten", im Palazzo Tedeschi und forderte seine Papiere heraus. Die Gräfin hatte jedoch die wertvolleren Stücke bereits in Sicherheit gebracht, das übrige in Gegenwart der Dienerschaft im Hofe unten verbrannt, so daß der Agent mit dem Zeugnis der Dienerschaft abziehen mußte, die Papiere seien bereits in Flammen aufgegangen.

Was den Namen Islas lebendig erhielt, das war sein „Fray Gerundio", der trotz des Verbotes der Inquisition immer und immer wieder neu gedruckt, ins Englische, Deutsche und Französische übersetzt, die Runde durch Europa machte und mit den verschiedenen Schriften für und gegen eine kleine Spezialliteratur hervorrief. Nachdem der verzopfte Predigerstil durch den lustigen Roman beseitigt war, mußte das Interesse dafür nachlassen. Als Meister der Darstellung und Sprache behielt Isla indes sein wohlverdientes Ansehen, das durch die 1783 erschienene Übersetzung des „Gil Blas" in Spanien neuen Glanz gewann. Als der spanische Historiker Llorente die schon von Voltaire angeregte Gil Blas-Frage aufs neue aufrollte, beschäftigte der sonst wenig beachtete Jesuit zeitweilig auch wieder die ausländischen Literaturforscher; nachdem aber die selbständige Autorschaft Le Sages sich als ziemlich gesichert herausstellte, verlor auch Islas Übersetzung viel an ihrem allgemeinen Interesse.

Seine Predigten, 1792 und 1793 zu Madrid in sechs Bänden auf Subskription herausgegeben, wurden in Spanien sehr hochgeschätzt und bilden als Gegenstück zu „Fray Gerundio" ein höchst merkwürdiges Denkmal der Kanzelberedsamkeit und ihrer Entwicklung in Spanien. Sie wurden jedoch weder neu aufgelegt noch in andere Sprachen übersetzt.

Von Islas Übersetzungswerken ist „Das geistliche Jahr" des P. Croiset das bedeutendste; es ist jedoch unvollendet geblieben, da der XII. und letzte Band zur Zeit der Verbannung zwar bereits druckfertig vorlag, aber bei dem plötzlichen Überfall der Jesuitenkollegien in fremde Hände geriet und

verloren ging. Eine kleinere Schrift über das Gebet (Arte de encomendarse á Dios), die er in Bologna aus dem Italienischen (des P. Bellati) übersetzte und seiner Schwester widmete, erschien erst nach seinem Tode, 1783.

Die drei Verteidigungsschriften, welche Isla für seinen hartangefeindeten Orden verfaßte, konnten unter den tyrannischen Maßregeln der spanischen Regierung und der argwöhnischen Aufsicht ihrer Agenten nicht zum Druck gelangen; eine davon ist verloren, eine erst in neuerer Zeit veröffentlicht worden.

Noch handschriftlich erhalten sind seine Übersetzungen zweier humoristischer Schriften aus dem Italienischen, der „Kritischen, heitern, moralischen, wissenschaftlichen und gelehrten Briefe des Advokaten Giuseppe Antonio Constantini" und des „Lebens Ciceros" des Abate Giancarlo Passeroni. Das letztere ist ein komisch-burleskes Epos, das in 33 Gesängen mit etwa 12000 Stanzen das italienische Salon- und Literaturleben jener Zeit äußerst humoristisch darstellt. Isla goß die italienischen Stanzen des ersten Bandes mit großer Gewandtheit in spanische um. Der Druck scheiterte an geradezu absurden Bedenken eines Zensors, der jeden Scherz für Ernst nahm. Die Handschrift wurde an die Bibliothek des Athenäums von Boston verschlagen.

Von 1755 an stand Isla in Briefverkehr mit seiner Schwester Donna Maria Francisca, welche, einer zweiten Ehe seines Vaters entsproßt, 25 Jahre jünger war als er, und mit ihrem Gemahl Nicolas de Ayala, der als höherer Steuerbeamter in Santiago de Compostela lebte und mit dem sie sich in eben jenem Jahre (1755) vermählte. Er war ihr Pate, ihr väterlicher Freund und Ratgeber in guten Tagen, später ihr Tröster in den Zeiten ihrer Witwenschaft und in manchen Heimsuchungen und Leiden. „Mariechen" (Mariquita), wie er sie in den Briefen nennt, und der wackere Nicolas ihrerseits bewährten sich während der Jesuitenverfolgung als seine treuesten Freunde und Wohltäter. Sie wurden in alle seine persönlichen Erlebnisse, Leiden und Freuden eingeweiht, sie erfuhren am genauesten die Schicksale seines „Fray Gerundio" und anderer Schriften. Die Briefe von Bologna aus an Mariquita gewähren den anschaulichsten Einblick in das Leben des Verbannten, seine Sorgen und Leiden, seine Arbeiten und Stimmungen, seinen Freundeskreis und seine Umgebung, seinen unverwüstlichen Humor und seine tiefe, aufrichtige Frömmigkeit. Diese köstlichen Briefe des greisen Verbannten oder des „neugebornen Abate" in Bologna, wie er sich nannte, bald übersprudelnd von Geist, Witz und Laune, bald wieder von dem tiefsten und wahrsten Lebensernst getragen, immer fesselnd, in lebendigster und reicher Sprache geschrieben, waren der Schwester im fernen Santiago immer der freundlichste Trost und die herzlichste Freude, ihre Sammlung ein teures Familienheiligtum. Sie wußte auch den literarischen Wert derselben zu schätzen und zu genießen, und als der geniale Bruder gestorben war, trug

sie Sorge, den kostbaren Schatz auch für die Zukunft zu sichern. Schon in den Jahren 1785 und 1786 ließ sie die Briefe in vier Bänden erscheinen. Eine zweite Auflage (1790 und 1791) fügte denselben noch zwei Bände mit Briefen an andere Adressaten hinzu.

Monlau hat sie mit noch 44 andern Briefen in die „Ausgewählten Werke" Islas in der Sammlung Rivadeneira aufgenommen. Mit 19 von Godeau veröffentlichten Briefen kommt die gedruckte Korrespondenz Islas auf 518 Briefe. Sie geben das klarste, treueste Bild seiner Persönlichkeit. Wem das „Jesuitengespenst" noch Alpdrücken verursacht, der täte gut, diesen harmlosen und gemütlichen, witzigen und doch herzlich liebevollen, geistreichen und dabei wahrhaft frommen Mann kennen zu lernen, dem jeder persönliche Ehrgeiz völlig fremd war, und dem auch die Literatur nur als ein Mittel galt, Gutes zu stiften.

Die zweite Zentenarfeier seines Geburtstages wurde am 24. März 1903 in mehreren Städten Spaniens, besonders in Santiago und in seinem Geburtsorte Villavidanes festlich begangen.

„Don Juan".

In der Bearbeitung des Don José Zorilla y Moral (1818—1893)[1].

Ihre erste klassische Fassung fand die Don Juan-Sage in dem berühmten Stücke des Tirso da Molina (Gabriel Tellez, gest. 1648): „Der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast" (El burlador de Sevilla y combidado de piedra), das zwar ziemlich leicht hingeworfen ist, aber mehrere geradezu geniale Szenen enthält. Don Juan erscheint darin als der Typus des schrankenlosen Lüstlings und Wüstlings, der, um seiner eigensüchtigen Lust zu frönen, ohne wirkliche Liebe und ohne jede Idealität alle menschlichen und göttlichen Rechte bis in Tod und Hölle hinein mit Füßen tritt; aber endlich erreicht ihn doch die ewige strafende Gerechtigkeit, und nachdem er schon hienieden einen Vorgeschmack der Hölle bekommen, ruft er im letzten Augenblick vergeblich nach Barmherzigkeit. Esta es justicia de Dios: quien tal hizo, que tal pague (Das ist göttliche Justiz: wer so tut, muß so bezahlen). Im Sinne dieser tiefreligiösen Auffassung ist gerade die Katastrophe bei Tirso meisterhaft, grandios ausgeführt.

Welche merkwürdige Umgestaltungen der poesievolle Stoff seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart gefunden, ist der Gegenstand der überaus interessanten Einleitung Johannes Fastenraths zur deutschen Übersetzung des religiös-phantastischen Dramas „Don Juan Tenorio", zu deren Ausarbeitung dem literaturkundigen Verfasser nicht nur sein eigenes

[1] Stimmen aus Maria-Laach LV (1898) 577—578.

reiches Wissen, sondern auch wertvolle Beiträge des Professors Dr Farinelli in Innsbruck zur Verfügung standen. Dann folgt die Bearbeitung der Sage durch den erst 1893 gestorbenen spanischen Dichter Don José Zorilla, die schon aus dem Jahre 1844 stammt und sich in Spanien der größten Beliebtheit erfreut. Das Stück ist hauptsächlich dadurch merkwürdig, daß Zorilla (wohl unter dem Einflusse von Goethes „Faust") Don Juan durch die aus dem Kloster geraubte Inéz im letzten Augenblick aus dem offenen Höllenrachen gerettet werden läßt. Das gibt dem Schluß eine zart-sentimentale, echt moderne Wendung, die sich zur Not auch noch allenfalls dogmatisch retten läßt, aber den ernsten moralischen Charakter des älteren Stückes doch über den Haufen wirft. Die Sage wird aus einem ernsten Beispiel eines göttlichen Strafgerichts eine seichte Apotheose moderner Genie- und Lebemannsmoral. Dabei fallen indes nicht nur manche dramatische Knalleffekte ab, sondern auch manche Stellen von hoher poetischer Schönheit.

Das Wiederaufleben der katalanischen Poesie[1].

Horch, aus dunkeln Grabesbanden
Ist der Sang der Katalanen,
Ist die Sprache großer Ahnen
Neuerstanden, neuerstanden.

In den katalan'schen Fluren,
In den katalan'schen Lauben,
Vaterland und Lieb' und Glauben
Tönt's von tausend Troubadouren.

J. Fastenrath.

Umsonst hat der große König Ludwig XIV. die katalanische Sprache 1676 den Predigern in den Kirchen von Perpignan verboten und sie 1706 als offizielle Sprache für die ganze Landschaft Roussillon abgeschafft. Umsonst hat sein königlicher Vetter, Philipp V. von Spanien, dieses Beispiel nachgeahmt und ebendieselbe Sprache 1707 aus dem amtlichen Verkehr der Provinz Valencia und 1714 aus jenem von Katalonien selbst verbannt. Die Winzer von Roussillon gaben sich keine Mühe, ein akademisches Französisch zu erlernen, sondern blieben bei ihren alten lustigen Liedchen, die sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Die Bauern von Valencia und Katalonien taten desgleichen, und auf den Bergeshöhen der Ostpyrenäen wie am Inselstrand der Balearen lebte dieselbe kräftige, klangreiche Sprache fort, die vor Ferdinand und Isabella einst mit derjenigen von Kastilien gleiches Recht und gleiches Ansehen auf der iberischen Halbinsel genossen hatte. Wie aber nach dem Sturm der großen Revolution vielfach das alte Volkstum wieder

[1] Ebd. XXXIX (1890) 61 ff.

auflebte, das durch monarchische und republikanische Gewalthaber daniedergehalten worden war; wie die Finnländer und Flamländer ihre alte Sprache vor dem Untergange retteten und zu neuem Leben brachten; wie die Norweger sich eine eigene, von der dänischen unabhängige Literatur schufen; wie der Gascogner Jasmin (1825) die langue d'oc der Vergessenheit entriß, der Provenzale José Roumanille und seine Freunde (von 1847 an) eine neuprovenzalische Literatur begründeten, so begann vom Jahre 1834 an auch die katalanische Sprache, ein Jahrhundert lang nur als Dialekt und Bauernsprache von Limousin, Katalonien und Mallorca anerkannt, wieder zu einem neuen literarischen Dasein zu erwachen. Heute gibt es nicht nur eine schon umfangreiche Prosaliteratur in dieser Sprache, neun Zeitschriften und Wochenblätter, von denen eines in New York, das andere in Buenos Aires erscheint, sondern auch 500 katalanische Schriftsteller, und darunter eine stattliche Schar tüchtiger, fruchtbarer Dichter, welche zwar die seit Jahrhunderten anerkannte Hauptsprache Spaniens, die kastilianische, nicht aus ihrem Besitz verdrängen durften, aber als Wortführer einer ebenso berechtigten Stammes- und Spracheigenart das Interesse der gebildeten Welt verdienen [1].

1. Das Gebiet der katalanischen Sprache reicht von der Landschaft Roussillon am Nordabhang der östlichen Pyrenäen, wo es sich an die Zone der langue d'oc und des Provenzalischen anschließt, immer den Küstengürtel des Mittelmeeres entlang durch ganz Katalonien nach Aragon hinüber, dann südlich durch die Provinz Valencia bis an die Grenzen von Murcia und endlich hinüber an die Balearen [2]. Um eine Vorstellung von ihr zu geben,

---

[1] In Deutschland haben diese Dichter einen trefflichen Anwalt und Übersetzer an dem um die spanische Literaturgeschichte hochverdienten Dr Johann Fastenrath gefunden, der in seinem Werke „Katalanische Troubadoure der Gegenwart" (8°, LXXII, Leipzig 1890, Reißner 502) eine gedrängte Übersicht dieser neuen und in Deutschland noch fast unbekannten Literatur zusammengestellt und einige ihrer erfreulichsten Leistungen zu einer anmutigen Blütenlese vereinigt hat. Die Wahl ist eine sehr charakteristische, die Übersetzung treu und gewandt; doch werden Leser, die in der Poesie immer Reime verlangen, sich erst an die gut durchgeführte Assonanz gewöhnen müssen, um die meisten dieser Gedichte nach ihrer Eigenart zu würdigen. Einige Stücke hätten wir weggewünscht, um diesen katalanischen Canzonero und Romancero den weitesten Kreisen, namentlich auch jüngeren Lesern, unbedingt empfehlen zu können. Jetzt muß sich die Empfehlung des ungemein verdienstvollen und interessanten Werkes auf reifere Literaturfreunde beschränken. — Die mitgeteilten Proben sind ihm entnommen, nur das „Virolay" des Montserrat habe ich selbst übertragen.

[2] Eine umfangreichere ältere Literatur besitzen auf der iberischen Halbinsel drei Sprachen: 1. das eigentliche Spanische oder Kastilianische, das im größeren Teile von Spanien, in Mexiko, Zentralamerika, den meisten südamerikanischen Republiken und auf den Philippinen gesprochen wird; 2. das Portugiesische, das außer Portugal noch

ſei die Strophe eines berühmten Gedichtes: Lo Gayter del Llobregat („Der Dudelſackpfeifer von Llobregat") hierhergeſetzt:

Katalaniſch:	Spaniſch (kaſtilianiſch):
— ¿Si 't donás la sua corona	¿Si un soberano te diera
Un rey y 'l ceptre de plata,	Corona y cetro de plata
Y son mantell d'escarlata,	Y su manto de escarlata,
Y son trono enjoyellat,	Y su aureo trono real;
Pera esser rey dexarías	Para ser rey dejarías
Tas baladas amorosas,	Tus baladas amorosas
Ni tas montanyas frondosas,	Ni tus montañas frondosas
Ni ton joyós Llobregat?	Ni tu alegre Llobregat?

Provenzaliſch:	Deutſch:
— Se te semoundié sa courouno,	Wenn dir Kron' und Silberzepter
Un rèi, e soun scètre d'argènt,	Hätt' ein König angeboten,
E soun long manteù que raiouno,	Gäb' dir ſeinen purpurroten
E soun trone resplendissènt;	Mantel und des Thrones Pracht;
Pèr èstre Rèi voudriés renega	Ließeſt deine Liebeslieder
E ti cansoun amourousido,	Du um einer Krone Funkeln,
E ti mountagno abouscassido	Deine Wälder, deine dunkeln,
E lou chale de Llobregat?	Und den heitern Llobregat?

Der Dudelſackpfeifer (engliſch bagpiper, däniſch saekkepiber, ſchwediſch säckpiper) heißt auf katalaniſch gayter, kaſtilianiſch gaitero, provenzaliſch carlamusaire, franzöſiſch joueur de cornemuse, italieniſch sonatore di cornamusa (pifferare).

Im allgemeinen ſchließt ſich das Katalaniſche mehr dem Spaniſchen an, das Provenzaliſche mehr dem Franzöſiſchen und Italieniſchen. Das Katalaniſche iſt deshalb härter und kräftiger als das Provenzaliſche, ja ebenſo kräftig und vielleicht voller klingend als das Spaniſche.

Voz (die Stimme) wird veu, pan (das Brot) pa, corazon (das Herz) cor (pl.: cors), pecho (die Bruſt) pit, luz (das Licht) llum, cruz (das Kreuz) creu, noche (die Nacht) nit, duelo (der Schmerz) dol, gozo (die Wonne) goig. Wie die Stammwörter verkürzen ſich auch die Adjektive, Partizipien, Präpoſitionen uſw. Sonoro wird sonor, infinito infinit, transformado transformat, delante davant.

Dem Urſprung nach fällt das Katalaniſche mit dem Provenzaliſchen zuſammen: es war die aus dem Lateiniſchen hervorgegangene gemeinſame Sprache der Küſtenbewohner des Mittelmeeres von Marſeille hinüber bis nach Alicante. Vom 9. bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts fand keine

---

Braſilien umfaßt, und 3. das Katalaniſche, das, jetzt auf die Oſtküſte Spaniens zurückgedrängt, einſt bedeutend weiter in das Innere vordrang. Nur eine kleinere Volksliteratur haben dagegen die Idiome von Galicien und Aſturien, ſowie die von den Basken geſprochene Euscara- oder Esquera-Sprache, welche ſich durch einen unerſchöpflichen Formenreichtum auszeichnet und mit keiner der übrigen europäiſchen Sprachen in näherem Zuſammenhang ſteht.

eigentliche Scheidung statt, obwohl fast jede der Küstenregionen ihre besondern Spracheigentümlichkeiten haben mochte. Der häufige Verkehr glich sie wieder aus, und gerade in der höchsten Blütezeit der provenzalischen Troubadours waren diese den Katalanen völlig verständlich. Barcelona wetteiferte in der Pflege des Minnesanges mit Aix, Marseille und Avignon. Die Grafen von Barcelona wie die Könige Alfonso I. von Katalonien und Alfonso II. von Aragon zogen katalanische wie provenzalische Troubadours an ihren Hof; Pedro der Katholische war selbst Troubadour.

Zur selbständigen Schriftsprache entwickelte sich das Katalanische erst unter dem König Jaime (Jakob) I., der 1213—1276 regierte, die Mauren in dreißig Schlachten schlug, ihnen Valencia und Mallorca entriß und sich durch seine kühnen Heldentaten den Namen des „Eroberers" erwarb. Dichter war er nicht, aber er begünstigte die Pflege der Wissenschaft und schrieb selbst als erster Chronist in katalanischer Sprache die Taten seines Volkes nieder. Noch jetzt gilt er den Katalanen als ihr erster Held, Cäsar und Augustus zugleich, und der Dichter Constanti Llombart singt von ihm:

„Der König Jaume starb! Es starb der große
Eroberer, der Schrecken war der Mauren;
Er, der, des Halbmonds Prangen jäh zerstörend,
Das heil'ge Kreuz erhoben allenthalben.

Der König Jaume starb, der Unbesiegte,
Der mit des Schwertes flammensprüh'ndem Stahle
Drei Königreiche wußte zu entreißen
Mit starkem Arm der muselmann'schen Rasse.

Ein Held, hat dreißig Schlachten er gewonnen;
Wie Cäsar, war er Schreiber seiner Taten;
Erbaut, ein frommer Christ, zweitausend Kirchen
Und weises Recht gab er dem Vaterlande.

Voll Edelsinn, voll Mitleid und voll Großmut
Und in der Schönheit königlichem Prangen
War er des Ritters Musterbild, ein helles
Gestirn, das leuchtet in dem Mittelalter."

An den romantischen Maurenbesieger König Jaume (Jaime) reihen sich zwei andere tapfere Ritter, Bernardo Desclot und Muntaner, die ebenfalls erst wacker gegen die Mauren fochten, ehe sie als Chronisten zur Feder griffen; dann der Philosoph Arnaldo de Vilanova und der sonderbare Raimundus Lullus (Ramón Lull), der, 1235 zu Palma auf Mallorca geboren, lange Jahre als Kavalier am Hofe Jaumes I. lebte, dann in die Einsamkeit floh, in Paris Theologie studierte, Arabisch lernte, die Bekehrung der Mohammedaner auf wissenschaftlichem Wege plante, seine Ars magna oder universalis literarum schrieb, nach Tunis, Cypern und Palästina reiste,

einen Kreuzzug anzuregen versuchte, endlich in den dritten Orden der Franziskaner trat, aus Sehnsucht nach dem Martyrium abermals nach Tunis ging, dort schwere Mißhandlung erlitt, zwar durch genuesische Kaufleute befreit ward, doch infolge der erlittenen Mißhandlungen (1315) im Alter von 80 Jahren starb, eine der seltsamsten Gestalten des 13. Jahrhunderts, nach seinem Tode von den einen als Vorläufer modernen Strebens hochgepriesen, von andern als Phantast und Abenteurer verachtet, von gelehrten Kritikern trotz oder wegen seiner mehr als 400 Schriften mit bedenklichem Kopfschütteln betrachtet, von den Einwohnern von Mallorca als Märtyrer verehrt.

Auf den Ernst der Prosa folgte im nächsten Jahrhundert eine üppige Entwicklung der Minnepoesie, indem Juan I. von Aragon zu Barcelona einen förmlichen Liebeshof gründete und daselbst auch 1379 die sog. Blumenspiele, d. h. poetische Wettkämpfe nach dem Muster derjenigen zu Toulouse einführte. Ein großes und gewaltiges Werk wie Dantes Commedia ist aus dem bunten, faschingsartigen Treiben dieser Minnehöfe ebensowenig hervorgegangen als in der Provence, wohl aber ein phantastischer Zaubergarten, aus dessen farben- und formenschillerndem Schlinggewirr in endlosen Variationen immer dieselben Seufzer und Lockrufe, Liebesversicherungen und Liebesklagen, Blumenrätsel und Herzensfragen, galante Lobsprüche und ritterliche Herausforderungen, bald bezaubernd schön wie der Schlag der Nachtigall, bald aber auch ermüdend einförmig wie Spatzen- und Meisengezwitscher hervorklingen. Sprache und Form gelangten indes durch dieses poetische Spiel zu reichster Entfaltung.

Als 1410 mit König Don Martin der Mannesstamm der Grafen von Barcelona erlosch, ging der Sitz des „Gay Saber" nach Valencia über. Die Blumenspiele fristeten hier ihr Dasein weiter, wenn auch nicht mehr so üppig wie in ihrem ersten Flor. Unter Alfonso V., dem Eroberer Neapels, drang die italienische Renaissance nach Spanien hinüber. Alfonso selbst schwärmte für die Klassiker ähnlich wie die Mediceer zu Florenz. Andreu Febrer übertrug Dantes Commedia in katalanische Terzinen, Franz Alegre die Metamorphosen des Poeten „Obidi". Jaume Roig, Fenollar und Gazull glänzten durch ihre Satiren, Ausias March erwarb sich durch seine Elegien den Ruf eines katalanischen Petrarca. In derselben Sprache besang Corella die Geheimnisse des Glaubens und hielt der große Volksmissionär, der hl. Vinzenz Ferrer, seine erschütternden Predigten.

Obwohl selbst ein Cervantes den Roman Tirant-lo-Blanch des Joan Martorell bewunderte, verlor die katalanische Sprache doch viel von ihrem Ansehen und ihrer Bedeutung, als sich in Isabella und Ferdinand die Kronen von Kastilien und Aragon vereinigten. Die politische Einigung drängte von selbst die Verschiedenheit der Idiome zurück, und zwar zu Gunsten

des Kastilianischen, das von eben dieser Zeit an zur höchsten Blüte emporstieg. Cervantes, Lope de Vega, Calderon überstrahlten alles, was die katalanische Literatur aufzuweisen hatte. Die Sprache der Westküste trat aus der Literatur immer mehr in das Volksleben zurück, ward von Felipe V. aus dem Amtsverkehr verbannt und wäre wohl allmählich ganz verschwunden, wenn sie nicht im Volke selbst noch sehr lebenskräftige Wurzeln besessen hätte.

2. Als erste Schwalbe eines neuen Frühlings erschien eine katalanische „Ode an das Vaterland", die Bonaventura Carlos Aribau 1834 in der Zeitung El Vapor zu Barcelona veröffentlichte. Dieser melancholische Abschiedsgruß an die heimatlichen Berge fand noch nicht begeisterten Widerhall, regte aber doch andere Dichter an, sich in der Volkssprache zu versuchen. Joan Cortada übersetzte ein im Mailänder Dialekt verfaßtes Gedicht La Fuggitiva: Miquel Antoni Martí ließ unter dem Titel Lagrimas de la viudesa eine kleine katalanische Gedichtsammlung erscheinen. Durchschlagenden Erfolg hatte erst Joaquin Rubió y Ors mit seinem Gedicht Lo Gayter del Llobregat (1839), dessen Schlußstrophen also lauten:

„Nein, mein Dudelsack gilt mehr mir,
Kind, ich tausch' in grobem Kleide
Nicht mit Purpur und Geschmeide
Eines Königsmantels gar;
Mehr als Maurenschlösser schätz' ich
Meine Hütte, die da krönen
Blümelein, von meiner Schönen
Hold geraubt dem Llobregat.

Mehr als eines Zaub'rers Burgen
Will mir der Monseny gefallen
Mit den Felsen von Korallen
Und dem schneebedeckten Haupt,
Und die kalten Winternächte,
Drin wir überrascht vom lichten
Tage wurden, wenn Geschichten
Wir erzählt vom Llobregat.

Drum, wenn Kron' und Silberzepter
Ihm ein König hätt' geboten,
Gäb' ihm seinen purpurroten
Mantel und des Thrones Pracht,
Ließ' doch seine Liebeslieder
Nicht um einer Krone Funkeln,
Und die Wälder nicht, die dunkeln,
Er, der singt den Llobregat."

Diesem jugendlichen Erguß volkstümlichen Selbstgefühls, das sein bescheidenes Dasein und seine alten Überlieferungen allem modernen Kulturprunk vorzieht, ließ Rubió y Ors im Diario de Barcelona gleich eine

Reihe anderer Gedichte folgen und vereinigte sie dann 1841 zu einer Sammlung.

„Warum", rief er in der Vorrede derselben begeistert aus, „soll Katalonien nicht die erniedrigende Rolle der Schülerin oder Nachahmerin aufgeben und sich eine eigene, von der kastilianischen unabhängige Literatur schaffen? Warum soll es nicht seine Blumenspiele und seine Akademie der frohen Wissenschaft wiederherstellen und abermals die Welt mit seinen Tensons, seinen Liebesliedern, seinen Serventisios und seinen Aubadas überraschen?" [1]

Die Anregung zündete. In Barcelona kam bereits 1840 eine katalanische Zeitung (Lo Pare Arcanjel) zu stande. Hier wie in Valencia und auf Mallorca traten katalanische Dichter auf. Ein episches Gedicht, in welchem Rubió y Ors den Zug der Katalonier und Aragonesen nach Griechenland schildert, gewann 1842 einen Preis an der neu errichteten Akademie der schönen Literatur zu Barcelona und wurde in ein Dutzend Sprachen übersetzt. Das wirkte gewaltig. Bei der poetischen Jugend wurde es zur Ehrensache, in katalanischer Sprache zu dichten. Im Jahre 1847 wurde das schon vorhandene spanisch-katalanische Wörterbuch von Magin Ferrer neu aufgelegt, 1848 folgte eine spanisch-katalanische Grammatik, 1852 das Reimlexikon des Satirikers Pau Estorch y Siqués, 1853 eine kritische Abhandlung über die bereits vorhandene Volkspoesie und Proben von ungedruckten Romanzen (von dem Professor Milá y Fontanals herausgegeben) und weitere Werke in Poesie und Prosa in stets wachsender Zahl.

Nachdem Victor Balaguer bereits 1849 in Barcelona den Poetenklub „zum goldenen Veilchen" (La Violeta de oro) gegründet hatte, in der Absicht, die sog. Blumenspiele wieder ins Leben zu rufen, wurde 1859 diese Absicht in Barcelona und Valencia fast gleichzeitig verwirklicht. Der Einladung an alle Freunde „der edlen, fürtrefflichen, wunderbaren und tugendhaften Donna Sciensa", der frohen Wissenschaft, sich auf den 1. Mai zu einem Wettkampf in Barcelona einzufinden, wurde zahlreich und mit größter Begeisterung entsprochen: auch von der Insel Mallorca kamen Poeten herbei, und zwei derselben wurden in das „Konsistorium" aufgenommen. Zwei Jahre später traf einer der katalanischen Dichter, Damás Calvet, in Tarascon mit den provenzalischen Troubadours Roumanille, Mistral und Aubanel zusammen und wurde von ihnen zum Mitglied des Felibrige ernannt [2]. Die

[1] Tensons sind poetische Herausforderungen und Streitfragen, serventisios politische, moralische und satirische Gedichte, aubadas Morgenständchen, wie serenas Abendständchen. Die Elegie hieß bei den Troubadours planch, die Ekloge pastorela, das Schäfergedicht vaquera, eine Liebesklage in verschiedenen Sprachen und Versmaßen descort.

[2] Vgl. über diese die Aufsätze des P. W. Kreiten, Felibre und Felibrige. Studien über die provenzalische Literatur der Gegenwart, in Stimmen aus Maria-Laach VIII (1875) 53 ff; IX 161 ff; Friedrich Mistral. Ein provenzalischer Heimatdichter, ebd. LXII (1902) 428 ff; LXIII 79 ff.

glückliche Begegnung rief beiderseits die lebhafteste Freude hervor und hatte die Folge, daß sich die neuen Troubadours von diesseits und jenseits der Pyrenäen wiederholt zusammenfanden und sich gegenseitig in ihrem Wirken unterstützten. Die Petrarca-Feier zu Avignon (18. Juli 1874) veranlaßte die Gründung einer Academia felibrenca, welche vier Jahre später (23.—26. Mai 1878) ihren ersten Wettstreit hielt. Den ersten Preis erlangte der Rumäne Basili Alecsandri, ein Akzessit der Katalane Francesch Matheu. Nur die Räto-Romanen scheinen bis jetzt dieser immer mehr sich erweiternden romanischen Poetengesellschaft ferngeblieben zu sein.

Unterdessen erhielt Barcelona auch ein katalanisches Theater, das sich von bloßen Possen und Scherzen des Uhrmachers Frederich Soler schon 1865 zu ernsteren und bedeutenderen Stücken emporarbeitete. Alle übrigen Zweige der Literatur aber wuchsen in den letzten Jahrzehnten dermaßen an, daß sich alle ihre verschiedenen Erscheinungen nicht in eine kurze Skizze zusammendrängen lassen.

3. Hauptsammelpunkte der literarischen Entwicklung wurden naturgemäß die zwei großen Küstenstädte Barcelona und Valencia, wo die meisten Gelehrten, Schriftsteller, Publizisten, Dichter und Künstler sich zusammenfanden, Akademien und Vereine dieselbe hoben, Bibliotheken und Zeitungen dieselbe unterstützten, alljährliche Festversammlungen die einmal erwachte Begeisterung immer von neuem schürten. Auch in den kleineren Küstenstädten bis hinab nach Alicante und landeinwärts bis in die Bergstädte der Pyrenäen bildeten sich kleinere Zirkel und Vereinigungen, an denen sich Leute der verschiedensten Stände, Berufsklassen und politischen Schattierung beteiligten. Mancherorts übernahmen hauptsächlich liberale und sogar radikale Zeitungsschreiber und Publizisten die Führung, an andern Orten konservative Gelehrte und Geistliche. Neben dem „jungen Katalonien" zu Barcelona bildete sich in derselben Stadt eine Academia de la Joventud Católica, welche für literarische Leistungen Prämien ausschrieb und sich der Protektion der Bischöfe von Barcelona, Tarragona, Urgel und Vich erfreute. Auch der Erzbischof von Sevilla war ein eifriger Förderer und Gönner der katalanischen Literatur.

Ihren geistigen und religiösen Mittelpunkt fand die neue Poesie aber, bei aller Verschiedenheit sonstiger Ansichten, in dem altehrwürdigen Heiligtum des Landes, dem berühmten Wallfahrtsort des Montserrat, hoch oben auf dem Berge gleichen Namens, am rechten Ufer des Flusses Llobregat. Es ist bekannt, wie tiefen Eindruck diese Stätte am Anfang des 19. Jahrhunderts auf Wilhelm v. Humboldt machte, und wie seine Schilderung in Goethe jene Vorstellungen wachrief, auf denen die berühmte Schlußszene des „Faust" beruht. Was für die beiden Deutschen aber nur ein schönes Phantasiespiel war, das war und ist den Katalanen eine heilige Sache des Glaubens, der Religion und religiös-geschichtlichen Überlieferung.

Die Legende meldet, daß ein Holzbild der allerseligsten Jungfrau, vom hl. Lukas selbst gemalt, in den ältesten Zeiten nach Barcelona gekommen und daselbst als die „Jungfrau von Jerusalem" verehrt worden sei. Als das Land 717 durch die Mauren bedroht wurde, bargen es christliche Goten in einer Kluft des Montserrat, wo es bis zum Jahre 880 versteckt blieb. In diesem Jahre hörten drei Hirten am Ostabhange des Berges, am Ufer des Llobregat, eine wundersame süße Musik, die sie in Erstaunen setzte. An vier Samstagen nacheinander zeigte sich an dem Berge ein wunderbares Licht, am fünften nahm auch der Pfarrer von Olesa dasselbe wahr, am sechsten Gundemaro, der Bischof von Vich, der mit frommen Männern aus Manresa herbeigekommen war, um sich über die wunderbare Erscheinung zu vergewissern. Mit großer Mühe erstiegen sie die Felswand und fanden in einer Felsenhöhle das Bild der Madonna. Sie wollten dasselbe nach Manresa bringen, konnten aber nicht weiter gehen und bauten deshalb oben in der Höhle eine kleine Kapelle. Im Jahre 895 ließ dann Riquildis, die Tochter Wifredos, ersten Grafen von Barcelona, an derselben Stelle eine größere Kapelle und ein Kloster errichten. Von jener Zeit an strömte halb Spanien zu diesem Wallfahrtsort, über den phantastische Bergzacken, einer Säge gleich, weit in die Lüfte ragen, der Turó de Sant' Jeroni, die höchste Spitze, 1241 m über dem Meer. Königin Violante, die Gemahlin Joans I., stieg am 29. Oktober 1387 barfuß den Berg empor, ihr gleich andere Königinnen, Fürstinnen und Edelfrauen, Herren und Ritter. Ignatius von Loyola hielt hier seine Ritterwacht und legte am Gnadenbild der Jungfrau seine Waffen nieder. Don Juan, der Sieger von Lepanto, sandte als Weihegeschenk dahin die von ihm eroberte Lanze des türkischen Admiralsschiffes. Die Heiligen Johann von Matha, Peter Nolasco, Vinzenz Ferrer, Aloysius von Gonzaga, Franziskus Borgia beteten an dieser ehrwürdigen Stätte. Kaiser Karl V. pilgerte neunmal auf den Montserrat, und Philipp II. stattete die Wallfahrtskirche mit dem reichsten Schmuck aus.

Ein altes Loblied auf Unsere Liebe Frau von Montserrat (Lo Virolay de Madona Santa Maria) ist noch in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts erhalten.

Rosa placent, soleyl de resplendor,
Stela lusent, yohel de sanct amor,
Topasis cast, diamant de vigor,
Rubis millor, carboncle relusent.
Lir transcendent, sobran tot altre flor,
Alba jausent, claredat sens fuscor,
En tot contrasts ausits li pescador;
A graw maror est port de salvament,
Aygla capdal, volant pas altament,
Cambra reyal del gran Omnipotent,

Perfaytement anyats mon devot xant,
Per tot pyant siatnos defendent.
Sacrat portal del Temple permanent,
Dot virginal, virtut sobreccellent,
Quel occident quins va tots îorns gaytant
No puxe tant quens face vos absent.

Liebliche Rose, Sonne der Seel',
Leuchtender Stern, Liebesjuwel,
Keuscher Topas, Diamant der Macht,
Rubin, Karfunkel voll schimmernder Pracht,
Himmelslilie, der Blumen Zier,
O Morgenschimmer, hellstrahlendes Licht,
Du verlässest im Sturme den Fischer nicht;
Auf weitem Meer bist du rettender Port,
Als Adler schwingst du zum Himmel dich fort.
Du bist des Allmächtigen Königssaal
Und höreſt mein Lied und mein Fleh'n zumal,
Du schirmest dein Kind vor Not und Qual,
Des Ewigen Tempels heiliges Tor,
Ragest du, Jungfrau, ob allen empor.
Der Abend mag sinken wohl jeden Tag,
Dein Antlitz zu bannen er nicht vermag.

„An die heilige Jungfrau des Montserrat" richtete Victor Balaguer, wohl der begabteste und volkstümlichste Dichter der neueren katalanischen Literatur, im Mai 1857 sein erstes Gedicht in dieser Sprache, das einen wahren Jubelsturm der Begeisterung wachrief. Es hebt folgendermaßen an:

„Jungfrau der Liebe, du mein Schutzgeist immer,
Des Armen und Betrübten Trost und Hut,
Noch reiner als der Morgenröte Schimmer,
Noch schöner als des Lichtes gold'ne Flut:
So wie der Adler sich das Nest zu bauen,
Macht auf dem höchsten Felsengipfel Rast,
Die schönste Höh', die konnt' dein Aug' erschauen,
Erkorst, Madonna, du dir zum Palast.
Du auf des Montserrat erhab'nem Throne,
Der Himmel und der Berge Perle rein,
Der eine Hand voll Sterne, dir zur Krone,
Vom Himmel holt', die Schar der Engelein:
O schütze mich, du Heilige da droben!
In katalan'schem Land heut' grüß' ich dich,
Denn einst in dieser Sprache Gott zu loben,
Die Mutter katalanisch lehrte mich.
Wie ist dein Name lieblich, o Madonna!
Die ganze Erde fleht dich an im Leid.
Jungfrau des Bergs, der Katalanen Wonne,
Wirst du von Fremden selbst gebenedeit."

Nach einer Schilderung der mittelalterlichen Siegeszüge fährt der Dichter dann fort:

„O Siegesjungfrau! Auf Triumphesbahnen
Wardst angerufen du, die gnadenvoll;
Es zogen zu dem Ruhm die Katalanen,
Das Virolay des Montserrat erscholl.
Der Berg, den du als Wohnung nennst dein eigen,
Ein Wall des katalan'schen Volkes ragt:
Die Höhe deines Felsens zu ersteigen,
Hat nie des Sarazenen Fuß gewagt."

Am Schluß aber gestaltet sich der begeisterte Lobeshymnus zum kindlich frommen Gebet:

„O Berg, ich kenn' dich! Voll Erinnerungen
Des Ruhmes und der Lieb' bist du für mich:
Wie oft als Kind bin ich hinaufgesprungen,
Und dann mit Blumen kränzt' die Jungfrau ich.
Mir ist so wohl vertraut des Bergs Geschichte,
Durch mich sie einst das Volk vernommen hat;
Gab Ruhm sie mir, strahlt sie im Ruhmeslichte . . .
Der Troubadour bin ich des Montserrat.
Es nahten Kön'ge dir, der Himmlischreinen,
Und für den Trost, den ihnen Gott verlieh,
Bedeckten sie dich ganz mit Edelsteinen,
Gold ließen regnen dir zu Füßen sie.
Doch was leg' ich, o Jungfrau, vor dir nieder?
Ich bin ja nur ein armer Troubadour,
Ich hab' nicht Edelsteine, hab' nur Lieder;
Nimm, Mutter, dir der Lieder bestes nur.
Und kommt der Tag, der Ruh' mich läßt erwerben,
Der in Verbannung hier geschmachtet hat,
Dann nah' dich mir, zu trösten mich im Sterben,
O süßer Engel du des Montserrat!"

Balaguer, obwohl vorwiegend weltlicher Dichter und einer ziemlich fortschrittlichen Politik zugetan, behielt fürder den Beinamen „Trovador de Montserrat". Er blieb aber in dieser Eigenschaft durchaus nicht vereinzelt. Das Lob der Jungfrau des Montserrat ward einer der Grundakkorde der neuen Literatur, und die vorzüglichsten Talente (so der bahnbrechende Dichter Rubió y Ors, der Valencianer Theodor Llorente, die Priester Marian Campá y Bros, Joseph Franquesa u. a.) wetteiferten förmlich, das ehrwürdige Heiligtum des Landes in ihren Liedern zu verherrlichen. Als eine der schönsten Leistungen dieser Art ist wohl das Jubellied zu betrachten, das Theodor Llorente im Mai 1880 zur tausendjährigen Feier der Auffindung des Gnadenbildes verfaßte und das in einer Wettbewerbung für dieses Fest den Preis erhielt.

„Hinauf, hinauf, du Schar der Troubadouren,
Die Ebne laßt und laßt die Städte ganz,
Des fernen Meeres Strand und auch die Fluren
Mit reichem Blumenkranz.

Hinauf, hinauf! Der Gipfel ruft euch; Stufen.
Für euern Fuß der rauhe Felsen zeigt,
Und spornend hat der Glaube euch gerufen:
O kommt und steigt und steigt!

Bis hierher kann der Erde Lärm nicht münden,
Hier in dem Horste will der Adler sein;
Hier schreibt der Blitzstrahl in des Berges Gründen
Befehle Gottes ein.

Die Donnerwolken euer Haupt umschweben,
Die Welt zu Füßen euch, der Himmel nah' ...
Euch mögen Engel heil'ge Harfen geben:
O singt, ihr Sänger, da!

Im blauen Mantel, welchen hold verschönte
Das Morgenrot mit seinem Purpurschein,
Erwartet euch die Lichte, Sterngekrönte
Auf höchstem Felsgestein.

Ich harr' auf euch, daß ich im Flug mich schwinge
Zu bess'rer Welt, zu der mich Sehnsucht trieb;
Ich bin die hehre Poesie, ich singe
Von Glauben, Heimat, Lieb'!'

Die Stimme, Königin, hört' ich voller Sehnen,
Und die bestaubte Leier nahm ich dann;
Und wie ein Kind der Mutter denkt mit Tränen,
Mit Freudenzähren, ging ich und kam an.

Hier hast du mich, daß ich entzückt verehre,
Den Blick zum Himmel, deine Majestät;
Auf deines Tempels Stein, die Knie', du Hehre,
Auf meinen Lippen statt des Lieds Gebet.

Der süße Schmeichelton der Erde dringet,
Madonna, nicht mehr in mein Herz, das glüht;
Dem niedern Volk, das kindlich dir lobsinget,
Ein' meine Stimm' auch ich und mein Gemüt.

Dich, Mutter, unser Trost im ird'schen Tale,
Singt Tag und Nacht und Mond und Sonnenball,
Die Lerche wachsam in des Frührots Strahle,
In nächt'ger Dunkelheit die Nachtigall.

Dich singt der Zephir, mit dem Gruß, dem süßen,
Den fröhlich er des Feldes Blumen weht;
Dich singt die schwarze Wolke, die zu Füßen
Dir sich in Donner und in Blitz entlädt.

Dich singt der Hirt, der zu dem Stalle wieder
Das blonde Lämmchen, das verlor'ne, lenkt;
Dich singt der Landmann, der zur Furche nieder
Der goldnen Ähre kleines Saatkorn senkt.

Dich singt der Schiffer, der in schnellem Klettern
Den Hauptmast faßt und nach dem Hafen lugt;
Dich singt der Krieger, der in Schlachtenwettern
Den Kranz des Sieges oder Todes sucht.

Dich singt die Braut, die froher Hochzeit Kammer
Dem Bräutigam erschließt, der hochbeglückt;
Die Mutter, die den letzten Kuß voll Jammer
Auf ihres toten Sohnes Stirne drückt.

Der Enkel singt, Großvater auch, der greise;
Wer Gutes tut, singt, Königin, dir zur Ehr';
Noch weiser wird, der dich besingt, der Weise;
Der Große singt dich, Mutter, und wird's mehr!

Maria, dich besingen alle; Garben
Weihn all' dir, Tränen oder Blümelein;
Dich singen die Jahrhunderte, die starben,
Dir klingen der zukünft'gen Melodei'n.

Ich hör' die Erde beben in der Stunde,
Da glorreich an dem Kreuze starb dein Sohn;
Und seh' sich auftun in des Berges Grunde
Ein weites Grab für deines Tempels Thron.

Ich seh' dein Bildnis, das von Felsgesteinen
Wie Perle von der Muschel wird bewahrt,
Und mich bezaubert in der Nacht, der reinen,
Der Engel Hymnus, die zum Chor geschart.

Seh' auf dem Berg ein ganzes Volk entglommen,
In deinen Tempel treten, dir zum Gruß,
Den Edelsten in wollnem Kleide kommen,
Das feinste Königskind mit nacktem Fuß.

Ich seh' erglühen dort in mächt'gem Triebe,
Indes der Blick auf deiner Stirne ruht,
Peter Nolasch in zärtlich reiner Liebe,
Vinzenz Ferrer in heil'ger Glaubensglut.

Ich seh', ich seh' in deines Tempels Helle
Zu deinen Füßen dir mit Ferdinand
Alhambra-Lorbeer legen Isabelle,
Und Öst'reichs Jüngling Palmen von Lepant.

Ich seh' des Landsturms Scharen kühn vertrauen
Mit rost'gem Wurfgeschütz auf deinen Schutz,
Aus Felsgestein zu Füßen dir erbauen
Des Vaterlandes Burg zu Schutz und Trutz.

In deinem Berg, der strahlt im Ruhmeslichte,
Schau' ich den Herd der alten, heil'gen Zeit,
Das ew'ge Denkmal unserer Geschichte,
Die Mauer unsrer Unabhängigkeit.

Und seh' dein Bild auf blauen Bergesweiten,
Der Erd' entrückt, vom Sonnenglanz verklärt,
Die offnen Arme voller Liebe breiten
Zum span'schen Volk, das dich in Liebe ehrt.

Solang das Haupt mit seinen Felsentürmen
Erhebt zum Himmel hoch der Montserrat,
Solang auf seiner Höh' die Winde stürmen,
Solang zum Meere rollt der Llobregat;

Solang das Kind sich an die Mutter schmieget
Und holde Mutterlieb' den Arm ihm gibt,
Der Alte sinnt, der Jüngling vorwärts flieget,
Wirst, heil'ge Jungfrau, du von uns geliebt!

Wie fromm Gedenken wirst du in uns leben
An unsrer Wiege süßen Unschuldstraum,
Und wie der Glanz der Poesie umschweben
In dieser Welt und einst im Himmelsraum.

Wirst in uns leben, wie in Herzenswunden
Ein kindlich Sehnen, das voll reiner Glut,
Als das Symbol, darinnen wir gefunden
Der Schönheit und der Wahrheit einzig Gut.

Und wenn des Zweifels Wolke will verdunkeln
Den Himmel, drin du strahlst in hehrer Pracht,
Wie Nebel deines hohen Tempels funkeln,
Die fort der Wind trägt, die gebar die Nacht:

O dann tritt du, o Mutter, in die Schranken,
Spend Himmelstrost mit deinem Blick zumal,
Scheuch lächelnd weg die dunkeln Nachtgedanken,
Wie Nebel, die verscheucht der Sonne Strahl!"

4. In mehrfacher Weise hat die Liebe und Verehrung der Jungfrau von Montserrat günstig auf die Entwicklung der neueren Literatur eingewirkt. Einmal war damit der religiösen Poesie der freieste Spielraum eröffnet. Ihre Klänge brauchten sich nicht ängstlich in das stille Herzenskämmerlein zu verschließen, sie durften sich froh und frei im öffentlichen Leben, auch an den

Blumenspielen und poetischen Festen zeigen. Mehr als ein prächtiges religiöses Gedicht hat da seinen Preis erlangt.

Ein anderer Vorteil lag in dem inneren Zusammenhang des berühmten Wallfahrtsortes mit der älteren Geschichte des Landes. Legende, Sage und Geschichte hatten hier einen greifbaren, sichtbaren, lebendigen Mittelpunkt voll poetischer Schönheit und religiöser Weihe. So schwebte denn die poetische Vergangenheit nicht in der bloßen Luft, sie wurde nicht wie ein schönes Kindermärchen bloß spielerisch aufgeputzt, sondern mit tiefer, innerer Begeisterung erfaßt und wieder besungen.

Ein dritter Vorteil bezieht sich auf den Minnesang, der mit dem Wiederaufleben der einstigen Troubadourssprache fast unausbleiblich die jüngeren Talente lebhaft beschäftigen mußte. War derselbe aber schon im frommen Mittelalter vielfacher Entartung nicht entgangen, so war in unsern Tagen weit größere Gefahr, daß sich derselbe entweder durch seltsame Künstelei lächerlich machte oder durch gemeine Lüsternheit entwürdigte. Ganz sind die neuen Troubadours dieser Gefahr nicht entgangen: da und dort ertönen in ihrem bunten Liederschatz üppige, berauschende, verlockende und bestrickende Klänge, in denen rein irdischer Zauber, ohne höhere Gedanken, mit der träumerischen Phantasie spielt, stürmische Leidenschaft wogt und glüht und kaum noch die künstlerische Form das Brutale zurückhält. Wenn aber im ganzen eine weit reinere, edlere und würdigere Auffassung der Liebe in diesen Minnebüchern noch vorwiegt, so ist es nicht am wenigsten jener tiefen Religiosität zu danken, welche das Heiligtum auf dem Montserrat nicht nur zu einem Gegenstand der Volksandacht, sondern zu einem Licht- und Lebenspunkte des ganzen Volkslebens gemacht hat.

Von den hervorragenderen Dichtern sind einige schon genannt.

Joaquin Rubió y Ors, geb. 1818, seit 1847 Professor der Literatur zu Valladolid, seit 1858 Professor der Geschichte in Barcelona und Präsident der dortigen Akademie der schönen Künste, der Gayter del Llobregat, hat die neue Literatur mit der mannigfaltigsten Lyrik, prächtigen Balladen und Romanzen bereichert. Seine Anschauungen wurzeln tief im religiösen Volkstum; er ist ein echter Caballero, eine sinnige Künstlerseele, nobel, fein und zart.

Ein weit reicheres, mannigfaltigeres Talent bekundet Victor Balaguer, „der Troubadour des Montserrat", geboren 1824 in Barcelona, 1857 zum Chronisten daselbst ernannt, zeitweilig verbannt, seit 1861 Deputierter in Barcelona, seit 1869 Mitglied der Cortes für Villanueva und Geltru, wiederholt (1883 und 1887) Vizepräsident der Cortes, 1884 Präsident des Staatsrats, 1888 Kolonialminister, ein glänzender Redner und Publizist, durch seine „Geschichte der Katalonier" und seine „Geschichte der Troubadours" als Historiker hoch angesehen und Mitglied der königlichen Akademie der

Geschichte. Schon mit 15 Jahren schrieb er ein Drama in kastilianischer Sprache, das großen Beifall erntete; durch weitere dramatische Leistungen hatte er sich schon bedeutendes Ansehen erworben, als er sich 1857 der katalanischen Bewegung anschloß und ihr glänzendster Führer ward. Seine Dramen (Safo, Coriolano, La sómbra de Cesar, El comte Foix, Le guant del Degollat, La sespotallat de la morta) sind die bedeutendsten dramatischen Leistungen der jungen Literatur und wurden alsbald ins Spanische übertragen. Wie kein anderer Mestre en gay saber (er wurde es 1861) hat Balaguer aber die eigentliche Troubadourpoesie gepflegt und Liebe, Heimat und Glauben in einer Fülle hinreißend schöner, gehaltvoller, formgewandter Lieder, Balladen und Romanzen gefeiert. Da waltet aller Duft, alle Süßigkeit, aber auch alle Glut, Kraft und Leidenschaft des Südens. Immer ist er dabei neu, geistreich, originell. Man lese nur, wie der zum Staatsmann gewordene Dichter seinen eigenen Lebenslauf parodiert:

„Das Elend mit dem Hunger im Verein
Hat einst in meinem Haus sich mir gesellt.
Zusammen haben lange Zeit, vergessen
Von allen andern, nur wir drei gelebt.
Doch endlich gingen sie, und jedes nahm mir
Hinweg ein Stückchen Herz.

Dann ist die Liebe mir als Gast gekommen,
Es war durch sie mein Haus ein Tempel hehr;
Ein Tempel, der von Licht gestrahlt und Leben,
Von Tanz und Fest, Musik und Blumen glänzt';
Doch ging sie auch und hat mir fortgetragen
Ein andres Stückchen Herz.

Es kam danach zu mir der Kampf des Lebens,
Gar einen harten Strauß hab' ich gekämpft;
Lang war der Streit, und groß war meine Mühe,
Geschlagen bald, bald Sieger im Gefecht;
Doch auf dem Schlachtfeld mußt' ich immer lassen
Ein andres Stückchen Herz.

Ein neues Schicksal endlich vorgezeichnet
Hat mir die Politik, die Unglücksfee,
Die statt der Hoffnung wonnevollen Bildern
Enttäuschung auf Enttäuschung mir beschert;
Und dann als Pfand hat sie mir fortgenommen
Mein letztes Stückchen Herz.

Ein wunderlicher Gast bin ich seit damals,
Der nur mit Gleichmut wandert durch die Welt.
Auf meinem bleichen Antlitz ist zu finden
Nicht Leidenschaft, nicht Kälte; jeder, der
Mich gehn sieht, ruft: Der da vorübergehet,
Ein Mann ist's ohne Herz."

Ein Kolonialminister, der noch solche Verse macht, braucht um sein Herz nicht bange zu sein, wenn auch seine einstige Definition der „Liebe" romantischer klingt:

„Ich bin Musik und Seufzen,
Bin Poesie und Singen,
Der Freude allerhöchste
Und auch der tiefste Schmerz;
Ich bin ein Stern am Himmel,
Auf Erden süßes Klingen,
Der Hymnus ich, den anstimmt
Voll Wonne jedes Herz."

Angel Guimerá, 1848 als Sohn eines Katalanen in Santa Cruz de Tenerifa geboren, aber in Katalonien erzogen, gegenwärtig Redakteur der Zeitung La Renaixansa, des offiziellen Blattes des Katalanismus, steht an Geist, Erfindungsgabe, Formgefühl und Sprachgewandtheit Balaguer kaum nach, aber er hat eine seltsame Vorliebe für das Unheimliche, Schauerliche, Herbe und Traurige, die manchmal fast ins Mephistophelische übergeht. Man lese nur seine Balladen „Aus dem Grabe", „Der Totengräber", „Der zum Tode Verurteilte", „Des Hofnarren Tod", „Die Amme des Infanten", „Der Nonne Tod", „Die Beichte", „Judith von Welp", „Der Graf von Gers". Überall spukt grinsend Gevatter Tod herum und neben ihm noch Mephistopheles. „Jesus im Himmel" ist echt modern, mit einem Anflug von skeptischer Würdelosigkeit behandelt; „Des Teufels Sang" atmet eine unheimliche Frivolität. Guimerá schrieb auch Dramen: Gala Placidia (1879), Judith de Welp (1884), Lo fill del Rey (1886), Mar y cel (1888), Rey y monjo (1890).

Ein gemütlichere Natur ist der bereits genannte Theodor Llorente, geboren zu Valencia 1836, Redakteur der Zeitung Las Provincias daselbst, durch das mitgeteilte Gedicht schon als ein liebenswürdiger, tiefreligiöser Troubadour charakterisiert. Die „Romanze von den vier Troubadouren" und zahlreiche andere Gedichte entsprechen ganz der im schönsten Sinn romantischen Richtung jenes Weihegesanges.

Ein ebenso feiner und formgewandter, dabei sehr origineller Poet ist Franzesch Matheu, Redakteur der Ilustració Catalana in Barcelona. Wenn er bei dem Lateinerkongreß zu Avignon (1878) etwas stark mit seinen Versen gegen alle Nichtlateiner geraffelt hat, so wird man das schon mehr poetisch als politisch auslegen dürfen.

Der Uhrmacher Frederich Soler (geboren 1839 in Barcelona), der Begründer des katalanischen Theaters, und der Buchbinder Constantí Llombart (geboren 1848 zu Valencia) haben sich als Dichter einen höchst ehrenvollen Ruf erworben. Sie beherrschen Gedanken, Form und Sprache mit ausgewählter Feinheit, und Gedichte wie „Das tote Kind" von Llombart

und „Der Gesang der Vögel" von Soler würden, wenn sie in englischer Sprache verfaßt wären, wohl gleich die Runde in der ganzen Welt machen.

Was an den zwei berühmtesten katalanischen Dichterinnen, Maria Josepha Massanés (geboren 1811, gestorben 1887) und Dolores Monserdá de Maciá (lebt in Barcelona), angenehm berührt, ist, daß sie sich bei aller patriotischen Begeisterung doch feinfühlig in den Schranken des Weiblichen halten. „Der katalanische Arbeiter" der letzteren ist ein allerliebstes Genrebild aus dem Volke, aber auffallenderweise fehlt jeder spezifisch katholische Zug; man könnte es ohne Abänderung nach Manchester oder Hamburg versetzen, wenn dort die Leute so zufrieden wären, wie sie es in dem Gedichte sind.

Damás Calvet, geboren 1836 in Figueras, Techniker und Poet zugleich, der erste der katalanischen Dichter, der eine freundschaftliche Verbindung mit den Provenzalen anknüpfte, hat 1886 den ersten Teil eines großen Epos herausgegeben, das in den mannigfaltigsten Versmaßen das romantische Leben des 13. Jahrhunderts schildert, um die Person des Heldenkönigs Don Jaume des Eroberers gruppiert. In einer Sammlung kleinerer Gedichte (Vidrims, Glassplitter) behandelt Calvet u. a. sehr fromm und lieblich die Bekehrung des deutschen Malers Overbeck, indem er dieselbe auf eine Künstlervision im Kölner Dom zurückführt.

Auch der katalanische Klerus ist der fruchtbaren Literaturbewegung nicht fern geblieben. Besonders waren es einige Geistliche zu Vich, am Fuße der Pyrenäen, welche die religiöse Poesie mit Eifer und Glück gepflegt haben. Als der begabteste und verdienstvollste ragt unter denselben Jacinto Verdaguer hervor, der mit Lambert, dem priesterlichen Sänger der Provence, mit vollstem Recht singen und sagen kann: „Auch ich bin Troubadour!"

Von diesem geistlichen Dichter und seinen Genossen jedoch ein andermal.

Die Atlantis des katalanischen Dichters Jacinto Verdaguer[1].

Aus der Nachbarschaft des Montserrat, ja gewissermaßen von den Felsenhöhen dieses altehrwürdigen Nationalheiligtums selbst, ist die Wiederbelebung der katalanischen Literatur ausgegangen. Hier hatte religiöse Andacht die großen Erinnerungen der Vergangenheit lebendig festgehalten; hier hatte ein mächtiges Nationalgefühl einst seine Weihe bekommen, hier flammte es wieder kraftvoll auf, als die Sturmfluten der großen Revolution sich langsam verlaufen hatten. Um dieselbe Zeit, als Joaquin Rubió y Ors mit seinem „Gayter del Llobregat" (1839) die katalanische Poesie wieder zu neuem Leben

[1] Stimmen aus Maria-Laach XL (1891) 216 f.

rief, trat in Vich und Barcelona der Katalane Jakob Balmes auf, der genialste Apologet des katholischen Glaubens und der katholischen Wissenschaft, den Spanien im 19. Jahrhundert aufzuweisen hatte, Mathematiker und Philosoph, Geschichtskenner und Politiker, geistreicher Publizist und gründlicher Theologe zugleich, durch die vielseitigste moderne Bildung befähigt, die solide Wissenschaft der Vorzeit gegen die Angriffe des Unglaubens zu verteidigen. In kaum zehn Jahren, von 1839 bis 1848, schrieb er eine ganze Reihe der bedeutendsten Werke, welche in der ganzen zivilisierten Welt Aufsehen erweckten und Einfluß erlangten[1]. Den 28. August 1810 geboren, starb er schon am 9. Juli 1848. Er hat spanisch geschrieben und sich an der katalanischen Sprachbewegung somit nicht direkt beteiligt; aber sein Beispiel, sein Ansehen und seine Schriften trugen mächtig dazu bei, im Klerus seiner Heimat wissenschaftliches Streben und literarische Tätigkeit zu fördern. Als die katalanische Bewegung darum immer weitere Kreise ergriff, begann auch der Klerus sich an derselben zu beteiligen, und in Vich, dem Geburtsorte Balmes', einem uralten bischöflichen Sitze, an dessen Priesterseminar einst Balmes lehrte, bildete sich im Laufe der sechziger Jahre nicht nur ein literarischer Zirkel (Circulo literario), sondern noch ein besonderer Dichterverein (Esbart vigatá), welcher die neue Literatur mit den wertvollsten Leistungen bereicherte. Ein Mitglied dieses Dichterkreises, Jacinto Verdaguer, wird von den Katalanen selbst als einer ihrer hervorragendsten Dichter betrachtet, und der Provenzale Mistral bezeichnet dessen Epopöe Atlántida geradezu als das bedeutendste Werk der gesamten neukatalanischen Literatur[2].

1. Jacinto Verdaguer, welcher gegenwärtig als Kaplan bei einer vornehmen Familie in Barcelona lebt, ist recht eigentlich aus dem Volke selbst hervorgewachsen und hat aus dessen Munde selbst Sprache und Begeisterung geschöpft. In dem Dörfchen Folgaroles bei Vich, wo Verdaguer den 17. Mai 1845 geboren wurde, war sein Vater ein schlichter Landmann und Steinhauer, der weder den Plan noch die Mittel hatte, dem begabten Knaben eine höhere Ausbildung zu teil werden zu lassen. Früh fühlte sich dieser jedoch zum Dienste des Altars hingezogen, und als er alt genug war, um mit im Felde zu arbeiten, waren seine Gedanken nur darauf gerichtet, sich Bücher zu verschaffen und so viel zu ersparen, um endlich Theologie studieren zu können. Wenn seine Gefährten sich nach harter Arbeit unter einem Baume zur Ruhe ausstreckten, griff er zu einem Buch oder schaute träumend über die Ebene dahin, und des Abends brachte er zu Papier, was er sich den Tag über

---

[1] Vgl. A. Deneffe, Jakob Balmes, in Stimmen aus Maria-Laach LXXIX (1910) 123 f.

[2] Vgl. Zarnckes Literarisches Zentralblatt 1890 Nr 49, Sp. 1715.

ausgedacht. Als einmal ein Preis für denjenigen ausgesetzt wurde, der barfuß am schnellsten über ein frisch abgemähtes Stoppelfeld dahinlaufen könnte, gewann er als tapferer Läufer den Preis und kaufte sich für denselben auf dem Jahrmarkt zu Vich eine Odyssee. So kämpfte er sich in rastloser körperlicher und geistiger Arbeit als mutiger Autodidakt zu dem erhabenen Ziele durch, das er sich vorgesetzt. Er fand Aufnahme ins Seminar und übte sich so tüchtig weiter in seiner katalanischen Sprache, daß er sich bei den Blumenspielen zu Barcelona 1865 und 1868 Preise erwarb. Bei den letzteren riefen seine mit Beifall aufgenommenen Gedichte die höchsten Erwartungen wach, und der anwesende provenzalische Dichter Mistral begrüßte ihn mit den Worten des Virgil: Tu Marcellus eris! Er selber legte auf seine damaligen poetischen Versuche später so wenig Gewicht, daß er sie nicht herausgeben wollte. Sein Trachten war auf ein großes, bedeutsames Werk gerichtet. König Jaume und all die andern mittelalterlichen Helden von Katalonien waren aber schon vielfach besungen, und so wandte er sich denn beim Durchstöbern alter Chroniken noch viel älteren Sagen zu, die noch keinen Sänger in Katalonien gefunden hatten.

Einen durchaus neuen Stoff schien eine Stelle Platos zu bieten, auf welche er bei einer frommen Lesung in der Erbauungsschrift des deutsch-spanischen Jesuiten P. Eusebius Nieremberg[1] stieß. In dieser Schrift „Über den Unterschied des Zeitlichen und Ewigen" führte der aszetische Verfasser neben andern Strafgerichten Gottes, nach dem Geschmacke seiner Zeit, auch den von Plato gemeldeten Untergang der Insel Atlantis an. Plato legt die Erzählung dieser Katastrophe in seinem „Timäus" zunächst dem Kritias in den Mund, der sie aber von einem andern Kritias erfahren hat, von dem sie auf Solon zurückgeht. Diesem hat ein ägyptischer Priester sie mitgeteilt.

„Denn es steht geschrieben", so erzählt der Ägypter dem Solon, „welcher gewaltigen Macht einst eure Stadt ein Ziel setzte, die, vom Atlantischen Meere sich erhebend, in ihrem Übermut auf ganz Europa zugleich und Asien losging. Denn damals war jenes Meer schiffbar; eine Insel lag nämlich vor der Meeresmündung, welche nach eurem Ausdruck die Säulen des Herkules genannt wird; diese Insel aber war größer als Afrika und Asien zusammen; von ihr aus aber eröffnete sich den damaligen Reisenden der Zutritt zu den übrigen Inseln und von diesen zu dem ganzen gegenüberliegenden Festland, das sich an jenem wirklichen Meer hin erstreckt. Denn was innerhalb der erwähnten Mündung liegt, ist nur ein Hafen mit enger Einfahrt, jenes dagegen dürfte in Wirklichkeit ein Meer und das dasselbe begrenzende Land durchaus in Wahrheit am richtigsten ein Festland genannt werden. Auf dieser Insel Atlantis nun bestand eine große und bewundernswerte Macht von Königen, welche die ganze Insel und viele andere Inseln und Teile des Festlands regierten; überdies beherrschten sie noch das innere Afrika bis nach Ägypten und Europa bis

[1] De la diferencia entre lo Temporal y Eterno, Madrid 1640.

nach Tyrrhenien[1]. Und diese ganze vereinigte Macht versuchte einst eure und unsere und alle innerhalb der Mittelmeermündung belegenen Gebiete durch einen Ansturm in Sklavenfesseln zu bringen. Da nun ward, o Solon, die Macht eurer Stadt durch ihre Tüchtigkeit und Kraft allen Menschen offenbar. Denn allen an Hochherzigkeit und Kriegskunst voranschreitend, übernahm sie bald die Führung der Hellenen, bald stritt sie, durch den Abfall der andern gezwungen, allein und geriet in die äußersten Gefahren, siegte aber über den angreifenden Feind und pflanzte sich ruhmreiche Trophäen, bewahrte die noch nicht Überwundenen vor der Knechtschaft und befreite neidlos alle übrigen, so viele wir innerhalb der herakleischen Grenzen wohnen. In späterer Zeit entstanden ungeheure Erdbeben und Überschwemmungen, und im Laufe eines einzigen Schreckenstages und einer Schreckensnacht wurde eure sämtliche bewaffnete Macht von der Erde verschlungen und verschwand ebenso die ganze Insel Atlantis in den Tiefen des Meeres. Deshalb ist die See auch jetzt an jener Stelle unbefahrbar und unerforschlich, indem ein sehr schmaler Schlammgürtel hemmend dazwischen tritt, den die Insel beim Versinken bildete." [2]

Im „Kritias" findet sich diese Sage wiederholt und in einigen Punkten noch weiter ausgeführt. Der große Weltkrieg zwischen den Völkern diesseits und jenseits der Säulen des Herkules wird hier um 9000 Jahre zurückverlegt. Dann erzählt Kritias weiter, daß bei der Verteilung der Welt unter die verschiedenen Götter das Reich Atlantis dem Poseidon zugefallen sei, daß dieser selbst im Innern der meist ebenen Insel auf einem Hügel eine Stadt angelegt und sie mit dreifachem Graben umgeben habe. Atlas, der älteste Sohn Neptuns, war nach diesem Bericht der erste König der Insel, während an der nordöstlichen Spitze derselben sein Bruder regierte, nach welchem jene Region den Namen Gadeira (Gades, Cadix) erhielt. Ihre Abkömmlinge lebten lange glücklich in Verehrung der Götter und der Gesetze. Im Laufe der Zeit jedoch gewann das menschliche Element in ihnen über das göttliche die Oberhand, und sie gaben sich ganz einer ungezügelten Gier nach Macht und Reichtum hin. „Als nun der Gott der Götter, Zeus, der nach Gesetz und Recht waltet und alles zu durchschauen vermag, das treffliche Geschlecht so elend heruntergekommen sah, beschloß er, sie zu züchtigen, damit sie zu weiserer Gesinnung kämen." [3] Der Schluß der Erzählung und des Dialogs

---

[1] *Ἐν δὲ δὴ τῇ Ἀτλαντίδι νήσῳ ταύτῃ μεγάλη συνέστη καὶ θαυμαστὴ δύναμις βασιλέων, κρατοῦσα μὲν ἁπάσης τῆς νήσου πολλῶν τε ἄλλων νήσων καὶ μερῶν τῆς ἠπείρου· πρὸς δὲ τούτοις ἔτι τῶν ἐντὸς τῇδε Λιβύης μὲν ἦρχον μέχρι πρὸς Αἴγυπτον, τῆς δὲ Εὐρώπης μέχρι Τυρρηνίας.* Plato, Timaeus. Ed. Stallb. 25 A.

[2] *Ὑστέρῳ δὲ χρόνῳ σεισμῶν ἐξαισίων καὶ κατακλυσμῶν γεγομένων, μιᾶς ἡμέρας καὶ νυκτὸς χαλεπῆς ἐλθούσης, τό τε παρ' ὑμῖν μάχιμον πᾶν ἀθρόον ἔδυ κατὰ γῆς, ἥ τε Ἀτλαντὶς νῆσος ὡσαύτως κατὰ τῆς θαλάσσης δῦσα ἠφανίσθη· διὸ καὶ νῦν ἄπορον καὶ ἀδιερεύνητον γέγονε τὸ ἐκεῖ πέλαγος, πηλοῦ κάρτα βραχέος ἐμποδὼν ὄντος, ὃν ἡ νῆσος ἰζομένη παρέσχετο.* Ebd. 25 C.

[3] *Θεὸς δὲ ὁ θεῶν Ζεὺς ἐν νόμοις βασιλεύων, ἅτε δυνάμενος καθορᾶν τοιαῦτα, ἐννοήσας γένος ἐπιεικὲς ἀθλίως διατιθέμενον, δίκην αὐτοῖς ἐπιθεῖναι βουληθείς, ἵνα γένοιντο ἐμμελέστεροι σωφρονισθέντες, κ. τ. λ.* Plato, Critias. Ed. Stallb. 121 B.

ist verloren; doch ist der Untergang der Atlantis im „Timäus" wohl als das von Zeus beabsichtigte Strafgericht zu fassen.

Die zwei Stellen Platos haben eine Menge Geister beschäftigt. Abraham Ortelius, der Hofgeograph Philipps II. von Spanien, erklärte die Atlantis für Amerika; Baco von Verulam ward dadurch zu einem utopischen Roman angeregt; der Upsalenser Professor Olof Rudbeck geriet dadurch auf den unglücklichen Gedanken, die Atlantis in Skandinavien zu suchen und die ganze skandinavische Sagengeschichte darauf zu beziehen. Ältere Geographen und Geologen haben sich viel mit der Atlantis zu schaffen gemacht, während einzelne Philologen die Erzählung so abenteuerlich fanden, daß sie den „Kritias" sogar dem Plato absprechen wollten.

In dem Geiste des jungen katalanischen Dichters verband sich die merkwürdige hellenische Sage sowohl mit der Gestalt und den Taten des Herkules als auch mit poetischer Phantasie über den Ursprung der Meerenge von Gibraltar, die durch das ganze Mittelalter noch den Namen des hellenischen Halbgottes trug; am meisten aber beschäftigte ihn die Vorstellung eines gewaltigen Strafgerichtes, das, ähnlich der Sintflut, über die Insel und das Reich Atlantis hereingebrochen. Die Katastrophe berührte Spanien, den Garten der Hesperiden, und der urweltlichen Sage fehlte darum eine nationale, patriotische Bedeutung nicht, dieselbe erinnerte aber auch unwillkürlich an Kolumbus und an die Entdeckung Amerikas und somit an die glänzendste Ruhmeszeit der spanischen Monarchie. So erweiterte sich der Stoff in immer wachsendem Kreise und lud die Phantasie zu kühnem Fluge ein.

Mit allem Zauber eines Paradieses malte sich der junge Dichter den Garten der Hesperiden aus, mit allen Schrecknissen der Natur den Brand der Pyrenäen. Die griechischen Heldentaten des Herkules ließ er auf sich beruhen, sein Held wurde er erst, wo er mit seiner Keule die Giganten der Provence bekämpft, die Pyrenäen überschreitet, den Geryon in Spanien und den Antäus in Libyen vernichtet, die Harpyien und Gorgonen vertilgt und am Vorgebirge Calpe die Straße von Gibraltar sprengt. Nun sah der Dichter die Fluten des Mittelmeeres über das schuldvolle Reich Atlantis hereinstürzen, das für immer im Meere versinkt; der neue Ozean aber wird durch Kolumbus zur Straße, welche die Alte und Neue Welt verbindet.

So leicht es war, dieses Bild der Phantasie in großen Zügen zu entwerfen, so schwer wurde es Verdaguer, fern von allem literarischen Verkehr, ohne praktische Erfahrung, ohne Kenntnis der großen Welt, auch nur einen kleinen Teil des Planes auszuführen. Über die Ebene von Vich war er noch kaum hinausgekommen, und das Meer kannte er nur aus Abbildungen in Büchern und Gemälden. Hundertmal, so gesteht er selbst, wich er erschrocken und entmutigt vor seinen eigenen Plänen zurück, hundertmal nahm er die Sisyphusarbeit wieder auf, ohne daß etwas daraus werden wollte.

Diese fruchtlosen Versuche fielen mit seiner ersten seelsorgerlichen Tätigkeit als Vikar in Vinyoles d'Oris zusammen. Es war zu viel, nachdem er schon seine Jugendjahre in ungewöhnlichen Anstrengungen durchgebracht hatte. Andauernde nervöse Kopfschmerzen drohten ihm jedes weitere Wirken unmöglich zu machen. Ein Ausflug nach Roussillon brachte so gut wie keine Erleichterung. Der Arzt riet nach fruchtloser Erschöpfung aller andern Heilmittel eine längere Seereise an. Ein Reeder in Barcelona, Antoni Lopez, gewährte ihm 1875 eine Anstellung als Schiffskaplan auf einem seiner Dampfschiffe, und so kam Verdaguer denn unerwartet aus dem engen Kreis seines bisherigen Daseins in die weite Welt hinaus. Er lernte nun das Mittelmeer und den Atlantischen Ozean, von denen er so viel geträumt, aus eigener Anschauung kennen. Er sah Gibraltar und Calpe, die Azoren und die Antillen, er fuhr über die ganze versunkene Atlantis dahin. Seine Gesundheit stellte sich wieder her. Seine Träume gewannen nun Leben und Farbe. Als er nach neun größeren Seereisen im November 1876 wieder in Barcelona eintraf, da war das geplante Epos Atlántida vollendet, und er konnte es seinem Freund und Gönner Antoni Lopez überreichen. In die Öffentlichkeit gedrungen, hatte es einen ungewöhnlichen Erfolg in Spanien und erregte auch bald die Aufmerksamkeit des Auslandes.

„Seit Milton (in seinem Paradise lost) und seit Lamartine (in seiner Chute d'un ange)", so schrieb Mistral (18. Juli 1877) an den Verfasser, „hat niemand die Urüberlieferungen der Welt mit solcher Großartigkeit und Kraft behandelt. Ihr herrliches Gedicht erweckt in mir einen ähnlichen Eindruck, wie jene seltsamen Tiere, welche die Bergleute in den Eingeweiden der Erde finden, und welche, von der Paläontologie rekonstruiert, uns die Naturgeheimnisse offenbaren, die das Diluvium in den Fluten begrub. Der Entwurf der ‚Atlantis' ist kolossal und die Ausführung glänzend. Katalonien hat noch nie ein Werk hervorgebracht, das so viel Poesie, so viel Majestät, Größe, Kraft und wissenschaftlichen Gehalt in sich schließt. Mit außerordentlicher Wahrheit findet man hier die ältesten und ehrwürdigsten Überlieferungen des katalanischen Bodens entwickelt, gestaltet und neu belebt, und Phantasie und Wissen schmücken in wundersamem Bunde Ihre prächtigen Schilderungen." [1]

Fastenrath nennt die Dichtung „das poesievollste, gewaltigste Werk der katalanischen Literatur, das einzige spanische Epos des Jahrhunderts" und fügt dann hinzu:

„Die Atlantis ist ein kosmogonisches Gedicht, in welchem das menschliche Element ungeheuerliche Formen annimmt und das uns daher nicht zu Herzen gehen kann, da wir nicht sowohl menschliche Wesen als Naturkräfte walten sehen; aber es ist die Riesenschöpfung einer wunderbar mächtigen Einbildungskraft: die ältesten Traditionen der Welt sind hier in großartigster Weise dargestellt." [2]

[1] La Atlántida[3], Barcelona 1886, Giró, XVIII.

[2] Fastenrath, Katalanische Troubadours der Gegenwart, Leipzig 1890, LIII. — Noch unbeschränkteres Lob spenden der Dichtung Mgr Tolra de Bordas (Une épopée catalane au XIXe siècle, Maisonneuve 1881) und Albert Savine (L'Atlantide, poème traduit du Catalan, Paris 1884, Cerf, CXIV f).

2. Da glänzende Schilderungen den Hauptschmuck der Dichtung bilden und das beschreibende Element vielfach das handelnde überwiegt, so ist es schwer, dieselbe in einen kurzen Abriß zusammenzudrängen, ohne ihr dabei ihren ganzen Duft und ihre Farbenpracht abzustreifen. Dennoch würde man aber dem Dichter unrecht tun, wenn man den ganzen Wert des Gedichtes nur in seine Beschreibungen legen wollte. Er hat wirklich gedichtet, d. h. den ihm gebotenen mythischen Stoff mit viel Geist und Phantasie harmonisch weitergestaltet und ihn so mit religiösen und patriotischen Motiven durchwoben, daß der Mythus mit seinen großartigen Naturschilderungen im Sinne Platos und der christlichen Renaissance zum Träger eines tieferen, ernsten Gehaltes wird. Natürlich muß man sich der Komik entschlagen, mit welcher Travestie und Parodie die Herosgestalt des Herkules so vielfach entstellt und verzerrt haben; man muß sich auf den Standpunkt jenes Humanismus versetzen, der sich bei den romanischen Nationen bis herab auf die Gegenwart erhalten hat. Dieser Humanismus umfängt die antiken Mythen nicht nur mit liebevollem Ernst, sondern faßt sie auch, soweit es ihre Natur mit sich bringt, gern als Allegorien der natürlichen Religion oder der ältesten Überlieferungen auf. Herakles, der griechische Halbgott mit seinem Löwenfell und seiner Keule, ist dem katalanischen Dichter durchaus keine komische Gestalt, an der er sich im griechischen Pensum einst herzlich gelangweilt hat, sondern eine herrliche künstlerische Schöpfung des klassischen Altertums. Er sieht ihn gleichsam mit dem liebevollen plastischen Blick des Bildhauers, der nach einem gewaltigen antiken Torso in den Schranken harmonischer Schönheit ein Bild übermenschlicher Kraft und Größe zu gestalten sucht. In dem Giganten verkörpert sich für ihn aber zugleich die mächtige Naturkraft, welche unter der weisen Leitung der Vorsehung im Kampfe mit Wasser und Feuer das heutige Westeuropa gestaltet. Diese Vorstellung ruft von selbst die Erinnerung an jene Giganten wach, von welchen beim Sintflutsbericht die Heilige Schrift erzählt, und so mischt sich der alte Mythus im Dunkel der Urwelt mit Anklängen an die ältesten Überlieferungen des Menschengeschlechtes. Ein Schimmer der Verklärung fällt so auf die Gestalt des heidnischen Sagenheros. Der Dichter sieht in ihm zugleich den Gründer seines Heimatlandes und der Meeresherrschaft, die demselben zu teil werden soll, — und so begeistert er sich für das Geschopf seiner Phantasie wie für ein wirkliches Wesen. Wem es an Phantasie gebricht, ihm hierin zu folgen, der kann sich allerdings aus seiner Dichtung wenig Genuß versprechen.

Die Epopöe besteht aus einem Prolog, zehn Gesängen und einem Epilog. Prolog und Epilog sind in sechszeiligen, das Hauptgedicht aber in vierzeiligen Strophen abgefaßt. Der Gang ist ungefähr folgender.

Einleitung. An der Küste von Andalusien trifft ein genuesisches Kriegsschiff mit einem venetianischen zusammen. Sie liefern einander ein

Seegefecht, obwohl ein Sturm im Anzug ist. Während der heftigsten Kanonade schlägt der Blitz in die Pulverkammer der Venetianer und sprengt ihr Schiff in die Luft. Durch die Explosion wird auch das Schiff der Genuesen schwer beschädigt und mit in die Tiefe gerissen. Von der gesamten Mannschaft entrinnt nur ein junger Genuese dem Untergang. An ein Stück des Hauptmastes sich klammernd, wird er an ein Vorgebirg der Küste getrieben, wo hoch von den Felsen ein Licht erstrahlt. Ein Einsiedler wohnt dort, der längst den Herrlichkeiten der Welt entsagt. Er hat in dem fürchterlichen Sturm ein Licht vor dem Bilde Marias angezündet. Zu ihr ruft der Schiffbrüchige und gelangt nach hoffnungslosem Kampfe mit den Wogen endlich an eine zugängliche Stelle des Ufers. Der greise Einsiedler nimmt ihn auf, führt ihn zu dem Heiligtum, dessen Herrin ihm das Leben gerettet. Der Jüngling bringt ihr seinen Dank dar, und der Einsiedler führt ihn dann in seine ärmliche Zelle. Längere Zeit verweilt der Gerettete nun hier. Eines Abends starrt er nachdenklich ins Meer hinaus. Der Greis setzt sich zu ihm und erzählt dem Jüngling, dem Europa nicht groß genug war (denn es war Christoph Kolumbus), die folgende Geschichte, zu der im vollen Sonnenglanze das Meer rauscht.

I. Der Brand der Pyrenäen. An der Stelle dieses Meeres blühte einst der Garten der Hesperiden. Der Pic de Teyde auf Teneriffa ist noch ein Stück des ungeheuern Landes, das sich einst westwärts hier ausstreckte. Hier kämpften die Titanen, hier waren glänzende Städte und Reiche, hier herrschte Atlas, der die Wunder des Sternenhimmels durchforschte und in die Geheimnisse seiner Welten drang. Aber in einer Nacht ward Atlantis verschlungen, und nur Spanien ward bei der ungeheuern Katastrophe gerettet. Die verschwundene Atlantis greift jetzt selbst zum Wort und beginnt ihren Untergang zu erzählen, in welchem Herkules als Hauptperson die Handlung beherrscht. Er erscheint in dem Augenblick, da die ganze Kette der Pyrenäen in Flammen steht, der Brand wilde Tiere, Herden und Menschen vor sich hertreibt. Von den Mündungen der Rhone (der sog. Crau), wo eine Schar von Riesen ihn bekämpften, stürmt der Alcide siegreich mitten in die brennenden Pyrenäen hinein, zieht Pyrene, deren Namen das Gebirge tragen sollte, aus dem Flammenmeer heraus, nimmt ihr Testament entgegen und errichtet ihr ein Denkmal. Sie ist der letzte Sprosse aus dem Geschlechte Tubals, der einst ganz Spanien beherrschte. Von dem Riesen Geryon ward sie aus dem väterlichen Erbe vertrieben und lebte als Hirtin in den Pyrenäen. Um sie ganz zu verderben, hatte Geryon diesen Brand entfacht. Sie setzt nun sterbend Herkules zu ihrem Erben ein, übergibt ihm alle Rechte auf Tubals Krone und fordert ihn auf, sie an Geryon zu rächen. Die Wirkungen des gewaltigen Brandes wenden sich für Spanien zum Segen: ein unerschöpflicher Metallreichtum, die bezauberndste Pflanzen-

fülle ergießen sich über Katalonien. Der Alcide aber steigt beim Montjuich zum Meere nieder und erhält auf sein Flehen von Jupiter ein Schiff, um Geryon aufzusuchen.

II. Der Garten der Hesperiden. An der Mündung des Ebro vorbei fährt Herkules nach Valencia und weiter in die Nähe von Gibraltar, wo er ans Land steigt und zu Geryon nach Gades (Cadix) eilt. Geryon legt sich und seine Krone ihm zu Füßen; um ihn aber von seinem Reiche abzulenken, erzählt er ihm von der Königin Hesperis, der Witwe des Atlas, und von ihrem herrlichen Reiche, und wie er nur mit dem schönsten Zweige der Goldorangen (Hesperidenäpfel) bei ihr Zutritt erlangen könne. Herkules durchschaut gar wohl die Schlinge, die ihm Geryon gelegt, wendet sich aber doch dem Reiche Atlantis zu, von dessen wunderbarer Pracht nun eine bezaubernde Schilderung gegeben wird. Mitten in dem ewigen Frühling dieses Paradiesgartens erschaut der Held Hesperis mit ihren sieben Töchtern beim fröhlichen Spiel. Bevor er aber zu ihnen gelangen kann, zischt von dem Baum der Goldorangen ein schrecklicher Drache auf ihn los. Er zermalmt denselben mit einem einzigen Fußtritt. Die Töchter der Hesperis aber stimmen eine wehmütige Klage an; denn Atlas, ihr Vater, habe ihnen gesagt, daß der Tod des Drachen ein Zeichen ihres nahen Unterganges sein würde.

III. Die Atlanten. Die Verlobten der Paradiesestöchter haben sich unterdessen im Tempel Neptuns versammelt. Einer derselben, des gefallenen Engels lebendiges Bild (del ángel caygut imatge viva), teilt den andern seine schreckhaften Ahnungen mit. Er fragt die Genossen, die von weiter herkommen, um Nachrichten. Einer, der von Westen gekommen, meldet, daß ein Meeresarm ihn beinahe verschlungen hätte, die Cordillere von Haiti habe sich in Inseln zerteilt, Bahama sei eine Sandbank geworden. Ein anderer, der von der äußersten Thule zurückgekehrt, sah in einem Nordlicht den Vorboten eines Diluviums:

Vegí á Llevant estendres la boreal aurora,
en flochs vermells y rossos trenats, y brias d'or fí.

Eine furchtbare Verwilderung habe dort die Menschen ergriffen, alle Bande des Blutes seien gelöst:

He vist en la disbauxa noys tendres revolcarse,
los pares traure á vendre llur fill, del avi trist
los nets com d'una cárrega feixuga descartarse,
y un germá del altre béures la sanch! he vist ...

Nicht minder erschreckend lauten die Nachrichten aus Afrika. Nun erfaßt ein Erdbeben den Tempel; ein Blitz schlägt der Statue des Neptun das Haupt ab. Die Atlanten hören den Jammerruf ihrer Bräute, bewaffnen

sich mit den nächsten Bäumen und ziehen zum Kampfe wider Herkules aus. Doch dieser ist allen überlegen. Wie der Tod selbst hält er Ernte. Bei jedem Schlag, zu dem er ausholt, sinkt eine Schar danieder. Atlantis trinkt das Blut seiner Söhne und erzittert von einem Ende zum andern.

IV. Gibraltar eröffnet. In diesem kritischen Augenblick folgt Herkules einer plötzlichen Eingebung, die ihm von oben kommt. Er pflanzt bei Gades das Reis der Goldorangen, das er sich im Garten der Hesperiden gepflückt. Dann schickt er sich an, mit seiner Keule die Felsenkette bei Calpe zu sprengen, welche, noch Europa mit Afrika verbindend, das Mittelmeer vom Weltmeer trennt. Der Gedanke an Hesperis, die er in ihrem Zaubergarten erschaut, hält ihn einen Augenblick gefangen. Da erscheint ihm der Engel der Rache und fordert ihn auf, sein Werk zu vollziehen. Darauf ertönt die Stimme des Allerhöchsten selbst, der über den Undank der Menschheit klagt, die schuldbeladene Atlantis dem Untergange weiht und alle Naturkräfte zur Vollziehung des gerechten Urteils auffordert. Herkules aber wendet sich der untergehenden Welt zu, um Hesperis zu retten.

V. Die Flut (La catarata). Durch die geöffnete Bresche bei Calpe stürmen nun die Wogen des Mittelmeeres über den westlichen Kontinent herein. Das Bild der Zerstörung ist in gewaltigen und ergreifenden Zügen ausgemalt. Herkules dringt bis zu Hesperis vor und bietet ihr Rettung an. Schmerzlich reißt sie sich von ihren Töchtern los und betrauert ihr Unglück.

VI. Hesperis. Die Atlanten ziehen sich vor der Wasserflut auf einen hohen Berg zurück und türmen hier aus Felsblöcken eine Festung auf, um sich zu schirmen. Händeringend trennt sich Hesperis auch von ihnen. Denn bei dem entarteten, blutschänderischen Geschlecht ist selbst in dieser furchtbaren Not ihre Frauenehre nicht mehr sicher. Sie klagt dem Alciden ihr Leid, der ihr zugleich Rettung anbietet und um ihre Hand freit. Nachdem sie eingewilligt, trägt er sie durch die Wogen hinüber nach Gades. Kaum haben aber die Atlanten die Flucht ihrer Mutter mit dem griechischen Helden bemerkt, so schleudern sie derselben Blöcke ihrer Titanenmauern nach und verfolgen sie in grimmiger Wut. Eine Schreckensnacht breitet sich über die ungeheure Wasserwüste aus; nur die vom Blitz getroffene, in Flammen lodernde Titanenstadt erhellt das furchtbare Dunkel. So ist eine Verfolgung möglich, und beinahe werden die Fliehenden von den nachsetzenden Atlanten erreicht.

VII. Chor der griechischen Inseln. Da sich die Meerenge von Gibraltar erweitert, senkt sich das Mittelmeer, und es steigen aus ihm neue Inseln und Kontinente hervor. Im Gegensatze zu den Schauerszenen, die sich an den Küsten von Westeuropa abspielen, wird in sieben chorartigen Liedern die friedliche Naturschönheit des alten Hellas geschildert. Delos, die Cykladen, die Echinaden, Morea, Sizilien, Lesbos und das Tal Tempe sind

in denselben hervorgehoben, und Griechenland feiert in der neuen Weltkatastrophe Herkules, seinen Sohn, als neuen Sieger.

VIII. Der Untergang (L'enfonzament). Von Norden und Süden, Westen und Osten vereinigen sich die Meere über dem untergehenden Festland. Herkules erreicht indessen Gades. Geryon harrt seiner hier und sucht sich, von der Schönheit der geretteten Hesperis bezaubert, derselben zu bemächtigen; aber Herkules überwindet den Verräter. Während Hesperis tief erschüttert von einer Felsenhöhe in ihr untergegangenes Reich hinausstarrt, besiegt ihr neuer Gemahl den Riesen Antäus, die Gorgonen und Amazonen, die Harpyien und Stymphaliden, welche der Dichter sämtlich an die Nordküste Afrikas versetzt.

IX. Der Turm der Titanen. Noch durch eine Bergkette vor der eindringenden Flut geschützt, geraten die Atlanten auf den Verzweiflungsgedanken, den Himmel zu stürmen, türmen Felsen auf Felsen zum riesenhohen Turm. Er nähert sich schon dem Himmelsgewölbe, da zertrümmert der Engel der Zerstörung den übermütigen Bau. Mit ihrem Bau werden jetzt auch die Atlanten vom Meere verschlungen. Der Pic de Teyde auf Teneriffa bezeichnet ihr Grab. Der Rache-Engel steckt sein Schwert in die Scheide und nimmt Abschied von der Erde. „Auf Wiedersehen!" ruft er den andern Kontinenten zu, „wenn ich wieder komme, dann wird ein Meer von Flammen euch bedecken. Fürchtet Gott! Denn der Tag des großen Gerichtes kommt!" Oben im Himmel ertönt dem Allerhöchsten ein Loblied. Der Engel der entschwundenen Atlantis übergibt dem Engel Spaniens die Krone der Weltherrschaft. Aus dem Krater des Teyde hallt dumpf der Klageschrei der gestürzten Titanen, und unter ihren Zuckungen schüttelt ein Erdbeben das nächste Festland.

X. Das neue Hesperien. Hesperis, die am Gestade von Gades entschlummert ist, wacht auf und sieht mit freudigem Erstaunen den Zweig der Goldorangen, den Herkules aus dem Garten der Hesperiden dahin verpflanzt. Der Baum wächst, und bald schimmert in seinem Laube die reine weiße Blüte und die goldene Frucht, bald weben seine Schößlinge einen grünen Mantel weithin über ganz Spanien, und der Garten der Hesperiden lebt neu auf mit seinen zahllosen Blumen und Vögeln, seinem süßen Duft und seiner Farbenpracht. Allein Hesperis kann sich an diese neue Heimat nicht mehr gewöhnen. Ihre Gedanken sind bei den ihr entrissenen Töchtern und ihrem untergegangenen Reiche. Sie wünscht zu sterben, und sie stirbt. Sie wird mit ihren Töchtern unter die Gestirne versetzt — es ist die Gruppe der Plejaden. Spanien hat sie die sanfte Leier hinterlassen, welcher der Grieche die mächtig zitternde goldene Saite hinzufügte.

„Und mag von Kampf sie singen und mag von Lieb' sie seufzen,
Ruft immer noch im Herzen sie Traum und Stürme wach."

Die Söhne des Herkules aber bevölkern das ganze Land, Galicien und Portugal, Katalonien und Andalusien; sie bauen Barcelona, ziehen nach Mallorca hinüber und bauen in Gades dem „unbekannten Gott" ein Heiligtum. Herkules selbst unterrichtet sie in allen Künsten des Krieges und des Friedens, und da er das Ende seiner Tage herannahen fühlt, errichtet er an der Meerenge von Gibraltar zwei Felsen als Säulen und schreibt mit seiner Keule darauf: Non plus ultra!

Schluß. Kolumbus. Der Einsiedler hat seine Geschichte vollendet. Der junge Genuese schweigt und blickt träumerisch ins Meer hinaus. Vor seinen Augen schwebt eine neue Welt. Weit jenseits der Fluten der untergegangenen Atlantis, da weilt jene Braut, nach der ein unwiderstehliches Sehnen ihn hinzieht. Der Einsiedler erzählt ihm nun von den Berichten der Alten und von seltenen Bäumen und kupferfarbenen Leichen, welche das Meer bei der Insel der Blumen ans Land gespült. Der Genuese entschließt sich, das Wunderland aufzusuchen. Er eilt nach dem heimatlichen Genua — und wird abgewiesen. Er eilt nach Lissabon und findet dieselbe Zurückweisung. Doch Isabella von Spanien nimmt sich seiner an. Die opfert ihren königlichen Schmuck, um ihm ein Schiff zu geben. Von seinem Felsen aus sieht ihn der Einsiedler hinaussegeln; er sieht den Engel Spaniens seine Fittiche weit ausbreiten über die Welt, er sieht in einer neuen Welt das Kreuz sich erheben und unter seinem Schatten die Weisheit neu aufblühen, und er ruft dem Scheidenden nach:

¡Vola, Colon . . . ara jo puch morir!
Fliege hin, Kolumbus — jetzt mag ich ruhig sterben!

Das ist in einigen Hauptumrissen der Inhalt der Dichtung. Es wäre leicht, zahlreiche Stellen aus ihr hervorzuheben, welche durch glänzende Schilderung, lyrischen Schwung, kühne poetische Erfindung besondere Beachtung verdienen. Der eigentliche Charakter der Dichtung mit ihren Vorzügen und Schwächen, ihren antiken Gestalten und ihren tiefchristlichen Gedanken könnte dabei aber nur ungenügend hervortreten. Wir ziehen es daher vor, einen ganzen Gesang in möglichst treuer Übersetzung mitzuteilen, der zugleich alle Hauptelemente der Dichtung widerspiegelt und den entscheidenden religiösen Grundgedanken, den Schlüssel der ganzen Fiktion, enthält. Es ist der vierte Gesang. Man muß sich dabei nach Gibraltar versetzen, wo noch keine Straße die zwei Meere verbindet. Herkules hält hier auf seiner Flucht aus dem Garten der Hesperiden und trägt in seiner Hand den Zweig der Goldorangen, den er dort gepflückt.

3. Gibraltar eröffnet. (Vierter Gesang der Atlantis.)

Doch auf die Stirn des Helden senkt sich aus Himmelshöh'n
Ein zündender Gedanke unsterblich hehr und schön,
Wie unterm Spiel der Vögel vom schönsten Blütenzweig
Schwebt nieder eine Blume, des Himmels Sternen gleich.

Durch einen Wald von Feinden, nicht achtend Faust noch Speer,
Zieht er mit seiner Keule verheerungdrohend her;
Er schreitet über Flüsse, vor keinem Berg er weicht,
Bis er die weiten Eb'nen von Gades hat erreicht.

Da hält er an dem Ufer in hoher Palmen Kreis
Und pflanzt der Goldorangen noch lieblich zartes Reis
Und spricht: „Es mög' dich pflegen treu eine rein're Hand;
Mich rufen andre Taten hinweg von diesem Strand."

Und scheidend küßt die Sonne der Felsenzinnen Wall,
Die bald das Meer soll stürzen herab in jähem Fall;
Gleich einer Totenlampe ihr Schimmer flackernd ringt
An einer Riesenleiche, die man zum Sarge bringt.

Noch klaffte zwischen Spanien und Libyen kein Kanal,
Zyklopenmauern hoben sich dort zum Felsensaal;
Zu Ceuta und Gibraltar steht noch ihr letzter Rest
Gewaltig überm Meere, ein stolzes Adlernest.

Es staun die Felsenzinnen des Mittelmeeres Flut,
Die hin zum Weltmeer strebend sich bäumt und nimmer ruht,
Des Ufers Riffe peitschend aufheulet wuterfüllt,
Wie grimmig nach der Löwin der Wüstenkönig brüllt.

Dies Felsenschloß war Calpe, den Pyrenäen gleich
In wilden Zacken ragend hoch in der Wolken Reich;
Und hätten sich gleich Bienen, gelockt von Duft und Licht,
Getürmt darauf die Alpen, sie ragten höher nicht.

Doch abends, steht's geschrieben, wird brechen Damm und Deich,
Das Meer die Frevel tilgen in der Atlantis Reich —
Und morgens wird die Schwalbe rundkreisend nicht erschaun
Ein Dach, ein Fleckchen Landes, um sich ihr Nest zu baun.

Gleich Masten eines Wrackes — den Rumpf die See verschlang —
Erbeben deine Felsen beim Sonnenuntergang,
Und schweres Unheil ahnend, das naht mit raschem Schritt,
Erzittern gleich den Bergen die weiten Eb'nen mit.

Du nur ruhst schlummertrunken, des Westens Königin,
Siehst nicht den Abgrund lauern auf deines Falls Beginn,
Siehst nicht das Schwert von Feuer, das schon am Himmel steht!
Sink auf die Knie' und bete! — Doch ach! es ist zu spät.

Die Stunde hat geschlagen. Ob Calpes steilem Firn
Blitzt auf des Rächers Keule und zielt nach seiner Stirn
Und sauset durch den Himmel wie ein Komet blutrot,
Ergießend Pest und Hunger, Qual, Tränen, Todesnot.

Die Menschen taumelnd sinken; des Berges Wurzel knarrt,
Die Welt gepreßten Odems das Schrecklichste erharrt;
Zersprengt die Sierra zeiget der Sonn' ihr Eingeweid',
Die Sonne birgt in Wolken ihr banges Herzeleid.

Nun holt zum Schlag noch einmal der Held gewaltig aus,
Den lichten Freudengarten zu ſtürzen in Todesgraus:
Da ſchwebt's um ihn wie zarter, wie milder Tauben Flug,
Erinnerung der Liebe, die er Heſperis trug.

Der Königin ſeines Herzens er trauernd nun gedenkt;
Doch fruchtlos er die Keule im Fallen ſeitwärts lenkt.
Sie ſtürzt, die Luft entzündend, zum Damm hernieder ſchwer,
Die Eiſenpforten öffnen ſich weit und breit dem Meer.

In hochgetürmten Wogen verſchwinden die Felſenreih'n,
Atlantis' weite Fluren, ſie ſinken berſtend ein.
Die Sterne droben glauben die Erde zermalmt vom Blitz,
Die Erde glaubt die Geſtirne geſchleudert aus ihrem Sitz.

Der Heros ſelber taumelt als wie im Fieberwahn,
Da ſieht auf Rieſenſchwingen er einen Engel nahn,
Wie keinen Hellas' Leier zum Liede je beſang,
Wie keiner zur Sibylle nach Delphi jemals drang.

Wie Bergeslohe funkelt ſein Auge zornerfüllt,
Und Wolkennacht und Grauſen und Sturm ihn rings umhüllt,
Ein Kranz von Blitzesfunken umzüngelt Haupt und Blick,
Des Donners Schreckensſtimme iſt ſeinem Ohr Muſik.

Hoch ſchwingt er in den Lüften das breite Flammenſchwert,
Das einſt am jüngſten Tage durchs Mark der Erde fährt,
Und läßt, zum Schlage ſtemmend die Füße dort und hier,
Die Klinge niederſauſen aufs rieſige Opfertier.

Von Gottes Zorn geſchmiedet, fällt ſie in Sturmesweh'n,
Wie einſt die Feuerſäulen hoch von den Pyrenä'n.
Wie einſt Europa faßt ſie Atlantis ſchreckensbleich:
Entblöße Hals und Schulter! — Beug dich, zum Todesſtreich

Wie einſtens die Poſaune im Todeskampf die Welt
Wird rufen vor des Schöpfers furchtbares Richterzelt,
Wie Donnerklang von Heeren, die ſtürmen dahin voll Wut,
Dröhnt ſeine mächt'ge Stimme hin durch des Äthers Glut:

„Atlanten! Ihr müßt ſterben. Der Boden, der euch hegt,
Wird als ein leckes Fahrzeug vom Sturm hinweggefegt.
Fort! Willſt du nicht verſinken, Geſchlecht voll ſtolzem Wahn?
Fort! Berge, Königreiche! Das Meer hat freie Bahn.

„In ſeine Eingeweide ſchreib' ich das Urtel euch,
Die ihr euch ewig glaubtet, dem Herrn des Weltalls gleich.
Ihr Frau'n, laßt ab vom Scherzen, ihr Männer, von Kampfeswut!
Zum Himmel, reine Engel! Zur Hölle, Götzenbrut!

„Alcide, deine Keule ſoll graben ihre Gruft.
Der Welten Totengräber, ich bin es, der dich ruft.
Dein Herz zu ſchonen, tilg' ich von meinem Urtelsſpruch
Den Namen deiner Geliebten und löſe ſie vom Fluch.

„Du rissest von Europa Afrikas Küsten los;
Ich trenne alle beide von der Atlantis Schoß
Und werf' die Mißgestalte dem Gott, den sie erkor,
Mit Kind und Enkelkindern, den Wogen zur Beute vor.

„Doch horch! Sie zu begraben, schon gähnt der Erde Schlund,
Schon rollen die Bergeszinnen hernieder zum tiefsten Grund;
Gern oder ungern muß sie, kopfüber festgepreßt,
Den Kelch des Zornes leeren zum letzten bittern Rest.

„Wir stehen in der Tenne nicht einzig schlagbereit,
Der Samum reckt die Schwingen zum Kampfe riesenweit,
Der Sturm der Tagesgleiche zieht wirbelnd auch einher,
Die Meereswogen peitschen ergrimmt ein zweites Meer.

„Von Süd, von Ost, von Westen sie rasen in grimmigem Tanz,
Mit riesigem Kaimansrachen zerreißen ihr Opfer sie ganz,
Und jeder mit heiserer Stimme grinst noch empor zu mir:
Des Weltalls letzte Trümmer verschläng' ich mit Begier!

„Von beiden Polen drängen die Wolken mit Gewalt
Gen Aufgang und gen Abend in dunkler Schreckgestalt.
In wirrem, wildem Gemenge türmen sie wechselnd sich auf,
Und meine Flammengeißel treibt sie zu hast'gem Lauf.

„Hörst prasseln du die Lohe hoch in dem Wolkenturm?
Ein Knäuel ist's von Blitzen, sie sausen im Wirbelsturm!
Hörst prasseln du's von unten? Der Schlund der Hölle klafft,
Der mit Harpy'n und Furien sich seine Beute rafft!

„Hörst du ihr Flügelrauschen, ihr krächzendes Geschrei?
Sie stürzen auf ihr Opfer in eklem Schwarm herbei,
Und heiser kreischt der Abgrund: Wirf mir den Bissen Brot
Herunter, zu verlängern den ew'gen Hungertod!

„Komm schnell! Es drängt die Stunde. Und steige, hast du Mut,
Nach Calpe hin und springe kühn über die Meeresflut,
Und reiße aus den Wassern Hesperis rings umdrängt!
Ich tue, was der Richter, der schreckliche, verhängt." —

Und dumpfes Donnergrollen hält ein im jähen Fall
Die Felsen wie die Fluten. Bei seinem Widerhall
Erzittern die Gestirne, als naht' ihr Untergang.
Die Stimme des Herrn ertönet in wundersamem Klang:

„Zum Herzen meiner Schöpfung hab' ich die Erde bestellt.
‚Kränzt sie mit Licht und Freude', sprach ich zur staunenden Welt.
‚Wiegt sie', sagt' ich den Engeln, ‚mit süßem Liederton;
Der Mensch, der dort soll wohnen, ist meiner Liebe Kron'.'

„Für ihn erbaut' und wölbt' ich des Himmelsdomes Pracht,
Ich gab ihm die Sonne zur Leuchte, die Engel zu Dienst und Wacht —
Und er tritt mir entgegen und macht in frevlem Spott
Den Staub zu seinen Füßen zu seines Herzens Gott!

„Er gegen mich! das Wesen, das ich zumeist geliebt,
Das meiner Schönheit Fülle sollt' spiegeln ungetrübt,
Wie Sterne widerblinken im blauen Meergefild,
Wie in des Sohnes Augen ein König schaut sein Bild.

„Es singen Sterne und Sonnen mir ewig in seligem Traum
Das hohe Lied der Liebe hin durch den Weltenraum.
Warum muß die dämmernde Erde, dies winzige Atom,
Zerstören den herrlichen Einklang, hemmen den goldenen Strom? —

„Ich hab' verschmolzen die Länder, geteilt vom Meereskreis,
Daß alle Zungen sich einten in meinem Lob und Preis;
Und nun zwingt mich die Sünde, o Schmerz! zu lösen das Band;
Wie hab' ich es verschuldet, daß ich nur Undank fand? —

„Was speit ihr mir ins Antlitz den Staub, aus dem ihr seid?
Was lohnt ihr meine Liebe mit Haß und Herzeleid?
Der Sintflut Schreckensspuren sind noch verschwunden nicht,
Und schon ruft mich Atlantis zu neuem Strafgericht.

„Wie meine heil'ge Satzung, verächtlich, schnöd' entstellt,
Aus ihrem Herz sie tilgte, tilg' ich sie aus der Welt.
Kein Zeichen der Nachwelt meldet, kein Stein noch so gering,
Wo der Atlanten Weltreich gethront und -- unterging.

„Spreng deine Dünenwälle, gewalt'ger Ozean!
Brich, Feuer, unterm Meere vernichtend dir die Bahn!
Fahrt, schwarze Wolken, nieder gleich Wölfen witternd Blut!
Treib sie, mein Rache-Engel, und sätt'ge ihre Wut!

„Den stolzen Siegeswagen zerschmett're ohne Wahl!
Daß keiner mehr draus trinke, zerbrich den Giftpokal!
Den Stammbaum der Geschichte zertrümm're mit dem Beil!
Zerstreu das Volk, zersplitt're des Landes letzten Teil!

„Die Trümmer will ich schonen. Einst bringen sie zurück
Hesperis' ferne Enkel zu meiner Liebe Glück,
Wie wilde Rinder endlich der Landmann bändigt doch
Und sie getrennt und älter spannt an sein friedlich Joch!" —

— So sprach der Herr. Umfunkelt von vieler Sonnen Licht,
Gleich fernem Blitz erstrahlte sein hehres Angesicht.
Es flammt' in Glut der Himmel. Starr der Alcide stund,
Ein Baum, vom Wetterstrahle durchzuckt bis in den Grund.

Doch aus dem Aug' des Höchsten ein Funke ihn durchdringt,
Mit Kraft und Mut und Leben die Seele neu beschwingt.
Und ruhig steigt er nieder ins Chaos einer Welt,
Die ringend im Todeskampfe sich aufbäumt, ächzt und fällt.

4. In diesen Strophen pulsiert Leben, Kraft, eine gewaltige Begeisterung, wirkliche Poesie. Wendet man sich von diesem ersten Eindruck einer

nüchternen Analyse zu, so wird man allerdings Stoff zu allerlei kunstrichterlichen Bedenken finden. In dem ganzen Gesang schreitet die Handlung nur unmerklich fort. Es braucht dann noch vier volle Gesänge, bis das bei Gibraltar ausströmende Mittelmeer endlich das ganze Reich Atlantis verschlungen hat. Die Tätigkeit des Herkules beschränkt sich in dieser ganzen Zeit darauf, Hesperis zu retten, gegen Geryon zu verteidigen und diesen zu vernichten. Dabei sind Herkules selbst, Hesperis und Geryon nicht genügend individualisiert, um ein lebhaftes, gespanntes Interesse einzuflößen. Außer diesen beiden stehen dem Alciden aber keine benannten, klar gezeichneten Persönlichkeiten gegenüber, nur die namenlosen Hesperiden und die tumultuarischen Scharen der Atlanten. Wenn man dennoch von dem Dichter mit fortgerissen wird, so ist das aber wohl nicht bloß dem Reichtum seiner Bilder, dem Wohllaut seiner Sprache und dem Schwung seiner Phantasie zuzuschreiben, sondern wesentlich auch dem Umstand, daß er durch die gewaltige Zeichnung seiner Genien und Engel, durch die großartige Auffassung des urweltlichen Riesengeschlechts, durch die kräftige Schilderung der Naturgewalten und ihrer zerstörenden Tätigkeit gewissermaßen ein sichtbares und greifbares Bild jener urweltlichen Katastrophe zu gestalten wußte. Ein solches Bild konnte aber nicht die helle, klare Deutlichkeit und Schärfe eines späteren historischen Ereignisses der Menschengeschichte besitzen. Die bewegenden Kräfte ragen über alles menschliche Maß hinaus, und über ihrem Kampfe ruht das geheimnisvolle Dunkel der ältesten Sage. Nur einer kühnen Phantastik ist es möglich, das an sich Unfaßbare durch Häufung der gewaltigsten Erscheinungen der Phantasie einigermaßen näher zu bringen und dadurch den Eindruck des wirklich Erhabenen hervorzurufen. In welchen Grenzen sich nun aber hier der Dichter halten soll, wird schwer zu bestimmen sein. Was ihm selbst in seiner poetischen Begeisterung als natürliches Element seiner Vision erscheinen mag, wird dem nüchternen Kritiker vielleicht schon als Überladung vorkommen. In einer Zeit, wo vielfach der flachste Realismus die Geister beherrscht und die ekelhafteste Prosa des Lebens für Poesie genommen wird, ist es wahrhaft erfreulich, einmal wieder einem solchen Erzeugnis kühner, idealer, jugendkräftiger Phantasie zu begegnen.

Aus der Atlantissage des Plato ist hier eine durchaus eigenartige, reiche Dichtung emporgeblüht, zu der man vergeblich eine Vorlage oder Analogie suchen wird. Sie ist neu in Idee und Durchführung. Manche Einreden verstummen von selbst, wenn man ins Auge faßt, daß es dem Dichter durchaus nicht darum zu tun war, einen urweltlichen Liebesroman zwischen Herkules und Hesperis zu dichten. Die Rettung der Hesperis durch Herkules und ihre Vermählung war für ihn nur ein poetischer Faden, um den Untergang der Atlantis mit der Urgeschichte Spaniens zu verbinden und so der Sage lokale und nationale Bedeutung zu geben. Es entsteht dadurch durchaus

kein Zwiespalt im Charakter des Herkules, wohl aber tritt durch diese Liebe ein milderndes und versöhnendes Element in das furchtbare, erschütternde Gesamtbild. Die Sittenverwilderung, welche den Untergang des ganzen Reiches herbeiführt, ist in einzelnen markigen Zügen, aber mit zartem Schicklichkeitsgefühl und schonendem Takte gezeichnet, so daß das furchtbare Gottesgericht genügend motiviert ist. Bei diesem aber verweilt der Dichter mit ernstem, tief ergriffenem, religiösem Sinn. Seine Seele ist nicht nur mit den Worten und Bildern der alttestamentlichen Propheten vertraut, sondern von ihrer tiefen Ehrfurcht für die Allmacht, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes erfüllt. Diese Grundstimmung beherrscht weihevoll die ganze Dichtung und gibt ihr einen bleibenden Gehalt. Doch ist Verdaguer weit von jenem Predigerton entfernt, durch den die deutschen Patriarchendichter des 18. Jahrhunderts diese erhabenen Stoffe in Mißkredit gebracht haben. Er ist und bleibt Dichter. Er moralisiert nicht, sondern legt die Moral in seinen Gegenstand und dessen künstlerische Behandlung. Stark lyrisch angehaucht, nähern sich die einzelnen Gesänge weit mehr einem mittelalterlichen Romanzenkranz als einer altklassischen Epopöe. An diese gemahnen eigentlich nur die mythologischen Gestalten, die übrigens ihr spezifisch heidnisches Gepräge durch die gesamte Auffassung verloren haben. Der Rahmen vollends, in welchen das urweltliche Schreckensgemälde eingefaßt ist, nämlich die Rettung und der Weltberuf des Kolumbus, rückt alles in den modernen Ideenkreis und mußte in Spanien notwendig große Begeisterung wachrufen.

Der Seekampf der Genuesen und Venetianer, der Sturm, die Rettung des Kolumbus, die Erzählung des Einsiedlers, der Gedanke des Kolumbus an Weltentdeckung und Welteroberung, seine Bewerbungen in Genua und Portugal, seine Ausrüstung durch Königin Isabella und endlich seine Ausfahrt sind im lebendigsten, reichsten Balladenstil ausgeführt. Besonders der Traum der Königin Isabella ist von hoher Schönheit. In diesen künstlerischen Rahmen aber gliedert sich die Hauptdichtung ungemein natürlich ein, und der Charakter derselben stimmt ganz zu der Zeit, in welche sie verlegt wird. Die glanzvollen Schilderungen der brennenden Pyrenäen, des Hesperidengartens, der verheerenden Flut, der griechischen Inseln, des völligen Untergangs der Atlantis sind nicht rein beschreibende, malerische Schaustücke, sondern durchaus künstlerisch mit der Handlung verflochten und in fortschreitender Bewegung, mit dramatischer Lebendigkeit vorgeführt. Mehr als einmal ist die gewöhnliche Strophe verlassen und mit andern Versmaßen vertauscht; so, wo Herkules um die Hand der Hesperis wirbt, so in der Schilderung der griechischen Inseln, so in der Ballade von Mallorca, welche einen der Herakliden zur Besiedelung der Insel lockt. Eintönigkeit ist dadurch glücklich vermieden, während die Einheit des Ganzen in der Gestalt des Herkules unverbrüchlich gewahrt bleibt. In ihm betritt gleichsam ein

Anfang hellenischer Kultur den Boden der pyrenäischen Halbinsel, entreißt dieselbe der Tyrannenherrschaft barbarischer Naturgewalten, rettet sie aus einer Katastrophe, welche den größeren Teil der westlichen Welt im Meere begräbt, und errichtet in den Säulen des Herkules ein Wahrzeichen der neuen iberischen Herrschaft. Gerade das Non plus ultra aber, das der griechische Stammherr Spaniens in seine Säulen gräbt, lockt den kühnen Genuesen, eine neue Atlantis aufzusuchen und dem alten Iberien eine neue Welt zu erobern.

Groß gedacht und wahrhaft großartig ausgeführt, wird Verdaguers „Atlantis" darum für immer ein Markstein in der neueren Literatur der Katalanen bleiben.

Die geistlichen Dichtungen Verdaguers[1].

Neben der Abfassung der „Atlantis" liefen manche kleinere Dichtungen her, vorwiegend lyrischen Inhalts. Nachdem das große Werk vollendet war und eine ganz unerwartet günstige Aufnahme gefunden hatte, wandte der Dichter seine Sorgfalt auch diesen kleineren Erzeugnissen zu, feilte und verbesserte daran, vermehrte die Zahl derselben, schied weniger Bedeutendes und Gelungenes aus und ließ der „Atlantis" ungefähr nach Jahresfrist (1879) eine kleine Sammlung unter dem Titel folgen: Idilis y Cants mistichs (Mystische Idyllen und Lieder).

Im Jahre 1880 veröffentlichte Verdaguer dann eine andere kleine Sammlung: „Lieder vom Montserrat", die von D. Luis Ginestá in Musik gesetzt wurden, und „Die Legende vom Montserrat", welche bei Gelegenheit der Millenialfeier des berühmten Wallfahrtsortes in einem poetischen Wettkampf den Siegespreis — die goldene und silberne Zither — davontrug; die siebte Zentenarfeier des hl. Franziskus von Assisi 1882 veranlaßte den Sänger des Montserrat, diesen Heiligen in einem Romanzenkranz (Salteri Francisca) zu besingen; 1885 erschien die Gedichtsammlung „Caritat", 1888 eine andere unter dem Titel „Patria", 1886 „Canigó", eine Legende aus den Pyrenäen, 1887 eine größere Dichtung: „Der Traum des hl. Johannes", Leo XIII. zu dessen Priesterjubiläum gewidmet, und endlich 1890 „Nazareth", 1891 „Bethlehem", zwei Kränze von Liedern über die Kindheit Jesu.

Man sieht schon hieraus, daß der priesterliche Sänger, dessen tiefreligiöse Gesinnung auch aus der „Atlantis" hervorleuchtet, sich nunmehr auf das ihm eigenste Gebiet, das religiöse, zurückzog.

So klein und unscheinbar aber auch die erste Sammlung ausfiel, erkannte die Kritik doch bald ihren inneren Wert, und der spanische Historiker Menendez Pelayo fühlte sich sogar gedrängt, dieselben höchst ehrenvoll in der

[1] Stimmen aus Maria-Laach XL (1891) 427 ff.

Rede zu erwähnen, welche er bei seiner Aufnahme in die königlich spanische Akademie hielt.

„Aus leicht begreiflichen Gründen", sagte er, „habe ich nicht von den wenigen mystischen Dichtern des gegenwärtigen Jahrhunderts gesprochen. Es sei mir indes, wenn auch nur in Form einer kurzen Bemerkung, verstattet, aus Gerechtigkeitsgefühl, nicht aus Freundschaft, eine Ausnahme zu machen zu Gunsten der kostbaren Sammlung ‚Mystische Idyllen und Lieder' des Herrn Jacinto Verdaguer, welche der katalanischen Literatur zu hohem Ruhme gereichen und, nach meinem Dafürhalten, sein so berühmtes Gedicht ‚Atlantis' übertreffen. Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß ein beliebiger Dichter unserer großen Blüteperiode es nicht unter seiner Würde halten dürfte, seinen Namen unter irgend ein Stück dieses Bandes zu setzen: so mächtig ist die christliche Begeisterung, so auserlesen die Feinheit der Form und der Ideen, die darin hervorleuchten."

Dieses Lob ist wohl verdient. Das Büchlein ist wie ein lieblicher Wonnegarten, in welchem uns die reinsten und holdesten Bilder der Natur umgeben. Die Sterne, diese Blumen des Himmels, blicken freundlich herab zu den Blumen, diesen Sternen der Erde. Palmen beschatten die wunderbare Blütenpracht, und aus dem Grün des Orangenbaumes tönt uns der Schlag der Nachtigall entgegen. Engel schweben durch die duftigen Blumengefilde und einen ihr süßes Loblied mit dem tausendstimmigen Lobgesang der Natur. In diesem seligen Gefilde der Liebe wandeln sich alle Dornen in Rosen, und das Kreuz wird zum wunderbaren Paradiesesbaum, dessen Hauch die kranke Seele gesund macht. Da findet das verirrte Schäflein seinen Hirten, Magdalena den Auferstandenen, der Wanderer nach langer, beschwerlicher Weltfahrt seine Seligkeit. Im Schatten des verklärten Kreuzesbaumes hält die Seele trautes Zwiegespräch mit ihrem Heiland und Erlöser, schöpft neuen Mut, stählt sich zur heldenmütigen Nachfolge des Gekreuzigten. Klänge aus dem Hohenlied ertönen, geweiht und vergeistigt durch die Geheimnisse des Kreuzes, ein Brautlied der Opferliebe, die in Schmerz und Leid alles für den Geliebten dahingibt, aber auch ein Brautlied der triumphierenden Liebe, welche den Menschen für ewig beseligend in Gott versenkt.

Dann verschwindet wieder die bezaubernde Vision in ahnungsvolle Ferne. Der Erdenpilger wird sich seines Loses bewußt, und sehnsüchtig blickt er empor zu dem Sternenhimmel, der wie ein Schleier sein einstiges Glück verhüllt.

An die Sterne. (Als estels.)

Heu quam sordet tellus, cum coelum aspicio!
(Sanct Ignaci.)

Nie welke Blumen! Spür' ich eure Düfte,
Ist mir der Erde Garten freudenleer,
Schwing' ich mich auf in eure hellen Lüfte,
Ist alles hier mir Nacht und trüb und schwer.

Wie herrlich seid ihr, wenn im Morgenschimmer
Euch Rosenhauch und Himmelsblau umkränzt!
Und löst die Sonne sich im letzten Flimmer,
Ein Perlentau vom Abendhimmel glänzt.

Ein Riesenstrom scheint dann des Himmels Bogen,
Der über weite Welten mächtig fließt,
Ihr Gold- und Silbersand, der aus der Wogen
Meertiefem Grunde blitzend Licht ergießt.

Festkerzen seid ihr, die uns leuchtend prangen
Am Pfade des Triumphs, der uns bereit,
Freundliche Lampen, von Gott aufgehangen,
Zu leiten unsern Flug zur Seligkeit.

Tief unter mir werd' ich euch einst erblicken,
O Sterne, wie jetzt dieser Blumen Zier,
Und ihnen gleich träum' ich dann voll Entzücken,
Und Lied und Liebe wird zum Leben mir.

Wie Vöglein, die ans moos'ge Nest gewöhnet,
Sing' jubelnd ich denselben Freudenlaut,
Und süßer noch die goldne Leier tönet,
Die holde Engelhand mir anvertraut.

O, mit der Mutter jubeln dort und singen
Schon meine jüngsten Brüder traut und schön.
Den Vater treff' ich, und die Freunde dringen
Rasch alle, alle zu den lichten Höh'n.

Dort darf mein Herz sein trautes Nest sich bauen,
Bei Jesus selber, meiner Liebe Stern,
Und seine, meine Mutter werd' ich schauen — —
Ach, wär' ich dort, was tu' ich hier noch fern!

Weh! Wolken türmen rings sich, trüb und trüber.
Wie trostlos eng kommt mir mein Kerker vor!
Und schau' ich in die sel'gen Höh'n hinüber,
Unmöglich scheint's, zu klimmen dort empor!

Gib, Liebe, Flügel mir, hinaufzuschweben
Gleich einer Taube, sehnend himmelwärts,
Und ew'ge Rast zu finden für mein Leben
In des Erlösers lieberfülltem Herz!

In Strömen fließt mir dann der Liebe Bronnen,
Von dem ein Tröpflein schon mein Sehnen stillt;
Dann werd' ich singen erst voll Liebeswonnen,
Indessen hier mein Lied nur trauernd quillt.

O Liebessehnsucht, laß mich segelnd fliegen
Durch jenen Ozean von Glorienschein,
Mich sanft auf seinen Strahlenwellen wiegen,
Laß seinen süßen Duft mich atmen ein!

O Blumen in des Lammes heil'gem Garten,
Ob auch für mich bald euer Lenz erscheint?
Ihr Engel, sagt, muß ich noch lange warten,
Bis reiner sich mein Lied dem euern eint?

Ward ich zum Flug noch lauter nicht befunden?
Und weine büßend doch bei Tag und Nacht,
Und ist um mich entblättert längst entschwunden
Im Grabesschoß so vieler Rosen Pracht!

Rosen des Himmels! Ach, mit euch zu singen,
Ist noch die Zeit gekommen nicht für mich.
Nur trauernd kann mein Auge zu euch dringen
Aus weiter Fern' und füllt mit Tränen sich.

Diese Sehnsucht nach dem Himmel, ein Grundakkord aller christlich-religiösen Lyrik, kehrt in mannigfachen, ebenso tief empfundenen Variationen wieder, so in dem längeren Gedicht Anyoransa del Cel (Verlangen nach dem Himmel), in den Oden A mon Deu (An meinen Gott), Volada de l'anima (Flug der Seele), Anyoransa (Verlangen) u. a.

Der Dichter gibt sich aber nicht in vermessener Überhebung einem schwelgerischen Traum einstiger Seligkeit hin, noch begnügt er sich, in unfruchtbarem Sehnen um das verlorene Paradies zu klagen; in inniger, kindlicher Andacht betrachtet er die Geheimnisse der Sünde, der Erlösung, des Kreuzes. Mit wunderbarer Innigkeit umschreibt er den Ruf des Erlösers: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken" (Jesus als pecadors), und die Antwort des reuigen Sünders spiegelt den tiefsten, wahrsten Reueschmerz (Lo pecador á Jesus):

Saboreje Joan vostres abrassos;
jo, com la Magdalena pecador,
que m' he esmunyit dels amorosos brassos,
á vostres plantes vull morir d'amor.

Andere Lieder verweilen mit tiefer Andacht bei dem Kreuze des Herrn, bei seinen fünf Wunden, bei seinem Erlösungstod; wieder andere bei der Auferstehung und dem Triumphe über Tod und Hölle. Großartig faßt ein Gedicht: „Wer ist wie Gott?" (der katholischen Jugend von Barcelona gewidmet) die Majestät Gottes auf, wie sie sich in der Schöpfung der Welt, in den Strafgerichten des Alten Bundes, in der Ordnung und Schönheit des Weltgebäudes, im Himmel und auf Erden spiegelt, so daß der Ruf der entarteten Menschheit: „Krieg gegen Gott!" als namenloser Aberwitz und Greuel erscheint.

Dem Wort „Idyll" auf dem Titel der Sammlung entsprechen zumeist jene Stücke, welche sich in schlichter, beschaulicher Einfalt mit dem Geheimnisse der Kindheit Jesu befassen. Eines derselben mag als Probe hier seinen Platz finden:

Die Flucht nach Ägypten.

Als gen Ägypten Maria floh,
Zog mit der Engelein Schar;
Die einen ebnen den steinigen Weg,
Die andern ihn zieren mit Grün,
Die dritten streuen Blumen darauf,
Doch die Mutter benetzt ihn mit Tränentau,
Daß seinen Gott das Volk bedroht,
Das er vor allen geliebt.
Still zieht vor ihr Sankt Joseph her
Mit dem blühenden Lilienzweig
Und wechselt, daß sie rasten mag,
Mit der Jungfrau die süße Last.
Den Engelein ist das nicht gewährt,
Doch sie weben ein goldenes Zelt,
Daß nicht der Wüste Sonnenbrand
Das Himmelskind berührt.
Und wie sie kommen zum mächtigen Nil,
Da rüsten sie ihm ein Boot,
Sie breiten als Ruder die Arme weit,
Als Segel die Schwingen aus,
Die Lotosblume erschließt ihr Aug',
Das Jesuskind zu schaun;
Der heilige Ibis, aufgescheucht,
Zu den Pyramiden flieht,
Zu künden den Göttern den nahen Fall,
Zu künden den Göttern den Untergang.
Indes sie fahren über den Nil,
Die Abendsonne sinkt;
Am Ufer einen Palmenbaum,
Den wählen sie zur Rast;
Der senkt herab die Fächer weit
Und wölbt sich zum schirmenden Dach,
Wie ein weites, schönes, grünes Zelt,
Da läßt sich sicher ruhn.
Und durchs Gezweige der Englein Schar
Schwebt singend hin und her,
Und Geigen tönen und Zitherklang
In trauter Harmonie
Und lullen das Kindlein in süßen Schlaf;
Doch die Mutter schlummert nicht:
„Singet ihr Englein, singt und spielt,
Und flieget von Zweig zu Zweig.
Auf meinem Schoß das liebe Kind
Im Schlummer träumt und weint.
Es träumt zu schauen auf einem Berg
Errichtet ein hohes Kreuz.
O singet ihr Englein, singt und spielt,

Bis uns der Morgen graut."
Und die Jungfrau wieget und wieget,
Die Engelein singen und singen,
Und gar so lieblich ist das Lied,
Noch trauter die Melodie.

Besänft'ge, Nachtigall, den Schlag, den vollen!
Dies Kind ist Gott. O wecke es nicht auf!
Laß stiller, Bächlein, deine Wellen rollen!
Sei ruhig, Wind, und zügle deinen Lauf!
Schlummre und träume, Marias Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Mit süßem Duft die Rosen für dich blühen,
Die Töchter Sions seufzen auf nach dir;
Denn öffnest du die Wimpern, wird erglühen
Ihr Morgenlicht, des schönsten Tages Zier.
Schlummre und träume, Marias Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Die Götzen zittern. Ihre Weihelieder
Verstummen nun. Die Stunde ist nicht fern.
Der Himmel steigt mit dir zur Erde nieder.
In dir erstrahlet Jakobs Freudenstern.
Schlummre und träume, Marias Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Gleich Moyses steigst du aus des Niles Wellen,
Und eine Königsbraut im Arm dich hält,
Ägypten wird zum Herrscher dich bestellen,
Rom reicht das Zepter dir der ganzen Welt.
Schlummre und träume, Marias Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Das klingt wie ein Nachhall aus einem mittelalterlichen Marienleben, etwas modern angehaucht und mit mehr künstlerischer Feinheit ausgeführt, aber unbeschadet des herzlichen, kindlich frommen Grundtons. Das Gedicht entspricht in dieser Hinsicht einer gar lieblichen Komposition des Düsseldorfer Malers Müller, welche denselben Stoff behandelt, nur daß das Jesuskind hier nicht schlummert, sondern freudig der Musik des Engels lauscht.

Aus der Heiligenlegende hat Verdaguer in jener ersten Sammlung verhältnismäßig wenige Stoffe ausgewählt, und zwar nur von mehr lyrisch-idyllischem, als epischem Charakter. Es sind geistliche Minnelieder, in den Mund oder in den Charakter der betreffenden Heiligen gelegt. So die „Mystische Verlobung der hl. Katharina", das Martyrium der „Hl. Cäcilia", ein Zwiegespräch zwischen „Jesus und St Gertrud", der „Tod des hl. Franziskus von Assisi", der „Tod der hl. Gertrud". Sie atmen alle eine engelgleiche Zartheit, die an die Bilder des Fra Angelico erinnert. Der „goldenen Legende" ist die folgende Szene aus dem Leben des sel. Gottfried entnommen:

Süßer Besuch.

In der Klosterkirche Chor,
Singt Gofredo mit den Mönchen,
Singt die Mette um die Stunde,
Da die Nachtigall sie singt.
Wie die Bien' im heil'gen Garten
Er von Blum' zu Blume schwebt,
Von der Antiphon zur Lesung,
Von der Lesung zum Versikel.
Scheint ihm dieser Himmelsnektar,
Jene süßer noch als Honig.
Doch der Psalm, von allen Strömen,
Scheint ihm, gibt die meisten Tränen,
Ist die perlenreichste Woge,
Ist des Goldes reichste Mine.
Seiner reinen, schönen Seele
Ist Gebet der Lebensodem,
Und noch süßer ist's Gofredo,
Da Marientag ist heute.
Doch sie selbst muß daran finden
Süßen, lieblichen Geschmack.
Denn vom Himmel steigt sie nieder,
Um es nah, recht nah zu hören.
Es erscheint ein Licht, herunter
Schwebt es still vom Hochaltare,
Es erscheint der Stern des Morgens,
Den gewohnten Platz vertauschend.
Durch der Mönche Reihen zieht sie,
Wie der Gärtner zwischen Blumen,
Allen lächelnd freundlich zu,
Jedem traut ein Wörtchen lispelnd,
Lispelnd in der Engel Sprache,
Die im Himmel nur man lernt;
Süße Sprache, die auf Erden
Nimmermehr verstehn die Sünder.
Als sie alle hat besucht,
Schwebt sie durch des Chores Pforte,
Läßt ihn traurig, gleich der Erde,
Wenn des Tages Licht verschwand.
Schritt für Schritt folgt ihr Gofredo,
Hingerafft von heil'ger Liebe,
Und er drücket sein Brevier
An das Herz wie einen Zweig,
Einen Zweig von Lenzesrosen
Von dem Rosenstrauch der Liebe.
Da die Jungfrau das gewahrt,
Lächelt sie, eh' sie entschwindet,
Wie ein holder Stern beim Scheiden

Noch einmal ihm mildreich zu,
Grüßend ihn mit diesen Worten,
Die ihm sind gleich goldnen Pfeilen:

„Lieber Gofredo,
Kehre zurück
Betend zum Chore,
Wie der Schwan zu dem Bache,
Die Biene zur Rose,
Der Schnitter zur Saat;
Denn gut ist die Sichel.
Mir aufwärts zu folgen,
Ist noch nicht die Stunde,
Sie ist noch nicht da.
Doch naht sie sich, freudig
Mit ewigen Blumen
Umkränzend die Stirn." —

Da die Stunde gekommen,
Da weint er vor Freude,
Ein armer Gefang'ner,
Dem aufgeht der Kerker,
Ein armer Verbannter,
Der heimgeht zum Himmel,
Ein nächtlicher Erdkreis,
Dem taget der Morgen.
Wenn dieses heißt sterben,
Wie süß ist der Tod dann!
Zu Häupten den Heiland,
Zur Seite Maria,
Weit offen vor Augen
Des Himmels Glanz.

Ein anderes dieser geistlichen Idylle ist aus der Legende der heiligen Äbtissin Juliana geschöpft. Es ist Weihnachten. Ein furchtbarer Wintersturm hat die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und hindert die Nonnen ihres Klosters, zur Weihnachtsmesse in die nahe Kirche zu gehen. Da erscheint ihnen ein Engel und fragt sie: „Was wollt ihr jetzt?" — „‚Nur eine Barke, um zur Messe zu fahren.'" — „Der Schatz, den ich euch bringe, ist aber mehr wert." — „‚So bringst du uns eine goldene oder silberne Brücke, die wie die Milchstraße über das blaue Meer führt?'" — „Der Schatz, den ich euch bringe, ist aber mehr wert." — „‚Bringst du uns Flügel, um nach Bethlehem zu fliegen?'" — „Den Schatz, den ich euch bringe, bezahlt der Himmel nicht. Seht hin, das Jesuskind, das diese Nacht soeben geboren ist, die heilige Jungfrau gibt es euch zur trauten Gabe." — Und der Engel legt der hl. Juliana das Jesuskind auf den Arm, wie eine Biene auf die Blume, wie einen Kelch

auf den Altar. Und nun folgt ein Minnelied voll seligen Entzückens an das Christkind, das die Sehnsucht seiner frommen Verehrerinnen so wunderbar belohnt hat.

Überraschen und freuen wird es den deutschen Leser, unter den verschiedenen Liedern auch eines zu finden, das man als Umdichtung eines frommen deutschen Volksliedes bezeichnen kann. Es ist eine Lobpreisung des allerheiligsten Altarssakramentes, die in viele Gesangbücher Aufnahme gefunden hat. Dieses schlichte Lied, das in seinen sieben Strophen die ganze Natur zur eucharistischen Feier zart und sinnig herbeizieht, lautet in der neukatalanischen Bearbeitung Verdaguers folgendermaßen:

Alabanses al Santíssim.

1. Himmelsau, licht und blau,
Wieviel zählst du Sternelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sakrament.

(1) Nit de Juny ¿quántes estrelles
veus sortir com flors novelles
al jardí del firmament?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

2. Gottes Welt, wohl bestellt,
Wieviel zählst du Stäubelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sakrament.

(5) ¿Quántes son tes ones totes,
mar? cada ona ¿quántes gotes
que remous eternament?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

3. Sommerfeld, uns auch meld',
Wieviel zählst du Gräselein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sakrament.

(4) ¿Quánts brins d'herba té l'herbatge?
¿quántes fulles té 'l boscatge?
quánts remors escampa 'l vent.
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

4. Dunkler Wald, grün gestalt't,
Wieviel zählst du Zweigelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sakrament.

(3) ¿Quántes flors com jardinera
té la hermosa primavera
per mostrar al sol naixent?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

5. Tiefes Meer, weit umher,
Wieviel zählst du Tröpfelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sakrament.

(2) Univers, ¿quants grans de terra
tens del pla fins á la serra,
de Llevant fins á Ponent?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

6. Sonnenschein, klar und rein,
Wieviel zählst du Fünkelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sakrament.

(7) ¿Quants anys tens, y dies y hores
eternitat, que devores
los segles com un moment?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

7. Ewigkeit, lange Zeit,
Wieviel zählst du Stündelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sakrament[1].

(6) ¿Quánts raigs tens, o sol bellísim,
quan com l'Hostia del Altíssim
vas alsante en Orient?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

Wie man sieht, hat der Katalane die Strophen des deutschen Liedes in folgende Reihenfolge umgestellt: 1, 5, 4, 3, 2, 7, 6. Er beginnt mit dem Meere, dann erst läßt er Wald, Garten, Erde folgen, und während der Deutsche in mehr philosophischer Weise Zeit und Ewigkeit an den Schluß rückt, versetzt er die Sonne mit ihren Strahlen dahin, vergleicht ihren Aufgang sinnreich mit der Erhebung der Hostie beim heiligen Opfer und lenkt so in einem herrlichen, sinnfälligen Bilde zur eucharistischen Feier selbst zurück.

Es würde zu weit führen, auf alle die kleineren Sammlungen Verdaguers im einzelnen einzugehen. Zu den meisten ist der Ansatz schon in der ersten gegeben. Der Tod des hl. Franziskus entwickelt sich zu einem ganzen Romanzenkranz über diesen Heiligen, die zarten Idylle aus dem Jugendleben des Heilandes zu einem ähnlichen Romanzenkranz über die Kindheit Jesu, vereinzelte Marienlieder zu einer umfassenden Marienlegende des Montserrat. Die letztere schließt sich an die bereits gegebene Gestaltung der Legende an, führt sie aber in echt poetischer Weise und mit hoher Formvollendung weiter aus. Den Inhalt haben wir schon früher erwähnt und brauchen hier nur hinzuzufügen, daß Verdaguer in Verherrlichung des berühmten Wallfahrtsortes mit den tüchtigsten Dichtern seiner Heimat um die Palme ringt und in Tiefe der religiösen Auffassung wohl die meisten überflügelt.

Ganz neu und eigenartig ist aber eine seiner letzten Dichtungen, „Der Traum des hl. Johannes", in welcher er den Versuch gemacht hat, die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu in einem ähnlichen geistlichen Romanzenkranz zum Ausdruck zu bringen, wie er es bereits bei andern religiösen Geheimnissen getan. Die Dichtung ist dem Papste Leo XIII. gewidmet, der gleich seinem Vorgänger auf dem Apostolischen Stuhle jene früher vielbestrittene, von manchen Gläubigen nicht genug gewürdigte Andacht der ganzen christlichen Welt wiederholt angelegentlichst empfohlen, durch gewichtige Erlasse und Privilegien gefördert hat. Auf dem Gebiete der darstellenden Kunst hat

[1] Heinrich Bone, Kantate[6], Paderborn 1872, Schöningh, 278.

diese Andacht schon viele hervorragende Meister inspiriert und beschäftigt. Bedeutende Musiker haben für das zum allgemeinen Kirchenfeste erhobene Herz Jesu-Fest Messen, Hymnen, Motetten, Lieder komponiert. In der Poesie aber ist es bis dahin bei kleinen lyrischen Dichtungen geblieben. Verdaguer ist unseres Wissens der erste, der sich die Aufgabe gestellt hat, dem göttlichen Herzen eine größere Dichtung zu widmen.

Seine Andacht hat ihn dabei auf den schönen, tiefsinnigen Gedanken geführt, den Jünger der Liebe selbst, den Evangelisten Johannes, zum Hauptträger derselben zu wählen. Er versetzt sich im Geiste an das letzte Abendmahl, in den Augenblick, wo Johannes, nach dem Berichte des Evangeliums, an der Brust Jesu ruhte. Er läßt ihn da entschlummern, und er erzählt uns seinen Traum, und dieser Traum ist die Geschichte des göttlichen Herzens Jesu, von jenem denkwürdigen Augenblick der Einsetzung des heiligen Altarssakramentes bis zum letzten der Tage. Es ist das Eigenartige der prophetischen Vision, daß sie, gleich dem Schauen der Ewigkeit, in einem Moment die entlegensten Zeiträume vereinigen kann. Aber die Fiktion enthält darum nichts Widersprechendes oder Unwürdiges, vielmehr ergibt sie sich aus liebevoller Betrachtung ganz ungezwungener- und ungesuchterweise. Sie ist und bleibt natürlich Poesie — ein Traum; aber ein Traum, der jedes gläubige, liebende Gemüt unwillkürlich fesseln muß und in gewinnendstem Bilde die Andacht lehrt und einflößt, aus der er selbst hervorgegangen. Lassen wir indes den Dichter selber sprechen.

Der Traum des hl. Johannes.

Als zum letzten Ostermahle
Jesus alle seine Jünger
Sah vereint um seine Tafel,
Lauschend seiner süßen Stimme:
Da er immer sie geliebt,
Liebte er sie bis zum Ende.
Drum, umgürtet mit dem Linnen,
Kniete er vor ihnen nieder
Und wusch jeglichem die Füße,
Tränen mischend mit dem Wasser.
Dann, als alle er gewaschen,
Hub er an mit diesen Worten:
„Sehnlich hat es mich verlangt,
Dieses Fest mit euch zu feiern,
Meiner unbegrenzten Liebe
Heil'ge Satzung euch zu geben:
Wie ich alle euch geliebt,
Also liebet ihr einander!"
Seinen Leib gibt er zur Speise
Und zum Trank sein heilig Blut,

Und berauſcht von dieſem Trank,
Fühlt Johannes ſel'ge Wonne,
Neigt ſich an des Heilands Herz,
Wie ein Sänger an die Harfe,
Und der Liebe mächt'ger Schlag
Tief durchzittert ſeine Seele.
Bei dem ſüßen Himmelsklang
Wie ein Kindlein er entſchlummert,
Und die Träume, die er träumte,
Waren ſüßer noch an Luſt.
Denn im Traume Adlerſchwingen
Sah zum Flug er ſich verliehen,
Und vom Herzen Chriſti ſchwebt' er
In den Schoß des ew'gen Vaters,
Schaut die unermeſſ'ne Sonne,
Der ein Strom des Lichts entflutet,
Und der Sonne und dem Lichte
Ew'ger Liebe Glut entquillt.
Aus dem unerforſchten Borne
Schwebt er nieder dann zur Erde;
Denn der Lichtſtrom iſt das Wort,
Und das Wort iſt Fleiſch geworden,
Und er ſchaut es hoch am Kreuz
Auf dem Gipfel eines Berges
Erd' und Himmel mit den Armen
Süß zu ew'gem Bund umſchlingen.

Den Adam glaubt im Traum er zu erblicken,
Den ird'ſchen nicht, des Himmels erſten Sohn;
Dort ruht er an dem kahlen Felſenrücken,
Und Tod umfängt ihn als der Liebe Lohn.

Die Arme ſtreckt er aus, dich zu umfangen,
Zum Kuß ſein Haupt er voller Liebe ſenkt;
Dich zu erkaufen — kannſt du mehr verlangen? —
Sein Leben und ſein Blut zum Pfand er ſchenkt.

Fahl ſtarrt ſein Antlitz, welk und ſchmerzdurchdrungen,
Doch auf den Lippen die Verſich'rung ſchwebt:
Ich ſchlummre, doch mein Herz wacht unbezwungen;
Tot iſt mein Leib, doch meine Liebe lebt.

Es iſt vollbracht! Der Erde harte Scholle
Iſt mit des Schöpfers Sühneblut getränkt;
Aus Händen, Füßen dringt der Strom, der volle,
Der ſeiner Liebe Durſt nicht Stillung ſchenkt.

Er ſchwimmt in Blut; aus jeder ſeiner Wunden
Entquillt die göttlich reiche Segensflut.
Wo iſt der Quell, drin Urſprung ſie gefunden,
Drin ſie durchdrungen ward mit Purpurglut?

Von jedem Dorn und Nagel Bächlein fließen;
Ganz wird die heil'ge Traube ausgepreßt;
Der edle Wein, aus dem die Jungfrau'n sprießen,
Er wird gekeltert bis zum letzten Rest.

Grausame Henker! Gräber dieser Mine!
Was grabt ihr draußen? In das Inn're dringt!
Da funkeln erst die köstlichsten Rubine.
Öffnet das Herz, aus dem das Heil entspringt!

Verschloss'ner Born, o laß dich weit ergießen —
Die Welt sehnt sich nach deiner Wogen Strahl!
Verschloss'ner Garten, laß den Wohlduft fließen,
Der stillen kann des Menschenherzens Qual!

Wie Moyses einst den Stab, zu mächt'gem Stoße
Longinus schwingt den Speer — und auf sich tut
Der heil'ge Fels: gleich Tau aus seinem Schoße
Das letzte Wasser quillt, das letzte Blut.

Die Liebe, die der Augen Glanz verloren,
Ihr Innerstes der Menschheit nun vertraut,
Und aus der Brust des Schlummernden geboren
Die Kirche tritt, des Heilands ew'ge Braut.

Wie schön strahlt sie, die Erbin seiner Freuden,
Entsproßt dem Kreuzesstamm in Todesschmerz!
Er schmückt mit seinem Ruhm sie, seinen Leiden
Und pflanzt in ihre Brust sein eig'nes Herz.

Vom Todesschlummer dann zu sich gekommen,
Grüßt er die Braut verklärt in Himmelszier:
„Fleisch du von mir, Gebein, von mir genommen,
Ein Herz und eine Seele bleiben wir!"

Aus dieser Liebe reinem Bund entsprungen,
Erfüllt der Christen Volk die weite Welt,
Und wie den Nestling hält das Nest umschlungen,
Ist ihnen Christi Herz ein schirmend Zelt.

Daß offen stets die reiche Quelle bliebe,
Zum gold'nen Schlüssel ward der Lanzenschaft:
Da trinken Glauben sie, Hoffnung und Liebe,
Da schöpft die Menschheit neue Jugendkraft.

Getränkt von diesen Fluten, wird zum Garten
Ägyptens öder, unfruchtbarer Sand,
Um Asiens Stamm, den abgedorrten, harten,
Grünt eines neuen Lenzes Festgewand.

Einöden blühn in weißem Lilienflore,
Und Menschen leben reinen Engeln gleich,
Die Sterne neigen sich, dem Jubelchore
Zu lauschen froh im ird'schen Gottesreich.

Zum Abgrund fliehn die finstern Nachtgestalten,
Nicht Haß, nicht Trauer mehr Verzweiflung schürt;
Denn Licht und Leben, Trost und Freude walten,
Wo Jesu Herz der Liebe Zepter führt.

O Dämmerung des Reiches ew'ger Wonne,
Der Liebe Meer! Tauch uns in deine Flut!
Die ganze Welt, o Paradiesessonne,
Erleucht', entflamme, segne deine Glut!

Dieser Wunsch erfüllt sich, nicht auf einmal, wohl aber im Verlaufe der Jahrhunderte, nach dem ewigen Ratschluß Gottes. Das göttliche Herz, diese Sonne der Geister, am Kreuze scheinbar untergegangen, erhebt sich zu neuem Laufe und erleuchtet vor allem Seelen, die, gleich Bergen, hoch über die Menschheit emporragen. Einsam strahlt darum in seiner Strahlenfülle zuerst Maria, seine makellose Mutter. Dann aber steigt das herrliche Gestirn, breitet immer weiter sein Licht aus, und in wunderbarer Prozession sieht der hl. Johannes die Helden der Liebe, die auserwählten Lieblinge Christi einherschreiten.

Die Dichtung löst sich nun, wie bei andern Werken Verdaguers, in einen Kranz von kleineren, romanzenartigen Gedichten auf, von denen jedes einen jener bevorzugten Verehrer des göttlichen Herzens kurz und treffend charakterisiert. Dem angewandten Hauptvergleich entsprechend, sind sie in drei Gruppen geteilt: „Sternenglanz" (Celistia), „Morgendämmerung" (Albada), „Sonnenaufgang" (Sol-ixent). Bei den Heiligen der älteren christlichen Kirche und des Mittelalters findet sich schon das Wesen der Herz Jesu-Andacht, aber nicht ausdrücklich zur besondern Andacht entwickelt; darum vergleicht sie der Dichter mit dem Sternenlicht, welches das volle Licht der Sonne nur teilweise, nicht mit voller Klarheit für uns widerstrahlt. An die allerseligste Jungfrau, welche dem Monde gleich zwischen den andern Gestirnen einherzieht, reiht sich zunächst der Völkerapostel; dann folgen die Kirchenväter St Ambrosius und St Augustin; die Ordensstifter St Benedikt, St Bernhard, St Franziskus von Assisi und St Dominikus; die großen Theologen St Thomas von Aquin und St Bonaventura; der apostolische Missionär St Vinzenz Ferrer. Zwischen sie ist der Katalane Raimund Lull gereiht, der noch heute in Spanien vielfach als ein heiligmäßiger Mann verehrt wird, und Dante, der größte Dichter des Mittelalters. Es folgen dann die heiligen Jungfrauen Gertrud, Mechtild, Luitgard, Katharina von Siena und Magdalena von Pazzi.

Nach der Zeit der großen Glaubenstrennung tritt die Andacht zum göttlichen Herzen deutlicher hervor, aber noch nicht von andern älteren Andachten gesondert. Diese „Morgendämmerung" spiegelt sich in den Schriften und im Leben der hervorragendsten Heiligen der nächsten Zeit, aus welchen der Dichter

die folgenden hervorhebt: den hl. Johannes vom Kreuz, die hl. Theresia, die hl. Rosa von Lima, den hl. Ignatius von Loyola, den hl. Franz Xavier, den sel. Petrus Canisius, den hl. Aloysius von Gonzaga, den hl. Philipp Neri, den hl. Michael de Santi, den hl. Vinzenz von Paul und den hl. Franz von Sales.

Den „Sonnenaufgang", d. h. die ganze und volle Gestaltung der Andacht zum göttlichen Herzen Jesu, bezeichnet die sel. Maria Margareta, deren Auserwählung, Aufgabe und Tätigkeit deshalb in einem längeren Gedichte gefeiert wird. In dieser Andacht erneuern, erfüllen und erschöpfen sich gewissermaßen alle früheren Liebeserweise Christi an die Menschheit. Alle Liebe ist ja diesem Herzen entströmt, und zu diesem Herzen ruft er nun alle, um die starre, kalte Welt mit Liebe zu entzünden. Doch gerade diese neue Offenbarung seiner Liebe führt eine neue Scheidung der Geister herbei. Die Traumvision des Liebesjüngers tritt aus der Klosterzelle von Paray-le-Monial hinaus in die heutige moderne Welt, in der sich alle christusfeindlichen Mächte zu neuem Kampfe wider Christus und seine Liebe vereinigt haben.

Zwei Riesen gleich sieht er waffenstarrend
Haß und Liebe im Kampf sich gegenüberstehn.
Und der Haß ist das gewalt'ge Tier,
Das seinen Becher voll Gift und Galle
Den alten Völkern Europas reicht,
Die Liebe einst gezeugt und großgezogen;
Und es hetzt sie auf zum Streit
Wider Christus und sein Heiligtum,
Und auf gen Himmel
Reckt trotzig es die mißgestalten Köpfe
Und speit mit Sturmeswut
Gift und Galle aus.
Und von lichten Höhen
Sinkt die Welt und stirbt,
Und stirbt, weil sie nicht liebt.
Johannes weint und weint — —
Geschlossen schaut er auf dem Altar
Das heilige Buch, beschrieben von innen und außen.
Es öffnen sich sechs Siegel, eines nach dem andern,
Und Erd' und Himmel und die Engel beben.
Das siebente tut sich auf, und eine Stunde
Ruht die Welt, und St Johannes weint nicht mehr.

„Apokalypse" ist dieser letzte Teil überschrieben, und mit Recht. Denn mit den Bildern und großenteils mit den Worten der johanneischen Apokalypse wird nun der Ausgang des großen Weltkampfes, das letzte Gericht, der Triumph des göttlichen Herzens, die Erneuerung der Welt und das ewige Reich der Herrlichkeit geschildert. Dann erwacht Johannes. Die

Stunde von Gethsemani naht. Judas ist schon weggegangen; es ist eine schwarze Nacht. Alle weinen. Um seinen Herrn zu trösten, fragt ihn Johannes, ob er der Welt die Wunder seiner Liebe verkündigen dürfe. Jesus antwortet:

Ihnen dieses Herz zu zeigen,
Ist noch nicht die Stunde da.
Wie ein Baum die Kirche wächst
An den Ufern eines Stromes;
Noch zu schwach sind ihre Zweige,
Diese Frucht darauf zu tragen.
Verbum caro factum est,
Sollst für jetzt du ihnen sagen;
Und sie mögen tausend Jahre
Dies Geheimnis wohl betrachten.

Dann erst soll die Andacht zum göttlichen Herzen langsam emporddämmern und endlich sich zum vollen Sonnenglanze entfalten, dieses Herz in der Brust der Menschheit schlagen und mit seiner Liebe sich die ganze Welt erobern. Damit schließt die Dichtung, ganz dem Grundgedanken entsprechend. In der Ausführung enthält sie da und dort Stellen, welche dem deutschen Geschmack weniger zusagen werden[1]. Doch ist das Ganze ungemein poetisch gedacht und kann höchstens solche unbefriedigt lassen, welche sich von der Herz Jesu-Andacht und ihrer Stellung in dem gesamten Heilsplan keine richtige Vorstellung machen. Die schönsten Momente in der Entwicklung dieser Andacht sind zu einem höchst lieblichen Kranze verwoben, und der „Traum des hl. Johannes" wird jeden, der ihn andächtig liest, mit Liebe für denjenigen erfüllen, dessen Liebe die Seele aller religiösen Dichtung ist.

Luis de Camoens (1524—1580)[2].

Portugal trat sehr spät in die Reihen der selbständigen Staaten Europas ein. Bis an das Ende des 11. Jahrhunderts war es ein hartbestrittenes Grenzgebiet, um welches Mauren und Spanier mit wechselndem Waffenglück sich bekriegten. Nachdem indes Ferdinand I. von Kastilien in den Jahren 1044—1055 Viseu, Lamego und Coimbra gewonnen, wurden die Mauren immer weiter in den Süden zurückgedrängt. Obwohl Vasall Kastiliens, nannte sich Heinrich von Burgund, der das Land südlich vom Minho verwaltete, „von Gottes Gnaden Graf und Herr von ganz Portugal"; sein

[1] Genaueres hierüber gibt Baumgartner bei Besprechung der deutschen Übersetzung: Der Traum des hl. Johannes. Von Jacinto Verdaguer. Deutsch von Clara Commer (Münster i. W., 1909), in Stimmen aus Maria-Laach LXXVI (1909) 355.

[2] Stimmen aus Maria-Laach XXXI (1886) 70 ff.

Sohn Alfons Heinrich berief nach dem glänzenden Siege von Uraca die Cortes nach Lamego zusammen, ließ sich als König huldigen und erhob Portugal zur selbständigen, erblichen Monarchie; nachdem dann Alfons VII. von Kastilien (1157) gestorben war, erkannte auch Papst Alexander III. das neue Reich an. Fortgesetzte Kämpfe gegen die Mauren, langsame Organisation der ihnen abgewonnenen Landstriche, Unabhängigkeitskriege gegen Kastilien, schwere innere Zwistigkeiten machen bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts den Hauptinhalt seiner Geschichte aus. Dann, unter König Johann I., steigt das kleine Portugal rasch zu dem Range einer bedeutenden Seemacht empor. Ceuta wird gewonnen, der Kampf gegen den Islam wird nach Afrika hinübergetragen und gestaltet sich zum siegreichen Eroberungskrieg; Prinz Heinrich, der ebenso kühne und unternehmende als ernste und sittenstrenge Großmeister des Christusordens, regt die wichtigsten Entdeckungen an; das Cabo de Nao, bisher die Grenze der portugiesischen Seefahrten, wird umschifft, Madeira von Portugiesen entdeckt und bevölkert, das Grüne Vorgebirge erreicht, der Wissenschaft und dem Handel eine neue Welt eröffnet. Drängten auch schwere Kriege in Afrika und innere politische Wirren die großen Pläne des Infanten zeitweilig zurück, so lebte der von ihm gegebene Impuls doch siegreich fort, und nur 26 Jahre, nachdem Diniz Dias das Grüne Vorgebirge erreicht hatte, umsegelte sein Nachkomme, Bartholomäus Dias, 1486 das Kap der Guten Hoffnung.

In Manuel dem Glücklichen (1495—1521) erhielt Portugal den gefeiertsten und trefflichsten seiner Herrscher, gleich ausgezeichnet durch Gerechtigkeit und ernste Frömmigkeit, politische Weisheit und kühnen Unternehmungsgeist, hohen, ritterlichen Sinn und innige Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Unter seiner Regierung fand Vasco da Gama in den Jahren 1497 und 1498 den Seeweg nach Ostindien, faßte Cabral 1500 in Brasilien festen Fuß, eroberte Alfons de Albuquerque 1511 Malaka und begründete durch zahllose kühne Waffentaten die Herrschaft Portugals in Vorder- und Hinterindien zugleich. Unter seinem Nachfolger, Johann III., befestigten und erweiterten sich die portugiesischen Besitzungen in Indien wie in Brasilien; der junge König Sebastian aber faßte sogar den kühnen Plan, Marokko zu erobern, sich zum Kaiser zu machen und auf afrikanischem Boden eine fünfte — portugiesische — Weltmonarchie zu errichten.

Dieser glänzendsten Zeit Portugals gehört auch Camoens, sein größter Dichter, an, der einzige seiner Dichter, der sich einigermaßen auch bei den übrigen Nationen Europas eingebürgert hat und in vollstem Sinne der Weltliteratur angehört. Nur neun Jahre nach dem Tode des gewaltigen Albuquerque wurde er (1524) zu Lissabon geboren; nur zwei Jahre, nachdem König Sebastian in der Schlacht von Alcacer Quibir Thron und Leben verloren hatte, schied auch Camoens (1580) aus dieser Welt.

Camoens ist weder ein tiefsinniger Dichterphilosoph wie Dante noch ein glänzender Dramatiker wie Shakespeare oder Calderon. Seinen Weltruhm dankt er dem großartigen Epos, in welchem er, hauptsächlich Virgil folgend, die ältere Heldenzeit seines Volkes, seine politischen Kämpfe und seine Maurenkriege zugleich mit allen Ruhmeserinnerungen seiner späteren Meeresherrlichkeit zu einem einheitlichen poetischen Bilde gestaltet hat, das seine Nation mit Recht als das schönste Denkmal ihrer Geschichte und Literatur, ihres Geistes und ihres Ruhmes dankbar verehrt. Weder das England Shakespeares noch das Spanien Calderons hat eine Dichtung aufzuweisen, die so vollständig der Idee eines nationalen Heldengedichtes entspricht wie Camoens' „Lusiaden". Camoens war indes keineswegs ausschließlich Epiker, er war auch Lyriker und Dramatiker, und es ist nicht ohne Interesse, auch von dieser Seite seiner dichterischen Tätigkeit Kenntnis zu nehmen, nachdem eine vorzügliche Übersetzung seiner sämtlichen Werke dieselben jedermann erschlossen hat und Deutschland sich sogar rühmen kann, eine fast vollständigere und kritisch genauere Ausgabe derselben zu besitzen als die Heimat des Dichters selbst[1].

Über die Jugend des Dichters haben die eingehendsten Untersuchungen bis jetzt wenig Sicheres zu Tage gefördert. Angaben, welche der Biograph des Dichters, Braga, und der Herausgeber seiner Werke, Visconde de Jouromenha, als zuverlässig oder wahrscheinlich betrachten, sind durch jene Untersuchungen unwahrscheinlich oder wenigstens zweifelhaft geworden, ohne daß dafür ein Ersatz geboten würde. Das ist auch mit den Gedichten der Fall, welche bis dahin als Erstlinge des Dichters galten. Das eine ist ein Sonett an D. Theodosio de Braganza, das Jouromenha in das Jahr 1535, in das elfte des Dichters, setzt; das andere eine Elegie auf das Leiden Christi, mit Widmungssonett an einen Geistlichen, wie man annahm, an den Onkel

[1] Wir meinen die 1885 vollendete Übersetzung der sämtlichen Werke Luis de Camoens' (der wir auch unsere Proben entnehmen) von Wilhelm Storck (Paderborn 1880—1885, Schöningh). Bd I: Buch der Lieder und Briefe; II: Buch der Sonette; III: Buch der Elegien, Sestinen, Oden und Oktaven; IV: Buch der Kanzonen und Idyllen; V: Die Lusiaden; VI: Dramatische Dichtungen. Den einzelnen Büchern sind Verzeichnisse der einschlägigen Literatur beigegeben, dem III. Bd (S. 396—434) eine wertvolle Übersicht der deutschen Camoens-Literatur.

Vollständige Übersetzungen der „Lusiaden" gibt es nunmehr sieben: 1. Von C. C. Heise (1806), 2. von Fr. Ad. Kuhn und K. Th. Winkler (1806), 3. von J. J. Chr. Donner (1833), 4. von Booch-Arkossy (1857), 5. von K. Eitner (1869), 6. von A. E. Wollheim da Fonseca (1879), 7. von Storck (1883). Von den übrigen Werken Camoens' wurden bis auf Storck nur einzelne Stücke oder kleinere Sammlungen übersetzt. Ist auch die Hauptanregung zum Studium Camoens' auf die Romantiker, namentlich die beiden Schlegel und Tieck, zurückzuführen, so ward doch Donner zu seiner Übersetzung zunächst durch Joh. Heinr. Voß bestimmt. Storck vereinigt in seltenem Maße den poetischen Geschmack der Romantiker mit der kritisch-philologischen Gründlichkeit eines Voß und Donner, ja übertrifft letztere unzweifelhaft.

des Dichters, D. Bento de Camoens, der, aus Coimbra gebürtig, 1539 bald nacheinander Generalprior von Santa Cruz und erster Kanzler der Universität Coimbra ward. In jedem Fall bezeichnen die beiden Gedichte den Ideenkreis und die gesamte Richtung, in welcher der junge Dichter aufwuchs: das eine die nationale Begeisterung, mit welcher die gebildete Jugend Portugals in ihren humanistischen Studien sich den Helden des Altertums völlig ebenbürtig fühlte; das andere jenen tiefen, religiösen Glauben, der noch das ganze öffentliche Leben beherrschte und die humanistische Bildung nur als ein Gefäß betrachtete, um den christlichen und religiös-patriotischen Ideen rhetorischen Glanz und poetischen Schimmer zu verleihen.

Die Völker, deren Namen laut ertönen
Im Mund der Menschen über Land und Meere,
Sie ragten auf durch Wissen, Kunst und Lehre,
Durch Heldenmut, wo Kriegsdrommeten dröhnen.

Themistokles war Hellas' Ruhm, des schönen,
Die Scipionen — Roms und seiner Heere,
Zwölf Pairs verdankt der Franke Preis und Ehre,
Der Spanier seinem Cid und Laras Söhnen.

Für unser Portugal, das, seiner Jugend
Uneingedenk, jetzt Nied'res geht zu werben,
War Euer Stamm der Ehren Schirm und Halter;
Und Euch, den hohen Sproß und neuen Erben
Vom Haus Braganza, schmückt die reichste Tugend,
Dem Blute gleich, ungleich dem Lebensalter.

Die Elegie auf das Leiden Christi, mit einer Anrufung des Deliers Apollo anhebend, mischt anfänglich heidnisch-mythologische Formeln und christlichen Gehalt in einer Weise, die unserem heutigen Geschmack geradezu abstoßend erscheinen muß, geht aber an vielen Stellen in einen so warmen, schönen Ausdruck des tiefsten religiösen Gefühles über, daß man an einer wahren, echt christlichen Gesinnung nicht zweifeln kann, so wenig als bei Jakob Sannazar, dessen Klagelieder über die Passion dem Dichter als Vorbild dienten.

Sagt, Menschen, sagt, was sollen wir ihm geben?
Was wir ihm bieten, ist gering und klein,
Wie sehr wir liebend ihm zu dienen streben.

Am vor'gen Sonntag ward im Festesreih'n
Dir zugejubelt, Herr, und zugesungen
Mit Palmengrün und Hosiannaschrei'n;

Jetzt, wie's verkündeten Prophetenzungen
Nach heiligen Gesichten einst im Lied,
Fünf Tage drauf, bist du vom Tod bezwungen;

Verwundet und zerschlagen jedes Glied,
Von Streich und Hieb entstellt die Wangen beide,
Durch Henkerhand zerfleischt mit Strick und Ried.

Barmherz'ger Herr! Du stehst, wie auf der Heide
Die weiße Lilie steht, der Hirtin Lust,
Wenn sie der Pflug gestreift mit scharfer Schneide;

Und wie die Sonne, wenn im Nebelduft
Sie trüb erlischt, und wie, versengt und bange,
Hinwelkt die weiße Ros' im Mond August;

Und wie der Schwan am schatt'gen Uferhange
Mitleid erregt, vorahnend seinen Tod,
Dem nahen Wald mit lieblichem Gesange.

Herr, wenn ich so gedenk' an deine Not,
Befällt die Brust so schmerzliches Verzagen,
Daß ihr der Atem zu vergehen droht.

Mit der kindlichen, unmittelbaren Innigkeit der Franziskanerdichtung aus Dantes Zeit kann sich diese Renaissancekunstdichtung nicht messen; aber ehrlich und treu war es dem portugiesischen Humanisten gewiß gemeint, wenn er seine Elegie in den Wunsch ausklingen läßt:

O wär' ich ein Virgil und ein Homer,
Jedoch bewandert bloß in heil'gen Dingen!
Was sonst sie sind, ist nimmer mein Begehr.

Noch viel größere Lebendigkeit des Gefühls verrät eine andere Passionselegie, über deren Abfassungszeit uns keine Andeutungen vorliegen, die sich aber enger an Sannazar anschließt und die fromme, mittelalterliche Marienklage in sinnigster Weise mit den liturgischen Gebeten des Karfreitags verschmilzt:

Doch wie geschah dir, Mutter, als die Rotte
Essig und Galle bracht', um deinem Kind
Den Durst zu löschen, mit verruchtem Spotte?

Das war ja nicht der Trank, geliebt und lind,
Mit dem so gern sein schmerzliches Verlangen
Gestillt du hättest, mütterlich gesinnt.

Warum, o Mutter, bist du nicht gegangen
Und hast die Brust gereicht dem durst'gen Lamm,
Das dort verlechzend war am Kreuz gehangen?

Ach, seinen Durst benähm' ihm nicht der Schwamm
Und nicht ein Trunk aus mütterlichem Bronnen
Im Todesschmerz am harten Kreuzesstamm;

Ihn dürstet nach dem Heile, dort gewonnen
Dem sünd'gen Adam, nach dem Heil allein,
Das dort dem Born der heil'gen Brust entronnen.

So woll', o Jungfrau, heilig, hehr und rein,
Die du mit deinem Sohn am Kreuzgestelle
Ertrugest voll Geduld die herbe Pein:

So wolle mir aus dem erhab'nen Quelle
Zuwenden einen Tropfen, der von Schuld
Mein Herz entsühn' und meinen Geist erhelle;

Den Saft des Heils erwirb in Mild' und Huld
Für meine Seel' und laß sie bald genesen
Vom Durst der Welt voll Hast und Ungeduld!

Dann soll, o Herrin, jedes Menschenwesen,
Das lebt und leben wird, dereinst bekehrt
Sich deines Sohns geweihte Lehr' erlesen:

Der falsche Ketzer, der sich stets erwehrt
Der Gnad' und kündet mit verweg'nem Munde,
Was am Gedeih'n der heil'gen Kirche zehrt;

Das widerspenst'ge Volk vom Alten Bunde,
Des große Schuld aus großer Straf' erhellt,
Aus der Zerstreuung auf dem Erdenrunde;

Der schnöde Stamm, der zwei Gesetz' entstellt'
Und sie vermengt und ungehemmt verbreitet
Sein schändliches Gebot in weiter Welt;

Die Schar der Götzendiener, die, verleitet
Und abergläubisch, in betörtem Wahn
Für Phantasiegebild' und Fabeln streitet;

Und fern die Menschen auf verworr'ner Bahn,
Die ohne Sitten und Gesetze blieben
Und nie vom Glauben sich erleuchtet sahn;

Kurz, jeder soll ihn mit getreuen Trieben,
Den Herrn und Heiland, der in Schmach und Pein
Uns Heil erwarb, erkennen und ihn lieben;

Ja, heute soll jedweder sündenrein
Aufflehen zum gekreuzigten Messias,
Lobpreisend mit den Engeln im Verein

Die süßen Namen Jesu und Marias.

Das war der Glaube, in welchem Luis de Camoens aufwuchs — der Glaube der alten Ritter Portugals, der in hundert blutigen Schlachten dem Tode getrotzt; der Glaube, der den standhaften Prinzen Fernando siegreich über alle Qualen und Mißhandlungen der unwürdigsten Sklaverei triumphieren ließ: der Glaube, dessen Sendboten jetzt, mit dem Geiste der Apostel beseelt, ohne andere Waffe als das Kreuz, die fernen Länder des Ostens und Westens durchpilgerten. Während Camoens zu Coimbra studierte, verließ Franz Xavier

die Reede von Lissabon und eröffnete die Gesellschaft Jesu zu Coimbra selbst ein Kollegium, das dritte des Ordens, das zwei Jahrhunderte lang die fernen Missionsländer mit Boten des Evangeliums versehen sollte. Am Hofe selbst machte sich eine religiöse Erneuerung geltend, von der auch Camoens nicht ganz unberührt bleiben konnte. Diesen religiösen Einflüssen stand übrigens in Portugal auch ein bedenklicher Verfall der Sitten gegenüber. Durch die Reichtümer, welche die fernen Besitzungen dem kleinen Lande erschlossen, hatten auch Luxus und Wohlleben, Habsucht und Bestechlichkeit, Betrug und Zügellosigkeit einen weiten Spielraum erlangt. Der Ruhm der portugiesischen Eroberer ist nicht selten durch die traurigsten Züge der Grausamkeit und Sittenlosigkeit entstellt. Das größte Hindernis, welches die Missionäre bei der Verbreitung des Evangeliums fanden, war die Habsucht und die Unsittlichkeit der Kolonisten und Händler. Für das Stammland konnte dies nicht ohne Wirkung bleiben. Sank auch der alte, ritterliche Heldengeist des Volkes nicht auf einmal von der Höhe seiner Blütezeit herab, so fing doch ein geiziger Krämergeist an, ihm die Herrschaft streitig zu machen und niedrige Leidenschaften seine Wurzeln zu untergraben.

Eine tiefere philosophische und theologische Bildung, wie sie sich in Calderons Werken zeigt, scheint Camoens sich zu Coimbra nicht erworben zu haben. Seine Gedichte streifen selten dieses Gebiet und dann nur mit Ideen, die jedem Gebildeten jener Zeit geläufig sein konnten. Dagegen erwarb er sich eine ausgedehnte Kenntnis der alten Literatur, las italienische und spanische Dichter und widmete sich mit Liebe der Poesie. Wenn er auch an ein paar Stellen über Petrarca spöttelt, so wurden doch gerade dieser und der Spanier Garcilaso seine Lieblingsdichter und Vorbilder, und zwar nicht nur in Bezug auf die künstliche, geglättete Form, sondern auch in Bezug auf den Stoff.

Schon im Alter von 18 Jahren verließ Camoens die Universität und kam an den Hof, an welchem die Pflege der Poesie sich hoher Gunst erfreute. Ritterromane gehörten zur allgemeinen Lieblingslektüre. Gedichte waren die Würze der geselligen Unterhaltung. Die Damen gaben Mottos auf, und die Poeten verfaßten dazu Glossen und Volten. Es konnte nicht fehlen, daß ein feingebildeter, belesener, echt dichterischer junger Kavalier von edlem Geschlechte, wie Camoens es war, in dieser Umgebung sich bald heimisch fühlte und Freunde fand. Aber eben seine Talente und die Gunst, deren er sich erfreute, erweckten ihm auch Neider und Gegner, unter welchen sich besonders der Dichter Caminha bald durch die schmähsüchtigsten Angriffe hervortat. Zum eigentlichen Stern und Unstern seines Lebens aber ward dem hoffnungsvollen Jüngling seine Liebe zu Katharina de Ataide, einer Hofdame der Königin und Tochter des hochangesehenen Antonio de Lima. Als Camoens sie kennen lernte, war sie erst ein Mädchen von zwölf bis

dreizehn Jahren. Der Zauber ihrer jugendlichen Schönheit machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz. Er scheint dessen gar kein Hehl gemacht, sondern der auserwählten Dame ganz offen als Troubadour gehuldigt und um ihre Hand angehalten zu haben. Katharinas Vater nahm diese Huldigungen sehr übel auf; ihre Verwandten wollten nichts von dem Dichter wissen; Gegner und Neider schürten die Abneigung; es bildete sich eine ganze angesehene Partei gegen Camoens, und die Folge war, daß er 1546, erst zweiundzwanzig Jahre alt, vom Hofe verwiesen ward. Von diesem Schlage hat er sich sein ganzes Leben lang nicht wieder erholt. Sein freudiger Lebensmut war damit für immer geknickt. Der fröhliche Troubadour ward zum wehmütigen Elegiker, und das geistreiche Spiel seiner galanten Liebeständeleien verwandelte sich in eine melancholische Liebesklage, die bis zu seinem Tode nicht mehr verstummen sollte. Camoens ward ein zweiter Petrarca, dem aber sein Liebesleid viel tiefer zu Herzen ging. Gar zu ernst und streng hat man jedoch diese Klage auch nicht zu nehmen. Camoens war eine echte Poetennatur, voll Phantasie, Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und deshalb jenem bunten Wechsel der Gefühle und jenen Widersprüchen ausgesetzt, die ein nüchterner, geradliniger Biedermann als eitel Torheit belächeln mag:

Ich Armer lach' und wein' in gleicher Zeit,
Hoff' und verzweifle, liebe stets und hasse;
Ich juble froh, indes ich trüb erblasse,
Mißtrauend — bin ich zu vertraun bereit;

Erblindet — werd' ich Führer und Geleit,
Flieg' ohne Flügel, misse was ich fasse;
Ich red' am besten, wenn ich's unterlasse,
Und ohne Gegnerschaft erheb' ich Streit;

Unmögliches erblick' ich als geschehn,
Möcht' unverwandelt sein und mich verwandeln,
Liegen in Haft und mich der Haft entheben;
Gern wär' ich unsichtbar und doch gesehn,
Geknechtet gern und liebe frei zu handeln;
Ach, so verläuft voll Widerspruch mein Leben.

Wenn man Camoens um seiner Verbannung willen mit Ovid verglichen hat, so bedarf dieser Vergleich großer Einschränkung. Er hat keine „Kunst zu lieben" geschrieben, er hat den Hof Johanns III. durch keine Ärgernisse verletzt, er war kein gefährlicher Roué, wie der römische Dichter, obwohl sich seine Minne nicht immer auf jener idealen Höhe hielt, auf der seine schönsten Liebeslieder stehen. Sie raffte ihn auch zu leichtlebigem, genußsüchtigem Treiben hin, wie es die Minnedichtung der älteren Provenzalen und all ihrer Nachfolger in Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutschland nur zu oft begleitete. Der Humanismus der Renaissance fügte dem Frauendienste

bedenkliche Elemente heidnischer Erotik bei. Auch die Lyrik des Camoens ist davon nicht ganz unberührt geblieben, und seine zwei Jugenddramen (deren genaue Abfassungszeit nicht festgestellt ist) behandeln höchst gewagte und schlüpfrige Stoffe.

Das erste ist eine selbständige Bearbeitung des Plautinischen „Amphitruo" (Os Enfatriões), dessen Anlage Camoens sehr frei behandelt, dessen derbe Komik er wesentlich gemildert hat, dessen anrüchige Verwicklung aber weder durch die Verfeinerung der ursprünglichen Kraftsprache noch durch den in zierlichen Reimen dahinfließenden musikalischen Versbau noch durch die Veränderung einiger Personen vollständig gehoben wird. Ein ungetrübter, fröhlicher Humor, wie ihn Shakespeares „Komödie der Irrungen" in ihren bunten Verwechslungen hervorruft, ist nicht möglich. Die Hauptsituationen streifen zu sehr das Bedenkliche.

Nicht weniger unerfreulich ist der Stoff des andern Stückes „König Seleukus", welches Storck einen „Polterabendscherz" nennt. Das lose Vorspiel in leichter Konversationsprosa entspricht völlig diesem Namen, auch einige Szenen des Stückes selbst; aber ein wirklich erfreuender Scherz ist denn doch wohl der ganze Aufbau des Dramas nicht mehr. Auch die Übersetzung kann natürlich das Mißliche und Verwerfliche des Stoffes nicht ändern.

Eher einen wehmütigen als scherzhaften Beigeschmack erhält das kleine Drama, wenn man sich denkt, daß es wirklich bei einer Hochzeit im Hause des Estacio da Fonseca aufgeführt wurde, Antonio de Lima mit seiner Tochter Katharina wahrscheinlich dabei war und Camoens sich unter den Mitspielern befand, nicht ohne die Absicht, durch das Beispiel des Königs Seleukus den Vater seiner Geliebten zu seinen Gunsten zu rühren. Gewinnend wird der heikle Stoff dadurch keineswegs, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß man bei Hofe sogar andere Anspielungen in dem Stück erblickte, welche mit dazu beitrugen, den Dichter in Ungnade fallen zu lassen.

Was die Form betrifft, so sind die beiden Dramen zu kurz, um sie mit den verwickelten Komödienplänen Calderons zu vergleichen; doch ist ihre Anlage geschickt, der Dialog lebhaft, geistreich, charakteristisch; dem Dichter steht eine solche Fülle von Witz und Phantasie, eine solche Anmut der Darstellung und Sprache zu Gebote, daß er, bei nur einigem praktischen Studium des Theaters, die fesselndsten Mantel- und Degenstücke hätte liefern können. Aber statt an ein wohleingerichtetes Theater, wie es Calderon zu Gebote stand, kam er in die Verbannung. Fast sein ganzes übriges Leben gestaltete sich zu einer unausgesetzten Kette von Leiden und Ungemach.

An die Einsamkeit in Ribatejo konnte er sich nicht gewöhnen. Er nahm darum Kriegsdienste und hielt sich zwei Jahre in Ceuta auf. Bei einem feindlichen Überfall verlor er das rechte Auge. Seine persönliche Tapferkeit

fand indes wenig Anerkennung; zu bedeutenderen Unternehmungen kam es nicht, und melancholisch klagte er in einer Epistel aus Afrika:

Besser wär' es, ich verschwiege,
Was ich sah; unnütz Getändel
Fand ich hier und müß'ge Händel,
Wo ich Schlachten hofft' und Siege,
So verdrüssig unter Wehen
Seh' ich manchen Tag entschweben,
Daß das Glück, ihn zu erleben,
Gern ich gäb', ihn nicht zu sehen.

In einer andern schildert er einen plötzlichen Überfall von seiten der Mauren; aber auch über diesem Schlachtfeld brütet eine herbe, fast pessimistische Melancholie:

Müde will mein Herz verbluten,
Seufzend stets mit gleichem Triebe:
„Ohne dich, um deine Liebe,
Fuhr ich durch die salz'gen Fluten."

Vergeblich hoffte er, durch kriegerischen Ruhm die Braut zu gewinnen, die seinem poetischen Talent versagt geblieben war. Im Jahre 1550 konnte er zwar nach Lissabon zurückkehren, aber er kam bei Hofe nicht mehr zu Gnaden. Die Damen spotteten über das „Gesicht ohne Augen", und mit schmerzlichem Galgenhumor witzelte er zuletzt selbst darüber. Da sich ihm keine erwünschte Laufbahn öffnete, schiffte er sich am Palmsonntag, den 26. März 1553, nach Indien ein, um dort sein Glück zu versuchen.

„Als ich zur Abreise mich rüstete", schrieb er einem Freund von Goa aus, „da schickte ich, als wollte ich in jene Welt hinüber, alle und jede Hoffnung, die ich bis dahin unterhalten hatte, an den Galgen, den Ausrufer voraus: He! Falschmünzerinnen! - Die Gedanken, welche ich aufgebaut, zerlegte ich, damit in mir kein Stein auf dem andern bliebe. Und in solcher Verfassung, daß ich mir selbst wie in Nacht und Nebel erschien, waren die letzten Worte, welche ich am Bord des Schiffes sagte, jene des Scipio Africanus: Ingrata patria, non possidebis ossa mea!"

Auch in Indien strahlte ihm indes kein Glück.

„Von dem Lande hier", so heißt es in demselben Briefe, „kann ich sagen, daß es die Mutter erbärmlicher Schufte und die Stiefmutter ehrlicher Leute ist. Denn jene, die nach hier stürzen, um Geld zu suchen, halten sich allzeit über dem Wasser wie Blasen; aber solche, die ihr Ansehen treibt

Zu den Waffen, Mouriscote!

wie die Hochflut Leichen ans Gestade: das kann ich Euch sagen, die verwelken, bevor sie reifen."

Andere Klagen zeichnen, in ähnlichem Galgenhumor, die Stimmung eines feinen Lebemanns und Kavaliers, der, an Glanz und Genuß eines Hofes

gewöhnt, im Krämerleben der Kolonie nahezu alles vermißt, was ihn sonst erfreute und beschäftigte. Wie früher suchte er sich an der Poesie zu trösten, so gut es ging. Eine Satire auf die indischen Glücksritter, das „Rohrstockturnier" (Huns jogos de canas) betitelt, sprudelt von Witz. Nicht gar lange nach seiner Ankunft in Indien, bei den Festlichkeiten, welche den Regierungsantritt des neuen Gouverneurs Franz Barreto verherrlichten, ward sein drittes Drama, „Filodemo", aufgeführt, an welchem er vielleicht schon auf der Reise gearbeitet hatte. Es ist ein überaus anmutiges Lustspiel in fünf Akten, ohne sehr spannende Verwicklung, aber voll heiterer, guter Laune, feiner Charakteristik, dramatischer Lebendigkeit und von jenem Zauber romantischer Poesie angehaucht, der die meisten Novellen des Südens auszeichnet und den auch Shakespeares Lustspiele in so hohem Grade besitzen. Ein verwaistes Zwillingspaar, Filodemo und Florimene, gelangt durch wunderliche Lebensschicksale in Beziehung zu ihren nächsten, ihnen unbekannten Verwandten; Filodemo verliebt sich in Dionysa, seines Oheims Tochter: Venadero, Dionysas Bruder, trifft auf der Jagd die als Hirtin auferzogene Florimene an. Der Liebesroman im Palast, dessen Heldin Dionysa nebst ihrer Zofe Solina mit köstlichem Humor gezeichnet sind, wechselt mit den ländlichen Szenen eines Jagd- und Schäferspiels, und Lusidardo, der glückliche Onkel der beiden Waisen, beschließt die Doppelheirat mit dem weltlich-frommen Segensspruch:

Dank dem Herrn im Himmelszelt,
Dessen Gnaden nie sich mindern!
Denn wir sehn, er hat bestellt
Lieb' und Glück den Menschenkindern
Zum Vergnügen auf der Welt!

Der Dichter selbst sollte gerade die entgegengesetzte Erfahrung machen, daß das Leben kein Lustspiel, sondern für die meisten eine tragische Prüfungszeit ist. Sein Hang zur Satire, die rücksichtslose Offenheit, womit er sich über die Zustände in Indien ausließ, erweckten ihm abermals Ungunst, und nach kurzem Aufenthalt in Goa ward er als Beamter nach Macao versetzt, um daselbst die Erbschaftsangelegenheit verstorbener Kaufleute und Kolonisten zu überwachen. Neben dieser prosaischen Beschäftigung arbeitete er zu Macao an dem großen Heldengedicht, dessen Plan er schon lange gehegt zu haben scheint. Noch wird in der Nähe Macaos eine Felsengrotte gezeigt, wo er, hinausschauend in die Wogen des chinesischen Meeres, von den Meerfahrten und Waffentaten Vasco da Gamas geträumt haben soll. Schon nach zwei Jahren war aber auch hier seines Bleibens nicht mehr. Erbschaftshändel sind keine poetische Sache. Von mehreren Seiten ward in Goa gegen seine Amtsführung geklagt, und er wurde 1558 dahin zurückberufen, um sich zu verantworten. Auf der Reise litt er Schiffbruch an der Mündung des Flusses

Mekong und rettete nichts als das nackte Leben und das Manuskript der noch unvollendeten „Lusiaden". In Goa traf ihn die schmerzliche Nachricht von dem Tode Katharinas de Ataide, die 1556, erst sechsundzwanzig Jahre alt, gestorben war. Welche Gefühle den von Habsucht und Krämergeist schmählich mißhandelten Dichter im Gefängnis bedrängten, sagt das folgende geharnischte Sonett:

Hier in dem Babel, wo im Schlammgeflute
Hinwälzt des Bösen Stoff und des Gemeinen;
Hier, wo der feilen Mutter — nicht dem reinen
Amor — die Menschheit dient mit Mark und Blute;

Hier, wo das Schlechte schwelgt und darbt das Gute,
Und jeden Willkür treibt und Ehre keinen;
Hier, wo die Lenker irr und blind, sich scheinen
Mit eitlem Ruf zu fliehn des Himmels Rute;

Hier in dem Labyrinth, wo Geisteshelle
Und Kraft und Adel betteln um Geschenke
Auf der Gewinnsucht niederträcht'ger Schwelle;
Hier im chaotisch-scheußlichen Gesenke
Verrinnt mir allgemach des Lebens Welle:
Sieh, ob ich dein, o Sion, hier gedenke!

Mit tiefem Seelenschmerze blickte er jetzt auf sein Leben zurück und schilderte in einer seiner schönsten Kanzonen die ganze Unglücksgeschichte seiner Liebe, wie die ahnenden Träume derselben schon seine Kindheit umgaukelten, wie das Bild Katharinas sein Herz gefangen nahm, wie er, die Liebe fliehend, sich immer tiefer in ihre Netze verstrickte, wie sie ihn verfolgte durch Sturm und Ozean, und wie der längst zerstörte Traum noch die Erinnerung des Gescheiterten fesselt:

Doch wer beschriebe, wie ich fern ihr lebte,
Wie alles, was ich sah, mir mißbehagte
Und wie das Herz nie weilte, wo ich stund!
Ich klagt' und wußte nicht, warum ich klagte;
Ich ging und sah kein Ziel; ich seufzt' und bebte
In tiefster Seel' und kannte nicht den Grund:
Und wenn die Qual, die aus dem Höllenschlund
Zur Welt heraufstieg, wenn das Weh mich quälte,
Das mehr als alle quält und nimmer ruht,
Das häufig bitt're Wut
Und süßen Gram im Herzen schon vermählte:
Dann — wildempörten Sinns um all das Leid
Verwünscht' ich Lieb' und dennoch wünscht' ich Liebe
Und suchte rings der Sehnsucht ohne Hoffen
Ein and'res Ziel, von Racheluft getroffen;
Doch schwer entsagt das Herz gewohntem Triebe.

Dann tauchten Träum' empor aus früh'rer Zeit,
Ein Schmerzgefühl, wohltuend und geweiht,
Das all das Wühlen mir und all das Gären
In weiche Klagen löst' und sanfte Zähren.

Dann sucht' Entschuldigung ich auszugrübeln;
Denn inn'ge Neigung wehrt' es meinem Herzen,
An der Geliebten eine Schuld zu sehn;
Ausflücht' ersann sich drum aus Furcht vor Schmerzen
Mein Lebensdrang und lehrte mich den Übeln
Durch Selbstbetrug und Täuschung widerstehn;
Ein Teil der Jahre schwand in solchen Weh'n.
Entriß ein Sinnenrausch mich dann so harter
Beschwernis kurze Zeit und insgeheim,
So war es nur ein Keim
Endloser, unaussprechlich bitt'rer Marter.
Von Gram zu Gram dies stete Wechselspiel,
Dies eitle Sinnen, dies verlor'ne Säumen
Erstickte dann das lieberglühte Bangen
In meiner Seele, das beständ'ge Hangen
An all den lieblichen, verliebten Träumen,
Darin sich einst mein schwaches Herz gefiel;
Und endlich war der langen Härte Ziel
(Denn wer vermöcht' im Kampf mit ihr zu dauern?):
Willkommen ward mein Leiden mir und Trauern.

So ward ich hingedrängt in and're Richtung;
Nicht ich — des Schicksals Wille war der Täter:
Ich hätte nie gewählt mir solch ein Los:
Die süße Heimat floh ich meiner Väter
Und ging zur See, die Fährnis und Vernichtung
Rings dräuend barg in ihrem weiten Schoß.
Mars' Wut erfuhr ich dort mit Stich und Stoß;
Dem Auge bot die Hand des Ungeheuers
Bald schon des Dienstes Frucht, so herb und wild
Auf diesem meinem Schild
Erglänzt' das Wappenmal des grimmen Feuers.
Auch irrt' ich fremd und fern von Strand zu Strand
Von Völkern, Sprachen, Sitten ward mir Kunde,
Von Erd' und Himmel, wie sie rings beschaffen
Fortunas Gunst versucht' ich zu erraffen,
Die ungerecht uns richtet all zu Grunde,
So alt wie jung, indem uns ihre Hand
Ein Hoffen zeigt, helleuchtend wie Demant;
Doch fällt's zu Boden, gleicht es allem Glücke
Es ist ein brechlich Glas und springt in Stücke.

Kein menschlich Mitleid war mir hold gewoge
Kalt hatten all die Freunde mich verlassen
Im ersten Unglück; als das zweite kam,
Erblickt' ich nirgend Land, um Fuß zu fassen,

Die Luft zum Atmen wurde mir entzogen,
Ja, Zeit und Welt verschloß sich meinem Gram.
Welch Rätselspiel, verwirrt und wundersam!
Ins Leben hingestellt, und doch im Leben
Von allem, dessen es bedarf, entblößt;
Niemals im Tod erlöst,
Und immer doch dem Tod anheimgegeben!
Ach, alle Pein ertrug ich, alle Qual,
Anfeindung und Verbannung und Gefängnis,
Unbilden, wie sie deren Spruch entstammten,
Zu deren Knecht das Menschentum verdammten
Der Welt verworr'ner Gang und ihr Verhängnis:
All das ertrug ich, Leiden ohne Zahl,
Zu fest verknüpft mit diesem Marterpfahl,
Den oft das Schicksal, stürmend ohn' Erbarmen,
Anpackt und niederwarf mit wucht'gen Armen.

Mein Leid erzähl' ich nicht, wie nach der Landung
Von Wettersturm und Wellensturz berichtet
Ein Schiffer frohgemut in sich'rer Bucht;
Die Flut des Unfalls, grimm und hochgeschichtet,
Wälzt ruhelos mich fort zu Riff und Brandung,
Und alles Tun erlahmt in Zweifelsucht:
Kein dräuend Unheil treibt mich mehr zur Flucht,
Und nimmer lockt mich täuschende Vergnügung;
Nie half mir auf, was Menschenwitz erdacht;
Drum hab' ich höh'rer Macht
Mich ganz ergeben, Gottes heil'ger Fügung.
Nur was ich hör' und sehe, dem entsprießt
Zuweilen noch ein Trost in all den Schmerzen;
Doch wenn ich, menschlich schwach, dem Lauf der Dinge
Nachsinn' im Geist und vor das Auge bringe,
Was früh're Zeit tief eingeprägt dem Herzen:
Ach, Brot und Wasser, das der Leib genießt,
Ist dann die Träne, die dem Aug' entfließt
Und linder nur herniederrinnt und milder,
Erschuf die Phantasie sich Wonnebilder.

Ja, könnte das geschehn, daß, ihre Flüge
Umlenkt und rückgewandt wie mein Gedächtnis,
Die Zeit beträte meiner Kindheit Bahn
Und all des Irrtums liebliches Vermächtnis
Mir wiedergäb' und mich hinübertrüge
Zu meiner Jugend duft'gem Blumenplan;
Und daß die Sehnsucht nach dem süßen Wahn
Zu höh'rer Lust empor sich dürfte ranken,
Begeistert durch der Rede Zauberklang,
Der mir zu neuem Sang
Vordem erschlossen Bilder und Gedanken;
Und daß ich sähe Flur und Tal und Hain

Und das Gesicht, drin Ros' und Schnee verbündet,
Der Glieder Anmut und der Sitten Feinheit,
Der Seel' erhab'ne Huld, in deren Reinheit
Ein irdisch nied'rer Trieb sich nie entzündet
Und nie sich zeigt' auch nur mit flücht'gem Schein ...
Ach, eitler Wunsch, verlocke nicht zur Pein
Mein armes Herz! Ich kann ja nicht bezähmen
All dein verlor'nes Sehnen und Zergrämen.

Nicht mehr, o Lied, nicht mehr! Ich spräche gar
Viel Jahre lang und merkt' es nicht: und hassen
Die Leute dich ob deiner Breit' und Schwere:
Niemand vermag, so sprich, im weiten Meere
Die Wasser all mit kleinem Krug zu fassen;
Auch sing' ich nicht aus Ruhmbegier, fürwahr!
Weichlichem Sinn zu schmeicheln — nackt und bar
Von meinem Leid ist dieses die Geschichte;
Ach, wären's Märchen doch und Traumgesichte!

Ganz unberührt ist Camoens von der Entartung, welche unter den Portugiesen in Indien herrschte, nicht geblieben. Er gehörte indes nicht zur Zahl jener traurigen Realisten, welche die eigene Schwäche zum Ideal erheben und sich mit demjenigen brüsten, dessen sie sich schämen sollten. Männlich raffte er sich auf, söhnte sich mit Gott aus und bekannte seine Schuld auch reuig in seinem erhabenen Liede „Babel und Sion".

Die zahllosen Gedichte an Katharina de Ataide klingen jetzt in rührendem Gebete aus (II 21). An Mit- und Nachwelt aber richtete der liederreiche Troubadour, einer der phantasie- und gefühlvollsten, idealsten und formgewandtesten Minnedichter aller Zeiten, die ergreifende Mahnung Petrarcas:

Ihr alle, die in Vers und Reim die Plagen
Und Sorgen ihr vernehmt, die einst ich hegte
Zur Jugendzeit, als and'rer Wünsch' ich pflegte
In Schlaf und Wachen, denn in diesen Tagen:

Wißt, wenn das Leid, das gern ich hab' ertragen,
In Furcht und Hoffnung, selbst das Herz bewegte,
Der wolle — die im Lied ich niederlegte,
Nachsehn mir nicht, nein, teilen all die Klagen;

Und weil ich sehe, daß die großen Schmerzen
Zur Fabel mich gemacht im Mund der Leute,
Darob ich schäme mich in tiefster Brust:
So nehm' ein jeder meine Qual zu Herzen,
Daß dieses Beispiel allen klar es deute:
Ein flücht'ger Traum ist all der Erde Lust.

Er selbst schöpft in der Gnade Mut und Kraft, sich wieder ganz und voll den christlichen Idealen zuzuwenden und das eitle Lied dieser Erde mit den Harfenklängen des ewigen Sion zu vertauschen:

Mächtig wirkt die Gnad' und schafft,
Daß sich neu der Geist entzünde,
Und das Leben neu begründe;
Daß zur Tugend gebe Kraft,
Was ich einst mißbraucht zur Sünde.

Ja, von Liebe, der wir frönen,
Von der Schale fort zum Kern,
Kann sie leicht das Herz gewöhnen,
Daß vom Zeitlichschönen gern
Sich's erschwingt zum Ewigschönen.

Bleibe denn des Minnesoldes
Preis, die Flöte bleibe hier;
O Jerusalem, du holdes!
Auf der Leier lautren Goldes
Spiel' und sing' ich jetzt von dir.

Nicht gefangen und gekettet
Und an Babels Höllenstrand
Nicht in Lastern mehr gebettet;
Nein, von hier zu dir gerettet,
Mein wahrhaft'ges Vaterland!

O du göttliches Gefilde,
Mein wahrhaft'ges Vaterland!
Hebt's die Seel' empor vom Tand,
Wenn sie dich erschaut im Bilde,
Was geschieht, wenn sie dich fand?

Selig, wer zu dir zu kommen,
Heil'ges Land, sich hält bereit,
So entsühnt durch Reu' und Leid,
Daß in dich er aufgenommen
Ruhe dort in Ewigkeit!

Camoens wandte sich nicht, wie man allenfalls aus der mächtigen, weihevollen Begeisterung dieser Lieder abzunehmen geneigt sein möchte, ausschließlich religiöser Poesie zu; aber er fand in jener ernsten Einkehr in sich selbst den unbeugsamen Mut, die weiteren herben Lebensschicksale, die seiner noch warteten, geduldig zu ertragen, an den großen Erinnerungen seiner Heimat nicht irre zu werden, sondern sie neu zu beleben und, selbst ein Opfer verhängnisvollen politischen Verfalls, den spätesten Geschlechtern seiner Nation ein Heldenlied zu hinterlassen, in welchem noch der Geist der Kreuzfahrer glüht.

Nur wenige Jahre, nachdem er in längerer Untersuchungshaft geschmachtet, ward er zu Goa abermals ins Gefängnis geworfen — diesmal ins Schuldgefängnis, weil er einem gewissen Miguel Roiz Coutinho eine Schuldforderung nicht alsbald bezahlen konnte. Eine seinen Talenten entsprechende feste und sorgenfreie Stellung erhielt er nicht, obwohl einige Gouverneure ihm wohlgesinnt waren und er unter den tüchtigeren Männern der Kolonie manche Freunde zählte. Antonio de Noronha versprach ihm die Faktorei in Chaul, die jährlich 100 000 Reis (453 Mark) eintrug; doch es blieb bei dem Versprechen. Als Camoens, des Wartens müde, 1567 endlich zurück in die Heimat reisen wollte, nahm ihn Pedro Barreto, ein Neffe des früheren Statthalters, zwar mit und lieh ihm sogar 200 Cruſados (426 Mark) Reisegeld, änderte aber unterwegs seine Gesinnung gegen ihn und ließ ihn zu Mozambique sitzen, wo der Dichter zwei Jahre lang nahezu bettelarm, für Essen, Wäsche und Kleidung an die Wohltätigkeit einiger Bekannten gewiesen blieb. Erst als Antonio de Noronha im Herbst 1569 auf der Rückkehr nach Portugal Mozambique berührte, wurde der „Fürst der Dichter" aus Gnade und Barmherzigkeit mitgenommen und sah endlich am 7. April 1570 — nach 17jährigem Aufenthalt in Indien, von Leiden und Mühen gebrochen, arm und hilflos — wieder sein Heimatland. Für die „Lusiaden", die Anfang

Juli 1572 zu Lissabon im Druck erschienen, erhielt der Dichter durch königliches Dekret gleich nach der Veröffentlichung eine Pension von jährlich 15000 Reis (d. h. etwa 70 Mark) auf drei Jahre zugesagt; nach drei Jahren wurde ihm diese Zusage erneuert, aber die Pension nicht einmal regelmäßig ausbezahlt. Er schmachtete in größter Armut, während die wenigen früheren Gönner, die er am Hofe hatte, einer um den andern dahinstarben, und endlich in der schrecklichen Niederlage von Alcacer Quibir (4. August 1578) alle Hoffnungen zusammenbrachen, welche der treue Dichter trotz aller Zurücksetzung für seinen König und für seine Heimat hegte. Mit König Sebastian fiel die Blüte des portugiesischen Adels; der Sturz der nationalen Unabhängigkeit konnte nicht lange auf sich warten lassen. Camoens erlebte ihn nicht mehr. Am 10. Juni 1580 schied er fromm und ergeben aus diesem Leben. Ein Brief, den er wahrscheinlich in seiner letzten Krankheit vom Bette aus an Francisco de Almeida schrieb, lautet also:

„Wer hat jemals sagen hören, daß auf einem so kleinen Bette das Schicksal so große Mißgeschicke habe vorführen wollen? — Und ich, — als wenn ihrer noch nicht genug wären, stelle mich obendrein auf seine Seite; denn der Versuch, so vielen Leiden zu widerstehen, würde als eine Art von Unverschämtheit erscheinen. Und so werde ich das Leben beschließen, und alle werden erkennen, wie ich meinem Vaterlande so anhing, daß ich mich nicht begnügte, *in* ihm zu sterben, sondern zu sterben *mit* ihm."

In ein Exemplar der „Lusiaden" schrieb der Karmeliter Joseph Indio aus Guadalaxara die merkwürdigen Worte:

„Welch traurige Sache, einen so großen Geist in so schlechter Lage zu sehen! Ich sah ihn sterben in einem Spital in Lissabon, ohne daß er ein Betttuch gehabt hätte, um sich zu bedecken, nachdem er in Ostindien triumphiert und 5500 Meilen zur See gefahren war; welch gewichtiger Fingerzeig für jene, welche Tag und Nacht ohne Vorteil studierend sich abmühen, wie die Spinne, indem sie Gewebe spinnt, um Fliegen zu fangen."

Vergeblich hat sich indes Camoens' großer Geist nicht abgemüht, vergeblich hat er nicht studiert, gedichtet, gereist und gelitten. Wer ernst seinen Lebensschicksalen bis zu ihrem wahrhaft tragischen Ende folgt, der wird nicht ohne innige Teilnahme für seine Dichtungen bleiben. Alles Schmerzliche, was einen Dichter treffen kann, hat er mit dem Mute eines echten Christen getragen; unter unsäglichen Leiden und Zurücksetzungen hat er die Aufgabe eines großen, nationalen Dichters glänzend erfüllt.

„In seinen kleineren lyrischen Gedichten", urteilt Friedrich v. Schlegel, „finden sich alle die Vorzüge, die ich bisher an der portugiesischen Sprache und Dichtkunst überhaupt gepriesen habe; Anmut und tiefes Gefühl, das Kindliche, Zarte, alle Süßigkeit des Genusses und die hinreißendste Schwermut; alles in einer Reinheit und Klarheit des einfachsten Ausdruckes, dessen Schönheit nicht vollendeter, dessen Blüte nicht blühender sein könnte; in Sonetten und Kanzonen wie in Idyllen und leichten, kleinen Liedern."

Auch Geist, Witz und Humor fehlen nicht, die kecke Lustigkeit des Volksliedes, die feinste Eleganz höfischer Galanterie, die Innigkeit des mittelalterlichen Minnesangs, die vollendete Abrundung der Renaissance. Virgils Idyllen gewinnen an den Ufern des Tejo ein neues Leben, Petrarcas Sonette erhalten im Herzen des portugiesischen Dichters einen schöneren, reineren Widerklang. Camoens' Liebe zu Katharina de Ataide hat nichts Verfängliches, wie jene Petrarcas zu Laura. Er war berechtigt, um ihre Hand zu freien, wie sie seiner Huldigung und Liebe würdig war. Der Schmerz, den er über die Weigerung des Vaters empfand, die Treue, mit der er zeitlebens an der Geliebten hing, zeugt von einer edeln, idealen Neigung. Wie Dantes Beatrice schwebt sie, besonders nach ihrem Tode, als ein verklärter Schutzgeist über den Träumen des vielgeprüften Dichters, über den schweren Leiden seiner Verbannung. Er hatte als echter mittelalterlicher Ritter kämpfend um sie geworben; als Ritter glühte er aber auch von nicht geringerer Liebe für König und Vaterland. Unter die Lieder und Sonette, Kanzonen und Elegien seiner Liebe mischen sich andere, von mächtigem Vaterlandsgefühl, edlem Ehrgeiz, berechtigter Entrüstung, treuer Freundesliebe getragen. Er lebt mit seinem Volk und fühlt seine Freuden und Leiden wie die seinigen. Diese Liebe zur Heimat ist aber auch aufs innigste von jener zu Religion und Kirche durchglüht. In all den kunstreichen Formen seiner Lyrik hat auch der katholische Glaube seine Huldigung gefunden. Sind auch diese religiösen Dichtungen weniger zahlreich als die übrigen, so wurzelt doch die ganze Richtung seiner Poesie in christlichem Boden. Er zählt selbst in einem Sonett alle Mächte und Schätze der Welt auf und schließt mit dem Verse:

Das Beste ist der Glaube an Jesum Christ.

Das Hauptwerk des großen portugiesischen Troubadours sind aber die „Lusiaden", zu welchen seine ganze Lyrik nur ein anmutiges Vorspiel bildet und welchen wir eine eigene Besprechung widmen wollen.

Camoens' Leben[1].

Im Verein mit Christian Bernhard Schlüter hat Wilhelm Storck 1853 die sämtlichen Dichtungen des Luis Ponce de Leon, 1864 ausgewählte Gedichte Jacopones da Todi, 1869 die sämtlichen Idyllen des Camoens in trefflicher deutscher Übersetzung herausgegeben; selbständig übersetzte er schon 1854 die Gedichte des hl. Johannes vom Kreuz und der hl. Theresia, später (1885) hundert altportugiesische Lieder, eine Blütenlese der schönsten älteren portugiesischen Lyrik und führte in 78 Sonetten des Anthero de Quental ein sehr charakteristisches Bild aus dem neuesten Geistesleben Portugals vor.

[1] Stimmen aus Maria-Laach XL (1891) 348 ff.

Sein verdienstvollstes Hauptwerk ist aber die meisterhafte Verdeutschung der sämtlichen Werke des Camoens (in 6 Bänden. Paderborn 1880—1885, Schöningh), eine Leistung, mit der sich in den letzten Jahren nur die Übersetzung der sämtlichen Autos Calderons durch F. Lorinser an Wert und Umfang messen kann. In glücklichster Weise vereinigt Storck alle Eigenschaften eines gründlichen Philologen und Kritikers mit jenen eines phantasiereichen und formgewandten Dichters; sein „Camoens" ist darum kritischer und zuverlässiger als irgend eine portugiesische Ausgabe, die Übersetzung aber bei großer Treue doch so fließend und schön, daß sie einigermaßen den Genuß des Originaltextes zu ersetzen vermag. Der Band „Luis de Camoens' Leben" (Paderborn 1890) krönt dieses Werk deutschen Fleißes und poetischen Talentes mit einer Biographie, welche alle bisherigen biographischen Arbeiten über den portugiesischen Dichter in Portugal selbst wie im Auslande weit überflügelt. Storck ist an dieselbe erst herangetreten, nachdem er jedes einzelne Gedicht gewissermaßen unter die Lupe der sorgfältigsten Kleinforschung genommen und bereits nach seiner etwaigen biographischen Bedeutung erwogen hatte. Dann erst untersuchte er ebenso scharfsichtig und gewissenhaft die bereits vorhandenen Lebensbeschreibungen und deren Quellen und zog zur Erwägung und Vergleichung alles übrige erreichbare biographische Material, sowie die weitere politische, literarische und Kulturgeschichte jener Zeit heran. So ist denn ein Werk erwachsen, das man mit jenem Scartazzinis über Dante vergleichen kann. Denn wie dieses zeichnet es nicht nur den Dichter und seine Zeit bis in die geringsten Einzelheiten hinein, sondern erschließt teils in der Darstellung selbst, teils in dem reichen Schatze der Anmerkungen nahezu alle irgendwie einschlägige Literatur. Übersetzung und Biographie zusammen bilden das reichhaltigste standard work, das dermalen über Camoens vorhanden ist.

Die Schwierigkeit der Biographie lag hauptsächlich darin, daß die unmittelbaren Nachrichten über Camoens von ihm selbst und seinen Zeitgenossen überaus spärlich sind (anstatt einer Autobiographie oder Tagebücher nur ein paar Briefe und 24 Urkunden), während seine Gedichte dagegen eine Fülle von mehr oder weniger dunkeln Anspielungen bieten, die durch glückliche Kombination dieses oder jenes kleinere Lebensrätsel teilweise aufzuhellen vermögen. Dazu sind auf etwa 500 echte Gedichte etwa 130 unecht oder zum wenigsten zweifelhaft, von den Urkunden mehrere ebenfalls unecht oder unsicher. Noch weit mehr Verwirrung hat aber der Umstand angerichtet, daß kein zeitgenössischer Vertrauter das Leben des Dichters genauer aufgezeichnet hat, von den drei ältesten Biographen aber nur Manoel Severim de Faria (geb. 1585, gest. 1655) mit Umsicht und Urteil aus den vorhandenen Nachrichten und Überlieferungen geschöpft hat, die zwei andern dagegen, Pedro de Mariz (geb. um 1550, gest. 1615) und Manoel Faria e Sousa (geb. 1590, gest. 1649 zu Madrid), die kargen Nachrichten verstellt, abgeändert und willkürlich ausgeschmückt haben. Wie es scheint, hat Sousa sogar an den Gedichten Camoens' willkürliche Änderungen vorgenommen, ihnen Gedichte von andern Verfassern zugesellt und Nachrichten gefälscht.

Bei dieser Sachlage gestaltet sich die Biographie nicht zu einem harmonischen, künstlerisch sich entwickelnden Lebensbilde, sondern zu einer Reihe von vorwiegend kritischen Einzeluntersuchungen, welche die Spreu vom Weizen sondern und, wo direkte Nachrichten fehlen, aus den vorhandenen Andeutungen wenigstens den wahrscheinlichen Sachverhalt zu kombinieren suchen. Die Untersuchung wird jeweilen bis in die kleinsten Einzelheiten mit genauester Quellenangabe vorgeführt, und das betreffende Resultat aufs einläßlichste begründet. Die gewonnenen Ergebnisse, meist am Schluß eines jeden Kapitels zusammengefaßt, sind der Hauptsache nach die folgenden:

Der Vater des Dichters war Simao Vaz de Camoens, aus Coimbra gebürtig, die Mutter Anna de Macedo; Luis war ihr einziges Kind. Sein Geburtsort läßt sich mit absoluter Gewißheit nicht feststellen; für Coimbra, gegen Lissabon, spricht indes die Ansässigkeit der Familie in ersterer Stadt, die Anhänglichkeit des Dichters an dieselbe und eine Stelle in seiner vierten Kanzone. Sein Geburtsjahr fällt in die Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts; genauer ließ es sich trotz der umfassendsten Forschungen nicht bestimmen. Wahrscheinlich starb die Mutter bei Luis' Geburt; Simao Vaz ging darauf eine zweite Ehe mit Anna de Sa ein, fuhr als Kapitän, vermutlich in königlichen Diensten, nach Indien, scheiterte an der Küste von Goa, rettete sich in diese Stadt, starb aber daselbst um 1552. In dem romantischen Coimbra wuchs das mutterlose Kind auf unter der Obhut einer leichtsinnigen Amme, von der es frühe die alten Volkslieder kennen lernte, und der frommen Stiefmutter, die es religiös und sorgsam zu erziehen bemüht war. Wie sich so bereits in der Kindheit entgegengesetzte Einflüsse geltend machten, so wirkten auf den Knaben einerseits sein Vetter Simao Vaz, ein wilder, aufbrausender junger Romanheld, und anderseits sein Onkel Bento de Camoens, geb. 1500, seit 1527 erster Prior, seit 1539 Generalprior der Augustiner-Chorherren (conegos regrantes) von Santa Cruz, ein durch Gelehrsamkeit und heiligen Lebenswandel ausgezeichneter Prälat, von Ende 1539 bis zu seinem Tode (1547) auch Kanzler der Universität Coimbra. Die Regularkanoniker von Santa Cruz leiteten eine höhere Studienanstalt mit zwei Abteilungen, dem St Michaelskollegium, welchem Jünglinge des hohen und höchsten Adels angehörten, und dem Kollegium Allerheiligen für die „ehrsamen armen Studierenden" und zehn Studienklassen, welche von den ersten Elementen des Unterrichts bis zum Studium der Rhetorik und der schwierigeren lateinischen Redner, Dichter und Geschichtschreiber emporführten. An dieser Schule, und zwar im Allerheiligenkolleg, machte Camoens seine ersten Studien, zeichnete sich durch Anlagen, Fleiß und Fortschritte aus und trat auch mit Jünglingen aus der höheren Abteilung, z. B. dem jungen Grafen Don Gonçalo da Silveira, dem späteren Jesuiten und Märtyrer (16. März 1561 in Monomotapa erdrosselt), in nähere Beziehung. Von dem Gymnasium trat Camoens in die Hochschule von Coimbra über; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er

zeitweilig Theologie gehört hat, aber sich schließlich nicht zum Priesterstande berufen fühlte. Aus seinen Dichtungen hauptsächlich ergibt sich, daß er sich tüchtige Sprachkenntnisse und eine große Belesenheit in griechischen, alt- und neulateinischen, portugiesischen, spanischen und italienischen Schriftstellern erwarb, sich mit der allgemeinen wie mit der portugiesischen Geschichte in hohem Grade vertraut machte, in seinen eigenen dichterischen Versuchen der Kunstlyrik huldigte, aber auch alle volkstümlichen Literaturelemente, Sage, Märchen, Legende, Sprichwort, Lied und Romanze, auf sich wirken ließ. Ein früher Liebeshandel scheint ihn mit Don Bento entzweit zu haben, so daß er ohne Aussicht auf eine gesicherte Lebensstellung die Universität verließ. Er versöhnte sich jedoch wieder mit seinem treuen, wohlmeinenden Gönner Don Bento, ging, von seinen Segenswünschen begleitet, nun nach Lissabon, um sich daselbst eine Lebensstellung zu suchen, und fand eine solche, wahrscheinlich durch dessen Empfehlung, als Hauslehrer oder Hofmeister in der hochadeligen Familie des Don Francisco de Noronha, der ihm 1543 seinen siebenjährigen Knaben Antonio zur Erziehung übergab. Im Grafenhaus lehrend und lernend, vermehrte er sein bereits vielseitiges Wissen, übte sich in ritterlichen Künsten, trat mit der höheren Lissaboner Gesellschaft in Berührung, wurde als Gesellschafter und Stegreifdichter in derselben beliebt, verfaßte Lustspiele, spielte in dramatischen Gesellschaftsabenden mit und zog auch die Aufmerksamkeit der jungen Damenwelt auf sich. Das Noronhasche Herrenhaus lag in Xabregas am Tejo; die Familie war indes mit den angesehensten Familien verwandt und stand mit dem hohen Adel der Hauptstadt und auch mit dem Hofe in Verbindung. Auf ausdrückliche Bitte ward Camoens durch das Haupt der Familie selbst bei Hofe eingeführt und entfaltete nun in den höchsten Kreisen dieselben geselligen Talente, die ihm bereits im engeren Familienkreise der Noronhas viele Herzen gewonnen hatten. Die Poesie war in diesen Kreisen beliebt und hochgeschätzt. Das Leben selbst bot eine Fülle von Anregungen, und so ging für Camoens denn der erste dichterische Frühling auf. Eine Menge von Redondilhen, Glossen, Sonetten, Eklogen und andern Gedichten stammen aus dieser hoffnungsfreudigen Erstlingszeit. In dieselbe fallen auch die Lustspiele „Filodemo", „Die Amphitryone" und der wohl aus Plutarch geschöpfte Polterabendscherz „König Seleukus" auf die Vermählung des Estacio da Fonseca.

In den Liebesgedichten des gewandten Kunstlyrikers kommen an die fünfzig verschiedene Frauennamen vor. Wer war aber die bevorzugte, die eigentliche Herzensdame des Dichters? Verschiedene Umstände weisen auf den Namen Katharina de Ataide hin, und verwickelte Untersuchungen führen mit ziemlicher Sicherheit zu dem Ergebnis, daß von den drei Damen, welche bei Hofe diesen selben Taufnamen und Familiennamen führten, die Geliebte des Dichters die jüngste unter denselben war, die Tochter des Don Antonio

de Lima und seiner Gemahlin Donna Maria Bocca Negra, um das Jahr 1530 geboren, also etwa fünf Jahre jünger als der Dichter. Er sah sie zuerst am Karfreitag 1544, nachdem sie kurz zuvor Hofdame der Königin Donna Katharina geworden war. Sie starb unvermählt im Anfang des Jahres 1556. Des Dichters Liebe wurde von ihrer Seite erwidert; er mußte es indes schwer büßen, daß er so hoch geblickt. Denn kaum wurde das Verhältnis bekannt, so erwachten Neid und Eifersucht; mahnende und warnende wie gehässige und verleumderische Stimmen bemühten sich, es zu zerstören. Katharina de Ataide sah sich gezwungen, dem Dichter vielfach abstoßend zu begegnen, während er durch leidenschaftliche Eifersucht und Erregtheit sich noch mehr und herbere Feinde schuf. Wer diese waren, ist nicht bekannt, ebensowenig, ob es zu schroffen Händeln oder gar zu Zweikämpfen gekommen ist. Alle älteren Biographen nahmen indes an, daß Camoens infolge dieses Liebesverhältnisses vom Hofe verwiesen wurde. Das bestätigen auch diese neueren Untersuchungen, begründen aber die Bestrafung des Dichters näher dahin, daß ihm die Wahl seines Herzens zwar an sich bei Hofe nicht verübelt wurde, daß sie ihm aber mächtige Feinde schuf, und daß der aufbrausende Camoens durch allzu große Schlagfertigkeit mit Schwert und Feder seine Stellung bei Hofe selbst untergrub und durch Unklugheiten seinen Gegnern die Waffen zu seinem Sturz in die Hand lieferte. Wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1549 wurde er vom Hofe verbannt.

Er hielt sich nun sechs bis acht Monate am Ribatejo, vermutlich zu Santarem bei Verwandten seiner Mutter auf. Die Not veranlaßte ihn aber endlich, als Soldat Dienst zu nehmen, und so kam er als Garnisonssoldat nach Ceuta, wo er sich zwei Jahre tapfer hielt, mehrere Gefechte mitmachte und dabei ein Auge verlor. Im Spätherbst 1551 kehrte er nach Lissabon zurück und hoffte nun hier eine Anstellung im Zivildienst zu finden. Er sah sich jedoch schwer enttäuscht. Niemand wollte etwas von ihm wissen. Brotlos und mittellos, wie er war, geriet er in eine seiner durchaus unwürdige Gesellschaft. Bei einer Rauferei am Fronleichnamstag 1552 zog er den Degen gegen den königlichen Beamten Gonçalo Borges, wurde verhaftet und in das Lissaboner Stockhaus (tronco) gebracht. Neun Monate schmachtete er in dem elenden Kerker, bis ihn der König endlich begnadigte, doch unter der Bedingung, daß er in Indien Kriegsdienste nehme.

Die Fahrt nach Goa dauerte ungefähr ein halbes Jahr (vom 26. März, Palmsonntag, bis Anfang September 1553). Umgeben von allen Schrecknissen und Herrlichkeiten des Meeres, auf dem Seewege, den Vasco de Gama entdeckte, gestaltete der Dichter den bereits gefaßten Plan einer großen portugiesischen Epopöe zu dem einer Meerdichtung, welche vor allem die Seefahrten der Portugiesen verherrlichen sollte. Die, wie es scheint, schon früher

gedichtete Partie aus der älteren Geschichte (Gesang 3 und 4) ordnete er als Episode dem neuen Plane ein.

Die Eindrücke Goas schildern ein erhaltener Brief des Dichters, sowie manche seiner kleineren Dichtungen. Die Stadt war und blieb ihm ein „Babel", Lissabon dagegen sein „Sion". Nach einiger Rast zu Goa machte er einen Zug nach Chembe (an der Küste von Malabar), dann einen nach Mekka (d. h. an das Rote Meer) mit. Im Frühjahr 1556 fuhr er von Goa nach Malaka ab und diente zwei Jahre in den Molukken. Auf Banda dichtete er, von schwerer Wunde genesend, die sechste Kanzone. Im März 1558 verließ er Malaka, um das prosaische Amt eines Obergüterverwalters in Macao anzutreten. Vor Ablauf der dreijährigen Dienstzeit, die er im Juli 1558 begann, wurde er durch einen mit der Aufsicht über die ferne Kolonie beauftragten Schiffskapitän betrügerischer und schlechter Verwaltung angeklagt und im Januar 1560 zur Untersuchung nach Goa eingeschifft. Das Schiff scheiterte aber im März an der Mündung des Mekong. Camoens rettete außer dem Leben nichts als die Handschrift seiner „Lusiaden", lebte einige Zeit bei Buddhisten in Kambodscha, von wo er im November über Malaka wieder nach Goa zurückgelangte. Hier gelang es ihm, die Gunst des Vizekönigs Don Constantin de Brangança und dessen Nachfolgers Don Francesco Coutinho zu gewinnen. Bei der gerichtlichen Untersuchung der gegen ihn erhobenen Anklage wurde er im Frühjahre 1562 freigesprochen. Der Vizekönig Coutinho interessierte sich für seine Dichtung und verschaffte ihm wahrscheinlich genügenden Unterhalt, ohne daß er weitere Kriegsdienste zu leisten brauchte, vielmehr sein begonnenes Epos fortsetzen und vollenden konnte. Heimweh und der Wunsch, sein Werk drucken zu lassen, trieben ihn jedoch nach Portugal, und als der Kapitän Pedro Barreto ihm (September 1567) anbot, ihn unentgeltlich nach Mozambique zu bringen, nahm er die Einladung an. In Mozambique wurde Camoens zu längerem Verweilen genötigt, und zwar nicht wegen Schuldforderungen des Pedro Barreto, sondern wahrscheinlich durch andauernde Krankheit. Der Geschichtschreiber Couto fand ihn dort in den dürftigsten Verhältnissen. Er und einige andere Freunde statteten ihn mit dem Nötigsten, Kleidern, Leibwäsche usw., aus, damit er weiter nach Lissabon reisen konnte, einer beköstigte ihn auf der Seereise. Sein ganzer Reichtum bestand in der Handschrift seiner „Lusiaden"; denn diejenige eines andern Werkes „Parnaso" war ihm in Mozambique gestohlen worden. So arm kam er nach siebzehnjährigem Aufenthalt in Indien Anfang April 1570 in Lissabon an. Am 24. September 1571 erhielt er die nachgesuchte königliche Druckerlaubnis für seine „Lusiaden". Die Zensurbehörde machte keine Ausstellung daran, sondern approbierte und erklärte sogar in verständigster Weise die angewandte Göttermaschinerie (inbegriffen die Zauberinsel). Am 12. März 1572 erhielt Camoens auch vom König ein Jahres-

gehalt von 15000 Reis (ungefähr 70 Mark) für drei Jahre zugesagt, und die Verwilligung wurde am 28. Juli schriftlich ausgestellt.

Das Gehalt war nicht gerade glänzend, aber doch für jene Zeit nicht unbeträchtlich[1]. Zu darben brauchte der Dichter nicht, sondern konnte sich allenfalls noch einen Diener oder Laufburschen halten. Im August 1575 wurde das Gnadengehalt auf drei Jahre erneuert, im Juni 1578 abermals. Der unglückliche Feldzug nach Afrika und der Tod des Königs Sebastian betrübten den Dichter aufs tiefste; er mußte aber auch noch den Tod seines Nachfolgers D. Henrique (31. Jan. 1580) erleben. Im Frühjahr griff die Pest in Lissabon um sich. Wahrscheinlich wurde Camoens von ihr befallen und deshalb in das Gesindehospital im Maurenviertel gebracht, wo er von dem Barfüßermönch Joseph Indio zum Tode vorbereitet, nach frommem Empfang der heiligen Sterbsakramente, am 10. Juni 1580 starb.

Das sind in Kürze die Hauptresultate der Forschung. Die Biographie wahrt von Anfang an bis zu Ende ihren streng wissenschaftlichen Charakter. Dennoch ist sie ebendeshalb in hohem Grade interessant. Aus dem Wirrwarr widersprechender Nachrichten, Ansichten, Mutmaßungen, aus der Untersuchung ihres Wertes, aus hundert verstreuten Notizen tritt das Charakterbild des Dichters mit stets klarerer Deutlichkeit hervor; wir lernen seine Freunde und Gönner, zum Teil auch seine Feinde kennen; das Halbdunkel, das über seinem Liebesroman und über seiner Verweisung vom Hofe waltet, wird zwar nicht völlig gelüftet, doch wird sein trauriges Schicksal wenigstens einigermaßen erklärt. Nicht nur zahlreiche einzelne Gedichte, sondern der ganze Entwicklungsgang des Dichters tritt dabei in ein helleres Licht, vor allem die Entstehungsgeschichte der „Lusiaden", für deren richtige Auffassung ein gedrängter Abriß der portugiesischen Geschichte die wertvollsten Aufschlüsse zusammenstellt.

Überaus interessant sind die kulturgeschichtlichen Abschnitte, welche das Studienwesen zu Coimbra, die Verhältnisse am Lissaboner Hof, die indische Kolonialverwaltung, das Leben und Treiben in Goa, die Zustände in Macao, die Folge der verunglückten Expedition nach Marokko usw. schildern. Für die Charakteristik des damaligen Goa sind namentlich Barros, Couto, Ficalho und die alten Reiseberichte des Niederländers van Linschoten verwertet, vielleicht wäre es nützlich gewesen, auch die Briefe des hl. Franz Xavier heranzuziehen, der nur ein Jahrzehnt vor Camoens, 1542—1552, in Indien wirkte und mit den Zuständen daselbst sehr wohl vertraut war. Auch über die Tätigkeit der Jesuiten in Portugal sind die Schriftsteller des Ordens unberücksichtigt geblieben, obwohl die Darstellung hier den Wunsch rechtfertigt: Audiatur et altera pars. Weshalb (S. 286) König Johann III.,

[1] Storck führt zum Vergleich höchst merkwürdige Daten an, S. 668.

der hochherzigste Gönner und Förderer der überseeischen Missionen, nicht „fromm", sondern „frömmelnd" genannt wird, ist aus den angeführten Daten nicht ersichtlich, es dürfte sich auch schwerlich nachweisen lassen. An Camoens selbst hat der König wahrhaft großmütig und edel gehandelt. Daß Camoens „den heimländischen Bestrebungen des Ordens", d. h. der Gesellschaft Jesu abhold gewesen sein soll, folgt aus der hierfür angeführten Stelle der „Lusiaden" (X 119) nicht, da die Strophe sich auf die Priesterschaft im allgemeinen bezieht, die ausländische Missionstätigkeit der Jesuiten aber, welche „des Dichters völligen Beifall" fand (S. 281), ohne die Stütze der heimländischen gar nicht möglich gewesen wäre. Auch die Strophen IX 28 und X 150 treffen nur allgemein den damaligen Priesterstand in Portugal; daß der Orden, der gerade die Verweltlichung des Priesterstandes durch Wort und Beispiel aufs nachdrücklichste bekämpfte, dessen Provinzial D. Gonçalo da Silveira der Dichter in den „Lusiaden" (X 93) und in seinen Sonetten feierte, allgemein unter jenen Tadel fallen sollte, ist ohne triftigen Beweis nicht anzunehmen, und der Beweis fehlt.

Ein gewisser Gegensatz besteht allerdings zwischen den Jesuiten jener Zeit, welche unter unsäglichen Mühen im fernen Indien an der Bekehrung der Heiden arbeiteten, und dem Dichter, der durch eigene Schuld aus glänzender Weltstellung als Abenteurer in jene entlegenen Regionen hinausgetrieben war, dort nicht ganz frei von sittlicher Verwilderung blieb und erst nach langen Leiden, seine Verirrungen betrauernd, als braver Katholik starb. Aber er ist nicht nur als solcher gestorben, er hat auf seiner vielbewegten Weltfahrt seinen Glauben stets festgehalten und darin Licht und Kraft gefunden, um sich über die eigene Schwäche und Leidenschaft zu den edelsten Idealen emporzuringen. Wie Lope, Calderon und Tasso gehört er ganz und gar der katholischen Renaissance an, und ein Jesuit hat darum nicht den mindesten Grund, ihn als einen Gegner zu betrachten. Derselbe Dichter, welchen Humboldt als den größten Seemaler feiert, welchen Storck als einen der größten Epiker und Lyriker aller Zeiten bezeichnet, ist nicht nur der Dichter der Entdeckungen, sondern auch in gewissem Sinn des Weltapostolats, das durch jene Entdeckungen ins Leben trat. Wir können darum freudig die Begeisterung teilen, mit welcher der Verfasser in diesem trefflichen Werke den Sänger der „Lusiaden" gezeichnet hat.

Die Lusiaden[1].

Während Camoens' Lyrik sich vorzugsweise an frühere portugiesische Volks- und Kunstdichtung, an Petrarca, Garcilaso und andere Renaissance-

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXI (1886) 176—196.

vorbilder anschließt, geht der Plan seines großen Heldengedichtes unmittelbar auf die Alten zurück, am meisten auf Virgil, dem sogar die ersten, maßgebenden Worte der Dichtung entlehnt sind: Arma virumque cano!

Die Waffen und die Helden, reich an Ehre,
Die einst von West, aus Lusitanenland,
Durchzogen nie zuvor befahrne Meere
Nach Ost bis jenseits Taprobanes Strand,
Starkmutig in Gefahr und Kriegsbeschwere,
Wie nimmer sonst sie Menschenkraft bestand,
Und fern, inmitten fremden Volks, erschufen
Ein neues Reich, zu Macht und Glanz berufen:

Und all die Fürsten auch, die, wohlberaten,
Glauben und Reich ausbreitend, sich geweiht
Ruhmvollem Werk und die verruchten Staaten
Asiens und Afrikas verheert im Streit,
Und jene Schar, die durch beherzte Taten
Sich vom Gesetz des Todes sieht befreit,
Will mit Gesang ich vor der Welt erheben,
Wenn Geist und Kunst begünst'gen mein Bestreben.

Vergessen sei, was lang auf Meeresbahnen
Ertrug der schlaue Griech' und Trojas Held;
Verschwiegen sei der Ruhm, den ihren Fahnen
Einst Alexander und Trajan gesellt;
Mein Lied besingt den Mut der Lusitanen,
Dem sich zu Dienst Neptun und Mars gestellt;
Vergessen sei der Heldensang der Alten;
Denn hier erstehn erhabnere Gestalten.

Es zeichnet sich hierin der Sänger der Renaissance-Epoche, dessen Größenmaß die antike Welt ist, dessen jugendliche Heldenideale der Schule, nicht dem Leben entstammten, dem kriegerische Weltherrschaft als das Höchste und Erhabenste auf Erden erschien. Schon in seiner Jugend begannen indes die Heldengestalten der Griechen, Mazedonier und Römer vor demjenigen zu erblassen, was er noch in lebendiger Unmittelbarkeit vor sich sah. Das kleine Portugal war zur Weltmonarchie emporgestiegen. Seine Seehelden hatten Afrika, Vorderindien, Hinterindien, China, die Inseln des Stillen Ozeans dem Weltverkehr erschlossen. Seine Entdecker hatten zuerst die kühne Fahrt um den Erdball glücklich zu stande gebracht. Jahr für Jahr verließen neue Scharen von mutigen Eroberern die Reede von Lissabon, Jahr für Jahr brachten reichbeladene Schiffe die Schätze Indiens in die immer glänzender aufblühende Königsstadt. Unbesieglicher Mut, persönliche Tapferkeit, Abenteuer aller Art zu Land und zu Wasser umgaben die Führer der großen Unternehmungen mit dem Zauber unverwelklichen Ruhmes. Der fromme, wissensdurstige Prinz Henrique, der am Meeresstrande von St. Vincente, vor

dem Kruzifix, zwischen Atlanten, Globen und Quadranten, all die großen Seezüge geplant — der kluge Vasco da Gama, der unter zahllosen Mühen und Gefahren dreimal nach Indien fuhr — der eherne Affonso d'Albuquerque, der als Capitão geral und Governador mit seinem kaltblütigen Mut und seiner unerbittlichen Feldherrnstrenge die Herrschaft über den Indischen Ozean ertrotzte — der von Portugal schnöde abgewiesene Magalhaens, der Malaka hatte erobern helfen und dann den Seeweg über Amerika nach den Philippinen und Molukken eröffnete — — das waren wirklich Charaktere, welche die Helden- und Wunderwelt der Odyssee und der Äneis in den Schatten stellten. Durch sie erschloß sich erst eigentlich der Erdball den Völkern Europas. Mit ihnen, nicht mit der sog. Reformation, beginnt recht eigentlich die moderne Zeit. Glaubensmut und Rittersinn des Mittelalters haben die engen Schranken gesprengt, welche keineswegs religiöse Befangenheit, Mangel an Wissensdrang oder Tatenlust der mittelalterlichen Welt gezogen hatten, sondern lediglich äußere Zufälligkeiten, eine noch aus dem Altertum ererbte geographische Überlieferung, Mangel an Mitteln des Verkehrs, technische Schwierigkeiten, die sich nur langsam durch immer fortschreitende Entdeckungen überwinden ließen. Unverkennbar ist dabei auch die Hand der Vorsehung, welche das kühne Wagnis eines Bartholomäus Dias, eines Cabral oder eines Gama ebensogut ein Menschenleben früher — ein Jahrhundert, ja zwei Jahrhunderte früher hätte anregen und gelingen lassen können. Ein Sturm verschlug die Schiffe des Prinzen Henrique nach Madeira; im Sturm fuhr Dias um das Cabo Tormentoso herum und machte es zum Vorgebirge der guten Hoffnung; ein Sturm trieb Cabral an die Küste von Brasilien; aller Tatendrang, aller menschliche Scharfsinn und Fortschritt hätte die großen Entdeckungen noch lange der Ungewißheit überlassen, wenn der Herr des Weltalls nicht zu der Zeit, die er bestimmt, den richtigen Seesturm entfesselt hätte. Gerade in dem Zusammenwirken der göttlichen Vorsehung mit den Plänen, Berechnungen und kühnen Wagnissen der Menschen lag der Zauber einer Poesie, die unsern heutigen glaubens- und liebeleeren, mechanistischen und realistischen Geschlechtern fast ganz abhanden gekommen ist. Sie glauben mit Kompaß und Anemometer den Augenblick ausklügeln zu können, wo der mechanisch prästabilierte Menschengeist ganz notwendig aus sich und ohne Gottes Hilfe Amerika entdecken und um das Kap der Guten Hoffnung herumkommen sollte.

Für Camoens lagen die Dinge noch nicht so. Seine Zeit war noch voll mächtigen, tiefen Glaubens. Die Helden Portugals hatten ihre menschlichen Schwächen; doch der Geist der Kreuzfahrer lebte noch in ihren Herzen fort, und der Name des Erlösers war ihnen eine geheiligte, segenverheißende Parole. Albuquerque und Magalhaens waren erst ein paar Jahre tot, Vasco da Gama starb, als der junge Dichter geboren wurde. Dieser wuchs

in dem Ruhmesglanze auf, der jene unmittelbar nach ihrem Tode umgab. Er lernte als Knabe noch Greise kennen, welche mit den kühnen Entdeckern gelebt und sie auf ihren Fahrten begleitet hatten. In diesem Glorienschein portugiesischen Nationalruhmes zum Manne herangereift, fand der Dichter in ihm jenen Mut und Trost, der ihn über den tiefsten Gram eines gefühlvollen Herzens emporhob. Gleich jenen ehernen Herzen bebte auch er nicht vor des Meeres Groll, vor Schiffbruch und Stürmen, vor Indianerpfeilen und schnödem Verrat, vor der Sonnenglut und dem Fieberodem der tropischen Zone. Mutig folgte er ihren Bahnen, nach Ceuta, nach Mozambique, nach Goa, nach Malaka, bis an das noch immer verschlossene Tor Chinas — das ferne Macao. Wie sie vertraute er nicht so sehr auf die Kraft der eigenen Faust, auf das Glück des eigenen Sterns, sondern weit mehr auf die Führung des höchsten Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Begann auch der Ruhm der portugiesischen Waffen sich in mancher Hinsicht zu trüben, so verzweifelte Camoens doch bis zum Tode nicht daran, und Portugals Heldenzeit war wirklich noch nicht vorüber. Männer wie die beiden Brüder Alvaro und Fernando de Castro, der glorreiche Verteidiger Ceutas Pedro de Meneses und der Seeheld Philipp de Meneses, und ein anderer Pedro de Meneses, der als Kommandant von Tanger gegen die Mauren fiel, der ältere Hector de Silveira, der im Kampf um die Insel Beth an seinen Wunden starb, erneuerten die kühnen Waffentaten der früheren Conquistadoren; Pedro de Souza, der jüngere Hector de Silveira, Vasco de Ataide, Francisco de Almeida, Francisco de Mello, lauter persönliche Freunde des Dichters, taten sich durch Mut und Tapferkeit in Indien hervor; P. Gonzalo de Silveira S. J. starb 1561 in Afrika den Martertod; Manuel de Souza Sepulveda ward durch seinen tragischen Schiffbruch am Kap der Guten Hoffnung gleich nach seinem Tode zum Helden einer Epopöe; Camoens selbst, der im Kampf bei Ceuta das eine Auge verlor, in den Fluten des Mekong nur sein Leben und die Blätter seiner begonnenen Dichtung gerettet hatte, durfte in gerechtem Hochgefühl sich an den jungen König Sebastian wenden, der, von demselben Rittersinn beseelt, die kühnsten Unternehmungen plante:

Und Ihr, nach Gottes Rat als Schirm und Schanze
Der alten Freiheit Portugals geweiht,
Als sichre Bürgschaft, daß zu Glück und Glanze
Der Christenheit geringe Schar gedeiht,
Ihr, neues Schreckensbild der Mohrenlanze,
Verhängnisvolles Wunder unsrer Zeit,
Der Welt geschenkt von Gott, sie ganz zu lenken,
Um Gott ein groß Gebiet der Welt zu schenken:

Ihr, neuer Blütensproß, vom Baum getragen,
Den Christus liebt von allen rings zumeist,
Die man im Westen sieht zum Himmel ragen,

Und allerchristlichst und cäsarisch heißt,
Wie's Euer Schild, der aus vergang'nen Tagen
Den Sieg vergegenwärtigt, klar beweist,
Wo Euch die Male, die er selbst sich weiland
Am Kreuz gewann, als Wappen gab der Heiland:

Ihr, mächt'ger Fürst, deß weitgestreckte Lande
Zuerst die Sonn' am Morgen muß beschaun,
Mittags bestrahlen dann vom höchsten Stande
Und grüßen noch zuletzt im Abendgrau'n;
Ihr, Rächerheld, durch den in Schmach und Bande
Das schnöde Volk in ismaelschen Gau'n,
Im Ost die Türken und die Heiden sinken,
Die noch die Flut des heil'gen Stromes trinken:

Laßt kurze Zeit die Majestät sich neigen,
Die Euch die junge Stirn so hehr umwebt,
Als wäre schon vollbracht der Jahre Reigen,
Bis einst Ihr spät zum ew'gen Tempel schwebt;
Laßt Euer Auge Königshuld bezeigen
Dem Staube, draus ein neues Bild sich hebt
Von Liebe zum gewalt'gen Werk der Ahnen,
Dran Vers' in reicher Fülle hier gemahnen.

Hier seht Ihr Heimatliebe, nicht geleitet
Von feilem, nein! von hohem, ew'gem Lohn;
Denn reich belohnt ist, wer sich Ruhm bereitet
Als Herold seines Volks und treuer Sohn;
Hört jener Namen denn im Lied verbreitet,
Die, Euch ergeben, stehn um Euern Thron,
Und laßt Euch, was erhabner sei, vermelden:
Ob Herr der Welt zu sein, ob solcher Helden.

Aus der fast unabsehbaren Masse poetischen Stoffes, welchen die portugiesische Geschichte bot und welche Camoens zu einem Gesamtbilde vereinigen wollte, hob er mit Recht das Zeitalter der Entdeckungen hervor; es bezeichnete die Höhe des portugiesischen Weltruhmes; die früheren Zeiträume der Geschichte Portugals verhielten sich dazu nur wie vorbereitende Stadien. Alle Heldenzüge der Maurenkriege erneuerten sich da, aber mit dem gewaltigen Ausblick über beide Hemisphären, über die gewagtesten Meerfahrten, über alle Herrlichkeiten der Tropenzone, über die fremdartige Menschenwelt des fernsten Orients. Der Dichter konnte eine lusitanische Ilias schreiben. An den blutigsten Kämpfen, an den kühnsten Heldentaten fehlte es nicht. Albuquerque hatte Züge des Agamemnon wie des Achilles. Camoens zog indes eine Odyssee vor, wenn man so sagen darf. Denn der Vergleich stimmt nicht ganz. Die großen Entdeckungsfahrten hatten mit der Odyssee wohl das Abenteuerliche gemein, aber sie näherten sich durch das kriegerische, heroische Element zugleich der Ilias. Unter den verschiedenen Fahrten wählte Camoens die erste des

Vasco da Gama. Sie war die entscheidendste. Sie faßt alle Fährlichkeiten, alle Leiden, alle Erfolge der bisherigen Entdeckungsreisen zusammen, krönt sie und eröffnet die Zeit der festen, gesicherten Kolonialherrschaft. Sie stand der Gegenwart noch nahe genug, um lebhaftes Interesse zu erwecken, sie war aber auch schon entlegen genug, um den Dichter nicht allzu chronistisch einzuschränken. An diese erste Fahrt des Vasco da Gama, welche vom 8. Juli 1497 bis zum 30. August 1499 dauerte, beschloß Camoens nach dem Vorbilde der alten Epiker, besonders des Virgil, in poetischer Weise alles anzuknüpfen, was ihm Sage und Geschichte zum Ruhme seiner Heimat bot. Nach der feierlichen Einleitung seines Heldenliedes versetzt er uns alsbald schon in medias res, über das Vorgebirge der guten Hoffnung hinaus, in die Nähe von Madagaskar, und zeichnet in einigen wenigen Meisterzügen das Bild der dahinsegelnden Flotte:

Schon kamen sie durchs offne Meer gezogen,
Wo leicht die ruhelose Flut sie trug;
Das Segelwerk, sanft aufgebauscht im Bogen,
Durchsäuselte gelinder Lüfte Zug;
Mit weißem Schaume waren rings die Wogen
Der See bedeckt, allwo der Schiffe Bug
In raschem Lauf durchschnitt die heil'gen Wellen,
Drin Proteus' Herden sich zum Spiel gesellen.

Unzweifelhaft hätten die verschiedenen Abenteuer der Entdeckungsfahrt, die wiederholten Landungen und die Besitzergreifung Indiens, untermischt mit der Charakteristik der Helden, glänzenden Bildern der Tropenländer, lebendigen Meerschilderungen, bedeutsamen Dialogen, romantischen Episoden aus der früheren portugiesischen Geschichte, prophetischen Blicken in die Zukunft, völlig hingereicht, ein ungemein reiches, lebensvolles Epos zu gestalten. Die Christianisierung all der neuentdeckten Länder bot einen tiefen, religiösen Hintergrund; die Legende des heiligen Apostels Thomas, der bis nach Indien vorgedrungen sein sollte, und das Wirken des hl. Franz Xavier, der nur einige Jahrzehnte später bis hinüber nach Japan zog, konnten in günstigster Weise in die Dichtung verschmolzen werden; Vasco da Gama selbst ist nicht nur als Nationalheld, sondern auch als Herold des christlichen Glaubens aufgefaßt, nimmt bei jeder wichtigen Angelegenheit, gleich Tassos Gottfried, seine Zuflucht zum Gebet, steht unter besonderer Leitung der Vorsehung und legt schon gleich beim ersten Zusammentreffen mit einem Mohammedaner sein feierliches Glaubensbekenntnis ab:

Deß Lehre folg' ich, der erhaben waltet
Und Geistiges und Körperhaftes lenkt,
Der all die Welt mit allem hat gestaltet,
Was denkt und fühlt und nimmer fühlt und denkt;

Der angespien, gepeinigt und zerspaltet
An Fuß und Hand, am Kreuze war gehenkt;
Und der vom Himmel stieg zur Erde nieder
Und von der Erd' uns hob zum Himmel wieder.

Was uns der Gottmensch hinterließ als Lehre,
Ich führ' es bei mir nicht in Druck und Schrift,
Weil Bücher, drin es steht, ich nicht entbehre,
Seit mir's ins Herz eingrub ein andrer Stift.

Hätte der Dichter sich mit den poetischen Motiven, Überlieferungen und Formen begnügt, welche ihm diese tiefreligiöse Anschauung an die Hand gab, so hätten sich dieselben mit den historischen und nationalen Elementen seines Stoffes zu einem überaus harmonischen Ganzen verschmelzen müssen; der Gegensatz des Mohammedanismus und der heidnischen Religionen des Orients zum Christentum hätte dabei den Gehalt vertieft, dem Erhabenen und Wunderbaren einen weiten Spielraum eröffnet. Camoens war indes nicht Theologe, sondern durch und durch Humanist. So ernst christlich er im Grunde seines Herzens gesinnt war, so wenig er in religiösem Sinn den antiken Göttern huldigte, so lebhaft schwebten ihm dieselben als poetische Phantasiegestalten vor. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo Poet und Humanist nahezu gleichbedeutend waren. Architektur, Skulptur und Malerei waren zu antiken Vorbildern zurückgekehrt. Gestalten der alten Götter schmückten die Paläste der Großen, Genien und allegorische Figuren in antikem Stil das christliche Heiligtum. In allen Schmuck, in alle Zier des häuslichen und öffentlichen Lebens drang dieser seltsame Widerschein des alten Hellas und Rom ein, durch geniale Meister zu wahrer Kunst erhoben, durch geringere Talente und Pfuscher verflacht und mit widerstrebenden Elementen verquickt, durch die leichtlebige Prunksucht der höheren Gesellschaft zur sinnenschmeichelnden Modetändelei herabgesetzt. In der Poesie galt das Künstliche, selbst das Gekünstelte oft mehr als das Einfache, Natürliche. Anstatt gleich den Alten die Natur nachzuahmen, ahmte man die Alten nach, in der Gesamtlage der Kunstwerke wie in ihrem einzelnen Schmuck, in Stil und Sprache. Das Ohr gewöhnte sich an die mythologischen Namen des Altertums wie das Auge an die mythologischen Gestalten; man nahm selbst keinen Anstoß mehr, die heiligsten Geheimnisse des Christentums mit Formeln zu bezeichnen, welche in der alten Welt einst der offizielle Ausdruck des Götzendienstes gewesen. Es waren bloße Formeln, aber sie sagten dem allgemeinen Geschmack mehr zu, als die einfach schlichte, erhabene Sprache der Heiligen Schrift. Wie das Drama der alten Welt um jene Zeit noch von keinen Kunstleistungen der christlichen Völker übertroffen oder auch nur an künstlerischer Schönheit erreicht worden war, so hatten die romanischen Völker auch keine Epen aufzuweisen, die an Kunstvollendung jene des Homer und Virgil übertrafen.

Wie bezaubert sah man deshalb zu diesen großen Vorbildern auf. Es ist durchaus nicht auf Frivolität oder heidnische Gesinnung zurückzuführen, daß die feingebildetsten poetischen Naturen an der Götterwelt des Olymps ein unwiderstehliches Gefallen fanden. Sie bildet eben einen der wichtigsten und poesievollsten Bestandteile jener Epen. Zwischen den erhabenen Ernst der unsichtbaren Welt, welche der Grieche in seinem Schicksal ahnte, und zwischen das Schlachtengetümmel und die Abenteuer der Menschen hienieden, rückte die dichtende Phantasie eine nur ihr angehörige Welt, welche das Treiben der Erdenkinder zu höheren, feineren Typen gestaltete, die unsichtbaren Ratschlüsse in den anziehendsten Ratsversammlungen verkörperte, den unfaßbaren, geheimen Mächten der Natur Gestalt und Namen gab, ihren Einfluß auf das Los der Sterblichen mit jenem einer höheren, göttlichen Macht verknüpfte und Himmel, Natur und Menschheit zu einem lebendigen, faßbaren, gestaltenreichen und ebenso harmonischen Ganzen verband. Man nehme die Götter aus der Ilias hinweg, und es bleibt nur eine ermüdende Kette von Schlachtenbildern übrig; man streiche sie aus der Odyssee, und die Abenteuer des schlauen Helden verlieren fast allen ihren Zauber. Ariosto hat durch alle Schätze seiner Phantasie jene harmonischen Fiktionen der griechischen Fabel nicht zu ersetzen vermocht; über Miltons und Klopstocks Engelwelt waltet der tiefe Ernst einer theologischen Vorlesung; die Götter der Edda sind trüb und melancholisch gegen jene des Olymps; im Nibelungenliede mildert nur selten ein freundlicher, heiterer Strahl die furchtbare Tragik einer gigantisch angelegten Menschenwelt; nur in der Verbindung der mittelalterlichen Legende mit germanischen Sagen hat das Epos einen Kreis des Wunderbaren gewonnen, der sich an poetischem Reiz mit jenem der hellenischen Götterfabel vergleichen läßt.

Am großartigsten hat dies Wolframs „Parzival" erreicht. Die meisten übrigen christlichen Epiker sind, wenn sie das Religiöse vorwalten ließen, dunkel, abstrakt, einförmig geworden — oder haben, wenn sie vorherrschend dem Weltlichen huldigten, sich ins Phantastische, Sinnliche und Abenteuerliche verloren. Den immensen Schatz des Geheimnisvollen und Wunderbaren, das im Christentum liegt, hat im Grund noch keiner nach seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit zu Dichtungen gestaltet, die, wie jene Homers, auf alle folgenden Zeiten einen gleich unbesieglichen Zauber ausgeübt hätten.

Wenn man das alles zusammenhält, so wird man es nicht unbegreiflich finden, daß Camoens kein Bedenken trug, den Olymp Homers ohne alle weiteren Umstände in seine Dichtung aufzunehmen, ja teilweise den Plan derselben darauf zu bauen und selbst vor den wunderlichsten Konsequenzen nicht zurückzuschrecken, die eine solche Mischung christlichen Gedankens mit antiken Formen haben mußte. Er war in diesen Formen aufgewachsen. Sie waren ihm zur zweiten Natur geworden. Sie bevölkerten Erde, Luft

und Ozean mit schönen, malerischen, lebendigen Gestalten, personifizierten die erhabenen Erscheinungen der Natur, rückten zwischen die tiefreligiösen und patriotischen Grundgedanken der Dichtung und die realistischen Bilder einer langwierigen Seefahrt eine phantasiereiche Mittelwelt, die den Ernst des Göttlich-Erhabenen dämpfte und doch dem Gewöhnlichen den Reiz des Wunderbaren verlieh. Er wollte zeigen, daß das kleine Portugal die Heldentaten von Rom und Hellas verdunkelt habe. Warum sollte er nicht die alten Götter herbeibeschwören und den Wettstreit selbst entscheiden lassen? Daß sie ihm nichts waren als eine anmutige Phantasmagorie, konnte in den Reden der Hauptheldeu genugsam hervortreten, ohne daß die Illusion dadurch völlig zerstört ward. Wie sich im Leben der Zeit die altklassische Bildung mit den ritterlichen Ideen des Mittelalters und mit dem Unternehmungsgeist der anbrechenden Neuzeit verschmolzen hatte, so konnten die anscheinend unversöhnlichen Elemente sich auch in der Dichtung freundlich vermählen. Camoens wagte es.

I. Nachdem wir kaum die Flottille Gamas bei Madagaskar gesehen, versetzt uns der Dichter in den alten Olymp, zur Ratsversammlung der Götter. Was im Schoße der christlichen Vorsehung längst beschlossene Sache, entwickelt Jupiter in feierlicher Thronrede der ihm untergeordneten Götterwelt: Portugal soll die Herrschaft über Indien erhalten. Venus und Mars unterstützen seinen Plan; Bacchus, der alte Herrscher des Orients, erhebt sich dagegen. Merkur wird abgeordnet, um den kühnen Seefahrern den Weg zu weisen, und damit endigt diese erste Götterszene, einer zierlichen Renaissance-Arabeske vergleichbar, die in leichten Zügen das Hauptbild umrahmt. Während Vasco de Gama eben das Zeichen zur Weiterfahrt gegeben, umschwärmt eine Schar von afrikanischen Kähnen das Schiff. Man hält inne. Die Mohren steigen an Bord. Gama zieht Erkundigungen ein. Am andern Tage wird dem Führer das Schiff gezeigt. Gama verlangt einen Lotsen für die Weiterfahrt nach Indien. Jetzt aber greift Bacchus ein, nimmt selbst die Gestalt eines alten Mohren an, welcher dem Herrscher von Mozambique als Hauptberater diente, und rät diesem, einen trügerischen Lotsen an das Schiff zu senden, um dasselbe in einen Hinterhalt zu locken. Die Portugiesen merken jedoch zur rechten Zeit die List und kämpfen sich frei; gehen aber bald auf eine neue List des tückischen Führers ein, der sie auf eine von Christen bewohnte Insel zu führen verspricht.

II. Bacchus nimmt nun die Gestalt eines frommen Christen an, zaubert in einem Haus der Insel einen Hausaltar her, auf dem die Sendung des Heiligen Geistes als Altarblatt prangt. Boten laden die Portugiesen zu ihm. Gama schickt Sträflinge, die ihr Leben verwirkt haben. Sie finden den betenden Bacchus und zweifeln nicht, daß er ein Christ sei. Man schickt sich deshalb zur Landung an; aber Venus und die Nereiden verhindern

dieselbe. Die tückischen Boten des Mohren verraten sich. Gama erkennt, in wie großer Gefahr er geschwebt, und wendet sich in herzlichem Gebete zu Gott, um endlich einen sichern Landungsplatz und einen Führer für die Weiterfahrt zu erhalten. Anstatt eines Engels oder eines Heiligen kommt ihm aber wiederum — die schaumgeborne Venus zu Hilfe. Im Vollglanz ihrer Schönheit naht sie Jupiters Thron und legt, mit allen Künsten weiblicher Schmeichelei, ihr Bittwort für die bedrohten Lusitanen ein. Zeus greift, um sie zu trösten, dem ganzen Lauf der nächsten Zukunft vor, erzählt der lieben Tochter alle Siege und Triumphe ihrer Schützlinge und schickt abermals Majas Sohn aus, um vorläufig Gamas Flottille weiterzubringen. Dieser mahnt dann den Admiral im Traume, unverzüglich voranzusegeln, und bringt ihn glücklich nach Melinde, wo sie günstige Aufnahme finden und schon am Vorabend die bevorstehende Landung mit einem Feuerwerk festlich einleiten:

Da rauscht's und knallt's von strahlenden Geschossen,
Nachahmend zitternder Kometen Glut;
Die Feuerwerker mühn sich unverdrossen,
Daß laut erdröhnen Luft und Land und Flut;
Weit schleudern der Kyklopen Kunstgenossen
Brandkugeln, die erglühen rot wie Blut;
Zum Himmel schallt im Donner der Kartaunen
Der Lärm der Trommeln, Pfeifen und Posaunen.

Antwort erfolgt entlang des Uferwalles:
Da dreht sich mit Gekrach der Strahlenkranz;
Das Feuerrad versprüht gewalt'gen Knalles
Den Schwefelstaub nach raschem Wirbeltanz;
Aufjauchzend schreit das Volk verworrnen Schalles;
Die Meeresflut erglüht im Flammenglanz
Und rings der Strand; so grüßt auf Flott' und Reede
Ein Volk das andre, wie in Kampf und Fehde.

Am andern Tage fahren sich König und Admiral in prächtig geschmückten Kähnen entgegen, und Gama nimmt den Monarchen nach herzlichem Willkomm an Bord seines Schiffes. Der Herrscher von Melinde aber wünscht vor allem genaue Auskunft über Portugal, seine Bewohner und seine Geschichte.

III. Hier ist die Dichtung an dem Punkte angelangt, um welchen es Camoens am meisten zu tun war. Er wollte die gesamte Heldengeschichte Portugals in *ein* glänzendes Bild zusammendrängen, und Gama selbst, der glücklichste und ruhmreichste der Entdecker, sollte gewissermaßen zum Herold der früheren Helden werden. In glänzendster Audienz soll der erstaunte Orient all die Ruhmestaten vernehmen, durch welche das kleine Portugal zur Weltmacht emporgewachsen. Der Dichter, als ob erst hier sein eigentliches

Epos begänne, ruft Kalliope an, und Gama holt nach feierlicher Einleitung abermals weit aus. Die ganze Geographie Europas wird poetisch skizziert, um endlich auf Portugal zu kommen:

Und sieh, am Haupt Europas liegt gebreitet
Der Lusitanen Reich als Scheitel fast,
Wo sich das Land verengt, das Meer sich weitet,
Und Phöbus sucht im Ozean sich Rast;
Dies Volk vertrieb, durch Gottes Rat geleitet,
Den schnöden Mauritanen, Joch und Last
Abschüttelnd, und verwehrt ihm, dort im heißen
Afrika sich der Ruhe zu befleißen.

An die Mythe des fabelhaften Hirten Lusus, von dem das Land den Namen Lusitanien erhalten, reihen sich dann sofort die romantischen Gestalten der wirklichen Geschichte: jener Heinrich von Burgund, welcher im Kampfe gegen die Mauren zuerst Portugals Unabhängigkeit begründete — seine Gemahlin, die schnöde Rabenmutter Therese, welche zu Gunsten ihres Liebhabers Perez ihr eigen Kind, den rechtmäßigen Thronerben Alfonso, beseitigen wollte, — dann dieser glorreiche Prinz, der in der Schlacht von Ourique die Macht der Mauren für immer bricht, Festung um Festung erobert und seinem Sohn Sancho ein selbständiges Königreich hinterläßt, — nach diesem Sancho I., Alfonso II., Sancho II., der tapfere Alfonso III., König Diniz, der Vater des Vaterlandes, der Ackerbauer (Lavrador) und Troubadour, Alfonso IV., ein schlechter Sohn, aber ein tüchtiger König. In voller epischer Breite ist die große Maurenschlacht am Salado ausgemalt. Darauf folgt die rührende Episode jener Ines de Castro, welche der Erbprinz Pedro I. gegen den Willen des Vaters sich angetraut und welche deshalb von dem ergrimmten Vater grausam ermordet ward. Pedro I. wird durch dieses furchtbar herbe Schicksal zum harten, grausamen Richter, während sein Sohn Fernando schnöder Weichlichkeit sich ergibt. Der Dichter macht sich durchaus nicht zum ausschließlichen Lobredner der Könige, sondern zeichnet ihre Gestalten mit Licht und Schatten zugleich treu und echt poetisch in jenem bunten Wechsel, den die Geschichte selbst bot. Mit Recht aber hat die rührende Geschichte der Ines immer die meiste Anziehungskraft behauptet, weil der Dichter den ergreifenden Stoff mit der ganzen Innigkeit echter Volkspoesie durchdrungen hat.

Zum heitern Himmel in Geseufz' und Weinen
Hebend die Augen mit verzagtem Blick —
Die Augen, weil die Händ' ihr die gemeinen
Freiknechte festgeschnürt mit hartem Strick —
Und dann die lieblichen, geliebten Kleinen
Betrachtend und ihr trauriges Geschick,
Einst mutterlos zu gehn bedrohte Bahnen,
Sprach so die Mutter zum entmenschten Ahnen:

„Wenn roh Getier, deß Trieb' allein auf Beute
Anlegte die Natur so wüst und wild,
Und rauh Gevögel, das in Waldgereute
Und Flur nach Raube die Begierde stillt,
Vormals an Säuglingen, gemäß der Leute
Aussagen, sich gelind erwies und mild,
Wie man's an Ninus' Mutter einst erschaute
Und jenem Brüderpaar, das Rom erbaute:

„O du, an Haupt und Leib als Mensch gestaltet —
Wenn der ein Mensch ist, der mit kaltem Erz
Ohnmächt'gem Weib die schwache Brust zerspaltet,
Weil sie besiegt dem Sieger gab das Herz —
Der Kinder Schmerz, o sieh ihn nicht verkaltet,
Wie du verkaltet siehst der Mutter Schmerz;
Rührt dich die Schuld nicht, die ich nicht verschuldet,
So rühre dich, was sie und ich geduldet."

Der grausame König wird durch diese Bitten erweicht. Er stürzt hinweg; doch seine Leute vollziehen den unmenschlichen Mord, zu dem er sie vorher aufgestachelt:

Wie eine Blume, weggerafft zum Kranze,
Als kaum der Lenz den ersten Strahl ihr bot,
Und bald von Mädchenhand bei Spiel und Tanze
Arglos zerdrückt - Maßliebchen, weiß und rot,
Entsagen muß all ihrem Duft und Glanze:
So liegt das holde Weib verbleicht und tot,
Und Rosenrot und Lilienweiß entschweben
Vom Angesicht mitsamt dem süßen Leben.

IV. Das fesselnde Geschichtsbild, ein glänzendes Beispiel, wie sich der Stoff einer Reimchronik zur höchsten Epik gestalten läßt, spinnt sich noch in die zwei folgenden Gesänge hinüber. In kurzen, mächtigen Zügen sind die inneren Wirren Portugals gezeichnet, welche die ehebrecherische Verbindung Fernandos mit Leonor Tellez und die unglückliche Heirat seiner Tochter Beatrix mit Juan I. von Kastilien zur Folge hatten. Ein lebendiges, prachtvolles Schlachtgemälde führt das Entscheidungstreffen bei Aljubarrota (14. August 1385) vor, durch welches Johann I., ein unehelicher Sprosse Pedros des Gestrengen, über die Blüte des kastilianischen Adels triumphierte und Portugals Selbständigkeit rettete. Dem Heldentod des standhaften Prinzen, dessen religiöse Motive Calderon so unsterblich weihevoll verherrlicht hat, weiht Camoens leider nur zwei Strophen und führt auch in diesen das Lob des Helden auf den prosaischen Refrain zurück:

Mehr gilt der Staat ihm als das eig'ne Beste.

Die epochemachende Tätigkeit des Prinzen Heinrich des Seefahrers ist an dieser Stelle völlig übergangen, später nur in ein paar Versen erwähnt.

Aller Ruhm der aufblühenden portugiesischen Meeresherrschaft wird an die Namen der Könige Duarte, Alfonso V., Johann II. und besonders Manoel geknüpft. Dem letzteren erscheint der Flußgott Ganges im Traum und ermahnt ihn, Leute zu senden, um ihn in Tributpflicht zu nehmen, worauf der König dann Rat hält und Vasco de Gama zu der wichtigen Fahrt auserkürt. Herrlich ist der Abschied der Flotte von Lissabon beschrieben, die Rüstung, der letzte Gottesdienst mit Beicht und Kommunion, die Klagen der Frauen, besonders aber das Mahnwort eines Greises, der die scheidenden Helden an die vanitas vanitatum aller irdischen Bestrebungen erinnert:

O Herrscherwahn! o nichtiges Begehren
Nach solchem Nichts, wie man's im Ruhm erkennt!
O flüchtiger Genuß, entfacht vom leeren
Lüftchen der Volksgunst, das man Ehre nennt!
Welch harte Strafen nach Verdienst beschweren
Das tör'chte Herz, das heiß für dich entbrennt!
Wie bitter muß es mit Gefahren, Qualen,
Drangsalen, Weh'n und Toden dich bezahlen!

V. Ausführlich berichtet Vasco de Gama nun die Erlebnisse, Beobachtungen, Fährlichkeiten und Schreckniſſe seiner eigenen Fahrt von Lissabon bis Melinde. Wie schon Alexander v. Humboldt hervorgehoben, zeigt sich da Camoens als der glänzendste Meermaler unter den Dichtern. Man muß wirklich selbst auf der einsamen Meeresöde einhergefahren sein, oder den phantastischen Eindruck gewaltiger Felsengestade erlebt haben, um die volle Wahrheit und Poesie seiner Schilderungen zu würdigen. Aber auch das Gewöhnliche einer Seefahrt, Einsteigen, Landen, Einhersegeln des Schiffes, die Tätigkeit der Schiffsmannschaft, das Heranziehen des Sturmes, der Sturm selbst, das allmähliche Aufhören des Orkans, die unheimliche Windstille, die Pracht des Sonnenaufgangs und -Niedergangs auf offenem Meere, die Majestät des Sternenhimmels über der unbegrenzten Flut — kurz, alle die wechselnden Szenerien einer Meerfahrt hat Camoens mit jener glücklichen Mischung realistischer Beobachtung und idealistischer Auffassung zu zeichnen gewußt, welche die Naturbeschreibung zu wahrer Poesie macht. Berühmt sind vor allem seine Schilderung der Wasserhose und des Kaps der guten Hoffnung in diesem Gesange:

Ganz deutlich sah ich das lebend'ge Feuer,
Das allem Schiffervolk als heilig gilt,
Wenn Sturm und Ungewitter stets zu neuer
Drangsal die Luft verdüstern wüst und wild;
Nicht minder war's für all' ein ungeheuer
Weltwunder und erstaunlich Schreckensbild,
Als Meergewölk begann vor ihren Augen
Mit breitem Schlauch getürmte Flut zu saugen.

Ich sah es klar — und kann mit keinem Hauche
Mißtraun der Schau — vor meinem Blick entstehn
Gleich seinem Nebelduft und leichtem Rauche
Und bald, vom Wind erfaßt, sich wirbelnd drehn;
Dann ward es umgewandelt bald zum Schlauche,
So dünn, daß kaum das Aug' ihn konnte sehn,
Als drauf zum höchsten Pol er war gehoben;
Doch schien er mir aus Wolkenstoff gewoben.

Allmählich wachsend kam er hergezogen,
Bald wucht'ger noch als ein gewalt'ger Mast,
Hier dünner, dicker dort, wie aufgesogen
Mehr oder minder Flut sich hub in Hast;
Er schwoll und wogte mit dem Schwall der Wogen,
Und türmt' am Haupt sich eine Wolkenlast,
Die um so mehr zunahm an Macht und Masse,
Je mehr sie schlürft' und barg vom salz'gen Nasse.

Das Sturmkap hat Camoens zum gewaltigen Riesen — Adamastor — personifiziert, der dem vorüberziehenden Gama selbst seine Leidensgeschichte erzählt, wie er, vom Zauber der Thetis berückt, um ihre Liebe warb, von ihr wegen seiner Häßlichkeit erst zurückgewiesen, dann schnöde getäuscht, zum furchtbaren Felsungetüm erstarrte:

Zu harter Erd' erstarrt die Fleischeshülle,
Der Knochenbau versteint sich graß und kalt,
Indes sich weit hinein ins Flutgebrülle
Ausreckt und streckt die riesige Gestalt;
Kurz, meinen Leib in seiner Läng' und Fülle
Macht zum entleg'nen Kap die Allgewalt
Der Götter, und zu größ'rem Gram und Harme
Legt Thetis um mich stets die feuchten Arme.

Zwischen Naturschilderungen, wie diese, flicht Vasco de Gama die Erzählung der Leiden und Abenteuer, welche die kühnen Entdecker zu bestehen hatten, und ruft dann zum Vergleich die Wunderwelt der Odyssee herbei:

Laß Stürme sie in Lederschläuche pressen,
Kalypsos dichten, die um Liebe flehn,
Harpyen, die besudeln, was sie essen,
Und Helden, die zum Nachtgefilde gehn;
Wie fein und überfein sie auch bemessen
Die Wahngestalten und mit Schmuck versehn:
Dennoch besiegt die prunkenden Gedichte
Was ich erzählt, die wirkliche Geschichte.

VI. Mit dem folgenden Gesang kehrt der Dichter wieder zur Fahrt des Vasco de Gama zurück, welche man offenbar nicht als epische Haupthandlung in ängstlich-genauem, theoretischem Sinne nehmen darf, sondern

als poetischen Rahmen, welcher die übrige Heldengeschichte Portugals bedeutungsvoll einschließt, während die mythologischen Arabesken sich anmutig weiter zwischen Bild und Rahmen schlingen, beide in heiterer Abwechslung vereinigend.

Der Herrscher von Melinde ist über Gamas Berichte hochentzückt, erquickt die portugiesischen Helden mit Festlichkeiten jeder Art und gibt ihnen einen zuverlässigen Lotsen, der sie in kürzester Frist nach Indien bringen soll. Doch Bacchus ist damit noch keineswegs einverstanden. Grollend steigt er herab in den Palast des Neptun, dessen Herrlichkeiten in einer reizenden Beschreibung entfaltet werden. Es ist der Traum eines Poeten, der auf langer Seefahrt hundertmal in die unerforschten Tiefen hinabgeschaut und staunend die Mannigfaltigkeit der organischen Formen bewundert hat, welche sie bergen. Da glaubte er den Vater Ozeanus selbst zu sehen, und Triton, seinen Herold, wie ihn der Maler kaum malen, aber der Dichter wohlgemut schildern kann:

Ein langer Bursche war's, ein dunkelbrauner,
Des Vaters Ehrenhold und Reichsposauner.

Am Kinn das Haar und was ihm zum Genicke
Vom Schädel hing, war Tang, bedeckt mit Schlamm,
Und troff vom Schmutz und sagt' es jedem Blicke,
Daß unbekannt ihm wären Bürst' und Kamm;
Jedwede Spitze trug geschwärzte, dicke
Pfahlmuscheln rings umher gedrang' und klamm;
Den Kopf bedeckt' als Pickelhaub' ein krummer
Schildrücken, abgeschält vom Riesenhummer.

Nackt war der Körper — Arme, Rumpf und Beine,
Daß ungehemmt er schwimm' und leichtgestreckt,
Jedoch die Glieder allesamt durch kleine
Seetiere rings zu Hunderten bedeckt,
Durch Krebs' und Quallen, selt'ne wie gemeine,
Drin Phöbe Leben und Gedeih'n erweckt,
Durch Austern, moosumhüllte Schnecken, Quabben,
Meerasseln und vom Schild geschützte Krabben.

In seiner Hand das Muschelhorn, gebogen
Und wuchtig, bläst mit Macht er, daß es schallt
Klangreich und laut, durchschmetternd rings die Wogen
Der ganzen See, die braust und widerhallt,
Und flugs, vom Heroldsruf herbeigezogen,
Die Götterschar zum Burgpalaste wallt
Des Gottes, der gebaut Dardanias Mauern,
Die längst von Griechenwut verwüstet trauern.

Eine einzige Rede des Bacchus reicht hin, den Zorn der versammelten Meergötter gegen die Portugiesen zu erregen. Der kluge Proteus, der sie

mäßigen könnte, wird nicht angehört. Wirr stürzt alles aus der Versammlung, und es wird sofort zum Sturm geblasen. Die Gefährten des Gama vertreiben sich unterdessen die langen Stunden der Fahrt mit alten Rittergeschichten, von welchen der Dichter eine ausführlich einflicht — die Geschichte der „Zwölf von Engelland", d. h. zwölf portugiesische Ritter, welche unter Richard II., auf Einladung des Herzogs von Lancaster, des alten John von Gaunt, gen England zogen, um in großartigem Turnier die Ehre der höchsten englischen Damen gegen zwölf englische Ritter zu verteidigen, da sich kein Engländer fand, der den Strauß mit jenen zwölf Landsleuten zu bestehen wagte. Kaum ist das prächtige Turnier echt balladenmäßig erzählt, so bricht der Sturm los. Man glaubt ihn zu sehen und zu hören, so lebhaft ist die Schilderung:

Kaum sind die Rah'n entblößt, da tobt die schlimme
Windsbraut, daß jede Stange wankt und weicht;
„Streicht", ruft der Bootsmann mit gewalt'ger Stimme,
„Streicht", schreit er laut, „das große Segel streicht!"
Doch warten nicht die Wind' in wildem Grimme,
Bis man es strich; jach haben sie's erreicht
Und wüst zerfetzt in krachendem Gewitter,
Als wenn die Welt zerspräng' in Schutt und Splitter.

Zum Himmel auf und übers Meer ergellen
Notschrei und Lärm sofort vor Angst und Schreck;
Denn wie das Segel reißt, da stürzen Wellen
Jählings nach Wellen aufs geneigte Deck;
„Werft", ruft der Bootsmann all den Schiffsgesellen,
„Werft über Bord! werft alles frisch vom Fleck!
Zur Pumpe vor! heran der and're Haufen
Zur Pumpe vor! das Schiff ist am Ersaufen!"

Doch die entfesselten Elemente spotten aller Anstrengung der wackern Schiffsmannschaft. Bald treibt das Admiralschiff entmastet auf den Wogen umher:

Vasco de Gama, der das Ziel des Strebens
So nahe weiß und doch verloren gibt,
Da höllentief — er sieht es voll Erbebens —
Sich senkt die See und himmelhoch sich schiebt,
Von Angst verwirrt und ungewiß des Lebens,
Befiehlt sich, weil der Erdentrost zerstiebt,
Dem Himmelstrost, der rings im Wellenkreise
Unmögliches vermag, in dieser Weise:

„Göttliche Fürsicht und erhab'ne Wache,
Die Meer und Land und Himmel hält in Hut,
Die Kinder Israels der grimmen Rache
Der Feind' entzog in erythräischer Flut,

Huldvoll entriß dem Tod und Ungemache
Paulus in Syrtensand und Wogenwut
Und nebst den Söhnen gnädig barg den zweiten
Bevölk'rer der ertränkten Welt vor Zeiten:

„Wenn ich Gefahr und Not auf morschem Kiele
Durch Skyllen und Charybden überstand
Um Wege durch entleg'ne Syrten, Siele,
Untiefen und Akrokeraunien fand,
Warum entziehst du, wo wir jetzt dem Ziele
Der Müh'n entgegensehn, uns deine Hand,
Wofern dich nicht beleidigt unser Streben,
Nein! deinem Dienst wir widmen Leib und Leben?

„Glückselig, wer, durchbohrt von scharfen Speeren,
Den Horden Afrikas erlag im Streit,
Und hat im Mauritanierland dem hehren
Heilsglauben mutbeseelt den Arm geweiht;
Wen laut die Mitwelt pries und hielt in Ehren
Und nimmermehr vergißt die fernste Zeit;
Wer sterbend dort sich neubelebt gesehen,
Wo Todesruhm versüßt die Todeswehen!"

In der Schilderung dieses Sturmes erreichen die Seegemälde der Epopöe ihren Glanzpunkt. Das Gebet Gamas, das feierlich erhaben aus den tobenden Fluten emporklingt, ist der höchste und tiefste Weiheakkord der ganzen Dichtung. Beides hat der Dichter aus ganzer, voller Seele geschrieben. Jenen Sturm hat er selbst erlebt, jenes Gebet hat er selbst zum Himmel emporgesandt, als er an der Mündung des Mekong mit Sturm und Fluten rang und kaum sich und seine Dichtung dem drohenden Untergang entzog. Wenn Voltaire darüber witzelt, daß Venus das Gebet erhöre, das Gama an Christus richtet, so ist das eben Voltairesche Spötterei, eine unwürdige Mißkennung des Geistes, der die ganze Dichtung beherrscht. Oder ist es nicht ein feiner, echt künstlerischer Zug, wenn Camoens durch das zerrissene Sturmgewölk, auf Gamas Gebet, plötzlich das milde Licht des Morgensterns hervorleuchten läßt und, anstatt das allmähliche Aufhören des Sturmes in realistischer Naturbeschreibung darzustellen, seine feine, durch und durch poetische Beobachtung mit mythologisierenden Formen umgibt, wenn die rosigen Wolken zu schmeichlerischen Nymphen werden, welche mit ihren Liebkosungen den Zorn der unterseeischen Götter beschwichtigen, der Morgenstern zu der meerentstammten Göttin, welche den Alten als höchstes Symbol der Schönheit und alles besiegenden Liebe galt, der lichte Tag zum freudigen Vermählungsfest zwischen den ringenden Naturgewalten? So leicht ist das Allegorische nur dahingehaucht, daß jeder das wirkliche Naturbild ohne Mühe nur verschönert darin wiederfindet und freudig die Küste Indiens begrüßt, die im Morgenlande über den rasch vorübereilenden Phantasiegestalten sich zeigt. Wie wenig der

Dichter dabei jener weichlichen Sentimentalität huldigte, welche sich heute in jenem Götternamen selbst zu vergöttern pflegt, sagt das Manneswort, mit dem er rauh und ernst das entdeckte Indien begrüßt:

Im harten Kampf mit dräuenden Gewalten,
In Angst und Arbeit, Ungemach und Schweiß
Erwirbt der Ruhmesfreund und wird behalten
Auf dieser Welt Unsterblichkeit als Preis;
Niemals jedoch durch Prahlerei'n von alten
Stammbäumen und erlauchtem Ahnenkreis,
Noch durch Geträum' auf goldnen Bettgestellen
Und Polstern aus moskov'schen Zobelfellen.

Nicht bei verfeinten, üppigen Gelagen
Und weichlichem, erschlafftem Müßiggang;
Nicht bei verlor'nem Tändeln und Behagen,
Das hohen Sinn entnervt zu niederm Hang;
Nicht bei Begierden, die sich nichts versagen,
Wodurch das Glück uns mit verhohl'nem Zwang
Stets schmeichlerisch verlockt und unsre Schritte
Ablenkt von Mannestat und Heldensitte:

Nein! ringend mit gewalt'gem Arm nach Ehre
Als eigenstem Besitz und bestem Gut,
Wacht haltend mit gewucht'ger Waff' und Wehre
Und trotzend Wettersturm und Wogenflut;
Besiegend starren Frost zu Land und Meere
Im tiefsten Süd, entblößt von Schutz und Hut;
Verschlingend, nach Gefahr und Not, gekürzte,
Verschalte Kost, die bloß der Hunger würzte;

Und rasch vom Angesicht die Furcht verwischend
Und frei erscheinend, fest und unverwandt,
Wenn glühe Kugeln, schrill vorüberzischend,
Zerschmettern dem Gefährten Fuß und Hand:
So tut ein Held, abhärtend und erfrischend
Die inn're Kraft, Verzicht auf Geld und Stand,
Auf Geld und Stand, die mancher, Gunst erlugend,
Durch Glück gewinnt, nicht durch Verdienst und Tugend.

VII. Um die Bedeutung der großen Entdeckung in ein helleres Licht zu setzen, hält der Dichter dann eine Rundschau über sämtliche Völker Europas, wobei er zunächst den Portugiesen als „Mehrern" der Christenheit die Deutschen des Reformationszeitalters als „Minderer" der Christenheit gegenüberstellt:

Euch wen'gen, doch verweg'nen Portugiesen,
Die eure Minderzahl ihr nie bedenkt,
Euch, stets bereit, viel Tode zu erkiesen,
Wenn viele nur zum Lebenswort ihr lenkt,

Euch hat das Los der Himmel zugewiesen,
Daß, arm an Land und Macht, ihr reich beschenkt
Die heil'ge Christenheit mit neuen Gliedern;
So sehr erhöhst du, Jesu Christ, die Niedern.

Die Deutschen seht, wie stolz die große Herde
Auf weiten Au'n, nicht fürder untertan
Sankt Peters Stab, mit meut'rischer Gebärde
Dem neuen Hirten folgt auf neuer Bahn!
Seht, grassen Krieg beginnt sie voll Beschwerde,
Als sei ihr nicht genug der blinde Wahn,
Nicht um die Ottomanen zu befehd'gen,
Nein! sich des hehren Joches zu entled'gen.

Alle Völker sind von den Bahnen einer edeln, großen christlichen Politik abgekommen, befehden sich in elender Selbstsucht untereinander. Nur das kleine Portugal verfolgt noch die erhabenen Ziele der mittelalterlichen Christenheit. Indien wird nun beschrieben: Land, Volk, Sitten, Verfassung, Religion, Kastenwesen. Ein an die entlegenen Küsten verschlagener Maure dient als Führer und Erklärer. Er geleitet Gama ans Land, wo dieser vom Katual, dem obersten Beamten, empfangen und zum Samorim, dem Oberkönig, geführt wird. Gama benützt die erste prunkvolle Audienz, um sofort Handelsverbindungen anzuknüpfen. Der Samorim will erst Genaueres von den unerwarteten, fremden Gästen erfahren und sendet deshalb den Katual an Bord des Admiralschiffes.

VIII. Das gibt dem Dichter Gelegenheit, den geschichtlichen Kern seiner Epopöe sich weiter entwickeln zu lassen. An den Malereien des Admiralschiffes erklärt Gamas Bruder dem Katual in kurzen Zügen die gesamte portugiesische Geschichte, von Lusus, Heinrich dem Burgunder und Alfons I. an bis auf die berühmten Infanten Heinrich den Seefahrer und Pedro, und den tapfern Reichsverweser Dom Pedro, der in der Schlacht von Alfarrobeira (1449) fiel. Noch einmal greift jetzt Bacchus hemmend in die Erfolge der Seefahrer ein, indem er einen mohammedanischen Priester gegen sie aufstiftet. Dieser verdächtigt Gama beim Samorim. Der gewünschte Handelsvertrag wird hinausgeschoben. Gama selbst wird betrügerischerweise am Strande festgehalten und muß sich mit Waren von dem geizigen Katual loskaufen. So steht das ruhmreiche, portugiesische Rittertum, nachdem es über alle Elemente den Sieg davongetragen, am Schlusse vor dem Jammer des modernen Welthandels, vor Gott Mammon, der die Neuzeit beherrscht.

Zürnend wendet sich der Dichter gegen den schnöden Götzen, das Gold, das alles Edle, Hohe, Ideale zerstört:

Stadtmauern sprengt's und sprengt der Bürger Einheit,
Macht Freunde falsch und bringt sie auf Verrat;
Die Edelsten verleitet's zur Gemeinheit
Und beut die Feldherrn feil dem Feindesstaat;

Jungfrau'n beraubt's verführerisch der Reinheit,
Daß ohne Scheu sie gehn der Schande Pfad;
Die Wissenschaft verfälscht es trugbeflissen
Und blendet den Verstand und die Gewissen.

IX. Wie sollte nun aber die Dichtung schließen? Das haben sich die weisen Kritiker wohl nicht immer genug überlegt, welche gerne von den „Schwächen" derselben reden, besonders Voltaire, der in seinem gänzlichen Mangel an jeglicher Idealität hohnlachend darüber den Stab bricht. Die Rückfahrt ließ sich nicht beschreiben; sie wäre zur ermüdenden Wiederholung geworden.

Was zunächst im Plane des Dichters lag, war, auch noch die übrige Heldengeschichte Portugals, von Gama bis auf seine Zeit, in die bis dahin einheitliche Darstellung einzugliedern. Das konnte nur durch eine Art prophetischer Vision geschehen, wie sie Virgil im sechsten Buch der Äneis so wirkungsvoll angewandt hatte. Eine solche Vision ließ sich in eine zweifache Reihe von Formen bringen: in jene der stereotyp christlichen Vorstellungen oder in jene der dem Dichter geläufigen Renaissancegestalten. Es war abermals die Wahl zwischen Engeln und zwischen den Phantasiegebilden des alten Olymps, wie sie der Dichter bis dahin als bloßes Phantasiespiel für seine Dichtung verwendet hatte. Es versteht sich, daß er diesen so harmlosen Göttern unbedenklich treu blieb — und wem es einmal klar geworden, daß seine Venus mit ihrem Nymphenschwarm ihm durchaus nicht im antikmythologischen Sinne als Gottheit oder gar als Personifikation der schnödesten Wollust galt, sondern lediglich als symbolische Traumgestalt für alles Schöne und Anmutige zu Wasser und zu Lande, der wird gegen Camoens nicht strenger sein als die allerchristlichste Zensurbehörde, mit deren Genehmigung sein Epos gedruckt ward. Ganz wird sich ein tiefreligiöses Gefühl freilich kaum mit Fiktionen versöhnen, welche bald in der Erinnerung, bald in der Darstellung das Verfänglichste der alten Mythologie streifen und den Triumph des echtesten, ritterlichen Heldenmutes mit einem Zauberglanz wollüstigen Erdengenusses umgeben, wie er berauschend, verführerisch die Märchen des Orients durchschimmert. Kaum ist nämlich Vasco de Gama von Malabar abgereist, so übernimmt Kypros' Göttin die weitere Leitung seiner Fahrt und die Anordnung eines Siegesfestes, das sich in manchen Zügen kaum von einem üppigen Bacchanal unterscheidet. Camoens erklärt das alles aber ausdrücklich als bloße Allegorie.

X. Bloß poetisch betrachtet, ist diese Zauberinsel ein Meisterstück, freilich nicht in usum Delphini geschrieben. Im letzten Gesang befreit sich die dichterische Vision aber auch von allem, was das zarteste Gemüt verletzen könnte, und vollendet in wahrhaft großartigen Zügen die Gesamtaufgabe des Heldengedichts. In lieblichem Gesange feiert eine der Nymphen die späteren

portugiesischen Helden von Vasco de Gama bis auf König Sebastian — Pacheco, den Achill von Portugal — den tapfern Vizekönig Franz de Almeida und seinen Sohn Lourenzo — den ehernen Albuquerque, den Sieger von Ormus — Sequeira, den Erforscher des Roten Meeres — Duarte und Henrique de Meneses — Pedro Mascarenhas, den Eroberer von Bintam — Sampaio — Hector de Silveira — Nuno da Cunha — Garcia de Noronha — und all die übrigen Eroberer, Kämpfer und Sieger in Indien. Dann führt Thetis den Gama auf die Höhe der Zauberinsel und zeigt ihm hier in einer neuen Vision, die an Dante gemahnt, die Weltkugel mit all ihren Sphären und Bewohnern, die Erde mit all ihren Ländern und Völkern. Das nationale Heldenlied erweitert sich zum allgemeinen Weltgedichte mit philosophischem Anhauch, zur großen kosmographischen Weltrundschau, in deren ebenso großartigen als geistreichen Bildern der Dichter auch den ergreifendsten Moment seines Lebens fixiert hat — seinen Schiffbruch am Mekong:

Der Strom empfängt leutselig und gelinde
Im Schoß dereinst das flutbenetzte Lied,
Das tückischem Geriff, empörtem Winde
Und grausem Schiffbruch mühevoll entflieht
In Hunger, Gram und Elend, wenn das blinde
Urteil an jenem ausgeführt man sieht,
Dem seiner Leier klangbegabte Saiten
Mehr Ruhm fürwahr als Erdenglück bereiten.

Großartig schildert Camoens nach dieser rührenden Strophe Cochinchina, Annam, China mit seiner Riesenmauer, Japan, die Molukken, die Bandagruppe, Borneo, Timor, Sunda, eilt dann hinüber nach Ceylon, nach Madagaskar — und über das Atlantische Meer hinüber zu dem „großen Land" Amerika, um die ruhmreichen Entdeckungen des Magalhaens zu verfolgen. Mit diesem erhabenen Bilde des gesamten portugiesischen Weltruhms wird Vasco de Gama von der Zauberinsel entlassen und segelt dann, von Wind und Wetter begünstigt, zum Tejostrand, zum heimatlichen Lissabon. Da ist auch der Dichter an seinem Ziele angelangt, aber nicht so triumphselig wie Vasco der Entdecker:

Still, Muse, still! mißhellig tönt die Leier
Und dumpf, und heiser klingt die Stimm' und kalt,
Vom Singen nicht, nein! weil die Ruhmesfeier
Des Vaterlands an taubem Ohr verschallt;
Die Gunst, wodurch sich höher schwingt und freier
Der Geist, versagt mein Volk, das ohne Halt
Versinkt in Geiz und Traurigkeit und Öde,
Mürrisch, vernüchtert, rohgesinnt und blöde.

Ich weiß es nicht, durch welch Geschick den Neuern
Geschmack und Stolz und Freude sind entflohn,

Die stets den Geist erheben und befeuern,
Daß allen Müh'n er trotzt mit heit'rem Hohn;
Gleichwohl, o Fürst, den Gottes Huld als teuern
Beschirmer uns berief zum Königsthron,
Seid Ihr allein, vergleicht Ihr euch mit allen
Beherrschern, Herr der trefflichsten Vasallen.

Es war eine seltsame Fügung, daß der jugendliche König, an den der Dichter zum Schluß die schönsten Mahnungen und Ermunterungen richtete, in wenigen Jahren durch seinen eigenen glorreichen Tod die lange Reihe königlicher Vorfahren, die Heldenzeit Portugals beschließen sollte, und daß dem edeln Dichter, den keine Zurücksetzung, keine Not, kein Elend in seinem begeisterten Nationalgefühl wankend machte, der namenlose Schmerz nicht erspart blieb, den tragischen Untergang der portugiesischen Unabhängigkeit und Meeresherrschaft zu erleben. Die „Lusiaden" sind dadurch, gleich den schönsten Epen der Vorzeit, ein erhabener Trauergesang auf eine untergegangene Welt geworden, doch ein Trauergesang, welcher nicht in unfruchtbaren Klagen auszitterte, sondern alles Ideale, Große, Herrliche jener entschwundenen Zeit lebenskräftig, jugendmutig, im Leiden triumphierend den kommenden Geschlechtern aufbewahrte, und zwar nicht einem Volk allein, sondern allen zivilisierten Nationen. Mag man an dem Plan der Dichtung schulmeisterlich herumkritteln, wie man will, und zuletzt verzweifeln, ein steifes Formular darin verkörpert zu finden: die „Lusiaden" sind eine der schönsten und herrlichsten Kunstschöpfungen der Welt, ein ruhmreiches Denkmal, welches der Geist des Mittelalters sich gesetzt, als schon halb Europa protestantisch geworden war und ein flacher, kaufmännischer Industrialismus an die Stelle des christlich-ritterlichen Unternehmungsgeistes zu treten begann. Luthers Streitschriften hatten schon längst ausgetobt, als dieses Heldenlied gesungen wurde. Camoens reicht noch in Bacos Zeit hinein, ist von Descartes und Spinoza um nur fünfzig Jahre entlegen. Er ist schon angeweht vom Hauche der modernen Zeit. Seine Dichtung sprengt die engen Kreise des Dante. Durch seine Naturschilderung hat er sehr weit alle Dichter der Renaissance überflügelt. Er ist der Epiker der Weltumsegler und Kosmographen geworden.

Doch der eigentliche Geist seiner Dichtung wurzelt noch, wie jener Shakespeares und Calderons, im katholischen Mittelalter. Sie deutet einigermaßen den naturgemäßen Fortschritt an, welchen die christliche Bildung in harmonischem Verein mit dem Humanismus der Renaissance und mit dem Aufschwung der mehr materiellen Weltkultur hätte einschlagen können, wenn die furchtbare Katastrophe der sog. Reformation nicht ganz Europa in seiner friedlichen Entwicklung gehemmt, Deutschland in namenlose Verwilderung und Barbarei gestürzt und durch Zerstörung alles gesunden Volkstums das

pseudoklassische Paradejahrhundert Ludwigs XIV. möglich gemacht hätte. Zwischen Cäsarentum und Revolution schwankten seither unstet die Geschicke Europas und seiner Zivilisation. Camoens aber ist, wie Friedrich von Schlegel so schön gesungen, ein herrliches Vorbild, in trüben Zeitläuften nicht zu verzweifeln, sondern mutig und treu bei dem Banner der höchsten Ideale auszuharren:

Wo Indiens Sonne trunk'nen Duft den Winden
Ausstreut, gedachtest du der hohen Kunden,
Wie Gama einst der Thetis sich verbunden,
Wolltest der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdisch ewig Blinden!
Kaum war dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sahst du, von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König deines Volks verschwinden.

Wollust haucht in dem Liede, Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten braust ein Strom verborg'ner Klagen.

Sei, Camoens, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen,
Des deutschen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

Anthero de Quental 1842—1891[1].

Der ausgezeichnete Übersetzer des Camoens läßt uns in der kleinen Sammlung „Anthero de Quental. Ausgewählte Sonette" (Paderborn 1887) einen, wenn nicht sehr tröstlichen, doch sehr interessanten Blick in die allerneueste portugiesische Literatur tun. Denn die 78 wieder meisterlich übersetzten Sonette sind einer Sammlung von 109 Sonetten entnommen, welche erst 1886 zu Porto erschien; gedichtet aber wurden dieselben in den Jahren 1862—1884. Der Dichter, Anthero de Quental, gehört seiner Abkunft nach einer der ältesten Kolonistenfamilien der Azoreninsel S. Miguel an. Er wurde am 18. April 1842 geboren, kam „als ein schüchternes Bürschchen" 1856 an die Universität Coimbra und studierte daselbst bis 1864. Als das „gewichtige Ereignis" dieser Jahre bezeichnet er in einer brieflichen kurzen Selbstbiographie an seinen Übersetzer, daß er dabei um seinen Glauben kam.

„Weggefegt war in einem Augenblicke meine ganze katholische und traditionelle Erziehung, und ich verfiel in einen Zustand von Zweifel und Unsicherheit, welche um so einschneidender waren, je mehr ich, ein von Natur religiöses Gemüt, dazu geboren war, gelassen zu glauben und harmlos einer anerkannten Regel zu folgen. Ich befand mich ohne Leitung, in einem entsetzlichen Geistes- und Gemütszustande, welchem zu

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXIV (1888) 591—594.

jener Zeit, der ersten in Portugal, die mit Entschiedenheit und Bewußtsein die alte Bahn der Überlieferung verließ, mehr oder weniger fast alle meine Altersgenossen anheimfielen."

Neben Proudhon und Michelet, einem Chaos von Romanen und naturwissenschaftlichen, politischen und theologischen Werken, die er ordnungslos durcheinander las, lernte er Goethes „Faust" und „vieles" von Hegel in französischer Übersetzung (von Blaze de Bury und Vera) kennen und „wurde so endgültig für den Germanismus gewonnen". Er konspirierte für die Iberische Union, gründete Handwerkervereine, führte als Adept von Karl Marx die internationale Arbeiterassoziation in Portugal ein und wühlte mittels Zeitungsartikeln, Aufrufen und revolutionärer Konferenzen für Freiheit und Fortschritt. Als die liberalen Blätter unter katholischer Maske 1864 den Syllabus angriffen, protestierte er gegen ihre Inkonsequenz.

„Er erblickte", so lauten seine eigenen Worte, „während er den Papst wegen der Schönheit seiner intransigenten Haltung im Angesichte des Jahrhunderts verherrlichte, in dieser Intransigenz ein historisches Gesetz, betete ehrerbietig ein De profundis über die Kirche (!!), welche gerade durch die Erhabenheit ihrer Institution dazu verurteilt war, unversehrt zu Grunde zu gehen (!), aber sich nicht zu beugen, und griff die Heuchelei der liberalen Journale an."

Es gruppierten sich um ihn 15—20 junge Leute, „welche schon nicht mehr katholisch noch monarchisch waren; welche von Goethe und Hegel sprachen, wie die Alten von Chateaubriand und Cousin gesprochen hatten usw. Die zehn oder zwölf ersten Namen der heutigen Literatur Portugals gingen alle (ausgenommen zwei oder drei) aus der ‚Coimbraner Schule' oder aus deren Einwirkung hervor. Der Germanismus hatte in Portugal festen Fuß gefaßt." In den Jahren 1867 und 1868 bereiste Quental Frankreich, Spanien und die Vereinigten Staaten. Neben politischen Flugschriften schrieb er „Sonette", „Romantische Frühlinge", die er selbst als du Heine de deuxième qualité charakterisiert, und „Moderne Oden". Überhetzt von revolutionärer Publizistik und Poeterei erkrankte er an einem nicht mehr zu heilenden Nervenleiden und wandte sich nun von der sozialistischen Agitation der Philosophie zu. Dabei machte er eine seltsame Wandlung durch. „Der Naturalismus", so fand er jetzt, „selbst ein möglichst erhabener und harmonischer, selbst der eines Goethe oder eines Hegel, bietet keine wirkliche Lösung, läßt das Gewissen schwankend und das Gemüt in allem, wovon es am tiefsten berührt wird, unbefriedigt. Seine (des Naturalismus) Religiosität ist eine falsche, ist bloß eine scheinbare: im Grunde genommen ist sie nichts weiter als ein intellektueller und verfeinerter Paganismus." Er las nun Hartmann, Lange, du Bois-Reymond, Leibniz, Kant, die „deutsche Theologie" und die buddhistischen Bücher, und braute sich namentlich aus letzteren eine Art mystischer Philosophie zusammen, die er Psychodynamismus

oder Panpsychismus nennt. Aus dieser völlig pessimistischen Ideenkonfusion ist die letzte Reihe seiner Sonette hervorgegangen, während die früheren schon teilweise darauf vorbereiteten. Idealer Schwung, Gedankenreichtum, tiefe Empfindung, harmonische Kunstvollendung weisen darin auf ein mehr als gewöhnliches Talent hin; aber ein ungetrübter Genuß ist dabei kaum möglich. Nur selten blickt der kranke, völlig in die Irre geratene Dichtergeist noch in das verlorene Paradies seiner Jugend zurück; meist schweift er trauernd in der ganzen ihm öde gewordenen Schöpfung umher und mischt selbst in seine Liebesseufzer „des Alls Geklage". Gleich Ibsens bankrottem Peer Gynt flieht der von den Furien des Weltschmerzes Gequälte zu seiner Geliebten, wie ein hilfloses Kind zu seiner Mutter. Wahrhaft peinigend wirkt es, wenn der Sohn einer so edeln, katholischen Nation in einem lichten Augenblick noch seine selbstgemachten Seelenleiden in reuigem Mea Culpa auf sich nimmt oder in rührendem Gebet sich „an die allerseligste Jungfrau" wendet, dann aber völlig pessimistisch den „Befreier Tod" herbeizitiert, düstere „Gespenster" um sich schweben fühlt, sich buddhistisch in „Nirvâna" taucht oder gar seinen inneren Seelenjammer in einer darwinistischen „Evolution" aushaucht:

Einst war ich Fels und war in aller Welt
Baum oder Strauch in unbekanntem Wald;
Als schäum'ge Welle ward ich ohne Halt
Vom früh'sten Feinde, dem Granit, zerschellt.

Ich brüllt' als Raubtier, wo zu schatt'gem Zelt
Einhüllten Ginst und Farn den Höhlenspalt,
Und hob als urweltart'ge Mißgestalt
Lässig den wüsten Kopf aus Sund und Belt.

Jetzt bin ich Mensch, — und seh' im falben Licht
Weithin zu Füßen mir die Stufenschicht,
Die niedersteigt in vielgewund'nem Gang;
Das Unbegrenzte fragend, wein' ich still!
Doch ausgestreckt die Händ' ins Leere, — will
Und wünsch' ich Freiheit bloß aus diesem Zwang.

Einen tieferen Wert vermögen wir derartigen Herzensergüssen, bei aller Schönheit der Form, nicht zuzuerkennen; aber merkwürdig sind sie als Krankheitssymptome des modernen Geisteslebens. Von Portugal und Italien bis hinüber nach Rußland, Schweden und Norwegen begegnen wir überall denselben pessimistischen Jammertönen. Der „geniale" Naturalismus hat rasch abgehaust, und an seine Stelle tritt dann der kläglichste Weltschmerz — Heine de deuxième qualité. Da mag denn der Deutsche die reine Vernunft zugleich mit dem Absoluten und Unbewußten in Bier herunterspülen und als reichstreuer Philister mit Schlafrock und Pfeife ruhig dem Nirvâna entgegendampfen: der lebhaftere Südländer vermag einen solchen Ausgleich

nicht herzustellen. Er nimmt die Irrtümer ernst, leidenschaftlich und geht daran zu Grunde![1]

Mochte der Verfasser in einer ausführlicheren Schrift den Niedergang des portugiesischen Geisteslebens beschreiben und den traurigen Anteil kennzeichnen, den der „Germanismus" im Sinne Quentals daran gehabt hat. Es könnte das für Portugal und Deutschland zugleich sehr heilsam sein. Denn die sog. deutsche Philosophie steht mit dem Sozialismus und mit der Revolution in viel näherem Kontakt, als man gewöhnlich annimmt, und eine entschiedene Rückkehr der deutschen Wissenschaft aus ihren naturalistischen und pessimistischen Verirrungen zum positiven Christentum würde auf die Beruhigung Europas tiefer und andauernder wirken als alle Ausnahmegesetze und alle Polizeispitzelwirksamkeit.

Die Volkssprache auf Malta[2].

Italienisch abgefaßt und teilweise schon in Artikelform im Januar bis März 1896 in der Gazzetta di Malta veröffentlicht, wendet sich eine Schrift Malta Cananea ossia Investigazioni filologico-etimologiche nel Linguaccio Maltese (Malta 1904) zunächst an die italienisch redenden gebildeten Kreise der Insel Malta, um sie über die alte Volkssprache aufzuklären, welche noch von der weitaus größeren Zahl der Bewohner der Inseln Malta und Gozo gesprochen wird. Der Grundstock derselben ist semitisch, aber mit Griechisch, Lateinisch und den verschiedensten neueren Sprachen bunt durchmischt. Zu einer eigentlich literarischen Bedeutung, wie z. B. das Isländische als Erbin der altnordischen Literatur, ist diese seltsame Insularsprache nie gelangt. Das älteste Druckwerk ist ein Diözesankatechismus, den 1570 der Apostolische Visitator Msgr Duzina in Rom herausgab, um für die dringendsten religiösen Bedürfnisse der Landbevölkerung zu sorgen. Eine Grammatik, verfaßt von dem Malteser Kanonikus Pietro Agius de Soldanis (Nuova Scuola di Grammatica per agevolmente apprendere la lingua Punica-Maltese), wurde erst 1750 zu Rom gedruckt. Sie blieb 60 Jahre lang der einzige Schlüssel zu dieser Sprachinsel, bis der berühmte Sprachforscher und Lexikograph Gesenius das darin enthaltene Material für seinen „Versuch über die maltesische Sprache" (Leipzig 1810) verwandte. Seither hat sich wohl auf Malta eine Akademie zur Pflege und Erforschung der alten Volkssprache gebildet; durch die Bemühung seeleneifriger Priester ist auch eine kleine Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur herangewachsen. Die systematische Erforschung der Sprache ist jedoch wegen Mangels an

[1] A. de Quental endete durch Selbstmord am 10. September 1891 auf seiner Heimatinsel zu Ponta-Delgada.

[2] Stimmen aus Maria-Laach LXVII (1904) 443—444.

geschulten Kräften nur wenig vorangeschritten, während die gelehrten semitischen Forscher der übrigen Welt dieselbe wohl mitunter streiften, aber sie als ein „verdorbenes Arabisch" keiner näheren, voraussichtlich sehr mühsamen und kaum dankbaren Untersuchung würdigten. Es gehörte der begeisterte Lokalpatriotismus eines Malteſers selbst dazu, um, wie der Verfasser Annibale Preca, fünfzig Jahre einer solchen mühseligen Forschung zu widmen, auf Grundlage eines überaus dürftigen gedruckten oder handschriftlichen Materials, vielfach nur anknüpfend an Orts- und Eigennamen, zumeist aber an den Wort- und Formenschatz, die Redewendungen und die Spruchweisheit, wie sie im Munde des Volkes weiterlebt. Er ist sehr gegen den Arabismo assoluto eingenommen, d. h. es verdrießt ihn sehr, daß man seine „maltesische Sprache" nur als ein „verdorbenes Arabisch" gelten lassen will; sein Bestreben ist sichtlich dahin gerichtet, den semitischen Bestand derselben wenigstens teilweise in eine höhere Vergangenheit hinaufzurücken und ihr wo möglich einen selbständigen Platz in der Reihe der semitischen Sprachen zu erkämpfen. Auf seiner abgelegenen Insel von den großen Mittelpunkten philologischer Forschung, Universitäten, Akademien, gelehrten Gesellschaften und Bibliotheken fast völlig abgetrennt, an verhältnismäßig sehr dürftige Mittel gewiesen, konnte er eine so schwierige Aufgabe nicht in durchschlagender und befriedigender Weise lösen; aber es ist erstaunlich, ein wie reiches Wissen sich der fleißige Mann in seiner Isolierung erworben, welche Fülle von Stoff er zur Lösung seiner Aufgabe zusammengetragen und wie geschickt er dieselbe häufig verwertet hat. Für eine weitere Erforschung der maltesischen Sprache bietet er jedenfalls bedeutend mehr Material, als es Gesenius und Renan zugänglich war, und so kann das mühsame Werk des inzwischen verstorbenen, verdienstvollen Forschers den Freunden semitischer Studien bestens empfohlen werden. Der dritte Abschnitt (Toponimia e Genealogia, S. 437—692) bietet auch dem Ethnographen und Geographen wertvolle Aufschlüsse und Notizen.

II. Zur Literatur Deutschlands.

Die deutsche Literaturentfaltung im Gesamtbild[1].

„Deutsche Literatur" ist der Inbegriff der nationalen Schriftwerke unseres Volkes.

Über die Anfänge und das ursprüngliche Gebiet der altgermanischen Sprachen herrscht ein noch unaufgehelltes Dunkel, das, bei gänzlichem Mangel an Sprachdenkmälern, sich wohl nie völlig lichten wird. Über ihre Zusammengehörigkeit kann indes ebensowenig ein Zweifel sein als über ihre Verwandtschaft zunächst mit den slavischen und litauischen Sprachen und weiter mit den übrigen Familien des großen indogermanischen Sprachstammes. In die Geschichte tritt die germanische Sprachenfamilie nicht als ein abgeschlossenes Ganze, sondern als Komplex mehrerer Sprachzweige ein, unter welchen sechs, vermöge noch erhaltener Denkmäler, sich in charakteristischer Verschiedenheit abgrenzen lassen: 1. Das Gotische (nicht bloß die Sprache der Ost- und Westgoten, sondern auch der ihnen nahestehenden Vandalen, Quaden usw.); 2. das Althochdeutsche (das vom 8. bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts in ganz Oberdeutschland geschrieben ward); 3. das Altsächsische (Altniederdeutsche, vom 9. bis 11. Jahrhundert zwischen Rhein und Weser, Weser und Elbe ansässig, nur in wenigen Denkmälern erhalten, an welches sich das Mittelniederdeutsche anschließt); 4. das Angelsächsische (die Sprache der etwa um die Mitte des 5. Jahrhunderts nach England übergesiedelten Sachsen und Angeln, Mutter des Altenglischen); 5. das Altfriesische (zwischen Rhein und Elbe einheimisch, nur in späteren Denkmälern erhalten, als Mundart jetzt im Aussterben begriffen); 6. das Altnordische (im Isländischen noch fast unverändert erhalten, auf den skandinavischen Halbinseln in das Schwedische und Dänische getrennt und verändert).

Die deutsche Sprache im engeren Sinne, d. h. das Althochdeutsche, blieb sich nicht konstant wie das Altnordische auf Island, sondern erlebte zwei tiefgehende Transformationen: erst ins Mitteldeutsche, das von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis um die Mitte des 15. herrschende Schriftsprache ward, und ins Neuhochdeutsche, das von der Mitte des 15. Jahrhunderts an dessen Stelle trat. Während dem Althochdeutschen eine altniederdeutsche, dem Mittelhochdeutschen eine mittelniederdeutsche Schriftsprache zur Seite ging, bürgerte sich das Neuhochdeutsche in dem gesamten Niederdeutschland ein und überließ dem Niederdeutschen bloß noch mundartliche Bedeutung.

Eine vorchristliche deutsche Literatur gibt es nicht. Zweifelsohne besaßen zwar die germanischen Stämme eine ausgebildete Mythologie und

[1] Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon III² (1884) 1565—1591. Durch besondere Vergünstigung der Herderschen Verlagshandlung die Aufnahme gestattet.

einen ansehnlichen Schatz von Götter- und Heldenliedern in alliterierenden Versen (Stabreim), der sich durch mündliche Überlieferung weitervererbte. Da aber diese Volkspoesie, aufs innigste mit Götzentum und Aberglauben verwachsen, den lebendigsten Ausdruck, das Lieblingsjuwel und das geistige Bollwerk des Heidentums ausmachte, so konnten ihr die Glaubensboten des Christentums und deren Nachfolger keine oder nur spärliche Nachsicht angedeihen lassen, sondern mußten darauf bedacht sein, die noch so poetischen Göttermärchen durch die göttliche Wahrheit und ewige Poesie des Christentums aus des Volkes Liebe und Andenken zu verdrängen. Es war dies um so leichter, als erst lange nach Einführung des Christentums die Kunst des Schreibens sich allgemeiner verbreitete. Von Aufzeichnungen solcher Lieder haben sich nur kümmerliche Reste erhalten, ein Fragment des sog. Hildebrandsliedes (althochdeutsch mit starker Neigung zum Niederdeutschen; Handschrift aus dem 8. oder 9. Jahrhundert), die zwei Merseburger Zaubersprüche (althochdeutsch), ein Herdensegen (althochdeutsch), zwei altsächsische Beschwörungsformeln (aus dem 9. Jahrhundert) und einige ähnliche Bruchstücke. Die älteren gotischen Sprachdenkmäler, welche man gemeiniglich zur deutschen Literatur zu ziehen pflegt, sind bereits christlichen Gehaltes, nämlich Fragmente der Bibelübersetzung des Ulfila (318—388), ein paar Blätter einer Erklärung des Johannesevangeliums, Reste eines Kalendariums und zwei Verkaufsurkunden (aus dem 6. Jahrhundert). Erst vom 8. Jahrhundert an konstatieren häufigere Sprachdenkmäler die Anfänge einer eigentlichen deutschen und zugleich christlichen Literatur, welche sich unausgesetzt bis auf die Gegenwart weiter entwickelt hat.

Das tiefstgreifende Ereignis, welches das gesamte Geistesleben dieser zwölf Jahrhunderte und damit auch die Literatur Deutschlands in zwei Zeiträume scheidet, war die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts. Die Literatur des Mittelalters, durchaus katholisch in ihrem Wesen, ist zugleich ein Spiegelbild der Einheit in Wissen, Recht, Sitte, Leben und politischer Gestaltung, welche der gemeinsame Glaube herbeiführen half. Die Literatur der Neuzeit hingegen, auf religiöser Trennung fußend, gibt die Folgen jener Trennung auf allen Gebieten kund und hat sich nie mehr zu der früheren Einheit zu erheben vermocht. Während die literarische Blüteperiode des Mittelalters mit der glänzendsten religiösen und politischen Epoche desselben zusammenfällt, gelangte die Literatur der Neuzeit erst dann zu einer Blütezeit, als sich zwischen den beiden religiösen Heerlagern, nach langem Kampf und unvollständiger Aussöhnung, eine Geistesbewegung anbahnte, die indifferentistisch vom Religiösen absah und Kunst und Literatur um ihrer selbst willen pflegte.

Die Sprache hielt mit der inneren Entwicklung der Literatur nicht ganz gleichen Schritt. In der vorbereitenden Epoche des Mittelalters trifft noch das Althochdeutsche

mit dem Mittelhochdeutschen zusammen. Die Blütezeit des letzteren ist zwar zugleich auch die Blütezeit der mittelalterlichen Poesie; noch vor dem Abschluß des Mittelalters jedoch transformiert sich das Mittelhochdeutsche langsam in das Neuhochdeutsche, welches erst nach drei Jahrhunderten seine literarische Blütezeit erleben sollte.

Im folgenden werden nur summarisch die Beziehungen der Literatur zum religiös-kirchlichen Leben berührt; für das übrige wird auf die betreffende Fachliteratur verwiesen.

A. Die deutsche Literatur des Mittelalters zerfällt nach den sie bildenden Sprachzweigen in eine althochdeutsche, altniederdeutsche, mittelhochdeutsche und mittelniederdeutsche, nach ihrem organischen Verlauf in die drei Perioden des Aufblühens, der Blüte und des allmählichen Niedergangs. Ihre Hauptrepräsentanten während der ersten Periode sind die Geistlichen, Priester und Mönche, während der zweiten die Ritter, während der dritten, wenn auch nicht ausschließlich, die zünftigen Bürger.

I. Periode. Anfänge und erstes Aufblühen. Klosterdichtung (von 800 bis 1150). Unter Kriegen, Kämpfen und politischen Umgestaltungen aller Art übernahmen Priester und Mönche das ungeheure Werk, die noch rohen germanischen Stämme nicht bloß durch materielle Kultur zum zivilisierten Volke heranzuziehen, sondern auch die Grundlagen einer christlichen Geistesbildung und Literatur unter ihnen zu legen. Zahlreiche Glossare, Interlinearversionen, Bruchstücke von Übersetzungen, Paraphrasen, Predigten und Predigtfragmente, Abschwörungsformeln, Glaubensbekenntnisse, Gebete und andere religiöse Formulare bezeugen noch heute die opferreiche Mühewaltung, welche dieses Werk erforderte. Denn die Zivilisatoren Deutschlands, deren Kirchen-, Schul- und häusliche Umgangssprache das Lateinische war, mußten sich entweder erst selbst mühselig den Vollbesitz der Landessprache erwerben, um dem Volke die christlichen Glaubenswahrheiten zu predigen, oder sich nicht weniger mühselig erst die lateinische kirchliche Bildung verschaffen, um dieselbe durch Predigt und Unterricht zum Gemeingut des Volkes gestalten zu können. Unter den Bildungsstätten, an denen sich hauptsächlich dieses große Werk vollzog, ragen die beiden Benediktinerklöster St Gallen und Fulda hervor; sie sind die vorzüglichsten Ausgangspunkte der deutschen Literatur. Die meisten erhaltenen Denkmäler sind Prosa. Neben kleinen Liedern und „Leichen" (Texten auf schon vorhandene Melodien) erscheinen indes auch schon einige wichtigere Dichtungen: so das Wessobrunner Gebet (8. Jahrhundert), Muspilli (Fragment über das jüngste Gericht und den Weltbrand, 9. Jahrhundert), das Evangelienbuch des Mönches Otfried aus dem Elsässer Kloster Weißenburg (9. Jahrhundert), das Ludwigslied (um 882) und die altsächsische Evangelienharmonie Heliand (9. Jahrhundert, auf Befehl Ludwigs d. Fr. verfaßt). Otfrieds Evangelienbuch und das Ludwigslied sind in Reimen geschrieben, die andern Gedichte noch

in dem älteren Stabreim. Während der Heliand sich durch volkstümliche Auffassung, Kraft und epische Lebendigkeit auszeichnet, ist Otfrieds Evangelienbuch mehr beschaulich und didaktisch gehalten. Beide Gedichte zielten darauf, die heidnische Sage durch christliche Epik zu verdrängen, und haben das Verdienst, Christus als geistigen Heerführer an die Spitze der deutschen Literatur gestellt zu haben.

Erst nachdem sich die ältere Sprache zum Mittelhochdeutschen umgestaltet hatte, folgten auf die ersten religiösen Epen, nach mehr als hundertjähriger Unterbrechung, neue Ansätze einer weitergreifenden, zur Legende und zum Weltlichen übergehenden Epik: zunächst das Annolied, ein Lobgesang auf den 1075 gestorbenen hl. Anno, Erzbischof von Köln, das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, die Legende der hl. Veronika, verfaßt von Wernher vom Niederrhein, die Legende von Pilatus, die legendenhaften Erzählungen von St Oswald, Orendel, König Rother, Bonus, Creszentia, Tundalus, Albinus, die Leben der Bischöfe St Ulrich von Augsburg und St Servatius von Tongern. Mehr religiösen als dichterischen Wert besitzt das Gedicht der Frau Ava vom Leben Jesu und vom jüngsten Gericht, ebenso Hartmanns Rede vom Glauben und Heinrichs Gedicht von des Todes Gehügede. Viele Gedichte, sowohl epische als lyrische, schließen sich an einzelne biblische Stoffe an (die Schöpfung, die vier Evangelien, vom Antichrist, Salomo, Judith, vom himmlischen Jerusalem, vom Sündenfall), andere behandeln die Marienlegende (die bedeutendste ist die Wernhers von Tegernsee). Von geistlichen Liedern sind nur wenige erhalten (auf Ostern, Weihnachten und auf Maria); von den weltlichen Liederdichtern (dem Kürenberger, Herrn Dietmar von Aist, Herrn Liutolt von Seven, Herrn Reinmar der Videlaere) sind ebenfalls nur wenige Proben vorhanden.

Der Wert dieser ersten Literaturperiode und das Verdienst der Geistlichen um dieselbe wird von den Literaturhistorikern nicht selten zu gering angeschlagen. Ohne vielfache Behandlung biblischer Stoffe und christlicher Legenden, ohne vorherrschend didaktische und religiöse Richtung wäre es unmöglich gewesen, das Geistesleben des Volkes mit christlichem Gehalte zu durchdringen und so den Grund zu der späteren Blüte christlicher Poesie zu legen. Die Priester und Mönche haben aber nicht nur in christlichem Geiste und christlicher Kultur den Samen ausgestreut, der bald so herrlich aufblühen sollte; sie haben als Grammatiker und Stilisten die Sprache gemodelt und zum gefügigen Werkzeuge gemacht, sie haben als Übersetzer zuerst die Schätze biblischer, patristischer, kirchlicher und altklassischer Literatur erschlossen, sie haben den duftigen Blütengarten frommer Legende und gottbegeisterter Mystik gepflanzt und die mit dem Christentum gegebenen poetischen Stoffe in allen Arten religiöser Dichtung ausgeführt, sie waren die ersten Chronisten, Geographen, Philosophen, Redner, Dichter, so gut wie in ihren

Klöstern und Stiften zuerst Musik und Malerei, Skulptur und Baukunst gepflegt ward. Wenn man ihre Tätigkeit völlig würdigen und verstehen will, so muß man auch ihre zahlreichen lateinischen Werke mit in Betracht ziehen, die, ihrem Wesen nach deutsche Geistesprodukte, Keime und Knospen, Stoffe und Ansätze späterer Dichtungen und Prosawerke in sich enthielten. Hroswithas Dramen sind der erste Versuch einer einheimischen christlichen Dramatik, und wie diese aus der Klosterzelle hervorging, so bezeugt das Walthariliedt, daß auch die alte deutsche Heldensage in den Klöstern des Mittelalters ein Asyl fand, um, nachdem Deutschland christlich geworden und die Gefahr des Heidentums beseitigt war, in einer großartigen nationalen Epik neu aufzuleben. Auch die volkstümliche Tiersage fand in dem Latein der Klosterschule durchaus keine Grabstätte, sondern eine freundliche Knospenhülle, aus der sie neu aufblühte, sobald Licht und Luft günstig war. Für das tiefe Naturgefühl der Mönche, diesen unerschöpflichen Keim späterer Poesie, sprechen die zahlreichsten Monumente, während mit den Arbeiten des Notker Teutonikus (Labeo, gest. 1022) die Reihe der deutschen Humanisten und Philosophen, mit Willirams (gest. 1085) Übersetzung des Hohenliedes der deutsche Minnesang beginnt.

II. Periode. Blüte, höfische und Volksdichtung (1150 bis 1300). Diese Periode hat sich von seiten der Nichtkatholiken stets einer gerechteren und freundlicheren Beurteilung erfreut als die erstere; einige Andeutungen mögen darum genügen. Unter der tiefen und vielseitigen Anregung, welche einerseits die politische Macht und Größe Deutschlands, anderseits der Verkehr mit Orient und Okzident in den Kreuzzügen boten, erwachte das Geistesleben des ganzen Volkes zur reichsten poetischen Fruchtbarkeit. Während die Klöster fortfuhren, die Hauptsitze der Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu bilden, siedelte die Poesie hauptsächlich an die Höfe über und fand in den Institutionen des Rittertums eine neue, unerschöpfliche Quelle, in den Rittern aber ihre tüchtigsten Repräsentanten. Wie das Rittertum selbst auf religiösen Anschauungen ruhte, so blieb auch der Geist dieser Poesie im großen und ganzen ein religiöser, tiefchristlicher und katholischer. Wenn akatholische Literaturhistoriker es feierlich bejubeln, daß die Literatur endlich in weltliche Hände gelangt sei, so mißverstehen sie sowohl den Geist der Kirche als den Geist jener Periode: die Kirche sah sich nämlich an dem ersehnten Ziele angelangt, daß die christlichen Ideen das gesamte Weltleben im weitesten Umkreis heiligend durchdrangen; jene Zeit aber ihrerseits sah, trotz aller Machtstreitigkeiten zwischen Kirche und Staat, im Christentum und in seiner belebenden Verkörperung, der Kirche, den eigentlichen Lebensquell ihrer Bildung, ohne deren Einfluß selbst die alte Heldensage nicht zu ihrem vollendeten künstlerischen Ausdruck hätte gelangen können.

Die überaus reiche Literatur dieser Periode teilt sich in vier Hauptgruppen:

1. Das Volksepos, d. h. künstlerische Bearbeitungen der alten, volkstümlichen Heldensage, welche sich im Anschluß an die wirkliche Geschichte während der Völkerwanderung ausgebildet hatte. Die fränkische (Siegfried), die burgundische (Gunther), die hunnische (Etzel) und die ostgotische (Dietrich) vereinigte sich im Nibelungenliede zum größten deutschen Nationalepos, während die Sagen des nordwestlichen Deutschland in Gudrun ihren Ausdruck fanden. Einzelne Teile der erwähnten Sagen und der langobardischen (König Rother) bilden den Stoff der kleineren Epen (Rabenschlacht, Dietrichs Flucht, Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich).

2. Die höfische Epik, welche ihre Stoffe teils der christlichen Legende (Gregorius, Alexius, Barlaam und Josaphat usw.), teils der antiken Sage (Äneas, Trojanischer Krieg), teils der karolingischen Sage (Rolandslied), teils endlich französischen (Flore und Blancheflur, Willehalm) und bretonischen Sagen (Artus- und Graalsage, Parzival, Erek, Iwein, Lohengrin) entnahm. Der Begründer des Kunstepos ist Heinrich von Veldeke mit seiner Eneit (1184); die größten Meister desselben sind Hartmann von Owe (gest. um 1220; Iwein, Erek, Der arme Heinrich, Gregor), Wolfram von Eschenbach (gest. 1215; Parzival, Titurel, Willehalm) und Gottfried von Straßburg (gest. um 1220; Tristan und Isolde), der erstere ausgezeichnet durch seine fromme, kindliche Naivität, der zweite durch philosophische Tiefe, der dritte bei glänzend reicher Phantasie ein Repräsentant des inneren sittlichen Verfalls und unchristlicher Verweltlichung. Andere hervorragende Epiker sind Ulrich von Zatzikhofen (Lancelot), Wirnt von Gravenberg (Wigalois), Konrad Flecke (Flore und Blancheflur), Rudolf von Ems (Der gute Gerhard, Barlaam und Josaphat), Konrad von Würzburg (Alexius, Trojanischer Krieg), der Stricker, Ulrich von Türlin u. a.

3. Die höfische Lyrik, die sich besonders im Minnesang zur höchsten Innigkeit des Gefühls und harmonischer Vollendung der Form erhebt. Als der bedeutendste Lyriker gilt Walter von der Vogelweide (gest. 1230), vor ihm Veldeke, Hartmann von Owe, Reinmar der Alte, Wolfram von Eschenbach, Kaiser Heinrich der VI., mit und nach ihm Otto von Botenlauben, Konrad von Würzburg, Heinrich von Morungen u. a. Weniger hoch steht die sog. höfische Dorfpoesie (Nithart, Gottfried von Neifen, Tannhäuser); in barockes Formelwesen artete der Minnesang und Frauendienst durch Ulrich von Lichtenstein aus.

4. Didaktische Poesie, die erst nach Vollendung der bedeutenderen Epen auftritt. Die vorzüglichsten Werke dieser Gattung sind: Der Windsbecke und die Windsbeckin, Thomas von Zerkläres Welscher Gast, Freidanks Bescheidenheit, Hugo von Trimbergs Renner, des Strickers Fabeln und der Sängerkrieg auf der Wartburg.

III. Periode. Nachblüte und Niedergang, bürgerliche Zunftdichtung (1300—1500). Nachdem die großen nationalen und fremden Sagenstoffe in so vielen Meisterwerken behandelt worden, trat von selbst eine gewisse Erschöpfung und Erschlaffung ein. Politische Wirren und soziale Wandlungen trugen mit dazu bei, daß sich sowohl Epik als Lyrik nicht auf der erreichten Höhe hielten.

1. Was die Epik betrifft, wurden einerseits die alten Stoffe mit fehlerhafter Übertreibung, Sucht nach Abenteuerlichkeit, Lehrhaftigkeit und künstlicher Allegorie weiter ausgesponnen (Heldenbuch, neue Umarbeitung des Trojanischen Krieges, Parzival, Lancelot usw.), anderseits geschichtliche Stoffe im Genre von Reimchroniken behandelt (Halbsuters Sempacher Schlacht und Veit Webers Murtener Schlacht), endlich einzelne neue Stoffe bearbeitet (Die sieben weisen Meister, Ritter Staufenberg), namentlich Schwänke (wie der Pfaffe von Kahlenberg), in welchen sich indessen eine gewisse Verrohung der Sitten kundgibt. Davon ist auch die Bearbeitung der Tiersage (Reineke Vos) nicht ganz frei. Den Schlußstein der ritterlichen Dichtung bildet Kaiser Maximilians (gest. 1519) Theuerdanck.

2. In der Lyrik erhob sich (von 1300 bis 1330) der Minnesang noch einmal zu einiger Blüte (Heinrich Frauenlob, Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Muskatblüt), dann trat in den Städten der zünftige Meistersang, eine bürgerliche Kunstpoesie nach komplizierten Regeln, an dessen Stelle (Barth. Regenbogen, Michael Behaim, Hans Rosenplüt, Hans Folz u. a.), während sich in den niedern Volksschichten ein reichhaltiges Volkslied entwickelte.

3. In diese Zeit fällt das erste Aufblühen einer deutschen Dramatik, welche sich zunächst in geistlichen Spielen an den Festzyklus der Kirche anschloß, dann auch weiter nach biblischen und Legendenstoffen ausholte (Weihnachts-, Passions-, Osterspiele, Spiel von der Jungfrau Maria, von Frau Jutten, von den zehn Jungfrauen, vom Antichrist usw.). In den Städten begann man (von 1400 an) auch die Fastnacht mit weltlichen Spielen zu feiern; unter den ersten Lustspieldichtern taten sich Hans Rosenplüt und Hans Folz hervor.

4. Wie immer in Zeiten der Dekadenz, wurde in didaktischer Poesie noch Gutes geleistet (Ulrich Boners Edelstein, Konrad von Ammenhausens Schachzabelbuch, Sprüche Heinrich des Teichners und Peter Suchenwirts Priamein). Zugleich bildete sich eine Art poetischer Prosa aus, indem manche frühere Epen, dem Volke schon zu hoch, in Prosa aufgelöst (so Die sieben Meister, Wigalois, Herzog Ernst), französische Romane (wie Die schöne Melusine, Pontus und Sidonie, Hug Schapler u. a.) deutsch bearbeitet, Äsops Fabeln übersetzt und Schwanksammlungen (Taten der Römer) veranstaltet wurden. Ihre Blüte erreichte die zeitgenössische Prosa in den

Mystikern und Predigern dieser Zeit (Meister Eckhart, gest. 1327, Joh. Tauler, gest. 1361, Heinrich Seuse, gest. 1365, Schwester Mechtild, gest. nach 1350 u. a.), welchen Berthold von Regensburg (gest. 1272) als leuchtendes Muster voranging, Geiler von Kaisersberg (gest. 1510) folgte. In diesem Zweig der Literatur hat sich der ursprüngliche, kindlich fromme, tiefreligiöse Geist des Mittelalters am längsten und reinsten erhalten, während in weltlicher Poesie und Prosa teils spießbürgerliche Nüchternheit, teils Verwilderung Platz griff.

B. Die deutsche Literatur der Neuzeit war zu sehr von den religiösen Fragen und Zuständen, den tiefstgreifenden des menschlichen Geisteslebens, bedingt, als daß man in ihrem Entwicklungsverlauf von denselben absehen könnte. Während der Glaubenstrennung selbst und der unmittelbar auf sie folgenden Zeit wurde die gesamte Literatur in den gewaltigen Glaubenskampf hineingerissen, der mit seinen politischen Wehen endlich in dem Dreißigjährigen Krieg seinen Abschluß fand. Es war weniger eine Zeit des Aufbaues, wie sie gewöhnlich dargestellt wird, als eine Zeit zunehmenden Verfalls und steigender Verwilderung. Noch während die Volkskraft sich in jenem Krieg erschöpfte, tauchte eine ans Ausland sich anlehnende Gelehrtenpoesie auf, welche indes weder tiefer ins Volk drang, noch bedeutendere Meisterwerke hervorbrachte und damit endigte, daß der von Paris aus diktierte französische Geschmack schließlich ganz Deutschland beherrschte. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, aufgeweckt von der sog. Aufklärung und von dem revolutionären Geiste der Zeit, machte sich wieder ein energisches Streben nach Selbständigkeit fruchtreich geltend und ließ unter vielfach entgegengesetzten Strömungen, skeptischer Kritik im Geiste Voltaires und der englischen Deisten, verschwommener Gefühlsschwärmerei im Geiste Rousseaus, aus wirrem Sturm und Drange endlich eine neue Blüte der Literatur hervorgehen, welche jedoch in ihren Koryphäen, den sog. Klassikern, ihren revolutionären Charakter nicht verleugnete. Wo sie das positive Christentum nicht verneint oder bekämpft, sieht sie doch meist davon ab oder bringt ihm nur Huldigungen, wie sie dieselben auch dem klassischen Heidentum zu teil werden läßt. Kunst und Literatur wurden von der positiven Religion unabhängig erklärt, ästhetische Bildung an die Stelle der religiös-christlichen gesetzt und in harmonischer Formvollendung das höchste Ziel aufgestellt, dem die Menschheit zuzustreben habe. Dem aus der Revolution hervorgegangenen Klassizismus stellte sich noch am Ende des 18. Jahrhunderts in der Romantik eine Gegenbewegung entgegen, welche, in ihren Tendenzen zugleich sehr kosmopolitisch und sehr national, das eine, große Deutschland des Mittelalters wieder aufleben lassen wollte, sich in diesem Streben sehr der katholischen Wahrheit näherte, aber schließlich an der Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse Schiffbruch litt. Beide Richtungen, die klassische und die

romantische, leben fort bis auf die Gegenwart und machen diese jüngste Periode deutscher Literatur zu einer Periode unausgesetzter Gegensätze; die klassische Richtung hat sich dabei vielfach in religiöser und philosophischer Hinsicht noch mehr verflacht, die romantische dagegen zu einer entschieden katholischen verschärft und durch den sog. Kulturkampf an Kraft, Leben und Klarheit gewonnen.

I. Periode. Zeit der kirchlichen Revolution und des Glaubenskampfes (1500—1650). Eine in Geist und Form hochstehende Volksliteratur, welche sich an die Mystiker anlehnt, katholische Bibelübersetzungen, tiefsinnige Kirchenlieder bezeugen in der Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit, daß weder die Religiosität des Volkes, noch sein poetischer Sinn, noch die Sorge um die heimische Sprache erloschen waren, wenn auch die Poesie teilweise durch die Humanisten eine gelehrte Zunftangelegenheit, durch aufrührerische Ritter, Mönche, Bauern ein politisches Agitationsmittel, durch Schwanksammler und Romanübersetzer ein bloßer Zeitvertreib ward. In meisterhafter Weise predigte Geiler von Kaisersberg Reformation im Sinne der Kirche; mit echtem Volkshumor geißelte Sebastian Brant (gest. 1521) die Torheiten der Zeit; in noch reicherer Sprachfülle und echt poetischer Lebendigkeit bekämpfte Thomas Murner die aufkeimende kirchliche Revolution, wenn er sich auch nicht den Geschmacklosigkeiten und dem roheren Volkstone zu entziehen vermochte, der durch dieselbe in immer schreienderen Dissonanzen zur Geltung kam. Denn massenweise kolportierte Pamphlete im niedrigsten Stil waren zugleich das Hauptbeförderungsmittel und der sprechendste Ausdruck der allgemeinen Erregtheit.

Einer der talentvollsten dieser Pamphletisten war der Revolutionshäuptling Ulrich von Hutten (gest. 1523). Ihre höchsten Triumphe feierte diese Agitationsliteratur aber in den zündenden Brandschriften Martin Luthers (geb. 1483, gest. 1546), welcher die Volkssprache nach ihrer ganzen Ausdehnung hin beherrschte, vor den derbsten Auswüchsen ihrer Leidenschaftlichkeit nicht zurückschreckte, aber anderseits in frommer Innigkeit den Ton der katholischen Mystiker nachzuahmen wußte. Nachdem er durch seine Agitationsschriften halb Deutschland für sich gewonnen, drang seine auf früheren katholischen Arbeiten fußende Bibelübersetzung in ebenso weite Kreise, verdrängte die bisherige katholische Volksliteratur und erlangte in Nord- und Süddeutschland einen tiefergehenden Einfluß auf Sprache und Literatur als irgend ein zeitgenössisches Werk. Das Kirchenlied, das er auf katholischer Grundlage weiterbildete, erhielt durch seine Doktrin größere liturgische Bedeutung, aber keineswegs größere Andacht und Vollendung. Seine übrigen Schriften (Kommentare zur Bibel, Katechismen, Predigten, polemische Schriften, Tischreden, Briefe), den Katholiken verboten, wurden für die Protestanten ein Hauptbildungsmittel und pflanzten bis auf den heutigen Tag nicht bloß den Geist

der Auflehnung gegen die Kirche und seine irrigen Doktrinen fort, sondern auch die Licht- und Schattenseiten seiner Sprache. Die Kraft, Gemütstiefe, Volkstümlichkeit und anschauliche Lebendigkeit derselben fand zunächst wenige oder keine Nachahmer, wohl aber die polternde Leidenschaft, Derbheit und Weitschweifigkeit seiner Polemik.

Eine notwendige Folge von Luthers Wirken war, daß die tüchtigsten Kräfte sich in religiöser, politischer und wissenschaftlicher Fehde, deutsch wie lateinisch, zerfleischten. An Stelle der einst so reichen und vielseitigen Lyrik ward mit großer Einseitigkeit das Kirchenlied gepflegt (außer von Luther von Paul Speratus, Nik. Decius, Mich. Weiße, Zwingli, Erasmus Alberus, Nik. Herrmann, Paul Eber, Selneccer, Ringwaldt, Ph. Nicolai), während das Volkslied zur tiefsten Roheit herabsank. Statt der glänzenden Epen des Mittelalters kursierten Schwanksammlungen, Volksbücher (Eulenspiegel, Dr Faust, Ahasver, Finkenritter, Schildbürger usw.) und Übersetzungen französischer Romane (Die schöne Magelone, Kaiser Oktavian, Haimonskinder, Fierabras, Amadis usw.). Das geistliche Drama kam in Rebhuhns Stücken auf das Niveau trockener Schulkomödien herab; das weltliche Spiel ward durch die Farcen Nik. Manuels zu den unwürdigsten Angriffen auf den katholischen Glauben ausgebeutet.

Über die Schar mittelmäßiger Reimkünstler und Zunftdichter erheben sich nur zwei wahrhaft bedeutende Elemente, der unerschöpflich fruchtbare Schuster Hans Sachs von Nürnberg, zugleich Epiker, Lyriker und Dramatiker, und der aus Mainz gebürtige Advokat Johannes Fischart, vorwiegend Satiriker, der deutsche Rabelais. Trotz der angebornen reichen Erfindungsgabe, lebendigen Phantasie und Leichtigkeit in Vers und Sprache vermochte sich jedoch keiner der beiden über die Fehler des gesunkenen Geschmackes zu wahrhaft vollendeten Schöpfungen emporzuschwingen. Als Lyriker und Epiker verkam der durch und durch lutherische Sachs vielfach in bloßer Reimerei; als Dramatiker skizzierte er zwar eine unglaubliche Menge von Stoffen (biblische, historische, antike, Schwänke und Komödien), führte aber keine der hingeworfenen Skizzen zu abgerundeten größeren Tragödien oder Komödien aus. Fischart, viel geistvoller, gebildeter und sprachgewandter als Sachs, leistete als Erzähler und Liederdichter nur wenig, verschwendete dagegen eine Fülle von Geist und Witz teils an Gegenstände der niedrigsten Komik (Flohhatz), teils an eine giftige Verspottung der katholischen Kirche, ihrer Institutionen, besonders der älteren und neueren Orden (Bienenkorb, Von St Dominici und St Francisci artlichem Leben, Legende des vierhörnigen Hütleins usw.), teils an die Bearbeitung von Werken des Rabelais (Gargantua und Pantagruel, Aller Praktik Großmutter), die zwar kulturhistorisch interessant sind, aber einen feinen künstlerischen Geschmack nicht fördern konnten.

Die Didaktiker Erasmus Alberus und Burkard Waldis teilen Fischarts Haß gegen die katholische Kirche, erreichen ihn bisweilen in Grobheit, aber nicht in Geist und Witz; bei Ringwaldt und Andreä sinkt die Didaktik zu frostiger, prosaischer Lehrhaftigkeit herab; Rollenhagens „Froschmäuslerkrieg" verkam in prosaischer Zeitpolemik.

Während Spanien und England die höchste Blüte der Dramatik erlebten, mußte sich das durch die kirchliche Revolution erschöpfte Deutschland mit den „Haupt- und Staatsaktionen" der sog. englischen Komödianten, mit Pickelheringsspielen und Singspielen begnügen, und den Schöpfungen eines Shakespeare und Calderon stehen die primitiven Bühnenversuche eines Jakob Ayrer (gest. 1605) und des Herzogs H. Julius von Braunschweig (gest. 1613) gegenüber.

II. Periode. Zeit der Erschöpfung und der Gelehrtenpoesie (1650—1750). Wie wenig Luther als der eigentliche Begründer der neueren Literatur angesehen zu werden verdient, zeigt am augenfälligsten die Verwilderung, in welche kaum ein Jahrhundert nach seinem Tode Sprache und Literatur geraten waren. Kirchenlieder wucherten zwar zu Tausenden und aber Tausenden empor, denn jedes Land und jede Gemeinde wollte ihre eigenen haben; aber nur eine geringe Zahl erhob sich über ein nüchternes Moralisieren. Reinheit, Wohllaut, Einfachheit und Leichtigkeit der Sprache verloren sich in endlosem polemischen Gezänke. Die Hauptsprecher, Magistri und Prediger, spickten ihre Sprache mit lateinischen Gelehrtenbrocken, und durch zunehmende Ausländerei verirrten sich zahllose Fremdwörter und ausländische Wendungen in die affektierte Rede der Gelehrten wie in die Umgangssprache des Volkes. Schweden und Franzosen, Spanier und Italiener marschierten während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland herum, und noch ehe die Verwilderung und Erschöpfung ihr Vollmaß erreicht hatten, sahen sich deutsche Gelehrte und Schriftsteller im Auslande nach Bildung um und suchten an fremdem Herde das erloschene Feuer wieder anzufachen. Nach dem brudermörderischen Religionskriege sah sich Deutschland einer vollständigen Barbarei in Sprache und Stil verfallen, von Religion, Wissenschaft, Geschichte und Poesie seiner glorreichen Vergangenheit abgetrennt, von übermütigen Fremden verheert, seiner Einheit beraubt und auf geistigem wie auf politischem Gebiete zerstückelt und zerrissen. Um wenigstens die Sprache zu retten und künstlich der Poesie wieder aufzuhelfen, scharten sich Dichter und Schriftsteller zu sog. „Sprachgesellschaften" zusammen, deren Name jedoch schon teilweise von der herrschenden Geschmacklosigkeit Zeugnis gibt (Palmenorden oder fruchtbringende Gesellschaft, 1617; Aufrichtige Tannengesellschaft, 1633; Teutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg, 1643; Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz oder der gekrönte Hirten- und Blumenorden, 1644; Der Elbschwanenorden, 1656).

Nachdem Martin Opitz (gest. 1639) die Regeln „der deutschen Poeterey" polizeilich festgestellt, dichtete er mit der ersten schlesischen Schule, so gut es ging, nach denselben; P. Flemming (gest. 1640) erhob sich etwas über das Mittelmaß der sonst matten Lyrik; Fr. v. Logau (gest. 1655) versuchte sich mit Glück im Sinngedicht; Andreas Gryphius (gest. 1664) bemühte sich, ein deutsches Drama zu schaffen, erreichte aber lange die ausländischen Vorbilder nicht, die er nachahmte. Weit geschmackloser und schwülstiger wurden alle drei Dichtarten durch die zweite schlesische Schule gepflegt, deren Hauptvertreter, Hoffmann von Hoffmannswaldau (gest. 1674) und Kaspar von Lohenstein (gest. 1683), in dieser Hinsicht sprichwörtlich geworden sind. Kulturhistorisch interessant ist das trübe Gemälde, das Chr. von Grimmelshausen in seinem Simplizissimus von den waltenden Sittenzuständen gibt, weniger bedeutend die Werke der Satiriker Moscherosch, Laurenberg, Rachel. Die Namen der zahlreichen protestantischen Liederdichter, anderweitigen Lyriker, Epigrammatisten sind in den betreffenden Fachwerken zu finden, nicht immer derjenige des größten deutschen Lyrikers jener Zeit, Jakob Balde, der leider die verwahrloste heimatliche Sprache ihrem Schicksal überließ und lateinisch dichtete.

Auch Leibniz, der größte deutsche Philosoph des 17. Jahrhunderts, schrieb als Gelehrter meist französisch und lateinisch. Doch gaben weder er noch Thomasius und Pufendorf das Deutsche ganz preis, und Chr. Wolff hat das Verdienst, es als wissenschaftliche Sprache in die höheren Disziplinen eingeführt zu haben.

Ein freundliches Echo des Mittelalters, echt deutsche Andacht, Gemütsinnigkeit und schlichte Poesie findet sich in den Schriften des Jesuiten Spee (gest. 1635) und der Konvertiten Ulenberg und Angelus Silesius (Joseph Scheffler, gest. 1677), während der witzige Abraham a Sancta Clara ziemlich der allgemeinen Liebe zum Barocken huldigte.

Nachdem der Hof Ludwigs XIV. nicht bloß Frankreich, sondern England, Spanien und Italien, ja fast ganz Europa seinen Moden, seinem Einfluß und seinem „Klassizismus" dienstpflichtig gemacht hatte, fielen auch Deutschlands höhere Stände nahezu unbedingt seiner Herrschaft anheim. Französische Sprache und Sitte verdrängten die deutsche vielfach aus dem Leben, und wer noch deutsch schrieb, nahm sich wenigstens französische Muster zur Vorlage. In diesem Sinne schulmeisterte Gottsched in Leipzig (gest. 1766) als ein neuer Opitz die deutsche Literatur, nicht ganz ohne Vorteil für Sprache und Stil, die wenigstens wieder sorgfältiger gepflegt wurden, aber ohne wahre Erregung und Belebung des dichterischen Geistes. Seine Schüler Schönaich, J. Schwabe u. a. haben nur sehr untergeordnete Bedeutung. Von den selbständigeren Dichtern Alb. v. Haller und Hagedorn nahm sich der erstere mit Wärme des angefeindeten Offen-

barungsglaubens an, der zweite widmete sein Talent lediglich heiterem Lebensgenusse.

III. Periode. Zeit der Aufklärung und politischen Revolution. Entwicklung einer neuen klassischen Blütezeit (1750—1805). Aus Frankreich war der Absolutismus und die geistige Zentralisation nach Deutschland herübergekommen, aus Frankreich dämmerte auch die allgemeine Auflösung und der Umsturz auf allen Gebieten heran und verursachte im Kampf mit den alten Mächten zunächst eine gewaltige Gärung. Noch vorwiegend auf dem Boden der älteren französisch-deutschen Leipziger Bildung steht der Satiriker Rabener, der Dramatiker Johann E. Schlegel, der Fabeldichter Gellert, der Idyllendichter Geßner u. a. dii minorum gentium. Auf französische Anregung weisen die Dramen Cronegks und Weisses hin; schon eigentümlichere Lebenszeichen sind Kleists Frühling, die preußischen Grenadierlieder Gleims, die anakreontischen Versuche der Hallenser Pyra und Uz und Ramlers Oden. Viel tiefer für die Weiterentwicklung der Literatur wirkte der Kampf der Schweizer Bodmer und Breitinger gegen Gottscheds Theorien; durch sie drang englisches und älteres deutsches Ferment in den Gehalt der Poesie ein.

Einen eigentlichen Aufschwung aber erhielt die Literatur erst durch die noch heute als Klassiker anerkannten Dichter Klopstock, Wieland und Lessing, welche ebensoviele neue Grundströmungen der Literatur bezeichnen. Alle drei stimmen darin überein, daß sie Sprache und Literatur erneuern, aber um keinen Preis auf das frühere katholische Geistesleben Deutschlands im Mittelalter zurückgreifen wollten.

Der tiefreligiöse Klopstock (1724—1803), der sich um Reinigung und Hebung der Sprache die ersten, bahnbrechenden Verdienste erwarb, suchte mit ganz richtigem Blick eine ähnliche Hebung des poetischen Gehalts in religiösen und patriotischen Motiven; aber als orthodoxer Protestant beschränkte er seinen religiösen Gesichtskreis auf eine abstrakte und enthusiastische Verherrlichung des Erlösungsglaubens, dem er in seinem „Messias" ein unvergängliches Denkmal zu setzen hoffte; seine patriotischen Aspirationen aber, die weder an Österreich noch an Preußen einen Anhalt fanden, wandten sich über Gegenwart und Mittelalter in die dunkle heidnische Vorzeit zurück und gestalteten sich zu einem Bardengesang, der in der Wirklichkeit keine Wurzeln hatte. Der Sänger Christi war zugleich ein begeisterter Verehrer Rousseaus und der französischen Revolution, bis die Greuel der letzteren seine wohlgemeinten Träumereien zerstörten.

Lessing (1729—1781), durch Bayle und Voltaire zum Skeptiker geworden, trat der frommen Schwärmerei Klopstocks mit eisiger Kälte entgegen, wirkte mit seinen Freunden Mendelssohn und Nicolai an der systematischen Verbreitung rationalistischer Aufklärung mit, übte in meisterhafter

Prosa eine unerbittlich scharfe literarische und ästhetische Kritik, erhob sich auf ästhetischem Gebiet gegen Voltaire, dessen antireligiösen Geist er indes teilte und verbreitete, versuchte in einigen durch Sprache und Form wertvollen Dramen die von ihm selbst aufgestellten Regeln der Dramatik zu verkörpern, endigte aber damit, daß er als theologischer Polemiker die protestantische Orthodoxie in Trümmer schlug und in seinem „Nathan" den Indifferentismus proklamierte.

Während Lessing als scharfer Verstandesmensch Literatur und Kunst der Alten hauptsächlich zur theoretischen Bildung eines besseren Geschmacks heranzog, holte sich der sinnliche Gemütsmensch Wieland (1733—1813), nach kurzer Schwärmerei für Klopstocks Tugendideale, bei den Epikureern seine Lebensweisheit, bei den Franzosen die Kunst des Fabulierens, bei Griechen und Römern, Engländern und Franzosen, Italienern und Spaniern den vielfältigsten Erzählungs- und Dichtungsstoff und sorgte, daß die Modewelt in leichtem, gefälligem Deutsch die Nahrung fand, welche sie bis dahin in französischen Autoren gesucht und gefunden hatte. Die französische Republik beehrte ihn mit dem Bürgerrecht, und Goethe hielt ihm als Freimaurerbruder die Grabrede. In ähnlichem Geiste wie er schrieben Alxinger, Thümmel, Musäus, während Engel und Garve in ihrer ernsteren philosophischen Prosa sich mehr Lessing nähern.

Als Lessings Vorläufer in der Kunstschriftstellerei ist der Konvertit Winckelmann (1717—1768) zu betrachten. Geistesverwandt mit Klopstock, verquickte der prophetische Philosoph Hamann christliche Ideen mit Rousseaus Naturschwärmerei; der Züricher Diakon Lavater fügte diesen Elementen noch die seltsame philanthropische Liebe zur Physiognomik bei, während Basedow das Evangelium Rousseaus zur Grundlage der Pädagogik machte.

Im Lager der Klopstock-Verehrer entstand ein lauter Widerspruch gegen Wielands Frivolität und verkörperte sich in dem sog. „Hainbund". Wenn auch nicht frei von Sentimentalität, verschwommener Revolutionssympathie und Naturschwärmerei, behaupteten seine Mitglieder und Freunde, Boie, Voß, die beiden Stolberg, Hölty, M. Miller, Leisewitz, Claudius, eine ernstere, religiös-patriotische Richtung und förderten die Sprache durch verdienstvolle eigene Leistungen und Übersetzungen. Ihnen verwandt durch kräftigen, volkstümlichen Schwung ist der sonst leichtfertige Gottfried Aug. Bürger (1747—1794). Nicht nur alle Regeln der Konvenienz, sondern auch der Dichtkunst warfen dagegen die sog. „Sturm- und Drangpoeten" (Lenz und Klinger) von sich und stellten Lessings künstlicher Dramaturgie die Shakespeares als Naturgewächs gegenüber. Dieser verworrenen äußersten Linken des poetischen Radikalismus schlossen sich in ihren Anfängen die zwei größten der nun folgenden Klassiker, Goethe und Schiller an, während Herder von Lessings ernst-nüchterner Richtung zur Romantik hinüberleitet.

Herder (1744—1803) nahm die Bibel gegen den Materialismus in Schutz und erhob sie wieder zum Grundbuche der Poesie; allein sie war ihm dies nur in rationalistischem, freimaurerischem Sinne, als Offenbarung eines bloßen Humanitätschristentums, das er geschichtlich und philosophisch breit ausführte, und das seinen Zeitgenossen die Grundlinien einer scheinbar tiefen, religiösen, aber in Wahrheit sehr oberflächlichen und freidenkerischen Weltanschauung bot. Den Protest gegen die katholische Kirche und die Formeln des engherzigen Landeskirchentums aufrecht erhaltend, suchte er in Poesie und Wissenschaft der Menschheit jene geistige Universalität zu gewinnen, welche der Protestantismus mit der Kirche von sich geschüttelt hatte. Für die Poesie war das ein Gewinn; die chinesischen Mauern der alten Orthodoxie wurden auf diesem Gebiete gründlich durchlöchert, und Herder erkannte sogar einen Balde an.

Anfänglich ein wilder Stürmer und Streber, tobte Goethe (1749—1832) in einigen Jugendwerken (Werther, Götz, Clavigo, Stella) seinen genialen Übermut aus, bildete sich, indem er mit allen waltenden Richtungen in Verkehr trat (Herder, Wieland, Stolberg, Winckelmann, Lavater usw.) in jenem universellen Sinne aus, den Herder angebahnt hatte, dichtete in allen Arten und Formen, nützte christliche und sogar katholische Ideen poetisch aus, ohne sich indes innerlich dem positiven Christentume zu unterwerfen, suchte nicht bloß die höchste Formenharmonie, sondern auch die höchste Geistesbildung und Lebensweisheit bei den Griechen und kam ihnen in der klassischen Vollendung seiner Werke (Iphigenie, Tasso, Faust, Hermann und Dorothea usw.) näher als irgend einer der bisherigen Schriftsteller. Wie im Götz von Berlichingen, so näherte er sich auch im Faust der romantischen Richtung; in seinen Romanen aber (Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften) trat er an die Spitze der modernen Romanliteratur, die, ohne philosophischen und religiösen Halt, Kunst und Vergnügen an die Stelle der Religion setzend, das prosaische Alltagsleben mit dem Zauber der Verklärung zu umgeben sucht oder sich schließlich mit einer naturalistischen Zeichnung desselben begnügt. Sprache und Form erreichen bei ihm die höchste Schönheit und Fülle; sein genialer Geist drang divinatorisch in die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen menschlicher Gefühle ein und umfaßte die sichtbare Natur mit hellem Blick und liebevollem Verständnis; als ein sehr oberflächlicher Schüler Spinozas jedoch stieß er christliche Philosophie und Offenbarung von sich und stellte an deren Stelle eine in ihrem innersten Wesen heidnische Gefühls- und Kunstreligion, deren Idol der Mensch und deren letztes Ziel irdische Glückseligkeit ist.

Wie Goethe, so fing auch Schiller (1759—1805) seine Schriftstellerlaufbahn mit dem extremsten Radikalismus an (Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko), lenkte in seinem Don Karlos zum vornehmeren Liberalismus über,

gab in seinen historischen Schriften der modernen Geschichtsbaumeisterei ihre klassische Form, setzte in philosophischen Schriften die Ästhetik an Stelle der Ethik, widmete sich dann vorzugsweise der Dramatik und schwang sich auf diesem Felde über alle bisherigen deutschen Dichter empor (Wallenstein, Braut von Messina, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Tell). In seinen Werken ist eine fortschreitende künstlerische wie philosophische Läuterung bemerkbar, die ihn vielfach christlichen Anschauungen nähert. Gleich Goethe, Herder, Lessing und Wieland war indes auch er Freimaurer und kam in seinen Grundanschauungen nicht über das Humanitätschristentum hinaus, in welchem die Loge die getrennten Bekenntnisse, ohne verpflichtende Dogmen, zu vereinigen suchte.

Dies ist überhaupt der Punkt, welcher die Werke dieser „Klassiker", ihre Verdienste um Form und Sprache, ihren bildenden und zum Teil hochpoetischen Gehalt zwar nicht völlig entwertet, aber doch nicht unbedingt zum brauchbaren Bildungsmittel gestaltet. Wie die klassischen Werke der Griechen und Römer, stellen sie vielfach die natürlichen Ideale der Menschheit in mustergültiger Formschönheit dar; aber in nicht geringem Maße bekunden sie auch die Negation des Übernatürlichen, den Abfall vom Christentum oder eine Verworrenheit der religiösen Ideen, welche durch ihr bezauberndes Gewand verführerisch und schädlich wirken muß.

Schon vor Goethe und Schiller traten Roman und Theater als Hauptlieblinge des Publikums in den Vordergrund. Unter den Romanschriftstellern ragen, wenn von religiöser Unwahrheit und sittlicher Verderbtheit abgesehen werden kann, hervor Jung-Stilling, Heinse, A. Lafontaine, M. Moritz, H. Pestalozzi und H. Zschokke, unter den Dramatikern Iffland, Kotzebue, Babo, Törring, Gemmingen. Als Klassiker mehr gefeiert als gelesen wird der humoristische Romanschreiber Jean Paul Fr. Richter (gest. 1825), ein unkultiviertes Genie, das, überreich an Witz und Phantasieeinfällen, nie zu harmonischer Ausbildung gelangte, und dessen undefinierbare Weltanschauung so ziemlich auf heitern Lebensgenuß hinausläuft (Titan, Quintus Fixlein, Siebenkäs, Hesperus, Flegeljahre). Andere Humoristen sind Hippel und Lichtenberg. Der Lyrik und Epik widmeten sich Tiedge, Matthisson, Salis, Jacobi, Hölderlin, Mahlmann, Kosegarten, Baggesen, Sonnenberg u. a. Der Philosoph der glänzenden Literaturperiode war Kant, der indes nur auf Schiller tieferen Einfluß ausübte.

IV. Periode. Zeit der Gegenrevolution. Romantik (1800 bis 1830). Wie Frankreich, nachdem es in seinem Zersetzungsprozeß beim offiziellen Atheismus angelangt war, durch Chateaubriand auf die Schönheiten des Christentums zurückgelenkt, durch Napoleon wieder offiziell zu demselben zurückgebracht wurde: so entstand auch in Deutschland mitten im Gewirre der verschiedensten Strömungen der Gedanke, die Verbindung mit

dem Mittelalter wieder anzuknüpfen, welche die Glaubenstrennung gewaltsam unterbrochen hatte. Goethes „Berlichingen" und „Faust" riefen die Zeit des Humanismus zurück, Herder belebte das Interesse für die durch und durch katholische Dichtung der Spanier, selbst Wieland trug dazu bei, die Scheu vor den früheren katholischen Literaturen zu dämpfen. In Weimar wurde Shakespeare und Cervantes studiert, und so unversöhnlich auch Klopstock dem Papsttum abgeneigt war, ward er doch dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg (gest. 1819) zum Führer in die katholische Kirche, indem dieser großangelegte Geist, durch ihn den freidenkerischen Kreisen entrissen, ernster über das Christentum nachsann und es ganz und unverkürzt nur in der katholischen Kirche zu finden glaubte (1800). Während er die Dichtkunst mit ernsteren geschichtlichen Studien vertauschte, stellte der jugendliche Herrnhuter Fr. von Hardenberg (Novalis, 1772—1801) zuerst die Rückkehr zum Mittelalter als poetisch-literarisches Programm auf. Es fand bei einer ganzen Schar jüngerer Talente, welche sich von der prosaischen Seichtheit der rationalistischen Aufklärung abgestoßen, von griechischem Klassizismus nicht befriedigt fühlten, einen begeisterten Widerhall. Mit dem Plan, die deutsche Poesie aus ihrem eigensten Erbgut heraus, den Sagen, der Geschichte, der Kunst und Volksdichtung der Vergangenheit, neu zu beleben, verband sich von selbst das Unternehmen, auch die poetischen Schätze der katholischen Nationen, bei denen die christliche Poesie ungehindert weitergeblüht hatte, in dies Werk der Neubelebung hineinzuziehen. Die meisten achteten nicht darauf, daß jene Blüte katholischer Poesie ohne katholisches Geistesleben, Philosophie und Theologie der fruchtbarsten Wurzel entbehrte. Doch die Blüte bezauberte sie, und sie begnügten sich, sie künstlich neu aufleben zu lassen. A. W. v. Schlegel (gest. 1845) machte Shakespeare und Calderon zu deutschem Eigentum, A. v. Arnim (gest. 1831) sammelte mit Kl. Brentano die alte Volkspoesie in „Des Knaben Wunderhorn" und inspirierte sich an ihrem Geiste zu Romanen und Novellen, L. Tieck (gest. 1853) ließ alte Legendenpoesie, Fouqué (gest. 1843) alte Märchen- und Zaubergeschichten neu aufleben. Wackenroder, Th. A. Hoffmann und E. Schulze dichteten in ähnlichem Sinne. H. v. Kleist (gest. 1811), Ad. Müllner, Houwald, Löben, Ad. Oehlenschläger brachten die romantische Dichtung auf die Bühne, Fichte und Schelling (gest. 1854) trugen sie in ihre Philosophie über. Weit fruchtbarer als auf die Poesie wirkte die romantische Richtung auf die geschichtlichen und Sprachstudien ein. Das Mittelalter ward nach allen Seiten hin durchforscht (Jakob und Wilhelm Grimm, Laßberg, Lachmann, Böhmer, Pertz [Monumenta Germaniae], Philipps, Görres, Hoffmann v. Fallersleben, A. v. Keller, L. Uhland, F. Pfeiffer, von der Hagen, Weinhold); die Sprachstudien der beiden Schlegel erweiterten sich zur vergleichenden Philologie

(Bopp, W. v. Humboldt); auch die Naturwissenschaft im größeren Stile (Al. v. Humboldt, Ritter) erhielt durch das umfassende Streben der Romantik mächtige Anregung und Förderung.

Mit Freuden begrüßten die meisten Anhänger der romantischen Schule die nationale Schilderhebung gegen Napoleon und trugen mit den Sängern der Freiheitskriege (M. Arndt, Theodor Körner, Max v. Schenkendorf) dazu bei, die allgemeine Begeisterung für die vaterländische Sache zu mehren. Der schwache Punkt der Romantik lag in ihrer religiösen und philosophischen Unklarheit. Man wollte die deutsche Poesie, Größe und Herrlichkeit des Mittelalters wieder erstehen lassen, ohne auf den inneren Lebensquell derselben zurückzugehen. Nur drei der bedeutenderen Romantiker, Friedrich v. Schlegel (1772—1829), Zacharias Werner (1768 bis 1823) und Adam Müller (1779—1829), traten in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Der erstere, als Dichter weniger begabt, war als Kritiker, Gelehrter und Literaturhistoriker der eigentliche Führer der ganzen Richtung, der ihr Wesen und ihre Aufgabe am klarsten und konsequentesten entwickelte. Werner entfaltete nach seiner Konversion keine große poetische Tätigkeit mehr. Die fruchtbarsten katholischen Dichter waren Klemens Brentano (gest. 1842, Lyrik, Dramen, Märchen und Erzählungen) und Joseph v. Eichendorff (gest. 1857, Lyrik, Dramen, Novellen und Romane), beide durch und durch poetische Naturen, in deren Werken nicht bloß die farbenschillernde Außenseite des Mittelalters, sondern seine tiefe Religiosität und Glaubensfreudigkeit, seine kindliche Heiterkeit und seine christliche Idealität zum vollen, lebenswarmen Ausdruck kam. Ihr geistiger Bundesgenosse auf dem Felde der Politik und der verschiedensten Wissenschaften war der hochbegabte, universelle Joseph v. Görres (1776 bis 1848), zwar nicht Dichter, aber voll Phantasie und Poesie, von durchdringendem Verstand und ausgebreitetem Wissen, der größte und tiefstwirkende Publizist seiner Zeit, zuerst als Anwalt deutscher Freiheit und Selbständigkeit gegen Napoleon, dann als Anwalt der kirchlichen Freiheit gegen den bureaukratischen Staat, endlich als Anwalt der christlichen Ordnung gegen das immer weiter fortschreitende Zerstörungswerk der Revolution.

Eine Fortsetzung ihrer deutsch-mittelalterlichen Bestrebungen fanden die protestantischen Romantiker in der schwäbischen Dichterschule (Uhland, gest. 1862, Justinus Kerner, G. Schwab, E. Mörike usw.); mit ihrer polyglotten und humoristischen Richtung verwandt sind die Dichter Rückert (gest. 1866), A. v. Chamisso (gest. 1838), W. Müller, A. v. Platen. Unabhängig von den Romantikern überhaupt versuchte Lad. Pyrker ein religiös-christliches Epos zu gestalten. Teils an die Romantiker sich anschließend, teils von ihnen unabhängig, arbeiteten die Dramatiker Immer-

mann (gest. 1840), Chr. Grabbe (gest. 1836), Raupach, v. Auffenberg, Deinhardstein und K. v. Holtei.

Als der tüchtigste Dramatiker nächst Schiller ist wohl der Katholik Fr. Grillparzer (gest. 1872) zu betrachten, der zwar stark zu Goethes Hellenismus hinneigte, aber anderseits auch die Spanier, namentlich Lope de Vega, fleißig studierte. An ihn reihen sich die ebenfalls bedeutenden katholischen Dramatiker H. v. Collin (gest. 1811), E. v. Schenk (gest. 1841), Chr. v. Zedlitz (gest. 1862), während der fruchtbare Humorist Castelli seinem katholischen Namen wenig Ehre macht. Als Dialektdichter zeichneten sich aus Peter Hebel, Martin Usteri, K. Grübel, J. Bornemann, von welchen ersterer in seiner Dichtung den wahrsten und lebendigsten Volkston mit tiefreligiöser Gesinnung verbindet.

V. Periode. Zeit der unausgesöhnten Gegensätze. Nachfolger der Klassiker und Romantiker (1830—1880). Nachdem die Klassiker durch die Schule Grundlage der allgemeinen Bildung geworden, besonders aber nachdem die Dampfpresse beschleunigend der Pressetätigkeit zu Hilfe kam, wurden Schriftsteller und Dichter immer zahlreicher. Man schätzt die heute lebenden auf etwa 20 000. Einen großen Teil derselben beschäftigt die periodische Presse, einen nicht unansehnlichen die wissenschaftliche Fachliteratur; von den poetischen Genera überwucherten Roman und Novelle, Drama und leichte Belletristik alles übrige. Aus der ungeheuern Schar von Literaten, die seit 1830 das Lesepublikum beschäftigten, hat keiner den Ruf und die Bedeutung der sog. „Klassiker" erlangt, keine Schulen oder fest ausgeprägte Richtungen gruppieren die Menge, alles hat sich atomisiert und individualisiert, so daß die Literaturhistoriker sie schließlich nach Provinzen und Ländern zu ordnen versuchten. In der protestantischen Theologie hat weder offizielles noch freies Vereinswesen zu starker Einheit geführt, in der Philosophie herrschten fast so viele Richtungen als Philosophen, in der Literatur gibt es weder bedeutende Sammelpunkte, wie einst Weimar gewesen, weder Kritiker, die gleich Lessing allen imponieren, noch Dichter, die gleich Goethe den allgemeinen Geschmack beherrschten. Berlin, Leipzig, München, Stuttgart, Wien beherbergten als Hauptstädte eine größere Anzahl Literaten und übten so wie einige Universitätsstädte einen mächtigen Einfluß aus; innerhalb einzelner Gesinnungskreise, wie in den jüdischen, den orthodox protestantischen, den protestantenvereinlichen, den darwinistischen, waltet wohl ein gewisses Einverständnis, gegenseitige Protektion und ein literarisches Zusammenwirken; doch ist dem Individualismus dabei der freieste Spielraum gewährt, und jeder mag sich seine eigene Weltanschauung konstruieren, wenn sie nur nicht katholisch ist. Der einzige tiefgehende Gegensatz, welcher das Geistesleben Deutschlands in zwei unausgesöhnte Kreise scheidet, ist der zwischen Klassizismus und Romantik, der aber nicht mehr

ein bloß literarischer, sondern ein entschieden religiöser geworden ist. Den Katholiken Deutschlands gilt der christliche Glaube, wie er sich seit 18 Jahrhunderten in der katholischen Kirche verkörpert, als höchste Richtschnur, Lebensquelle und Grundlage des gesamten geistigen Lebens, auch der Literatur; gegen diese Anschauung aber sind alle übrigen Individuen und Richtungen eins unter sich, von den orthodoxesten Protestanten durch alle liberalen Schattierungen herab bis zu den Sozialdemokraten. Gegen die literarische Produktion der akatholischen Majorität steht diejenige der katholischen Minorität an Zahl und Umfang noch weit zurück; doch beweist sie energische Lebenskraft und ist beständig im Wachsen.

Ihre breite Grundlage fand die akatholische Literatur seit 1830 teils in den deutschen Philosophen Kant, Fichte, Herbart, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Hartmann, in den vorwiegend destruktiven Theologen Schleiermacher, Paulus, Bauer, Strauß usw., in den Klassikern Goethe, Schiller, Lessing, Herder, um die sich je eine ganze Spezialliteratur ankrustete, in einem mehr philologischen als ästhetischen Studium der Alten, in einer vorwiegend ungläubigen, heute darwinistischen Naturforschung. Von den Romantikern nahm man sowohl ein gemäßigtes Interesse für das Mittelalter als auch das weitausschauende Studium fremder Sprachen und Literaturen herüber und verarbeitete das unabsehbare Material sowohl wissenschaftlich als poetisch. Dante, Calderon, Shakespeare, Molière wurden fast ebenso eifrig studiert wie das Nibelungenlied, der Parzival, Luther und Hans Sachs. Die englische und französische Revolutionsliteratur (Byron, Shelley, besonders aber englische und französische Romane) fanden weite Verbreitung und übten tiefen Einfluß aus. Auf dem Theater dominierte nicht klassische Dramatik, sondern ein buntes Gemisch von Opern, Tragödien und Komödien untergeordneten Wertes und Bearbeitungen fremder, vorzüglich französischer Novitäten. Seit das Feuilleton Tagesbedürfnis wurde, vervielfältigte sich der Roman ins Unabsehbare und zog alle Beziehungen des Lebens, Religion, Kunst, Politik, Natur, Geschichte und den Realismus des Alltagslebens von der Kinderstube bis zum Spital als Stoff heran. Ebenso unzählig mehrten sich Dramen und Novellen.

Von 1830 bis 1848 befanden sich die älteren Dichter noch meist im Fahrwasser der Klassiker und Romantiker; die jüngere Generation dagegen überwarf sich mit den vorhandenen Zuständen und nahm eine entschieden feindliche, revolutionäre Haltung an. Am genialsten und frivolsten drückt sich die innere Zersetzung dieser Revolutionsgeister in Heinrich Heine (gest. 1856) aus, dem mißratenen Schüler der Romantiker; melancholisch trüb zeigt sie sich in Nik. Lenau (gest. 1850, Lyrik, Episches), publizistisch-tendenziös in Gutzkow (gest. 1878, Romane, Dramen), kritisch zersetzend in L. Börne (gest. 1837), stürmisch leidenschaftlich in Herwegh und

Freiligrath (gest. 1876). In ähnlichem Sinne wie die einzelnen Genannten dichteten und schrieben Anastasius Grün (Graf Auersperg), H. Laube, Th. Mundt, Hoffmann von Fallersleben, Rob. Prutz, Franz Dingelstedt, G. Kinkel, A. Meißner, M. Hartmann und andere.

Nachdem indes die Revolution gemacht war, siedelten die meisten überlebenden Adepten des „jungen Deutschland" zu einem sanfteren und milderen Liberalismus über. Der mit Ketten und Säbel rasselnde Kampfruf gegen Könige und Priester verstummte, und eine friedlichere Produktion verherrlichte Freiheit und Fortschritt, allgemeine Menschlichkeit und unbeschränkten Lebensgenuß, revolutionäre Ideen in buntem Mischmasch mit konservativen, bis 1870 eine künstlerisch ziemlich niedrig stehende Kampfeslyrik die Franzosen befehdete und von 1872 an eine noch viel schwächere Tendenzlyrik den Kulturkampf willkommen hieß. Die besiegten Franzosen konnten sich rühmen, daß ihre schlechteste Theater-, Salon- und Demimonde-Literatur bei den Siegern Anerkennung und Verbreitung fand und eine ansehnliche Zahl deutscher Literaten inspirierte. Der große Kampf, bei dem die heutige Literatur angelangt ist, ist nicht jener der Ideen, sondern der Konkurrenzkampf um Brot und Existenz, der in dem deutschen Schriftstellerverband seinen Ausdruck gefunden hat. Welche von den zahlreichen Autoren seit 1830 eine längere Unsterblichkeit erlangen werden, muß der Zukunft überlassen bleiben; unter den Moderomanschreibern stürzt einer den andern vom Throne: nicht das Vollendetste, sondern das Pikanteste und Neueste triumphiert für den Augenblick. Ein Ägyptologe, der seine trockenen archäologischen Studien als Maskeradestoff auf die gewöhnliche Romanschablone zurechtzuschneiden wußte, war einige Zeit der Liebling der Damenwelt; ein Professor der protestantischen Kirchengeschichte hat jüngst mit Jesuitengespenstern und langobardischer Geschichte dasselbe Ziel erreicht, ohne eigentliches Dichtertalent zu besitzen. Doch haben sich neben diesen Romanfabrikanten in allen Zweigen der Dichtung auch tüchtige Talente gezeigt und würden auf die ungeteilte Anerkennung der Katholiken zu rechnen haben, wenn sie nicht meist direkt oder indirekt dem katholischen Glauben feindlich gegenüberständen und nicht selbst sehr oft die Grundlagen christlicher Anschauungen verließen. Mehr zu bedauern ist, daß einige talentvolle Dichter, welche von Haus aus Katholiken sind, entweder direkt akatholischen Tendenzen huldigen, oder sich zum freimaurerischen Grundsatze bekennen, daß man in Poesie und Literatur nicht nach der Religion fragen dürfe.

Unter den Dramatikern sind zu größerer Berühmtheit gelangt: Fr. Halm, Fr. Hebbel, R. Prutz, K. Gutzkow, G. Freytag, H. Laube, J. Mosen, O. Ludwig, R. Gottschall, Charlotte Birch-Pfeiffer, R. Griepenkerl, E. Brachvogel, J. Heyse, A. Wilbrandt, H. Kruse, Hans Herrig,

sowie die Lustspieldichter E. Bauernfeind, R. Benedix, Fr. Hackländer, G. zu Putlitz, P. Lindau, K. Töpfer.

Unter den gelesensten Romanschreibern, Novellisten und Belletristen finden sich einige derselben Namen wieder, wie Gutzkow, Freytag, Hackländer, P. Heyse, Gottschall, dann Pückler-Muskau, Th. Mundt, Ch. Sealsfield, Fr. Dingelstedt, Häring (Alexis), L. Schücking, Fr. Gerstäcker, E. Höfer, H. Kurz, Th. Storm, Fr. Spielhagen, J. V. Scheffel, G. Ebers. Aus dem eigentlichen Volksleben schöpften mit Glück Fritz Reuter, B. Auerbach, J. Gotthelf (Bitzius).

Von epischen Dichtern zeichneten sich aus C. F. Gruppe, O. Roquette, H. Lingg, W. Herz, J. V. Scheffel, R. Hamerling, Jul. Grosse, J. Neumann, Ad. Böttger; von Lyrikern A. Kopisch, R. Reinick, L. Bechstein, Em. Geibel, A. von Schack, J. G. Fischer, A. Träger, J. Hammer, Fr. Bodenstedt.

Inzwischen hat sich das katholische Geistesleben Deutschlands nicht nur vom Schlummer der Aufklärungsperiode erhoben, sondern auch nach allen Seiten hin vertieft und erweitert. Während am Ende des 18. Jahrhunderts noch hohe geistliche Würdenträger, wie Dalberg und Wessenberg, an der freimaurerischen Aufklärung und an der ihr entsproßten klassischen Literatur schützend und fördernd mitarbeiteten, ist die katholische Theologie und Philosophie auf die kirchlichen Bahnen der Vorzeit zurückgekehrt, der Glaube des katholischen Volkes hat die größten äußeren Krisen siegreich und glänzend überstanden, und das Gefühl wachsender Kraft hat nach und nach eine selbständige Literatur auf allen Gebieten hervorgerufen. Standen am Anfang des 19. Jahrhunderts nur vereinzelte Kreise da, die noch einigermaßen katholisches Leben repräsentierten, wie der Münstersche Kreis der Fürstin Gallitzin und des Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg, der Hoffbauersche Kreis in Wien, der des Bischofs Sailer in Regensburg und die ziemlich unsteten katholischen Romantiker, so steht heute eine ausgebreitete wohlorganisierte periodische Presse für die Ideen und Grundsätze der Kirche ein, und unter den ungünstigsten äußeren Umständen hat sich eine geistige Tätigkeit entfaltet, welcher selbst die Gegner ihre Anerkennung nicht ganz versagen konnten. Als geistige Bannerträger gesellten sich zu den katholischen Romantikern besonders die beiden späteren Bischöfe Andreas Räß und Nikolaus v. Weis. Nachdem die theologische Wissenschaft im „Katholik" und in der „Tübinger Quartalschrift" einen Vereinigungspunkt erhalten, gründeten Görres und seine Freunde in den „Historisch-politischen Blättern" einen solchen für Geschichte und Literatur. Die beiden Görres, Brentano und Eichendorff gaben darin dem katholischen Literaturleben die fruchtreichsten Impulse. Lange blieb die Zeitschrift in dieser Hinsicht Hauptorgan, bis im „Literarischen Handweiser", in den „Stimmen aus Maria-Laach", der

„Literarischen Rundschau" und andern Zeitschriften neue Bundesgenossen entstanden und das erfreulichste Wachstum des literarischen Lebens bekundeten.

Im allgemeinen nimmt Poesie und schöne Literatur im katholischen Geistesleben nicht jene bevorzugte Stellung ein, welche ihr außerhalb der katholischen Kreise durch die Klassiker zu teil geworden. Während diese Religion, Wissenschaft und Leben der schönen Kunst unterordneten und in ihren Dienst nahmen, war das Augenmerk der Katholiken vor allem auf Erneuerung des religiösen Lebens und der kirchlichen Wissenschaft gerichtet. Theologie, Philosophie und Geschichte beschäftigten zunächst die hervorragendsten Geister und gelangten zu einer umfangreichen Literatur. Wie Fr. L. v. Stolberg nach seiner Konversion der Poesie fast entsagte, um sich kirchengeschichtlichen Studien zu widmen, so haben andere hochbegabte Dichtertalente, wie Brentano, Eichendorff, der jüngere Görres, die Konvertiten Fr. v. Schlegel, Daumer, L. Deves u. v. a., nur einen geringen Teil ihrer Kraft für eigentliche Dichtung eingesetzt, dagegen ihre Hauptkraft auf Geschichte, Literaturgeschichte, Philosophie und andere ernste Studien und Lebenszwecke verwendet. Die Poesie wird nicht als Hauptlebensberuf, noch weniger als Broterwerb, ebensowenig als Höhepunkt aller menschlichen Bildung betrieben, sondern als freundliche Blüte, die, von Glauben und Wissen bedingt, beide verklärt und verherrlicht. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Katholiken noch lange keine so umfangreiche „schöne Literatur" aufzuweisen haben wie ihre Gegner, daß sie aber wohlgemut einer solchen entgegensehen können, je mehr das katholische Leben in seinen eigentlichen Wurzeln erstarkt.

Unter den langen Namenreihen katholischer Schriftsteller und Dichter, welche von Brühl, Kehrein, Lindemann, Hülskamp, Norrenberg nach verschiedenen Gesichtspunkten (biographisch, bibliographisch, literaturgeschichtlich) zusammengestellt wurden, weisen wenige auf größere oder zahlreiche Werke hin, wenige sind über die katholischen Kreise hinausgedrungen. Zu ihnen gehören außer Brentano und Eichendorff die Dichterinnen Annette v. Droste-Hülshoff (gest. 1848, Lyrik, Epen, Novellen) und Luise Hensel (gest. 1876, Lyrik), der in seiner ersten Periode begeistert katholische Minnesänger Oskar v. Redwitz (Amaranth, Thomas Morus), der ausgezeichnete Novellist Adalbert Stifter (gest. 1868), die durch Zeichnung der höheren Gesellschaftskreise hervorragende Romanschriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn (gest. 1880, Maria Regina, Doralice, Peregrin, Erbin von Kronenstein, Nirwana, Eine reiche Frau, Der breite Weg und die enge Straße), der humor- und poesievolle Erzähler Fr. Trautmann (Eppele von Gailingen, Herzog Christoph, Die gute alte Zeit usw.) und der formgewandte F. W. Weber (Dreizehnlinden, Gedichte). Das sind ungefähr die katholischen Namen, welche gemeiniglich in den Literaturgeschichten figurieren, eine verschwindende Minorität gegen die Hunderte von Namen, welche,

um die Klassiker gereiht, die Poesie des modernen Fortschrittes repräsentieren.

Doch stehen sie in Wirklichkeit durchaus nicht vereinzelt da. Die zwei hochbegabten und feingebildeten Kardinäle Melchior v. Diepenbrock (Geistlicher Blumenstrauß) und Johannes v. Geissel (Domlied, Gedichte) an der Spitze, hat eine ganze Schar katholischer Priester ihre Mußestunden der Poesie geweiht und wenn auch nicht umfangreiche Werke hervorgebracht, doch literarische Bildung und poetischen Sinn in weiten Kreisen gefördert. In Österreich schließen sich an den Konvertiten Zacharias Werner, die Redemptoristen Anton und Georg Passy an, dann der poetische Kanzelredner E. Veith und später der geistsprühende Humorist und Satiriker Sebastian Brunner (Die Welt ein Epos, Der Babenberger Ehrenpreis, Der deutsche Hiob, Blöde Ritter, Schreiberknechte, Keilschriften, Reisebeschreibungen, Novellen, biographische und historische Schriften). Tirol hatte seinen Beda Weber und Pius Zingerle, die Schweiz ihren Gall Morel, Bayern den fruchtbaren Dramatiker Wilh. Molitor (Maria Magdalena, Freigelassene Neros, Julian der Apostat, Claudia Procula, Des Kaisers Günstling, Die Blume von Sizilien u. a.), Mitteldeutschland den fröhlichen Lyriker Alfred Muth (Waldblume ꝛc.), die Rheinlande die tüchtigen Dichter Joh. B. Berger (Gedeon von der Heide, Gedichte, Totenschau, Reise mit einer Seele, Gnaden ꝛc.), Joh. Weißbrodt (Prinz Ferdinand, Marienminne, Genovefa, Cäcilia, Gregor VII. usw.), J. B. Diel S. J. (Gedichte, Skanderbeg, Novellen), W. Kreiten S. J. (Heimatweisen aus der Fremde). Der Schlesier Lorinser leistete ein Werk, das die Romantiker zwar begonnen, aber nicht vollendet hatten, nämlich sämtliche Autos Calderons und die schönsten seiner andern Dramen metrisch zu übersetzen. Der Pfälzer J. Bischoff (C. v. Bolanden) hat den kursierenden liberalen Tendenzromanen eine ganze Bibliothek katholischer Tendenzromane (unter sich von ungleichem Wert) entgegengestellt, während der Badenser Alban Stolz in seinen vielgelesenen Volksschriften die Poesiefülle eines echten Dichters entfaltete (Das Vaterunser, Der unendliche Gruß, Leben der hl. Elisabeth ꝛc.). Der Gesellenvater Kolping eröffnete mit seinen trefflichen Erzählungen eine ganze Reihe ähnlicher Volksliteratur, während Hacker (Fr. v. Seeburg) mit Glück den höheren geschichtlichen Roman kultivierte.

Durch kirchenfeindliche Bestrebungen fast überall in Belagerungszustand versetzt, durch die äußeren Umstände eher gehemmt als begünstigt, konnte der katholische Klerus seine literarischen Kräfte bei weitem nicht so frei entfalten, wie es wünschbar gewesen wäre; aber er hat nichtsdestoweniger unausgesetzt und unverdrossen den Stand der katholischen Literatur zu heben gesucht. Fast an jeden der genannten Namen ließen sich noch viele andere anreihen, die, wenn auch nicht mit gleicher Begabung und gleichem Glück, doch in gleichem

Sinne tätig waren. Durch den frivolen und meistenteils freimaurerischen Charakter der modernen Bühne von jeder Einwirkung auf dieselbe ausgeschlossen, nahm sich der Klerus — nach dem Vorbild des Kardinals Wiseman — um so eifriger des Jugend- und Volks- (besonders Gesellen-) Theaters an und leistete auf diesem Gebiete der wahren Volksbildung die wesentlichsten Dienste. Auch in der übrigen Volksliteratur hat der Klerus durch religiöse Gedichte, Festlieder, poetische Erzählungen, Kalendernovellen mit dem religiösen Element zugleich das poetische eifrig gepflegt.

Die Kanzelberedsamkeit aber weist in ihren glänzenden Vertretern, den Bischöfen v. Geissel, v. Ketteler, Förster, Laurent, Ehrler und besonders Eberhard, eine Fülle poetischen Geistes auf, wie man sie vergeblich bei den Theologen des orthodoxen Protestantismus oder bei dem geistreichen Atheisten Strauß suchen wird. Mit gewaltiger oratorischer Kraft verbinden auch die katholischen Zentrumsredner (Mallinckrodt, P. und A. Reichensperger, Windthorst, Schorlemer, Heeremann) schöne Diktion und Sprache und oft hinreißenden, poetischen Schwung.

Wie die Theologen Möhler, Hettinger, Kleutgen u. a. Muster des schönen Prosastiles boten, hoben die Historiker und Publizisten Görres, Phillips, Jarcke, Reumont, Jörg u. a. die wissenschaftliche Prosa nach verschiedener Richtung hin. Durch meisterhafte Darstellung endlich hat Johannes Janssen die gründlichsten historischen Forschungen wahrhaft zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht. „Der Vorkämpfer des Katholizismus", so haben Protestanten anerkannt, „zeigt Lessings Stil und Klarheit, Macaulays lebhafte, interessante Darstellungsweise; gegenüber den vielfachen Irrtümern seiner Gegner, den schlimmen Beispielen von flüchtigem Lesen und sogar von Ignoranz, der Verdrehung der Tatsachen ist er unzweifelhaft als Sieger hervorgegangen." An Würde, Anstand, Liebe und positivem Gehalt ist seine religiöse Polemik derjenigen Lessings weit überlegen.

In der eigentlichen poetischen Literatur hatten die Laien mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie der Klerus. Auch unter ihnen wurde dieselbe meist nur nebenher gepflegt; doch die Leistungen der einzelnen summieren sich zu einem ansehnlichen Ganzen. Als Mäzenaten haben sich vorab die Könige Johann von Sachsen (gest. 1873) und Ludwig I. von Bayern (gest. 1868) große Verdienste um die Poesie erworben; der erstere hat dem Studium Dantes einen neuen Aufschwung verliehen, der zweite eine Menge literarischer Kräfte durch Gunst und eigenes Beispiel angeregt. Ein Mäzenas anderer Art war der Philosophieprofessor Chr. Schlüter in Münster (gest. 1884), ein tiefsinniger Gedankendichter (Welt und Glauben, Sonette, Übersetzungen) und Literaturkenner, der mit Annette von Droste-Hülshoff und L. Hensel, dem Jesuiten Kleutgen und dem Demokraten Waldeck in literarischer Konnexion stand und manche jüngere Kräfte anregte oder

bildend heranschulte. Dem Kreise Görres' zu München gehört zunächst der poesievolle Madonnendichter Guido Görres (gest. 1852) an, sein Freund, der kindlich-naive Humorist Franz Pocci (gest. 1876), die religiöse Dichterin L. Desbordes, geb. Brentano, die in Lyrik und Drama formgewandte und geistreiche Emilie Ringseis und der durch seine Übersetzungen und literaturgeschichtlichen Arbeiten sehr anregende Wilhelm Volk (Ludwig Clarus, gest. 1869). An Eichendorff schloß sich der Hymnologe und Historiker Leberecht Dreves (gest. 1870) an, ein frischer, formgewandter Lyriker, an Annette Droste-Hülshoff die Dichterinnen Luise v. Bornstedt (gest. 1870, Lyrik, Legende) und Berta Arndts (gest. 1859, Übersetzung der Vittoria Colonna). Die Konvertitin Dorothea Tieck (gest. 1841) war an der poetischen Übersetzung ihres Vaters (Cervantes, Shakespeare) stark beteiligt, die Herzogin Maria Amalia von Sachsen (gest. 1870) nahm an den poetischen Arbeiten ihres Bruders, Königs Johann, ebenfalls rege teil.

Starke poetische Tätigkeit entwickelte sich in der letzten Zeit in Westfalen, wo neben W. Weber J. Pape (Der treue Eckart, Schneewittchen) und Graf Mengersen (Hl. Elisabeth), A. Jüngst (Konradin), L. Brill (Singschwan) als Epiker, F. W. Grimme und F. v. Brackel als Lyriker Erfreuliches geleistet haben. Unter den süddeutschen Dichtern ragt hervor der Konvertit G. Fr. Daumer (gest. 1875, Marianische Legenden), die Konvertitin M. Binder (Amara George, vermählt mit dem rheinischen Dichter A. Kaufmann, Mythoterpe, Blüten der Nacht, Übersetzungen), der Epiker E. Behringer (Felsenkreuz, Apostel des Herrn), der phantasievolle und vielseitige Dichter Franz Bonn (Gedichte, Singspiele, Märchen, Operetten), der Dramatiker A. Schaufert (Schach dem König, Vater Brahm), die hochverdiente Jugendschriftstellerin Isabella Braun u. v. a.

Weit mehr als Epik, Lyrik und Dramatik wird auch in katholischen Kreisen Roman und Novelle gepflegt; W. Meinhold, A. Pflanz, Graf Theodor Scherer-Boccard, Ph. Wasserburg (Laicus), J. Stelzig, K. Landsteiner, F. v. Brackel, Schilling (Ernst Lingen), M. Flach (Ludolff), M. Lenzen (Sebregondi), L. Tepe und verschiedene andere haben bei der Lesewelt viel Anklang gefunden, und ihre Leistungen nähern sich zum Teil jener künstlerischen Höhe, zu der Lady Fullerton den katholischen Roman in England gehoben hat. Als Reisebeschreiber haben Lorinser, Meßmer, Schütz, als Naturbeschreiber K. Berthold, als Belletrist der Konvertit Ebeling Tüchtiges geleistet. Die Reisebilder J. Kolbergs S. J. wurden, was Sprache, Darstellung und Gehalt betrifft, selbst von Gegnern den Leistungen A. v. Humboldts gleichgestellt.

Einer katholischen Literaturgeschichte hat Fr. v. Schlegel Bahn gebrochen, Eichendorff die Aufgabe in Bezug auf Deutschland geistvoll weiter

geführt, Lindemann, Bone, Brugier und Reuter dieselbe mehr schulmäßig populariſiert, Norrenberg in Bezug auf die fremden Literaturen erweitert.

Immer mehr macht ſich unter den Katholiken die Überzeugung geltend, daß unſere Literatur zwar nach dem Beiſpiel der neueren Klaſſiker die höchſte Vollendung in Sprache und Stil anſtreben ſoll, aber ſich von dem religionsloſen und teilweiſe religionsfeindlichen Geiſt derſelben entſchieden emanzipieren muß, um ſich auf der Grundlage chriſtlicher Bildung reich und ſegensvoll entfalten zu können.

Die deutſchen Katholiken und die Literaturgeſchichte[1].

1. Dank ihrer glänzenden Ausſtattung hat die deutſche Literaturgeſchichte von Robert König[2] ſich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit über ganz Deutſchland hin verbreitet. Daß der Text nicht ganz der glänzenden Ausſtattung entſpricht, ſondern ſogar als Kompilation zu wünſchen übrig läßt, haben zwar unbefangene und unabhängige Kritiker ſchon zur erſten Auflage (1878) bemerkt; allein das ſchimmernde Kleid triumphierte. Eine Auflage folgte raſch der andern, und vom Erfolg unterſtützt, mag das reizende, verlockende Buch wohl auch an katholiſchen Türen anklopfen. Wir halten es deshalb für eine Pflicht, ein Wörtchen darüber zu ſagen, um ſo mehr, als es ſich beim erſten Durchblättern auch für den Katholiken ganz anmutig und freundſchaftlich präſentiert.

Da prangt gleich am Frontiſpiz die Madonna mit dem Jeſuskind und vor ihm die heiligen drei Könige mit ihren Gaben: ein zierliches Fakſimile aus einer mittelalterlichen Pergamenthandſchrift des Marienlebens von Wernher von Tegernſee. Dann erſcheint auf Purpurgrund in Gold und Silber das ſchönſte aller Gebete, das Vaterunſer, in den Schriftzügen des Codex Argenteus. Darauf folgt in ſeiner mittelalterlichen Form das herrliche Weſſobrunner Gebet, die Straßburger Eidſchwüre, ein Blatt aus dem Heliand, ein anderes aus Otfrieds Evangelienharmonie — und endlich gar die Nonne Roswitha von Quedlinburg, von Albrecht Dürer gezeichnet, wie ſie Kaiſer Otto dem Großen und dem Erzbiſchof Wilhelm von Mainz ihre Werke überreicht. Kann ein Buch frömmer und erbaulicher anfangen? Welches katholiſche Mädcheninſtitut könnte ſich einer ſolchen Literaturgeſchichte verſchließen?

---

[1] Es iſt von hohem Intereſſe, mit den hier folgenden Ausführungen die letzte von Baumgartners Schriften zu vergleichen, die dieſer ſelbſt noch (20 und 30 Jahre ſpäter) an die Öffentlichkeit treten ſah: Die Stellung der deutſchen Katholiken zur neueren Literatur, Freiburg 1910, und die zugleich als Fortführung und Ergänzung des hier Gebotenen gelten kann.

[2] Stimmen 1882 (XXIII) 190—199. (Die elfte mit der neunten gleichlautende Auflage [1881] ſtand zur Beſprechung.) Durch Auslaſſungen verkürzt.

Welche katholische Familie könnte einem Buche die Türe weisen, das in schönster Harmonie die Frömmigkeit des Mittelalters mit aller Bildung der Neuzeit, das begeistertste Nationalgefühl mit ebenso tiefem Sinn für das weibliche Gemüt zu vereinen scheint?

Auch der Text mag in mancher Hinsicht, bei nur oberflächlichem Durchblättern, unverfänglich erscheinen. Dem Mittelalter sind von den 800 Seiten immerhin 200 gewidmet. Die Verdienste der Mönche um Sprache und Literatur werden zum Teil anerkannt, ein schreibender Klosterbruder ist sogar unter die Vignetten aufgenommen. Von den Kreuzzügen wird mit einer gewissen poetischen Sympathie gesprochen. Manche religiöse Dichtungen des Mittelalters sind mit sichtlichem Interesse skizziert, die großen Epen und der Minnesang als ehrwürdige Nationalschätze behandelt, wie das ja schon lange zum guten Ton gehört. Das ausgehende Mittelalter ist nicht ganz so schwarz koloriert, wie es früher in der protestantischen Legende angestrichen wurde. Für Luthers Beurteilung wird Dr Döllinger als „katholischer Prälat" zitiert, der Reformator selbst nicht ganz von allen menschlichen Schwächen freigesprochen. Spee, „obwohl er Jesuit war", Angelus Silesius und Abraham a Sancta Clara finden freundliche Erwähnung; der letztere erhält sogar, wie Dach, Paul Gerhardt und Brokes, ein größeres Porträt. Aus der neueren und neuesten Periode werden die meisten von jenen Katholiken besprochen, welche Heinrich Kurz (Geschichte der deutschen Literatur) präsentabel gefunden hatte; Annette von Droste-Hülshoff wird sogar gefeiert, als ob sie eine richtige Protestantin gewesen wäre. Auch der Dichter von „Dreizehnlinden" ist der Zahl der Auserwählten beigerechnet, obwohl er „in seinem Hauptmotiv ohne die rechte evangelische Tiefe ist". Bei den Romantikern wird neben tiefen Schatten doch auch „helles Licht" anerkannt, Friedrich v. Schlegel wenigstens als Sanskritforscher geduldet, Brentano um des Wunderhorns und der Frau Rat Goethe willen sogar ein wenig geliebt. Eichendorff vollends wird als Dichter fast wie Annette von Droste-Hülshoff verehrt, ja, König hat sich sogar aus seinen „einseitigen" literaturhistorischen Schriften „hier und da ein Wort angeeignet" und scheint die Forderung anzuerkennen und gutzuheißen, welche der letzte Romantiker an sich selbst und die Poesie stellte:

„Eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herübergerettet hat."

Das ist ein Postulat, das im Sinne Eichendorffs jeder Katholik von Herzen unterschreiben kann; aber ob es Eichendorff in demselben Sinne versteht wie König, das ist eine andere Frage. Da dürften die Wege denn doch etwas auseinandergehen. Daß Eichendorff unter religiöser Weltanschauung

die katholische meinte, darüber kann kein Zweifel sein, aber fast ebensowenig darüber, daß König eben diese katholische Weltansicht für eine Spielerei hält oder für etwas, womit sich spielen läßt.

Schon gleich zu Anfang wird in Ulfilas' Bibelübersetzung das „unverfälschte Wort Gottes" so betont, daß sich der junge, katholische Leser verwundern wird, das „Wort Gottes" schon im 4. Jahrhundert so ernstlich bedroht zu sehen. Robert König sagt ihm nicht, daß Ulfilas Arianer war, vielmehr wird die Bibelübersetzung des Arianers mit urgermanischer Begeisterung zu einer Vorläuferin der Lutherschen gestempelt, und Ulfilas ebenso urgermanisch und urprotestantisch dafür belobigt, daß er für eine gotische Kirchensprache gesorgt habe, während die Kirchensprache „bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und so alles tiefergehenden Einflusses auf das Volksleben entbehrte". Wie gerade die germanischen Stämme des Westens dennoch Christen, ja die Träger der christlich-mittelalterlichen Zivilisation geworden sind, erklärt König nicht näher, versichert aber:

„Selbst der als ‚Apostel der Deutschen' oft gerühmte Winfried oder Bonifatius predigte nur selten in deutscher Sprache und stellte alles, was er bekehrte, unter Roms Gehorsam und unter die dort beim Gottesdienst übliche fremdländische Sprache. Ja nur zu bald war es mißbräuchliche Sitte, daß die niedrigen Geistlichen nicht predigen durften, daß dieses ein Vorrecht der Bischöfe war, die sich darauf beschränkten, eine lateinische Homilie vorzulesen."

Mit solchen Versicherungen wird die katholische Kirche gleich von Anfang an aus der wirklichen, geschichtlichen Stellung hinausgedrängt, welche sie im Kulturleben und in der Literaturentwicklung des Mittelalters einnimmt. Alles, was sie für Deutschland getan, wird so gedreht, als ob es vom germanischen Geiste ihr gewaltsam abgerungen worden wäre. Der Gehorsam Roms hätte alle deutsche Bildung verhindert; aber selbst in den Klöstern und bei den Geistlichen war der germanische Geist stärker als jener Gehorsam, und so ist denn doch schließlich eine deutsche Literatur entstanden. Rom ist und bleibt der Antichrist; mit den Geistlichen dagegen geht Herr König anscheinend barmherziger um, aber nur, um ihnen hinterher auch wieder einen verächtlichen Tritt zu geben.

„Geistliche sind es zumeist", so gesteht er, „von denen uns Gedichte aus dieser Vorbereitungszeit aufbewahrt sind, und geistliche Stoffe herrschen darin vor; doch auch Laien, die großen Hohenstaufenkönige auf dem Throne, Fürsten, Edelleute, Bürgerliche stimmen ein in den neuerwachenden deutschen Gesang, und immer weiter wird der darin emporsteigende Gesichtskreis, ja selbst aus dem Kloster vernehmen wir verstohlene Klänge eines Liebesliedes!"

Das soll wohl an jene Mönche erinnern, welche sich in blaue Augen verlieben und dann zur Überwindung ihrer Versuchung sich die eigenen Augen ausstechen! Über diese Sorte von Mönchen ist an anderer Stelle schon das

Nötige gesagt worden[1]. Jedenfalls hatte der „unglückliche" Mönch seine Augen noch, als er die wunderschöne Initiale D zeichnete, welche Rob. König für den Titel seiner Literaturgeschichte benützt hat, und ich weiß nicht, ob er je eine so schöne Initiale erfinden wird als dieser unglückliche mittelalterliche Obskurant. Was aber das „reizende" Liebesliedchen betrifft, so ist es doch etwas arg, es erst als „verstohlene Klänge eines Liebesliedes aus dem Kloster" zu verdächtigen, mitsamt der faksimilierten Initiale abzudrucken — und dann erst hinterher und nebenbei zu bemerken, daß es zwei Wernher gibt und daß es überhaupt gar nicht feststeht, von wem das Liebesliedchen herrührt. Es kann's recht gut ein junger Ritter unverstohlen gesungen haben! Weshalb es also den Mönchen anhängen?

Vielleicht schien dies indes Herrn König notwendig, um für „Erweiterung des Gesichtskreises" in höheren Töchterschulen zu sorgen. Man kann ja nicht früh genug lieben! Zu Nutz und Frommen der „heiligen und prophetisch begabten Wesen", wie Tacitus und nach ihm König die „Damen" der Germanen nennt, ist deshalb wohl aus Veldekes „Eneit" gerade der „Unterricht über die Minne" enthoben — die Stelle nämlich, wo die Königin ihre Tochter Lavinia fragt, ob sie Turnus nicht liebe, und diese dagegen in ihrer kindlichen Naivität fragt:

„Wo mite sal ich in minnen?"

Der Unterricht der Frau Königin, die ihr Töchterlein unter die Haube bringen will, ist ausführlich genug mitgeteilt, um andere naive Lavinien aus ihrer unschuldigen Naivität aufzuwecken und sie auf die wichtigste Frage des Lebens aufmerksam zu machen. An den großen Heldenliedern und dem Minnesang wird der begonnene Unterricht dann fortgesetzt und sogar der Inhalt von „Tristan und Isolde" deutlich skizziert. . . . Seine Vollendung erhält der Unterricht über die Minne allerdings erst in der neueren Literatur.

Das 18. Jahrhundert beginnt, nur allzu bezeichnend, mit zwei Engelchen, von denen das eine splitternackt ist und dem andern das letzte, notwendigste Kleidungsstück abzureißen sucht, das sonst auch noch die Basutos und Südseeinsulaner respektieren. Sie stellen natürlich bloß die „deutsche" Unschuld vor, wie sie in jenem Zeitraum an der Mode war. Dann kommen, meist im stark dekolletierten Unschuldsgewande ihrer Zeit, die „Schätzchen" und „Schätze" Goethes: Kätchen Schönkopf (S. 426), Lotte Kestner (S. 435), Lili Schönmann (S. 442), Frau von Stein (S. 446), Christiane Vulpius (S. 505), Marianne Willemer (S. 510); dann Goethe jung und alt, siebenmal von vorn und einmal von hinten (S. 454)!!! Damit man sich dann auch

[1] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach 1879 (XVI) 556 ff (zu W. v. Hillerns „Und sie kommt doch!").

die Unschuld im Jahre 1774 genau vorstellen kann, ist aus dem ersten „Werther" die „Kanapeeszene" abgedruckt. Von der armen Friederike von Sesenheim war leider kein Porträt aufzutreiben; dafür ist das „Pfarrhaus" abkonterfeit und in Extraillustration Nr 141, S. 430 der Hollunderbusch im Pfarrgarten von Sesenheim!! In der dunkeln Laube steht die leere Bank, für Lavinia allein viel zu lang; wird sie auch jetzt noch fragen:

„Sô saget mir denne, was minne is?"

Anstatt die großen Dichtungen des Mittelalters in wohldurchdachten Skizzen und Auszügen mitzuteilen, hat König sie rasch kurz- und kleingehackt, aus jeder Aventiure ein paar Verslein, und etwas Sauce darangeschüttet, so daß die liebe Jugend glauben wird, sie ganz inne zu haben, ohne daß sie den inneren Gedankengang und Zusammenhang des Werkes erfaßt hat. Da ist aus Vilmar und Lindemann, obwohl sie keine Faksimiles bringen, weit mehr und Besseres über die Dichtkunst des Mittelalters zu lernen. Überhaupt liegt in dieser Ausstattung mit Faksimiles u. dgl. mehr Humbug und Futter für die Neugier als wirklicher Nutzen. Sie sind eine schöne Zugabe für denjenigen, der die Literaturdenkmale ihrem Gehalte nach schon kennt. Das letztere aber ist und bleibt die Hauptsache; und diese Kenntnis ist durch eine solche Art von Anschauungsunterricht nicht zu erreichen. Das erfordert ernstes, gründliches Studium, eine weit tiefere, gediegenere Auffassung der Geschichte, als sie Dr König bekundet.

Da König für die katholische Kirche absolut kein Verständnis hat, so kann man ihm nur Glück wünschen, daß er dem Mittelalter von den mehr als 800 Seiten seines Werkes nur 200 gewidmet hat. Erst mit der sog. „Reformation" fängt eigentlich sein Deutschland und seine deutsche Literatur an. Er atmet förmlich auf, wo er endlich aus dem finstern Mittelalter heraustritt und mit feierlichem Trompetenstoß verkünden kann:

„Das 16. Jahrhundert brach an. Nun trat Luther auf, und mit ihm begann, wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Literatur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit."

Darauf folgt die Lutherlegende ganz im alten, frommen Stil, mit „Tetzels Ablaßkram" und mit dem „heldenmütigen Bekenntnis" zu Worms, ohne alle Rücksichtnahme auf das, was historische Kritik in Bezug auf diesen Gegenstand geleistet. Rührend ist der Schluß:

„Seine Mönchskutte, in der ihn unser erstes Bild noch darstellt, legte er am 9. Oktober 1524 öffentlich ab, indem er ohne sie predigte. Mit Katharina von Bora gründete er 1525 sein Haus, ein vorbildliches evangelisches Pfarrhaus. — Unter viel Kampf und Widerspruch baute er seitdem das begonnene Werk der Reformation von Jahr zu Jahr weiter aus, rastlos tätig bei häufiger Leibesbeschwerde. Am 28. Janar 1546 reiste er nach seiner Vaterstadt Eisleben, um einen Streit der Mansfelder Grafen

über ihr Bergwerk schlichten zu helfen; predigte, trotzdem er sich kaum von Krankheit erholt, noch viermal; wurde dann aufs neue kränker und entschlief am Morgen des 18. Februar."

Ein Muster von historischem Stil ist eine derartige Darstellung wohl nicht.

Für Robert König ist Luther der Grundstein der ganzen neueren Literatur, der Vater und Prophet des neueren, selbständigen deutschen Kulturlebens. Die „wahre" Kirche Christi, die echte neue Sprache, das Volkslied, die Volksschule — alles, alles hat er ja begründet! Selbst über das Theater spricht er sich in den „Tischreden" freundlich aus. Mit Romanen hat er noch nichts zu schaffen gehabt, sonst würde er wohl, wie König, der Jugend den „Simplizissimus" und den Damen Herrn Ebers mit seinen anständig verliebten Ägypterinnen empfohlen haben. Man kann sich darum nicht wundern, Luther in drei Porträts anzutreffen: als dicken Mönch im Augustinerhabit, als bärtigen und abgemagerten Johannes nach der „Rückkehr von Patmos" und als Doktor im 63. Jahre. Eher müßte man sich wundern, daß auch Heinrich Heine hinterher in drei Porträts kommt, viel artiger und besser frisiert als Doktor Martinus, ein charmanter Dandy, selbst in der Krankheit für junge Damen „höchst interessant", wie der „Goethe von hinten". Jedenfalls deutet dies auf versöhnlichere Gesinnungen gegen die moderne Synagoge, als sie „das evangelische Pfarrhaus" gegen Rom hegt.

Zwar hat auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn in dem Bilderbuch zwei Nummern bekommen, und zwar vis-à-vis, S. 802 noch protestantisch, „ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle"; S. 803 dagegen als katholische alte Matrone mit dem „furchtbaren" Brief des „edeln" Fürstbischofs v. Diepenbrock daneben: „daß es mit bloß ästhetischen katholischen Ansichten nicht getan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daransetzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden; daß sie insbesondere nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgang nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen müsse". Die glückliche Kombination soll wohl eine Art Warnungstafel sein und das Lob mäßigen, das der konvertierten Gräfin noch ziemlich barmherzig gespendet wird. Überhaupt geht König mit den Damen, auch mit den katholischen, galant um; er weiß, daß über „passende Festgeschenke" und Familienbücher zumeist *sie* zu entscheiden haben. Mit den Herren, und namentlich mit den Geistlichen, braucht er es dann nicht so genau zu nehmen. Friedrich v. Schlegel, so versichert er kurz und rund, „war gar kein Dichter"; Zacharias Werner wird in Bild und Text karikiert (denn er war ja Redemptorist! darum braucht über ihn Eichendorff nicht nachgelesen zu werden); Joseph v. Görres aber ist mit nicht ganz fünf Zeilen „abgemacht" als unbedeutendes Anhängsel zu Brentano und Arnim.

„Der dritte in ihrem Bunde", so lauten diese kostbaren fünf Zeilen, „war der spätere Vorkämpfer des Ultramontanismus, Joseph v. Görres (1776—1848), der von 1806 bis 1808 in Heidelberg als Privatdozent lebte, mit Arnim und Brentano die ‚Zeitung für Einsiedler' herausgab und vornehmlich sich durch Sammlung und Neubelebung der ‚Deutschen Volksbücher' ein großes Verdienst um unsere Literatur erwarb."

Das ist alles, was König von diesem deutschen Geistesriesen weiß. Er ist eben ultramontan. Bei Achim v. Arnim wird das noch etwas deutlicher hervorgehoben: „Arnim war im Leben wie im Dichten ein frommer Protestant. . . . Das Vaterländische, die Idee von Kaiser und Reich und Luthers Reformation — das waren die Triebfedern seines Strebens, während sonst die Romantiker die hierarchische Form für das Höchste und Herrlichste hielten." Dafür bekommt der fromme Arnim seine ganze Seite, und der Herr Baron von Fouqué auch, und der letztere dazu noch ein volles Seitenbild mit Wappen und Lyra. . . .

„Niedlich" spricht König von Luthers Korrespondenz: „Von großer Wichtigkeit für sein Leben wie für seine Lehre sind seine Briefe, von denen wir gegen 3000 besitzen und die noch jetzt uns fesseln, sei es, daß er an sein Hänschen väterlich-kindlich schreibt, oder mit ‚meinem lieben Herrn Frau Katherin Lutherin' harmlos scherzt, oder an Gelehrte, Fürsten, den Papst 2c. mit ernst-wissenschaftlicher Auslassung oder streng mahnender Rede sich wendet." Warum nicht ein paar Pröbchen, Herr König, von diesen „ernst-wissenschaftlichen" Auslassungen? — Ja, die paßten nicht recht zu der holdseligen Übersetzung des Ave Maria und könnten auf manche zartfühlende Leserinnen doch unangenehm wirken. Sollte ihnen dennoch sonst etwas davon zu Ohren kommen, so ist hierfür auch ein beschwichtigendes Tränklein bereitet: „Während durchweg ein naturwüchsiger Humor in Luthers Schriften zu Tage tritt", so gesteht König ein, „herrscht darin eine oft alle Grenzen überschreitende derbe Satire und ein schneidiger Witz vor; man fühlt darin das ‚altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Zornfeuer', wie es Wolfgang Menzel nennt, hindurch, aber nicht minder auch immer den heiligen Eifer um seines Gottes und seines Volkes Sache." Schon die Titel sind hier charakteristisch. So veranlaßte ihn die Heiligsprechung des 1107 verstorbenen Bischofs Benno von Meißen durch Papst Hadrian zu einer Schrift: „Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden." Eine solche Sprache war nötig für die Ehre Gottes und die Sache des deutschen Volkes! So kalmiert König seine Leserinnen.

Er kann nun getrost stärkere Kost auftischen und den gemeinsten, verbissensten und geschmacklosesten Pamphletisten des 17. Jahrhunderts, Johann Fischart, als echtdeutschen Dichter in den Salon bringen. Obwohl dieser „echtdeutsche" Jesuitenfresser ein gut Teil seiner Gassenwitze aus der Sudel-

küche des „erbfeindlichen" Franzosen Rabelais zusammenstahl, so tut das doch nichts zur Sache; sein „Gargantua" ist eine „Schatzkammer für die Kenntnis des deutschen Volkslebens (soll wohl heißen: ‚deutscher Volksroheit und Geschmacklosigkeit') im 16. Jahrhundert geworden". Aus einer andern solchen „Schatzkammer", Fischarts „Bienenkorb", wird der Titel in Faksimile mitgeteilt, welcher also lautet:

„Binenkorb deß heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnaußnester, Brämengeschwürm und Wespengetöß [hiermit ist die katholische Kirche mit ihrer Hierarchie gemeint]. Sampt Läuterung der heyl. Röm. Kirche Honig waben: Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Immenstöck; und Erlesung der Bullenblumen, der Decretenkräuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiten) Säudisteln, der Saurdonischen Saubohnen, des Magis nostrischen Liripipefenchels, und des Immenplatts den Plattimen auch deß Meßthaues und h. Saffts von Wunderbäumen ꝛc. Alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna iustirt ꝛc."

Die zugehörige Titelvignette stellt in rotem Drucke die päpstliche Tiara als Bienenstock dar, um sie auf immer dem rohesten und sinnlosesten Spotte zu überantworten; Bienen mit Infuln und Kapuzen (Bischöfe und Mönche) schwärmen um dieselbe herum, während eine Prozession solcher Insekten mit Kreuz und brennenden Fackeln nach einer Kirche zieht, die in eine Windmühle ausläuft! Die Reproduktion eines solchen Schandblattes, in welchem die katholische Kirche, Papst, Messe, Fegfeuer, Kirchenrecht, Ordensleben so gemein und elendiglich verhöhnt wird, zeigt am besten, wessen Geistes Kind das ganze Buch ist.

Je weniger Zartgefühl Robert König für die ehrwürdige katholische Kirche hat, desto serviler zieht er die Schultern ein und desto tiefer beugt er seinen freien deutschen Rückgrat vor „unsern großen deutschen Klassikern", obwohl er doch wissen muß, daß Gottfried v. Herder das „evangelische Pfarrhaus" — Dispens vom Zölibat vorausgesetzt — nicht ungern mit dem erzbischöflichen Stuhle von Neapel vertauscht hätte, daß Lessings „Nathan" nicht mehr ganz genau ins „evangelische Pfarrhaus" paßt, und daß Goethe, wahrscheinlich in schwachen Stunden seines evangelischen Bewußtseins, nicht nur Christus und sein Kreuz trivial verspottet, sondern auch auf Luther sehr „unerbauliche" Verse geschmiedet hat. Wir wollen sie hier nicht zitieren.

Und doch! Und doch! Herr König vergibt einem „Genie" wie Goethe nicht nur diesen Spott auf Luther, sondern auch seine Auslassungen gegen das Christentum, seinen Spinozismus, seine Naturfrömmigkeit, sein ausgesprochenes antikes Heidentum, ja er treibt den Klassikerkultus und den Goethekultus in optima forma. Was aber Goethes Christentum betrifft, so weiß ich wohl, daß Julian Schmidt im zweiten Band des Goethe-Jahrbuchs

einen schönen blauen Dunst darüber hat aufsteigen lassen. Er war schön blau, wie gesagt, aber — Dunst. Denn ein Christentum, das Heidentum, Judentum, Pietismus, Katholizismus, Lutheranismus, Spinozismus, Darwinismus, Sonnendienst, Titanismus, kurzum alle religiösen Richtungen und Systeme geläutert und harmonisch ausgeglichen in sich begreift — das ist kein Christentum mehr, das ist moderner Dunst und weiter nichts. Das Christentum ist keine Richtung, kein System, kein Liebesgedusel, kein ästhetisch-literarisches Phrasenmagazin, kein Haschischtraum, in welchem dem Dichter zwischen Klärchen und Gretchen, Mignon und Philine, Natalie und der „schönen Seele" die Madonna entgegenschwebt — das Christentum ist eine klar formulierte, göttlich geoffenbarte Religion. Man kann aus den Worten und Werken eines Menschen ganz deutlich sehen, ob er ein Christ ist. Von Goethes Leben wollen wir nun hier nicht reden. Aber fragen wir Goethes sämtliche Werke letzter Hand und die seither von ihm erschienenen Korrespondenzen und Schriften: Hat Goethe an den dreieinigen Gott geglaubt, an Gott Vater, Gott Sohn und Gott den Heiligen Geist? Hat Goethe geglaubt, daß die zweite Person in der Gottheit Mensch geworden ist, für uns gelebt und gelitten hat und uns mit seinem kostbaren Blut am Stamme des heiligen Kreuzes erlöst hat? Hat Goethe diesen unsern Erlöser, Jesus Christus, mit zweifellosem Glauben verehrt und angebetet? Hat er das Evangelium Jesu Christi als göttliche Lehre, als höchste Norm seines Lebens und Handelns betrachtet? Wer diese Fragen nicht unbedingt bejahen kann, der ist kein Christ mehr. Goethe ist ehrlicher gewesen als seine Anbeter und Nachtreter. Er hat rund heraus bekannt, daß er ein „dezidierter Nichtchrist" sei; diesen Herren aber gilt schon ein verliebter Gefühlsdusel als Christentum:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Das ist Goethes „Christentum", und dieses Christentum, in seinen Werken gepredigt und besungen, verehrt und angebetet, ohne Unterlaß kommentiert und als die Blume der modernen Bildung anempfohlen, ist es, was den Goethekultus für die Jugend, und namentlich die weibliche Jugend, gefährlich macht. Das sollten gläubige Protestanten ebensogut in Erwägung ziehen wie ernste Katholiken, ehe sie ein Buch wie Königs Literaturgeschichte als Familienbuch bei sich aufnehmen. Ein solches Buch untergräbt in sanfter Weise alle klaren, ernsten, festen Begriffe von Christentum und Religion; an die Stelle der christlichen Caritas unterschiebt es ein verworrenes Gemisch von Liebelei und religiöser Sentimentalität und an die Stelle eines hellen und bestimmten Urteils die verschwommenste Konfusion der Ideen, Seichtheit

und Oberflächlichkeit. Tiefer blickende Protestanten haben das längst eingesehen; aber die alte Abneigung gegen Rom, das ungeheure Ansehen der Klassiker und die „Mode" neigt die Mehrzahl der Protestanten immer wieder zu dem modernen, ungläubigen Lager hinüber. Man scheut es, dem wackern, alten, christlichen Glauben auch auf dem Gebiete der Literatur Geltung zu verschaffen.

2. Über die Entstehungsgeschichte des trefflichen Handbuches der „Geschichte der deutschen Literatur" von Wilhelm Lindemann[1] hat P. Albert M. Weiß in seinem Lebensbilde Benjamin Herders[2] erwünschten Aufschluß gegeben. Nach Vollendung des großen Kirchenlexikons war ein im katholischen Geiste gehaltenes Handbuch der deutschen Literaturgeschichte das Lieblingsprojekt des unermüdlich auf die Förderung katholischer Gesinnung und katholischer Wissenschaft bedachten Verlegers. „Das Unternehmen liegt mir sehr am Herzen", schrieb er am 16. Februar 1860, „weil ich mich täglich überzeuge, wie viel durch die vorhandenen derartigen Bücher verdorben wird, was durch die besten theologischen Schriften nicht wieder gut gemacht werden kann." Mehrere Jahre lang durchsuchte er die deutschen Gaue, um einen Schriftsteller zu finden, der die hochbedeutende Aufgabe auf sich nähme. Erst im Frühjahr 1864 fand er sich. Es war Wilhelm Lindemann, ein noch in den besten Jahren stehender Priester (geb. am 17. Dezember 1828), der nach tüchtigen theologischen und philologischen Studien einige Jahre die höhere Stadtschule zu Heinsberg (Rheinprovinz) geleitet hatte, seit 1863 Pfarrer in Venrath geworden war. Die zweibändige Literaturgeschichte, welche er neben seiner pädagogischen und pastoralen Tätigkeit her zu schreiben unternommen und nahezu vollendet hatte, war indes zu breitspurig angelegt, um einen durchschlagenden Erfolg zu versprechen. In bewundernswürdiger Selbstlosigkeit arbeitete Lindemann nach dem Rate Herders und nach den Bemerkungen eines zugezogenen Gelehrten das ganze Werk um, und so vergingen zwei weitere Jahre, bis es 1866 in einen Band verdichtet erscheinen konnte. Die Verbreitung, die es erlangte, bestätigte einerseits, daß es einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam, anderseits aber auch, daß es demselben in hohem Maße entsprach. Vier weitere Auflagen war es dem Verfasser vergönnt selbst zu besorgen, d. h. mit hingebendstem Fleiß, steter Erweiterung und Vertiefung seiner Studien, liebevollster Sorgfalt zu vermehren und zu vervollkommnen, ohne dabei das Maß zu überschreiten, das bei dem ursprünglichen Plan ins Auge gefaßt wurde und das zum Erfolg nicht wenig beigetragen hatte.

[1] Stimmen 1890 (XXXVIII) 461—466. Die 6. Auflage (1889) in der Bearbeitung von Jos. Seeber stand zur Besprechung.

[2] Benjamin Herder. Fünfzig Jahre eines geistigen Befreiungskampfes, Freiburg 1889, 110 f.

Die dritte Auflage (1873) ist in den Stimmen aus Maria-Laach (VI 188 bis 196) ausführlich besprochen worden. Das Gesamturteil lautete dahin, daß dieser Literaturgeschichte unbedenklich ein Platz neben den besten Büchern dieser Art anzuweisen sei, daß sie den katholischen Standpunkt wahre, ohne sich durch konfessionelle Voreingenommenheit zu ungerechten Beurteilungen hinreißen zu lassen, daß sie an der Hand der literarischen Schöpfungen selbst eine objektive, klare und allseitige Darstellung des Ganges und der Entwicklung unserer Nationalliteratur biete und deshalb allen Kreisen, namentlich aber den katholischen, nachdrücklich empfohlen zu werden verdiene. Da Lindemann die Mühe nicht scheute, bei jeder Auflage die inzwischen gemachten Fortschritte der Literaturforschung zu berücksichtigen, so hat sich das Werk im wesentlichen auf der Höhe derselben erhalten.

Einfach bahnbrechend dürfte das Werk wohl nicht genannt werden. Mit genialer Meisterhand hatte Friedrich v. Schlegel schon lange zuvor, in durchaus katholischem Sinne, die Stellung der deutschen Literatur in der gesamten Weltliteratur gezeichnet; nicht weniger scharf, tief, voll Geist und Leben, hatte Joseph v. Eichendorff die gegebenen Umrisse weiter ausgeführt und die Periode der Romantik sogar sehr ausführlich geschildert. Weder der tiefblickende Philosoph und Kritiker noch der geistreiche, phantasievolle Dichter hatte es aber auf ein „Handbuch" abgesehen. Beide zeichneten in großen, genialen Zügen; beiden war es mehr um die leitenden Ideen, die beherrschenden Haupterscheinungen und deren Charakteristik zu tun, als um das realistische Drum und Dran einer jeden Periode und Persönlichkeit, um die biographischen Einzelheiten und die bibliographischen Notizen, um den ganzen methodischen Eruditionsapparat, der sich seither bei Behandlung der Literaturgeschichte immer mehr in den Vordergrund drängte, und der für ein „Handbuch", ein „Nachschlagebuch" wirklich bis zu einem gewissen Grade unerläßlich ist. Hier trat nun Lindemann ein. Er hat im Sinn und Geist jener zwei großen, bahnbrechenden Schriftsteller mit treuem Bienenfleiß das literaturgeschichtliche Detail zusammengetragen und so ein „Handbuch" geschaffen, das in hohem Grade allen Anforderungen eines solchen genügt, die wichtigeren Literaturerscheinungen ausführlich bespricht, die kleineren in übersichtliche Gruppen zusammenstellt, die verschiedenen Perioden treffend charakterisiert und aus dem Leben der Dichter und Schriftsteller so viel mitteilt, als ein klares Gesamtbild erfordert. Für einen gediegenen Schul- oder Selbstunterricht ist alles Nötige und Wünschbare darin beisammen. Um den pädagogischen Zweck vollkommen zu erreichen, war nur noch eine Auswahl entsprechender Lesestücke erforderlich. Eine solche bot Lindemann in seiner 1868 veröffentlichten „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus, mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen", einem umfassenden Lesebuch, das die Jugend ohne Gefahr mit den besten und wertvollsten

Leistungen der neueren Literatur, sowie mit dem Leben und Wirken der hervorragendsten Klassiker bekannt machen sollte[1].

An der sechsten Auflage der Geschichte der deutschen Literatur (der ersten seit Lindemanns Ableben) haben zwei Männer mitgewirkt. Dr F. Brüll, welcher 1887 die erste Abteilung (Buch I—IV) herausgab, beschränkte sich darauf, ähnlich wie es Lindemann selbst getan, den Text im einzelnen zu ergänzen, zu berichtigen und zu vervollständigen, ohne tiefer greifende Umgestaltungen vorzunehmen. Joseph Seeber dagegen, welcher 1889 die zweite und dritte Abteilung (Buch V—VIII) übernahm, hielt es für nötig, in vielen Partien, vor allem aber in Behandlung der klassischen Blüteperiode, eine völlige Neubearbeitung eintreten zu lassen. Wir glauben, daß er hierin völlig das Richtige getroffen hat und daß die Umgestaltung als ein entschiedener Fortschritt zu betrachten ist.

Gerade über die neuere und neueste Zeit ist die Spezialliteratur seit 1865 in immer stärkerer Progression angewachsen; die schon früher ungebührlich hochgehende Klassikerverehrung hat sich zum förmlichen Kult entwickelt; dieses Kultes haben sich die antikirchlichen und antireligiösen Strebekräfte der Zeit bemächtigt, um ihr Zerstörungswerk um so sicherer auszuführen; gerade dieser Mißbrauch der Literatur und der Literaturgeschichte hat aber eine heilsame und notwendige Gegenbewegung auf katholischer Seite wachgerufen und zu einer strengeren Untersuchung vieler Literaturerscheinungen geführt, bei deren Beurteilung Lindemann noch eine gewisse Milde walten ließ. Diese strengere Untersuchung ging durchaus nicht aus Feindseligkeit, Erbitterung oder Rachegefühl wegen des sog. Kulturkampfes hervor; wohl aber hat diese schwere Zeit der Prüfung den Blick der deutschen Katholiken auch auf literarischem Gebiete geschärft und geläutert. Durch Gewaltmaßregeln aller Art wurden sie genötigt, die Kultur näher anzusehen, der sie ihren Glauben und ihr gutes Recht zum Opfer bringen sollten, die Kultur, in deren Namen sie als Finsterlinge und Reichsfeinde verfolgt wurden, die

[1] Die stete Erweiterung der literaturgeschichtlichen Spezialstudien veranlaßte ihn endlich auch, seine eigene Forschung nach dieser Seite hin zu vertiefen, und so hat er die Herdersche „Sammlung historischer Bildnisse" mit zwei wertvollen Monographien „Angelus Silesius" (1876) und „Johannes Geiler" (1877) bereichert. Zwei Jahre nach Erscheinen des letzteren Werkes und kurz nach Vollendung der fünften Auflage seiner Literaturgeschichte rief ihn am 20. Dezember 1879 unerwartet früh der Tod aus seiner verdienstvollen schriftstellerischen und priesterlichen Tätigkeit ab. Der Dank von Tausenden ist ihm ins Grab gefolgt; denn gerade durch die praktische Brauchbarkeit seines Werkes hat er in den weitesten Kreisen den Gefahren gesteuert, welche aus einer heterodoxen oder ungläubigen und irreligiösen Auffassung der Literatur hervorgehen müssen. In diesem Sinne ist sein Wirken allerdings bahnbrechend gewesen und hat den reichsten Segen gestiftet. Vom 9. Februar 1866 an war er Pfarrer in Niederkrüchten, und 1878 wurde er in den preußischen Landtag gewählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte.

Kultur, welche Literatur, Kunst und Wissenschaft geradezu an die Stelle der Religion setzte. Die Untersuchung führte notwendig auf die Quellen, auf die Stammväter dieser Kultur zurück und mußte sehr ernüchternd auf die Beurteilung jener Kulturheroen wirken, welche bis dahin als Literaturheroen eine viel zu weit gehende Verehrung genossen hatten. Die vertraulichen Briefwechsel dieser Heroen, nach und nach bis auf den verlorensten Fetzen herausgegeben, beleuchteten schärfer als ihre für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften ihren Gegensatz und ihre teilweise Feindschaft gegen die wahre christliche Bildung und benahmen ihren Werken viel von ihrem berückenden Glanz. Wahre, wirkliche Vorzüge und Verdienste um Sprache, Stil, Poesie, Bildung blieben auch jetzt willig anerkannt; aber der einseitige Kult des Schönen auf Kosten von Religion und Sitte konnte die frühere Duldung oder gar Bewunderung nicht mehr finden. Auch die Rückkehr der philosophischen und theologischen Wissenschaften zur gesunden Lehre der Vorzeit konnte auf das literarische Urteil nicht ohne Einfluß bleiben. Einen an St Thomas geschulten Geist kann der Pantheismus eines Goethe oder die auf Kant fußende Ästhetik eines Schiller oder der Skeptizismus eines Lessing unmöglich befriedigen und künstlerisch erfreuen. Sobald aber die schönen Formen der inneren Wahrheit und des vollen Gehaltes entbehren, müssen auch weitere Dissonanzen entstehen, welche dadurch nicht ausgeglichen werden, daß man die Kunst für ein schönes Spiel und das Leben selbst für einen bloßen ästhetischen Bildungsprozeß erklärt. Endlich hat das Vatikanische Konzil mit seinen klaren, deutlichen Lehrbestimmungen das ganze wirre Netz moderner Irrtümer, an denen zum großen Teil auch die schöne Literatur krankt, zerrissen, es hat den sensus catholicus, das Feingefühl der Katholiken für Wahrheit, Halbwahrheit und Irrtum verschärft, es hat sie im Glauben gefestigt, es hat ihnen Stärke verliehen, ihre Überzeugung frei und offen zu bekennen und mit den Irrtümern sich in keine Kompromisse mehr einzulassen, es hat gegen die schwankenden Launen und Meinungen des Tages die unwandelbaren Grundsätze der Vernunft und des Glaubens wieder laut und feierlich proklamiert.

Die hiermit angedeuteten Gründe machen es vollständig erklärlich, weshalb unter uns deutschen Katholiken in den letzten 20 Jahren auch auf dem Gebiete der Literatur ein gewisser Umschwung der Ansichten stattfinden mußte. Diesem ist Seeber gefolgt, indem er die Geschichte der neueren Literatur vollständig wieder durcharbeitete, das weite neue Aktenmaterial in weitestem Umfang heranzog, eingehende Spezialforschungen von katholischer Seite, die schon unter jenem Umschwung entstanden waren, zu Grunde legte, sorgfältig benützte und verwertete, die Klassikerverehrung auf ein vernünftiges Maß beschränkte und auch die Werke der größten Literaturheroen nach dem Maßstab christlicher Ideen und Grundsätze beurteilte.

Von gegnerischer Seite ist dieser Läuterungsprozeß durch Übertreibungen, Verdrehungen, Unwahrheiten aller Art schon bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellt, die selbstverfertigte Popanz dann als ein unerhörtes Attentat, als eine Gefahr der gesamten nationalen Bildung ausgeschrien worden. Gegen diese Angriffe kann nur mit dem Rate geantwortet werden, doch das allgemeine Hausmittel gegen Gespensterfurcht in Anwendung zu bringen. Man nähere sich doch nur mutig dem vorgeblichen ultramontanen Schreckgespenst, d. h. man lese einmal diese schrecklichen Abschnitte in dem neuen Lindemann und die katholischen Monographien durch, auf welche er verweist, und man wird finden, daß darin gar nichts von unerhörten Angriffen, Lästerungen, Beschimpfungen der deutschen Klassiker zu finden ist. Der „vernichtete" Goethe und der „herabgezerrte" Schiller nehmen in dem vorliegenden Band zusammen über hundert Seiten ein, und anstatt der angeblichen „Zerpflückung" ihrer Ruhmeskränze wird man daselbst die eingehendste und gewissenhafteste Anerkennung ihrer wirklichen Verdienste aufgezeichnet finden. Zerpflückt ist höchstens der unverantwortliche Schwindel, den man in echt heidnischer Manier mit ihrer Verehrung getrieben hat, zerpflückt der mit den christlichen Grundsätzen streitende Gehalt mancher ihrer Werke, zerpflückt die aus Heidentum, Judentum und Christentum, Pantheismus, Naturalismus und Rationalismus zusammengebraute, freidenkerische Weltreligion, welche gewisse liebe Leute unter den schimmernden Namen von nationaler Poesie, Literatur und Bildung dem christlichen Volke aufhalsen wollten. Wenn Protestanten eine solche Religion mit ihrem Christentum vereinen können, so ist das ihre Sache; aber sie können von uns Katholiken nicht fordern, daß wir, der Poesie und der Literatur zuliebe, auf die Integrität unseres Glaubens verzichten!

Lindemanns Werk hat übrigens durch die Neubearbeitung nicht nur an prinzipieller Klarheit und Folgerichtigkeit gewonnen, sondern auch an sachlicher Fülle, Genauigkeit und Vollständigkeit. Rein sachlich betrachtet, bietet es jetzt weit mehr charakteristisches und bedeutsames Detail, als Vilmar mitsamt der Fortsetzung von Ad. Stern, als der sehr oberflächliche, wenn auch bilderreiche Rob. König und als der zwar gelehrte und geistreiche, aber in seiner Grundrichtung durch und durch modern-aufgeklärte, antikatholische Scherer. Der reiche Stoff hat zugleich eine schönere, lebendigere Fassung erhalten, und die beigefügten Literaturnachweise reichen für ein Handbuch völlig aus. Man kann nicht genug betonen und wiederholen, daß katholische Eltern und Erzieher jetzt wirklich keine Entschuldigung mehr haben, wenn sie statt dieses trefflichen Buches ihren Kindern oder Schülern eine der genannten Literaturgeschichten anschaffen. Wissenschaftlich ist aus denselben nicht mehr zu lernen, ja nicht einmal so viel; was dieselben *mehr* bieten, das sind falsche religiöse Auffassungen, unrichtige tendenziöse Urteile, eine schiefe

halbprotestantische oder modern-aufgeklärte Grundanschauung des Lebens und der Literatur.

An dem achten Buch: „Von der Julirevolution bis zur Gegenwart", ist getadelt worden, daß darin zu viele Namen und Publikationen von Schriftstellern gehäuft seien, welche einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte doch nicht behaupten würden. Dieser Ausstellung können wir nicht beipflichten. Denn jene Ausscheidung bringt die Zeit von selbst mit sich. Die meisten Leser aber suchen in ihrer Literaturgeschichte nicht bloß ein wissenschaftliches Bild der Vergangenheit, sondern auch eine orientierende Skizze der Gegenwart, und obwohl der papierene Literaturhimmel keine ewige Seligkeit zu gewähren vermag, so ist es doch nicht geraten, den Schlüssel dazu ausschließlich wieder protestantischen Händen zu überlassen. Warum denn das? Muß man denn absolut Protestant oder ein halber Ungläubiger sein, um etwas von Literatur zu verstehen? Die Protestanten aber haben die Sortierung, Gruppierung und Ausscheidung schon längst unternommen. So hat z. B. der General-Literaturpächter Ad. Stern in seinem Anhang zu „Vilmar" die sämtlichen katholischen Schriftsteller Deutschlands seit 1848 auf drei und eine halbe Seite zusammengebracht, von welchen nahezu drei dem Freiherrn Oskar v. Redwitz gewidmet sind, zehn Zeilen dem Sänger von „Dreizehnlinden", fünf Zeilen Alban Stolz.

„Die Namen Georg v. Dyherrn, Edmund Behringer, Ludwig Brill, Wilhelm Molitor (Dramatiker, Dichter der Dramen ‚Maria Magdalena', ‚Des Kaisers Günstling', ‚Die Freigelassene Neros', ‚Julian der Apostat'), Ferdinande von Brackel, Maria Lenzen bezeichnen sämtlich ein Überwiegen der neubelebten gegenreformatorischen Tendenzen, und ihre Schöpfungen lassen nur allzuklar erkennen, daß der Geist, welcher Annette v. Droste-Hülshoff beseelte, in der Literatur der Gegenwart verflüchtigt und verschwunden ist."

Das ist alles, was Ad. Stern seit 1848 von katholischen Schriftstellern zu sagen weiß. Eine höchst dürftige Anerkennung finden nur Redwitz und Weber; bleiben vier Herren und zwei Damen, von denen Annettes Geist gewichen ist! Wir meinen, solange die katholischen Schriftsteller so „behandelt" werden, kann es nicht schaden, wenn eine katholische Literaturgeschichte ihr letztes Buch oder Kapitel etwas ausführlich hält und dabei nicht bloß Freimaurer, Juden, Heiden, Arianer, Protestanten, Taufscheinkatholiken und Hussiten als literaturfähig aufnotiert, sondern auch schlichte, treue Katholiken, denen die katholische Kirche als Hort ihres Glaubens, als Gegenstand ihrer Liebe und Poesie gilt!

3. Dr Franz Alfred Muth ist Dichter, vorzugsweise Lyriker und in der Lyrik wiederum dem Einfachen, Natürlichen, Volkstümlichen zugetan. Kunstpoesie weiß er zu würdigen, aber „Waldblumen" sind ihm lieber, — frische Blüten der Empfindung, aufgegangen in Frühlingslicht und

Morgentau, in Lust und Leid des Lebens, geweckt und geheiligt von jener ewigen Sonne der Liebe und Gnade, welche Natur und Menschheit in eine höhere, göttliche Lebenssphäre emporgehoben hat. In diesem Sinn, der wesentlich mit der Grundrichtung der besten deutschen Minnesänger zusammenfällt, hat Dr A. Muth nicht bloß selbst gedichtet, er ist mit wohlwollendster Liebe auch den mit ihm verwandten Sängern gefolgt, den unmittelbar vorausgehenden wie den noch lebenden Kollegen. Er hat den Charakter derselben in Miniaturbildern skizziert, teils in einer leicht und lebendig gehaltenen Kritik, teils in gutgewählten Proben, teils in kurzgefaßten Referaten, die den Eindruck so poetisch wiedergeben, als Poesie sich in Prosa fassen läßt. Das sind seine „Dichterbilder"; die „Dichterstudien" unterscheiden sich von jenen nur darin, daß sie etwas länger und ausführlicher sind, mehr Biographisches hinzufügen und sich mehr einer literaturgeschichtlichen Kritik nähern[1]. Diese Bilder und Studien haben der guten Sache große Dienste geleistet. In verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, haben sie das Publikum mit unsern neueren und neuesten katholischen Dichtern bekannt gemacht, für dieselben eingenommen, für ihr weiteres Wirken und überhaupt für katholische Poesie empfänglich gemacht. Den Dichtern ward die verdiente Anerkennung und weitere Anregung zu teil. Der Literaturgeschichte ward durch Sammlung schätzbarer Notizen vorgearbeitet. Die akatholische Literaturkritik mag nun getrost ihre althergebrachte Politik verfolgen, alles Katholische entweder zu ignorieren oder vornehm herunterzuhudeln oder giftig zu bespotten: soweit sind wir nun denn doch, dank unsern katholischen Zeitschriften, gekommen, daß es wieder eine katholische Literatur gibt und daß man katholische Dichter und Schriftsteller nicht ohne weiteres begraben kann. Zum stattlichen Bande gesammelt, geben Muths Bilder und Studien ein lebendiges Zeugnis, eine wie mannigfaltige, reiche, bedeutende Literatur das katholische Deutschland in den letzten Dezennien schon gewonnen hat. Er erschöpft bei weitem nicht alles: es können wohl noch zwei solcher Bände folgen — ja, die Hauptsache ist, es wird später Stoff zu noch mehreren geben. Denn das Eis ist gebrochen. Unter den Katholiken pulsiert ein frisches, poetisches Leben. Die protestantische Vormundschaft auf dem Gebiete der Literatur ist abgeschüttelt und wird nicht so leicht wieder geduldige Mündel finden! Dieses berechtigte Selbstgefühl zu heben, ist die interessante Sammlung nicht wenig geeignet. Alle kleinen Einzelurteile des Verfassers wollen wir damit nicht unterschreiben: in den „freien" Künsten muß man jedem etwas „Freiheit" lassen. Manche Charakteristiken, wie z. B. jene von Guido Görres, sind gewiß vorzüglich, und die leichter gehaltenen bieten immer

[1] Stimmen 1887 (XXXII) 119. Besprechung von Dr A. Muth, Dichterbilder und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur, Frankfurt 1887.

Anziehendes genug, um ihr Dasein zu rechtfertigen. Die Aufnahme Scheffels in die sonst ganz „ultramontane" Gesellschaft wird viele unangenehm, fast jedermann sonderbar berühren. Es ist indes nicht nur persönliche Freundschaft des Verfassers, welche das einigermaßen erklärt; Scheffel hat vielfach aus den Fundgruben des katholischen Mittelalters und unseres älteren katholischen Volkstums geschöpft — und er wäre zweifelsohne weiter gekommen, fruchtbarer und glücklicher geworden, wenn er die katholischen Eindrücke seiner Jugend nicht feindseligen Einflüssen preisgegeben hätte. Jedenfalls hätten aber die Schattenseiten seiner Poesie mehr hervorgehoben werden müssen.

Die vier Heymonskinder[1].

Das beliebte deutsche Volksbuch von den Heymonskindern hat seine Grundlage in einem altfranzösischen Gedicht des 12. Jahrhunderts, Renau's de Montauban, das in seiner ältesten Fassung über 27 000 Verse zählt, in Frankreich selbst noch während des Mittelalters mehrere neue Bearbeitungen erfuhr, nach England, Skandinavien, Italien, Spanien und in die Niederlande drang, schon im 15. Jahrhundert ins Deutsche übersetzt wurde, aber in Deutschland selbst erst dadurch populär wurde, daß der niederländische Drucker Paul von der Aelst am Anfang des 17. Jahrhunderts eine niederländische Prosabearbeitung der älteren Dichtung, die Heemskinderen, frei ins Hochdeutsche übertrug und durch Zusätze aus der Kölnischen Historie van sent Reinolt erweiterte. Diesen 1604 „bei Peter von Brachel in der Schmirstrassen zu Cölln" gedruckten Text, durch welchen die „Heymonskinder" erst zum eigentlichen deutschen Volksbuch wurden, hat Dr Friedrich Pfaff (Das deutsche Volksbuch von den Heymonskindern, 1887) aufs sorgfältigste erneuert und mit einer ebenso gründlichen als fesselnden Einleitung versehen, so daß der Philologe und Sagenforscher mit dem kritischen Text das reichste Material zu dessen Beurteilung und weiterer Erforschung beisammenfindet, ein weiterer Leserkreis aber die eingehendste Orientierung über die merkwürdige Volksdichtung und deren literaturgeschichtliche Bedeutung erhält. Ihr Reiz als Volksdichtung wird dadurch keineswegs gemindert; denn in der niederdeutschen Fassung reicht das Volksbuch noch in das 16. Jahrhundert hinein, die ältere französische Dichtung aber fußt auf echt volkstümlichen Elementen und gehört einer Zeit an, in welcher deutsches und französisches Volkstum sich nicht wie heute antipodisch gegenüberstanden. Wer sollte sich nicht von den garderobebeschreibenden, seelenquälerischen, pessimistischen Romanen der Gegenwart gerne zu einem so muntern, kerngesunden Erzeugnis ritterlicher Volkspoesie wenden? Es ist eine wahre Erquickung! Und so

[1] Stimmen 1887 (XXXIII) 331. Vgl. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur V 49 (Lez quatre filz Aimon).

mögen denn die alten Heldengestalten der Karolingerzeit, die biedere Frau Aya nebst ihren vier Söhnen Adelhardt, Writhardt, Ritsardt und Reinoldt nebst ihrem Roß Beyardt allenthalben freundliche Aufnahme finden.

Der Verfall der deutschen Volksliteratur und Kunst im 16. Jahrhundert [1].

Wie der große Historiker Johannes Janssen seine Darstellung mit einem Kulturgemälde des ausgehenden Mittelalters eröffnet hatte, so kehrt er im sechsten Bande seiner Geschichte [2] — nach Darlegung der gesamten religiösen und politischen Entwicklung des 16. Jahrhunderts — wieder auf das Gebiet der Kulturgeschichte zurück und beginnt das Gegenbild zu jenem Gemälde zu zeichnen, das in seiner urkundlichen Zuverlässigkeit und Fülle, Anschaulichkeit und Lebendigkeit, Allseitigkeit und faßlichen Gruppierung das Interesse aller Stände und Parteien erweckt und sein durchaus wissenschaftlich gehaltenes Werk zu einem über ganz Deutschland verbreiteten Volksbuch gemacht hat. Abgeschlossen ist dieses Gegenbild noch nicht. Die zwei vollendeten Hauptgruppen — Kunst und Volksliteratur — bilden indes schon jetzt ein abgerundetes, einigermaßen für sich stehendes Ganze, welches durch die bisherigen Bände genugsam vorbereitet ist und dieselben in interessantester Weise ergänzt. Daß diese beiden Abschnitte einen bedeutsamen Raum in einer Geschichte des deutschen Volkes beanspruchen, wird bei dem heutigen Interesse für Volks- und Kulturgeschichte wohl niemand in Zweifel ziehen. Über den Umfang dieses Raumes mit dem Historiker zu rechten, scheint uns wenig angebracht, da das Streben nach gedrängter Kürze überall sichtlich hervortritt, die Darstellung überall das eigentlich Volksgeschichtliche hervorhebt und die religiös-politische Geschichte dadurch wesentlich ergänzt und vervollständigt wird.

Um Charakter, Tragweite und Bedeutung des neuen Bandes richtig und ohne Voreingenommenheit zu würdigen, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, in wie großem Umfang die meisten deutschen Literaturhistoriker bei der Schilderung dieser Periode sich von konfessionellem Vorurteil leiten und beirren ließen und wie sie dadurch eine objektive Beurteilung derselben unsäglich erschwert, ja Tausenden und Tausenden, die auf ihre Autorität schwören, nahezu unmöglich gemacht haben. Keinem von ihnen ist entgangen, daß die Glaubenstrennung den tiefsten Verfall der Volksliteratur, vorab der

[1] Stimmen 1889 (XXXVI) 192—216.

[2] Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. VI. Band: Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch: Kunst- und Volksliteratur bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Poesie, herbeigeführt hat; aber anstatt das schlicht und recht einzugestehen, die Ursachen des Verfalls klar und deutlich zu zeigen, übertünchten sie das Jammerbild dieser herabgekommenen Literatur teils mit künstlichen Glanzgemälden von Luthers Verdiensten um Sprache und Bildung, teils mit gehaltlosen Schönfärbereien des Kirchenliedes, des Volksliedes, volkstümlicher Schriftsteller, wie Hans Sachs, aber auch der allerärgsten Verderber deutscher Bildung und deutschen Geschmacks, eines Hutten, Nikolaus Manuel, Fischart, Burchard Waldis usw.

„Nie", so schreibt der als Hochmeister der deutschen Literaturgeschichte gefeierte Wilhelm Scherer, „ist in der deutschen oder in irgend einer andern Nation ein Mann erstanden, der mit solcher Wucht zu dem ganzen Volke zu reden wußte wie Luther. Nie hat ein Schriftsteller mit seinen Schriften so große und so unmittelbare Wirkungen erzielt wie Luther. Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verleugnet wie Luther. Der Doktor der Theologie rief die deutsche Volksschule ins Leben. Der hochgestiegene Bauernsohn gab den Bauern die göttlichen Quellen der Wahrheit hin. [Ja! so daß sie darauf den Bauernkrieg führten!] Der Mönch zerstörte die Möncherei, pries den Segen der Ehe und gründete das evangelische Pfarrhaus. Der Priester gab seinem vielverspotteten Stande die öffentliche Würde wieder. Der Diener der Kirche umfaßte mit warmer Liebe die Nation, aus der er hervorgegangen, und sagte: ‚Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.' Daß er trotz Schule, Universität, Kloster und Katheder innerlich ein Mann des Volkes geblieben war, das machte ihn zum Helden des Volkes. Er hat nicht bloß, wie seine Verehrer sagten, die alten löblichen Deutschen von der römischen und babylonischen Gefangenschaft als der rechte Simson erlöst, er hat auch sein Volk, das in Frivolität zu versinken drohte, zum Ernst und zu einer strengen Auffassung des Lebens zurückgerufen." [1]

Das steht nicht in einer Broschüre des Evangelischen Bundes zu lesen, nicht in einer Halleschen oder Jenaer Kirchengeschichte, sondern in einer der angesehensten, verbreitetsten neueren Literaturgeschichten. Das wird auf den Gymnasien gelehrt und gelesen.

„Wir haben gesehen", sagt Gervinus, „wie schnell die erneuerte gnomische Poesie von den Meistersängern preisgegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tages eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuosität griff man taktmäßig nach allem, was das Interesse, die Gefühle, den Geschmack der Gegenwart förderte, und unterstützte und ließ das Feindliche liegen; das Volk gab die beste, gesundeste Natur kund in der Art, wie es zu assimilieren und zu konsumieren verstand in allerhand Nahrung, die man ihm darbot. Das sittliche Bedürfnis war in dem Mittelstande und den unteren Klassen ungemein groß; dahin bezog man alles, und dahin auch die Poesie." [2]

Adolf Stern in seiner eben erst vollendeten „Geschichte der Weltliteratur" weiß uns gar zu belehren:

---

[1] W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur [3], Berlin 1885, Weidmann, 285.

[2] G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen II [2], Leipzig 1842, 303.

„Solange der erste frische Lebensatem der reformatorischen Bewegung anhielt, blieb jedoch auch die poetische Literatur aller Gebiete von einem echt schöpferischen Hauche belebt, und Luthers fröhliches und gesundes Lebensgefühl kehrte in den besten Dichtungen des Zeitalters gleichsam wieder.“ [1]

„Durch die wachsende Selbständigkeit des Volkes“, versichert uns Kurz, „wurde dessen poetische Kraft mächtig angeregt, was sich in der Fülle von Volksliedern beurkundet, die in diesem Zeitraum auftauchen.“ [2] Von Nikolaus Manuel, einem der giftigsten und zotenhaftesten Pasquillanten, sagt er in seinem größeren Werke:

„Um Manuels Trefflichkeit zu würdigen, muß man seine Spiele nicht als Ganzes betrachten, sondern nur in ihren einzelnen Teilen ansehen, und dann wird man finden, daß alle Personen, Papst und Geistlichkeit, Ritter und Bauern, und wen er sonst noch vorführt, mit der lebendigsten Wahrheit aufgefaßt und vortrefflich gezeichnet sind. Zudem steht ihm eine reiche Quelle von Humor und Witz zu Gebot, die er mit Glück zu benutzen weiß und durch die kernhafte Sprache, deren er ganz Meister ist, oft die glücklichste Wirkung hervorbringt.“ [3]

Obwohl der nüchterne, bibliographische Gödeke in manchem Einzelurteil die Schwächen und Schattenseiten dieser Literaturperiode nicht undeutlich durchblicken läßt, hält er sich doch im Interesse der „Reformation“ für verpflichtet, in einer allgemeinen Übersicht sie als eine relativ glänzende, nahezu tadellose hinzustellen.

„Eine Menge älterer Männer“, sagt er, „und eine Unzahl neuer Kämpfer trat für die Reformation ins Feld. Der ganze Meistergesang folgte dieser Richtung; in Dialogen und historischen Gedichten wurde das große Thema auf die Zeitereignisse ausgedeutet; eine kaum übersehbare Flut von Büchlein trug die reformatorische Lehre in die Schichten des Volkslebens. Die Fabel schien fast nur erfunden zu sein, um als polemische Waffe gehandhabt zu werden. Die großartigste Regsamkeit dichterischer Kräfte, die den Inhalt der Bibel und die reformatorischen Lehren zu verbreiten und zum Gemeingut zu machen bestrebt waren, entfaltete sich auf dem dramatischen Gebiet; überallhin drang das biblische Schauspiel und erweckte die Jugend und das Volk zum Kampfe. — Neben dem Biblischen ging die epische Tradition des Mittelalters her, die, wenn auch nicht so unmittelbar wie die biblische Dichtung zum Ausdruck der Reformation gemacht wurde, doch auch mehr oder minder die Farbe der Reformation annahm. — Alle Elemente der bewegenden Volksbildung umfaßte und beherrschte ein schlichter Mann des mittleren Bürgerstandes, der Schuhmacher Hans Sachs, dessen staunenswerte Fruchtbarkeit fast alles dichterisch darzustellen wußte, was bis dahin im deutschen Volke lebendig gewirkt hatte. Altertum und neueste Zeit waren ihm gerecht, das Höchste war ihm nicht zu schwer, das Alltäglichste nicht zu gewöhnlich; er wußte allem mildes, poetisches Licht zu verleihen. Wahrer Dichter im vollsten

[1] Adolf Stern, Geschichte der Weltliteratur, Stuttgart 1887, Rieger, 345.

[2] Heinrich Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur[5]. Überarbeitet und erweitert von Emil Barthel, Leipzig 1878, Teubner, 113.

[3] Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur II[6], Leipzig 1873, Teubner, 117.

Sinn, verschmähte er, wie sein Jahrhundert, die mit Hilfe geschichtlicher Gelehrsamkeit wahrnehmbaren Unterschiede der Zeiten und Sitten; er sah und behandelte alles als Gegenstand und Begebenheit seiner Zeit und blieb deshalb immer, überall und bei allen verständlich." [1]

Einem Dichter wie Uhland mußte der Gegensatz der polemischen Reformationsreimerei zu der poetischen Blüte mittelalterlicher Poesie klar genug in die Augen springen; als Protestant glaubte indes auch er sie entschuldigen und beschönigen zu müssen.

„War gleich die Dichtkunst dieses Zeitraums nur das Werkzeug anderer Zwecke, so war doch dieses Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenschlagende Waffe. Die Angelegenheiten, denen sie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampf begriffen, und so erscheint auch sie kampfrüstig und schlagfertig. Sie ist oft mehr eine Fechtkunst als eine Redekunst, oder sie ist die Rede eines Predigers im Lager, der Gesang eines Landsknechtes. Ohne Zartheit und Anmut, ist sie oft derb bis zur Roheit, ungeschliffen, wenn sie nicht Schärfe hätte; wo sie kunstreich sein will, wird sie steif und trocken; will sie sich zierlich gebärden, wird sie ungelenk; hat sie Frieden, so wird sie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne frischer Volkslust offenbart sie ihre eigentümlichen Tugenden: Kraft im Ernst und im Scherz, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand." [2]

Selbst Vilmar, der die Poesie des Mittelalters fast mit der Begeisterung eines Katholiken geschildert hat und in der Literatur des 16. Jahrhunderts im Grunde den Tod der deutschen Poesie erblickt, sucht sich über den eigentlichen Charakter dieser Epoche hinwegzutäuschen, indem er schreibt:

„Ihren nahen Tod nicht ahnend, treibt sich die deutsche Poesie in ihrem alten volksmäßigen Gewande noch einmal in der vollsten, heitersten Unbefangenheit, in fröhlicher Lust und Laune, die kaum jemals so lustig, neckisch und zügellos gewesen war, auf und ab in dem auch bereits seinem Untergang geweihten deutschen Reiche: unbekümmert um die tiefe Verachtung, welche von seiten der Gelehrten auf ihr lastete, unbekümmert um die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher die höheren Stände fast ohne Ausnahme ihr begegneten, sang die Poesie des Volkes selbstvergnügt ihre Weisen, reimte ihre Schwänke und ließ ihre Possen ausgehen in die Welt. Ist die alte Volkspoesie auch gestorben, um nicht wieder zu erstehen, so ist sie wenigstens eines heiteren und fröhlichen Todes gestorben." [3]

Dieses völlig schiefe und irreführende Urteil über die Literatur des 16. Jahrhunderts hat mit Vilmars Literaturgeschichte schon 1866 in zweiundzwanzig Auflagen durch ganz Deutschland unter Tausenden und aber Tausenden von Katholiken wie Protestanten Aufnahme gefunden.

---

[1] Karl Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Nach den Quellen, II², Dresden 1886, Ehlermann, 2.

[2] Angeführt bei Adolf Stern, Geschichte der Weltliteratur 345.

[3] A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur⁶, Marburg 1856, Elwert, 347 348.

Wie durch die gelesensten Handbücher der Literatur, so wurde auch durch eine Menge von Monographien die Anschauung allgemein verbreitet, als habe das deutsche Volk mitten in den traurigen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts eine „ernste und strenge Lebensauffassung", „die beste, gesundeste Natur", „ernstes sittliches Bedürfnis", „schöpferischen poetischen Hauch", „poetische Kraft", „die großartigste Regsamkeit dichterischer Kräfte", „staunenswerte Fruchtbarkeit", „wahre Poesie im vollsten Sinne", „Kraft in Ernst und Scherz", „tüchtigen Witz", „gesunden Welt- und Hausverstand", „die vollste, heiterste Unbefangenheit", „die fröhlichste Lust und Laune" bewahrt.

Ausgewählte Musterstücke in Chrestomathien stachen zwar gegen die Proben der mittelalterlichen und neuen Klassiker sonderbar genug ab, schienen aber immerhin noch eine einigermaßen leidliche Stufe von Schwankdichtung, Didaktik, spießbürgerlicher Lyrik zu erreichen. Die Einleitungen bauschten die philiströse Biederkeit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Hans Sachs wie die grenzenlose Wortfülle und Wortspielerei Fischarts zu charakteristischen Literaturphänomenen, zu bedeutsamen Leitfossilien der ganzen Periode auf. Einige lutherische Kirchenlieder und ein paar Volkslieder, Fabeln und Gnomen ergänzten das zwar nicht ansprechende, aber doch nicht allzu abstoßende Bild. Spezialforscher mochten sich eingehender mit einzelnen Autoren beschäftigen, neuere Dichter, wie Goethe, selbst ihnen eine obligate Huldigung zollen: das große Publikum las sie kaum, sondern begnügte sich mit dem trostreichen Gedanken, daß es von Luther bis auf Goethe an vielen und fruchtbaren Dichtern nicht fehlte. Welche ungeheure Einbuße das deutsche Geistesleben durch die Glaubenstrennung litt, was für Abgründe von Verfall und Barbarei zwischen Luther und Goethe liegen, ist nie zum allgemeinen klaren Bewußtsein gekommen, bis Janssen in dem sechsten Band seiner Geschichte des deutschen Volkes einmal den Schleier über dieser Periode gründlich gelüftet hat.

Das mit gewissenhaftester Sorgfalt aus den Quellen selbst geschöpfte und in ihren Redeweisen gezeichnete Bild ist nun freilich ein solches geworden, daß es jeden besserdenkenden Deutschen, sei er Protestant oder Katholik, mit tiefem Schmerz, mit unabweislichem Grauen, mit Ekel und Entsetzen erfüllen muß. Niemand wird diesen Band mit jenem freudevollen Genuß lesen können, den der erste Band des Werkes in allen Herzen erweckte. Wir stehen vor einem Abgrund von Geschmacklosigkeit, Haß, Leidenschaft, Gift, Roheit, Lästerung, Schmutz, sittlicher Zersetzung und Verwilderung, Aberglaube und Dämonismus, wie ihn keine andere Periode des deutschen Geisteslebens — abgerechnet die sich unmittelbar anschließende des Dreißigjährigen Krieges — aufzuweisen hat. Diese Dinge *mußten* einmal schwarz auf weiß, unverblümt zusammengestellt werden, um für eine wahre, objektive Geschichtsauffassung Bahn zu brechen. Wie die Apologeten des Christentums der Wahrheit einen Dienst erwiesen,

indem sie die schauderhafte Verkommenheit des antiken Heidentums in unverschleierter Blöße zeigten, so hat Janssen dem deutschen Volke einen nicht geringen Dienst geleistet, indem er sich von zimpferlichen Bedenken nicht beirren ließ, sondern die furchtbare Verwilderung, welche mit dem „neuen Evangelium" über das deutsche Volk hereinbrach, in ihrer ganzen Größe und abstoßenden Wirklichkeit zu zeichnen unternahm. Kein wahrheitsliebender Protestant wird hierin eine Feindseligkeit erblicken. Wie sehr Janssen das deutsche Volk liebt, spricht aus jedem Blatte seiner Geschichte. Weder ihm noch einem andern Katholiken wird es einfallen, die Protestanten von heute für die Greuel jener, Gott sei Dank, entlegenen Zeit verantwortlich zu machen oder sie deshalb geringer zu schätzen. Das düstere Zeitgemälde kann vielmehr nur alle Wohlgesinnten von hüben und drüben in der Überzeugung bestärken, daß religiöser Bürgerzwist und religiös-politischer Umsturz die furchtbarsten Feinde einer Nation sind, und daß es im Interesse des Staates wie der Kirche, der Literatur wie der Kunst, der wahren Volksbildung wie des wahren Volksgeistes ist, den finstern Geist des Hasses und der Verneinung, der einst jene Literatur hervorrief, für immer von Deutschland fernzuhalten.

Nachdem Janssen in bewundernswürdigem Opfersinn sich der unerquicklichen Arbeit unterzogen hat, den langweiligen, abstoßenden, oft kaum lesbaren Literaturwust des 16. Jahrhunderts in seinem ganzen Umfang selbständig zu prüfen, wird es nunmehr ein leichtes sein, seinen Resultaten eine Form zu geben, die man jedermann darbieten kann, und sämtliche Literaturgeschichten in Bezug auf diese Periode allmählich zu korrigieren. Wir müssen uns hier begnügen, einige der Hauptergebnisse summarisch aufzuzählen.

1. „Zu dem großartigen deutschen Kirchenliederschatz, der im Laufe der Zeit zu nahe 100 000 Nummern herangewachsen ist, unter denen man noch immer 700—800 Kernlieder feststellen kann", wurde nicht, wie Robert König (11. Aufl. 1881) behauptet, „in der Reformationszeit der Grund gelegt", sondern Luther hatte, wie die Forschungen Bäumkers nachgewiesen haben, sich so viel deutsches und poetisches Gefühl bewahrt, daß er neben neun von ihm frei gedichteten Liedern zwölf ältere katholische Kirchenlieder in deutscher Sprache etwas überarbeitete und erweiterte, acht lateinische Kirchenlieder ins Deutsche übertrug, acht Psalmen und drei andere Bibelstellen bearbeitete. Die schönsten Kernlieder des „Kirchenliederschatzes", z. B. „Wir glauben all an einen Gott", „Vater Unser im Himmelreich", „Es ist ein Ros entsprungen", „Christ ist erstanden", „Freu dich, du werte Christenheit", „Christus fuhr gen Himmel", „Nun bitten wir den heil'gen Geist", stammen aus katholischer Zeit her. Das ist die Ursache, weshalb nach Wilhelm Wackernagel die Kirchenlieder Luthers noch „eine gesunde Kraft und Freudigkeit des Glaubens atmen", „die erste Blüte aber", nach Königs Geständnis, „freilich schnell zu Grunde ging".

„Da der neue Kultus im wesentlichen auf die Predigt beschränkt wurde, so nahmen auch die neuen protestantischen kirchlichen Lieder, der Natur des Kirchengesangs wenig entsprechend, vorzugsweise einen lehrhaften Charakter an. Das Kirchenlied wurde mit dem Lehrgedichte verwechselt und geriet, ohne allen lyrischen Schwung, in den Ton gereimter dogmatischer oder moralischer Predigten. Wirkliche Poesie kam dabei selten zu Wort."

Bartholomäus Ringwaldt, dessen Dichtungen nach H. Kurz „von großem schaffendem Talente zeugen" und dessen „rein kirchliche Gesänge meist Umdichtungen von biblischen Stellen in fließender und reiner Sprache" sind, läßt die Gemeine in der Kirche singen:

„Für Hunds Apteckern uns bewar,
Die gute Zähn ausbrechen
Und von ihr alt verfälschte War
Fein wissen hoch zu sprechen,
Und führen doch vergifter Kraut,
Sein Schälk und Buben in der Haut,
Die Land und Leut betrigen.
Du Herr aus Gnaden selber flick
Dein allerliebst Gemeine . . ."

Weder der handwerksmäßige Hans Sachs noch der schimpfselige Fischart waren die Leute, um der religiösen Lyrik zu wahrer Weihe und Formschönheit zu verhelfen. Sachs singt oder besser gesagt holpert in einem seiner Psalmentöne also:

„Ueber die Gotlosen wird er
Strick, Feur, Schwefl regen thone,
Und Wind, des Ungewitters mer
Einschenkt er ihn zum Lone."

Fischart aber betet vor Tisch:

„Daß unser Herzen nicht beschweret
Mit Fressen, Saufen werden hie,
Sonder daß wir, wie dein Sohn lehret,
Sein Zukunft warten spat und frü."

Während Nikolaus Selnekker, Benedikt Gletting, Paul Eber, Nikolaus Hermann, Philipp Nicolai, Martin Schalling und verschiedene andere wirklich fromme und erbauliche Lieder verfaßten, ergoß sich eine ganze Flut von religiösen und Kirchenliedern in maßlosen Schmähungen wider das Papsttum, in endlosen Variationen zu dem „Te Deum" des Erasmus Alber:

„Dein Heiligkeit verfluchet ist,
Du Mensch der Sund und Widderchrist,
Dem Satan, deim Heubt, hengstu an,
Der nichts denn lügen und würgen kan . . .

Die ganze Rott der Bschornen all
Rhümen von dir mit großem Schal
Du Allerheiligster!
O Allerheiligster,
Viel heiliger bist denn der gekreuzigt Christ! . . .
Dein Rott lehrt, daß die Ablaßkist
Die Sund vergeb gwisser denn Christ.
Deins Götzendiensts und Abgötterei
Sind wir, Gott Lob, nun forthin frei.
Teglich, Bapstesel, wir fluchen dir
Und Christus Namen preisen wir. . . ."

Fast unbegreiflich ist es, wie Philipp Wackernagel[1], der fleißigste protestantische Hymnologe der Neuzeit, an solchen Liedern seine Freude haben und von ihnen behaupten konnte, „es seien zwar nicht immer Lieder im hohen Kirchenstil, wie es sich für das Gemeindegesangbuch ziemte", aber „immerdar Lieder großen Ernstes, oft grimmigen Ernstes, auch im Spott, wenn der Mensch der Sünde" — d. h. der Papst — „in seinen Verlarvungen und Verkleidungen dargestellt wird, furchtlos, wie es den Deutschen damals eigen war. Damals!"

2. Die Reformation hat nicht, wie Prutz[2] meinte, „einen neuen Frühling der Poesie heraufgeführt", noch ist die Volkspoesie, wie Vilmar meinte, „wenigstens eines heitern und fröhlichen Todes gestorben".

„Ein neuer Frühling der Poesie konnte nicht erblühen in einer Zeit, welche nur ein Bild des Aufruhrs, der Verwüstung und der Zerklüftung der Nation in verschiedene, einander feindlich sich gegenüberstehende Parteien darbietet. Haß, Neid und Eifersucht und wechselseitige Schmähung und Beschimpfung traten als herrschende Mächte in den Vordergrund des damaligen Lebens und brachten die fröhlichen Naturlaute und die tiefsten und edelsten Gefühle des menschlichen Herzens, aus welchen ehedem die Volksdichtung ‚wundersam geredet' hatte, zum Schweigen. Was als weltliches Lied noch geschaffen wurde, verfiel zumeist ins Grobe, Gewerkmäßige und Gemeine, bestenfalls in jenen lehrhaften, unmittelbarer Gefühlsäußerungen baren Ton, welcher das wesentlichste Kennzeichen auch der damaligen geistlichen Lieder war. In beiden Arten von Liedern wurde nicht selten mit unsäglicher Weitläufigkeit eine nur harte, ungefüge Prosa in Reime gebracht."

Zu den gröbsten Saufliedern gesellten sich ebenso grobe Soldatenlieder und noch schlimmere Buhllieder, „Venus-Kränzlein", „Venus-Glöcklein", „Neue amorische Gesänglein", „Musikalische Sträußlein von schönen wohlriechenden Blümlein, so im Venus-Garten gewachsen", „Güldener Venuspfeil", „Musikalische Wollust, allerhand newe, anmüthige amorosische Sachen" usw. Fremde, erkünstelte Formen, welche die Dichter nicht zu bewältigen wußten, verkrüppelten zu der jammervollsten Geschmacklosigkeit und verdarben das

[1] Kirchenlied 3, XII. [2] Vorlesungen 49.

gesunde Gefühl für heimische Form und Sprache. Neben den „süßlich amorosischen Freuden" erschienen massenhaft gereimte Neuigkeiten, gereimte Arzneibücher, gereimte Bauernpraktiken, gereimte Gesundheitsvorschriften, Wetterregeln, Anweisungen über das nötige Hausgeschirr und das Zureiten von Pferden. Die massenhaft auftauchende Gelegenheitsdichtung war fast nur gereimte Prosa, ohne Idee, Geist und Witz, vielfach nach Küche und Keller duftend. Als Probe sind einige Strophen des bekannten Didaktikers und Predigers Bartholomäus Ringwaldt (1530—1600) angeführt, der bei einer Predigerhochzeit alle einzelnen Gäste in folgendem Stile besang:

„Der ehrlich Heinrich Meder ist
Ein Schöppe und Gastgeber,
Gar gern von jungen Hühnern ißt
Und von des Hechtes Leber."

„Der wohlgelahrt Herr Gorge Worst=
(Wie man ihn nennet) =macher
Itzund nach hohen Dingen forscht,
Ist niemands Widersacher."

Dem Bürgermeister zu Frankfurt a. d. Oder aber wünscht der „feine Beobachter", wie ihn Gödeke nennt:

„Gott halt ihn ja noch lange frisch,
Wie auch sein Kinder wollen,
Er schenkt mir oftmals Berger Fisch,
Wein, schwedisch Käs und Zschollen."

Der Kündorfer Prediger Johann Ebert dagegen besang „sieben christliche Personen zu Rohra", welche „unter währendem erschrecklichen Ungewitter durch eine urplötzliche Wassersnoth überfallen und neben unterschiedenen Gebäuden jämmerlich umgekommen", also:

„Claus Sturm, ein frommer Mann und Schneider,
Margreta, sein Eheweib, ach leider,
Anna, ihr Tochter, ungefähr
Von sechs Jahren, sodann noch mehr
Hanslein ihr Söhnlein, ungefähr
Von zwei Jahren, mußten halten her.
Solch vier Personen gar geschwind
Mit Haus und Hof ertrunken sind."

Dieser reformatorischen Gelegenheitspoesie entsprach ungefähr die „privilegierte und professionierte hochfürstliche Hofpoesie", deren Vertreter im Dresdener Hofbuche übrigens unter dem „gemeinen Hofgesind" in Gesellschaft des Hackbrettschlägers, Löwenbändigers und Mäusefängers aufgeführt werden.

3. Der Meistergesang verkam einerseits in ödem, trostlosem Formalismus und gutmütiger Pedanterie, anderseits in dem bittern, gehässigen Geiste der zeitgenössischen Polemik. Sein größter Vertreter, Hans Sachs (1494—1576), war ein treuherziger, gemütlicher Biedermann, sehr empfänglich für poetische Stoffe, unermüdlich fleißig, solche aufzusuchen und in Reime zu bringen, doch ohne eigentliches schöpferisches Talent und ohne jenen Feinsinn für Schönheit der Sprache, des Ausdrucks und der Form, der schließlich jedes dichterische Werk mitbedingt. Von redlichem Gemüt und wackerer Gesinnung zeugen seine Mahnlieder gegen die Laster der Zeit, seine Klagen über die politische Lage, seine Türkenlieder usw., aber seine Begeisterung für die „Wittenberger Nachtigall" riß ihn in die theologische Polemik gegen Papst und Papsttum hinein und verleitete ihn, katholische Lehren und Einrichtungen in der unwürdigsten, plattesten Weise zu verhöhnen.

4. Wenn Wilhelm Scherer behauptet, „Luther habe sein Volk, das in Frivolität zu versinken drohte, zum Ernst und zu einer strengen Auffassung des Lebens zurückgerufen", so ist das eine der krassesten Unrichtigkeiten, die seine geistreich geschriebene Literaturgeschichte entstellen. Durch die aufreizenden Streitschriften Luthers und seiner Helfer gerade wurden Satire, Libell, Pasquill zum beherrschenden Element auch in der poetischen Literatur. Bei Sebastian Brant war die Satire noch von tiefem Lebensernst getragen und wußte Maß zu halten. Auch Thomas Murner (1475—1537), der größte katholische Satiriker, der Brant an Volkstümlichkeit, Erfindungsgabe, treffendem Witz und zündender Darstellung weit überragte, hat in vielen seiner Sittenschilderungen den Ernst und die Weihe seiner Überzeugung unwiderleglich bezeugt. Sein Klagelied „Von dem Untergang des christlichen Glaubens" ist eines der ergreifendsten Zeitbilder der ganzen Periode:

„Das Evangeli frone
Das war ein fröhlich Mär,
Von Gott eroffnet schone
Zu Frid vom Himmel her;
Das hont sie jetz vergiftet
In Mort und Bitterkait,
Es ward zur Freud erstiftet,
Jetzt bringt es Herzelaid.

Ich kann mich nit beklagen
Ja über Gottes Wort,
Allain daß sie's vertragen
Und rinckeln auf ain Mort
Das Wort des ewigen Leben
Zu Aufrur und dem Dot,
Von Christo uns gegeben,
Das er aus Lieb erbot.

Es war seit Christus Tagen,
Sag ich bei meinem Aid,
Nie größer Not und Klagen,
Von Christen je gesait.
Des Glaubens Zierde schone
Die falt mit Macht dahin,
Im Kot liegt unsre Krone,
Es galt als Widersin."

Furchtbar roh und grob waren indes die Angriffe, welche auf die katholische Kirche und ihre Institutionen gemacht worden waren, und der schlagfertige Dichter, mit Geist und Witz wie mit der vielseitigsten Gelehrsamkeit ausgestattet, glaubte die Antwort in ähnlich derbem Stil nicht schuldig bleiben zu müssen. Sein Gedicht „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat" (1522), war die einschneidendste Satire, welche je gegen die gesamten Umsturzbestrebungen zu Tage kam. Pariert wurden seine Hiebe nicht, aber mit immer wachsender Grobheit und Roheit heimgezahlt, in einem Ton des Hasses und der Wut, den die Katholiken nicht mehr erwidern konnten. Von Hutten und Luther an ergoß sich ein Lästerstrom über die alte Kirche, wie ihn wohl keine andere Zeit erlebt hat. Alle Schimpfworte, aller Hohn, aller Spott, alle, auch die gemeinsten Scheltworte fluteten in ungedämmtem Schwall von Jahr zu Jahr immer wieder in neuen Güssen über alles dahin, was den Katholiken lieb und heilig war. Es schien, als wollte man die ganze katholische Vergangenheit und Zukunft in diesem Lästermeer ersäufen. Als Hauptlästerer taten sich hervor der ausgesprungene Franziskanermönch Burchard Waldis, der Prediger Thomas Kirchmair (Naogeorg), der Prediger Erasmus Alber.

Alle diese Lästerer übertraf jedoch durch seine Sprachgewandtheit und seine Leichtigkeit in Verarbeitung und Aneignung fremden Materials wie durch seine Schmähsucht und zotenhafte Komik der Jurist und Literat Johann Fischart (gest. 1589), zuletzt Amtmann zu Forbach. Er wurde kaum 40 Jahre alt; da er aber schon mit 20 Jahren zu schimpfen begann, so gelang es ihm, in einer Unzahl von Versen Franziskaner und Dominikaner, Jesuiten und Weltpriester, Papsttum und Kirche, dann aber auch Juden und andersgesinnte Protestanten so mit Hohn und Spott zu bewerfen, wie es noch keiner vor ihm zu stande gebracht. Er beherrschte Sprache und Ausdruck wie außer Luther kein Schriftsteller des Jahrhunderts, aber nicht wie Luther in urwüchsiger, volkstümlicher Kraft, sondern nur, wie Rabelais das Französische, in schrankenloser, wildwuchernder, vielfach verzerrter Üppigkeit. Fast jeder Satz verrenkt sich unter dem Übermaß dieser spielenden Schlinggewächse; keine Sprachform dient mehr ruhig und klar dem Ausdruck des Gedankens. Der gleich Sickingen und Hutten als Bannerträger moderner Freiheit verherrlichte Lästerer war von wahrem Freisinn und geistigem Scharfblick so weit

entfernt, daß er sich zum Verteidiger der schauerlichsten Verirrung jener Zeit, der Hexenprozesse, aufwarf, ja zur brutalsten und rechtswidrigsten Hexenverfolgung aufforderte und zu diesem Zweck das Werk des Franzosen Bodin De Daemonomania Magorum übersetzte. Zwei Jahre, nachdem seine Übersetzung zu Straßburg erschienen, wurden in dieser Stadt innerhalb vier Tagen 134 Hexen verbrannt!

5. Der dramatischen Poesie war Luther nicht abgeneigt. Er empfahl sowohl die lateinische Schulkomödie als Komödien überhaupt als Erziehungsmittel, besonders aber für die weitesten Kreise biblische Stücke aus dem Alten Testament, erklärte sich dagegen wider die Passionsspiele als eine papistische Überlieferung. Die Folge dieser Anregung war, daß Deutschland mit *biblischen Dramen* reich gesegnet wurde. Hans Sachs allein verarbeitete mit handwerksmäßiger Schnellfertigkeit fast das ganze Alte Testament. Wenn man daran denkt, daß um diese Zeit ein Shakespeare und Lope de Vega lebten, wird man allerdings fast abgeschreckt, all diese gereimte Prosa von fünf bis zehn Akten, darunter Lindwürmer von über 9000 Versen mit 100 redenden und 500 stummen Personen, ohne Verwicklung, ohne treffende Charakteristik, ohne poetischen Gehalt und ohne schöne Form „Dramen" zu nennen. Von eigentlicher dramatischer Kunst waren kaum die primitivsten Begriffe vorhanden. *Paul Rebhuns* „Susanna" (1535) ist noch eines der erträglichsten Stücke, obwohl das Verfängliche des Stoffes nicht überwunden wird. In den meisten andern Stücken herrscht entweder solche Geschmacklosigkeit und Langeweile oder wird so gegen den gewöhnlichsten Anstand, Zucht und Sitte gesündigt, daß man sie ohne Ekel nicht lesen kann. Geschimpft wird da, wie es heute kaum ein angetrunkener Fuhrmann zu stande brächte.

6. Noch ungleich widerlicher gestaltete sich das eigentlich *polemisch-satirische Schauspiel*. Die Fastnachtsspiele des *Nikolaus Manuel* (gest. 1530), seinen „Ablaßkrämer", seine „Krankheit und Testament der Messe" und sein „Barbali" muß man wenigstens aus Janssens Auszügen kennen lernen, um beurteilen zu können, was Wilhelm Scherer[1] unter „*großartigen Tendenzdramen*", „alles höchst dramatisch gedacht, lebendig und derb ausgeführt, *von unvergleichlicher demagogischer Kraft*", versteht, und was Robert Prölß[2] „*köstlichen Humor*" und „*anmutende Gemütlichkeit*" nennt. „Die im ‚Barbali' mehreren Geistlichen in den Mund gelegten Reden gehören", wie Janssen völlig richtig bemerkt, „an *Gemeinheit und Unfläterei* zu dem Ärgsten, was das Jahrhundert in dieser Art aufzuweisen hat." — Haß und Schmähsucht oder Gemeinheit und Unfläterei oder auch alles zugleich zeichnen ebenso die Stücke

[1] Geschichte der deutschen Literatur 305.

[2] Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland I 40.

eines Hans von Rüte, eines Burchard Waldis, eines Thomas Kirchmair, eines Johannes Chryseus, eines Joachim Greff aus. Das ganze maßlose Geschimpfe, das die lutherische Kanzel entwürdigte, wurde auch auf die Bühne verpflanzt, um das Papsttum aus der Welt zu schelten. Ein einziges Stück, wie „Der verlorene Sohn" (1527) des Burchard Waldis, zeigt schon, wie diesem „Dramatiker" nicht nur die einfachsten Grundbegriffe der Kunst fehlten, sondern jede Spur christlicher Liebe, jeder Anstand, jede sittliche Bildung, jedes Schamgefühl. Und doch hat Gödeke[1] den Mut gehabt, dieses Gemisch von Schimpfpredigt und Schandlibell ein „Mysterium" zu nennen und zu versichern, daß es „einen ungeahnten Blick in eine ungeahnte Welt eröffne".

7. Nichts beweist aber schlagender, wie tief Deutschland durch die Glaubenstrennung heruntergekommen war, als das weltliche Theater. Es handelt sich da nicht um die religiöse Frage, sondern um weltliche Bildung, Kunstsinn und Geschmack allein. Heute noch gehören englische und spanische Dramen jener Zeit zu den Blüten der Weltliteratur. Das episkopale England, das katholische Spanien hatten sich in den Stürmen jener Zeit wenigstens die Erbschaft ihrer literarischen Bildung gerettet; aber in Deutschland ließen die ewig polternden Hetzprediger, die kirchenräuberischen Fürsten, die auf ihre Roheit stolzen Bürger der ewig reichsfeindlichen Städte nicht einmal das Theater zu einem menschenwürdigen Dasein gelangen. Die ganze feinere Bildung lag verwüstet danieder. Eine Spießbürgerdramatik, wie sie Shakespeare als Gegensatz zur eigentlichen Poesie in seinem „Sommernachtstraum" mit unübertrefflicher Komik schilderte, machte sich durch Hans Sachs in mehr als hundert Stücken allen Ernstes als dramatische Kunst breit. Von einer künstlerischen Durcharbeitung keine Spur. Eine Woche oder auch ein paar Tage genügten vollauf, um ein Stück alter Chronik in fünf Akten reimweis plattzutreten. Jakob Ayrer (gest. 1605) dichtete seine Tragödie „Lazarus" (2000 Verse) in neun Tagen. Da und dort findet sich bei Sachs eine Oase von herzlicher Gemütlichkeit, aber selten ohne ernüchternde Plattheit. Statt echter Tragik oder lebensprühender, urfröhlicher Komik überall nüchterne Lehrhaftigkeit und Biedermannsmoral, meist mit Hinneigung zum Derben, Ungeschlachten, Possenhaften und Niedrigen. Die Verschrobenheit protestantischer Schulmeister ging so weit, daß sie mit Stücken wie der „Schulteufel" und Cornelius Relegatus durch die gemeinste und zotenhafteste Schilderung der verkommenen Schuljugend dieselbe zu Zucht und Sitte zurückführen zu können vermeinten.

„Die Welt ist ein Stall voller Buben und stinkender Böcke", seufzt einer dieser Pädagogen, Martin Hayneccius, der Verfasser des „Schulteufels". „Das Amt eines

[1] Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung II 449.

Lehrers zu führen", klagt er weiter, „den Stall des Augias oder, wie es Seneca nennt, die Kloake zu reinigen, das will einen Herkules haben, der nicht allein mit Gedanken und Worten, sondern auch mit der Hand, Mut und Herzen, ganzem Leibe und Kopf arbeite, da er wahrlich Stankes vollauf und Unsauberkeit, auch Verletzung seines Leibes Gesundheit oftmals empfindet."

In diesen Worten ist die Grundnote dieser Dramatik angedeutet. Den Stallduft des Augias atmen sowohl die genannten Studentendramen, als Nikolaus Manuels Fastnachtsspiele „Von dem Elßlin" und vom „Edeln Wein" und des Johannes Stricerius „Deutsche Schlemmer", ein Stück, das mit seinen abstoßenden Sauf- und Buhlszenen als „kindliches Gedicht", ausdrücklich „für die Schüler verfaßt", empfohlen wurde. Von den „englischen Commedianten" wurden einige Dramen Shakespeares in ungefüger Sprache jämmerlich verballhornt; bluttriefende Schauderdramen anderer Autoren dagegen gelangten zu unverdienter allgemeiner Popularität. An ihnen schulten sich Jakob Ayrer und der Herzog Julius von Braunschweig. Es wurde auf der Bühne nicht bloß gestochen und gehängt; auch Nasen- und Ohrenabschneiden wurde ein Hauptvergnügen. Eigentliche Mord- und Unzuchtsstücke überfluteten die Bretter mit unsagbarer Gemeinheit; das frivolste Spektakelwerk drängte jeden Rest von Kunstsinn zurück. Zwerge, Riesen, Ungeheuer, Gespenster wechselten mit den Schlächterhelden — und endlich zogen die Teufel selbst scharenweise in hellen Haufen auf der Bühne ein.

8. Denselben Charakter wie das Theater trägt die Unterhaltungsliteratur. Eine wahre Flut der gemeinsten und unzüchtigsten Schriften überschwemmte die Buchläden: „Cento-Novelle", „Gartengesellschaft", „Rollwagen", „Cazopori", „Rast- und Nachtbüchlein" usw. Über ihre große Verbreitung und ihre schädliche Wirkung führt Janssen das Zeugnis der Zeitgenossen Johann Fickler, Aegidius Albertinus und anderer an. Fickler erwähnt, daß „vorderst unter solchen Büchern" auch die „Tischreden Luthers" „so voller unflätiger stinkender Bossen, unzüchtiger Wort und lahmer Fratzen sein, als auch in etlichen anderen seiner weltgeistlichen Schriften auf das unflätigste eingemischet" würden. Saufschriften und Schimpfschriften auf die Weiber entwickelten sich zu eigenen Literaturzweigen. In allem Ernst wurde disputiert, ob die Weiber wirklich Menschen seien. Ansätze zu einem ehrbar bürgerlichen Roman, wie sie Jörg Wickram versuchte, wurden in den höheren Ständen durch die Amadisromane verdrängt, die Sigmund Feyerabend zu Frankfurt in 24 Bänden (25 000 Seiten) in deutscher Übersetzung erscheinen ließ. Jeder Band wurde einer fürstlichen Standesperson gewidmet, der zwölfte, 1428 Seiten stark, nach Bobertags Urteil „fast nur aus Zoten bestehend", der Freifrau Sibylle von Fleckenstein, geborenen Gräfin zu Hanau.

9. An die Unterhaltungsliteratur, welche auf gemeine Sinnlichkeit spekulierte, reiht sich in erschreckender Fülle eine Wunder- und Schauer-

literatur, wie sie kaum eine andere Zeit erlebt hat. Je mehr vom „wahren Glauben" und vom „Lichte" des Evangelii geredet wurde, desto mehr nahm der schauerlichste Aberglaube überhand. Schon Luther, Melanchthon, Simon Pauli und Christoph Irenäus machten sich mit „Mißgeburten", „Wundergeburten und Monstra" zu schaffen, und der Same des Aberglaubens fiel auf günstigen Boden. Ein „Wunderbuch" folgte dem andern; die ganze leblose Natur ward zum Wunder; des Himmels Kräfte begannen zu reden; es regnete Steine, Blut, Korn, Milch, Fleisch; Regenbogen und Winde mischten sich in die Zeitgeschichte; Wundersterne und Kometen sagten die furchtbarsten Katastrophen an; es ertönte schon die höchste „Posaune", welche die Ankunft Christi verkündigte. Tote stiegen aus dem Geisterreich auf; Gespenster und Geister zeigten sich in Scharen; Engel predigten Buße und förderten das neue Evangelium; neue Propheten sind in Sicht, und der Antichrist ist schon im Anzug. Als ob des „Schreckens und Schauers, des Entsetzens und Wehklagens" nicht genug gewesen wäre, wurden auch unzählige Berichte über die grausamsten Verbrechen, Martern und Hinrichtungen in Umlauf gesetzt, die Phantasie der Leser mit den schrecklichsten Vorstellungen von Mord, Grausamkeit und Unzucht erfüllt, die Kinder selbst zu den nie endenden Hinrichtungen hingeführt, um sie, wie man meinte, vom Verbrechen abzuschrecken.

„Nirgend nichts denn Furcht und Schrecken", predigte Leonhardt Breitkopf am Karfreitag 1591, „Teufel und Gespenster, Unholde, Hexen, Mißgeburten, Erdbeben, Feuerzeichen am Himmel, dreiköpfige Gesichter in den Wolken und so viele andere Zeichen göttlichen Zornes. Deren ohngeachtet gehen alle Laster im Schwang, erschröckliche Mörder, Giftmischer nehmen zu mit jeglichem Jahr in allen Landen. Daneben treiben Höllenzwinger, Geisterklopfer und dergleichen Gelichters mehr ungescheut ihr Werk und vermehren und schänden das göttliche, geoffenbarte Wort. Wunderdoktoren schreiben Bücher und Scharteken für Gelehrte und gemeines Volk, andere ziehen umher als Goldmacher, betrügen Hoch und Niedrig, andere verbreiten den seltsamen Mißglauben, als könnten sie durch ihren eigenen Geist die Gestirne und andere Geister bezwingen und Menschen zu Tode bringen ohne äußerliches Werkzeug. Und solche geheime teuflische Künste gibt es viele und wird die ganze Welt damit betrogen, daß es wahrhaftiglich Zeit ist, der letzte Tag des Gerichtes komme heran."

10. Die Krone der verwilderten Volksliteratur bildete endlich eine Unmasse von Schriften über Schwarzkunst, Zauberei und Teufelei, durch welche in gewissem Sinn das Dämonische selbst in unheimlichster Gestalt von dem Geistesleben Besitz nahm. Der Teufel wurde nicht bloß an die Wand gemalt, er beherrschte in weitem Umfange Phantasie, Verstand, alle Vorstellungen des Volkes. Von der durch Bibel und Überlieferung bezeugten Lehre Christi über Satan und sein Reich unterschied sich dieser Dämonenglaube nicht bloß durch den fast unbegrenzten Spielraum der Tätigkeit und Macht, die dem Feinde des Menschengeschlechtes eingeräumt wurde,

sondern auch durch die übertriebene Furcht, die sich dieser falschen Vorstellung beigesellte, und die ewig unruhige Beschäftigung mit ihm und der ihm untergebenen Dämonenwelt. Der Teufel war nicht mehr, wie St Augustin ihn kennzeichnete, der an der Kette liegende Hund, der niemand anfallen kann, der sich ihm nicht freiwillig nähert; er war los, frei und ledig. Den freien Willen des Menschen hatte Luther in seiner Verblendung geleugnet, dafür aber den Satan freigegeben — und derselbe ließ ihm dafür sein ganzes Leben lang keine Ruhe mehr. Bei Tag und Nacht beschäftigte und quälte er ihn. In den harmlosesten Erscheinungen der Natur, in der Kirche und ihren Lehren und Einrichtungen, in fürstlicher Politik und wandelbarer Volkslaune, in Leiden und Krankheit, in aller Widerwärtigkeit des Lebens, in den Schrecken des Bauernkrieges, in der wachsenden Not, Entsittlichung und Verwilderung, in all den naturgemäßen Folgen seiner eigenen Lehre sah er nicht mehr Gottes Strafe und Fügung, menschliche Verirrung und Schuld, Wirkungen des Naturgesetzes oder des freien Menschenwillens, sondern allüberall nur den — leidigen Teufel. Diese Teufelsfratze, die seine unruhige Phantasie beherrschte, drückte in zahllosen Wiederholungen des Teufelsnamens auch seinen Schriften ihren Stempel auf. Dieser Name ist ihm so geläufig, wie einem hl. Bernhard oder Bernardin der Name des Erlösers. Von ihm und seinen Freunden schreibt sich die Gewohnheit her, die verschiedenen Laster der Zeit unter einem Teufelsnamen zu verkörpern, und so ein Teufelsmagazin herzurichten, wie es kein anderes Volk besitzt. So schrieb Andreas Musculus einen Hosen-, einen Fluch- und einen Eheteufel, Matthäus Friedrich einen Saufteufel, Cyriakus Spangenberg einen Jagdteufel, Albrecht von Blanckenberg einen Geiz- und einen Wucherteufel, Joachim Westphal einen Faulteufel und einen Hoffartsteufel, Ludwig Milichius einen Zauberteufel und einen Schrapteufel, d. h. Finanzteufel, Florian Daule einen Tanzteufel, Andreas Hoppenrod einen Hurenteufel, Jodokus Hocker eine Schrift unter dem Titel: „Der Teufel selbst". Zwanzig solcher Schriften wurden 1569 zu Frankfurt als Theatrum diabolorum gesammelt, 1575 erschien das Theater in zweiter Auflage mit vier neuen Teufeln vermehrt, 1587 in dritter Auflage mit zehn neuen Teufeln, „als Kleider- und Kröeß-, Neidharts-, Schmeichel-, Pfarr- und Pfründbeschneider-, Spekulationischer, Lügen- und Läster-, Gerichts- und Prokuratoren-, Bettel- und Gart-, samt den Sakraments-Teufeln, so zuvor bei diesem Druck nie gesehen und ausgangen"; der letzte dieser Teufel, der Sakramentsteufel, wurde von dem Prediger Johann Schütz „mit seinen siebenunddreißig Adjuvanten beschrieben". Auf 1360 Seiten in Großfolio mit doppelten Kolumnen umfaßte das Werk in dieser neuen Auflage vierunddreißig Teufel. Noch nicht genug! Um dasselbe zu vervollständigen, schrieb der Mecklenburger Superintendent Andreas Celichius 1595 ein eigenes Buch über die Besessenheit, „des Satans letzten Zorn-

sturm". Unterdessen waren wandernde Quacksalber und Gaukler in der Volksphantasie schon längst zu Zauberern und Hexenmeistern geworden; Astrologie, Alchymie und Cabbala verwirrten die Köpfe mit dem tollsten Unsinn; der Lebensverlängerer Paracelsus ward wie ein Heros gefeiert; nun begannen alle Elemente von gespenstischen Wesen zu wimmeln: das Wasser von Nymphen, Nixen, Melosynen, Sirenen, die Erde von Gnomen, Sylphen, Kobolden und Zwergen, das Feuer von Vulcanalen und Salamandern; und das alles wurde nicht als harmlos poetische Träumerei erfaßt, sondern mit dem theologischen Teufelsaberglauben zum ernsthaftesten Wahne verquickt. Die Wundermedizin blühte; die geheime Kunst ward methodisch ausgebildet; Kalender und Planetenbücher brachten den astrologischen Aberwitz in die abgelegensten Bauernhöfe; Hausierer trugen die Traumbücher mit ihren tollen Einfällen im ganzen Lande herum und verkauften massenhaft Büchlein, „Zetteln und Pergamene" wider den Teufel, wider Ertrinken und Verbrennen, Zauberei und Hexerei. In diesem Wirrwarr gestaltete sich die Lehre vom Teufel zum riesigsten Volksaberglauben. Man beschrieb die Wohnungen der Teufel, die Künste, mit ihm zu verkehren, die Beschwörung derselben, die Fahrten mit dem Teufel. Die alten Magussagen vereinigten sich auf den Doktor Faust und erhielten in dem ältesten Faustbuch ein entschieden protestantisches Gepräge. Was aber Phantasie und Verstand unaufhörlich beschäftigte, das machte schließlich den Eindruck der Wirklichkeit. Schon von der Mitte des Jahrhunderts an häuften sich die Nachrichten über Besessenheit, Teufelsaustreibungen, Gespenster und Spücknisse. Der Teufel erscheint hier und dort leibhaftig, im Bauernhaus und im Fürstenpalast, vor Predigern und Theologen, Bauern und Fürsten. Hunderte behaupten, ihn gesehen zu haben, und beschreiben ihn genau. Hunderte glauben fest und steif, daß er lebendige Menschen entführte. Der Teufel wird zur ersten Großmacht der Literatur und Kultur, und so bereitet sich denn die schrecklichste Erscheinung der Zeit vor: Hexenwesen und Hexenverfolgung.

Wir haben uns noch der Kunst zuzuwenden, welcher Janssen das erste Buch seines sechsten Bandes gewidmet hat. Auch hier hat es von protestantischer Seite nicht an mannigfachen Beschönigungen gefehlt, doch ist der Verfall der Kunst im 16. Jahrhundert im allgemeinen offener, klarer und von der Mehrheit der Fachschriftsteller zugegeben worden.

Mit der Verwerfung des katholischen Gottesdienstes, des Meßopfers, der sichtbaren Kirche, der Heiligen-, Bilder- und Reliquienverehrung war die kirchliche Kunst im Prinzip eigentlich zerstört und vernichtet, und die Protestanten haben keinen Grund, auf den Rest kirchlicher Architektur, Bildnerei und Malerei stolz zu sein, welcher dem Bildersturm entgangen ist oder gegen die Quintessenz der protestantischen Lehre wie zufällig und willkürlich sich noch weiter entwickelt hat. Die Einzelheiten, welche Janssen über

die Bilderstürmerei und den Verfall der religiösen Kunst gesammelt hat, vereinigen sich zu einem ergreifenden Bilde. Wie sich dieser Verfall ganz klar und deutlich auf Luther zurückführen läßt, so auch der schmachvolle Mißbrauch der Kunsttechnik im Dienste der konfessionellen Polemik. Was Cranach und seinesgleichen leisteten, führte notwendig zur schrecklichsten Entartung. Im Dienste des Hasses zeigte sich alsbald auch — wie in der Literatur — die häßlichste Pornographie. Ohne religiöse Ideale, ohne geistige Anregung, ohne jene Harmonie der Seele, welche Leben und Quelle aller wahren Kunst ist, suchten sich nun die Künstler auf allen Gebieten an fremdländischen — und in seltsamem Widerspruch zu ihrem Hasse gegen Rom — vorwiegend an italienischen Mustern Anregung und Inspiration. Doch für das Schöne, was Italien in kirchlicher und weltlicher Kunst in tausendjähriger naturgemäßer Entwicklung in den verschiedensten Stilarten hervorgebracht, fehlte das innere Verständnis, die Gleichartigkeit des nationalen Temperaments. Das Edelste und Beste, was unter dem Einfluß religiöser Gesinnung geschaffen worden war, sagte den von der Kirche getrennten Nordländern nicht mehr zu. Sie hielten sich an das Zufällige der äußeren Formschönheit, zumeist an das Unvollkommenere, Niedrigere, Verfehlte, ja an die Auswüchse, denen die Kunst in Rom, Florenz und Venedig ebenso wenig entgangen ist als anderswo. Die eigene nationaldeutsche Kunstüberlieferung ging darüber zu grunde; sie wurde erst praktisch verlassen, dann auch theoretisch von Dürer, Rivius u. a. verworfen. Der kirchlichen Architektur war nicht nur ihre sakramentale Würde und Weihe, sondern auch das freigebige Zusammenwirken der Stände, die Gunst der Großen und die Begeisterung des Volkes entzogen. Die Malerei verlor das Verständnis für die großen christlichen Stoffe, wie für ernsten, strengen Stil und ideale Ziele. Die Bildnerei wurde von den Gestalten der christlichen Gottesstadt an die alten Götter des Olymps und allegorischen Gestalten verwiesen. Von den vermeintlichen Fesseln der Kirche befreit, d. h. auf ihre eigene erhabene Selbständigkeit verzichtend, trat die Kunst in den Dienst der Fürsten und Mächtigen, des höfischen Luxus und der bürgerlichen Prachtliebe. Den deutschen Mäcenaten aber fehlte jener feine klassische Geschmack, jene künstlerische Bildung, welche die Mediceer und andere Gönner italienischer Kunst besessen. Das Fremde verschmolz sich nur schwer und unvollkommen mit dem deutschen Geist, und da dieser selbst in den schrecklichen Wirren der Zeit von Jahrzehnt zu Jahrzent mehr entartete, fiel die Kunst im weitesten Umfang wilder Zügellosigkeit, Regellosigkeit, Phantastik und Willkür anheim. Vorzugsweise an das Profane verwiesen, fanden die Kleinkunst und das Kunsthandwerk noch die liebevollste Pflege und Ausbildung. Die Glasmalerei sank, ebenso Kupferstich und Holzschnitt. In der Malerei drängte sich das Portrait vor, dann Konversationsstücke, Liebes-, Trunk- und

Prügelszenen, blutige Jagdbilder, Stillleben, Landschaft. Die Historienmalerei büßte auch da, wo sich die alte Kirche in hartem Kampfe aufrecht hielt, vielfach die frühere Würde, Erhabenheit und Andacht ein. Wie die Literatur, so wurde auch die bildende Kunst immer mehr von dem um sich greifenden Geiste der Unlauterkeit angesteckt. Ein flacher Naturalismus begünstigte diese Richtung, und der Kultus des Nackten, schon von Cranach mit zynischem Behagen gepflegt, griff reißend um sich und steigerte die Scham- und Zuchtlosigkeit, aus der er hervorgegangen.

Auf keinem der Kunstgebiete fehlte es an Leistungen, die in ihrer Art sowohl Kunstsinn als Kunstfertigkeit bekunden; aber auf allen ist ein stetiges Sinken und Verfallen unverkennbar. In den Kunstsammlungen der Zeit herrscht nicht das Gefühl für das Schöne, sondern die von allem Geschmack abirrende Sucht nach dem Sonderbaren, Seltenen und Barocken. Nachdem der ganze Olymp in geschmackloser Verzerrung sich der Kunst bemächtigt hatte, wurden zuletzt auch die Hexen und die Teufel ein Lieblingsgegenstand der entarteten Malerei.

Auf dem Gebiete der Tonkunst ragen neben den Katholiken Orlandus Lassus, Arnold von Bruck, Leonhard Pamminger auch einige wackere Tonsetzer protestantischen Bekenntnisses hervor, wie Johannes Eccard, Sethus Calvisius, Bartholomäus Gesius u. a.; doch schon bald nach dem Vollzug der Glaubenstrennung werden Klagen über Verweltlichung, Verfall und Verachtung der kirchlichen Tonkunst laut. In der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbüchlein von 1537 bemerkt Johann Walter, Luthers Freund und musikalischer Berater:

„Es ist nicht Wunder, daß die Musika jetzt zur Zeit so gar veracht und verschmäht wird, sintemal auch andere Künste, die man doch haben soll und muß, so jämmerlich von Jedermann schir für nichts gehalten werden." Auch das wird wieder dem Teufel zugeschrieben: „Dieweil man ihm von Gottes Gnaden die papistische Meß mit all ihrem Anhang umgestoßen, stößt er, soviel an ihm gelegen, alles, was Gott gefällt, wieder zu Boden."

Und doch war es gerade die katholische Kirche, welche dem Verfall der Kunst und Volksbildung in den trüben Wirren der Zeit noch einigermaßen Halt gebot. In einem ansehnlichen Teile Deutschlands erhielt sie die herrlichen Bauwerke, Bildwerke und Malereien der älteren Zeit. Ausbauten an gotischen Kirchen erfolgten noch bis an das Ende des Jahrhunderts. Julius von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg (1573—1618), baute und restaurierte in seinem Bistum dreihundert Kirchen, wobei er bis 1609 deutsche Baumeister beschäftigte, erst 1609 einen Italiener. „Die Kirchen und Kollegien, welche die Jesuiten selbst erbauten oder welche für sie errichtet wurden, entsprachen durchaus den übrigen Bauten jener Periode. Die für den Orden in München (1582—1597) erbaute St Michaelskirche ist (nach Lübkes

Ansicht) die gewaltigste kirchliche Schöpfung der sog. deutschen Renaissance. Auch die Jesuitenkirche in Koblenz (1609—1619) ist ein stattlicher kirchlicher Bau von technischer Tüchtigkeit". An die altkölnische Malerschule schlossen sich noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Maler Anton von Worms und Bartholomäus Bruyn. Von letzterem stammt der 1534 vollendete Hochaltar in Xanten. Prächtige Glasmalereien haben sich in St Gudula zu Brüssel wie in den schweizerischen Klöstern Muri, Wettingen und Rathhausen erhalten.

Als die Kunst ihr eigenes, nationales Gepräge verlor, Baumeister, Bildner und Maler ihre Vorbilder jenseits der Alpen zu suchen begannen, machten sich wohl auch in katholischen Kreisen große Mißstände geltend; doch hörte die Kunst deshalb nicht auf, überall dem Altar zu dienen, bewahrte als kirchliche Kunst wenigstens in ihren Stoffen und in ihrem Streben eine ideale, kirchliche Richtung, und vieles, was heute einen ernsten, an der älteren Kunst gebildeten Geschmack verletzen mag, störte durchaus nicht die Erbauung und den kirchlichen Sinn von Männern, die zwar im furchtbaren Kampfe der Zeit sich und ihre ganze Persönlichkeit dem Glauben weihten, aber nicht Muße fanden, über die Vollkommenheit der verschiedenen Stilarten sich eingehender zu unterrichten, die mit ganzer Seele an der Kirche ihrer Väter hingen, aber vielleicht eben, weil diese Kirche in ihrer Universalität nicht an die Kunstüberlieferungen eines einzelnen Landes gebunden war, der Kunst ihrer Väter nicht dieselbe Anhänglichkeit bewahrten. Daß, mit wenigen Ausnahmen, die begabtesten Maler von Dürer bis Rubens sich nach und nach italienischen Einflüssen ergaben, läßt sich ohne die Annahme nicht erklären, daß die ihnen fremde Kunst nicht bloß einen sinnlichen, sondern auch einen wirklich ästhetischen, künstlerischen Zauber auf sie ausgeübt haben muß. Sonst hätten sie die Kunstrichtung, in welcher sie aufgewachsen waren oder welche sie wenigstens in bedeutenden Erscheinungen vor sich hatten, nicht verlassen. Ein Mangel an politischem und nationalem Selbstgefühl mag mitgewirkt haben, ebenso vielfach der Mangel einer tieferen persönlichen Frömmigkeit; auf dogmatisch kirchliche Ursachen dagegen ist diese Erscheinung der Kunstgeschichte nicht zurückzuführen. So sehr die gotische Architektur und die mit ihr verschwisterte mittelalterliche Bildnerei und Malerei aus christlichen Ideen und Inspirationen hervorgegangen war und ihnen entsprach, so war Italien doch durch mehr als tausendjährige Überlieferungen daran gewöhnt, auch andere, ältere Kunstformen dem Schmuck des profanen Lebens wie der Zierde des Heiligtums dienen zu sehen. Man war hier durchaus mit dem Gedanken vertraut, daß auch ursprünglich heidnische Kunstformen als spolia Aegypti zur Verherrlichung des Christentums dienen und den Gedanken verkörpern könnten, der auf dem berühmten Obelisk des Petersplatzes ausgedrückt ist. Die neuere italienische Kunst war unter der Gönner-

schaft der Päpste herangeblüht. „Unter Führung der bedeutendsten Künstler war sie während ihrer kurzen Blüte reich an Werken gediegener Pracht und vollendeter Technik." Die begeistertsten Führer und Förderer der kirchlichen Reform sahen im Wesen derselben keinen Gegensatz zum Christentum und erhoben sich selbst gegen ihre Auswüchse niemals mit dem ungezügelten Zornes-eifer Savonarolas. Dies muß man mit in Rechnung ziehen, um zu begreifen, daß die gewaltige Reformbewegung, welche vom Trienter Konzil ausging, keine analoge Kunstbewegung hervorrief, welche die mittelalterliche deutsche Kunst neu zu beleben strebte.

Was die Volksliteratur betrifft, so konnte sich die Kirche derselben nicht unmittelbar in demselben Umfang bemächtigen wie die Neuerer. Die kirchliche Reform erheischte vor allem eine tüchtige aszetische, philosophische und theologische Heranbildung des Klerus für seine eigentliche priesterliche Aufgabe. Dem so gebildeten Klerus fiel dann nicht zunächst die Aufgabe zu, der poetischen oder unterhaltenden Literatur zu dienen, sondern durch religiösen Unterricht das Volk zu belehren, die Irrenden wieder zu gewinnen, die angegriffene Wahrheit zu verteidigen. Seelsorge und apologetische Abwehr nahm die besten Kräfte in Anspruch. Indem Luther Aszese und Philosophie verschmähte, die Theologie in deutscher Sprache demokratisch unter das Volk warf, erwarb er sich den Schein, für Leben und Sprache des Volkes mehr Liebe zu hegen als die Vertreter der alten Kirche. Das war indes bloßer Schein. Wohin diese deutsche Volkstheologie mit der von ihr unzertrennbar verknüpften Polemik, Schauer- und Teufelsliteratur führte, zeigt Janssens sechster Band in anschaulichster Weise. Konnte auf katholischer Seite mitten in dem tobenden Kampfe auch keine reiche poetische Literatur erblühen, so bezeugen doch liebliche Kirchenlieder, daß der Quell wahrer Poesie nicht völlig versiegt war, und der folgende Band wird zweifellos nachweisen, wie der katholische Humanismus, wenn er auch seiner Schattenseiten nicht entbehrte, doch bildender und segensreicher auf das deutsche Volk wirkte als die polternde und streitsüchtige Volksliteratur der Protestanten.

Deutsche Bildung und Wissenschaft im 16. Jahrhundert[1].

Das Kulturgemälde, das Janssen im sechsten Bande seines Werkes zu zeichnen begonnen, hat endlich nach fünfjähriger Unterbrechung seine Fortsetzung gefunden[2]. Mit Dank und Freude werden nicht nur die Katholiken

[1] Stimmen 1894 (XLVI) 233—254.

[2] Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. VII. Band: Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Ergänzt und herausgegeben von Ludwig Pastor. Freiburg 1893.

Deutschlands, sondern alle Freunde ernster, vorurteilsfreier Geschichtsforschung dieses Vermächtnis des bis in den Tod unermüdlichen Gelehrten begrüßen, dankbar aber auch die Pietät, den Fleiß und das Geschick anerkennen, mit welchen Professor Pastor die schwierige Aufgabe gelöst hat, die Hinterlassenschaft seines Meisters, soweit als eben möglich, intakt zu lassen und doch hinwieder sie ganz in seinem Geiste und nach seiner Methode zu vervollständigen. Mögen auch einzelne Partien, welche ihrer Natur nach mehr der Gelehrtengeschichte angehören, nicht auf jeden Leser dieselbe Anziehungskraft ausüben, in einem so weit gezogenen Kulturbilde durften sie weder fehlen noch einer gewissen Ausführlichkeit entbehren; Wissenschaft und Volksleben haben zu viele Berührungspunkte, als daß sich das Kulturleben eines Volkes oder einer Periode schildern ließe, ohne dabei auch den Zustand und den Einfluß der Wissenschaft zu zeichnen. Selbst die rein theoretische Wissenschaft gehört mit in ein solches Kulturbild, und die praktischen Wissenszweige bestehen gerade in ihrer Einwirkung auf das Gesamtleben die Feuerprobe.

Für die Zeit, um die es sich handelt, war ein näheres Eingehen auf die Schul- und Universitätsverhältnisse wie auf den Zustand und den Fortschritt der einzelnen Wissenszweige um so notwendiger, als die in den früheren Bänden der Janssenschen Geschichte sachlich widerlegte Lutherlegende gerade die Geschichte des Unterrichts und der Wissenschaften aufs tiefste beeinflußt und zahllose Darstellungen mit schiefen Ansichten und Vorurteilen durchtränkt hat. In den weitesten Kreisen ist noch immer die Vorstellung verbreitet, als wären die Katholiken durch ihren Glauben und kirchlichen Gehorsam an einer gründlichen, wahrhaft wissenschaftlichen Erforschung der Wahrheit gehemmt. In zahllosen Schriften wird immer von neuem das Märchen weitergepflanzt, erst Luther habe die deutsche Wissenschaft von den drückendsten Fesseln befreit, in der kirchlichen Revolution des 16. Jahrhunderts wurzele jeglicher Aufschwung, den Theologie und Philosophie, Staatswissenschaft und Geschichte, die Sprachforschung und die Naturwissenschaften seit jener Zeit genommen, nur auf protestantischem Boden habe das höhere wie das niedere Schulwesen sich zu wahrer Blüte entfaltet und entfalten können. Der gesamte Fortschritt der Menschheit seit 300 Jahren wird auf Rechnung der sog. Reformation gesetzt. Solche und ähnliche Vorurteile, welche durch systematische Entstellung der Wahrheit und blinde Nachbeterei eine so große Verbreitung und langen Bestand fanden, kann nur eine ruhige, objektive Geschichtsbetrachtung mildern und beseitigen. Wie schon der erste Teil des Janssenschen Kulturgemäldes in weiten Kreisen aufklärend und läuternd, wenigstens mildernd oder ernüchternd gewirkt hat, so wird auch, wir zweifeln nicht, dieser Ausblick auf die deutsche Wissenschaft eine ähnliche Wirkung ausüben. Unbefangenen Protestanten wird es nicht entgehen, daß Janssen

und Pastor zwar ihre religiöse Überzeugung nirgends aufgeben oder verhehlen (eine Überzeugung, die dazu fähig wäre, wäre ja keine mehr), daß sie aber mit großer Ruhe und Unparteilichkeit an ihre Aufgabe herantreten, daß sie Licht und Schatten sehr gerecht verteilen, daß sich die Darstellung auf ein Zeugenverhör aufbaut, wie es in diesem Umfang für diese Zeit noch niemand vorgenommen, daß es sich vorzugsweise auf protestantische Zeugen stützt und durch die genaueste Quellenangabe jede nur erwünschte Kontrolle ermöglicht.

Der Hauptwert des Bandes liegt in dem gesamten Bilde, dessen Umrisse wir zu skizzieren oder wenigstens anzudeuten versuchen wollen.

1. Schulen und Universitäten. Ein gedrängter Rückblick erinnert uns zunächst an den Bildungszustand, besonders an die Schulverhältnisse Deutschlands beim Ausgange des Mittelalters, an Hegius, Wimpfeling und jene zahlreichen andern echt christlichen Pädagogen, die aufs glücklichste Religiosität und wissenschaftliches Streben, Erziehung und Unterricht zu verbinden wußten, an die stets wachsenden Schulgründungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab, an die Blüte dieser Schulen, an die Tüchtigkeit und Strebsamkeit, die sich an ihnen entwickelte. In dieser segensreichen Entwicklung trat kein Stillstand ein, bis die kirchliche Revolution hemmend eingriff, eine Masse von Gelehrten und Lehrern in den Strudel der ungeheuern Bewegung hineinriß und den Lebensnerv selbst zerschnitt, der die fortschreitende Bildung bewegte und lenkte: die Überzeugung, daß die guten Werke für die Seligkeit verdienstlich seien, daß der opferreiche Beruf des Lehrers, die Stiftung und Unterstützung der Lehranstalten, die Förderung der wissenschaftlichen Interessen in religiösem Geiste ewigen Lohn in Aussicht habe. Der Quell des Wohltuns versiegte; die alten Anstalten litten und verfielen; die frommen Stiftungen der Vergangenheit wurden geplündert. Die Schulmänner sanken in den Augen der Menge zu Lohndienern herab, die für schweres Tagewerk nur kümmerliche Besoldung erhielten.

Diesen Verfall der alten Schulen bezeugt niemand so kräftig und eindringlich als Luther selbst, und zwar in den verschiedensten Jahren, und er stellt ausdrücklich den kläglichen Verfall dem blühenden Zustand gegenüber, den die Jugendbildung in den vorausgegangenen katholischen Zeiten genoß. An seine Klage aber reiht sich Zeugnis an Zeugnis aus allen Ständen der Gesellschaft, aus allen Kreisen Deutschlands, von den wilden und wüsten Tagen des großen Bauernkrieges bis an den Vorabend des Dreißigjährigen Kampfes, der ganz Deutschland öde legen sollte. Auch aus katholischen Kreisen tönt uns dieselbe Klage entgegen; denn durch die Unruhe der Zeitläufte, durch Verfolgung und Krieg, durch den politischen und religiösen Zwiespalt geriet auch die Kirche in eine Notlage und konnte dem Werke der

Jugendbildung nicht mehr die ruhige und ausgiebige Pflege widmen, welche diese erheischt.

Wahrhaftig unbegreiflich, ja ungeheuerlich muß es solchen Zeugnissen gegenüber erscheinen, wenn Wilhelm Scherer, von 1877 bis 1886 die erste Leuchte der deutschen Literaturgeschichte an der Berliner Universität, in seiner noch jetzt hochangesehenen und vielverbreiteten Literaturgeschichte[1] zu versichern wagte: „Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verleugnet wie Luther. Der Doktor der Theologie rief die deutsche Volksschule ins Leben. Der hochgestiegene Bauernsohn gab den Bauern die göttliche Quelle der Wahrheit hin. Der Mönch zerstörte die Möncherei, pries den Segen der Ehe und gründete das evangelische Pfarrhaus. Der Priester gab seinem vielverspotteten Stande die öffentliche Würde wieder."

Die Wahrheit ist, daß sich vor Luthers Auftreten nahezu 100 Schulordnungen und Schulverträge in deutscher und niederländischer Sprache nachweisen lassen, daß die alte Kirche den Volksunterricht eifrig empfahl, daß die Zahl der Schulen auch in kleineren Städten und Dörfern mit jedem Jahre wuchs, daß das Volksschulwesen sich in den meisten Gebieten des Reiches in erfreulichem Aufschwung befand; daß aber schon 1526 — also nur etliche Jahre nach Luthers Auftreten — kursächsische Visitatoren den Kurfürsten dringend um Wiederaufrichtung der in Städten und Dörfern in Verfall geratenen Schulen bitten mußten. Eine 1528 abgehaltene Visitation im Kurkreise Wittenberg ergab auf 145 städtische und bäuerliche Pfarrorte mit Hunderten von Filialen nur noch 21 Schulen, in Thüringen auf 187 Pfarrstellen nur noch 9 Schulen, in Meißen und im Voigtland auf 238 Ortschaften nur noch eine einzige Schule. Aus den Berichten der Visitatoren von 1532 bis 1545 erhellte, daß „die städtischen Schulen", welche vor Einführung des Protestantismus „den Bürger- und Bauernkindern noch überdies eine materielle Versorgung gewährt hatten, in bedenklicher Weise abnahmen". Eine Besserung trat so wenig ein, daß die Visitatoren vom Jahre 1573 erklärten: „Unter all den öffentlichen Übeln, welche in jetziger Zeit der Kirche und dem Gemeinwesen unverkennbar Verfall und Untergang drohen, ist auch nicht der geringeren eines, daß in den Städten hie und da die niederen Schulen zu Grunde gehen."

Gerade für jene Gegenden, auf welche sich Luthers Einfluß und Tätigkeit zunächst erstreckte, ist der stetige Verfall des längst vor ihm von der Kirche gegründeten Volksschulwesens durch protestantische Akten für das nächste halbe Jahrhundert amtlich festgestellt. Eine der ersten Wirkungen

[1] Geschichte der deutschen Literatur[3], Berlin 1885, 285.

des eingeführten Protestantismus in Oldenburg war, daß die Schulen auf dem Lande zu Grunde gingen. Jämmerlich bestellt mit der Volksschule war es in Brandenburg, in Pommern, in Braunschweig, in Hessen, in Nassau, in der Pfalz. Versuche der Obrigkeiten, die in Abgang gekommenen Schulen wiederherzustellen, stießen auf die größte Schwierigkeit, weil niemand Geld dafür hergeben wollte. Reformvorschläge, welche 1563 eine Synode zu Heidelberg machte, gelangten erst 30 Jahre später zur Durchführung, als Kurfürst Friedrich IV. sich durch abermalige Visitation von der allgemein herrschenden Unwissenheit des Volkes überzeugt hatte. In der Stadt Amberg fanden die Visitatoren im Jahre 1600 unter 4000 Einwohnern nur 158 Personen, welche die fünf Hauptstücke des christlichen Glaubens und die zehn Gebote hersagen konnten, die meisten andern konnten weder das Vaterunser aufsagen noch lesen und schreiben. Aus Pfalz-Zweibrücken lautete im Jahre 1584 ein Visitationsbericht: In Barbelroth sind fünf Jungen, zwei Mädchen in der Schule; in Frankweiler ist der Schulmeister ein Söffer und ein Flucher; in Leinsweiler und in andern Pfarren schicken die Eltern, trotz Ermahnung, die Kinder nicht zur Schule; an vier benannten Orten wollten „die Pfarrer Schule halten, aber niemand schickt ihnen Kinder; in Roth hält der Pfarrer keine Schule, die Gemeinde hats an ihn begehrt, er wollte aber nicht: es sei große Mühe, sagt er". Besser unterrichtete Leute ließen sich nicht leicht zu dem meist schlecht besoldeten Amt eines Lehrers herbei, und so kam es, daß man sich vielerorts mit Schulhaltern begnügte, die „nichts anders denn Tölpel und unwissende Kloben" waren. Da mit dem zunehmenden Religionswirrwarr auch die häusliche Zucht verfiel, so wurde die Jugend unbändig und wild und veranlaßte die Lehrer zu einer entsprechenden rohen Behandlung, die nicht selten in förmliche Grausamkeit ausartete. „Es ist gewiß," heißt es in einer Schrift aus dem Jahre 1540, „daß die Schulmeister, was die Zucht betrifft, sich guten Teils henkermäßig genug aufführen", und die Menge ähnlicher Zeugnisse läßt dieses Zeichen einer völlig herabgekommenen Schulzucht als eine sehr weitverbreitete, fast allgemeine Tatsache erscheinen. Die Volksbildung ward durch den neuen Glauben weder begründet noch gehoben, sondern in weitem Umfang dem Verfall entgegengeführt.

Einen nicht viel erfreulicheren Anblick gewähren im ganzen die protestantischen Lateinschulen und Gymnasien. In seinem blinden Haß gegen die Kirche nannte Luther die alten Lehranstalten „Eselsställe und Teufelsschulen", „darinnen man nicht allein das Evangelium verlernt, sondern auch Lateinische und Deutsche Sprache verderbt" habe, „daß die elenden Leute schier zu Bestien geworden sind, weder Deutsch noch Lateinisch recht reden oder schreiben können und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben". Alles sollte nun besser werden. In der von ihm und Melanchthon

entworfenen kursächsischen Schulordnung, die bei fast allen protestantischen Anstalten Nachahmung fand, war zwar kein Raum für deutschen Unterricht, aber im Lateinischen und Griechischen wollte sie hoch hinaus. Doch der Erfolg entsprach diesen hohen Plänen nicht. Michael Toxites, der oberste Schulmann von Württemberg, meinte 1566 in einer offiziellen Eingabe, es fehle eben an der richtigen Methode, und einer der größten protestantischen Schulmänner des Jahrhunderts, Michael Neander, erließ über das gesamte Lehrsystem 1582 eine wahrhaft vernichtende Kritik:

„Die Jugend wird fürwahr in Schulen lange vergeblich und unnützlich aufgehalten, um ihre Jahre gebracht und mit vielen unnötigen Präceptis jämmerlich zermartert und geplagt. Denn erstlich müssen die jungen Knaben Präcepta Grammatices fast allenthalben viererlei und viermal lernen, da gleichwohl endlich dreierlei Präcepta alle fallen und nur einerlei bleiben müssen: darüber dann die Zeit vergeblich hingeht, junge Knaben von andern Studien verhindert, und ohne Ursache mit so vielen widerwärtigen und viermal neuen und diversen Präceptis Grammaticä geplagt und darüber traurig und verdrossen werden."

„Mit der Jugend", klagt Sigmund Evenius, „wird die gewöhnliche Carnificina oder Marterschul fürgenommen, daß sie nach kaum erlangtem Lesen und Schreiben in dem unsäglichen, unnützen und vergeblichen Donat und Grammatik zuquälet und zuängstiget wird, daß man sie kaum am Pranger mehr und elender quälen könnte. Darüber wird alles dasjenige, was sowohl zur Gottseligkeit als gemeinem Leben nützlich, dienstlich und nötig könnte beigebracht werden, versäumt und hintangesetzt."

So ernst es von Luther und seinem Freunde Melanchthon, dem Praeceptor Germaniae, gemeint war, die neue Mittelschule auf christliche Grundlage zu stellen, und so ernstlich viele tüchtige Pädagogen daran arbeiteten, die Erfahrungen und das Wissen, das sie noch aus den katholischen Zeiten mit sich brachten, im Dienste der neuen Lehre zu verwerten: die Geister des Ungehorsams und der Unbotmäßigkeit, der Genußsucht und Zügellosigkeit, welche die Neuerung zum lohen Brande geschürt hatten, bemächtigten sich auch der Jugend und ließen sich nicht durch Autoritäten bändigen, die erst von gestern auf heute ins Dasein getreten waren und die selbst die ehrwürdigsten Bande mit der Vergangenheit willkürlich und pietätlos zerrissen hatten. So mochten wohl die Fürstenschulen zu Pforta, Meißen und Grimma, das Pädagogium zu Ilfeld und andere ähnliche Anstalten zu einer guten Organisation und zeitweiligen Blüte gelangen; das Gymnasium in Straßburg mochte unter Sturms trefflicher Leitung selbst über Deutschlands Grenzen hinaus Ansehen und Anziehungskraft ausüben; ja in den ersten Jahrzehnten nach Luthers Auftreten mochte es da und dort scheinen, als ob das neue protestantische Schulwesen dasjenige der Katholiken weit überflügeln sollte. Aber gerade von jenen ausgezeichneten Schulmännern, denen diese Schulen ihre Erfolge dankten, haben wir die durchschlagendsten Zeugnisse dafür, daß sie mit entmutigender Gleichgültigkeit

und Kargheit von seiten der Obrigkeiten, mit Unbändigkeit und Wildheit von seiten der Jugend zu kämpfen hatten, daß die Roheit und die Gleichgültigkeit gegen die Studien beständig wuchs und daß trotz all ihrer Bemühungen die Schulen abnahmen und verfielen. „Die Welt", klagt Neander 1589, „ist nichts anders denn ein großes, weites, wildes Meer aller Bosheit und Schalkheit, vornehmlich jetzunder in diesen bösen letzten Zeiten, da weder Glaube gegen Gott noch Liebe gegen Menschen zu finden ist."

Ähnlich klagt Camerarius schon 1566:

„Bei der Verdorbenheit, dem verkehrten Willen und dem verderbten Urteile unseres Zeitalters wird die gute Erziehung und Bildung der Jugend vernachlässigt; was leicht und angenehm ist, erhält den Vorzug; was Mühe und Anstrengung kostet, wird vermieden. Der Eifer für die schönen Wissenschaften und Künste ist schon lange erkaltet; sie werden entweder verkehrt betrieben oder ganz aufgegeben, und die Neigung hat sich andern Dingen zugewendet, bei welchen Ehre und Vorteil zu erlangen ist."

An dem Gymnasium zu Straßburg, das 1546 624 Zöglinge zählte, von denen jährlich 60—70 zu den Schlußprüfungen kamen, meldeten sich 1566 und in den unmittelbar vorausgehenden Jahren nicht mehr als 9 zum Schlußexamen, und der Rektor Sturm klagte tiefbetrübt über die verödeten Hörsäle, die verfallene Zucht, die herrschende Frechheit und Zügellosigkeit, die Verachtung der Lehrer von seiten der Jugend. Eine Masse fast identischer Zeugnisse von den verschiedensten Schulanstalten des protestantisierenden Deutschlands liefern den Beweis, daß die neue Lehre auf die Gymnasialbildung höchst verhängnisvoll wirkte und daß sie sich sehr erfolgreich im Zerstören, sehr schwach im Aufbauen bewährte. Schon die Roheit, mit welcher die alte Kirche bekämpft wurde, mußte einen demoralisierenden Einfluß ausüben; noch tiefer drang der Zwiespalt, der bald die Protestanten unter sich zerfleischte, Schule wider Schule, Lehrer wider Lehrer hetzte und alles öffentliche Leben zu endlosem Gezänk gestaltete. Eine wahre sittliche Bildung konnte auf solchem Boden nicht gedeihen. Überall nahm schon unter der Gymnasialjugend Trägheit, Ungezogenheit, Völlerei, Ausschweifung, Ungehorsam und Zügellosigkeit überhand.

Obwohl auch die Katholiken von dem allgemeinen Verfall der Schulbildung stark in Mitleidenschaft gezogen wurden, gelang es ihnen doch gerade auf dem Gebiete der Mittelschulen, von der Mitte des Jahrhunderts an dem Weiterdringen des Unheils wirksam zu steuern. Die rasche Ausbreitung und die praktische Schulorganisation des Jesuitenordens trug hierzu nicht wenig bei. Noch kein Historiker hat über diesen Teil deutscher Bildungsgeschichte so viel und so verläßliches Detail zusammengestellt, als es in Janssens siebtem Band geschehen ist. Aus dem einen Kapitel, das dem „Schuldrama bei Protestanten und Katholiken" gewidmet ist, kann sich jedermann überzeugen, daß die bösen Jesuiten wenigstens auf der Bühne der studierenden

Jugend nicht so traurige, ja haarsträubende Produkte zu bieten wagten, wie sie an protestantischen Anstalten unbedenklich aufgeführt wurden und wie sie als Keime echt deutscher Dramatik in den Literaturgeschichten dankbar erwähnt zu werden pflegten.

Schon 1588 stellte Nikodemus Frischlin in einer Antrittsrede der Kargheit so mancher protestantischen Städte und Fürsten die Freigebigkeit der Katholiken für die Schulen, die glänzend ausgestatteten Jesuitenkollegien mahnend gegenüber, und es ist kein Zweifel, daß die Blüte der deutschen Jesuitenschulen die Protestanten zu wetteifernden Bestrebungen geweckt hat.

Von den Universitäten Deutschlands wurde die älteste, Prag, 1517 öffentlich als ein „verrostetes Kleinod" bezeichnet; um die Mitte des Jahrhunderts hatte sie 8—10 Professoren und 25—30 Studenten, für die ein Hörsaal genügte. Eine geplante Reform nach Erteilung des Majestätsbriefes 1609 kam nicht zur Durchführung. An der Universität Wien, die unter Maximilian I. den ersten Hochschulen Europas beigezählt wurde und an der noch 1520 sich 569 neue Studenten einschreiben ließen, führten bürgerliche Unruhen, besonders aber die kirchlichen Wirren einen so raschen Niedergang herbei, daß sie einer völligen Auflösung nahe kam. In den Jahren 1527 und 1528 sank die Zahl der Neuaufgenommenen auf 20 bis 30, im Jahre 1532 auf 12 herab; seit 1529 bestand die theologische Fakultät nur aus zwei Doktoren, die kaum ihres Lebens sicher waren, 1549 ging sie für einige Zeit ganz ein; von 1576 bis 1589 kam an der Fakultät keine einzige Doktorpromotion mehr vor; im Jahre 1583 zählte die ganze Universität kaum mehr 30 Studenten. Zu rascher und erfreulicher Blüte gelangte dagegen die 1556 von König Ferdinand den Jesuiten übergebene Klementinische Akademie zu Prag, die gegen Ende des Jahrhunderts bis zu 700 Schüler zählte, und die von Erzherzog Karl 1586 gegründete, ebenfalls den Jesuiten übergebene Universität von Graz, die es 1594 auf 600, 1618 auf etwa 1100 Studenten brachte. Während die Universität von Wien 1588 kaum mehr als 80 Schüler aufweisen konnte, hatte das Jesuitenkolleg daselbst ihrer über 800, und selbst Zirngiebl gibt zu, daß der Verwahrlosung gegenüber, welcher Zucht und Sitte an der Hochschule preisgegeben waren, die Anstalten der Jesuiten eine außerordentliche Wohltat gewesen seien. Wie in Graz, so erhielten die Jesuiten auch an den Universitäten von Dillingen und Würzburg einen ungehinderten Kreis für ihre Tätigkeit; die erstere zählte zu Ende des Jahrhunderts etwa 600, die andere 900 Schüler; an beiden blühten nicht nur die Studien, sondern trotz aller Wirren der Zeit auch Zucht und Sitte. Dasselbe war in Köln und Trier der Fall (in ersterer Stadt zählte das Jesuitenkolleg 1577 über 1000 Schüler); dagegen litt Ingolstadt, das der Tätigkeit der Patres lebhaften Widerstand entgegensetzte, an sehr unerfreulichen Zuständen. An der

Universität Freiburg im Breisgau nahmen mit dem Verfall der Bursen Zügellosigkeit und Mißstände aller Art überhand, während die Zahl der Studenten, die 1596 noch 250 betrug, 1617 auf 78 herabsank. Am traurigsten war aber das Los der Universität Erfurt, die in Luthers Jugendzeit noch des höchsten Ansehens genossen hatte, bald nach seiner Schilderhebung völliger Unbedeutendheit anheimfiel, ein wertloser Zankapfel der zwei Konfessionen.

Nur zwei Universitäten, Wittenberg und Erfurt, wandten sich freiwillig der neuen Lehre zu; Leipzig und Tübingen mußten durch ihre Landesherren zum Abfall gezwungen werden. Es spiegelt sich hierin die wesentlich veränderte Stellung der Universitäten, welche, bis dahin freie, kirchliche und deshalb kosmopolitische Anstalten, sich nunmehr in gemaßregelte, territoriale Staatsanstalten verwandelten. Von selbständiger Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, von korporativer Freiheit war da kaum die Rede mehr; von jener Geistesfreiheit, welche heute so oft aus den Tagen der Kirchentrennung abgeleitet wird, noch weniger. Änderte der Landesherr die Religion, so hatten ihm auch die Professoren der Universitäten ihr Gewissen zu beugen, und wer nicht über Nacht den Lutheranismus mit dem Calvinismus vertauschen wollte, verlor Amt und Brot. Diese Tyrannei war um so drückender, als selbst jene Fürsten, welche sich als große Mäcenaten rühmen ließen, tatsächlich in der Ausstattung ihrer Staatsanstalten Kargheit und Geiz an den Tag legten. Für sämtliche Professoren der 1558 neugegründeten Universität Jena wurden jährlich nur 1780 Gulden Gehalt ausgesetzt; in Heidelberg erhielten die 15 Professoren zusammen (um 1571) jährlich 3150 Gulden, von welchen die sechs Professoren der artistischen Fakultät zusammen nur 780 Gulden zu teilen hatten. Die höchste Professorenbesoldung in Tübingen belief sich auf 200 Gulden, die meisten Professoren mußten sich mit 40 bis zu 160 Gulden begnügen — und das war doppelt so viel, als z. B. die Professoren zu Basel bezogen. Jakob Micyllus, einer der berühmtesten Philologen und Professor des Griechischen in Heidelberg, bekam (1533) ein Gehalt von 60 Gulden, und das war dem Kurfürsten noch zu viel, während er für ein Pferd gern 30000 Gulden und darüber zahlte. So gut wie ein italienischer Fechtmeister, welchen Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt im Jahre 1602 mit einem Gehalt von 500 Talern an die Universität Gießen berief, oder wie der kursächsische Hofnarr Hensel, der außer „Obdach bei Hofe, Mahl, Morgen- und Vesperbrot, Schlaftrunk, Licht und Hofkleidung" einen Gehalt von 150 Goldgulden bezog, stand sich kaum ein einziger deutscher Professor. Die Professoren wurden dadurch veranlaßt, sich nach Nebenverdienst umzusehen, und so begegnet man mehr als einmal dem Vorwurf, daß sie sich durch Abhaltung von Schmäusen bereicherten oder sogar eine offene Wirtsstube hielten und Bier und Wein schenkten.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß in den ersten Jahren nach Luthers Auftreten die Frequenz fast sämtlicher norddeutschen Universitäten sank, von 1521 bis 1530: Rostock von 123 Immatrikulierten auf 33, Frankfurt an der Oder von 73 auf 32, Leipzig von 340 auf 100, Wittenberg selbst von 245 auf 174. Gegen die Mitte des Jahrhunderts trat allerdings wieder in Bezug auf Schülerzahl ein Aufschwung ein: Wittenberg zählte zeitweilig 2000 Studenten, Leipzig 3000; gegen Ende des Jahrhunderts hob sich auch der Besuch von Heidelberg und Jena. Dagegen erholte sich Rostock, einst der Sammelpunkt für die studierende Jugend Skandinaviens, nicht mehr von dem einmal eingetretenen Verfall. In Greifswald fielen von 1526 zwölf Jahre lang fast sämtliche Vorlesungen aus; bei der Wiedereröffnung 1539 meldeten sich 88 Studenten; die artistische Fakultät zählte drei Professoren, die übrigen drei Fakultäten je einen; im Jahre 1566 waren noch ein Theologie- und ein Rechtsdozent da, aber die medizinische Fakultät hatte keinen Professor.

Auch an den noch gut oder leidlich besuchten Universitäten ist die Klage eine weitverbreitete, ständig wiederkehrende, daß die Professoren ihre Pflichten nicht erfüllten, entweder gar nicht oder nur selten läsen, jedenfalls die vorgeschriebenen Lehrstunden nicht innehielten. In Helmstedt, Marburg, Gießen sahen sich die Behörden genötigt, die Professoren in dieser Hinsicht durch Pedelle oder Studenten überwachen zu lassen; in Basel mußte der Pedell jeden zweiten Sonntag bei allen Professoren herumgehen und sie nach der Zahl der versäumten Lektionen befragen. Ein Schweizer Theologe, Rudolf Walter, der Deutschland bereist und mehrere Universitäten besucht hatte, um Verbindungen mit deutschen Theologen anzuknüpfen, bezeichnet 1568 als Ergebnis seiner Beobachtungen: „Die deutschen Hochschulen befinden sich jetzt in einem solchen Zustande, daß außer dem Dünkel und der Nachlässigkeit der Professoren und der frechen Sittenlosigkeit, die da herrscht, nichts Beachtenswertes an ihnen ist. Doch wird Heidelberg vor andern gepriesen: die von allen Seiten drohenden Kämpfe lassen nicht zu, daß diese Universität einschlafe." Auch in Heidelberg entsprach indes der Besuch der Vorlesungen der Zahl der Studierenden (etwa 800) nicht. Von drei Professoren der Medizin war einer abwesend, die andern zwei hatten zusammen 8—9 Hörer, der Professor der Physik zählte deren etwa 25. Von den vier juristischen Professoren brachte es keiner über 30 Schüler, der eine nur auf 8. Der Theologe Zanchius glänzte durch Abwesenheit, Tremellius erklärte das Buch Job vor etwa 35, Boquin den Epheserbrief vor etwa 45 Zuhörern. Die meisten Studenten widmeten sich nicht dem Dienste der Musen, sondern jenem des Bacchus und der Venus, Balgereien, Raufereien, Abenteuern aller Art, dem Müßiggang in allen Formen. Wie es in dieser Hinsicht zu Wittenberg, dem Hauptherde der neuen Lehre, stand, darüber liegen Luthers

und Melanchthons eigene Zeugnisse vor. Luther erklärt es für allzu wahr, daß „die Jugend jetzt so wüst und wild" sei und „sich nicht mehr wolle ziehen lassen": „Gehen hin im dummen Sinne, sind wüste und unerzogen; wachsen in ihrem Sode und Mutwillen auf." Insbesondere sei die Trunkenheit allenthalben „nun gar mit Wolkenbruch und Sündflut eingerissen", habe „alles überschwemmt". „Wir haben", schrieb er im Januar 1544, „einen großen Haufen junges Volk aus allen Landen, so ist das Meydevolk kühn worden, laufe den Gesellen nach in ihre Stüblin, Kammer . . . und ich höre, daß viele Eltern ihre Kinder heimgefordert und noch fordern und sagen: wenn sie ihre Kinder zu uns schicken ins Studium, so hängen wir ihnen Weiber an den Hals." Noch deutlicher spricht seine „ernste Vermahn- und Warnschrift an die Studenten zu Wittenberg", welche er am 13. Mai 1543 an der Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ und in welcher er durch Furcht vor ansteckenden Krankheiten die Studenten vor schlechten Weibern und Häusern abzuschrecken sucht. „Wir leben in Sodoma und Babylon", sagt er in einem Briefe an den Fürsten Georg von Anhalt, „alles wird täglich schlimmer." Im Jahre vor seinem Tode verließ er einmal Wittenberg und beauftragte seine Käthe, dort alles zu verkaufen: „Vielleicht wird Wittenberg, wie es sich anläßt, mit seinem Regiment nicht St Veitstanz noch St Johannis Tanz, sondern den Bettlertanz und Beelzebubs Tanz kriegen. Nur weg aus diesem Sodoma." Daß die Theologen bei dieser grenzenlosen Liederlichkeit nicht hinter den andern Fakultäten zurückbleiben wollten, bezeugt Luthers vertrauter Freund Mathesius: „Junge Gesellen, künftige Theologen blöken und schreien wie die andern Waldesel, und da sich sonst der Berghauer und Handwerksgesell durch bürgerliche Ordnung ziehen und zähmen läßt, so haben Büttel und Wächter an jenen zu ziehen und zu disziplinieren, und die sollen danach Diener Jesu Christi geben und treulich predigen und Kinder zur Gottesfurcht und Tugend erziehen: das will mir nicht in meinen Kopf." Doktor Major aber klagte in einer Predigt: „Wittenberg ist so weit beschrieen, und es meinen andere Leute, daß eitel Engelhier seien; wenn sie aber herkommen, finden sie lebendige Teufel."

„Zwei Übel", sagt ein Universitätserlaß von Leipzig 1572, „schaden nach auswärts unserem Rufe und verderben von Grund aus unsere Disziplin: wobei wir bekennen müssen, daß alle Mittel, welche wir bisher dagegen ersonnen haben, ohne Wirkung geblieben sind. Das erste Übel ist die ungeheure Schuldenlast der Studierenden, welche alles verschwenden und ausschweifen; das zweite, aus welchem jenes großenteils entspringt, besteht darin, daß die meisten jungen Leute ohne Aufseher, welche ihre Studien und Sitten leiten und ihre Gelder verwalten könnten, umherirren."

Genau dieselbe Physiognomie trägt das Studentenleben allenthalben — in Jena, Frankfurt a. d. Oder, Königsberg, Rostock, Helmstedt, Marburg, Gießen, Heidelberg, Altorf. In Tübingen nennt es Jakob Andreä, der

Kanzler der Universität, gerade und derb heraus (1568 und 1579) ein „wüst, epikurisch viehisch Leben mit Fressen und Saufen", und dieses Tübingen war der „Augapfel reiner Lehre". Nicht wenig trug zu der stets wachsenden Verkommenheit der Pennalismus bei, durch den die neuen Ankömmlinge an der Universität zugleich um Geld, Scham- und Ehrgefühl und jeden Rest etwaiger häuslicher Erziehung gebracht wurden, um fürder, statt zu studieren, das Ideal der Jenenser Studenten zu verwirklichen:

„Sauf also dich voll und lege dich nieder!
Steh auf und sauf und besaufe dich wieder."

2. Wissenschaft und Bildung. Aus dem Lager des Humanismus hatte die neue Lehre ihre zahlreichsten Zuzügler erhalten. Man hätte billig erwarten sollen, es müsse nun das neue humanistische Zeitalter hereinbrechen, von dem Erasmus wie Melanchthon geträumt. Beide sahen sich jedoch bitter getäuscht. „Wo immer das Luthertum herrscht", sagt Erasmus, „da sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen. Zwei Dinge suchen sie: eine Stelle und ein Weib; dazu gibt ihnen das Evangelium die Freiheit, nach ihrer Lust zu leben." Sehr plastisch schildert er in seinen Briefen das protestantisch gewordene Deutschland, das sich mit Abenteurern, ausgesprungenen Mönchen, hungrigen verheirateten Geistlichen füllte; hier geschehe nichts, als daß man tanze, esse, trinke, buhle, es werde weder gelehrt noch gelernt; wo diese Menschen hinkämen, verfielen mit der Frömmigkeit auch alle ernsten Studien. Melanchthon gab sich in Wittenberg alle nur erdenkliche Mühe, Interesse für griechische Literatur zu wecken. Weder für Demosthenes noch für Homer und Sophokles brachte er ein nur einigermaßen leidliches Auditorium zusammen, obwohl er ohne Honorar las. „Die Studien", klagte er 1549, „liegen samt den Schulen in diesen verworrenen Zeiten am Boden, und Satan droht den Kirchen und Schulen die Zerstörung." Euricius Cordus, Spalatin, Gerbel, Bruschius, Johann Sturm, Camerarius, alle bedeutenderen Schulmänner und Humanisten stimmen in die elegische Klage des Michyllus ein:

„Hellas und Latium stehn bei allen in gleicher Verachtung,
Und die barbarische Flut strömet schon wieder herein."

Selbst Luther konnte sich (1538) der Besorgnis nicht entschlagen: „Ehe etliche wenige Jahre vergehen, wird man erfahren, daß es mangeln wird an gelehrten Leuten, daß man sie würde aus Brettern schneiden und aus der Erde graben, wenn man sie nur haben könnte."

Wirklich starb das Geschlecht der älteren Humanisten, das an der Wende des Jahrhunderts so tief in das deutsche Geistesleben eingegriffen hatte, aus, ohne irgendwie ihre Träume verwirklicht zu sehen. Schon durch sie hatte der Humanismus seine erziehliche Bedeutung großenteils verloren. Das

immer lautere Religionsgezänke übertönte vollends alle andern Stimmen. Ihre Nachzügler teilten sich in zwei Gruppen: die eine bestehend aus fleißigen Schulmännern und Philologen, die sich, im Leben meist schlecht gestellt, doch von den Unbilden der Zeit nicht abhalten ließen, das Studium der alten Literatur weiter zu pflegen; die andere bestehend aus literarischen Abenteurern, die sich mit lateinischen Versen Brot, Ruhm, allenfalls den poetischen Lorbeer zu ersingen versuchten. Lange Reihen von beiden findet man bei Gödeke registriert. Janssen hebt unter den ersteren Joachim Camerarius, Michael Neander, Georg Fabricius und Hieronymus Wolf hervor; unter den letzteren als sprechende Typen den Tiroler Michael Schütz (Toxites genannt), den Deutschböhmen Kaspar Bruschius und den Schwaben Nikodemus Frischlin. Die ersteren vermochten der zunehmenden Verrohung des Geschmacks wie der Sitten keinen Einhalt zu gebieten, die letzteren verpufften ihre Anlagen um Geld und Genüsse im Dienste der Zeit, die sich bereits allen höheren Idealen entfremdet hatte. „Wir sind", schrieb Joseph Scaliger 1603 aus Leiden, „auf dem Höhepunkt der Barbarei angelangt; sie kann nicht weiter gehen; sie hat das Vollmaß erreicht. Nur noch wenige sind übrig, welche eine bessere Natur gebildet hat, von denen die einen noch einigen Sinn für höhere Studien, die andern neben diesem noch praktische Übung besitzen."

Nicht unbedeutend ist die Zahl der humanistischen Gelehrten, welche von Johann Reuchlin an, enttäuscht über das Wesen und Treiben der Neuerung, entweder sich der Kirche wieder näherten oder sich völlig mit ihr aussöhnten, und deren Leistungen man deshalb nicht dem Einfluß der neuen Lehre zuschreiben darf. Dahin gehören Willibald Pirkheimer, Crotus Rubianus, Otmar Nachtigall (Luscinius), Beatus Rhenanus, die Konvertiten Johann Wilms (Janus Gulielmus) und Martin Eisengrein, Lorenz, Albert und Johann Engerd. An sie reihen sich zahlreiche katholische Humanisten, Philologen und Altertumsforscher, wie auch lateinische Poeten. Unter den letzteren ragen neben den Jesuiten Jakob Bidermann, Matthäus Rader, Jakob Gretser, Georg Mayr, Jakob Pontanus, auch der ermländische Weihbischof Johannes Dantiscus und dessen Freund Nikolaus Kopernikus hervor.

Der bedeutendste Vertreter der Rechtswissenschaft, Ulrich Zasius, der auch im Auslande Beachtung fand, starb im Jahre 1535 zu Freiburg im Breisgau. Sein Bestreben ging hauptsächlich dahin, in den eigentlichen Sinn des von Glossen und Kommentatoren überwucherten Rechtes vorzudringen und den Einfluß des römischen Rechtes auf das zu beschränken, was wirklich „nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend" sei. In diesen Bestrebungen hatte er sehr wenige Nachfolger, so Joachim Mynsinger von Frundeck, der 1550 seine Schriften herausgab, Andreas Gail, Gregor Meltzer (genannt Haloander), Oldendorp und Nikolaus Vigelius. Ein Schwarm von jungen Leuten drängte sich ohne genügende Vorbildung zum

Rechtsstudium hinzu, vergeudete seine Zeit auf den Universitäten, wo die Juristen bei fast allem Unfug die gefürchtetsten Raufer waren, und schlug sich dann mit Hilfe populärer „Formelbücher" durch, deren zum Schaden der Wissenschaft eine Menge erschienen. Die Praxis litt darunter ebenso wie die Wissenschaft, welche übrigens an vielen Universitäten an den Professoren selbst sehr lässige Pfleger fand. Viele Kandidaten des Rechts zogen deshalb lieber nach Frankreich und Italien. In Bourges bildeten die Deutschen eine eigene Korporation, in Pavia studierten von 1546 bis 1571 über 1600 Deutsche. — Das kanonische Recht, das Luther als ein „kindisch, albern, schlechtes Ding" abgeschafft wissen wollte, behauptete sich zwar auf den älteren und bedeutenderen Universitäten, wurde aber selbst an den katholischen nur schwach betrieben.

Weshalb die neue Lehre der Geschichtschreibung nicht günstig war, hat schon Karl Adolf Menzel gezeigt:

„Der Haß, mit welchem das Papsttum betrachtet ward, dehnte sich nach und nach auf alles dasjenige aus, was mit der römischen Kirche verwandt oder aus deren Pflege hervorgegangen war. Die Geschichte erschien als Mitschuldige der antichristlichen Arglist, die, in der langen Reihenfolge geistlicher Machthaber und ihrer Gehilfen verkörpert, ein Jahrtausend hindurch Lug und Trug für Wahrheit und Recht verkauft und im deutlichen Bewußtsein von der Verruchtheit ihres Tuns unablässig daran gearbeitet haben sollte, das gesamte Christenvolk, vornehmlich aber das deutsche, immer tiefer in die Nacht des Irrtums und der Sünde zu verstricken. Eine solche Ansicht war nicht geeignet, geschichtlichen Sinn zu entwickeln und die Geister zur Freiheit des Urteils zu erziehen."

Während von 1500 bis 1530 Vieles und Wichtiges für deutsche Geschichte geleistet wurde, verarmte dieselbe nunmehr fast völlig. Die allgemeine deutsche Geschichte fand keinen einzigen hervorragenden Bearbeiter mehr; was noch etwa geschah, zersplitterte sich auf spezielle Landesgeschichte. Die zwei am meisten gefeierten Geschichtschreiber, der bayrische Hofhistoriograph Johann Turmair (genannt Aventinus), ein Kryptoprotestant, und Johann Philipson (genannt Sleidanus), der Historiograph der Glaubensneuerung, erweisen sich durch Kritiklosigkeit und Willkür in Behandlung ihrer Quellen, durch tendenziöse Erdichtungen, grundlose Lästerungen und Verdächtigungen, Unterdrückung des wirklichen Tatbestandes und Parteifärbung mehr als Geschichtsbaumeister und gelegentliche Geschichtsfälscher denn als ernste, zuverlässige Historiker. Den Sleidan bezeichnete Kaiser Karl V. wiederholt als Lügner, und schon beim Erscheinen seines Werkes sprach man in Regensburg von „tausend Lügen" Sleidans. Von wirklichem historischen Werte sind dagegen die historischen Arbeiten des Wolfgang Lazius und des Gerhard van Roo über österreichische Geschichte, der „Kurze Kommentar", den Surius zur Widerlegung Sleidans verfaßte, die Acta et Scripta Martini Lutheri von Cochläus, mehrere Spezialwerke der Jesuiten Christoph Brower, Matthäus

Rader, Andreas Brunner und Jakob Gretser. Durchaus eigenartig neben den religiösen Hauptparteien, von den Katholiken wie von den Protestanten bekämpft, steht Sebastian Franck da mit seinen drei populären Werken: „Chronica, Zeitbuch und Geschichtsbibel", „Weltbuch oder Cosmographei" und seiner „Deutschen Chronik". Seine „Cosmographei" enthält über den Glauben das denkwürdige Geständnis: „Alle Tage fängt eine neue Secte an, deren jede ihren eigenen Lehrer, Vorgeher, Pfaffen hat, also daß niemand über den deutschen Glauben jetzt schreiben kann, und wohl ein eigen Volumen erheischt, ja nicht genügend wäre, alle ihre Sect und Beiglauben anzuzeigen." Sehr scharf kritisiert er die Gewissenstyrannei, welche die protestantischen Landesherren ausübten. „Wenn einer etwa mehr aus Fürwitz als aus Verstand einem andern Land oder Haufen etwas zuliebe glaubt, so muß er doch das Maul drucken und den Landgott anbeten, den ihm sein vorgesetzter Bischof oder Vorgeher fürtragen. Stirbt ein Fürst und kommt ein anderer Anrichter des Glaubens, bald ist dann dies Gotteswort. Also fällt der gemeine Pöbel ohne allen Grund hin und her, und auch die, die ihm Vorgeher und Bischöfe etwa wollen sein — was Losung ist, des haben sie Münz." „Sunst im Bapstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen, jetzt muß Alles gehoffirt sein, oder es ist aufrührisch, so zart ist die lezt Welt worden. Gott erbarm's."

Wie wenig Mathematik und Astronomie und die Naturwissenschaften überhaupt dem Protestantismus für eine angebliche Befreiung von „römischen Fesseln" verpflichtet sind, zeigt nichts deutlicher als die Entwicklung all dieser Disziplinen im Laufe des 16. Jahrhunderts. Von bahnbrechender, allgemein europäischer Bedeutung waren auf diesen Gebieten eigentlich nur Kopernikus, der treu katholische Domherr von Frauenburg, und Kepler, der, von den Protestanten vernachlässigt, verdächtigt, in den Bann getan, bei Katholiken und sogar Jesuiten die bereitwilligste Unterstützung für seine Studien fand. Schon das Gebaren der Protestanten gegen den gregorianischen Kalender sollte eigentlich jeden Freund der Naturwissenschaften über den angeblichen Freisinn des Protestantismus hinterdenklich machen. Auf dem Gebiet der Physik und Astronomie haben die beiden Jesuitenpatres Scheiner und Clavius mehr Nützliches entdeckt als die ganze Universität von Wittenberg im Laufe des Jahrhunderts, von Luther, der den Kopernikus einen „Narren" nannte, und von Professor Schönborn, der daselbst 1563 über „Nativitäten" las, und darüber hinaus bis auf die „glaubwürdigen Leute", die 1583 den Mond grimmig ausblicken und schier blutrünstig wiederholt rufen hörten: „Weh, Weh! Blut, Blut, Papst und Jesuiter!" Der bedeutendste Mineraloge, Georg Agricola, Stadtarzt zu Chemnitz († 1555), war ein treuer, Kaiser und Reich ergebener Katholik, und wenn der Botaniker Hieronymus Bock (Tragus), ein ehemaliger Prediger, sich bemüßigt fühlte,

sein „Kräuterbuch" mit Ausfällen gegen die alte Kirche und gegen die Klöster zu würzen, mahnte ein anderer, ebenfalls protestantischer Botaniker, Leonhard Fuchs (1541), ernstlich davon ab:

„Einst wurden die Wissenschaften auf jede Weise gefördert; heute, wo sie so weit gefördert sind, schenkt ihnen niemand Interesse, ja die von unsern Vorfahren gestifteten Studienanstalten werden zu andern, fernabliegenden Zwecken verwendet. Alle Welt weiß ja, daß die Klöster hauptsächlich dazu bestimmt waren, eine Stätte der Wissenschaft und schönen Künste, der Frömmigkeit und Enthaltsamkeit zu sein. Heutzutage sind sie nichts anderes als Nester für Ritter, Jäger und anderes schlimmes Volk. Deshalb ist zu fürchten, daß die Gottesgabe der Wissenschaft allmählich dem Menschen entrissen werde und daß die frühere Barbarei zurückkehre."

Andreas Vesalius (aus Wesel), der Begründer der neueren Anatomie, Leibarzt Karls V. und Philipps II., war Katholik und starb 1564 auf der der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Jerusalem. Unter den Ärzten des ganzen Zeitraumes dürfte man kaum einen finden, der an Wissen, praktischer Tüchtigkeit und allgemeiner Bildung den Jesuitenzögling Hippolyt Guarinoni, Stadtphysikus zu Hall (Tirol), überragte; er erhob zuerst seine Stimme für eine rationelle öffentliche Gesundheitspflege. Durchgängig litten die Medizin und die Naturwissenschaften unter dem allgemeinen Druck der religiösen Wirren und der sie begleitenden kriegerischen und politischen Verwicklungen, welche kaum einen Teil Deutschlands in Ruhe ließen. Unsäglich nachteilig wirkte auf die Heilkunde der sich immer steigernde Aberglaube und Teufelsglaube ein, welche in der weitverbreiteten Naturmystik des Paracelsus Nahrung fanden. An den Hochschulen selbst wurde die medizinische Fakultät gemeiniglich am meisten vernachlässigt; ein klinischer Unterricht wurde nur selten und für einzelne erteilt. Die meisten Ärzte überließen die Ausübung der Chirurgie ganz den Badern und Barbieren, deren Kunst meist eine sehr fragwürdige war und die nicht selten die Leidenden mit unverantwortlicher Gewissenlosigkeit betrogen und mißhandelten. In Zeiten allgemeiner und ansteckender Krankheit war die Not eine schreckliche. Anstatt zu wirksamen Maßregeln wurde auch da vielfach zu dem absurdesten Aberglauben gegriffen. Unter den Protestanten und namentlich unter den Predigern zeigte sich bei diesen Gelegenheiten eine ungewöhnliche Todesfurcht, gegen welche Luther vergeblich eiferte, während Calvin sich ohne Bedenken dem Dienste der Pestkranken entzog; der katholische Welt- und Ordensklerus aber bewährte in solchen Heimsuchungen wahre, hingebende Hirtentreue; bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges fanden 121 Jesuitenpatres ihren Tod im freiwilligen Dienste der Pestkranken.

Die Lebenswurzeln der Philosophie hatte Luther dadurch untergraben, daß er die menschliche Vernunft für eine Metze erklärte, den Aristoteles aber für einen Komödianten, verdammten Heiden, unnützen Wortkünstler, und den

hl. Thomas von Aquin für einen Wäscher und Schwätzer. Zu seinem eigenen Vorteil blieb sich der Protestantismus nicht konsequent. Schon Melanchthon studierte wieder den Aristoteles und suchte nach ihm Handbücher der Dialektik, Physik, Psychologie und Ethik zu kompilieren, die sich mit der neuen Rechtfertigungslehre einigermaßen aussöhnen ließen. Dabei kam aber nur eine unbefriedigende Flickarbeit heraus, ohne feste Einheit und Folgerichtigkeit. Die Philosophie gelangte damit nicht zu ihrer früheren Ehre und zu dem ihr gebührenden Einfluß, was tiefer blickende Männer sehr bedauerten. Petrus Ramus, der die Reste der Aristotelischen Dialektik durch ein eigenes, mehr rhetorisches Machwerk zu ersetzen suchte, fand bei den Calvinisten großen Anklang, von den Lutheranern aber wurde er scharf bekämpft; schließlich erlangte sein Handbuch ziemliche Verbreitung, führte aber weder zu einer Vertiefung noch zu einer fruchtreichen Entwicklung der Philosophie.

Mit der Philosophie verlor auch die spekulative Theologie jeden inneren Halt; eine positive bildete sich nur langsam und stückweise im Kampfe mit der alten Kirche und im Kampfe der Sekten unter sich heran. Die hauptsächlichsten Stadien der vielen Metamorphosen bieten die verschiedenen Bekenntnisschriften und deren Geschichte von der Augsburgischen Konfession (1530) bis zum Konkordienbuch (1580). Die abweichenden Bekenntnisse boten zeitweilig alle Kraft auf, sich gegenseitig zu vernichten; da sich das als erfolglos und oft gefährlich zeigte, näherten sie sich aus äußeren politischen Gründen wieder und suchten sich durch Akkommodationssysteme zu vereinigen, um wirksamer den Katholizismus bekämpfen zu können; allein der Individualismus war zu stark, und so folgten auf jede Bekenntnisschrift wieder neue, auseinanderlaufende Systeme. Der Meister im Akkommodieren und Systematisieren war Melanchthon; doch ungestümere Naturen von Luthers Art zerrissen seine künstlichen Gewebe wieder. Eine ruhige Entwicklung, eine harmonische Systematik, ein planmäßiges, wissenschaftliches Fortschreiten war da nicht möglich. Männer von dem hervorragendsten Talent und ausgebreitetster Erudition rieben sich gegenseitig in diesen Kämpfen auf, über deren Resultat schließlich nicht wissenschaftliche Gründe, sondern politische Macht, das Schwert und die Faust, entschied. Das Ansehen der Theologen wie der Theologie mußte dabei leiden. Daß an Stelle desselben Verachtung trat, bezeugen viele hervorragende protestantische Zeitgenossen. Einer der bedeutendsten Theologen von Marburg, Andreas Hyperius, klagt im Jahre 1581:

„Nicht das geringste öffentliche Übel unseres mehr als eisernen Zeitalters besteht darin, daß nur die wenigsten Jünglinge mit Ernst das Studium der Theologie ergreifen, vielmehr die meisten, wenn sie darin einige Fortschritte gemacht und gute Hoffnung von sich erregt haben, dasselbe ganz verlassen und sich andern Fächern zuwenden. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen in den unaufhörlichen Religions-

streitigkeiten, deren Urheber jetzt in solcher Menge gefunden werden, wie niemals früher in irgend einem Jahrhundert, und in der äußersten Verachtung des geistlichen Standes. In manchen Gegenden haben viele Kirchen keinen Prediger, und das Volk lebt ohne allen christlichen Unterricht wie das Vieh dahin."

Von „freier Forschung" war dabei nirgends die Rede; überall mußten die Professoren das eben herrschende Corpus doctrinae beschwören, und die engherzige Betonung der gerade herrschenden theologischen Anschauungen wirkte hemmend auch auf die übrigen Fakultäten zurück.

Bei den Katholiken hatten Philosophie wie Theologie den unschätzbaren Vorteil, sich von sicherer, gegebener Basis aus organisch entwickeln zu können, während der große Verteidigungskampf um den alten Besitzstand eine Fülle von Anregung, eine heilsame Erneuerung und die systematische Weiterbildung der besonders angegriffenen Lehren und Traktate herbeiführte.

Eine eingehendere Behandlung dieses Gegenstandes war deshalb geboten, weil die Katholiken den Polemikern, Apologeten, Theologen und Philosophen des 16. Jahrhunderts im allgemeinen lange nicht jene Aufmerksamkeit und jene dankbare Anerkennung geschenkt haben, wie sie die Protestanten ihren Vorkämpfern widmeten. Mit vollem Recht durften und mußten die Namen dieser wackern Streiter einer Geschichte des deutschen Volkes einverleibt werden und ebenso ihre Nachfolger aus den späteren Jahrzehnten, mag es auch protestantischen Lesern unangenehm sein, die längst Verschollenen wieder ans Tageslicht steigen zu sehen, nachdem die protestantische Forschung sie bereits ewiger Vergessenheit überantwortet zu haben glaubte. Den konfessionellen Frieden können sie unmöglich stören; denn der Protestantismus, der sie bekämpfte, besteht ja in seiner damaligen Form nicht mehr. In der Geschichte aber bilden sie einen wichtigen Faktor, ohne den das 16. Jahrhundert nicht zu verstehen ist. Ohne diese tüchtigen Apologeten und Theologen wäre der Protestantismus wohl bis an die Alpen und vielleicht darüber hinaus zur Alleinherrschaft gelangt, ohne sie hätte der Protestantismus — das darf kühn behauptet werden — selbst nicht so viel christlichen Gehalt bewahrt, als es der Fall war. Es waren brave, überzeugungstreue deutsche Männer, viele von glänzendstem Talent und ausgebreitetstem Wissen, welche dem deutschen Volke gar nicht zur Unehre gereichen, wenn auch ihrer mancher ein O. P. oder ein S. J. hinter seinem Namen trägt. Sie repräsentieren das einzige theologische und philosophische System, das alle Stürme einer Zeit unbesiegt überlebt hat und, weder in Schablonen oder territorialer Kirchenpolizei erstarrt, noch durch innere Gegensätze zerwühlt, heute noch das Banner wahrer wissenschaftlicher Freiheit ebenso hoch hält als dasjenige göttlicher und kirchlicher Autorität.

Was Luther an die Stelle der Kirche setzen wollte, war die Bibel, und was er an die Stelle des Opfers und des kirchlichen Kultus setzen wollte,

das war die Predigt. Eine Ausschau über die Bibel Luthers und über die sog. evangelische Predigt durfte in einem so umfassenden Kulturbilde nicht fehlen. In Bezug auf beide Gegenstände ist so viel Material, daß es zu einem eigenen Werke hinreichen könnte, auf je ein kurzes Kapitel zusammengedrängt, das sich aber kaum analysieren läßt, ohne die Feinheit der Zeichnung zu verwischen, die gerade in ihrer Genauigkeit Licht und Schatten richtig verteilt. Was an Luthers Bibelübersetzung wirklich verdienstlich ist, wird ganz und voll anerkannt; doch die Anschauungen, daß er die Bibel unter der Bank hervorgezogen, daß seine Übersetzung ein Meisterwerk, daß er das Wort Gottes dem deutschen Volke unverfälscht überliefert, daß er ihm durch seine Bibelübersetzung einen Ersatz für Vulgata zugleich und kirchliche Überlieferung geboten habe, das sind Legenden und Mythen, welche ein ernste, gründliche Kritik nicht ertragen. Jeder unbefangene Leser muß aus den beigebrachten Dokumenten die Überzeugung schöpfen, daß die katholische Kirche und ihr Lehramt das Wort Gottes mit weit größerer Ehrfurcht behandelt, mit weit größerer Treue und Umsicht bewahrt, mit weit mehr Liebe und Weisheit im deutschen Volke verbreitet hat als Luther und die Seinen. Auch des Predigtamtes ist durchschnittlich auf katholischer Seite mit mehr apostolischem Eifer, pastoraler Klugheit, ja auch mit mehr literarischem Geschmack gewaltet worden als auf protestantischer, wenn es auch auf beiden Seiten nicht an Auswüchsen gefehlt hat. Kulturhistorisch sind beide Abschnitte in ihren Einzelheiten überaus interessant, und so ist es auch mit dem Abschnitt über „Bücherzensur — Buchdruckerei und Buchhandel — Zeitungswesen", der den Band beschließt. Aus dem letzteren ergibt sich, daß die protestantische Bücherzensur wenigstens ebenso streng und in mancher Hinsicht weit drückender war als die katholische; daß die höchste Blüte des Buchhandels und Buchdrucks in die erste Hälfte des Jahrhunderts fällt, während gegen Ende des Jahrhunderts die literarische Produktion zwar quantitativ wieder zunimmt, aber qualitativ sinkt; daß das aufkommende Zeitungswesen im ganzen wenig vorteilhaft auf die allgemeine Volksbildung einwirkte, während ein Teil dieser gedruckten Korrespondenzen dem Handelsleben nützliche Dienste leistete. Damit tritt das allgemeine Kulturbild wieder in das Gebiet der mehr materiellen Interessen hinüber, welche, nach einem bereits gedruckten Inhaltsverzeichnis, im nächsten Band ihre eingehende Besprechung finden sollen.

Ganz haarscharf läßt sich aber das geistige und das materielle Leben eines Volkes nie sondern, und so wird man schon in dem vorliegenden Bande eine Menge merkwürdiger Einzelheiten finden, welche gleichzeitig beide Gebiete berühren, namentlich in den Abschnitten über die Naturwissenschaften und über Heilkunde, und dann wieder in den letzten, welche die Preßverhältnisse schildern. Daß eine eingehende Geschichte (auch eine Kulturgeschichte) dieses Zeitraumes für den Protestantismus nicht in allem günstig ausfallen

könnte, hat schon Philipp Melanchthon gefühlt, als er mit Rücksicht auf Sleidan schrieb: *Ἀπὸ ἔργων οὐ καλῶν οὐκ ἔστι ἔπη καλά*, d. h.: „Über unschöne Dinge läßt sich nichts Schönes sagen!“ und dabei den Wunsch nicht verhehlte, „vieles möchte in ewigem Stillschweigen begraben geblieben sein“. Auf diesen Wunsch konnte der Geschichtschreiber des deutschen Volkes ebensowenig eingehen als auf den Wunsch derjenigen, welche in einer deutschen Geschichte von vornherein Luther verherrlicht, die katholische Kirche aber und was zu ihr gehört, herabgesetzt wissen wollen.

Friedrich von Schiller.

Zum hundertsten Gedächtnistage seines Todes [1].

Am 9. Mai erfüllen sich hundert Jahre, seit Friedrich von Schiller zu Weimar gestorben ist. Noch steht daselbst an der Esplanade, jetzt Schillerstraße, das schlichte Bürgerhaus, das er im Jahre 1802 dem Engländer Mellish abkaufte und worin er die letzten drei Jahre seines Lebens gewohnt hat, wohl das anspruchsloseste unter den Dichterhäusern der berühmten Musenresidenz, aber heute gleich den andern ein Wallfahrtsort, in welchem alljährlich Scharen von Reisenden aus allen Teilen der Welt zusammenströmen. In den als Heiligtum unverändert bewahrten Räumen fanden sich noch vor zwanzig Jahren eine Menge von Schillerreliquien beisammen. In seinem einfachen Studierzimmer stand noch der Arbeitstisch, der ihm einst zwei Karolin gekostet, das schmucklose Bett, in welchem er gestorben ist, da war seine Kaffeetasse, seine Schnupftabakdose, Haare von ihm selbst, von dem Herzog Karl August und von Goethe, ein Brief von ihm an seine Schwester Christophine, ein von seiner Hand geschriebener Theaterzettel, eine Gitarre seiner Lotte, ein Klavier, auf dem er bisweilen spielte, dann ein Huldigungsalbum und Kränze von der Schillerfeier im Jahre 1859.

In diesen Räumen hat er im Herbst 1802 den kaiserlichen Adelsbrief erhalten, da hat er sich selbst in seinen letzten Werken, der „Braut von Messina“, dem „Tell“, der „Huldigung der Künste“, einen unvergänglichen Adelsbrief ausgestellt. Da hat ihn Goethe am 29. April 1805 zum letztenmal gesehen, da hat er vom 1. Mai an meist in Fieberphantasien krank gelegen, da hat er von seiner treuen Gattin rührenden Abschied genommen und ist dann am Abend des 9. Mai friedlich eingeschlummert. Von hier aus wurde sein Sarg in der Nacht vom 11. auf den 12., nur von etwa zwanzig Bekannten und Freunden begleitet, in das Kassengewölbe des Jakobikirchhofs gebracht. Dort verblieben seine sterblichen Überreste, bis sie am 16. September 1826 neben denjenigen des Herzogs Karl August in der

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXVIII (1905) 361—381.

Fürstengruft beigesetzt wurden, wo sechs Jahre später auch Goethe seine letzte Ruhestätte fand.

Inzwischen war der Ruhm seines Namens schon ausgegangen in alle Welt. Voltaire, welchem Goethe noch in Schillers Sterbejahr eine unverdiente Huldigung, einen verspäteten Tribut des 18. Jahrhunderts dargebracht hatte, verlor seine Suprematie über die europäische Literatur. Die deutsche Literatur trat nicht nur ebenbürtig an die Seite der französischen, welche noch das ganze 18. Jahrhundert beherrscht hatte, sondern machte in der Romantik Dante, Shakespeare und Calderon zu ihren Bundesgenossen und stellte in ihren Klassikern Goethe und Schiller an die Seite der größten Dichter aller Zeiten. Französische und englische, italienische und spanische, skandinavische und slavische Dichter übersetzten Schillers Dramen. Corneille und Racine treten gegen ihn zurück. Zwischen den großen Tragikern der Griechen und Shakespeare nimmt er eine bedeutsame Mittelstellung ein, bald jenen, bald diesem sich nähernd, aber dabei durchaus eigenartig, durch und durch deutsch. Weder Byron noch Alfieri und Manzoni erreichen die Größe und Kraft wie die harmonische Vollendung und klassische Schönheit seiner Tragödien. Deutschland ist stolz auf ihn. Wie kein zweiter, selbst Goethe nicht ausgenommen, rafft er Volk und Jugend zur mächtigsten Begeisterung dahin. Von frühen Jahren an sind seine Balladen die Freude aller, ein Stück Epik, das anregend, bildend, zündend im Volke weiterwirkt wie einst Homers Gesänge bei den Griechen. Der Jüngling berauscht sich an seiner hochfliegenden, volltönenden, warmen Gedankenlyrik für Freiheit und Wahrheit, für Schönheit und Kunst, für eine Idealwelt, die weit über das Sichtbare und Greifbare hinaus liegt, wenn sie auch in diesem sich spiegelt. Das Lied von der Glocke schallt durch ganz Deutschland wider wie eine Melodie, die, aus dem tiefsten Grunde der Volksseele hervorgegangen, in Millionen Herzen ihren Widerhall findet. Wallenstein und Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und der Tell werden zu Gestalten, die lebendiger, mächtiger, unauslöschlicher weiterleben als ihre historischen Vorbilder, als alles, was Forschung oder Kritik über sie zu Tage gefördert. Und wie die Gestalten dieser Dramen, so ist auch ihre Spruchweisheit Gemeingut geworden; die Ideen, die sich in ihnen verkörpern, die ideale Begeisterung, welche sie durchflammt, leben als fruchtbares Ferment im deutschen Volke weiter.

Die Liebe zu diesen edeln, großartigen Dichtungen hat sich naturgemäß auch auf den hochsinnigen Dichter übertragen. In zahllosen Auflagen wurden seine Werke immer neu gedruckt, in wohlfeilen Ausgaben jedem zugänglich gemacht, in den schönsten Prachtausgaben verherrlicht. Textforscher gingen den verlorensten Blättchen seiner Handschriften nach, biographische Forscher den kleinsten Einzelheiten seines Lebens. Die Kinderfibeln brachten schon das Liedchen des kleinen Walter im „Tell“; in den Lesebüchern standen seine Balladen

und schönsten Gesänge, Stücke aus seinen Prosaschriften und Dramen; in allen Anthologien und Chrestomathien nahm er neben Goethe die erste Stelle ein. Des Kommentierens war kein Ende, und die Schillerliteratur wuchs zu einer mächtigen Bibliothek empor. Komponisten bemächtigten sich seiner schönsten Lieder und Gesänge, auf allen Theatern gingen seine Stücke um, berühmte Künstler verewigten seine dichterischen Gestalten in Stichen und Gemälden, die Bildhauer von dem berühmten Dannecker an verherrlichten des Dichters eigene Gestalt in Statuen und Büsten. Und nun gab es Schillerplätze und Schillerstraßen, Schillermuseen und Schillerstiftungen, Schillertheater und Schillerpreise, Schillergesellschaften und Schillerbibliotheken. Danneckers meisterliche Kolossalbüste schmückt die Bibliothek von Weimar. Vor dem alten Theater zu Weimar prangt die Doppelstatue von Goethe und Schiller nach Rietschels Modell, welche den Hegemoniestreit der zwei Dichter in dem gemeinsamen Kranze der Freundschaft zu lösen sucht. In Marbach und Ludwigsburg, in Hannover und Stuttgart, in Mainz und München, in Jena und Mannheim, in Berlin und Wien verkörpern prächtige Denkmäler in Erz und Stein die Züge des großen Dichters und die Verehrung seines Volkes für ihn.

Auf dem Prinz-Albert-Monument in London steht er neben Homer und Dante, Shakespeare und Goethe vornan in der Reihe der größten Dichter aller Jahrhunderte. Das eigenartigste Denkmal haben ihm aber jene dankbaren Schweizer der Urkantone geweiht, deren fromm-biederem und freiheitlichem Volksgeiste er den schönsten poetischen Ruhmeskranz gewunden hat. Mitten im Herzen des überherrlichen Alpenlandes, an Europas schönstem See, gegenüber der weltverbindenden Gotthardstraße, unfern den grünen Matten des Rütli, auf dem Mythenstein, einem malerischen Fels im See, ist in goldenen Kolossalbuchstaben weithin sichtbar zu lesen: „Dem Sänger Tells Friedrich Schiller. Die Urkantone 1859.“ Die Inschrift verewigt zugleich den begeisterten Jubel, mit welchem in jenem Jahre der 100. Geburtstag Schillers durch alle deutschen Gaue und weit darüber hinaus, auch jenseits des Weltmeers, gefeiert wurde, wo immer das Lied von der Glocke in deutscher Zunge erklungen war. Es war der glänzendste Triumph, den je ein deutscher Dichter gefeiert hat, und wenn in den folgenden Jahrzehnten auch Goethes Weltruhm beständig gestiegen ist, so hat der Freund den Freund doch keineswegs aus dem Andenken des deutschen Volkes verdrängt, und die Welt ist groß genug für beide.

Dieser Weltruhm ist Schiller nicht wie ein heiteres Göttergeschenk in den Schoß gefallen. Er hat ihn sauer verdienen müssen. Er hat kaum seine Anfänge erlebt und diese nicht einmal ruhig kosten können. Sein Leben ist — ein paar freundliche Oasen abgerechnet — eine Leidensgeschichte.

Am gemütlichsten sind noch seine Kinderjahre im heimatlichen Schwabenlande. Die Eltern sind kreuzbrave Leute. Die Mutter, eine Tochter des Löwenwirts zu Marbach, ist eine fromme Frau und lehrte ihren Kleinen so schön beten, daß sein Bild nach Jahren noch der Schwester Christophine wie das eines Engelchens vorschwebt. Auch der Vater ist ein wackerer, ehrenfester, kernhaft frommer Mann, der noch mit den Seinigen mitbetet, auf Zucht und Sitte hält und redlich für sie sorgt. Als Hauptmann und Werbeoffizier nach Lorch versetzt, verschafft er dem Knaben an dem Prediger Moser einen tüchtigen Erzieher; dann nach Ludwigsburg übersiedelnd, läßt er ihn an der dortigen Stadtschule weiterstudieren. Friedrich will Prediger werden und hält schon als Kind seinen Geschwistern Sermone von einem Stuhle herab. Eine Schwenkung bringt erst das Theater in Ludwigsburg mit sich, ein volles Umsatteln der Übertritt an die Karlsschule, welche 1775 von der Solitude nach Stuttgart hinüberzieht und unter der hohen Gönnerschaft des Herzogs selbst steifreglementarisch geleitet wird. Dieser interessierte sich für den talentvollen Schüler und meinte, daß bei fortgesetztem Fleiß „ein recht großes Subjektum" aus ihm werden könnte.

So rasch ging das freilich nicht. Nach acht Jahren wurde Schiller aus der Akademie entlassen (am 14. Dezember 1780) und als Medikus ohne Portepee bei einem Grenadierregiment in Stuttgart angestellt. Inzwischen war aber die Poesie über ihn gekommen. Unter dem Einfluß der damaligen revolutionären Modeliteratur und Sturm- und Drangpoesie hatte er seine „Räuber" gedichtet. Schon im Mai 1781 ließ er das Stück anonym in Frankfurt drucken; am 13. Januar 1782 brachte es der Intendant des Mannheimer Theaters, Wolfgang Heribert v. Dalberg, der Bruder des Koadjutors, zur Aufführung. Darauf ließ es Schiller auch in Mannheim drucken. Es machte gewaltigen Rumor. Die Graubünder erklärten sich durch dasselbe beleidigt. Herzog Karl war durch verschiedene andere Äußerungen Schillers gegen ihn aufgebracht und verbot ihm jede Art von Schriftstellerei, außer der rein medizinischen, sowie jeden Verkehr mit dem Ausland, womit hauptsächlich das nahe Mannheim gemeint war. Das führte Schillers Hedschra herbei. In der Nacht vom 22. zum 23. September entfloh er mit dem Musikus Streicher aus Stuttgart, erst nach Frankfurt-Sachsenhausen, dann in das abgelegene Oggersheim bei Mannheim, erst 23 Jahre alt, zerfallen mit seinem Fürsten und bald auch mit seinen eigenen Eltern. Sein Leben ist von da ab dasjenige eines abenteuernden Literaten, ohne festen Wohnsitz, ohne klaren Lebensplan, ohne sichere Stellung und Gehalt, von Schulden gequält und im Kampf mit Widerwärtigkeiten aller Art, sechs Jahre lang.

In den ersten Wochen ist er an den Zehrpfennig seines Fluchtgenossen, des Musikus Streicher, gewiesen. Dann gewährt ihm die Frau v. Wolzogen

für etliche Monate auf ihrem Landgut Bauerbach bei Meiningen einen friedlichen, aber für seinen Feuergeist viel zu stillen Zufluchtsort. Im August 1783 läßt er sich von Dalberg als Theaterdichter in Mannheim engagieren und tritt in der von ihm gegründeten „Rheinischen Thalia" 1785 auch als Journalist auf; doch die Zeitschrift zieht nicht. Zwei neue Stücke „Fiesco" und „Luise Millerin" („Kabale und Liebe") machen zwar Aufsehen, werden 1783 und 1784 gedruckt, bringen ihm aber nur geringes Honorar ein. Wachsende Schulden, unglückliche Liebesgeschichten und der Unwille seiner Eltern drücken ihn nieder. Er ist froh, im Frühjahr 1785 all den trostlosen Verhältnissen zu entrinnen und an dem sächsischen Oberkonsistorialrat Körner in Dresden, seinem jugendlichen Bewunderer, einen freundlichen Gönner und Gastfreund zu finden. In Gohlis bei Leipzig, in Körners Haus zu Dresden und auf dessen Landhaus zu Loschwitz blühen ihm ein paar freundlichere Jahre, in welchen er mit Muße schriftstellern, sich selbst in Philosophie, Geschichte und Literatur etwas weiter ausbilden kann. Alle diese Studien sind sehr fragmentarisch und dilettantisch. Er zimmert sich dabei seine eigene Kunst- und Lebensphilosophie zurecht, die später noch viele Wandlungen erfährt und nie zum vollen klaren Abschluß kommt. Er sammelt sich einen reichen Vorrat von Stoffen für künftige Bühnenstücke, aber fertig wird keines außer dem „Don Carlos", in welchem selbst wieder zwei Stücke sich ohne rechte Einheit verschmelzen.

Plötzlich, im Juli 1781, taucht Schiller in Weimar auf. Goethe weilte seit dem vorigen Herbst in Italien. Wieland hieß den Ankömmling als Mitarbeiter an seinem „Teutschen Merkur" willkommen. Doch Schiller suchte mehr, eine Frau und eine ehrenvolle, sorgenfreie Anstellung an dem bereits durch ganz Deutschland berühmten Musensitz. Er hatte dem Herzog ein paar Jahre zuvor in Darmstadt den ersten Akt seines noch unvollendeten „Don Carlos" vorgelesen und von ihm den Titel eines Weimarischen Rates erhalten, aber weder pekuniäre Unterstützung noch einen Ruf. Auch jetzt geschah nichts weiteres zu seinen Gunsten. Doch fand sich im nächsten Jahre die ersehnte Braut, Charlotte v. Lengefeld, mit welcher er in Volkstedt und Rudolstadt länger zusammenlebte. Heimführen konnte er sie jedoch erst, als Goethe aus Italien zurückkehrte und ihm im Dezember 1788 eine Anstellung als unbesoldeter Professor der Geschichte in Jena verschaffte. Dann noch mußte er über seine Kräfte schriftstellern, um sich häuslich einrichten zu können. Erst am 22. Februar 1790 machte die Trauung zu Wenigenjena dem langen Brautstand ein Ende. Er blieb indes mit drückenden Brotsorgen geplagt, und schon im Januar des folgenden Jahres brachte ihn eine schwere Brustkrankheit an den Rand des Grabes. Er erholte sich zwar gegen alles Erwarten wieder, aber seine Gesundheit war für immer gebrochen. Er mußte sich vorläufig von seinen Vorlesungen dispensieren lassen. Durch ein frei-

gebiges Geschenk des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann war er für die nächsten Jahre der drückendsten Sorgen enthoben und konnte sich 1793 eine Erholungsreise in die Heimat gönnen, wo die Bekanntschaft mit Cotta ihn von neuem auf das Gebiet der Journalistik führte.

Wäre der Jenaer Professor Friedrich Schiller im Jahre 1791 oder in einem der nächsten Jahre gestorben, so hätte das Zentenarium seines Todes schwerlich ganz Deutschland in Bewegung gesetzt. Als „Monsieur Gille" befindet er sich freilich unter den 17 Fremden, welchen der französische Nationalkonvent am 26. August. 1792, kurz vor den Septembermorden, den Ehrentitel eines Citoyen Français zuerkannte, und in revolutionären Kreisen ist der Dichter der „Räuber" bis heute vielfach als ein Sänger der schlimmsten Sorte Freiheit gefeiert worden. Es beruht das indes auf einer gründlichen Mißkennung seines innersten Wesens. Aber ebenso klar ist es auch, daß er in jenen abenteuernden Lehr- und Wanderjahren, wie während seiner Jenaer Professur viel Kraft und Zeit ziemlich unfruchtbar verpufft hat.

„Die Räuber" bedeuten nicht eine neue Epoche der deutschen Dramatik, wie etwa „Emilia Galotti", welche Lessing als reife Frucht jahrzehntelanger dramaturgischer Studien zehn Jahre zuvor auf die Bühne gebracht. Sie waren nur ein verspäteter Ausläufer der Sturm- und Drangperiode, welche ungefähr um dieselbe Zeit begonnen hatte. Goethe war längst vom „Götz" zur „Iphigenie" übergegangen. Lenz hatte seine Genieraketen im „Hofmeister" und in den „Soldaten" steigen lassen, Klinger sich im „Otto" und den „Zwillingen", in dem „Leidenden Weibe" ausgetobt, Maler Müller sich am „Faust" versucht, H. L. Wagner die Schauergeschichte seiner „Kindesmörderin" zum besten gegeben, und Lessing war mitten in dieser Walpurgisnacht von dem Prosadrama in seinem „Nathan" zum Versdrama emporgestiegen, da fing Schiller in seinen „Räubern" den ganzen wilden und wüsten Revolutionsspektakel von vorn an.

Wie in jenen früheren Geniedramen stürmte und wetterte es da von Genie, Natur, Tugend und Freiheit, da strömten Blut und Tränen in ganzen Bergbächen und Wolkenbrüchen, da glühte unendliche Liebessehnsucht, Tyrannenhaß und die Wut, die ganze Menschheit beseligt ans Herz zu drücken. Dazu Gift und Dolch und Mord und Totschlag, und nicht einfacher Mord, sondern Brudermord, Vatermord, Brautmord, Selbstmord, und das alles in den schauerlichsten Situationen. Shakespeares Edgar im „Lear" ist noch eine liebe Unschuld gegen die Roheiten, in welchen Franz Moor philosophiert, und gegen die Greuel, in denen er untergeht. Die Räuber selbst bringen einander gegenseitig um, und die schauderhafteste Anarchie nimmt kein Ende, bis endlich der Vorhang zum letztenmal gefallen ist. Auf das Titelblatt selbst setzte Schiller die Worte In tyrannos und dazu einen greulichen, brüllenden Löwen; den Räuber Moor aber ließ er sagen:

Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.

Eine ähnliche Revolutionsstimmung durchglüht den „Fiesco", gedämpfter, aber im Grunde schärfer und schneidiger „Kabale und Liebe". Auch die „Gedichte" der ersten Periode sind in dieselbe unbändige, rohe, verworrene Geniewut getaucht. Dieselbe zieht sich noch in den „Don Carlos" hinein. Der Dichter sieht in dem edeln Königssohn Menschenwürde und Freiheit zertreten von Absolutismus, Tyrannei, Inquisition, Kirche, Jesuitismus, Obskurantismus, Geistesknechtung, Fanatismus, Mönchstum, mittelalterlicher Finsternis. In Heuchelei und Haß sind die Mönche und Inquisitoren noch fast den Räubern über; Spukgestalten, vor denen jedem biedern Deutschen gruseln muß.

In den wohlbesorgten Jamben nehmen jedoch alle diese Ausfälle und Injurien wie die zugehörigen Freiheitstiraden schon einen etwas manierlicheren und gesitteteren Ausdruck an. Im Verlauf der langwierigen Arbeit tritt an die Stelle des melancholischen Prinzen ein neuer Held, der Marquis von Posa, als Malteserritter kostümiert, aber in seinen Ideen und Reden von Ordensgelübden und kirchlichem Glauben, von Rittertum und spanischer Überlieferung völlig abgelöst, wie der weise Nathan ein echter Freimaurer des 18. Jahrhunderts, bis in die Tränendrüsen hinein voll Humanität, Toleranz, Freiheit, Menschenwürde und Menschenbeseligung und rationalistischer Weltauffassung und sentimentalen Zukunftsplänen. Mit wunderbarer Magniloquenz ist da die philiströse Reformweisheit Kaiser Josephs II. in die volltönendsten Verse gebracht, so daß noch alle liberalen Geheimräte des 19. Jahrhunderts davon zehren konnten. Der Prinzeß Eboli erging es dabei freilich schlecht, und da die Liebe vor der Politik die Segel nicht ganz streichen wollte, wurde das Stück so lang, daß man es an einem Bühnenabend nicht mehr aufführen konnte und die Regisseure bald der Liebe, bald der Politik halbe Akte abschneiden mußten, um die gebildete Welt mit den Schauerbildern der Inquisition zugleich ihre eigene künftige Geistesfreiheit und Geistesgröße genießen zu lassen. Den ersten Plan zu dem Stück arbeitete Schiller 1783 zu Bauerbach aus. Vier Jahre lang hat er dann daran herumgezirkelt, und erst 1788 kam das Stück in Mannheim, darauf in Hamburg und Berlin auf die Bretter.

So wenig Schillers wahrer Ruhm auf dem „Don Carlos" beruht, so wenig auch auf den Prosaschriften, welche er bis 1794 und noch in den nächstfolgenden Jahren erscheinen ließ. Die Buchhändler sind ihm natürlich sehr dankbar dafür. Denn weil sie ein Klassiker geschrieben hat, so gelten sie natürlich für klassisch, füllen mehr Bände als seine eigentlichen poetischen Meisterwerke und werden mit diesen zum gleichen Preise verkauft. In neuerer Zeit hat man noch einen oder mehrere Bände mit den hinterlassenen Fragmenten, Skizzen, Plänen und andern Papierschnitzeln gefüllt und diese Bände dann in „Gesammelte Werke" eingereiht. So

werden sie jedem nötig, der einen ganzen „Schiller“ haben will, und so blüht das Geschäft seit einem Jahrhundert durch die Prosa noch weit mehr als durch die Poesie. Für Schillers Biographie und ein allseitiges Studium seiner Dichtungen sind all diese Dinge natürlich von einigem, höherem oder geringerem Wert. Aber mit denselben zieht auch eine Menge sachlich fast wertloser Aufsätze, unausgegorener Ideen, falscher Ansichten, rationalistischer Irrtümer, krauser Einfälle, krasser und tiefgreifender Geschichtsfälschungen in der Welt herum, setzen sich in tausend oberflächlichen Köpfen fest und flattern in der Tagespresse, mehr als man wohl glaubt, leicht variiert oder neu aufgeputzt als moderne Bildung weiter. Gerade die Literaten wissen solche embryonale Kleinigkeiten zu schätzen und brüten sie zu packenden Novitäten aus. Schiller selbst hat bei all diesen Produkten, klein und groß, hauptsächlich nur im Auge gehabt, etwas Geld zu verdienen.

„Das verfluchte Geld!“ schreibt er (am 6. Oktober 1787) an seine Schwester Christophine. „Wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung.“ „Könntest Du mir“, so meldet er Körner, „innerhalb eines Jahres eine Frau von 12000 Talern verschaffen, mit der ich leben, der ich mich attachieren könnte, so wollte ich Dir in fünf Jahren eine Friderizíade, eine klassische Tragödie, und weil Du doch so versessen darauf bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern — und die Akademie in Jena könnte mich dann — —.“ „Der Dreißigjährige Krieg, den ich in Göschens Kalender mache und der in den ersten Wochen Augusts fertig sein muß“, so heißt es in einem späteren Briefe (18. Juni 1790), „nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Atem kommen.“

So ist die „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande“ zu stande gekommen, die stückweise erst im „Teutschen Merkur“, dann umgearbeitet bei Crusius in Leipzig erschien, so „Der Menschenfeind“ und „Der Geisterseher“, so die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ in Göschens Damenkalender, so manche der kleineren Prosaschriften, die er 1792 ebenfalls bei Crusius gesammelt erscheinen ließ. „Die Sendung Moses“, „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ „Etwas über die erste Menschengesellschaft“, „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ sind Fragmente der historischen Vorlesungen, die er als unbesoldeter Professor in Jena halten mußte, um sich und den Seinen das tägliche Brot zu verdienen. Kein vernünftiger Mensch wird deshalb den wackern Ehrenmann geringer achten, der mit wahrer Riesenkraft den ungünstigsten Verhältnissen trotzte und sich in fast unmenschlicher Arbeit sein trauliches Heim, einen freundlichen Familienkreis, eine würdige soziale Stellung errang.

Nichtsdestoweniger hat der „Historiker“ Schiller in Deutschland ein geradezu unberechenbares Unheil gestiftet. Kein gründliches Geschichtswerk über den Abfall der Niederlande oder über den Dreißigjährigen Krieg hat je die Verbreitung erlangt, die seinen leichtfüßigen, belletristischen Geschichtsbaumeistereien zu teil ward. In den eigentlichen Gelehrtenkreisen haben wohl die veröffentlichten zeitgenössischen Dokumente und die Arbeiten gediegener Forscher all die Kartenhäuser umgeworfen, welche er sich aus Watson und Van Meteren und andern protestantischen Gewährsmännern in journalistischer Hast aufgerichtet hatte; aber ganze Generationen sind jener Forschung

vorangegangen und haben Schillers Irrtümer als die reine Wahrheit heruntergeschluckt, und bei Tausenden von „Gebildeten" leben seine antikatholischen Schreckpopanze und Schauermären noch heute weiter. Tagtäglich gehen diese Gespenster noch in den Blättern und Büchern des Evangelischen Bundes und anderer evangelischer und nichtevangelischer konfessioneller Friedensengel um. Daß wir dem Historiker Schiller dafür Schalen des Weihrauchs spenden sollten, kann kein besonnener Kenner wirklicher Geschichte von uns fordern. Wer sich darüber genauer orientieren will, der lese Janssens gründliche Studie „Schiller als Historiker".

Auch die Ästhetik, welche Schiller in der „Rheinischen Thalia" und in der „Neuen Thalia" ruck- und stoßweise in losen kleineren Aufsätzen zum besten gab, ist zwar wichtig, um einen genaueren Einblick in den Werdegang des Dichters zu gewinnen, aber ein einheitliches, durchgearbeitetes, wahrhaft klassisches System bietet sie nicht. Zusammen mit den kleineren Kunst- und Literaturaufsätzen Lessings, Herders und Goethes bilden seine Skizzen ein unabsehbares Labyrinth, in dem man sich monate- und jahrelang ergehen und auch müde gehen kann, ohne je einen klaren Ausweg zu finden. Für die Theorie des Epos wie der Tragödie sind Goethe und Schiller selbst nach all diesen Zickzackfahrten schließlich auf der Höhe ihres Schaffens wieder bei Aristoteles angelangt, den sie allerdings freier und tiefer auffaßten als einst die Franzosen und auch als Lessing.

Weit wichtiger als alle jene ästhetischen Versuche war es für die beiden Dichter, daß sie, nachdem sie sieben Jahre lang einzeln ihren Weg gegangen, sich endlich zusammenfanden und, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben, in glücklichstem Ideenaustausch, gegenseitiger Anregung, hochsinnigem Wetteifer noch elf Jahre lang zusammenwirkten. Diese Jahre bilden den Höhepunkt in Weimars Glanzperiode. Goethe ward während dieser Jahre von den Romantikern als „Meister" auf den Thron gehoben. Schiller aber entfaltete in diesen Jahren seine glänzendste Fruchtbarkeit und verwirklichte im Verein mit Goethe dasjenige, wovon die Romantiker bloß träumten.

Die eigentlich treibende Kraft dabei ist unzweifelhaft Schiller. Er macht in den „Horen" den Versuch, die bedeutendsten Literaturkräfte Deutschlands zu einer Zeitschrift ersten Ranges zu vereinigen. Er steuerte das Beste bei, was er bis dahin über ästhetische Fragen geschrieben: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen", während Goethe nur mit den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", einem Aufsatz der Madame de Staël und der Übersetzung Cellinis herausrückt. Noch ehe sich das Los der Zeitschrift entschieden, ruft Schiller den „Musenalmanach" und „Die Xenien" ins Leben, stellt sich dann als Theaterdichter über Goethes Bühnenleitung und liefert dem Weimarer Theater jene herrlichen Novitäten,

welche seither noch nicht übertroffen worden sind und welche Schillers Ruhm als des ersten Klassikers der deutschen Bühne begründen.

Schon einige Jahre zuvor hatte Schiller poetische Akkorde angeschlagen, welche von Klopstocks Oden und Rhapsodien ebensoweit abliegen wie von Goethes feiner und doch volksmäßiger, ungesucht emporzuckender Lyrik. Indem man ihn nur an Goethe maß, ist man in neuerer Zeit sogar so weit gekommen, ihm das lyrische Talent abzusprechen und seine schwunghaften Gesänge als bloße Rhetorik zu bezeichnen. Das ist sicher fehlgegangen. Dann wären auch Pindars Siegesgesänge keine Lyrik mehr. Bloß Stimmung und Gefühl, in musikalischem Wohllaut klingend, ist bei Schiller selten, mit erotischem Grundton noch seltener. Sein Gefühl strömt immer aus Ideen hervor und erhebt sich wieder zu Idealen; seine Geliebte ist nicht ein sterbliches Weib, sondern die Wahrheit, die Freiheit, die Menschheit, die Schönheit, die Kunst, das Ideal. Was er aber von ihnen singt und sagt, das ist keine bloße Rhetorik, es ist das wärmste, glühendste Gefühl, in den glänzendsten Bildern verkörpert, in den herrlichsten Rhythmen dahinrauschend, zwar nicht zur Fidel und Laute stimmend, aber ergreifend wie Orgelton und Glockenklang. Er fühlt sich als Prophet — als eigentlicher Vates — und setzt der Kunst die höchsten Ziele, Ziele, welche sie in Wirklichkeit nur im Bunde mit der Religion und in ihrem Dienste erreichen kann. So ruft er den Künstlern zu:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!"

Zu einer klaren Theodicee hat er sich nicht durchgerungen, noch weniger zu der erhabenen Harmonie, welche die natürliche Gottesordnung in der christlichen Offenbarung erlangt hat. Immer und immer wieder schreibt er der Kunst zu, was nur die Religion zu bieten vermag. Das Lied „An die Freude" klingt noch an Rousseaus Glückseligkeitsträumereien an, und „Die Götter Griechenlands" verkörpern seinen Kunstidealismus in einer heidnisch-humanistischen Färbung, welche von Stolberg und andern geradezu als eine Herausforderung des gläubig-christlichen Sinnes empfunden ward. Das Gedicht läßt indes eine viel harmlosere Deutung zu. Es ist ein Hochgesang auf die poetische Schönheit, welche sich in dem antiken Olymp und in der antiken Kunst verkörpert.

Was Schiller adelt, ist, daß er auch bei den Alten nicht mit dem sinnlichen Realismus der römischen Erotiker vorliebnimmt, sondern sich voll

Sehnsucht und Begeisterung zu den hohen Ideen der hellenischen Tragiker erhebt, ja, über alles Sinnliche und Sichtbare emporringend, die eigentliche Seele der Poesie im Übersinnlichen, Geistigen, Ewigen und Göttlichen sucht. Ohne es sich zu gestehen und ohne in christlicher Lehre festen Boden zu fassen, hat seine Poesie fürder nicht bloß einen platonischen, sondern einen geradezu christlichen Zug. Sie ist ein mächtiges Sursum corda, das uns über die Nichtigkeit des Alltäglichen emporhebt. Der philosophische Ernst, die Tiefe und Erhabenheit der Gedanken, der feierliche Schwung des Ausdrucks erinnern an Dante; wie dieser lebt und webt Schiller auch in den Erinnerungen, Bildern und Gestalten des klassischen Altertums.

Ihre reichste Entfaltung gewinnt diese schwungvolle Gedankenlyrik vom Jahre 1795 an. Wie Schiller selbst sagt, machte er diese Gedichte für die Horen und dann für die Musenalmanache, d. h. die Publikationen gaben den Anstoß, die poetische Ideenwelt, die längst in ihm gärte, zum künstlerischen Ausdruck zu bringen. Auch mit Rücksicht auf die damalige Weltlage sind diese Gedichte wahrhafte Marksteine deutschen Genius. Gleich einem Klopstock und Stolberg hatte Schiller für die Ideen der Freiheit geschwärmt, welche wie zündende Funken von Amerika und Frankreich aus durch die ganze Welt flogen. Als die französische Revolution mit ihren Greueln dieselben ad absurdum zu führen schien, ließ Schiller sich nicht dazu hinreißen, auch das Berechtigte zu verdammen, was jenen Ideen zu Grunde lag und den Keim neuer Entwicklung in sich trug. Aber der Sänger der Freiheit war von da an ein ebenso begeisterter Sänger des Gesetzes und der sittlichen Ordnung, ohne welche die Freiheit zur zügellosen Begier und zum zerstörenden Wahnwitz herabsinkt. „Das Ideal und das Leben“ oder, wie das Gedicht zuerst hieß, „Das Reich der Schatten“ und „Der Spaziergang“, damals nur unter dem Titel „Elegie“ gedruckt, verkörpern diese innerliche, prinzipielle Überwindung des Revolutionsgedankens und des Revolutionsgeistes in herrlicher Weise. Die Form der Elegie selbst ist hier zu einer ideellen Schönheit und formellen Vollendung erhoben, wie sie solche selbst bei Griechen und Römern nur selten erreicht.

Ebenfalls das Gepräge antiker Klassizität tragen die Xenien und Votivtafeln, mit welchen Schiller an Goethes Seite in dem zweiten Musenalmanach vor das erstaunte Deutschland trat, über die ganze damalige Literatur zu Gerichte ging und in dem glänzenden Witzfeuerwerk vorab das seichte Philistertum der Nicolaischen Aufklärerei und dessen ganzen Anhang aus dem Felde schlug. Damit war Raum geschaffen für jene echt volkstümliche, teils klassische, teils romantische Epik, welche dem Balladenalmanach einen unvergänglichen Reiz gab und in weiteren Balladen Schillers dramatische Tätigkeit bis in die letzten Jahre begleitete. Alle Altersstufen, alle Stände, alle Schichten des Volkes riß er durch diese Gedichte mit sich. Köstliche Sagen des

Altertums, wie „Der Ring des Polykrates“, „Die Kraniche des Ibykus“, „Die Bürgschaft“, sind dadurch lebendiges deutsches Gemeingut geworden; aber auch Rittertum und Mittelalter hat er mit dem Zauberstabe der Dichtung neu belebt. „Ritter Toggenburg“ und „Der Taucher“, „Der Handschuh“ und der „Gang nach dem Eisenhammer“ sind in aller Mund.

Im „Gang nach dem Eisenhammer“ schildert er ganz fromm und schlicht die heilige Messe. Sie kommt ihm schön und freundlich vor: er hat nicht die leiseste Anwandlung von einem Lutherkoller. Im „Kampf mit dem Drachen“ klimmt er mit dem Pilger zu dem Wallfahrtskirchlein auf steiler Inselhöhe empor und wird durch das liebliche Madonnenbild mit den heiligen drei Königen durchaus nicht abgehalten, sich in des Heilands Nähe zu fühlen. Da geht ihm auch ein Licht auf über den Triumph, den die menschliche Freiheit sich selbst opfernd im Gelübde des Gehorsams feiert:

„Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.

Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.“

Noch feierlicher gestaltet sich die poetische Huldigung an den eucharistischen Glauben und an die Demut des Kreuzes zugleich in der herrlichen Ballade „Der Graf von Habsburg“. Alle Pracht des alten Kaisertums und aller Zauber mittelalterlicher Troubadourpoesie umstrahlen hier die Heldengestalt des edlen Habsburgers, der in seinem kindlichen Glauben an den Erlöser und an seine wirkliche Gegenwart im Sakrament sich freiwillig zum Diener des Priesters und durch diesen zum Diener der Armen und Kranken macht, durch diese Demut am besten zum höchsten Richteramt befähigt und von Gott mit der erhabensten Krone belohnt.

Ihren glänzendsten Abschluß finden diese schönen, von tiefchristlichem Geiste getragenen Gedichte in dem „Lied von der Glocke“, jener wunderbaren Schöpfung, welche in ihrem unübertroffenen, klassisch-schönen Aufbau die prachtvollsten Muster antiker Chorlyrik erneuert, zugleich aber auch mit der ganzen Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemütes den poetischen Zauber und die höhere Weihe zum Ausdruck bringt, welche die in der „Glocke“

versinnbildete Christusreligion über das natürliche Leben des Einzelnen und der Menschheit verbreitet:

„Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr!"

Als dieser majestätische Sang die Schillerschen Musenalmanache zum Abschluß brachte, hatte er auch bereits als Dramatiker die letzte kurze Siegeslaufbahn beschritten, die mit Napoleons weltgeschichtlichen Erfolgen parallel läuft. Er hat diesen Parallelismus selbst empfunden. Der Ernst und die Größe der Zeit hat seinen Geistesflug gehoben, seine schöpferische Kraft mächtig gesteigert.

„Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkommner Friede
Europas Reichen gab, die teure Frucht
Von dreißig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal laßt des Dichters Phantasie
Die düstre Zeit an euch vorüberführen
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsvolle Ferne!"

Während Bonaparte das alte Europa in Trümmer schlug, hat Schiller vereint mit Goethe die breiten Grundlagen einer neuen deutschen Literatur gelegt und mit seiner begeisternden Poesie jenen mächtigen Nationalgeist, jene jugendliche Glut für Freiheit und Glauben, Recht und Ordnung entfacht, die in dem Freiheitskriege hoch emporlodernd Deutschland aus den Ketten des korsischen Eroberers, seine Literatur und Kunst aus den Fesseln des Voltairianischen Geschmacks und revolutionärer Barbarei zugleich erlösen sollte. Österreich und Preußen, der katholische Süden und der protestantische Norden mußten ihre alten Fehden vergessen und sich brüderlich

verbinden, um die fremde Gewaltherrschaft abzuschütteln. Schiller hat das ahnend zum voraus empfunden und Töne angeschlagen, die versöhnend wirken mußten.

Am 18. Oktober 1798 kam „Wallensteins Lager" auf die Bühne, am 30. Januar 1799 „Die Piccolomini", am 20. April „Wallensteins Tod", am 14. Juni 1800 „Maria Stuart". „Die Jungfrau von Orleans" wurde zum erstenmal am 18. September 1801, nicht in Weimar, sondern in Leipzig gegeben. Dagegen fand die erste Aufführung der „Braut von Messina" am 19. März 1803 in Weimar statt. — Am 17. März 1804 folgte ihr daselbst „Wilhelm Tell", am 12. November 1804 „Die Huldigung der Künste".

„Wallenstein" ist aus Schillers Studien über den Dreißigjährigen Krieg hervorgegangen. Es ist davon bereits 1791 die Rede. Einen Plan dazu entwarf er 1793 in Schwaben und begann dann die Ausführung in Prosa. Doch die „Horen" traten jetzt hemmend dazwischen. Das weitschichtige Material wuchs zu einem Labyrinth heran, aus dem sich anfänglich kein Ausweg zeigen wollte. Die praktischen Bedürfnisse des Weimarer Theaters und Goethes feinfühliger künstlerischer Rat halfen ihm endlich heraus. Der dramatische Koloß wurde in eine Trilogie aufgelöst. Der erste Akt wurde ein selbständiger, volksmäßiger Einakter mit echt deutschen Knüttelversen, wie Goethes erster „Faust" und vordem Hans Sachsens Historien. Fünf Akte spannen den Stoff lebendig weiter, wie Shakespeares Historien. In dem dritten Stück gestaltet sich dann das reiche Zeitbild mit seiner bunten Gestaltenfülle zu einer eigentlichen Tragödie im Geiste der Alten. Bei aller Berechnung eines modernen Staatsmannes und Heerführers ist Wallenstein doch mit einem gewissen poetischen Hauch, mit dem Zauber des Seltsamen und Wunderbaren umgeben, hinreißend durch seine geniale Herrschgewalt und Energie, aber bei alledem wieder ein im Dunkeln wandelnder, nach Horoskopen ausschauender Schicksalsheld, der im Kampf zwischen der Freiheit und den ewigen Gesetzen der eigenen Schuld erliegt, vergeblich gegen das Verhängnis ankämpft, das seine eigenen Leidenschaften um ihn gezogen, und der in unseliger Verblendung eine ganze Welt, d. h. das ganze damalige Deutschland, mit in seinen Sturz zieht. Durch seine unersättliche Herrschbegier und seinen schnöden Verrat verliert der Kaiser das beste Schwert, das des Reiches Ordnung hätte stützen und retten können. Die Tragödie ist diejenige des deutschen Volkes selbst in jener traurigen Zeit.

Dieser fürstliche Ehrgeiz, der selbst die höchste Macht an sich reißen wollte, dieser schrankenlose Individualismus, der über dem eigenen Vorteil das allgemeine Wohl und den bestehenden Rechtszustand nicht mehr achtete, hat unter den glänzendsten äußeren Vorspiegelungen die innere Kraft des Reiches zerrüttet und das deutsche Volk zum Spielball fremder Macht erniedrigt. In dieser

tiefpoetischen, echt tragischen Auffassung hat sich der Dichter einigermaßen über die konfessionellen Einseitigkeiten emporgerungen, welche seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" beherrschen und größtenteils entwerten. Die Dichtung hat ihn der Wahrheit entschieden näher gerückt.

Dasselbe ist in „Maria Stuart" der Fall. Zwar fehlt es darin nicht an Stellen, in welchen der englische „Anti-Popery"-Geist ganz im Sinne und selbst oft in den Ausdrücken der alten Parteischriftsteller sich grell verkörpert. Elisabeth selbst schildert sich darin als ein wehrloses Opferlamm, das nur wie durch ein Wunder der schrecklichsten aller Verschwörungen entgeht. Die ganze katholische Welt, der Papst an der Spitze, hat es auf ihren Sturz abgesehen; das Hauptkampfesmittel des ungeheuern Komplotts ist Rebellion und Meuchelmord, vom Papste selbst gutgeheißen und gesegnet, ja sogar mit dem Ablaß für künftige Sünden zum voraus belohnt. In Mortimer verbindet sich der fanatische Konvertit und Meuchelmörder noch mit der Rolle eines ersten Liebhabers und romantischen Selbstmörders und rückt damit die katholische Sache in eine opernhafte Schauerbeleuchtung hinein. Durch das Gewirr der feindseligen und gehässigen Elemente bricht indes mit siegreichem Glanze ein Bild der katholischen Kirche, das von wirklicher Begeisterung für ihre Schönheit, Größe und Universalität beseelt ist und das man wohl als eine ästhetische Huldigung des Dichters an dieselbe betrachten darf.

Königin Elisabeth ist des gleißnerischen Schimmers entkleidet, mit welchem die Reformationslegende sie umwoben, ihrer Mutter gleich ein buhlerisches, eifersüchtiges, herrisches, grausames und heuchlerisches Weib, die herzlose fanatische Verfolgerin, welche die Verantwortlichkeit für ihre grausamen Blutbefehle pharisäisch auf ihre Kreaturen und Werkzeuge abzuladen sucht, aber bei allem äußeren Glanz und Erfolg die moralische Häßlichkeit ihrer Seele nicht dauernd zu verschleiern vermag. Maria Stuart ist die eigentliche Heldin des Stückes, durch ihre verführerische Huld und Schönheit nicht nur in verzeihliche Schwäche, sondern nach des Dichters Anschauung auch in schwere tieftragische Schuld verstrickt, doch nicht jenes berückende, männermordende Scheusal, zu dem die Puritaner sie zu stempeln suchten; trotz ihrer Schwächen voll echten Seelenadels, ringt sie sich in ihren schweren Leiden zu immer reinerer, edlerer Gesinnung empor, umfaßt das Kreuz mit der Liebe einer christlichen Büßerin und geht dem Tode heldenhaft als Märtyrin für ihren Glauben entgegen. Einige kleine Entgleisungen zeigen auch hier, daß der Dichter nur mangelhaft mit der Lehre und Liturgik der Kirche bekannt war, und stören das feierliche Bild, das er von Marias letzter Beicht und Kommunion entwirft; aber die Szenen selbst sind tief und warm empfunden und kontrastieren mächtig zu den Schlußszenen, in welchen sich Elisabeth als das entpuppt, was sie wirklich ist, die herzlose

Tyrannin, die schnöde Mörderin der ebenso unglücklichen als hochherzigen Maria Stuart, deren größtes Verbrechen darin bestand, ein Anrecht auf die Krone von England und Schottland zu besitzen und dabei den Glauben der alten Kirche zu bekennen.

Noch weit mehr katholische Luft weht in der romantischen Tragödie „Die Jungfrau von Orleans". So hat Schiller das Stück selbst genannt und ist damit an die Spitze der romantischen Dramatiker getreten. Keiner von ihnen hat ein dramatisches Werk von solcher Vollendung und von so bleibendem Werte geschaffen. Aber das Stück ist weit mehr; es ist eine echt ritterliche Tat, ein Triumph der edelsten Poesie über das nichtswürdigste und ödeste Philistertum, das die sog. französische Philosophie des 18. Jahrhunderts gezüchtet hatte. Denn Schiller hat damit eine der schönsten, bezauberndsten Heldengestalten des französischen Mittelalters von dem Pranger befreit, an welchen englischer Nationalhaß sie gefesselt hatte, sie aus dem Schlamm hervorgerissen, in welchen Voltaires grenzenlose Gemeinheit sie versenkt hatte, und das edle Idealbild mit solchem poetischen Zauber umwoben, daß es heute noch Herz und Gemüt erfreut und die religiösen Ideen des Mittelalters freundlich in Geistern erklingen läßt, die ihm durch ihren ganzen Bildungsgang völlig entfremdet sind. Manche Einzelheiten erinnern auch hier daran, daß der Dichter nicht ganz und voll in jener Ideenwelt zu Hause ist; aber ihren idealen Grundzug hat er mächtig erfaßt und vorab in großartigster Weise die hinreißende Macht gezeichnet, welche die Heimatsliebe und die Loyalität aus dem tiefen Grunde christlicher Anschauungen schöpfen. Das Banner der Madonna mit dem Jesuskind wird hier zum Banner der Freiheit und Erlösung aus fremder Tyrannei, und vor ihm weicht das haltlose Wahngebilde, als müßten die Völker ihre heiligsten Überlieferungen und Überzeugungen von sich werfen, um sich Freiheit und wahres Glück zu erringen.

Auch „Die Braut von Messina" spielt wieder auf katholischem Boden und ist reich mit katholischen Erinnerungen, Formen und Anschauungen durchsättigt. Wie Schiller selbst bemerkt, hat er neben der christlichen Religion auch die griechische Götterlehre und selbst den maurischen Aberglauben herangezogen und mit einer gewissen Indifferenz verwandt, die erst unter der Hülle der verschiedenen Religionen die Religion selbst zu finden glaubt. Der sizilische Schauplatz legte schon die Mischung nahe und ließ sie teilweise natürlich erscheinen. Bei spanischen wie italienischen Dichtern finden wir diese Mischung häufig wieder, ohne daß die humanistische hellenisch-römische Färbung oder orientalisches Beiwerk den christlichen Grundzug vernichteten. Und so ist es auch bei dieser hochidealen Dichtung Schillers der Fall. Herzog Karl August erklärte die handelnden Personen geradezu für „Stockkatholiken". Auch die Schicksalsidee, welche als fortwirkender Fluch

alter Schuld die Geschicke des Fürstenhauses von Messina beherrscht, läßt sich mit biblischen Anschauungen ganz gut vereinbaren und gewinnt durch die antikisierende Färbung keineswegs ein heidnisches Gepräge, ermöglicht es vielmehr dem Dichter, die Szenen mit den erhabensten Chorliedern zu verknüpfen, wie sie kein anderer Dichter so meisterlich in die moderne Tragödie zu verflechten wußte. Daß diese Chöre zu dem Schönsten gehören, was je in deutscher Sprache gedichtet worden ist, darüber herrscht nur eine Stimme. Als Integralbestandteil des Dramas selbst können sie aber nur von solchen völlig gewürdigt und gemessen werden, welche nicht unter dem Banne der hergebrachten modernen Theaterschablone stehen, anderseits aber sich auch nicht so antiquarisch in die Eigenart der antiken Tragödie versteift haben, daß ihnen jede Abweichung von der hellenischen Tragik und Chortechnik schon als fehlerhaft erscheint. Die herrlichen lyrischen Partien bei den spanischen Dramatikern, wie die Chöre in Racines „Athalie" und „Esther", weisen darauf hin, daß Schiller diese Erneuerung des antiken Chores durchaus nicht aus der Luft gegriffen, sondern damit eine bedeutsame Aufgabe der höchsten dramatischen Poesie sehr glücklich gelöst hat.

Kommt Schiller in der „Braut von Messina" einem Äschylos und Sophokles am nächsten, so reiht sich sein „Wilhelm Tell" wieder an die großen Historien- und Sagendramen Shakespeares und der Spanier an. Ein ganzes Volk ist hier der Held. Die aristotelischen Satzungen sind ganz außer acht gelassen. Der Rütlibund, Tells Schicksale und Johanns Königsmord sind scheinbar nur mit losen Fäden verknüpft, aber sie vereinen sich zum lebendigen, wirkungsvollen Ganzen. Wie in Schillers Jugenddramen ist es wieder die Idee der Freiheit, die alles beherrscht. Doch sie ist hier nicht mehr die blutige Megäre mit der Jakobinermütze, die wider jegliches Gesetz und jegliches Recht ihr Beil erhebt. Es ist der Genius der mittelalterlichen Volksfreiheit, die, herausgewachsen aus den natürlichen Rechten des Individuums und der Familie, der Korporation und der Gemeinde, sich gegen die brutale und ungesetzliche Gewalttat eines wirklichen tyrannischen Unterdrückers verteidigt. Am herrlichsten spiegelt sich dieser freiheitliche Rechtssinn in der Rütliszene, der schönsten, die Schiller gedichtet hat. Es ist hier nicht von Papst und Kirche die Rede, aber das Volk, das die älteste und ehrwürdigste der heutigen Republiken Europas gegründet hat, ist ein katholisches, es ist das Volk, das später dem Papst seine Leibwache gestellt und sich nie dem polizeilichen Fürstenregiment in Religionssachen unterworfen hat.

Wie Schiller im „Tell" die katholische Urschweiz verherrlicht hat, so ging er im „Demetrius" zu den gleichfalls katholischen Polen über, in ihrem großartigen Weltkampf mit dem Russenreich, wo ihm ein althistorisches Kirchentum mit seinen priesterlichen und klösterlichen Institutionen wiederum

poetiſche Geſtalten bot, wie ſie eine unſichtbare Kirche als bloßes Anhängſel des Staates niemals liefern kann. Auch hierbei waren wiederum lediglich poetiſche, nicht religiöſe Motive im Spiel. Das prägt ſich am deutlichſten in ſeinem letzten poetiſchen Feſtſpiel „Die Huldigung der Künſte“ aus, das er Anfang November 1804 dichtete, das in feinſinnigſter Weiſe die einzelnen Künſte charakteriſiert, ihr gemeinſames höheres Ziel in das Wort zuſammenfaßt:

„Ich trage dich hinauf zum höchſten Schönen.“

Das hat er ſchwerlich im Sinne des hl. Auguſtinus geſagt, der es beklagte, ſo ſpät die ewige Schönheit erkannt und geliebt zu haben, aber auch wohl kaum ganz im Sinne Goethes, für den das höchſte Schöne mit dem ewig Weiblichen zuſammenfloß. Seine philoſophiſche Abſtraktion ſchließt indes das wirkliche höchſte Schöne, das in Gott lebt, keineswegs aus; er proteſtiert nicht gegen das Schöne, das ſeit faſt zwei Jahrtauſenden ſich in der Kirche und in der chriſtlichen Kunſt verkörpert, er gönnt auch ihr Freiheit, er haßt und negiert nicht; ſein Geiſt ſucht jene Höhen, in welchen Wolfram von Eſchenbach und Hartmann von Owe, Dante und Calderon, Corneille und Taſſo, Raffael und Michelangelo lebten und webten, zu welchen ſich auch Shakeſpeare nicht ſelten erſchwingt.

Wie die Werke all jener großen Dichter und Künſtler ſchon lange ein friedliches neutrales Gebiet geworden ſind, auf welchem Anhänger der verſchiedenſten religiöſen Anſchauungen ſich freundlich begegnen, erfreuen, erbauen und ſtärken, ſo iſt es auch mit Schillers eigentlichen Meiſterwerken der Fall. Die Katholiken ſind hierin ſo weit gegangen, als ſie eben konnten. Sie werden mit Freuden ſtets allen aufrichtig dem Ideal Zuſtrebenden, aufwärts Ringenden die Hand reichen. Gott iſt nicht ſichtbar in die Menſchheit herniedergeſtiegen, um das wahrhaft Schöne zu zerſtören oder zu entwerten, ſondern um es der Gefahr und dem Bereich der Sünde zu entziehen, es einer höheren Ordnung einzugliedern und mit einer höheren Anteilnahme an ſeinem Leben zu verklären. In dieſem Sinn ſind die natürlichen Ideale eine Grundlage, eine Vorſtufe und ein weſentlicher Teil der chriſtlichen. In dieſem Sinn können auch wir Schiller den unſern nennen, ihn lieben und ſchätzen, ihn verehren und ihm nacheifern. Goethe ſelbſt hat das einigermaßen gefühlt, als er von dem verſtorbenen Freunde ſagte:

„Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!“

Über die Welt der Schillerſchen Ideale hinaus liegen aber jene des poſitiven Chriſtentums, nicht im Geiſte und Gefühle eines Dichters, ſondern

im Ankergrunde göttlichen Glaubens gefestigt. Diese können wir uns um keiner Poesie willen, sei sie noch so erhaben, noch so national, jemals verkümmern lassen!

Schillers Jugenddichtungen als Jugendlektüre für Schule und Haus[1].

Fast ein Jahrhundert lang haben die Jugenddichtungen Schillers als Werke gegolten, die nicht in die Hände der Jugend gehören.

„Von dem Schiller, der in der ‚Anthologie' (1782) vor uns auftritt", schrieb der redliche, keineswegs prüde Gödeke in seinem Grundriß, „wendet man gern den Blick. Sie ist schlimmer als die Gedichte der lüsternen Poeten aus Wielands Schule, als der entarteten Anakreontiker in Grécourts Geschmack, da sie mit der Sittenlosigkeit ein ekelhaftes Spiel treiben, während die Sittenlosigkeit der ‚Anthologie' zur wirklichen Natur geworden ist und kaum eine Ahnung einer reineren Welt übriggelassen hat."

Von den „Räubern" sagt derselbe protestantische Literaturhistoriker:

„Schiller erklärte der bestehenden Ordnung der Dinge im ganzen den Krieg und identifizierte sich mit seinem Helden. Das Rohe, Grelle, Scheußliche, Fratzenhafte, Freche, Gemeine, Abenteuerliche, Überschwengliche — alles war jahrelang in der Literatur und auf der Bühne verbreitet, aber nirgends mit solcher Herzenswärme belebt, nirgends mit so umfassender Kraft, niemals mit größerem technischen Geschick behandelt worden als in diesem Stücke, das alles stürmisch aufrüttelte, was in der gärenden Jugend der Welt sich regte, und eine so ungeheure Wirkung übte, wie kein anderes Stück Schillers oder eines andern Dichters bei der Jugend wieder erlebt hat."

Wie in den „Räubern", so zeigt sich auch in „Fiesco" und in „Kabale und Liebe" Schillers dramatischer Genius in nicht gewöhnlicher Weise; aber als Eckermann meinte, „die ganz rohen Szenen" im „Fiesco" ließen sich nicht mildern, „ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen", gab ihm Goethe vollkommen recht und fuhr weiter:

„Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden, und er ließ sie, während wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gerne jene drei gewaltigen Erstlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr miteinander verwachsen, so daß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genötigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen, wie sie waren."

„Es ist schade darum", sagte Eckermann, „denn trotz aller Roheiten sind sie mir doch tausendmal lieber als die schwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger unserer neuesten Tragiker. Bei Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Charakter."

---

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXXII (1907) 242—244.

„Das wollte ich meinen", sagte Goethe. „Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Seinen Jugenddramen dankte es Schiller, daß ihm der französische Nationalkonvent am 25. August 1792, kurz vor den Septembermorden, den Ehrentitel eines Citoyen français zuerkannte, und in revolutionären Kreisen ist der Dichter der „Räuber" bis heute als ein Sänger der Freiheit übelster Sorte gefeiert worden. Den Abscheu, den das Stück in konservativen und hyperkonservativen Kreisen wachrufen mußte, teilte Goethe nach dem Wiener Kongreß, als die Sturmfluten der Revolution sich verlaufen hatten, nicht mehr. Er spöttelte sogar über einen gewissen Fürsten, mit dem er einmal notgedrungen über „göttliche und menschliche Dinge" ins Gespräch kam und der sich zu dem Urteil verstieg: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen."

„Von dieser Abneigung", bemerkt Eckermann, „haben dagegen unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, gar nichts. Die trefflichsten, reifsten Stücke von Schiller und andern können gegeben werden, und man sieht von jungen Leuten und Studierenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers ‚Räuber' oder ‚Fiesco', und das Haus ist fast allein von Studenten gefüllt."

„Das war", versetzte Goethe, „vor fünfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrscheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders sein. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Leuten genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Kultur und im guten Geschmack vorschritte, daß selbst die Jugend schon über eine solche rohere Epoche hinaus wäre. Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

Johannisfeuer sei nicht verwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um in straßenkehrenden Besen und herumlaufenden Kindern die Symbole der sich ewig abnutzenden und immer sich verjüngenden Welt beständig vor Augen zu haben. Kinderspiele und Jugendvergnügungen erhalten sich daher und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem reiferen Alter

erscheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

So nachsichtig diese Äußerungen auch lauten mögen, sie sind für Schillers Jugendpoesie nicht schmeichelhaft, und man mag sich wohl billig wundern, daß es heute Pädagogen gibt, welche es für nützlich und heilsam, ja fast für nötig erachten, schon die liebe Jugend mit Schillers Jugendwerken bekannt zu machen. Wenn es Goethe und Schiller selbst nicht gelungen ist, die „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe" für das Weimarer Theater zurecht zu stutzen, ohne den Charakter derselben zu verletzen, welche pädagogische Vorschneidemaschine wird dann im stande sein, sie für ein viel jüngeres Publikum sittlich und ästhetisch bildend zu gestalten? Wird die Jugend, wie sie nun einmal ist, nicht Lust bekommen, sich ganz in „die roheren Epochen" zurückzuversetzen und Schiller „mit unbeschnittenen Nägeln" kennen zu lernen? Eine Art literarischen Struwwelpeters wird man doch aus ihm nicht machen wollen. Die Sache hat indes ihre sehr ernste Seite, die mit Goethes Galgenhumor nicht abgetan ist. Mit ein paar häßlichen und rohen Stellen, welche jeden anständigen Menschen beleidigen, ist eben keineswegs der wirre, wilde und wüste Geist beseitigt, der großenteils die Sturm- und Drangperiode beherrschte, aus dem jene Stücke hervorgegangen sind. Es ist der Geist der Revolution, der in Rousseaus Schriften damals seinen Weg über den Rhein gefunden und die jungen Genies mit einer grenzenlosen Selbstüberhebung erfüllte, so daß sie sich berufen meinten, die ganze Welt drunter und drüber werfen zu müssen. Es hat Schiller selbst lange Jahre die ernsteste Geistesarbeit gekostet, sich aus dem dunkeln Gewirr dieses Genierausches herauszuringen. Es ist eine allbekannte Tatsache, daß nicht allen eine solche geistige Kraft verliehen ist. Für minder Begabte bedeutet jenes Gewirr keinen Genierausch, sondern einen sehr trivialen Fuseldampf, in dem sie nur zu oft stecken bleiben. Die groben Rodomontaden der „Räuber" und ebenfalls die liberalen Phrasen des „Don Carlos" begleiten sie ins Leben. Zu den reinen Höhen der wirklich klassischen Poesie Schillers ringen sie sich nie empor. Das sollte die Pädagogen doch zu einiger Vorsicht mahnen.

Meine Stellung zu Goethe[1].

1. Den größten Eindruck hat Goethe nicht durch ein einzelnes seiner Werke auf mich gemacht, sondern durch die staunenswerte Vielseitigkeit seines

[1] Das literarische Echo I (15. August 1899) 1383/4. Von den Herausgebern waren an Baumgartner wie an eine Reihe anderer allgemein bekannter Persönlichkeiten durch Rundschreiben die Fragen gerichtet worden:

Genies, welche im Faust zwar sehr großartig, aber doch nicht erschöpfend zu Tage tritt.

2. Auf meine innere Entwicklung und meine Weltanschauung hat Goethe so gut wie keinen Einfluß gehabt. Eine strengkatholische Erziehung machte den katholischen Glauben zur Grundlage meiner religiösen Weltanschauung, und ich habe darin bis heute volles Genügen gefunden. Langjähriges Studium der Philosophie, der Theologie, der Geschichte und der Literaturgeschichte hat mich überzeugt, daß diese Weltanschauung sich auch heute noch wissenschaftlich halten läßt und keinem vernünftigen Fortschritt hindernd im Wege steht.

Ein eingehendes Studium Goethes und der gesamten Goethe-Literatur, welchem ich mich in bereits reiferen Jahren widmete, hat mich in jener katholischen Weltanschauung nicht wankend gemacht. Goethe besitzt am meisten Wahrheit, Klarheit und Schönheit, wo er mit ihr übereinstimmt oder sich ihr nähert; seine philosophischen Ideen, seine religiösen Anschauungen und seine sittlichen Lebensgrundsätze lassen aber sehr zu wünschen übrig, wo er sich von ihr entfernt, um sich eklektisch an Spinoza oder Voltaire, an altgriechische Naturphilosophen oder neuere Theosophen und Pantheisten anzuschließen. Auf diese Pfade können wir Katholiken Goethe nicht folgen, ohne unserem Glauben untreu zu werden. Da seine eklektische, vorwiegend pantheistische Weltanschauung gelegentlich auch auf seine Dichtung einfließt, so können wir auch diese nicht uneingeschränkt feiern und bewundern. Dieser Vorsicht liegt indes durchaus kein Haß zu Grunde, noch weniger Gleichgültigkeit gegen allgemeine, wahre Bildungsinteressen. Soweit Glaube und Gewissen nicht in Frage kommen, sind wir von Herzen bereit, Goethe die verdiente Anerkennung zu zollen.

Er ist unzweifelhaft der größte aller neueren Dichter; er steht zugleich an der Spitze unserer Klassiker und Romantiker; er ist der größte Meister der deutschen Sprache in allen Gattungen der Poesie und Prosa; er hat der deutschen Literatur ihre hervorragende Stellung erobert, sich selbst einen Platz neben Homer und Dante, Shakespeare und Calderon. Das werden wir nie vergessen. Wir werden dankbar von ihm zu lernen suchen. Wir werden sein Genie wie seinen Künstlerfleiß anerkennen. Wir werden ihn auch ehren und bewundern, aber nie auf Kosten aller andern Dichter und Literaturen, nie auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, nie auf Kosten des positiven, geoffenbarten Christentums, dieses unermeßbaren geistigen Besitzes,

---

I. Welches von Goethes Werken hat am stärksten auf Sie gewirkt und steht Ihnen am höchsten?

II. Haben Sie von Goethe einen für Ihre innere Entwicklung und Ihre Weltanschauung bestimmenden Einfluß erfahren und ließe sich dieser näher präzisieren?

dessen uns Christus selbst teilhaftig gemacht und den die edelsten Männer der Vorzeit, des Mittelalters und der neueren Zeiten uns mit reichen Zinsen vermittelt haben.

Goethes „Faust für Schule und Haus“ [1].

Außer Dantes „Göttlicher Komödie“ ist wohl keine zweite Dichtung ein solcher Tummelplatz der Kommentatoren wie der „Faust“, Goethes Lebensdichtung und Weltdichtung. Auch für einen Hochgebildeten ist der zweite Teil ein sibyllinisches Buch, das Ganze voller Rätsel. Bei den Aufführungen muß auch die Philosophie im ersten Teil stark gestrichen werden, wenn das Haus nicht leer werden soll. Ob es heilsam ist, dieses schwierigste Werk Goethes zum Unterrichtsstoff des Realgymnasiums zu machen, das mögen die Kultusminister, die Schulkommissionen und die Pädagogen entscheiden. Geht man darauf ein, dann wird ein „Faust für Schule und Haus“ wie der von Dr Wilhelm Schellberg in der Aschendorffschen Sammlung auserlesener Literaturwerke 1910 herausgegebene ein unumgängliches Bedürfnis, und man wird sagen können, daß Dr Schellberg über einen sehr reichen Schatz von Faust-Erudition verfügt, dieselbe mit großer pädagogischer Gewandtheit verwendet und für Erklärung von Sprache, Stil, äußerer Handlung und Charakteristik auch den nächstliegenden poetischen Gehalt zur Geltung bringt. In die eigentliche Tiefe des Ganzen kann jedoch ein so fragmentarischer Kommentar nicht einführen. Der Jugend aber, auch der reiferen, die Gretchentragödie so vollständig mitzuteilen und zu erklären, das dürfte denn doch einiges pädagogisches Bedenken erwecken. Sollte der Zauber der Verführung, der so hinreißend geschildert wird, ganz wirkungslos am jugendlichen Gemüte vorübergehen?

Johann Gottfried von Herder 1744—1803 [2].

Dieser bekannte protestantische Theologe und deutsche Klassiker wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen als Sohn eines Kantors und Glöckners geboren. Er studierte zuerst an der Stadtschule, ward dann, um sich weiterzubilden, Amanuensis des schreibseligen pietistischen Diakonus Trescho, folgte, des Schreiberdienstes müde, 1762 einem russischen Regimentschirurgen nach Königsberg, wollte Chirurg werden, was aber an seiner Nervenschwäche scheiterte, erlangte eine Lehrerstelle am Collegium Fridericianum und besuchte zugleich die Universität, an der Lilienthal und Kant den meisten Einfluß auf ihn ausübten, während Hamann ihn in seine

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXXVIII (1910) 465.

[2] Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon V² (1888) 1792—1805. Durch besondere Vergünstigung der Verlagshandlung wurde der Abdruck gütigst gestattet.

Ideen einführte und für englische Literatur begeisterte. Im November 1764 nahm er einen Ruf nach Riga an und ward Lehrer an der dortigen Domschule, Vorstadtprediger und Sekretär der Freimaurerloge. Hier trat er mit seinen „Fragmenten über neuere deutsche Literatur" (1766/1767), einem Essay über „Thomas Abbts Schriften" (1768) und seinen „Kritischen Wäldern" (1769) als ästhetisch-kritischer Schriftsteller auf. Riga ward ihm aber bald zu eng. Im Juni 1769 gab er seine Stelle auf, reiste über Kopenhagen nach Nantes und Paris, ward in Paris Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Oldenburg, bereiste Holland, lernte in Hamburg Lessing, Bode, Basedow und Claudius kennen, weilte einige Zeit in Eutin und besuchte mit seinem Prinzen die Höfe zu Darmstadt und Karlsruhe. Zu Darmstadt ward er mit seiner späteren Braut Maria Karolina Flachsland bekannt. Bei längerem Aufenthalt zu Straßburg, wo er umsonst durch eine Operation die Heilung eines langjährigen Augenübels erhoffte, befreundete er sich mit Goethe. Im April 1771 ließ er sich als Hauptprediger und Konsistorialrat in Bückeburg nieder; am 2. Mai 1773 führte er seine Braut heim und gewann an ihr nach seinem Ausdruck eine „liebe Mithelferin" für seine literarische Tätigkeit und „eine große Handlangerin an Gottes Wort". Sein pastorales Wirken befriedigte ihn jedoch wenig; auch erregten die theologischen Werke, welche er von Bückeburg aus schrieb, Bedenken gegen seine Orthodoxie. Hieran scheiterte seine Berufung zum Universitätsprediger und Professor nach Göttingen; dagegen setzte der junge Herzog Karl August und dessen Freund Goethe 1776 seine Anstellung als Generalsuperintendent, Oberkonsistorialrat und Oberpfarrer zu Weimar durch. Hier erfreute er sich besonders der Gunst der stillen und frommen Herzogin Luise, trat von 1783 an auch mit Goethe in intimeren Verkehr und ward der „Hierophant des kleinen spinozistischen Kreises" zu Weimar. Erst als Begleiter eines Herrn von Dalberg und einer Frau von Seckendorff, nachher mit der Herzoginmutter Amalie von Weimar, bereiste er (August 1788 bis Juli 1789) Italien. Einen abermaligen Ruf an die Universität Göttingen vereitelte Goethe. Im Jahre 1793 ward Herder Vizepräsident, 1801 Präsident des weimarischen Konsistoriums. Neben den lästigen Sorgen eines vielfach kleinlichen und bureaukratischen Kirchenregiments entwickelte er während des ganzen Weimarer Aufenthaltes eine literarische Tätigkeit von staunenswerter Vielseitigkeit, obwohl von körperlichen Leiden, den häuslichen Sorgen einer großen Familie, beständigen Schulden und Geldverlegenheiten und vielfachen literarischen Mißhelligkeiten heimgesucht und zuletzt mit Goethe, Schiller, Kant und den Romantikern verfeindet, von dem Herzog selbst zurückgesetzt. Dieser erlaubte ihm erst nach Jahresfrist den Adelstitel zu führen, welchen er im Interesse seiner Familie sich von dem Kurfürsten von Bayern erworben hatte. Er starb am 18. Dezember 1803 nach schwerem Leiden, von der weimarischen Gesell-

schaft ziemlich isoliert und erst nach seinem Tode mit Ruhm und Ehren überschüttet[1].

Von Charakter war er sehr weich, empfindsam und empfindlich, als Kritiker leicht scharf und schroff, als Arbeiter unermüdlich, als Familienvater musterhaft, in politischer Hinsicht zu demokratischen Anschauungen hingeneigt, die ihn in öfteren Konflikt mit dem Hofe brachten, als Gelehrter und Literat überaus freisinnig, so daß er mit der orthodoxen Geistlichkeit manche Unannehmlichkeit zu bestehen hatte, als Geistlicher hinwieder ernst und streng, so daß er auch mit dem freien Hof- und Theaterleben in mehrfache Kollision kam. Rechte Lebensfreudigkeit gönnte ihm sein melancholisch-heftiges Temperament nur selten. Fast nur seine Frau ist in der Verehrung für ihn nie wankend geworden.

Als Dichter nimmt Herder unter den deutschen Klassikern keinen der hervorragendsten Plätze ein. Seine kleinen antikisierenden und allegorisierenden Dramen sind ziemlich verfehlt; seine Lyrik ist anmutig, ideal und gedankenreich, aber ohne rechten Schwung und Vollendung; seine Legenden sind gut gewählt, aber matt ausgeführt. Das Beste sind seine den Griechen nachgebildeten Epigramme, seine Parabeln und Paramythien und sein „Cid", eine freie Bearbeitung des spanischen Romanzenkranzes nach einer sehr dürftigen französischen Vorlage, aber so meisterlich durchgeführt, daß die Wirkung der spanischen Originaldichtung nahezu erreicht ist.

Bedeutsamer wirkte Herder als Übersetzer und Sammler auf die deutsche Literatur ein. Anstatt blindlings gegen alle bisherige Kunst und Ästhetik zu rebellieren wie die meisten „Genies" der Sturm- und Drangperiode, pflegte er den Humanismus emsig weiter, wie ihn Lessing und Winckelmann neu belebt hatten, übersetzte aus der griechischen Anthologie, förderte das Studium Homers und der griechischen Plastik, faßte aber schon Homer und die Griechen nicht von dem einseitigen Standpunkt des bisherigen Klassizismus, sondern von dem allgemeineren der Weltliteratur auf, studierte den damals allgemein bewunderten Ossian, Shakespeare und die durch Percy neubelebte englische Balladendichtung, wandte sich mit Begeisterung der Volksdichtung aller Völker zu, soweit er derselben bei den noch sehr beschränkten Mitteln habhaft werden konnte, übersetzte das Hohelied als Probe

[1] Vgl. Erinnerung aus dem Leben J. G. v. Herders, gesammelt von seiner Witwe, hrsg. von J. G. Müller, Stuttgart 1820; Herders Lebensbild. Von seinem Sohne. 3 Bde, Erlangen 1846; Briefe, gesammelt von Heinrich Düntzer: Aus Herders Nachlaß (3 Bde, 1856), Herders Reise nach Italien (1859), Von und an Herder (3 Bde, 1861); R. Haym, Herder nach seinem Leben und Wirken. 2 Bde, Berlin 1880 1885; Gruber, Charakteristik Herders (1805); Döring, Herders Biographie (1853); Rosenkrantz, Rede zur Säkularfeier (1844); A. Baumgartner, Goethe I (1885—1886) 54 55 138 359 ff; II 20—40 430—440.

hebräiſcher Dichtung, erhob die Bibel überhaupt wieder als das ehrwürdigſte und erhabenſte Denkmal der geſamten Weltliteratur, übertrug eine Menge orientaliſcher Poeſien, katholiſcher Kirchenhymnen, katholiſcher Legenden, neulateiniſcher, ſpaniſcher, italieniſcher, franzöſiſcher Dichtungen, zuletzt Baldes Oden und den „Cid", ſammelte in ſeinen „Volksliedern" (1778) oder „Stimmen der Völker" (1807) Proben aus der Volkspoeſie aller Nationen, den erſten Bilderſaal der Weltliteratur und eröffnete damit jene fruchtreiche Bewegung, welche in den Romantikern ihren Höhepunkt erreichte[1].

Ganz in ähnlichem Sinne wirkte Herder als Literarkritiker und Äſthetiker. Er knüpfte bei Leſſing und Winckelmann an[2], führte ihre Diskuſſionen fragmentariſch weiter und ſuchte den ausſchließlichen Hellenismus beider zu mäßigen und zu einer freieren Kunſttheorie zu gelangen, die auch den ſpäteren chriſtlichen Jahrhunderten Rechnung tragen ſollte. In der „Älteſten Urkunde" (1774) und in der Abhandlung „Vom Geiſte der hebräiſchen Poeſie" (1782/1783) trat er begeiſtert für die literaturgeſchichtliche Bedeutung der Bibel ein; in den „Zerſtreuten Blättern" (1785—1797) erging er ſich fragmentariſch noch weiter über mittelalterliche und orientaliſche Poeſie; in der „Kalligone" endlich (1800) ſtellte er gegen Kant eine ſyſtematiſche Äſthetik auf, welche über das Weſen des Schönen und Erhabenen, über die Ideale, beſonders über das Verhältnis der Kunſt zur Religion und Sittlichkeit viel Bemerkenswertes enthielt, aber leider einer ſoliden philoſophiſchen Grundlage entbehrt.

Während er anderwärts der mittelalterlichen Scholaſtik nicht genug Böſes nachſagen konnte, bringt er ihr hier ſeine Huldigung dar, daß ſie den platoniſchen Begriff des Schönen gerettet habe:

„In der platoniſchen Schule erhielt ſich dieſer edle Begriff des Schönen, bis man ihn zuletzt überfeinerte. Unverkennbar indes ſind die Spuren desſelben auch noch in den ſcholaſtiſch dunkeln Zeiten, die man oft, auch wo man ſie nicht erwartet, angenehmbetroffen findet. In Auguſtin und Boethius, in Erigena, Thomas von Aquin, Albertus Magnus, in Tauler und andern zeigt ſich der ſchöne Begriff unter dunkleren und helleren Wolken, bis er bei Wiederauflebung der Wiſſenſchaften mit dem griechiſchen Plato wie ein Morgenſtern aufging. Dank dieſen Platoniſten! Dank allen Beförderern des Schönen und Guten damaliger Zeit! Eben mit ihren Schwärmereien für dieſe Begriffe haben ſie Europa zum Licht geholfen."[3]

---

[1] Lieder der Liebe: die älteſten und ſchönſten aus dem Morgenlande (1778); Volkslieder, 1. Teil 1778; 2. Teil 1779, als „Stimmen der Völker in Liedern" (1807); Blumen aus der griechiſchen Anthologie, aus morgenländiſchen Dichtern uſw. in den „Zerſtreuten Blättern" (1785—1797); Terpſichore (Balde) 1795—1796; Verſchiedenes in der „Adraſtea" 1801—1803; Der Cid (1805).

[2] Fragmente (1767); Kritiſche Wälder (1769).

[3] Kalligone 1, 5; Hempel XVIII 528.

Herders Hauptbedeutung und Hauptverdienst liegt übrigens nicht auf dem Gebiete der literarischen Kritik und Ästhetik, sondern auf dem der Geschichtsphilosophie. Unbefriedigt von seiner eigenen fragmentistischen Tätigkeit wie von der seiner Zeitgenossen, plante er schon 1769 ein großes Werk, welches die Resultate aller bisherigen „Menschheitsschriften" in Bezug auf Religion, Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, Politik, Literatur und Kunst in ein einheitliches wissenschaftliches Ganze zusammenreihen sollte. Schon dieser Plan, dieses intensive Bedürfnis nach Einheit bei möglichst universeller Bildung erhebt Herder über die mehr negativ-kritische Tätigkeit Lessings wie über die zerfahrenen enzyklopädistischen Dilettanterien Goethes. Eine erste Skizze entwarf Herder in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (1774). Die weitere Ausführung folgte dann in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—1792).

Von den vier Teilen gibt der erste eine Kosmographie, Geographie, beschreibende Kosmologie und Anthropologie in großem Stile, welche endlich bei den Fragen vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit des Menschen anlangt, dieselben aber nicht gründlich philosophisch erledigt. Der zweite Teil entwickelt in ähnlicher, empirisch beschreibender Weise die Umrisse einer Ethnographie, die Beziehungen des Menschengeschlechtes zu den klimatischen Verschiedenheiten, die Grundlagen der Soziologie, die allgemeinen Traditionen der Völker, als deren älteste sich die religiösen ausweisen, und unter diesen wieder die asiatischen, und zwar die der Heiligen Schrift. Der dritte Teil umfaßt die Kulturgeschichte der altasiatischen Völker sowie der Griechen und Römer; dann hält Herder inne, um aus dem Bisherigen „Humanität als Zweck der Menschennatur" abzuleiten. Die Entwicklung der höheren Kulturstufen schreibt er aber keineswegs blind wirkenden Ursachen, sondern freier menschlicher Tätigkeit unter Leitung der Vorsehung zu. Der vierte Teil führt die Kulturgeschichte weiter. Zwischen die Urgeschichte der germanischen und slavischen Völker und die Staatenbildungen, die aus der Völkerwanderung hervorgingen, ist die verhältnismäßig sehr kurze Besprechung des Christentums gerückt, wobei Herder zwar Christus nicht ausdrücklich als Gott anerkennt, aber doch das Christentum als höchsten Ausdruck der Humanität bezeichnet. Nur in den Hauptumrissen wird dann noch die Kulturgeschichte des Mittelalters weiter skizziert bis zu den großen Entdeckungen am Ende des 15. Jahrhunderts. Für das Papsttum fallen einige freundliche Stellen ab, aber in der katholischen Kirche sieht Herder doch im großen und ganzen nur einen Abfall von den eigentlichen humanitären Ideen des Christentums.

Weiter kam er nicht. Es war schwierig, die folgenden Jahrhunderte als eine konsequente Weiterentwicklung der Humanität zu deuten. Nur fragmentarisch spann Herder seine „Ideen" weiter in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" (1793—1797), vielfach auf das Frühere zurückgreifend, aber ohne die großen Lücken auszufüllen, welche sein universelles Lehrgebäude zum unbefriedigenden Torso machten.

Ebenso fragmentarisch war die weit ausholende kultur- und literaturhistorische Rundschau, welche er in der „Adrastea" (1801—1803) über das

Geistesleben des 17. und 18. Jahrhunderts hielt. Während sein dichterisches Gemüt ihn an die Schwelle der katholischen Kirche führte, drängte ihn seine Stellung zum Luthertum zurück, und von diesem ebensowenig befriedigt wie von Spinoza und von der englisch-französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, vermochte er es nicht, den festen Boden einer haltbaren Philosophie und Theologie zu gewinnen. Die immense Fülle seiner „Ideen" wirkte indes auf seine Zeitgenossen höchst anregend ein und diente ganz neuen Wissenszweigen, einer eigentlich wissenschaftlichen Geographie, Anthropologie, Ethnographie, vergleichenden Philologie, historischen Soziologie und Völkerpsychologie, der Kulturgeschichte und philosophischen Literaturgeschichte zum Ausgangspunkt [1]. Der magere Anteil, den die Theologie an seinen Idealen hatte, wurde freilich dabei meist preisgegeben, und die verschwommene Art und Weise, in welcher er sich über Religion und Christentum ausdrückte, machte es möglich, daß sogar moderne Monisten ihn als ihren Stammvater aufführten, und daß die herbsten Gegner des Christentums sich auf ihn beriefen.

Als Theologe steht Herder überhaupt, trotz seiner immensen positiven Erudition, seines zartreligiösen Gefühls und seiner überaus zahlreichen theologischen und religiösen Schriften in nicht sehr günstigem Lichte da. Seine Schwäche lag darin, daß er sich in Bezug auf Religion nicht von seinem Urteile, sondern vorwiegend vom Gefühle leiten ließ und die Religion selbst zur verschwommenen Gefühlssache herabsetzte [2]. Wie Hamann glaubte er Gott zu fühlen, unter steter Einwirkung des Göttlichen zu stehen. Mochten Ungläubige und Zweifler das Christentum für den Verstand hinwegkritisieren, er hielt es mit vagem Gefühlsglauben in seinem Herzen fest; aber er wollte es ebensowenig wissenschaftlich bewiesen als geleugnet haben. Als Literat sich an Lessing bildend und aufs innigste mit seinen Ansichten vertraut, als Prediger beständig in die Notwendigkeit versetzt, einem noch christlich gläubigen Publikum zu entsprechen, gegen den französisch-englischen Deismus wie gegen die schriftklaubende Orthodoxie gleich eingenommen und vor jeder streng philosophischen Untersuchung des Christentums zurückschreckend, konnte er kaum einen Ausweg aus allen Widersprüchen finden als jenen des dunkeln, verschwommenen Gefühls. Aber damit war auch jede Grundlage einer rationellen Theologie für immer dahin. „Gott" war für ihn ein so vages Gefühl, daß er ihn bei Spinoza wie bei Luther, bei Rousseau und Plato wie bei den Kirchenvätern wiederfand. In Christus nahm er für sich unzweifelhaft etwas Übermenschliches, Wunderbares und Göttliches an, aber in seinen

[1] Vgl. Ch. Joret, Herder et la renaissance littéraire en Allemagne, Paris 1875.

[2] A. Werner, Herder als Theologe, Berlin 1871; O. Pfleiderer, Geschichte der Religionsphilosophie (1883) 198—217; Pünjer, Geschichte der Religionsphilosophie I (1880) 435—451.

Schriften betonte er so sehr den Menschensohn, die Humanität Christi, die rein menschliche Moral Christi, daß jeder Gegner des positiven Christentums sich „sein" Christentum gefallen lassen konnte. Wie der Spinozismus, so fand auch der Naturalismus, der Rationalismus, die vollständigste religiöse Indifferenz in seiner Theologie schonende Unterkunft, wenn sie ihm nur seinen poetischen Mystizismus gelten ließen. Seine theologische Schriftstellerei entwickelte sich überhaupt nicht auf Grund eines einheitlichen systematischen Studiums, sondern ganz gelegentlich und fragmentarisch aus seiner literarischen heraus. Noch 1769 bedauerte er es, nicht eigentlich Literat wie Lessing, sondern Theologe und Geistlicher geworden zu sein. Von der Lektüre Rousseaus wie von der ganzen Geniewut der Sturm- und Drangperiode angeweht, schrieb er dann als Neuvermählter seine „Älteste Urkunde des Menschengeschlechtes", wovon der erste Teil 1774, der zweite 1776 erschien. Mit der dithyrambischen Emphase der Götz- und Wertherzeit erging er sich darin über die ersten Kapitel der Genesis, um sie und die Bibel überhaupt durch die kühnsten Hypothesen gegen den schalen Rationalismus, die philologische Schulexegese und die seichte französisch-englische Freidenkerei zugleich zu verteidigen, nicht als göttliche Offenbarung im streng dogmatischen Sinne, sondern als Gottesmanifestation im freiesten poetischen Sinne, als Ausdruck natürlicher Urreligion, als Quelle aller gemeinsamen Menschheitsüberlieferungen, als Grundbuch der Poesie und sittlichen Kultur für alle Zeiten und Völker. Er trug damit die Impulse der Sturm- und Drangperiode in das religiöse Gebiet hinein und fand deshalb bei den „Genies", besonders bei Goethe, mächtigen Anklang.

Ein ähnlicher Geist durchwehte die ebenfalls noch 1774 erschienene Schrift: „An Prediger, fünfzehn Provinzialblätter". In überschäumendem Brausewasserstil zieht er zugleich gegen alle rationalistischen Freidenker wie gegen alle kühlen, schulmäßigen Apologeten zu Felde, um als Reformator das Predigtamt zu erneuern. Fort mit Metaphysik und Dogmatik! Die Prediger sollen wieder unmittelbare Organe Gottes werden, wie die Patriarchen und Propheten, wie Christus und die Apostel! Eine Ahnung von der wirklichen Aufgabe und Würde der Kirche mischt sich darin mit halbtrunkener alttestamentlicher Begeisterung, altlutherische Bibelverehrung mit dem tiefsten Grimme gegen schulmäßige Buchstabenklauberei. Die Schrift zündete. Nicolai wurde darüber ebenso wütend wie die Berliner Theologen Teller und Spalding. Herders Orthodoxie wurde sehr in Zweifel gezogen. Die nächsten Schriften „Briefe zweener Brüder Jesu in unserem Kanon" (1775), und „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle" (1775) waren nicht dazu angetan, seinen Ruf in den Augen der Orthodoxen zu verbessern. Aus den Aposteln Jakobus und Judas machte er leibliche Brüder des Herrn, aus den ersten Christengemeinden in

Jerusalem ein nasiräisch-ebionitisches Konventikel, aus der nach Luthers „ströhernen" Jakobusepistel einen milden, lieben Toleranzbrief, aus dem Judasbrief dagegen eine zoroastrische, magische, persische Schrift gegen persische Ketzer, aus den Evangelien selbst eine auf altpersischen Grundlagen beruhende ethisch-mystische Predigt, die er hinwieder mit Spinozas Ethik verwandt fand. In ebenso willkürlicher Weise exegesiert er in der Schrift „MARAN ATHA. das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testamentes Siegel", (1779) die Apokalypse. Sie rührt nach ihm unzweifelhaft von dem Verfasser des Johannesevangeliums her, aber sie ist nichts mehr und nichts weniger als eine ausführliche Prophezeiung über die Zerstörung Jerusalems. Das Hohelied dagegen entkleidete er seines mystisch-typischen Charakters; „Lieder der Liebe" nennt er es, „die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande" (1778). Es gehört in Gottes großen Haushalt, wie Salomon überhaupt mit seinen Tugenden und Fehlern; es bezeichnet den „Kranz reiner Jugendliebe des Gottgeliebten", der später als Greis durch die Weiber zum Toren ward, und soll dazu dienen, daß wir uns „aus der süßen Unschuld dieses Liedes Saft der Arznei für unser krankes Jahrhundert bereiten".

Als Lessing die Wolfenbütteler Fragmente publizierte und den „Nathan" schrieb, hatte Herder keine Waffen, um das positive Christentum zu stützen; er bezeugte Lessing persönlich das größte Interesse, wünschte die Herausgabe „des ganzen Werkes", schrieb selbst seine „Briefe, das Studium der Theologie betreffend" (1780—1781), und erklärte darin die Theologie für die liberalste aller Wissenschaften. Mehr als je insistierte er auf dem Studium der Bibel und forderte die Theologen auf, alle philologischen und kritischen Hilfsmittel zu ihrer Erforschung anzuwenden, dann sich aber zu verinnern und „das Göttliche dieser Schriften lebendig anzuerkennen, zu fühlen und anzuwenden". Alle strengere Dogmatik, alle Apologetik, alle tiefere philosophische Erörterung und Begründung des Christentums schiebt er rundweg beiseite: „Ich sehe kein Ende alles Zankes und Haders, als Wahrheit, Auslegung der Schrift, Reinigkeit, Einfalt . . . Nur gegenseitige Toleranz, Bescheidenheit, Freiheit und Wahrheit können mit der Zeit die Geister einigen." Die Hauptsache ist schließlich Moral und Humanität. Und darum sollen die Kandidaten denn wacker Christliches und Heidnisches, Naturalisten und Deisten, Shaftesbury, Rousseau und selbst Spinoza studieren.

Lessing starb inzwischen. Herder befreundete sich zeitweilig inniger mit Goethe und nahm an dessen naturwissenschaftlichen Experimenten und Träumereien den lebhaftesten Anteil. So kann es nicht befremden, daß er mit all seiner gefühlvollen Christgläubigkeit schließlich bei Spinoza anlangte, dessen pantheistischen Gottesbegriff mit nur sehr unwesentlichen Modifikationen sich zu eigen machte und in einer eigenen Schrift verteidigte: „Gott! Einige Gespräche über Spinozas System. Zweite verkürzte und vermehrte Ausgabe" (1800).

„Im Ernst, lieber Jacobi", so schrieb er schon 1784 an diesen Eiferer gegen Spinoza, „seitdem ich in der Philosophie geräumt habe, bin ich immer und jedesmal neu der Wahrheit des Lessingschen Satzes inne geworden, daß eigentlich nur die spinozistische Philosophie mit sich selbst ganz eins ist. . . . Um in Gott die Gottheit zu genießen, mußt Du selbst Mensch Gottes, d. h. es muß etwas in Dir sein, das seiner Natur teilhaftig werde. Du genießest also Gott nur immer nach Deinem inneren Selbst; und so ist er als Quelle und Wurzel des geistigsten ewigen Daseins unveränderlich und unaustilgbar in Dir. Das ist die Lehre Christus' und Moses' und aller Apostel und Propheten, nur nach verschiedenen Zeiten und nach dem Maße der Tiefe von der Erkenntnis und von der Genußkraft eines jeden anders gesagt. Ist der Friede Gottes im Herzen eines einzelnen Wesens, dem er sich mitteilt, höher als alle Vernunft, wie unendlich höher muß er in dem sein, der das Herz aller Herzen, der höchste Begriff aller Vorstellungsarten und innigste Genuß aller Genußarten ist, die in ihm Quelle, Wurzel, Summe, Zweck und Mittelpunkt fanden. Machst Du mir diesen innigsten, höchsten, alles in eins fassenden Begriff zum leeren Namen, so bist gerade Du ein Atheus, nicht Spinoza; nach ihm ist er das Wesen der Wesen, Jehovah. Ich muß Dir gestehen, mich macht diese Philosophie sehr glücklich. Denn sie ist die einzige, die alle Vorstellungen und Systeme vereinigt. — Goethe hat den Spinoza gelesen, und es ist mir ein großer Probierstein, daß er ihn ganz so verstanden hat, wie ich ihn verstehe."

So legte er sich denn Spinoza mystisch-theologisch zurecht. Von seiner mechanischen Naturphilosophie, von den Schulbegriffen der Substanz, der Attribute, der Modi, der Materie als toter, dem Denken koordinierter Ausdehnung wollte er nichts wissen; noch weniger von der mathematischen Demonstriermethode; das war ihm alles als abstrakt und formalistisch zuwider. An die Stelle der spinozistischen Substanz setzte er darum den Leibnizschen Begriff der „Kraft", die „selbständige Urkraft und Allkraft, Grund und Inbegriff aller Kräfte, tätiges Sein", an die Stelle der Attribute die organischen Kräfte, in deren Gesamtheit sich die Gottheit offenbart, und an Stelle der Modi alle Dinge, in denen als in Modifikationen abermals die göttliche Kraft zum Ausdruck kommt. Als ewige Urkraft besitzt Gott ebenso unendliche Denkkraft wie Willenskraft, und darum könne bei diesem Pantheismus nicht von blinder Notwendigkeit die Rede sein.

Die Schrift über Spinoza fällt mit der Ausarbeitung der „Ideen" sehr nahe zusammen und wirft auch einiges Licht auf diese. Es erklärt sich, weshalb dieser Versuch einer allgemeinen Zentralwissenschaft keine Theodicee enthält, das Christentum dem Humanitätsbegriff unterordnet, die Menschheit selbst aber nur als ein Glied in dem allgemeinen kosmischen Entwicklungsgange betrachtet. Die organisierende Kraft (Spinozas „Substanz", Herders „Gott") entwickle sich in der Natur, d. h. der Stufenleiter der Wesen bis empor zum Menschen, die Geschichte sei nur der Entwicklungsprozeß der menschlichen Natur, ihr Ziel die „Menschlichkeit" (Humanität), ihre Form die Freiheit, ihr Gesetz das allgemeine Entwicklungsgesetz alles organischen Lebens. Wenn Herder von einer „göttlichen Vorsehung" spricht, so ist unter

derselben nicht eine Vorsehung im gläubig-christlichen Sinn zu verstehen, sondern die ewige Vernunft, die im Gesetze der Weltentwicklung, in den Geschicken der Welt wie in der Natur selbst immanent wirkt. Wie diese spinozistische Weltanschauung sich in intimem Verkehr mit Goethe entwickelte, dessen lebhafte Billigung fand und praktisch mit der Goetholatrie und naturwissenschaftlichen Sammelwut in Weimar zur Mode wurde, so trat sie zurück, nachdem Goethe sich wieder emsiger der Poesie zuwandte und sich an Schiller anschloß.

Ohne seine „Ideen" zu vollenden, wandte sich Herder nun wieder intensiver der Theologie zu und ließ eine Anzahl theologischer Schriften erscheinen, welche seinem verworrenen philosophischen Standpunkt entsprechen: Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfeste (1794); Von der Auferstehung als Glauben, Geschichte und Lehre (1794); Vom Erlöser der Menschen nach unsern drei ersten Evangelien (1796); Von Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach Johannes' Evangelium (1797); Vom Geist des Christentums nebst einigen Abhandlungen verwandten Inhaltes (1798); Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen (1798). Diese Traktate ließ er dann auch gesammelt in fünf Abteilungen erscheinen „Christliche Schriften" (1796—1799). Sie sind sämtlich wieder fragmentarisch, teilweise in aphoristischem Stile gehalten, ohne systematischen Plan und ohne wissenschaftlichen Zusammenhang. Angeregt und zum Teil beeinflußt wurden sie von den letzten theologischen Streitschriften Lessings, welche einem konsequenten Denker eigentlich nichts übrig ließen als entweder zum ganzen und vollen Autoritätsprinzip in der katholischen Kirche zurückzukehren, oder die letzten Reste von Bibelgläubigkeit entschieden abzustreifen und das Christentum in rein menschliche Moralphilosophie verduften zu lassen. Herder lag alles daran, auch hier wieder einen Mittelweg zu behaupten; es war der alte: fragmentarisches Phantasieren über das Christentum unter den höflichsten Konzessionen an die destruktive Kritik, aber mit mildlächelndem eigensinnigen Beharren auf einem wissenschaftlich haltlosen Gefühlsglauben. Den Bericht der Apostelgeschichte über das Pfingstfest nahm Herder an, erklärte aber das „Reden in Sprachen" als eine Art methodistischer Erweckung, eine plötzlich wunderbar erregte Gottbegeisterung, welche die Apostel zum Predigen trieb.

Die evangelischen Zeugnisse für die Auferstehung Christi wagte er nicht historisch kritisch zu verteidigen, aber, meinte er, „die Wiedererweckung Christi hat, menschlich gefaßt, etwas so Erhabenes, Rührendes und Schönes, daß, wenn sie eine Fabel wäre, man ihr Wahrheit der Geschichte wünschte". Auf Böttigers Einwurf, Christus könne ja scheintot und die Apostel bloße Enthusiasten gewesen sein, weiß er nichts zu erwidern, als die Physiologen sollten das unter sich ausmachen; vor göttlichem und menschlichem Gericht

sei Christus gewiß gestorben gewesen, und ohne Zutun der Menschen, durch Gott sei es geschehen, daß er wieder erweckt wurde. „Ist das Faktum als Geschichte gerettet, so mache jeder daraus, was er will." Er selbst hat wohl, wie an Christi Gottheit, so an seine wunderbare Geburt, Verklärung und Auferstehung geglaubt, aber nur wie eine Liebende an geliebte Träume ihres Herzens, ohne rationelle Bürgschaft, ohne unwandelbare Sicherheit, und darum ohne den festen männlichen Mut, die destruktive Skepsis energisch zu bekämpfen.

In seinem Traktat über „Unsere drei ersten Evangelien" erging er sich in durchaus willkürlichen Hypothesen, nahm ein ungeschriebenes Urevangelium an, das dann durch Markus seine erste skizzenartige Fassung erhalten, das Matthäus für die Hebräer, Lukas für die Hellenen weiter verarbeitet habe; nach einer Pause von 30 bis 40 Jahren sei dann Johannes gekommen und habe die palästinische Evangeliensage nicht nur erläutert, sondern auch geläutert, Christus zum Weltheiland erhoben, seine Lehre praktisch gemacht und so endlich das „Evangelium des Geistes" gestaltet. Naturnotwendig kam er auf solchem Wege völlig auf Lessing zurück und unterschrieb selbst wie früher schon in den „Ideen" dessen latitudinarische, alles positive Christentum zerstörende Formel: „Die sog. Religion an Jesum muß sich notwendig im Fortgange der Zeit in eine Religion Jesu, und zwar unvermerkt und unaufhaltbar verändern."

Je schwächer und ohnmächtiger er vor Lessing die Waffen streckte und ihm vielfach nachschrieb, selbst die Gottheit Christi, die ewige Zeugung Christi, die Dreipersönlichkeit Gottes zu den wertlosen Lehrmeinungen rechnete, desto kecker und zelotischer fiel er in den andern zwei Schriften „Vom Geist des Christentums", „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" über die katholische Kirche her, entwarf von ihrem Kultus ein unwürdiges Zerrbild und stellte sie schließlich geradezu als „Antichristentum" seinem seichten „Evangelium des Geistes" gegenüber.

„Man zerstörte", so sagt er unter anderem, „die Tempel der Abgötter und baute sich aus den Trümmern der alten neue Tempel, da das alte Christentum nur Versammlung der Gemeine, Bethäuser gekannt und unter heidnischen Völkern lieber ihre Gerichtshäuser als Götzentempel zur Versammlung gewählt hatte. Opfer sollten dem Christentum durchaus unbekannt sein; und doch wollte man auch ihrer nicht entbehren. Man ließ nicht nach, bis man zu einem durch die kühnste magische Verwandlung bewirkten, ewig blutenden (?) Zauberopfer gelangt war, solches mit Pomp Gott nicht nur täglich vorhielt, sondern täglich erschuf und machte. Diesen Pomp ansehnlich darzustellen erfand man Altäre, Wandelgänge, Priester, Priesterordnungen, heilige Gewande — ein Apparat, den man aus dem Juden- und Heidentum zusammentrug, dem zu Gefallen man die geistigsten Symbole wiederum in körperliche zurückzwang und reine Gedankenbilder aufs neue zu Schattengestalten machte. Da diese Gebräuche aus verschiedenen Völkern genommen, dem Genius der verschiedensten Völker bequemt, überhaupt aber in einem rohen Zeitalter zusammengeordnet wurden, so erhielt das

Ganze derselben eine so groteske Gestalt, daß ein großes Gewöhnen der Sinne und eine tiefe Resignation dazu gehört, um nicht manche derselben kindisch oder ärgernd zu finden. . . ."

Trotz seiner Hinneigung zur katholischen Poesie hat Herder überhaupt ebensowenig wie die andern Toleranzprediger des 18. Jahrhunderts irgend welche wahre Toleranz gegen die katholische Kirche besessen, sie vielmehr mit dem echten alten Hasse Luthers gehaßt und, während er in der hellenischen Kunsterinnerung des heidnischen Rom förmlich schwelgte, das christliche Rom in der unziemlichsten Weise verunglimpft:

Daneben sah ich, darf ich dich auch nennen,
Du inhumanes alt' und neues Rom!
Doch wer wird dich im Namen nicht schon kennen,
Du Kapitol und du Sankt Peters Dom?
Du Pfuhl, aus dem die Erde zu verbrennen
Ausging ein alter und ein neuer Strom,
Von Kriegern einst bewohnt und Senatoren,
Von Pfaffen jetzt bewohnt und Monsignoren.

Ich lernte dich und deiner teuern Prinzen
Und deiner Prinzessinnen schönes Heer,
Die Wüste deiner darbenden Provinzen
Und deiner Wissenschaften totes Meer,
Die Weisheit lernt' ich sehn mit Augen blinzen,
Die Andacht sehn, von altem Taumel schwer,
Die Heuchelei mit stolzen Sklavenmienen,
Den Knecht der Knechte, dem die Völker dienen.

Dagegen ließ er sich nicht nur Lessings Theorie von der „Seelenwanderung" gefallen, sondern arbeitete dieselbe andächtig weiter aus und schwärmte für die Freimaurerei, feierte sie in begeisterten Aufsätzen und freute sich noch über die französische Revolution, als Karl August und Goethe bereits gegen die Franzosen zu Felde gezogen waren und das klassische Weimar sonst nichts mehr von französischer Freiheit wissen wollte.

„Wir Protestanten", schrieb er, „wollen für die verfallenen Altäre, die säkularisierten Nonnenklöster, die eidbrüchigen Priester keine Kreuzzüge tun; oder der Papst sowohl als die hohe Klerisei der Franzosen würde über uns lachen, daß wir rächen wollen, was wir selbst getan haben und in dessen Besitz wir uns forterhalten."

Erst nach der Hinrichtung des Königs wandte er sich endlich von der Revolution ab und repristinierte in den „Humanitätsbriefen" (1793) „Luthers Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen", d. h. eine Blütenlese aus jenen Schriften, in welchen Luther nach dem Bauernkriege das mißleitete Volk schnöde der absoluten Fürstengewalt überantwortete.

Im Jahre 1795 revidierte Herder das Weimarische Kirchengesangbuch, wobei er trotz all seiner früheren schönen Theorien über Volkspoesie und

Kirchengesang von dem wässerig didaktischen Gellert allein 37 Nummern, dazu noch viele ebenso poesie- und weiheloſe von Münter, Cramer und Schlegel in dasselbe aufnahm. Im Jahre 1798 leitete Herder eine Revision des Landeskatechismus ein; in diesem und dem folgenden Jahre gelang es ihm auch, neue Listen von obligatorischen Predigttexten einzuführen.

Die letzte Periode in Herders theologischem Wirken bezeichnet ein doppelter Kampf, und zwar der schmerzlichste, den er während seines Lebens führte, der Kampf gegen den Kantianismus und gegen die independente Ästhetik der Dichter Goethe und Schiller. In seiner spinozistischen Geschichts- und Naturauffassung hatte Herder offenbar geglaubt, eine Vermittlung zwischen seinem Gefühlsglauben und der Wissenschaft zu finden, welche der Theologie und ihm selbst eine maßgebende Stellung sicherte. Das war nicht der Fall. Allüberall verbreitete sich die Kantsche Philosophie. Die junge Generation schloß sich ihr begeistert an. In Jena kam sie oben auf. Selbst Goethe schloß sich an den Kantianer Schiller an. Die Romantiker gingen ihre eigenen Wege. Herder sah sich überall zurückgedrängt; auch die weimarischen Theologiekandidaten achteten seiner Autorität nicht. Sein Plan, durch eine Art Lyzeum zu Weimar den jenensischen Einfluß zu paralysieren, schlug fehl. Persönlich verbittert, entschloß sich Herder nun, Kant selbst anzugreifen, und schrieb seine „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft", die in zwei Teilen 1799 erschien, nach Haym „ein Ganzes dilettantischer Philosopheme". Sie mißglückte ebensosehr wie die verkappten Angriffe, welche er in den letzten Sammlungen der Humanitätsbriefe (1795) gegen Goethe und Schiller geführt hatte. Ohne eigentliche philosophische Schulung, nur an poetisierende, fragmentarische Behandlungsweise gewöhnt, war er der dialektischen Schärfe und Systematik Kants nicht entfernt gewachsen, klagte ihn wohl auf allen Punkten, aber ohne stringente Beweise, der Willkür an, zeigte einzelne Schwächen seines Systems auf, wußte ihm aber nichts Besseres gegenüberzustellen als seinen eigenen verschwommenen Pantheismus, der mit Kant alle Beweise für einen außerweltlichen Gott verwarf, die ganze Philosophie und Theologie auf eine unbewiesene und unbeweisbare Vernunfterkenntnis der höchsten Vernunft aufbaute. Kant wies Herder nach, daß er ihn in vielem nicht einmal richtig verstanden hatte. Der Sieg war entschieden auf seiner Seite. Doch sind Herders „Ideen" nicht ganz ohne Einfluß auf Schelling, Hegel und andere Philosophen geblieben. Der Angriff auf Kants Ästhetik in der „Kalligone" ging dagegen ziemlich wirkungslos vorüber. Goethe und Schiller kümmerten sich darum ebensowenig als um die moralisierenden Klagen, mit welchen Herder in der „Adrastea" gegen ihre literarischen Leistungen und gegen das Weimarer Theater polemisierte.

Als Kanzelredner verschmähte Herder die eigentliche oratorische Kunst, gefiel sich in kurzen, geistreichen Homilien und erntete für seine gelegentlichen

Festreden, die nicht entfernt an die Meisterwerke französischer oder italienischer Kanzelberedsamkeit hinanreichen, einen wohlfeilen Ruhm, weil seine meisten Amtsbrüder noch schlechter predigten. Zündenden Schwung besitzen nur seine Jugendschriften, und zwar merkwürdigerweise diejenigen zumeist, welche es, wie die „Älteste Urkunde", eigentlich auf Gelehrsamkeit abgesehen hatten. Dagegen wuchs der Reichtum seiner Ideen wie die Reife und Fülle seiner Sprache im Verlaufe seiner staunenswert vielseitigen Schriftstellerei [1].

Herders Cid [2].

Herders „Cid" gehört zum wertvollsten Bestande unserer neueren klassischen Literatur. Es war die letzte Gabe, welche der geniale, universell angelegte Dichter seiner Nation hinterließ, der letzte Klang jenes vielsprachigen Konzertes, in welchem er die Poesie aller Völker gewissermaßen zum Gemeingut des seinigen zu machen versucht hatte. Von seinen einstigen Freunden ziemlich vernachlässigt und nicht mehr fähig, sich in die Bühnenfreuden und Theaterbestrebungen des damaligen Weimar hineinzufinden, vereinsamt und verstimmt, tröstete er sich im Winter 1802 auf 1803 vorzugsweise an der Bearbeitung des „Cid", die ihn wirklich fesselte, hob und erfreute, so daß er einzelne Stücke nicht ohne tiefste Bewegung vorlesen hören konnte. Es gelang ihm noch, das Werk zu vollenden. Am 12. Juli übergab er es seiner Frau, als er im Begriffe stand, zu einer Badekur nach Eger abzureisen. Doch die Herausgabe erlebte er nicht mehr. Nach seiner Rückkehr traf ihn im September ein Schlaganfall, am 18. Dezember starb er. „Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen", erschien erst zwei Jahre später zu Tübingen. Der Titelvermerk „Nach spanischen Romanzen" führte allgemein zur Annahme, die Dichtung sei unmittelbar nach spanischen Romanzen ausgeführt, bis die Untersuchungen Reinhold Köhlers (1867) ergaben, Herder habe hauptsächlich aus einer französischen Prosabearbeitung derselben geschöpft, aber Ton und Form so meisterhaft getroffen, daß man seine Arbeit eine deutsche Rekonstruktion der spanischen Romanzen nennen könnte.

Schon für seine „Volkslieder" oder „Stimmen der Völker" begann Herder im Jahre 1777 auch spanische Romanzen zu sammeln. Aus einem Cancionero de Romances (Anvers 1568) schrieb er sich damals selbst 38, darunter 10 über den Cid, ab; doch kamen von diesen Cid-Romanzen und von den historischen Romanzen überhaupt keine in jener Sammlung der „Volkslieder" zur Verwendung, sondern nur andere teils aus jenem

[1] Sämtliche Werke, herausgeg. von J. G. Müller, Stuttgart 1805—1820, 45 Bde; Stuttgart 1827—1830, Cotta, 60 Bde; herausgeg. von H. Düntzer (Berlin, Hempel) 24 Bde; Neue kritische Ausgaben von Suphan 1877 ff.

[2] Stimmen aus Maria-Laach LIV (1898) 32 514—522.

Romancero, teils aus Gil Polo, Gongora und Perez de Hita entnommene Stücke. Erst die in der französischen Romanzeitschrift erschienene Prosabearbeitung scheint seine Aufmerksamkeit von neuem auf den Cid gelenkt zu haben[1]. Dieselbe lehnte sich an die Romanzensammlungen von Juan de Escobar, Francisco Metge und Miguel de Madrigal. Der Abschluß dieser Bearbeitung erschien erst in einem folgenden Band der Romanbibliothek 1784. Herder muß denselben nicht beachtet haben. Denn er übersetzte wenigstens nur den ersten Teil der französischen Bearbeitung und sah sich für die noch fehlenden Romanzen nach spanischen Vorlagen um. Eine solche fand er in der Romanzensammlung des Lorenzo de Sepulveda und ergänzte danach seinen unvollendeten Romanzenkranz[2]. Diese zweite Quelle ermöglichte es ihm zugleich, in den früheren Romanzen manches abzuändern, was den Verlauf der Erzählung störte, und das ganze auch in Form und Ausdruck mehr abzurunden.

In dieser nochmals überarbeiteten Fassung ließ er die ersten 13 Cid-Romanzen im Frühjahr 1803 in seiner „Adrastea" erscheinen, die folgenden Romanzen (14 bis 22) kamen erst 1804, nach seinem Tode, in einer weiteren Fortsetzung der „Adrastea" heraus, der ganze „Cid" erst im darauffolgenden Jahre.

Das ganze Werk ist weder eine bloße Übersetzung, noch eine bloße Bearbeitung, noch auch eine völlig selbständige Dichtung. Im ersten Entwurf ging es über eine Übersetzung, und zwar über eine solche zweiter Hand allerdings nur wenig hinaus, aber schon die Hinzuziehung einer zweiten Vorlage gewährte mehr Unabhängigkeit, und durch die Schlußredaktion erhielt es einigermaßen das Gepräge eines einheitlichen neuen Werkes.

A. S. Vögelin hat den Herderschen Text neben der französischen Prosabearbeitung und diese wieder neben den entsprechenden spanischen Originalromanzen und einer ziemlich wörtlichen Übersetzung derselben drucken lassen, so daß sich jeder Schritt für Schritt vergegenwärtigen kann, was aus der französischen, was aus der spanischen Vorlage stammt und was endlich dem deutschen Dichter selbst zuzuschreiben ist[3]. Man sieht hier, wie er bald wörtlich, bald freier übersetzt, bald Stellen ausläßt, bald andere umstellt, bald Ausdruck oder Wortstellung verändert, bald eine ganze Reihe von Versen in einen einzigen zusammenzieht, bald die Aus-

---

[1] Reinhold Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle, Leipzig 1867.

[2] Herders Poetische Werke, herausgegeben von Karl Redlich IV, Berlin 1884, 566 567. Vgl. R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken II, Berlin 1885, 819 ff.

[3] A. S. Vögelin, Herders Cid. Die französische und die spanische Quelle zusammengestellt, Heilbronn 1879, Henninger.

drücke verschärft oder mildert, doch nur selten breiter paraphrasiert, nur selten eigentlich von dem Seinigen hinzusetzt und nie eine selbsterfundene Romanze hinzudichtet.

So umfaßt sein Romanzenkranz sachlich den ganzen Stoffumfang der spanischen Romanzeros; aber während diese sehr oft eine und dieselbe Romanze in zwei bis drei verschiedenen Fassungen oder Varianten wiedergeben, bietet seine Sammlung je nur eine, in den vorderen die schon von dem französischen Bearbeiter gewählte Form des Escobar, in den wenigen letzten die des Sepulveda. Dadurch wird eine ununterbrochene Folge und Einheit der Erzählung hergestellt, diese selbst aber gewinnt durch die vielen Kürzungen und den knapperen Vortrag, die Freiheit des Ausdrucks und den Mangel der spanischen Assonanz einen selbständigeren, mehr modernen und deutschen Charakter. Die einzelnen Stücke verlieren von der Abrundung, die sie im Spanischen für sich besitzen; die bloße Sammlung verwächst beinahe zur einheitlichen Epopöe.

Diese Einheit erstreckt sich jedoch nur auf die Handlung, nicht auf Stimmung, Kolorit und Diktion. In Bezug auf letztere bleiben die verschiedenartigen Quellen einigermaßen erkennbar. Fast jedem Leser müssen die weichen, sentimentalen Romanzen 11—14 auffallen, in welchen Ximena über Liebe philosophiert und der sonst so eherne Cid „in der stillen Mitternacht" unter ihrem Fenster seufzt. Dieselben stammen denn auch wirklich nicht aus spanischen Romanzen, sondern sind von dem französischen Bearbeiter hinzugedichtet. Dem Erfolg der Dichtung dürfte das indes wohl kaum geschadet haben. Dieser Zug ist durchaus modern, und ein ansehnlicher Teil des Publikums liebt solches Zuckerbrot weit mehr als eigentlich epische, männlich kraftvolle Poesie.

Da die französische Bearbeitung sich im übrigen ziemlich genau an die Texte Escobars anschließt und dieser durchweg die ältere Fassung der Romanzen wiedergibt, so hat die Benützung derselben dem Werke nicht gerade geschadet, zumal Herder feinfühlig genug war, um manche Schwächen zu verbessern und seinen Ausdruck dem ursprünglich spanischen wieder näher zu bringen. Mitunter wird durch sein Anlehnen an die französische Vorlage aber nicht nur der Ausdruck abgeschwächt, sondern sind auch echte Kraftstellen der älteren Romanzen verloren gegangen. Man vergleiche z. B. den berühmten Reinigungseid, welchen der Cid dem König Alfons abnimmt, in der Fassung der spanischen Romanze mit jener bei Herder[1].

[1] Ebd. 194—197, mit einigen Abänderungen der Übersetzung des spanischen Romanzentextes.

(Spanische Romanze.)

In Sankt Agueda zu Burgos,
Wo die Edelleute schwören,
Nahm den Eid man ab Alfonso
Wegen seines Bruders Mord.
Ab nahm ihn der wackre Cid ihm,
Dieser wackre Cid Kastiliens,
Über einem Eisenriegel
Und von Holz auf eine Armbrust,
Und ein Buch der Evangelien,
Und ein Kruzifix in Händen.
So gewaltig sind die Worte,
Daß erschrickt der edle König:

„Bauern sollen dich erschlagen,
Bauern, Ritter nicht, Alfonso,
Aus Asturien, aus Oviedo,
Ja nur keine Kastilianer;
Töten dich mit Ochsenstacheln,
Nicht mit Lanzen noch mit Spieße
Nur mit horngestielten Messern,
Nicht mit goldverzierten Dolchen;
Schlarpen sollen an den Füßen,
Keine Riemenschuh, sie tragen,
Strohgeflochtne Mäntel tragen,
Nicht von Flandrertuch noch Fries,
Und von Werg die groben Hemden,
Nicht von Leinwand noch gestickt.
Reiten soll'n auf Eselinnen
Sie, und nicht auf Roß noch Maultier;
Ihre Zügel sei'n von Stricken,
Nicht von feingeziertem Leder;
Töten soll'n sie dich im Felde;
Nicht in Städten noch in Flecken;
Sollen dir das Herz lebendig
Aus der linken Seite reißen,
Wenn du nicht die Wahrheit redest
In der Frage, die wir stellen,
Ob du mitwarst oder nicht
Bei dem Morde deines Bruders."
„Amen, Amen", sprach der König,
„Nie war ich in solchem Frevel."
Zu drei Malen nahm den Eid er,
So viel Male fragt' er ihn.
Und der König, so gedrängt sich
Sehend, ward dem Cid ergrimmt.

(Herder.)

Vor'm Altare der Gadea

Knieend, seine Hand geleget
Auf das Evangelium,
Und ein Eisenschloß und eine
Leimrut, so, das Haupt entblößt,
So erwartet Don Alfonso
Seinen Eidschwur vor dem Cid.
Fürchterlich war dieser Eidschwur,
Schrecklich war's, ihn anzuhören,
Grausenvoll dem, der ihn tat:

„Feig ermordet müss' ich werden
Von den Niedrigsten der Menschen,
Wie Don Sancho von Bellido;
Mein Gedächtnis sei entehrt.

Ausgerissen aus der linken
Seite soll das Herz mir werden,
Und verschlucken müss' ich es,
Wenn ich nicht die Wahrheit sage,
Daß am Morde meines Bruders
Ich durch Wollen, Rat und Wissen
Habe nicht den kleinsten Teil."
„Sprechet Amen!" rief der Cid.
Und also zu dreien Malen
Wiederholte Don Alfonso
Den ihm vorgesagten Eidschwur:
„Sprechet Amen!" rief der Cid.

Unverwandt, mit Feuerblicken,
Flammend von des Zornes Flamme,
Sah, als er den Eid ablegte,
Sah Alfonso an den Cid.

Hier trägt die ursprüngliche Fassung unzweifelhaft mehr den objektiven Charakter urwüchsiger Volkspoesie, wenn auch Herder das Wesentlichste der Sache wiedergibt und seine Fassung dem modernen Leser vielleicht mehr zusagen mag.

Nur äußerst selten treffen seine Abänderungen einen wirklich wesentlichen Punkt, wie z. B. bei der Überlistung der zwei Juden. Schon das Poema stellt dieselbe als eine an sich verwerfliche, dem Cid nur durch die Not abgerungene Handlung dar und läßt ihn zu Martin Antolinez sagen, man solle die Kisten bei Nacht hintragen, damit es die Christen nicht sähen:

De noche lo lieuen que no lo vean christianos,
Vealo el Criador con todos los sos santos.
Yo mas non puedo e amydos lo fago [1].

Zur Nachtzeit soll man bringen es, daß Christen es nicht sehn,
Seh' es der Schöpfer immerzu mit allen seinen Heil'gen!
Ich kann nicht anders, und ich tu' es wider meinen Willen [2].

Dieser Auffassung ganz entsprechend ruft der Romanzendichter aus:

¡O necesidad infame,
A quantos honrados fuerzas,
A que por salir de ti
Hagan mil cosas mal hechas!

O Notwendigkeit, schmachvolle!
Wie viel Edle zwingest du,
Daß, dir zu entgehn, sie üben
Tausend schlimm getane Taten!

Auch der französische Bearbeiter gab dieses einigermaßen wieder: Infâme nécessité! comment as-tu pu mordre sur l'âme du Cid, et lui fair employer le seul subterfuge de sa glorieuse vie? [3] Herder ließ jedoch diese Stelle aus und übersetzte nur den Beisatz des Franzosen: Le Cid n'en eut pas la moindre honte.

Tat dem Herzen Cids das wehe?
Nicht im mindsten. Herzhaft tat er's,
Voll Vertrauen auf sein Glück.

Von den legendenhaften Romanzen, die sich bei Sepulveda finden, hat Herder zwei weggelassen: die Erscheinung des hl. Lazarus in Gestalt eines Aussätzigen und die Erzählung von dem Juden, der die Leiche des Cid am Bart zupft. Die erste hat Herder indes doch übersetzt, und in der Suphanschen Gesamtausgabe von Herders Werken ist sie zwar nicht in den Text eingerückt, aber doch als Anhang beigedruckt. Da die Legende sich schon in der

[1] K. Vollmöller, Poema del Cid, Halle 1879, Niemeyer, V. 93—95.
[2] O. L. B. Wolff, Das Gedicht vom Cid, Jena 1850, V. 94—96, S. 4.
[3] Vögelin, Herders Cid 228 229.

Crónica rimada findet und mithin zum ältesten Bestand der Cid-Romanzen gehört, verdient sie es jedenfalls, künftig in katholische Schulausgaben aufgenommen zu werden; auch für nichtkatholische schließt sie eigentlich nichts Gefährliches ein. Denn daß die Spanier und auch andere Völker von den frühesten Zeiten des Mittelalters an zu dem Grabe des hl. Jakobus zu Compostela wallfahrteten, ist eine so bekannte und wohlverbürgte Tatsache, daß sie sich doch nicht totschweigen oder ignorieren läßt. Daß dem Cid aber für seine heldenmütige Barmherzigkeit reicher Segen auch schon hienieden verheißen wird, verstößt sicher nicht gegen die Grundsätze des Evangeliums, da der Herr selber sagt: „Was ihr in meinem Namen dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan." Die Romanze folgt im spanischen Romancero wie in der Crónica rimada auf die Hochzeit des Cid und leitet gewissermaßen seine übrigen Heldentaten ein. Herders Übersetzung lautet[1]:

Für so manches Glück im Kriege
Unternimmt Rodrigo dankbar
Eine Wallfahrt nach San Jago.
Abschied nimmt er von dem Kön'ge,
Der ihm reiche, reiche Gaben
Mit zum heil'gen Grabe gibt.

Zwanzig stattliche Vasallen
Ziehen mit ihm; wo er ziehet,
Gibt und spendet er den Armen
Und den Stiftungen für solche
Reichliche Almosen aus.

Unterweges hört auf einmal
Ein tiefe Wehklag' er.
An dem Boden eines Sumpfes
Lieget ein Aussätziger:
Traurig flehet er um Gottes
Und der Mutter Gottes wegen
Um Erbarmung; Don Rodrigo
Steigt herab von seinem Maultier,
Hilft dem Kranken auf den Sattel,
Setzt sich hinter ihn; so kommen
Endlich sie zur Herberg' an.

Auszuruhen diese Nacht hier
Setzen alle sich zur Tafel,
Eine Abendsuppe speisend,
Der Aussätz'ge neben Cid.

Diesen Anblick nicht ertragend,
Stehen auf die Reis'gefährten:
Suchen sich ein andres Haus:
Don Rodrigo teilt dagegen
Mit dem Armen Bett und Kammer,
Bis um Mitternacht ein Schlag ihn,
Wie ein Windstoß auf die Schultern,
Auf die Brust hin unsanft weckt;
Und sein Kranker ist verschwunden
Von dem Lager, aus der Kammer;

Eilig läßt er Licht sich geben,
Sucht umher; jedoch umsonst.
Wundernd leget er sich nieder,
Denkend mancherlei Gedanken,
Als ein Mann in weißen Kleidern
Glänzend vor sein Lager trat:

„Schläfst du", sprach er, „Freund Rodrigo?"
„Nein, ich wache, wer bist du?"

„Lazarus bin ich, der Kranke,
Den du eben nur um Gottes
Und der Mutter Gottes willen
Also gütig pflegetest,

Und ich komme dir zu sagen,
Daß dich Gott vor andern liebet,
Und vor andern dir die Wünsche
Deines Muts erfüllen wird.
In Gefechten wie in Schlachten
Wirst du siegreich und gefürchtet
So von Mohren wie von Christen
Tag für Tag an Ruhme wachsen;
Segen Gottes ist mit dir."

[1] K. Redlich, Herders Poetische Werke IV 547 548.

Ausgesprochen diese Worte,
Schwand die himmlische Erscheinung.
Don Rodrigo kniet zur Erde,
Gott und der Maria dankend;
Dann vollendet er die Wallfahrt,
Kehrt zurück nach Calahorra;
Freundlich nimmt ihn auf der König.
Und kaum hat er ausgeruhet,
Geht er mit Martin Gonsalez,
In den Kampf; der Sieg ist sein.

Aus welchem Grunde Herder diese Romanze nicht in seinen „Cid" aufgenommen hat, wissen wir nicht. Abneigung gegen deren katholisches Gepräge dürfte es kaum gewesen sein, da er andere ähnliche Züge der Dichtung mit sichtlicher Liebe und Schonung beibehalten hat. So läßt er z. B. den Armeebefehl des Cid nach der Eroberung von Valencia (Romanze 52) mit den schönen Worten beginnen:

Da die Königin des Himmels,
Die gebenedeite Jungfrau,
Uns, Valencia zu erobern,
Hilfreich beigestanden hat,
Pedro, so geht zu den Mauren,
Schafft den Leidenden Erquickung
Und dem Totenheer ein Grab.

Diese Stelle hat er selbst gedichtet, da sie im spanischen Text nicht steht, der französische nur besagt: Puisque la bénite Vierge nous a fait la grâce de conquérir Valence.

Bei der Erscheinung des hl. Petrus am Krankenlager des Cid gibt Herder zwar den Titel Príncipe del apostolado nur mit „Apostel" wieder, im übrigen aber ist seine Romanze ein treues Abbild der spanischen[1].

(Spanische Romanze.)

In Valencia war der Cid
Von Strapazen sehr ermüdet,
Müde von so vielen Kriegen,
Die an ihm vorüberzogen.
Hingestreckt auf seinem Bette
War der wackre Cid gelagert,
War voll sorgender Gedanken
Ob so wicht'ger Dinge Kunde,
Flehte auf zu Gott im Himmel,
Daß er stets für ihn eintrete,
Und aus solcher großen Fährnis
Ehrenvoll zum Heil ihn führe.
Als der Cid sich's nicht versah,
Sah er einen Mann zur Seite,
Strahlenhellen Angesichts,
Wie von krausem Glanze leuchtend,
Also weiß wie frischer Schnee,

(Herder.)

Matt von Kriegen, matt von Kämpfen,
Lag der Cid auf seinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene,

Als er neben sich am Bette
Leuchten sahe, welchen Glanz!
Einen Mann an seiner Seite
Sah er; heiter war sein Antlitz,
Glänzend, und sein Haar gekräuselt,

[1] Vgl. Vögelin a. a. O. 324—329.

Duftend wie aus Himmelshöhen.
Dieser sprach: „Schläfst du, Rodrigo?
Komm zu dir und werde wach!"
Zu ihm sprach der Cid: „Wer seid Ihr,
Der Ihr also mich gefragt?"
„San Pedro bin ich geheißen,
Des Apostelkreises Fürst;
Dir zu sagen komm' ich, Rodrich,
Anders sollst du nicht mehr sorgen,
Und die Welt mußt du verlassen,
Gott ruft zu der andern dich
Und zum Leben ohne Ende,
Wo die Heil'gen sich erfreuen.
Sterben wirst in dreißig Tagen
Du von heut, wo ich dies rede.
Gott liebt dich gar sehr, o Cid,
Und verlieh dir diese Gnade,
Und du wirst nach deinem Tode
Noch Bucar im Feld besiegen.
Deine Völker werden kämpfen
Gegen sein gesamtes Heer,
Unterm Schutz wird das geschehn
Des Apostels Santiago.
Büße also deine Sünden,
Daß, wenn du gestorben bist,
Du zur Glorie mögst gelangen;
Denn es hat Gott mir zuliebe
Alles dieses angeordnet,
Weil du hast geehrt mein Haus,
Das Cardeña gab den Namen."
Als der wackre Cid das hörte,
Hat er große Freud' empfangen,
Sprang alsbald von seinem Bette,
Warf sich nieder auf die Knie,
Um die Füße ihm zu küssen,
Dem Apostel gut und heilig.
Doch Sankt Petrus sprach: „Rodrigo,
Davon bist du schon entschuldigt;
Denn zu mir kannst du nicht kommen,
Gib dir nicht vergebne Mühe.
Aber nimm für völlig sicher
Dieses, was ich dir verkündigt."
Sprach es, und zurück zum Himmel
Kehrt der heilige Apostel.
Rodrigo blieb wohlzufrieden,
Frohen Muts und reich getröstet,
Gott den größten Dank bezeugend
Für das, was er ihm verliehn.

Weiß wie Schnee; er saß ehrwürdig
Da, in süßem Himmelsduft.
„Schlummerst du, mein Freund Rodrigo?"
Sprach er. „Auf! ermuntre dich."
„Und wer bist du?" sprach der Feldherr,
„Der im Wachen mit mir spricht?"
„Pedro bin ich, der Apostel,
Dessen Haus dir so beliebt ist.
Hergesandt auf deine Sorgen,
Komm' ich, zu verkünden dir,
Daß dich Gott nach dreißig Tagen
Rufet in die andre Welt,
Wo dich alle deine Freunde,
Wo die Heil'gen dich erwarten.

Um die Freunde, die du lässest,
Um Ximenen sei nicht bange;
Aufgetragen meinem Vetter,
Dem San Jago, ist ihr Sieg.
Mache fertig dich zur Reise
Und bestelle froh dein Haus."

Dies gehöret, sprang Rodrigo
Munter auf von seinem Lager,
Will dem heiligen Apostel
Dankend froh zu Fuße fallen;

Doch die himmlische Erscheinung
War hinweg; er stand allein.

Herder hat hier die 65 Verse der spanischen Romanze auf 35 verkürzt. Einzelne ansprechende kleine Züge und Wendungen sind dabei weggefallen; doch im ganzen hat diese Romanze, wie überhaupt die breiteren Romanzen des Sepulveda, durch Herders Umformung eher gewonnen als verloren. An Stelle der Einfachheit tritt zwar etwas mehr Künstlichkeit, aber wo jene sich allzusehr nüchterner Prosa nähert, tritt dafür auch unverkennbar ein mehr poetischer Anhauch. Herder hat hier wie an manchen andern Stellen die Vorlage mehr als Stoff denn als Vorlage behandelt und mit diesem Stoff wirklich dichterisch gewaltet.

Was ihn von früher Zeit zum Cid hinzog, das war die Verwandtschaft dieser ältesten spanischen Poesie mit der homerischen: ihre einfache Größe, Natürlichkeit, nationale Volkstümlichkeit. „Die Geschichte des Cid", sagt er schon in der Ankündigung seiner Volksliedersammlung, „ist in ihren Romanzen so reich an trefflichen Szenen, an hohen Empfindungen und Lehren als (wage ich's zu sagen?) Homer selbst." Diese Auffassung und die ihr entsprechende Liebe und Begeisterung erhoben seine Arbeit weit über die mechanische eines bloßen Übersetzers oder Bearbeiters. Er hat sich den poesievollen Stoff wirklich angeeignet und ihn der deutschen Literatur einverleibt.

Mochten auch Gervinus und andere Kritiker den Wert seiner Dichtung ziemlich niedrig anschlagen, die Mehrheit des deutschen Volkes hat ihr die wärmste Bewunderung entgegengebracht, sie hat sich ihren Platz neben den ansehnlichsten epischen Leistungen der deutschen Klassiker verschafft, Goethes „Hermann und Dorothea" nicht ausgenommen. Von allen Werken Herders ist es das volkstümlichste geworden. Es ist nicht nur in den „Gesammelten Werken" und in vielen Klassikerausgaben, sondern auch in zahlreichen Einzelausgaben verbreitet. Stücke daraus stehen fast in jedem Lesebuch. Selbst die Ergebnisse der Kleinforschung über den Ursprung des Werkes haben dem Ruhm des Dichters kaum einen Abbruch getan. Wilhelm Scherer nennt es treffend ein „Epos in Liedern" und stellt es an die Spitze jener epischen Romanzendichtungen, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts das eigentliche Epos in der öffentlichen Gunst weit zurückgedrängt haben.

Als ein Hauptverdienst von Herders „Cid" aber dürfen wir es wohl betrachten, daß durch denselben ein reicher Schatz katholischer mittelalterlicher Poesie auch dem protestantischen Deutschland eröffnet worden ist und mit dazu beitrug, auf dem Gebiete der Literatur freundlichere Beziehungen zwischen den getrennten Bekenntnissen anzuknüpfen. Die schöne katholische Dichtung, das glorreichste Erbstück der ältesten spanischen Poesie als letztes Vermächtnis des Superintendenten von Weimar, läßt uns den Tag erhoffen, wo man sich von hüben und drüben wieder verstehen und Deutschland in der katholischen Kirche ebensowenig eine feindliche Macht mehr erblicken wird wie in den universellen Ideen Gottfried v. Herders.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 1750—1819[1].

Die letzten 19 Jahre des Grafen Fr. Leop. zu Stolberg, sein reiches, freies, rüstig voranschreitendes Geistesleben im Schoß der katholischen Kirche, sein segenvolles väterliches Walten im Kreise einer echt deutschen, echt christlichen Familie, sein bedeutsames Wirken als christlicher Schriftsteller und Wiederbeleber kirchlichen Lebens in Deutschland — alles zum erstenmal vollständig quellenmäßig dargestellt, meist mit seinen eigenen Worten aus dem bisher noch ungehobenen Schatze seiner umfangreichen Privataufzeichnungen und Korrespondenzen, dargestellt von einem der tüchtigsten Geschichtsforscher und Geschichtschreiber der Gegenwart, der, den weiten Stoff völlig beherrschend, in anspruchsloser Bescheidenheit hinter denselben zurücktritt, um die Biographie zu einer Selbstbiographie Stolbergs werden zu lassen — das ist der eigentümliche Inhalt, Wert und Reiz von Johannes Janssens 1877 zuerst ausgegebenem Werke „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche". Aus beinahe 3000 Briefen des Familiennachlasses hat Janssen die wertvollsten und wichtigsten ausgewählt, sorgfältig geordnet und durch biographische Notizen zu einem lebensvollen Ganzen verbunden, in welchem die unparteilichste Objektivität der Geschichte mit dem anziehenden Reiz unmittelbarer vertraulicher Mitteilung an uns herantritt. In dem schönen authentischen Lebensbild liegt nicht nur die beste Apologie des großen Konvertiten, sondern auch eine Apologie jenes wahren Fortschrittes und jener echten Geistesfreiheit, welche er durch das vielverleumdete „Opfer des Verstandes" erlangte. Denn unwiderleglich, quellenmäßig wird uns hier das Urteil des Protestanten Dr Alfred Nicolovius bestätigt: „Der Friede, den er (Stolberg) aus seinem Glauben schöpfte, die Gemütsruhe, welche ihm geworden, und der Strom heiliger Begeisterung, der ihm fortwährend zufloß, gaben seinem Geiste eine so eigentümliche Kraft, daß Friedrich v. Schlegel mit Recht behauptete, erst im Katholizismus habe Stolberg ein freies und kräftiges Dasein gefunden."

Der Grundcharakter dieser vita nuova ist wesentlich der eines religiös geheiligten Familienlebens, das ernst und klar die Bilder der bewegten Zeitgeschichte auf seiner ungetrübten Oberfläche spiegelt, reich und segensvoll, wenn auch still und anspruchslos, dieselbe beeinflußt. Literarische, patriotische, kirchliche Tätigkeit — alles entströmt dem inneren Leben der Familie, und der eigentliche Kern dieses Familienlebens ist Gott.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg trat am 1. Juni 1800 zu Münster i. W. in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Die Persönlichkeit des Konvertiten wie die augenblickliche Lage der katholischen Kirche machten seinen

[1] Stimmen aus Maria-Laach XII (1877) 202—217.

Übertritt zu einem öffentlichen Ereignis ersten Ranges. Die Kirche war überall geknebelt und geknechtet, an Haupt und Gliedern verfolgt; ein Nicolai, Goethe, Herder betrachteten sie bereits als völlig überwunden. Die willkürlichen Philosophien, welche sich aus dem zusammenstürzenden Protestantismus entwickelt hatten, und die „freie, von der Religion emanzipierte Kunst" beschäftigten die hervorragendsten und einflußreichsten Geister. Der frommen Protestanten wurden immer weniger, und diese zogen sich verzagt in ihr unsichtbares Gefühlschristentum zurück. Und nun hieß es: Stolberg katholisch! Stolberg, der in allen Kreisen hochangesehene Staatsbeamte, der vor kurzem noch in Berlin und Petersburg akkreditierte Diplomat, der in ganz Deutschland hochgefeierte Schriftsteller und Dichter, der Freund Goethes und Klopstocks, der begabte, gelehrte, allseitig gebildete, allgemein beliebte, freisinnige Stolberg katholisch! Bei der Lage des Katholizismus, bei Stolbergs allgemein anerkannter Ehrenhaftigkeit und Charaktergröße war es unmöglich, seinem Übertritt Ehrgeiz, Habsucht oder sonstige unehrliche Motive zu unterschieben. Das einzige, wovon man zu faseln wagte, war „Gefühlsschwärmerei". Wie unbegründet dieser Vorwurf war, an den auch die gescheiteren Protestanten nicht glaubten, zeigt seine einläßliche Korrespondenz über diesen Punkt: alles atmet da Gesundheit und Kraft, verstandesmäßige Klarheit, kindliche Demut, männliche Energie, duldsame Liebe. So klar wie Lessing erkannte er den äußeren Einsturz des Protestantismus, den allgemeinen Bankrott seiner Theologie, den inneren Widerspruch und die Halbheit seines Wesens. So innig wie Lavater betrauerte er den daraus hervorgehenden Abfall vom Christentum. Aber anstatt in fruchtlose Klagen auszubrechen oder mit den meisten seiner Zeitgenossen auch die allgemeinen Grundlagen des Christentums in Zweifel zu ziehen, ermannte er sich, erkannte in der zeitgenössischen, besonders der Kantschen Philosophie vollkommen richtig die Dienerschaft des Atheismus, hielt am christlichen Glauben wie an den wissenschaftlichen Grundlagen des Christentums fest und fragte sich ritterlich geradeaus: „Wo ist die von Christus gestiftete unfehlbare Kirche, sein Lehramt, seine Autorität, seine Lehre, seine Nachahmung, sein Kreuz, seine Liebe und sein Glaube?" All das fand er nach siebenjähriger Untersuchung in der katholischen Kirche. Mit Mannesmut verachtete er alle zeitlichen Bedenken, mit der Begeisterung eines tieffühlenden Dichterherzens umfing er die erkannte Wahrheit, mit unbeugsamer Energie folgte er dem Ruf der Gnade. Frau und Kinder folgten seinem heldenmütigen Beispiele mit Ausnahme der ältesten schon verlobten Tochter Maria Agnes.

Stolberg war, als er übertrat, Regierungs-, Konsistorial- und Kammerpräsident in Eutin, der persönliche Freund seines Landesherrn, des Herzogs von Oldenburg, und dessen Ministers Holmer. An diese Stellung waren die glänzendsten, angenehmsten Lebensverhältnisse gekettet. Niemand forderte

von ihm, sie aufzugeben, niemand konnte das fordern. Einzig die Rücksicht darauf, seinen Kindern eine vollständig katholische Erziehung und alle Vorteile eines katholischen Aufenthaltes zu sichern, bestimmte ihn nach reiflichster Überlegung dazu, an der Schwelle des einbrechenden Alters (er zählte schon 50 Jahre) freiwillig auf Amt und Würde, auf alle glänzenden und angenehmen Verhältnisse seiner Stellung und — was ihm am härtesten fiel — auf die Nachbarschaft seines Bruders Christian und anderer innig geliebten Verwandten zu verzichten und schon im Oktober 1800 nach Münster überzusiedeln. Hier, im Hause der Fürstin Gallitzin, fand er wenigstens teilweisen Ersatz für die gebrachten Opfer, in dem Freundeskreise der Fürstenberg, Droste-Vischering, Overberg und „all der andern mit diesen verbundenen trefflichen Menschen, die", schreibt er, „so viel lautere Gesinnung, aufopfernde Liebe, rastlose Tätigkeit, jeder in seiner Art und in seinem Berufe besitzen, daß man es wie eine ganz besondere Gnade und als reichen Segen betrachten muß, unter ihnen leben und sich an ihnen erheben und erbauen zu können".

Soviel ihm am Umgang mit diesen wenigen auserlesenen Freunden lag, so entschieden lehnte er eine Einladung des Erbdrosten von Droste-Vischering ab, sich durch offizielle Visiten mit weiteren aristokratischen Kreisen in Verkehr zu setzen. Sein Leben sollte fürder Gott, seiner Familie und literarischer Tätigkeit gewidmet bleiben. Letztere verschmolz teilweise mit der Erziehung seiner Kinder, die er persönlich in die Hand nahm. Er gab ihnen selbst Religionsunterricht und schrieb zu diesem Zweck einen Leitfaden nieder. Er unterrichtete seine Söhne im Griechischen, las mit ihnen Plato und Pindar und ritt täglich mit ihnen aus. Auch auf die Töchter hatte er ein aufmerksames Auge. Und als die Familie im Mai 1801 nach Lütjenbeck aufs Land zog, da freute er sich mit den Kindern an Garten und Wald, an Lämmern und Nachtigallen, an der Kinder Spielgenossen, dem mutwilligen Ziegenbock und am muntern Spiel der Seifenblasen. Wie ein Kind kostete er die unschuldigen Freuden der Natur und begeisterte sich für dieselben wie für die Erinnerungen seiner eigenen Kindheit so herzlich, daß es einem Philister unbegreiflich, einem blasierten Weltling höchst abgeschmackt und kindisch erscheinen wird.

Auch als er an dem jungen Geistlichen Georg Kellermann einen trefflichen Lehrer für seine Kinder und einen durch jegliche Tugend ausgezeichneten Hausgeistlichen gewonnen hatte (Juni 1801), hörte er nicht auf, sich an der Erziehung persönlich zu beteiligen. Täglich verwandte er mehrere Stunden darauf, seinen Söhnen und Kellermann die alten Klassiker, besonders Plato, Pindar, Sophokles und Äschylus zu erklären. „Mit meinen Söhnen Ernst und Andreas", konnte er am 12. Januar 1810 an den jungen Voß schreiben, „habe ich den ganzen Homer wenigstens dreimal, den Pindar einmal, viele Tragödien der drei großen Tragiker, vieles von Xenophon, Herodot, Plato,

auch den Theokrit einigemal gelesen." Auch in die Kirchenväter führte er sie ein, von denen er besonders Augustin überaus hochhielt. Mit den Töchtern las er Klopstock, Milton, Young.

„Die Arbeitskraft und die Leichtigkeit der Arbeit des Grafen", sagt Kellermann, „waren mir immer staunenswert. Die alten Griechen und Römer, die neueren englischen, italienischen und französischen Dichter und Schriftsteller beschäftigten seinen Geist anscheinend in gleich heiterem Spiel wie die Erzeugnisse seiner eigenen Muse. Dazu kam ein fast täglicher Briefwechsel mit Verwandten und Freunden — und welch ein Briefwechsel! Welch eine Gemütsfülle in diesen Briefen! Und doch war alles, was er schrieb, an Kraft und still nährendem Feuer nicht zu vergleichen mit dem, was er aus voller Seele mündlich in die Seele derer sprach, die sich seines Umgangs erfreuen konnten."

Das Geheimnis dieser erstaunlichen Vielseitigkeit: Ordnung und Einheit der Studien, multum non multa, entwickelt er in einem schönen Brief an den jungen Werner von Haxthausen. Der ganze Geist seiner pädagogischen Tätigkeit aber spiegelt sich in dem herrlichen Geleitsbrief an seinen ältesten zwanzigjährigen Sohn Ernst, der Anfang August 1803 das Vaterhaus verließ, um in der kaiserlichen Armee „als feuriger Patriot der Sache des Vaterlandes gegen den welschen Unterdrücker zu dienen".

Morgengebet, Abendgebet, Gott vor Augen in allen Reden und Handlungen, täglich eine Viertelstunde betrachtendes Gebet und abends Gewissenserforschung, Flucht vor Unlauterkeit, Müßiggang und Spiel, Überwindung der Menschenfurcht, kräftige Leibesübung, ernstes Studium, gediegene Lektüre, Wahrhaftigkeit, Subordination und Nächstenliebe, Flucht des Weltgeistes, Liebe zu Jesus und Gebet: das sind die Kernpunkte dieses köstlichen Geleitsbriefes, das geistige Vermächtnis, an das dieser wackere Vater seinen Vatersegen kettet. Möchte es unauslöschlich in das Herz, in den Geist eines jeden deutschen Jünglings geschrieben sein!

Von den 18 Kindern aus seinen zwei Ehen waren 1810 noch 15 am Leben, und er konnte fröhlich sagen: „Gottlob, gottlob, kein einziges mißraten!" Mit diesem großen Trost verband sich der nicht geringere, bis an das Ende seines Lebens an der Erziehung seiner Kinder zu arbeiten, in diesem heiligen Geschäfte stets neue Jugendkraft zu schöpfen, und indem er ihre jugendlichen Seelen Gott entgegenführte, selbst in der Liebe Gottes zu wachsen. „Meine Freude im Kreise der Meinigen ist mit jedem Jahr größer geworden", schrieb er gegen das Ende seines Lebens, „und der Verkehr aller untereinander immer herzlicher, ich möchte sagen kindlicher in Genügsamkeit und Einfalt." Und er schilderte tatsächlich sein eigenes Glück in den Worten:

„Vielfältig leben die, welche auch im Leben ihrer Kinder leben! Und nicht unwillkommen schleicht sanft das Alter da heran, wo das entschwindende Leben der Eltern gleichsam in die Jugend der Kinder überzugehen scheint, wo dunkelnde Erinnerungen durch fröhliche Hoffnungen ersetzt werden, wo neben ergrauender Abendröte der Eltern mit jedem Kinde eine Morgenröte sich erhebt, bis diesen der hellere Tag scheint und jene von derselben Hand, welcher sie mit Vertrauen ihre Pfleglinge über-

gaben, sich mit gleichem Vertrauen hinüberführen lassen in das Land der Wahrheit und der Liebe, welches denen nicht ein Gestade in unbekannten Meeren blieb, die schon hienieden nicht zu scheinen strebten, sondern zu sein."

Hatte Stolberg noch kurz nach seiner Konversion Klopstock und Claudius besucht und bewährte er an seinen protestantischen Freunden überhaupt die wahrste Duldsamkeit und Liebe, so war dies in um so höherem Grade der Fall gegenüber seinen Verwandten, besonders seinem Bruder Christian und dessen Gattin Luise. Mit diesen führte er eine Korrespondenz, die fast darauf abzuzielen schien, die persönliche Trennung völlig zu überwinden und sie an seinem gesamten Geistesleben teilnehmen zu lassen. Hier hat er sich am vollständigsten selbst beschrieben. Hier teilt er seine Gedanken, Entschlüsse, Hoffnungen, Befürchtungen, Wünsche aufs vertraulichste mit, schildert seine literarischen Arbeiten und Projekte, hier spiegelt sich seine Lektüre. Aus dem gemütlichen Rahmen von Familienfesten und Familienereignissen tritt in seinen Urteilen gleichsam die ganze Literaturgeschichte der Zeit hervor. Die freundliche Familienchronik wird zum Reflex der großen Zeitgeschichte. Da zeichnet sich in der unerbittlichen Konsequenz seiner Grundsätze die ebenso feste als harmonische Gestalt seines Charakters. O wie ganz anders sieht die Welt von dem Heiligtum dieser gottliebenden Familie aus als aus Goethes Theaterherrlichkeit in Weimar!

Die erste literarische Arbeit Stolbergs nach seiner Konversion galt dem Büchlein des hl. Augustin De vera religione, das er 1801 verdeutschte. 1802 gab er vier Tragödien des Äschylus, nämlich „Prometheus in Banden", „Die Sieben gegen Theben", „Die Perser" und „Die Eumeniden" in einer Übersetzung heraus, „die von Schiller dankbar benutzt wurde" und die noch heute von Wert ist. Im Herbst 1803 griff er zu Ossian, erst bloßer Lektüre halber, dann übersetzte er Darthula und entschloß sich bald, den ganzen Ossian mit den Macphersonschen Noten zu übertragen. Er hatte diese Arbeit kaum beendet, als der damalige Domkapitular Klemens August v. Droste-Vischering ihn aufforderte, ein historisch-apologetisches Werk über die Bibel zu verfassen. Diese Aufforderung traf mit seinem persönlichen Wunsche zusammen, etwas zu schreiben, was er seinen Kindern als geistiges Vermächtnis hinterlassen könnte. Die beiden Anregungen verbanden sich. Stolberg ging rasch ans Werk und begann am 2. Dezember 1804 seine „Geschichte der Religion Jesu Christi", darauf berechnet, die durch den ungläubigen Zeitgeist irregeführte und entchristlichte Jugend „zu den wahren lebendigen Quellen des Heils, zum Gehorsam unter den Glauben und zur Liebe der in ihren Lehrentscheidungen unfehlbaren Kirche zurückzuführen". Die Scheu, welche er anfangs vor dem Umfange des Werkes empfand, verlor sich vor den kräftigen Ermunterungen Overbergs und der Fürstin Gallitzin, welch letztere indes die Ausführung nicht mehr erlebte († 27. April 1806). Als er einmal

den Plan aufgenommen hatte, wuchs ihm der Mut, und er entschloß sich sogar ohne Bedenken, auch die Geschichte des Alten Testamentes in den Rahmen des Werkes zu ziehen. Im Februar 1807 war der erste Band vollendet. Von der herrlichen Zueignung an seine Kinder meinte Freiherr v. Stein, es sei das schönste christliche Vermächtnis, das er je gelesen. Schien es auch Stolberg manchmal, als ob die unternommene Arbeit seine Kräfte übersteige, so fuhr er indes rüstig und mit frohem Gottvertrauen darin fort und fand in derselben reichen Trost in den hoffnungslosen Zeitläuften. Ein Exemplar des ersten Bandes schickte er im Dezember 1807 an den Kaiser Franz, um in ihm nicht so sehr den Monarchen als den „Beschützer der Kirche" zu ehren. Überall machte das Werk großes Aufsehen und fand die günstigste Aufnahme bei Katholiken und Protestanten. Friedrich v. Schlegel, Claudius und Johannes v. Müller sprachen dem Verfasser ihre innigste Befriedigung darüber aus. Wie der wackere „Wandsbecker Bote", so fühlte sich auch der Graf de Maistre ganz besonders von dem fünften Bande gefesselt, in welchem das Leben Jesu Christi behandelt wird. „Ich habe mich", schrieb er im August 1811, „an Stolbergs ‚Leben unseres Herrn und Heilandes" bei wiederholter Lektüre wahrhaft erbaut. Es sollte das Werk des edeln Grafen in keiner gebildeten christlichen Familie fehlen; es sollte ein Führer und Leiter der Jugend sein." Ein Führer und Leitstern ward es auch bald nach seinem Erscheinen vielen Konvertiten in ihren Zweifeln und Bedenken, in ihren Untersuchungen und Schwierigkeiten. Den Naturphilosophen Steffens zog es mächtig zur Kirche hin, dem Prinzen Adolf von Mecklenburg ward es zum Werkzeuge der Bekehrung. Zahlreiche Katholiken und Protestanten wandten sich fortan um Rat und Hilfe an Stolberg, und sein stiller Familienkreis ward ein Mittelpunkt kirchlicher Erneuerung und regen katholischen Lebens.

Entriß ihm der Tod bald nach dem Hinleben der Fürstin Gallitzin auch seine Freunde Fürstenberg, Landsberg u. a., so traten dafür ein Niebuhr, Adam Müller, Friedrich Schlegel, Brentano, Sailer und andere hervorragende Männer in seinen Freundeskreis oder in freundschaftlichen Briefverkehr mit ihm, und der Familienkreis selbst erweiterte sich durch Verehelichung der älteren Kinder.

Nur mit Betrübnis sah Stolberg das schöne Münsterland und seine wackern Bewohner, die er für das glaubenstreueste und sittenreinste Volk Deutschlands hielt, die bisherige politische Selbständigkeit verlieren. Von der französischen Invasion dieser seiner neuen Heimat ward er insofern betroffen, als französische Späher in den Jahren 1809, 1811 und 1812 ihn nötigten, seinen Briefverkehr in Bezug auf Politik sehr einzuschränken. Im Jahre 1811 ward er sogar unter strenge Polizeiaufsicht gestellt und verließ Münster auf den Rat seiner Freunde, um in Tatenhausen bei Bielefeld ein

freieres und ungestörteres Dasein führen zu können. Vor der Übersiedelung machte er eine kleine Reise nach Karlsbad, wo er noch einmal mit dem alten Goethe zusammentraf. Im November 1816 aber vertauschte er den Aufenthalt in Tatenhausen mit dem Landgut Sondermühlen bei Osnabrück. Hier verlebte er die letzten drei Jahre seines Lebens.

Unrecht hatten die Franzosen nicht, wenn sie Stolberg für keinen Freund ihres Kaisers hielten. Napoleon galt ihm von Anfang an nur für eine glänzende Personifikation des Unrechts und der Revolution, und keiner seiner Erfolge konnte ihn in seinen Augen legitimieren. Hoffend sah er nach England aus, welches Land allein er von der zerstörenden Maulwurfsarbeit der Illuminaten noch unversehrt glaubte und in dessen Verfassung er wahre Freiheit aufs glücklichste mit dem großen Prinzip der Autorität vereint sah. Nelson war sein Trost, als ganz Europa vor Bonaparte zitterte. Im Herzen, wie in seiner Korrespondenz, die Schritt für Schritt den öffentlichen Ereignissen folgte, beklagte er unaufhörlich Deutschlands Schmach und Erniedrigung, durchschaute wie wenige seiner Zeitgenossen die wahren Ursachen der Knechtschaft. Unbeugsam in den unwandelbaren Rechtsanschauungen, die er innehielt, ward er wenigstens für seinen Freundeskreis ein Bollwerk echter Vaterlandsliebe und echt deutscher Gesinnung — und als Deutschland sich endlich ermannte und gemeinsam wider den Unterdrücker zusammenstand, erwachte in dem greisen Dichter nicht nur eine neue Periode poetischer Begeisterung, sondern er stellte dem Vaterlande auch vier Söhne und zwei Schwiegersöhne ins Feld und begleitete sie mit den innigsten Segenswünschen in den heiligen Krieg — ein auffallendes Gegenbild zu dem „nationalen" Goethe, welcher so eigentlich keine Familie hatte, fürs Vaterland mehr verlegen als begeistert war und auch nach „Endymions Erwachen" sich inniger von dem Genie Napoleons als von den Grundsätzen des Rechts und des Patriotismus angezogen fühlte. Stolberg konnte zwar im Sommer 1814 alle seine Söhne, vom siegreichen Kampfe heimgekehrt, am häuslichen Herde begrüßen. Als sie aber 1815 zum zweiten Male wider Napoleon auszogen, ward das Opfer angenommen. Einer von ihnen, Christian, fiel am 16. Juni bei Ligny für Recht und Vaterland.

In demselben Jahre unterbrach Stolberg sein großes Geschichtswerk durch eine kleinere Arbeit: „Das Leben Alfreds des Großen", zu welchem er von seinem Bruder eine Geschichte Karls des Großen als Seitenstück wünschte. Der Kronprinz von Preußen, dem Stolberg ein Exemplar seines „Alfred" zusandte, nahm das Geschenk mit größter Huld entgegen und äußerte eine Gesinnung, welche Stolberg zu frohen Hoffnungen berechtigte. Zu solchen gab augenblicklich der Wiener Kongreß allerdings nur sehr ungenügenden Anhalt. Je mehr sich indes die Zeit in eine Zeit getäuschter Erwartungen verwandelte, desto eifriger fuhr der unermüdliche Geschichtschreiber in seinem großen Werke

fort. Im Jahre 1818, in seinem 69. Lebensjahre, brachte er den 15. Band zum Abschluß. Sowohl mit Rücksicht auf den wachsenden Umfang des Gegenstandes als auf seine abnehmende Kraft entschloß er sich, hier innezuhalten und die folgende Periode der Kirchengeschichte nicht in Angriff zu nehmen. Doch ward die Rast nur zu einer Änderung der Arbeit. „Wie könnte ich leben, ohne zu arbeiten?" schrieb er Anfang 1819 an seinen Bruder und verfaßte nun „Betrachtungen und Beherzigungen über die Heilige Schrift". Er war wiederholt darum angegangen worden, unter andern von Christian Schlosser und Ludwig v. Haller, eine Selbstbiographie zu verfassen. Allein er stellte an eine solche Arbeit Forderungen, denen er nicht gewachsen zu sein glaubte. Statt dessen entschloß er sich 1816, das „Leben des hl. Vinzentius von Paula dem deutschen Klerus als ein hohes Musterbild zur Nachahmung" zu schreiben. Es erschien 1818 im Druck. Ihm folgte das letzte Werk Stolbergs: „Das Büchlein von der Liebe", auf welches wie auf die „Betrachtungen" Dr Janssen mit Recht das Wort de Maistres über die Religionsgeschichte anwendet: „Sie sollten in keiner gebildeten christlichen Familie fehlen wegen ihrer herzlichen, kindlichen Frömmigkeit, wegen ihrer reichen Fülle von tiefen und großen Gedanken und wegen ihrer überall praktischen Richtung." Im Herbst 1819, während Voß an seiner Schmähschrift arbeitete, vollendete Stolberg sein schönes Büchlein von der Liebe und seinen herrlichen Schwanengesang, welcher dasselbe mit den Worten abschließt:

O gib, der du litteſt für uns,
O gib uns die ſeligen Leiden der Liebe!

Sein Gebet ward erhört, indem er noch am Rande des Grabes seine teuersten Freunde gegen einen undankbaren Verleumder rechtfertigen mußte, noch auf dem Sterbebett für diesen betete und beten ließ. Seine letzten Worte waren Worte der Versöhnung und der Liebesgruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" Er entschlummerte sanft am 5. Dezember 1819, einen Monat nach der Feier seines 70. Geburtstags, nach wenigen Tagen der Krankheit.

Der andere, weitaus wertvollere Teil von Janssens Buch ist Stolbergs innere Biographie, die vollständige Darlegung seiner Anschauungen und Grundsätze, um einen Ausdruck von ihm zu gebrauchen, die „Erdbeschreibung" seines Wesens und die Geschichte „der ihm widerfahrenen Erbarmungen der ewigen Liebe". Diese erscheint in dem Buche allerdings nicht getrennt oder schablonenmäßig geordnet. Lebendig und belebend durchdringt sie als Seele des Ganzen alle einzelnen Teile und vereint sie zur schönsten Harmonie.

Der Mittelpunkt dieses inneren Lebens ist, im Gegensatz zu den großen Kulturaufgaben der Neuzeit, nicht das eigene Ich, sondern — Gott. „Die

gottliebende Seele", schreibt er einem jungen Freund, „verachtet alles, was nicht Gott ist. Gott allein ist unermeßlich und ewig, der Trost der Seele und die wahre Freude des Herzens." Dieser Spruch aus der Nachfolge Christi ist der Kern seines Geisteslebens, der Standpunkt seiner Weltanschauung. Wie die Verachtung alles Geschaffenen, namentlich in Bezug auf die Wissenschaft zu verstehen ist, bezeichnet er in folgenden Worten:

„Alle geistigen Bestrebungen des Jünglings müssen einen Mittelpunkt haben, von dem sie ausgehen, auf den sie zurückkehren. Diesen gibt allein die Religion. Die Beziehung auf Gott, aus dem jede Erkenntnis kommt und auf den — wenn sie recht erfaßt wird — jede hindeutet, gibt allein der Wissenschaft Gehalt, Würde, würdigen Zweck, Beziehung auf Ewigkeit und Verein aller verschiedenen Zweige menschlicher Kenntnisse. Der gottselige Gelehrte beleuchtet die Wissenschaft selbst mit höherem Lichte, der Irreligiöse wandelt bei unsicherem Schein der Laterne, deren Licht ihm desto breiter erscheint, je getrübter von Eitelkeit seine Hornscheiben sind."

Diese hohe Idee von Gott und Religion, welche Stolberg schon als Protestant besaß, wenn auch nicht in so reichem Maße wie in späteren Jahren, trug wohl am meisten bei, ihn die Natur des Protestantismus und der modernen Philosophie im Gegensatz zur katholischen Kirche erkennen zu lassen.

„Als Protestant geboren, sah ich mit Schmerz den Protestantismus zusammenstürzen. Er stürzte ohne Anstoß infolge seiner eigenen Hinfälligkeit; er geriet in Verfall durch einen ihm eigentümlichen Keim des Verderbens. Selbst sein Name Protestantismus — ein sprechender Name, weil er verneinend ist — verkündigt einen unruhigen Geist, mehr zum Zerstören als zum Bauen geneigt. Bald wandte er seine Waffen gegen sich selbst, entschlug sich der bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten, vertauschte sie mit Zweifeln und ist im Begriffe, mit großen Schritten dem Atheismus zuzueilen. Kant wird viel mehr ein gewandter Diener desselben als das Haupt einer neuen Sekte. Die katholische Religion, unerschütterlich, unveränderlich durch ihre Natur, ist weder von den zerstörenden Grundsätzen der Scheinweisheit angegriffen worden, noch kann sie es werden. Der Katholik hört auf Katholik zu sein, er verläßt seine kirchliche Gemeinschaft, sobald er sich im mindesten vom Dogma entfernt; denn das System der wahren Religion, das sich gründet auf der Wahrheit, welche nur eine ist, kann seinen Charakter der Einheit nicht aufgeben; es gleicht der Kugel: nimmt man den geringsten Teil von ihr weg, so hört die Kugel auf, eine solche zu sein."

Einem Geist, der die Einheit, Unwandelbarkeit, Harmonie der Wahrheit mit solcher Klarheit und Schärfe durchdrang, konnten die großen Grunddogmen der katholischen Kirche nicht jene zahllosen Schwierigkeiten bereiten, an denen Stolz und Zweifelsucht, Verneinungsgeist und einseitige Verstandes- oder Gefühlsrichtung gewöhnlich scheitern. Kirchliche Autorität, Einheit im Primat, Unfehlbarkeit, Übernatürlichkeit des Glaubens, Sittenstrenge der Moral, Heiligkeit des Lebens und die durch die Gottheit Christi selbst konsekrierte Lehre des Kreuzes, „den Heiden eine Torheit, den Juden ein Ärgernis", —

waren ihm keine Steine des Anstoßes, sondern mächtige Magnete, die ihn zu der alten Kirche hinzogen:

„Vorzüglich aber fiel mir auf, daß die Einheit und Unfehlbarkeit der Kirche immer von allen Lehrern der Kirche als das große Palladium anerkannt worden. Es fiel mir auf, daß große Nachfolger der Apostel in Italien, Gallien, Afrika, Alexandria, Jerusalem, Antiochia — lange vor Konstantin — Männer, welche ihre Würde zu behaupten so fähig als wert waren, und unter ihnen im 3. Jahrhundert der große Heilige Cyprian, welcher mit apostolischem Mute, wie Paulus dem Petrus, zweien heiligen Päpsten widerstand, doch alle, aus einem Munde alle, den Vorrang und den Sitz der katholischen Einheit in Rom auf dem Stuhle Petri anerkannten."

So war es denn durchaus nicht bloßes Gefühl, was ihn zur katholischen Kirche zurückführte. „Der befreundende Glaube, welcher uns durch die Nacht des Lebens leiten soll, muß beglaubigt sein." Aber während er sieben Jahre lang mit der ernstesten Wissenschaftlichkeit nach dieser Beglaubigung forschte, flehte er auch in kindlichem Gebete sieben Jahre lang um die Gnade des Glaubens und umfing die ihm gewordene Erkenntnis nicht mit frostiger Verstandesgenügsamkeit, sondern mit vollem Herzen, tiefer Demut und tatkräftigem Willen [1].

„Ernste Prüfung, verbunden mit tiefer Demut und mit gläubigem Gebet, verfehlt gewiß nicht den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist; Er ist nicht Wege sondern Weg; Er ist nicht Meinungen; Er ist Eine Wahrheit; Er ist nicht Ja und Nein, sondern Ja und Amen. Daher auch wir nicht jahen und neinen dürfen nach unserem Gutdünken, nicht aussuchen und uns, jeder nach seinem Geschmack,

---

[1] „War es ein großartig erhebendes Bild, welches Janssen von dem katholisch gewordenen Stolberg entworfen hat, so bietet die Geschichte des nach Wahrheit ringenden, um Erkenntnis flehenden, durch alle Mittel zur Höhe strebenden Mannes kein geringes Interesse und dürfte vielleicht gerade wegen des herrlichen Beispiels, das sie enthält, vom höchsten Nutzen sein. Auch in dieser ersten irrenden, aber suchenden Periode Stolbergs tritt uns fast auf jeder Seite die Wahrheit des Goetheschen Urteils über ihn entgegen, vielleicht hier noch fühlbarer als in der zweiten katholischen Periode, denn in der letzteren überstrahlte sozusagen die Gnade jene ‚Fülle der Menschheit' und das christlich-erhabene Bewußtsein jenes ‚Gemüt des Großen', welche Goethe an Stolberg rühmte. Zutreffend wird von Janssen eine Stelle der Heiligen Schrift angeführt. Sie faßt in der Tat in kurzen Worten den ganzen Verlauf der Bekehrung Stolbergs und sein Wesen meisterhaft zusammen: ‚Auf geraden Wegen führte der Herr den Gerechten und zeigte ihm das Reich Gottes [auf Erden = die Kirche] und gab ihm die Wissenschaft der Heiligen, er ehrte ihn in Arbeiten und vollendete seine Werke' (Weish 10, 10)." P. Baumgartner bei Anzeige des 1878 folgenden I. Bandes von Janssens Stolberg-Biographie (Stimmen aus Maria-Laach XIV 334). — Er hatte 1877 zum II. Band bemerkt (ebd. XII 202): „Wir können das Hysteron-Proteron nur als ein sehr glückliches betrachten, da es bisher nicht so sehr der protestantische als vielmehr der katholische Stolberg war, der von der Geschichte und Literaturgeschichte so kurz behandelt, wenn nicht totgeschwiegen und verunglimpft wurde."

eine Olla potrida zurechtragoutisieren, sondern wir müssen sein Osterlamm essen, wie er's gibt, und es darf nichts davon ungegessen bleiben."

Ganz und ungeteilt gab Stolberg sich der einmal erkannten Wahrheit hin. Wie tief er in die Erkenntnis des Christentums und seiner Dogmen, seiner Entwicklung und seiner Institutionen gedrungen, davon gibt seine „Geschichte der Religion Jesu Christi" ein unvergängliches Zeugnis. Aber auch in seinem täglichen Verkehr und Briefwechsel ward er ein ebenso tiefer als begeisterter Apologet des Christentums.

Durchaus abweichend von manchen Katholiken unserer Tage, welche in ihren Sympathien lieber zu fortgeschrittenen als zu gläubigen Protestanten hinneigen und beispielsweise gerne mit Goethe einen Lavater bespötteln, schloß sich Stolberg ernst und streng gegen seine ehemaligen aufgeklärten Freunde ab, betrachtete dagegen die redlichen, christusgläubigen Protestanten als der Kirche näherstehende und weit achtungswürdigere Menschen.

Die antireligiöse Philosophie seiner Zeit flößte ihm überhaupt wenig Achtung und Zuneigung ein.

„Eine anspruchsvolle Weisheit, welche nicht eine Saite des Herzens rührt, machte sich anheischig, die Jünglinge durch eine Reihe bald erlernter Sätze vollkommen zu machen, und die Jünglinge hielten sich, wie natürlich, sehr bald dafür, sahen auf ihre Väter, auf das ganze ältere Geschlecht verächtlich herab. Da aber die luftigen Lehrgebäude eines nach dem andern, weil eines durch das andere, sehr schnell einstürzten, so sahen bald die jüngeren Brüder auf die älteren Brüder mit gleicher Verachtung herab. So ungleich diese Lehrgebäude sind, haben sie doch eine Eigenschaft miteinander gemein, den Dünkel einer falschen Weisheit, welche weder von Gott ausgeht, noch auf ihn sich bezieht, also nichtig ist. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist."

So erschien ihm denn Kant als „gewandter Diener des Atheismus", Steffens und Schleiermacher als stolze Zweifler — ihre Arbeit als „ein unseliges Bemühen, ein Erschöpfenwollen des Ozeans mit dem Siebe der Danaiden im Angesicht der Religion Jesu Christi, welche uns an Quellen führen will, die ins ewige Leben sich ergießen". So christlich auch Schelling seinen Pantheismus einkleidete, sah Stolberg doch in dessen ungöttliches Wesen hinein und sagte:

„Sein Gott ist von Ewigkeit her die höchste Stärke gewesen, welche aber nicht in actu, sondern nur in potentia die sich später entwickelnde Weisheit und Güte in sich enthielt. Er fällt also in die alberne Ungereimtheit des Grafen Schmettau, der ‚einen sich von unten auf gedient habenden Gott' lehrte, obschon nicht in dem platten Tone von Schmettau. So wie dieser Gott mit einem Feldmarschall verglich, der von der Pike auf gedient hätte, so Schelling mit Newton, der als Kind die größte Anlage zum Geometer in sich hatte, ehe er es wirklich ward. Offenbar ist Schelling ein Mann von vielem Geiste, aber von rasendem Dünkel. Vom Christentum spricht er mit Ehrfurcht und glaubt wahrscheinlich an die göttliche Sendung Christi, dessen System ganz zu enthüllen ihm, dem Schelling, vorbehalten war."

Mit der Geschichtschreibung ward Stolberg natürlich schon durch seine eigenen Arbeiten in vielfache Berührung gesetzt. Seine Lieblinge waren hier die Alten, die er immer und immer wieder las. Wie er selbst die Geschichte auffaßte, bezeichnet treffend sein Urteil über Joh. v. Müller, den er sehr hoch schätzte, weil derselbe „dem Gang der Vorsehung nachspüre und, wie er selbst so wahr als schön sage, in Christus den Schlüssel der Weltgeschichte fand". In gleicher Weise wollte er auch Literatur und Kunst von dem Geiste der Religion beherrscht wissen und hielt es für keine Ungerechtigkeit, die höchsten Leistungen des poetischen Talentes zuvörderst nach ihrem religiös-sittlichen Wert, nur in zweiter Linie nach ihrem ästhetischen zu beurteilen — eine Anschauung, welche theoretisch gewiß völlig begründet ist und praktisch das einzige Mittel bildet, die Kunst vor vollständiger Entsittlichung und Entwürdigung zu behüten. „Es ist doch gewiß wahr, daß das Heilige nicht nur der höchste, sondern der eigentliche Gegenstand der Poesie sei, der Poesie, die, auch wenn sie sich verirrend nur das Zeitliche, Sichtbare, oft das Unheilige besingt, doch getrieben wird von dem Urtrieb zum Schönen und Guten, obwohl sie deren Urquell dann vergißt."

Von dieser Auffassung beherrscht, aber zugleich auch von seinem, an den antiken Mustern gebildetem Geschmacke geleitet sind seine Urteile über Hippel, Collin, Cramer, Fouqué, Ramler, Voß, Körner und andere deutsche Dichter. Goethes Genie anerkennt er, ohne seiner Eitelkeit und Immoralität zu schonen. „Schiller ist also tot", schreibt er am 20. Mai 1805, „Gott habe ihn selig! Für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen ist sein Tod Gewinn. Er hatte Talent zum glänzenden Falschen, nicht genug fürs Wahre."

Weit bedeutsamer als diese Einzelurteile ist seine Ansicht von der modernen deutschen Bühne.

„Die eigentliche Schule des unchristlichen und unsittlichen Weltgeistes, der in unserer Zeit alle alte Kraft und Ehrenhaftigkeit des Charakters unserer Vorfahren untergraben hat und fortwährend untergräbt, ist die Bühne die Lehrmeisterin und Schmeichlerin der Leidenschaften, meines Erachtens eine der Hauptquellen des Verderbens für unsere sog. gebildeten Kreise." „Der eigentliche Zauber der Bühne besteht darin, daß sie unserer Trägheit, unsern Lüsten, unserem Stolze schmeichelt. Je minder reichhaltig der Mensch ist, desto mehr drückt ihn sein eigenes Dasein. Seine feuchte Sanduhr stockt, sofern sie nicht erwärmt und geschüttelt wird. Selbst zum Lesen schaler Romane sind viele Menschen zu nichtig. Was von ihnen soll vernommen werden, muß zugleich ihr Aug' und Ohr ansprechen. Daher lieben sie ohne Wahl jede gesellschaftliche Zusammenkunft und entladen sich auch gerne am Abend eines Teils ihrer Zeit, d. h. ihres ihnen selbst lästigen, obschon werten Daseins, in der bunten Zusammenkunft des Schauspiels, wo sie mit ungefähr gleicher Teilnahme Zuschauer der Vorstellung und Angaffer der Zuschauer sind. Bei diesen vierstündigen Sitzungen werden zwar in solchen Menschen wenig Triebe erregt, aber sie gedeihen dabei zu einer fast unheilbaren Nichtigkeit. Ein nicht kleiner Teil der Zuschauer,

vorzüglich der ausgeschliffenen ältlichen Weltlinge von beiden Geschlechtern gehört zu dieser Ordnung."

Für die Jugend aber sieht er die Hauptgefahr darin, daß alle Autorität untergraben, das Herz entnervt, die Unschuld zerstört wird. „Was nennen wir zuletzt Liebe, wenn das Lustspiel den Unterricht vollendet, den die Tragödie begann?" Deshalb verwarf er auch an sich unschuldige dramatische Vorstellungen für die Jugend mit unerbittlicher Strenge, und als einmal die später gefeierte Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff als zehnjähriges Mädchen durch eine derartige Vorstellung das Stadtgespräch von Münster geworden war, beeilte er sich, der Mutter des Mädchens den vermeintlichen Erfolg als eine überaus ernste Seelengefahr zu schildern. Wo soll man denn seine Unterhaltung suchen? Im Schoß der Familie.

Weltlinge, meinte er freilich, könnten nicht ahnen, „welche süße Freuden im Schoße häuslicher Ruhe gedeihen unter dem Blick sorgsamer Liebe und unter sichtbar waltendem Segen des großen Vaters, der die Pflege der Menschheit, die er liebt, den Menschen anempfahl und mit solchen Freuden schon hienieden sie belohnt. Vielfältig leben die, welche auch im Leben ihrer Kinder leben!"

Unter den Verfolgern des Christentums erschienen ihm jene als die gefährlichsten, welche im Innern wüten:

„Die falschen Lehrer, die unter der Larve des heiligen Lehramtes das Wort des Lebens durch Deuteleien ihrer Afterweisheit zu entkräften suchen. . . . Die falschen Lehrer unterwühlen alle Grundlagen des Bestandes der menschlichen Gesellschaft, untergraben die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe, alle christliche Zucht und Erziehung in der Familie und im öffentlichen Unterricht."

„Mit der Heiligkeit der Ehe stehen oder fallen alle menschlichen Verhältnisse. Dieser Bund, dem die Gesellschaft selbst aus reiner Quelle entspringt, steht in der Mitte zwischen dem Himmel und der Erde, gehört der Religion, die ihm seine Würde gibt, und dem Staate, der ihn sichert, solange er auf eigene Sicherheit bedacht ist."

„Nur in der christlichen Ehe kann die christliche Erziehung gedeihen, die in erster Linie Sache der Familie und der Kirche ist. Eine erleuchtete Staatsregierung fördert diese Familienerziehung und den segensreichen Einfluß der Kirche auf Schule und Unterricht."

„Das vierte Gebot ist die Grundlage aller Politik."

„Wird im niedern und höheren Unterricht, wie es an unsern Lehranstalten nur zu häufig der Fall, die christliche Basis verlassen, so gewinnt ein verkehrter, alles Göttliche und Ewige bespöttelnder oder negierender Geist die Oberhand. Die übertriebene Bewunderung des heidnischen Altertums hat wahrlich nicht zum kleinen Teil die Übel verschuldet, an denen wir kranken."

Wie verderblich aber auch „die Vergöttlichung des Altertums ist, so bietet doch das Studium der Klassiker, wenn richtig geleitet, zur Bildung des Geistes die größten Vorteile dar".

„Reich, kraftvoll, harmonisch, sich dem Gedanken und der Empfindung anschmiegend, mag die herrliche griechische Sprache wohl mit der vulkanischen Rüstung des Achilleus verglichen werden, welche, wie Homer so edel dichtet, nicht nur den Helden nicht beschwerte, sondern wie auf Flügeln ihn erhob. Und so wie diese

Sprache den Gedanken selbst zu erheben scheint, so erheben uns die Gedanken und Empfindungen der geistvollen Griechen in die Region des Schönen, die ihnen wie eigentümlich war. Zugleich atmet aus den Schriften und Taten der Griechen und Römer ein Geist der Energie, welcher die Seele des Jünglings kräftigen und, wohl angewandt, ihm bei Ausübung höherer Tugend als jene kannten und übten, nützlich sein mag."

„Ich meine, der Jüngling werde in den Geist der alten Sprache besser eindringen, der sich daheim fühlt in der Muttersprache, zumal wenn ihm eine zuteil ward wie die unsrige, die auf eigenen tief in die Natur eindringenden Wurzeln steht, deren starker und hoher Stamm sich in Ästen und Zweigen weit verbreitet."

„Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sei uns heilig! An der Gesinnung müssen wir festhalten; unsere Gesinnung muß bieder, wahrhaft, einfältig, herzhaft und herzlich sein. Unsere reine, kraftvolle, edle Sprache bleibe ein Band des Vereins, wo andere Bänder rissen. Viele Edle legten große Gedanken und warme Empfindungen der guten Muttersprache in den Schoß. Es vermehre sich das Gemeingut für unsere Kinder und für unsere Enkel."

„Was all unsere Kräfte lähmt und uns (Deutschland) immer tiefer erniedrigen wird, das ist nicht bloß die Scheelsucht und Vergrößerungssucht deutscher Staaten gegen Kaiser und Reich, das Buhlen mit den Franzosen und die Hoffnung, mit ihrer Hilfe neue Gebiete zu gewinnen, sondern viel mehr noch die durch eine ungläubige Philosophie und sittenlose Literatur geschwächte Charakterkraft des Volkes, dessen Mangel an sittlicher Energie und Rechtsgefühl."

Indem diese aphoristischen Gedanken über Familie und Erziehung, Unterricht, Sprache, Lektüre und Literatur aus verschiedenen Zeiten und Geistesstimmungen herrühren, zeichnen sie jene Einheit und Harmonie, welche Stolbergs gesamtes Geistesleben beherrschte. Da ist alles wie aus einem Guß. Da sind keine Schwankungen und Mittelwege, keine bloßen Geistreichigkeiten, sondern Konsequenz und Grundsätze: ein ganzer Mann! In solch christlicher Mannheit und Ganzheit wurzelte Stolbergs Patriotismus, der nie das Mäntelchen nach dem Winde trug, sondern in den Tagen der Knechtschaft wie in denen der Befreiung und der vereitelten Hoffnungen sich unerschütterlich gleich blieb — gleich ernst, mutig, tatkräftig, opferfähig. Er schilderte sich selbst, wenn er sagte:

„Die wahre Vaterlandsliebe faßt in allem das Wohl des Volkes, dem man angehört, ins Auge: die Güter des Glaubens, die des Rechtes, der Freiheit und Sitte. Sie kann nie wandeln auf den Wegen des gewaltsamen Umsturzes und der Revolution, nie paktieren mit einem äußeren Feinde und nie sich in den Dienst des Unrechts begeben, auch wenn scheinbar ein augenblicklicher Vorteil sich aus diesem Dienste ergeben sollte."

Von diesem tiefen, unauslöschlichen Rechtsbewußtsein getragen, beugte er sein Haupt nie vor dem Revolutionskaiser Napoleon, verzagte nicht in den trüben Tagen der Erniedrigung Deutschlands, sah mit Trauer das alte Reich ins Grab sinken, erkannte die französische Restauration als ein Flickwerk, das den Keim abermaligen Sturzes in sich trug, gab sich über den Wiener Kongreß keinen rosenfarbenen Täuschungen hin, blickte der bereits angebahnten Ära der Konstitutionsmacherei mit Widerwillen entgegen. Wie er von seinem

festen Standpunkte aus 1803 England als den einzigen gesunden Fleck Europas betrachtete und von dort Rettung erwartete, so sah er schon 1817 die Umwälzungen von 1830 und 1848 richtig voraus und bezeichnete ihre Ursachen. Diese Voraussagung gehört zu seinen interessantesten Briefen und ist zugleich eine Art von politischem Testament.

„Wer an Begriffen wahrer, auf Ordnung, Recht und Gerechtigkeit gegründeter Freiheit hängt, an der Idee der Harmonie des Ganzen, welche nur aus ungleichartigen Bestandteilen hervorgehen kann, an der immer heller einleuchtenden, von allen weisen Heiden behaupteten und durch das Christentum allein zu realisierenden Idee von göttlicher Anordnung der ganzen Verzweigung der Autorität, der wird als ein Ultra verlacht, und ich fürchte, verlacht werden, bis schon bei vollendetem Turmbau unserer Konstitutionsmachereien das arme betörte Volk Europas in eine Sprachenverwirrung und Ideenverwirrung wird geraten sein, die nur durch eiserne Zepter eines oder mehrerer Nimrode wird aufhören können."

„Dahin muß es kommen — nach vorhergegangenen Greueln eines Bauern- oder vielmehr Pöbelkrieges, dessen glimmende Asche schon von allen Seiten angeblasen wird — wenn elende eitle Skribenten fortfahren, die öffentliche Meinung zu beherrschen und die, welche noch Autorität in den Händen haben, dieser vermeintlichen öffentlichen Meinung feige zu frönen fortfahren."

„Mit der Zeit fortzugehen ist jetzt Lob geworden, da doch des Weisen und Edlen Pflicht immer war und ist, sich dem Eigentümlichen des Zeitgeistes entgegenzustemmen, weil jede einer Zeit eigentümliche Denkart Exzeß ist."

„Kehren wir nicht vom Vernünfteln zur Erfahrung, vom Stolze falscher Philosophie zur Demut des Glaubens zurück, so wird ganz Europa in die tiefste Zerrüttung stürzen, aus welcher es dereinst, geläutert und gewitzigt zu neuem Leben hervorgeht. Das ist meine Ansicht der Zeit. Gott erhalte meinen Kindern ihre Gesinnung! Alles andere ist nichts. Und wer weiß, ob er nicht auch noch Männer erweckt, die das Volk aus dem tollen Taumel zu reißen berufen sind, ehe es in das Elend, so ihm bereitet ward, versinkt!"

So enthält der Briefwechsel Stolbergs manches gar ernste und treffende Mahnwort an unsere Zeit. Das schönste und ergreifendste Mahnwort indes ist der Mann selbst, so klar und unbeugsam in seinen Grundsätzen, so edel und uneigennützig in seinem Handeln, so voll von Gottes- und Menschenliebe, so verständig und zugleich so tieffühlend, so allseitig geliebt und doch so einheitlich in seinem ganzen Wesen, biederpatriotisch im Kreise seiner Familie, ein echter Vaterlandsfreund auf politischem Gebiet, ein treuer Sohn und gewaltiger Verteidiger seiner Kirche.

Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg[1].

Was sich zur Begründung und Erklärung der von Gräfin Friedrich zu Stolberg veranstalteten Auswahl (Paderborn 1889, Schöningh) beibringen

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXVII (1889) 118.

ließ, ist in der Einleitung sehr klar, gedrängt und schön gesagt. Mit Recht gemahnt ihr Verfasser, P. Kreiten, daran, daß man, um diesen Gedichten gerecht zu werden und sie zu genießen, sich in die Zeit und Stimmung zurückversetzen muß, in welcher dieselben entstanden sind. So gut wie Klopstock, Bürger, Claudius, Voß u. a. haben auch die Brüder Stolberg die größten Verdienste um die Gestaltung der Sprache und Poesie am Ende des 18. Jahrhunderts. Eine mächtige, jugendliche Begeisterung für alles Ideale, tiefe Empfindung, feuriger Schwung machte sie zu wahren und echten Dichtern. Wie aber ihre tiefreligiöse Gesinnung, ihr männlicher Ernst, ihr sittlicher Charakter dem Kreis ihres Dichtens Schranken zog, von denen ein Goethe und Schiller nichts wissen wollten, so hat auch ihre Vorliebe für die Griechen, Ossian, Milton und Young im gefühlvollen Sinne jener Zeit, dann ihr reger Anschluß an Klopstock sie verhindert, in formeller Hinsicht mit der Entwicklung der damaligen Literatur gleichen Schritt zu halten. Während die Romantiker mit Dante, Shakespeare, Calderon usw. eine ganz neue Welt von Poesie erschlossen, blieben sie mehr oder weniger in dem Ideenkreis befangen, der den Hainbund charakterisiert. Undankbar wäre es aber, deshalb das Schöne zu verkennen, das sie hervorgebracht, zumal heute, wo die glatte Verskunst eines Heine Verehrer und Nachbildner genug gefunden hat, während es mit dem idealen Gehalt der Poesie nur allzu übel bestellt ist. Die gut getroffene Auswahl möge manche dazu veranlassen, die Werke der beiden edeln Dichter selbst näher kennen zu lernen, in welchen sich eine echt christliche Gesinnung mit vielseitigem Wissen und der innigsten Liebe zum Schönen verbindet.

Karl Theodor Körner 1791—1813[1].

Die „allgemeine Übersicht der dramatischen Tätigkeit Th. Körners", womit die kleine Schrift H. Bischoffs über „Th. Körners Zriny" (Leipzig 1891) beginnt, stellt den absprechenden Urteilen der Literaturhistoriker wie der Zeitgenossen eine etwas wohlwollendere und dadurch auch unbefangenere Betrachtung der dramatischen Leistungen Körners gegenüber, hebt mit vollem Recht ihre Bühnengerechtigkeit, ihren poetischen Gehalt, ihre idealistische Richtung und ihre Volkstümlichkeit hervor, beleuchtet seine staunenswerte Fruchtbarkeit und den Fortschritt, den er in so kurzer Zeit machte, und berichtigt danach die allzu ungünstigen Ansichten, welche die literarische Kritik bis dahin über den jugendlichen, heldenhaften Dichter in Umlauf gesetzt hat. Die übrige Schrift (volle zwei Drittel) ist seinem „Zriny" gewidmet und bietet zunächst eine interessante Zusammenstellung der „historischen Quellen des Trauerspiels",

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLIII (1892) 226.

darunter wesentlich neue, bisher unbeachtete Notizen, dann eine gedrängte Entstehungsgeschichte desselben und endlich eine sehr gehaltvolle und zutreffende Würdigung seiner Mängel und Vorzüge. Die ganze Abhandlung zeugt von einem so eingehenden Studium des Dichters und aller einschlägigen Literatur, von einem so richtigen und maßvollen Urteil, daß wir wünschen möchten, der Verfasser hätte sich den Rahmen weiter gezogen und eine umfassende Schrift über Körner ins Auge gefaßt.

Dorothea von Schlegel 1763—1839 [1].

Als Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, als Gemahlin des Romantikers Friedrich v. Schlegel und als Mutter der beiden Maler Johann und Philipp Veit stand Dorothea v. Schlegel in näherer Beziehung mit mehreren der bedeutendsten Kreise, aus denen die neuere deutsche Literatur, Philosophie und Kunst hervorgegangen ist. An der Entwicklung der Romantik hat sie sowohl durch treue Unterstützung ihres Mannes als auch durch eigene Leistungen teilgenommen. Weniger gehaßt und geschmäht als ihr Gemahl, litt auch sie unter dem Scherbengericht, welches der unerbittliche Geist des Protestantismus über den großen Konvertiten verhängte. Wie Friedrichs bahnbrechende Arbeiten teils mißkannt und zu Tode geschwiegen, teils durch künstliches Hervordrängen anderer in den Schatten gestellt, teils endlich als „jesuitisch" und „reaktionär" in Acht und Bann getan wurden, so wurde auch sie als stilles Anhängsel des verfemten Abtrünnigen mitgeächtet, mitherabgesetzt und zu Tode geschwiegen. Während das Lebensbild ihrer Schwägerin, der Kulturdame und Dreimännerfrau Karolina Böhmer-Schelling, der Freundin Forsters und Schleiermachers, schon längst in feierlich-historischem Rahmen dem deutschen Volk zur Verehrung ausgestellt wurde, hat weder Friedrich v. Schlegel noch seine Gattin bis dahin einen ausführlichen Biographen [2] gefunden. Erst gegen Ende des Jahres 1881 erschloß endlich der von Dr Raich herausgegebene Briefwechsel [3] einen genaueren Einblick in das Geistesleben der hochbegabten Frau und leistete den handgreiflichen Nachweis, daß dieselbe durch ihren Rücktritt zur Kirche nicht nur nichts von ihren glänzenden Geistesgaben und Charakteranlagen eingebüßt, vielmehr dieselben erst in und nach ihrer Konversion zur schönsten Blüte entfaltet hat. Die

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXII (1882) 1 ff.

[2] Die beste Biographie Friedrich v. Schlegels gab bis dahin Rosenthal, Konvertitenbilder I 1 106—165, auch in den „Histor.-polit. Blättern" mitgeteilt, LVI 256—287 337—359. Vgl. die kürzere Charakteristik von Eichendorff in derselben Zeitschrift XVII 379 ff.

[3] Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von Dr J. M. Raich, Mainz, Kirchheim 1881.

Verirrungen ihrer ersten Lebensperiode fallen der vielgefeierten „modernen Kultur" zur Last, nicht der Romantik und noch viel weniger dem Katholizismus. Ihre Umwandlung bezeichnet den richtigen und einzigen Weg, der aus den traurigen Ergebnissen dieser gottentfremdeten Kultur herausführt.

1. Es ist bekannt, wie Moses Mendelssohn, ursprünglich nach seinem Geburtsort Moses Dessau genannt (er wurde in Dessau den 6. Sept. 1729 geboren), mit harter Armut und Kränklichkeit kämpfend, sich unter Mithilfe Lessings und zweier jüdischer Ärzte zu einem geachteten Schriftsteller und Populärphilosophen emporarbeitete. Bernhard, ein reicher jüdischer Seifenfabrikant zu Berlin, entriß ihn seiner gedrückten Lage, indem er ihn erst (1750) als Erzieher seiner Kinder, dann als Buchhalter anstellte und ihn endlich zum Geschäftsteilhaber erhob. In nunmehr gesicherten Verhältnissen ehelichte Moses 1762, in seinem 33. Jahre, die Tochter des, wie es scheint, nicht sehr bemittelten Abraham Gugenheim aus Hamburg. Der glücklichen Ehe entsprossen drei Söhne: Joseph (geb. 11. August 1770), Abraham (geb. 10. Dezember 1776), Karl Theodor Nathan (geb. 8. Dezember 1782), und zwei Töchter: Dorothea (geb. 25. Oktober 1763) und Henriette. Der Name der älteren Tochter war ursprünglich nicht Dorothea, sondern Brendel, d. h. Veronika.

Über die Kinderjahre und die Erziehung der jungen Brendel bietet ihre Korrespondenz weder einläßliche Nachrichten noch auch ergiebigere Andeutungen. Doch ist anzunehmen, daß des Vaters lebhafter Geist, eifriges Studium und ernste, literarische Tätigkeit nicht ohne vorteilhaften Einfluß auf das begabte Kind blieb. An den vormittäglichen Privatvorlesungen, welche er dem sieben Jahre jüngeren Sohn Joseph und einigen andern jungen Hebräern über die Grundlagen seiner Philosophie, über die Existenz, das Wesen und die Attribute Gottes hielt und welche er später als „Morgenstunden" veröffentlichte[1], mag vielleicht auch sie als Zuhörerin Anteil genommen haben. Jedenfalls ist seine religiöse Richtung ihr nicht fremd geblieben, da sie mit inniger Zärtlichkeit an ihrem Vater hing und sich noch in spätem Alter seiner mit liebevoller Pietät und Ehrfurcht erinnerte[2].

Weit gefehlt würde es sein, diese Geistesrichtung als eine Richtung des grimmigsten Hasses gegen das Christentum oder gegen jede positive Religion zu betrachten. Tiefe Abneigung hegte Moses Mendelssohn zwar gegen beides; aber zu eigentlichem Haß war er ein viel zu weicher, sanfter und schmiegsamer Charakter. Seine Energie war eine ruhige, nicht stürmische; langwierige körperliche Leiden hatten sie gedämpft. Seinen angebornen Hang zur Satire mäßigte er mit großer Selbstbeherrschung. Den Streit liebte er

[1] Moses Mendelssohns sämtliche Werke, Wien 1838, 105 ff.

[2] Vgl. Brief aus Paris (1803), Raich I 115.

nicht um des Streites willen, sondern war bei Disputationen bemüht, durch deutliche Klarlegung des Frageſtandpunktes eine lichtvolle Prüfung anzubahnen. Dem orthodoxen Judentum, von welchem er ſich innerlich losgeſagt hatte, trat er nicht mit reformatoriſchem Ungeſtüm entgegen, ſondern ſuchte die Gläubigen durch überzeugende Auseinanderſetzung ſeiner aufgeklärten Philoſophie in das Gebiet ſeiner eigenen Geiſtesfreiheit herüberzuziehen. Indem er äußerlich bei der Gemeinſchaft ſeines Volkes verharrte, als Anwalt ſeiner Riten, ſeiner Ehre und ſeines Einfluſſes auftrat, bildete er auch in der Tat unter ſeinem Volke eine Menge Gleichgeſinnter heran. Während Leſſing nicht ohne herzliche Streitluſt wider die orthodoxen Theologen zu Felde zog und im Kampf ſeine Kraft gleichſam verdoppelt fühlte, betrat der zarter organiſierte Mendelsſohn nur herausgefordert den Kampfplatz, das eine Mal, um Lavaters biderbe und platte Bekehrungsverſuche zurückzuweiſen, das andere Mal, um Leſſing gegen die Beſchuldigung des Spinozismus zu verteidigen. Die Aufregung, in welche ihn die Anklage F. H. Jacobis und die daran geknüpfte Fehde verſetzte, nagte an ſeiner Geſundheit und zog ihm einen verfrühten Tod zu (4. Januar 1786). Leſſing hatte ihm übrigens ſchon zum voraus in ſeinem „Nathan“ ein Denkmal geſetzt. Der aufgeklärte Jude, mit ſeiner ruhigen, an der Oberfläche ſchwimmenden Philoſophie, mit ſeiner Losſchälung von aller beſtehenden Offenbarung und poſitiven Theologie, mit ſeiner milden Selbſtbeherrſchung, ſeiner Wohltätigkeit, ſeiner anſpruchsloſen Beſcheidenheit trägt viele Züge, die Leſſing nicht ſeinem ſtürmiſch bewegten Innern, ſondern dem ſanften Lebensbilde ſeines Freundes entnahm. So ſeicht und oberflächlich auch die religiöſen Anſchauungen des letzteren erſcheinen müſſen, wenn man ſie gegen das ebenſo einheitliche als tiefe und großartige Syſtem der chriſtlichen Philoſophie hält, ſo lag dem Streben Mendelsſohns doch unverkennbar ein hoher Ernſt, eine aufrichtig gemeinte Religioſität zu Grunde. Dieſe betätigte ſich zunächſt in treuer Familienliebe, opferwilliger Güte gegen Freunde und Näherſtehende, ernſter und emſiger Ausbildung des eigenen Geiſtes, und jenen übrigen, mehr geſelligen Vorzügen, welche die Aufklärungsperiode unter dem Namen Humanität zuſammenfaßte und welche als natürlich Gutes Anerkennung verdienen, wenngleich ſie das übernatürliche Glaubensleben in keinerlei Weiſe zu erſetzen im ſtande ſind.

Als einen Widerhall dieſer milden, am Diesſeits haftenden, mehr gefühlvollen als intellektuellen Humanitätsreligion des Vaters mag man die Ermahnungen betrachten, welche Brendel Mendelsſohn zwei Jahre nach des Vaters Tode der jüngeren Schweſter Henriette zuteil werden ließ:

„Du mußt ſelbſt alles herausſuchen; Du mußt keine Kleinigkeit unbenützt laſſen. Wenn Du ſo oft nicht mehr das Glück wirſt haben können, Menſchen nach Deinem Herzen zu ſehen, ſo wirſt Du nur immer mehr noch ihren Wert einſehen lernen. Beſchäftige Dich nützlich; lerne, ſoviel Du kannſt; ſei Notleidenden behilflich, ſoviel

Du vermagst, mit Rat, Trost oder Geld. Höre nie auf, Dich selbst zu vervollkommnen; bessere beständig und werde nicht müde, Fehler, die Du an Dir bemerkst, auszurotten; glaub' mir, der einzige Weg zur Glückseligkeit ist — immer besser zu werden; alles übrige ist außer uns und kann uns nur so lange beglücken, als es uns neu ist. Gewöhne Dir an, jeden Abend getreu aufzuschreiben, nicht allein, was Du getan, sondern auch, was Du gedacht und gefühlt hast. Schicke es mir von Zeit zu Zeit." [1]

Ein anderer Brief, vier Jahre später, zeigt uns Brendel als feingebildete Weltdame, Kennerin des Theaters und der Oper, scharfsinnige Beurteilerin der dramatischen Kunst, geistreiche und sprachgewandte Korrespondentin. Sie treibt auch Politik, und zwar fast ein wenig sozialdemokratisch, indem sie der kritischen Beschreibung der französischen Oper zu Rheinsberg eine drastische Schilderung der bürgerlichen Verhältnisse daselbst gegenüberstellt, wobei der Besitzer des Schlosses zu Rheinsberg, Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) von Preußen, nicht eben günstig wegkommt:

„Sein Haus, sein Garten und alles, was er aus seinem Fenster übersehen kann, ist üppig und prächtig; gehen Sie nur um ein Haus weiter, nur die Ecke herum, und Sie finden kein ganzes Dach, keine reine Straße, kein ganz angezogenes Kind. Dürftigkeit und Elend allenthalben, und auch diese elende Existenz ist nur sehr prekär; mit seinem Leben endigt auch das ihrige; sie erhalten sich nur vom Abgang seines Überflusses und durch die tausend überflüssigen Dinge, die sie ihm verschaffen müssen, ohne daß sie das Notwendige haben oder die Aussicht haben, es künftig oder durch eigenen Fleiß zu besitzen. . . . Verdammter Aristokrate! konnte ich mich nicht erwehren auszurufen. Es ward sehr lebendig in mir, wie ein ganzes Volk mit einem Male sich gegen die schwelgenden Tyrannen auflehnen kann, die sich ewige Symphonien aufspielen lassen und so das Geschrei des Elendes nicht hören, das ihnen sonst zu Ohren kommen würde. So eine Oper kostet mehr, als es kosten würde, ein eingefallenes Häuschen wieder aufbauen zu lassen, in dem Friede und Wohlhaben wohnen könnten. Ich dachte mir ganz Frankreich so, und nun verstand ich die Franzosen. Verzeihen sie meinen Eifer, liebe Aristokratin!"

Die Aristokratin, an welche dieser Appell gerichtet wurde, war die berühmte Rahel Levin, die spätere Gemahlin Varnhagens van Ense. Brendel war übrigens um diese Zeit kein junges Fräulein mehr, sondern Ehefrau und Mutter von drei Kindern. Sie war erst 15 Jahre alt, als ihr Vater Moses ihr bereits in der Person des Bankiers Simon Veit einen Gatten aussuchte. Sie ließ diese Wahl über sich ergehen, bei der mehr Gott Mammon als die Philosophie den Ausschlag gegeben zu haben scheint. Veit entsprach ihr weder durch seine äußere Erscheinung noch durch seine geistigen Eigenschaften. Sie war zur Philosophin und schöngeistigen Dame herangebildet, er ein gutmütiger, prosaischer Geschäftsmann und nichts weiter. Das Mädchen gehorchte indes und kam dem erkorenen Gatten, wenn nicht

[1] Raich I 2.

mit enthusiastischer Liebe, doch mit hingebender Freundlichkeit entgegen. Veit gab sich Mühe, die ihm fehlende Bildung durch Lektüre und Studium zu gewinnen. So kam ein erträgliches Verhältnis zu stande, das jedoch die ideal angelegte Veronika nicht befriedigte. Von den vier Söhnen, die aus ihrer Ehe hervorgingen, starben zwei: Moses (geb. 1787) und Abraham (geb. 1791), noch im Jahre ihrer Geburt dahin. Die zwei andern: Jonas (geb. 2. März 1790) und Philipp (geb. 13. Februar 1793), zog Veronika mit der innigsten mütterlichen Zärtlichkeit und Liebe auf. Doch gestaltete sich auch aus diesen Familienleiden und Familienfreuden kein Band, das sie enger und mit wahrer Liebe an Simon Veit gefesselt hätte. Sie liebte ihn nicht und war, trotz aller äußeren Eintracht, nicht glücklich mit ihm. Sie suchte und rang nach einem feinen, literarischen Geistesleben, das er ihr nun einmal nicht bieten konnte.

Was ihr einigen Ersatz bot, aber auch anderseits die Disharmonie ihres Ehebundes notwendig wieder verschärfte, war der Verkehr mit einem Kreis von schöngeistigen Damen und Herren, in welchem sie und ihre Stammesgenossinnen und Freundinnen Henriette Herz und Rahel Levin den Ton angaben. Wie die eine dieser Damen, „die schöne Zirkassierin", Henriette Herz, erzählt, boten „die christlichen Häuser Berlins" damals „nichts, welches dem, was jene jüdischen an geistiger Geselligkeit boten, gleichgekommen oder auch nur ähnlich gewesen wäre". Hier verkehrten der Prinz Louis Ferdinand, Friedrich v. Gentz, die beiden Brüder Alexander und Wilhelm v. Humboldt, Gustav v. Brinkmann, Engel, Moritz, Dohm, Spalding, Reichardt, Tieck, Schleiermacher — „kurz, was irgend Bedeutendes an geistigen Kräften Berlin bewohnte oder auch nur besuchte". Die drei Frauen traten später alle zum Christentum über: Dorothea Veit 1804, Rahel Levin 1814, Henriette Herz 1817.

Daß Jüdinnen die ersten Salons von Berlin gründeten und beherrschten, das mag denjenigen ernüchtern und verdrießen, welcher auf Berliner Kultur als auf die schönste Blüte deutschen Geistes zu pochen wünscht. Auf die christliche Bevölkerung Berlins wirft es an sich keinen allzu tiefen Schatten. Kaum den drückendsten Fesseln entrafft, wußten die strebsamen, unermüdlichen Juden eben ihren Einfluß alsbald geltend zu machen und ihren Reichtum in komfortablem Luxus zu genießen. Bei ihren lebhaften Handels- und Geschäftsverbindungen mit aller Welt lag es niemand näher als ihnen, das freie, gesellige Leben, das sich in Frankreich entwickelt hatte, nachzuahmen und seine Formen den deutschen Verhältnissen anzupassen. Ihre Töchter wurden nicht zu stillbescheidenen, mädchenhaft schüchternen Hausfrauen herangebildet, sondern zu selbstbewußten, vielkundigen und gewandten Weltdamen. Früh mit Theater und Literatur wie mit dem Leben selbst bekannt, pflegten sie eifrig die schönen Künste, lasen alles Bedeutende, was die Tagesliteratur

brachte, und plauderten über philosophische Fragen wie über die Politik und die Herzensangelegenheiten ihrer Bekannten. Wie sie sich von den tonangebenden Koryphäen französischer Geistesmode nicht blindlings imponieren ließen, so huldigten sie auch nicht ohne kritischen Vorbehalt den neu auftauchenden oder schon zu Recht bestehenden deutschen Größen. Mit unendlicher Schreibseligkeit brachten sie in Briefen und Tagebüchern alles zu Papier, was sie gehört, gelesen, empfunden, geurteilt: sentimentale Grillen wie scharf formulierte Urteile, poetische Reiseeindrücke wie prosaische Notizen über Häusliches; trieben dabei viel Überschwenglichkeit, erlangten aber auch einen leichten Konversationsstil und eine anziehende Darstellungsgabe, die ihren Memoiren noch heute Interesse verleiht. Dieselben enthalten nicht nur manche wertvolle Notizen zur literarischen Zeitgeschichte, sondern auch viele geistreiche Urteile, treffende Bemerkungen und Bonmots über Bücher und Autoren, graziöse Charakteristiken und Vergleiche, Rezensionen, aus dem ersten lebendigen Eindruck geschöpft. Empfindsamkeit und Gefühlstiefe wechseln darin mit weiblicher Volubilität und Plauderseligkeit; aber es bekundet sich darin auch hohes Talent, muntere Lebendigkeit des Geistes, Schärfe des Urteils, große Belesenheit, ein feinfühliger Geschmack, kurz alle jene feine, äußere Bildung, die der Geist ohne systematische Schulung und tieferen religiösen Halt gewinnen mag. In jener mehr formellen, ästhetischen Bildung lag teilweise der dominierende Einfluß dieser Damen begründet. Kunst und Literatur gestalteten sich in ihrem Kreise zur angenehmsten Geselligkeit.

In philosophischer, religiöser und dann auch in sittlicher Beziehung hatte diese Kultur aber ihre ernsten und düstern Schattenseiten. So geistreich diese Damen über konkrete Personen und Verhältnisse zu urteilen wußten, so vag und dunkel verschwammen alle ernsteren Grundsätze in den unergründlichen Strudeln des wechselnden Gefühls. Von den herrschenden Philosophien, die nur spielend und plaudernd besprochen, nicht aber gründlich studiert wurden, blieb nur ein unerfaßliches Durcheinander von Empfindung des Ichs und des Universums im Geiste haften. Als Beispiel seien Rahel Levins Ansichten über das Gebet hier angeführt:

„Sie wundern sich, daß ich zu Gott beten kann? Geht unser Nachdenken über uns selbst doch oft so weit, daß wir keinen Beweis für unsere Existenz haben, und wir müssen uns fühlen: heißt das nicht, uns selbst anbeten? Wenn das Bedürfnis aufs höchste gestiegen ist, so fühlen wir Gott, und dann beten wir! Auch hierin ist der Wechsel; hier am Ende der Dinge, für uns, schmerzhaft und groß, aber immer derselbe: erkennen müssen wir ihn, wenn auch nicht in jedem Augenblick fühlen. Das ist kein Mensch, der sich nicht oft ganz fühlt; das ist kein denkender Mensch, der nicht dem Wechsel von Bewußtsein und Nicht-Bewußtsein nachspäht; und das nennt Ihr Schiller den Bruch. Aus diesem Bruch geht unser Arbeiten an, unser Leben, bewußt oder unbewußt, diesen aufzulösen. Ob wir damit zufrieden sein wollen, wissen wir nicht; denn das ist unsere Grenze, und es geschieht nur mit halbem

Bewußtsein, wenn wir unzufrieden sind; sind wir ohne Bewußtsein zufrieden, so ist das religiös; sind wir's mit Bewußtsein nach dem Nachdenken, so würd' ich's fromm nennen."[1]

Mit dieser Frömmigkeit kam sie etliche Jahre später zu dem Resultat:

„Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliges Moment in der Entwicklung des menschlichen Gemüts und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange angehalten. Beides tut großen Schaden."[2]

Es wirft ein sonderbares Licht auf die protestantischen Theologen, die diesem Kreise angehörten, daß sie solche und ähnliche Anschauungen über Religion zur Reife bringen halfen. Besonders Schleiermacher trug hierzu indes ganz unmittelbar bei, indem er, von verliebter Sentimentalität befangen, jahrelang diese Damen zugleich über „Liebe" und Religion unterhielt, die Religion zum Plauderthema der Verliebten machte und aus den verschiedenen Barometerständen seiner Empfindsamkeit eine neue Gefühlsreligion der Liebe entwickelte. So treu und liebenswürdig er sich auch als Freund in Leid und Widerwärtigkeit zeigte, und trotz anderer guten Eigenschaften, konnte jene Schwäche und Weichheit des Charakters nur sehr unheilvoll wirken. Da Schönheit, Galanterie, Liebesverhältnisse von Anfang an keine untergeordnete Rolle in diesem Salonleben spielten, über Liebe und Ehe schon ohnehin die laxesten und verhängnisvollsten Ansichten im Schwange waren, so war es ein sehr schlechtes Beispiel, wenn der berühmte Prediger der Frau eines Amts- und Standesgenossen, Eleonore Grunnow, den Hof machte und sie zur Scheidung zu veranlassen suchte, dann mit andern Damen dieses Kreises die sentimentalsten Beziehungen und Korrespondenzen unterhielt und das ganze romanhafte Treiben mit seinen empfindsamen Schriften beförderte[3]. Mehr als ein tüchtiges Talent wurde durch den Einfluß der Damen in seiner Entwicklung gestört, aufgehalten und um seine ernstere Tätigkeit gebracht. Gustav v. Brinkmann, der jahrelang brieflich mit Rahel Levin herumgetändelt hatte, verlor durch seine sentimentale Plauderhaftigkeit seinen diplomatischen Einfluß[4]. Das Los A. W. v. Schlegels vergleicht Dorothea mit demjenigen des Orpheus, der von den Frauen zerrissen wurde[5]. Die freie Liebe wurde erst verblümt und schmachtend, endlich ganz ungeniert zum Dogma erhoben, alles geistige Leben von der Ideenkonfusion angekränkelt, welche diese Phantasien und Herzensverirrungen notwendig hervorbringen mußten.

[1] Rahel, Ein Buch des Andenkens I, Berlin 1834, 227.
[2] Ebd. 437.
[3] S. Janssen, Zeit- und Lebensbilder[1] 44 ff; I[4] (1889) 240—247.
[4] Raich I 74. [5] Ebd. I 256.

2. Es war im Sommer 1797, als in dem Kreise der Berliner Schöngeister eine neue Größe auftauchte, Friedrich Schlegel[1], ein Sohn des Dichters, Kanzelredners und Konsistorialrats Johann Adolf Schlegel zu Hannover, noch ein ganz junger Mann — erst 25 Jahre alt. Anfänglich zum Kaufmann bestimmt und herangebildet, erhielt er erst in seinem 16. Jahre Gelegenheit zu studieren, trieb nun in Göttingen und Leipzig Philologie und warf sich dann, nach dem Vorbilde der damaligen autodidaktischen Schöngeister, zugleich auf die modernen Sprachen und Literatur, auf die neuesten Philosophien Fichtes und Schellings, auf Kunst und Ästhetik und veröffentlichte die Ergebnisse seiner Studien sofort in Beiträgen an die Revüen jener Zeit, wie die Berliner Monatsschrift, Wielands „Merkur" u. a. Schleiermacher, der Herzenstheologe der Berliner Literaturdamen, vier Jahre älter als Schlegel, war höchlich überrascht von dem reichen Wissen, das derselbe während seiner sechs Studienjahre zusammengerafft.

„Er sei", so meldete er seiner Schwester, „von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen; von einem originellen Geiste, der hier, wo es doch so viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlicher Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allem vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowohl als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter; mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem wesentlichen Nutzen."

An ihm glaubte er nämlich den richtigen Mann gefunden zu haben, mit dem er seine eigenen Philosopheme gründlich entwickeln, von dem er stets neuen Zufluß von Ideen und Anregungen erhalten könnte.

„Er hat keine sog. Brotwissenschaft studiert, will auch kein Amt bekleiden, sondern, solang es geht, spärlich, aber unabhängig von dem Ertrage seiner Schriftstellerei leben, die lauter wichtige Gegenstände umfaßt und sich nicht so weit erniedrigt, um des Brotes willen etwas Mittelmäßiges zu Markte zu bringen." „Was seinen Geist betrifft", heißt es in einem späteren Briefe Schleiermachers, „so ist er mir durchaus so supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen, unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehen, und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen, — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam wachsen und entstehen sah."

Einen noch viel berückenderen Eindruck als auf Schleiermacher machte der neue Ankömmling auf dessen Freundin Veronika Veit. Sie fand in diesem geistreichen Jüngling alles, was sie an ihrem Manne Simon vermißte. Obwohl schon über 33 Jahre alt, mehr als 18 Jahre verheiratet,

[1] Geb. zu Hannover am 10. März 1772, gest. zu Dresden am 11. Januar 1829.

Mutter von vier Kindern, überließ sie sich ganz dieser Versuchung. Der Gedanke, ruhige, behagliche Lebensverhältnisse mit einer neuen, abenteuerlichen, höchst wahrscheinlich prekären Lebensstellung zu vertauschen, fiel kaum in die Wagschale gegen die glühende Begeisterung für das jugendliche Genie. Friedrich erwiderte ihre Neigung. Er ward nun ihr ein und alles, der Abgott ihres Herzens. Mit jäher Entschlossenheit betrieb sie, unter Mithilfe ihrer Freundin Henriette Herz, die Scheidung von ihrem Manne Simon Veit, um fürder nur für Friedrich Schlegel zu leben. Ihren Namen Veronika vertauschte sie bald mit dem Namen Dorothea, unter welchem Gedichte von ihr erschienen. Es ist kein Grund, länger bei diesem Verhältnis zu verweilen, welches die christliche Moral aufs strengste verurteilen muß, noch auch bei der literarischen Frucht desselben, dem berüchtigten Roman „Lucinde", in welchem Friedrich den Taumel seiner Leidenschaft ästhetisch-philosophisch zu verherrlichen suchte. Dieser Roman, kaum mehr gelesen, von Friedrich Schlegel selbst als „Jugendsünde" verurteilt und aus seinen gesammelten Werken gestrichen, dient heutzutage ohnehin nur als Wauwau, den die liberalen Literaturhistoriker zur Warnung vor Konvertiten und Romantikern neben dem Namen Schlegels aufpflanzen. Daß Goethe zehn Jahre lang mit der ebenfalls verheirateten Mama Frau v. Stein in Liebesbriefen und sonstig herumtändelte, daß er sein ganzes Leben hindurch die eigenen neuen Liebesgeschichten in Poesie beichtete, daß er die Blumenmacherin Mamsell Vulpius ohne bürgermeisterlichen Attest und pfarramtliche Beglaubigung ins Haus nahm, daß er den Kultus der Sinnlichkeit in elegantester Form verherrlichte und anempfahl, das alles und mehreres, wie z. B. sein sauberes „Tagebuch", geniert diese frommen Sittenrichter nicht im mindesten. Herr Düntzer feiert den Alten von Weimar sogar als „Hohenpriester" der Liebe und ruft begeistert aus:

„Wie strahlt Goethes Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friederike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste v. Stolberg, Maximiliane von la Roche, Frau v. Stein, Corona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heitern Herzogin-Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Luise, in so vielen andern zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichterglut in sich sog."

Herr Düntzer verzeiht es ihm sogar, daß ihm jene Treue völlig abgesprochen werden muß, „welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt"; denn „daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue, leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühenden Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen" [1].

[1] Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit, Stuttgart 1852, VIII u. IX.

Aber Schlegel und Lucinde? — Ja, Bauer, das ist etwas anderes! Es ist freilich etwas anderes, insofern Schlegel das feine Kokettieren Goethes mit der „gesunden Sinnlichkeit" nicht kannte, sondern die Natur-Kunst-Religion des „alten Heiden" mit jugendlicher Unverfrorenheit und Entschiedenheit bis in ihre letzten realistischen Konsequenzen verfolgte, die „freie Liebe" laut und unumwunden zum Gesetz erhob. Es ist auch insofern etwas anderes, als Schlegel, durch die Idole seiner ästhetischen Gefühlsreligion bitter enttäuscht, ihre Altäre zerbrach, ihnen den Rücken wandte und dann beherzt und ehrlich die alten und ewig jungen Quellen der Wahrheit aufsuchte, in Leiden und Kampf sich läuterte und der einmal erfaßten Wahrheit bis zum letzten Augenblick treu blieb.

3. Im Herbst 1799 siedelte Dorothea mit Friedrich Schlegel nach Jena über. Im selben Hause wohnte Friedrichs Bruder A. W. Schlegel mit seiner Frau Karoline geb. Michaelis, geschiedene Böhmer, ebenso Tieck mit seiner Frau und seinem eben gebornen Töchterchen Dorothea. Auch Fichte und Schelling, Hardenberg (Novalis) und Gries, der Buchhändler Fromann und die Künstler Bury und Genelli schlossen sich dem literarischen Kreise der ersten Romantiker an. Der junge Brentano nahm ebenfalls daran teil und gab in den Abendkränzchen die Erstlinge seiner Muse zum besten. Goethe gehörte dem Kreise zwar nicht an, ward aber von allen noch als Altmeister der Kunst verehrt. Mit dem Theologen Schleiermacher in Berlin unterhielt Dorothea eine ziemlich lebhafte Verbindung.

In diesem Briefwechsel spiegelt sich das kunterbunte Leben, aus welchem sich die Romantik erst als verworrene ästhetische Literaturrevolution, dann allmählich als katholisierende Richtung mit ihren mittelalterlichen Sympathien entwickelte. Daß zunächst aus diesem Kreise zwei Romane hervorgingen, welche geradezu die freie Liebe verherrlichten, die „Lucinde" Schlegels und die verwilderte „Godwi" des jungen Klemens Brentano, zeigt genugsam die phantastische Verwirrung, welche hier herrschte. Friedrich Schlegel war derselben noch keineswegs entgangen, als er im „Athenäum" seine eigene „Lucinde" als ein Produkt „jugendlicher Unbesonnenheit" zu entschuldigen bemüht war.

Fast sämtliche Mitglieder des wissenschaftlich-schöngeistigen Kreises waren noch junge, poetisch angewehte Leute, welche ihr Phantasieleben unaufhörlich mit der buntesten Lektüre, vor allem mit den Romanen, Dramen und der Liebespoesie aller Völker nährten und fütterten und welchen darum Wahrheit, Schönheit, Dichtung, Leben, Liebe, Kunst und Religion in einem erst unentwirrbaren, verliebten Gefühlsdusel durcheinanderfloß. Alle waren mit träumerischen Liebeshändeln beschäftigt, alle entzückten sich, die einen über die andern, zankten sich zur Abwechslung und versöhnten sich wieder und suchten durch Gedichte, Witze, Lektüre, gesellige Liebenswürdigkeit und Genialität

das allgemeine Entzücken noch zu steigern. Die Damen flochten den Poeten Veilchen- und Lorbeerkränze, und die glücklichen Poeten fühlten sich voll Jugendmut und als die richtigen Leute, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Literatur, ja die ganze Welt neu zu gestalten. Den schwärmerischen Damen hinwieder kamen dann die kühnen Genies wie Riesen vor, die eine neue Weltepoche begründen könnten.

„Überhaupt bin ich der Meinung jetzt", so sagt Dorothea in einem Briefe an Schleiermacher, „Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr, um auszuruhen, schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. Darum gefällt mir auch ‚Benvenuto Cellini' so gut. Ich möchte auch einmal gerne von Luther lesen; ich ahnte, daß der eine rechte Ähnlichkeit von den beiden haben muß. Und so sollte es mit Euch nur auch sein. Denn Euer Wesen und Euer Wollen, das paßt zum Literarischen ganz und zur Kritik und all dem Zeuge wie ein Riese in ein Kinderbettchen."

Bei solcher Schwärmerei ist es erklärlich, daß Dorothea sich über das Erscheinen der „Lucinde" freuen, beunruhigen, trösten konnte — alles in einem Atemzuge, mit der phantastischen Illusion, ihre verliebten Träume in einem ewigen Werke verklärt zu sehen:

„Was ‚Lucinde' betrifft — ja, was ‚Lucinde' betrifft! Oft wird es mir heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. Umsonst sucht er mich durch den Gedanken zu stärken, daß Sie noch kühner wären als er. Ach, es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offenen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben und das Leben auch mit; und alles, was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig sein wird. Ja, dann erst wird die Welt es recht beurteilen, wenn alle diese Nebendinge wegfallen."

Als den Roman fast allgemeiner Tadel traf, war Dorothea sehr froh, daß Schleiermacher sich zu dessen Verteidigung erheben wollte, munterte ihn mit schmeichelhafter Freundlichkeit dazu auf und empfing seine Lucindenbriefe mit enthusiastischer Freude.

„Sie sind eine erfrischend gereifte Frucht, aus der Lucindenblüte gesprossen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der süße Kern. Mich dünkt, Sie haben so scharfsinnig noch nichts geschrieben und so leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöse Gewissenhaftigkeit."

So naiv und unbefangen hüpfte sie über den Inhalt eines Buches hinweg, das wegen seiner objektiven Immoralität in den weitesten Kreisen Ärgernis erregte.

Merkwürdigerweise fällt in diese Zeit der krausesten Phantasieverirrung die erste Äußerung, welche ihrer nachmaligen Konversion präludiert. Sie knüpft sich an ein Heiligenbildchen, das ihr die Kulturdame Karoline, die

damalige Frau Auguſt Wilhelms, durch ihre Tochter Auguſte Böhmer hatte zuſchicken laſſen. An dieſe ſchrieb ſie im Juni 1800:

„Deiner Mutter dank' ich recht herzlich für das liebe Heiligenbild. Ich habe es hier immer vor mir liegen; mich dünkt, ich hätte mir ſelbſt keine andere Heilige erwählt, ſie paßt mir recht. Die Bilder und die katholiſchen Geſänge haben mich ſo recht gerührt, daß ich mir vorgenommen habe, wenn ich eine Chriſtin werde, ſo muß es durchaus katholiſch ſein. Ich bitte die Mutter, mir ſagen zu laſſen, wie ich es anfangen muß, wenn ich z. B. in Bamberg mich taufen laſſen wollte. Lache nur nicht, es iſt mein Ernſt."

Dieſer erſte Ruf der Gnade verhallte indes vorläufig wirkungslos in dem bunten Getriebe der Jenaer Schöngeiſterei. Sie hörte da wohl viel von Philoſophie, Gott, Welt und All. „Das Chriſtentum war", wie ſie Schleiermacher meldet, „à l'ordre du jour; aber", fügt ſie bei, „die Herren ſind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schickſal; Hardenberg, glaubt Tieck, iſt ganz und gar ſeiner Meinung; ich will aber wetten, was einer will, ſie verſtehen ſich ſelbſt nicht und einander nicht." Goethe wurde dabei faſt wie ein Gott verehrt. Dorothea verſteigt ſich ſogar zu dem Ausdruck, ihn „Gott den Vater" zu nennen. Sie konnte nicht erwarten, ihn einmal zu ſehen. Ein halbſtündiger Spaziergang mit ihm verſetzte ſie in das maßloſeſte Entzücken. Taſſo, Egmont, Werther, Götz, Elegien, alles, alles fand ſie in ihm, vor allem den „Meiſter" und „Hermann", am wenigſten den „Fauſt". Nur bedauerte ſie, daß er ſo korpulent werde, was die Imagination verderbe. In ſtrittigen Fällen wandten ſich die Romantiker an ihn. Auf ſeinen Entſcheid wurde Novalis' Aufſatz: „Die Chriſtenheit oder Europa", ebenſo das „Epikuriſch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporſtens" von Schelling nicht ins „Athenäum" aufgenommen.

An der Zeitſchrift „Athenäum", welche die beiden Schlegel ſeit 1798 herausgaben und worin Friedrich ſeine philoſophiſch-linguiſtiſchen und hiſtoriſch-äſthetiſchen Studien verwertete, nahm Dorothea ſowohl durch untergeordnete Hilfeleiſtung als auch durch eigene Beiträge teil. Daneben ſchrieb ſie auch den erſten Teil eines Romans „Florentin", den Friedrich im Herbſt 1800, aber ohne ihren Namen, veröffentlichte, nach Feuchterslebens Urteil „eine Erzählung, die, wenngleich ſichtbar durch ‚Wilhelm Meiſter' veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Charakteriſtik und Darſtellung ein individuelles Gepräge von Grazie, Leichtigkeit und Geiſt hat, welches man nicht allzuvielen deutſchen Romanen nachzurühmen in der Lage iſt"[1]. Julian Schmidt rechnet ſie zu dem „Beſten, was die Romantik im Fach der Novelle geleiſtet hat"[2]. Schiller nannte den Roman, den er als Kurioſität an Goethe ſchickte, eine „ſeltſame Fratze", geſtand aber doch, daß er ihm eine beſſere Vorſtellung

[1] Friedrich v. Schlegels Werke XV, Wien 1846, 276.

[2] Literaturgeſchichte II 222.

von der Verfasserin gegeben, und erblickte in demselben einen neuen Beweis, „wie weit diese Dilettanterie wenigstens in dem Mechanischen und in der hohlen Form kommen kann“ [1]. Goethe konformierte sich seinem Urteil und fand einige Situationen gut angelegt. Die Verfasserin selbst dachte sehr bescheiden von ihrer Leistung, bedauerte, daß ihre Ideale und Vorstellungen bei der Ausführung wie eine Queckſilberkugel in lauter kleine Kügelchen zerstoben seien, und nahm sogar in ihre Dedikation an Friedrich Schlegel dessen scherzhaften Vergleich auf: „Du hast ja selber so oft mich mit dem kleinen Philipp verglichen, dessen Poesie recht sentimental mit der Beschreibung eines rauschenden Wasserfalls anhebt und sich dann ganz naiv mit einem Zwieback endigt, den ein Wandersmann in den Wasserfall eintaucht.“

Gemütlich und anspruchslos, immer heiter und guter Dinge, auch bei vorkommenden Unannehmlichkeiten noch guten Humors, fühlte sich Dorothea in dem kleinen Kreise von Jena sehr glücklich und zufrieden. Auch mit der „harten“ Karoline Böhmer-Schlegel kam sie anfänglich gut aus. Im Gegensatz zu dieser stets unruhigen und flatterhaften Frau, die A. W. Schlegel bald aufgab und ihre Netze nach dem Philosophen Schelling ausspannte, vermied sie neue romanhafte Intimitäten und bewahrte Friedrich Schlegel die Treue einer Gattin. Ihren kleinen Philipp, den sie mit nach Jena genommen, erzog sie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

An Prosa des Lebens fehlte es auch in Jena nicht; aber sie ließ sich dieselbe nicht allzusehr zu Herzen gehen.

„Verwirrung in der Gesundheit?“ schreibt sie an Schleiermacher, „die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältnissen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch sind wir vergnügter als Sie, unser Freund, es scheinen zu sein, und doch ist es wieder eben dieser Freund, der mich so vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und sie vernichtend vergnügt zu sein. . . . O wären Sie hier, könnten Sie mit uns leben! Wie ganz anders, wie viel leichter werden einem die Fatalitäten *hier* zu ertragen als in Berlin!“

Friedrich Schlegel konnte sich in die Fatalitäten nicht so leicht finden wie Dorothea. Er war öfters unwohl. Während die Olympier in Weimar ihr stabiles Einkommen hatten, mußten die Romantiker in Jena fast alle von der Hand in den Mund leben. Nicht einmal kleine Schulden konnten immer ganz abgetragen werden. Wenn ein Honorar einlief, war es schon längst verzehrt. Die Vorlesungen, welche Schlegel im Oktober 1800 als Privatdozent eröffnete, hatten nicht den großen Erfolg, welchen er sich versprochen. Genoß er auch die Ehre, vorübergehend einmal tête-à-tête mit Goethe zu speisen, so entsprach doch seine ideelle Richtung in Weimar nicht. In seinem „Gespräch über Poesie“ wich er schon viel zu weit von der Verehrung ab, welche das klassische Heidentum sich wieder erobert hatte. Den

[1] Briefwechsel VI 20.

gewaltigen Einfluß darlegend, den im Altertum die Mythologie, d. h. die Religion, auf die Entwicklung der Poesie gehabt, suchte er bereits nach einem Etwas, nach einer religiösen Symbolik, nach einer das Geistige verkörpernden Religion, aus der sich die Poesie verjüngen und neu beleben könnte. Was sollte das sein? Tieck, Novalis und die übrigen Romantiker hatten das Gebiet der katholischen Poesie schon so vielfach gestreift, daß die Frage den akatholischen Häuptern der Literatur bedenklich vorkommen mußte. Wenig anerkannt und wenig unterstützt, sah sich Friedrich Schlegel in steigender Unruhe nach einer Lebensstellung um, die ihm freiere Tätigkeit gewähren könnte. Er suchte jedoch umsonst.

Der erste Frühlingsmorgen der Romantik dauerte überhaupt nur kurze Zeit. Tieck zog schon im Sommer 1800 von Jena fort. Hardenberg siedelte zeitweilig nach Weißenfels über, kränkelte zusehends und starb den 25. März 1801 an der Schwindsucht dahin. Brentano ging schon im Frühjahr 1800 auf die Wanderschaft, nach Marburg, nach Dresden, an den Rhein; nach Jena zurückgekehrt, konnte er sich mit den beiden Schlegel nicht vertragen, in deren Hause er wohnte[1]. Nachdem Karoline Böhmer

[1] S. Diel-Kreiten, Brentano I 145 165. Ein Keim zur Mißstimmung mag schon darin gelegen haben, daß Brentano anfänglich von Tieck und Friedrich v. Schlegel nicht als Originalgenie betrachtet wurde. „Wir haben hier", schreibt Dorothea den 16. Juni 1801, „seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewunderern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in Tiecks ‚Journal' tüchtig persifliert werden. Der eine ist Klemens Brentano; der legt sich darauf, Tiecks Nachfolger zu sein, und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben: ‚Gustav Wasa', worin er glaubt, der Tieck der Tiecks zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, so daß sich dieser tüchtig darüber erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im ‚Journal'. Uns hat er aber den Anfang eines sentimentalen Romans zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdrießt ihn nun wieder: er will von Teufels Gewalt satirisch sein. Kurz, es ist ein Hauptspaß" (Raich I 41). Über den „Ponce de Leon" urteilte sie dagegen sehr günstig: „Brentano hat mir vorgestern sein Lustspiel vorgelesen. Das könnte gewiß recht gut werden, wenn er sich nur dabei hielte und etwa ein Dutzend solcher Stücke schriebe. Seine Charaktere eignen sich ganz herrlich zu Masken. Nur müßte er sich aufopfern lernen und wohl um die Hälfte abkürzen. Aber er ist recht lustig und komisch" (ebd. S. 76). Man sieht hieraus, daß sie gegen Brentano durchaus nicht eingenommen war. Daß sie ihn aber nicht zum Vermittler in Geschäften (d. h. bei der projektierten Anstellung Tiecks als Theaterdirektor in Frankfurt a. M.) mit im Spiel haben wollte, ist in dem betreffenden Brief an Tieck genugsam motiviert durch die Frage: „Wer weiß, in welchem Rufe Brentano in seiner Vaterstadt steht?" und durch die Besorgnis, Brentano möchte der Sache selbst durch seine Einmischung fatal werden. Man kann es der älteren, welterfahrenen Frau kaum verübeln, daß sie sich dem erst 22jährigen Poeten gegenüber eine solche Frage stellte und sich seine Dienste, mit Wahrung des freundlichsten Anstandes, verbat.

ihre „freie Liebe" dem Philosophen Schelling zugewandt, war auch August Wilhelm Schlegel schon Anfang 1801 von Jena fortgezogen und hatte in Berlin Vorlesungen eröffnet. Friedrich folgte im Herbst 1802 seinem Beispiel und reiste nach Paris, wohin er Dorothea und deren Söhnchen Philipp mitnahm.

4. In Paris gefiel es Dorothea nicht übel. Sie fand zwar die Franzosen „unglaublich dumm", so dumm, „daß es ein herrlicher Spaß wäre, sie zu sehen und zu hören, wenn man nichts mit ihnen zu tun hätte". Es kam ihr wunderlich vor, ganze Reihen von Torheiten und Tollheiten erzählen zu hören und dazu die Versicherung: Mais il a infiniment d'esprit! Ebenso wunderte es sie, in Paris gar nicht den leichten Ton zu finden, den sie sich vorgestellt hatte, sondern mitten im höchsten Leichtsinn die hellste Pedanterie, beim nacktesten Anzug eine zeremoniöse Steifheit und in der Tollheit selbst den Zwang konventioneller Regeln, alles von der Tyrannei der Mode befangen. Als sie eine Dame schön fand, wurde ihr bemerkt, dieselbe sei vor vier Wochen noch hübsch gewesen; zwar hätte sie sich seither nicht geändert, aber gegenwärtig sei sie zu schmächtig nach dem augenblicklichen Modegeschmack: C'est qu'on ne parle plus d'elle — l'embonpoint est de costume dans ce moment. Was die Sitten betrifft, fand sie bei den Parisern alles erlaubt, nur das nicht, was sie mauvaise tournure nennen. Die Freiheit des französischen Volkes bestand nach ihrem Eindruck „mehr darin, über alles zu reden und sich um alles zu bekümmern, als tun zu dürfen, was ihnen gefällt" — im Grunde keine liberté, sondern nur libertinage.

„Die Frauen", bemerkt sie, „haben es hier so weit gebracht mit ihren Prätensionen und Gesetzen darüber, daß es sogar eine Prätension und zu einem mühseligen Stand geworden ist, keine zu haben. Une femme à prétension hat viel zu verantworten, aber sie kann dafür auch Gesetze geben; une femme sans prétension hat entsetzlich viel zu beobachten, ehe man es ihr nur glaubt."

Während die Modetorheiten von Paris die scharf beobachtende Frau mehr erheiterten als genierten, fand ihr feingebildeter Geist reiche Nahrung an den Kunstschätzen, welche die République und das ihr folgende Consulat und Empire in der mächtigen Hauptstadt aufgespeichert hatten. Dazu fand sich mitten im Herzen Frankreichs eine deutsche Kolonie, wo sie fast wie in Deutschland leben konnten. Die Vorlesungen, welche Friedrich über „deutsche Literatur" eröffnete, wurden stark besucht, und obgleich nur 20 der Zuhörer die gewünschten zwei Karolin zahlten, fand er doch sein Auskommen.

„Was weiter von uns zu sagen", so berichtet sie Schleiermacher, „und wie wir uns tummeln und was wir tun und was wir lassen, siehe, das steht geschrieben in der ‚Europa'" — einer Zeitschrift, welche Friedrich die zwei nächsten Jahre hindurch

von Paris aus in Frankfurt a. M. erscheinen ließ. „Wir lassen es uns herzlich sauer werden. Mir reißt oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anstrengung nicht gehen will und ich es so gar nicht dahin bringen kann, daß der Friedrich ein paar Jahre sorgenfrei leben und denken könnte! Friedrich zeigt sich aber in dieser sorgenvollen Zeit groß und immer liebenswürdiger; er hat große Geduld mit mir und weiß immer einen Trost aufzufinden, der mich beruhigen muß. Täglich fühle ich mich in der Seele mehr und näher an ihn gezogen, und recht fühle ich das Glück, mit ihm zu leben."

Mochte das Ringen mit prosaischen Widerwärtigkeiten hemmend auf die literarische Tätigkeit beider einwirken, so stählte es anderseits ihren Charakter und förderte die religiöse Richtung, zu welcher Schlegel durch seine ästhetischen, historischen und philosophischen Studien bereits gelangt war. Dorothea selbst beschäftigte sich ernster und mehr als früher mit religiösen Gegenständen.

„Übrigens lese ich hier in Paris als ein Gegengift viel in der Bibel — Luthers Übersetzung. *Man ist wohl nicht gescheit, wenn man jemals glaubt, die Bibel hinlänglich gelesen zu haben.* Ich lese mit Aufmerksamkeit beide Testamente und finde nach meinem Gefühle selbst das protestantische Christentum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen. Dieses hat mir zu viel Ähnlichkeit mit dem alten Judentum, das ich sehr verabscheue. Der Protestantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, soviel ich aus der Bibel verstehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntnis davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nötig, denn sogar in diesem öffentlichen Bekenntnis liegt mir eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit. Genug, daß ich es weiß und es glaube."

Diese Scheu wich indessen vor neuen Leiden und Prüfungen, welche hauptsächlich daraus hervorgingen, daß Schlegel, trotz all seiner Talente und seines unermüdlichen Fleißes, nicht zu einer sorgenfreien Existenz gelangte und sich fruchtlos abarbeitete, ohne die wissenschaftlichen Mittel, die Paris bot, für seine literarischen Pläne ruhig ausbeuten zu können. In ihrer Teilnahme für Friedrich ging Dorothea so weit, sich selbst die Ursache dieses Mißgeschickes zuzuschreiben, der „Disharmonie", die mit ihr geboren sei und sie nie verlassen würde und unter welcher nun auch Friedrich leiden müßte. Während sie ihr Vermögen für Friedrich einsetzte, arbeitete sie gleichzeitig mit der Feder so angestrengt für seine Zeitschrift, daß ihre Korrespondenz nur noch spärlich floß und sie lieber an ihre Freunde denken als an sie schreiben mochte.

Im September 1803 nahmen die Dinge wieder eine etwas freundlichere Wendung. Drei junge Kölner, die zwei Gebrüder Boisserée und ihr Freund Bertram, kamen nach Paris und nahmen nach kurzer Bekanntschaft Wohnung bei Schlegel, der sich in dem einstigen Hotel des berüchtigten Barons Holbach auf einem hohen Punkte der Straße Clichy eingemietet hatte. Als reiche Leute zahlten sie gute Pension für Tisch und Wohnung, und die

schlimmsten Sorgen waren hierdurch vorläufig gehoben. Friedrich Schlegel engagierte sich zugleich, ihnen ein Privatissimum über Poesie und Philosophie zu lesen. Mit dem kriegsgefangenen Engländer Alexander Hamilton und dem Hannoveraner Gottfried Hagemann trieb er orientalische Studien. Eine junge deutsche Frau von Hastfer aus Berlin, welche von Paris aus eine Monatschrift, die „Französischen Miszellen", bei Cotta in Tübingen herausgab, half Dorothea freundschaftlich die Haushaltung führen. Dieser engere gesellige Kreis erweiterte sich zuweilen durch fremde, meist deutsche Besucher, bis um die Jahreswende erst unheimliche Gerüchte, dann zahlreiche Verhaftungen und die gewaltsame Tötung des Herzogs von Enghien eine ungewöhnliche Spannung auf die Bevölkerung ausübten, die Fremden verdrängte und jedermann auf seine vertrauten Kreise beschränkte.

Philipp Veit machte inzwischen seiner Mutter große Freude. Bei der Preisverteilung an der polymathischen Schule erwarb er sich sechs Kränze und die Werke von Racine als Preis und durfte dann zwei Klassen an der Anstalt überspringen, weil er für dieselben noch immer zu weit fortgeschritten war. Als der Präfekt ihn zum sechsten Male kränzte und umarmte, sagte er zu ihm: Jeune homme, vous paraissez tant de fois, que vraiment je ne vous oublierai jamais.

„Alles war gerührt", erzählt sie, „alle Mütter drängten sich um mich, alles wünschte mir Glück; sie stellten sich in zwei Reihen, als ich mit ihm zurückging. Ein alter Mann kam mit seiner hübschen Tochter auf mich los: Permettez, Madame, que ma fille embrasse Monsieur votre fils; elle en est digne, elle a toujours aussi remporté les prix et l'estime de ses instituteurs et l'amour de ses parents. Du kannst Dir recht die lebhaften, galanten, empfindlichen Franzosen dabei denken! Das, was mich aber am meisten bei dem Spektakel ergötzte, war, daß Philipp unbewußt, still bescheiden, fast beschämt und bleich dastand, während alles über ihn in Lob ausbrach und gerührt war."

Die drei Kölner betrieben eifrig ihre Studien bei Schlegel, besichtigten häufig die Gemälde- und Skulpturſammlungen im Museum und studierten auf Schlegels Empfehlung hin fleißig die Werke Winckelmanns. Sie besuchten auch das Theater, wenn eine bedeutende klassische Tragödie von Racine oder Corneille, eine vorzügliche italienische Oper oder ein Werk von Gluck gegeben wurde. „Zur Bildung unseres Geschmacks in der Musik", so gesteht Sulpiz Boisserée, „hat Frau Schlegel viel beigetragen; sie war eine begeisterte Anhängerin des alten Fasch, der die Singakademie in Berlin gestiftet und dadurch am meisten mitgewirkt hat, diese Stadt zum Hauptstützpunkt für alle höhere Musik zu machen." [1] In den Morgenkonzerten des Konservatoriums trafen die drei Kunstjünger auch öfters mit Henriette,

[1] Sulpiz Boisserée I, Stuttgart 1862, 26.

der jüngeren Schwester Dorotheas, und deren Bruder Abraham zusammen, die sich damals ebenfalls in Paris aufhielten.

Einige Einwirkung der katholischen Kölner Freunde auf Schlegel war dadurch angebahnt, daß er infolge seiner Studien nicht mehr bloß für die Romantik des Mittelalters, sondern auch für den Katholizismus als Lehrsystem und historische Erscheinung günstig gestimmt war. Deshalb hörte er mit Interesse, was ihm Bertram von alten Einrichtungen und Gebräuchen der Reichsstädte, der Klöster und Stifter am Rhein, von dem Gottesdienst und von den Kirchen zu erzählen wußte. Auf Anregung seiner Schüler besuchte er die altehrwürdige Kirche Notre-Dame, die er bis dahin unbeachtet gelassen hatte; sie machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und seine ganze Aufmerksamkeit wurde rege, als ihm ein noch weit höherer Genuß von den alten Baudenkmalen in den Niederlanden, in Köln und am Rhein in Aussicht gestellt wurde. Während in den beiden Boisserée und Bertram sich der Wunsch erweckte, noch länger fruchtbares Zusammensein mit Schlegel zu genießen, erhielt dieser die Aussicht, eine Anstellung als Professor der Geschichte und Literatur an der höheren Schule in Köln zu erhalten. Hier hoffte man sogar auf teilweise Wiederherstellung der Universität, an welcher Schlegel eventuell auch einen Posten erwarten zu können glaubte. Er entschloß sich, Ende April die Freunde über Belgien, Aachen, Düsseldorf nach Köln zu begleiten.

Zuvor jedoch ließ sich Dorothea am 6. April von dem Prediger Gambs in der schwedischen Kapelle zu Paris taufen und mit Friedrich Schlegel feierlich trauen. Sie erhielt den Namen Dorothea Friederike. Am 27. Mai, Sonntag Trinitatis, empfing sie in derselben Kapelle zum ersten Male das Abendmahl. So war die Scheu, ihre christliche Überzeugung auch öffentlich zu bekennen, überwunden, ihr bisheriges Verhältnis zu Schlegel wenigstens formell dem Bereich des Ärgernisses entrückt.

Bald sollten sich an ihr auch die Worte bewahrheiten, die sie schon jetzt in ihr Tagebuch notierte:

„Denn ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid neubekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen" (Epistel Petri 1, Kap. 2, Vers 25).

„Und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören und wird eine Herde und ein Hirt werden" (Ev. Joh., Kap. 10, Vers 16).

5. Zu Köln fand Friedrich Schlegel eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Die angesehensten und vornehmsten Leute luden ihn ein, ihnen eine literaturgeschichtliche und eine philosophische Vorlesung zu halten. Wohlwollende Freunde und Anhänger umdrängten ihn. Ungeachtet des harten Druckes, welchen die Franzosen ausübten, herrschte in der Stadt munterer Humor und fröhliches Wesen. Gegen Jena und andere Herde der Aufklärung war freilich ein großer Abstand. Die Leute ließen nichts drucken und machten

kein Geschrei von sich, waren aber, nach Dorotheas Urteil, „nur um desto mehr wert". Die Stadt selbst fand sie weder sehr angenehm noch sehr amüsant, aber höchst merkwürdig und interessant durch die vielen geschichtlichen Erinnerungen und Überreste der trefflichsten einheimischen Kunstwerke, welche sie in Wirklichkeit zu einem deutschen Rom machten. Dazu versprach sie sich viel Vergnügen von den zahlreichen interessanten Orten in der Nachbarschaft, wie Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Mainz, Krefeld usw., die zu Land und zu Wasser sich leicht und ohne große Kosten besuchen ließen. Letzterer Punkt erheischte noch immer Berücksichtigung. Denn zu Geld war Schlegel in Paris nicht gelangt; er hatte sich nur eben knapp durchgeschlagen. In Köln trug man sich zwar mit Errichtung einer großen Spezialschule auf dem Fuß einer deutschen Universität, was bei dem Mangel einer ähnlichen Schule in der ganzen umliegenden Gegend ein durchaus wohlbegründetes Projekt war. Schlegel hoffte durch seine neuen Kölner Freunde an dieser Anstalt eine Professur zu erlangen. Allein das alles war noch Projekt, und die Hoffnungen wurden durch das Walten und Schalten der Franzosen sehr gedämpft. Durch Aufhebung der Stapelgerechtigkeit erlitten viele der angesehensten Handelshäuser den empfindlichsten Schaden, und wenn der neue Kaiser der Stadt nicht einen Freihafen gewährte, so stand ihr das Los bevor, zu einem unbedeutenden, wenn auch großen Dorf herabzusinken. Schlegel hatte also vorläufig keine Stellung und nur das spärliche Einkommen, das ihm vereinzelte Privatvorlesungen und seine literarischen Arbeiten einbrachten.

Dem kleinen Philipp, der von solchen Sorgen noch nichts ahnte, gefiel es in Köln weit besser als in Paris. Den großen Rhein, die Bilder und überhaupt die ganze Stadt fand er sehr schön und prächtig. Der Dom erschien ihm als das Schönste, was es gibt, und auf dem Rheine sah er ein Floß, so groß wie ein Dorf, mit Häusern, Bänken und 500 Menschen darauf, für die jeden Tag ein ganzer Ochse geschlachtet wurde. Philipp hoffte, in der deutschen Schule jetzt ebenso den Preis zu erhalten, wie es ihm in der französischen zu Paris gelungen war. Auf dem Gymnasium, das er besuchte und das etwa 200 Schüler zählte, gesellte sich zu dem Unterricht im Lateinischen, Naturgeschichte, Mathematik und Schreibekunst auch das Griechische, täglich eine Stunde. Schlegel gab ihm in dieser Sprache auch noch Privatunterricht. Die Aufmerksamkeit des talentvollen Knaben war jetzt schon viel auf Gemälde gerichtet. „Hier gibt es", schreibt er seinem Vater Simon Veit, „sehr viele schöne Bilder, welche bei Schuhflickern und Schneidern stecken und da, wo man es gar nicht denkt."

Schlegel hatte indes nicht die Geduld, die Entwicklung des Kölner Schulprojektes in der Rheinstadt abzuwarten. Am 19. September 1804 reiste er von Köln ab, um seinen Bruder Wilhelm in Genf aufzusuchen, die

Bekanntschaft der Frau v. Staël zu machen, bei welcher dieser lebte, und dann in Paris weitere Sanskritforschungen zu treiben. Als er eben einsteigen wollte, ließ ihm der Präsident der Schulkommission noch ein Billet zustellen, worin ihm die Anstellung in Köln fast sicher zugesagt wurde. Er ließ sich jedoch nicht von seiner Reise abhalten, sondern nahm bloß provisorisch und bedingungsweise an, wenn nämlich die Anstalt wirklich zu einer Spezialschule, d. h. zu einer Art von Universität erhoben würde.

Seinen Bruder in Genf fand er sehr munter und guter Dinge. Daß er sanfter geworden, schrieb er dem behaglichen Gefühl seiner günstigen Lage zu, während die Frau v. Staël hierin eine Frucht ihrer Erziehung zu erblicken glaubte. Dorothea fand diese Eitelkeit sehr lächerlich:

„Wieviel Frauen haben nun schon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt. Hört nun der Druck einmal auf oder läßt nach, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander."

Auch auf Friedrich machte die Staël nach den Illusionen des ersten Empfangs den Eindruck einer sehr eiteln und pretensiösen Dame; doch konnte er ihr vortreffliches Benehmen gegen Wilhelm nicht genug rühmen und war ihr dafür sehr dankbar. Er selbst reiste schon im November nach Paris, erkrankte aber hier, geriet in große Not und mußte all sein Reisegeld aufzehren.

Dorothea, die mit der innigsten Zärtlichkeit an ihm hing und sich nach seiner Abreise ganz „griesgram und eisgrau" vorkam, mußte sich mittlerweile manche Einschränkung gefallen lassen und war nicht frei von Sorge. Doch trug sie ihre aufrichtige Liebe und ihr edler Sinn über all diese Schwierigkeiten hinweg, welche ein schwächeres Gemüt wohl ganz daniedergebeugt haben würden. So wünschbar es ihr erschien, daß Friedrich endlich zu einem ruhigen und gesicherten Auskommen gelangen möchte, schrieb sie doch wohlgemut ihrer Freundin Karoline Paulus in Würzburg:

„Wenn ich mein auserwähltes Glück, wonach Millionen Frauen sich vergeblich sehnen, nicht erkennen oder weniger schätzen sollte, wäre ich da nicht das undankbarste Geschöpf unter der Sonne? ... Das Notwendige, Speise und Trank und reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, hat uns noch nie gemangelt. In der Tat, Liebe, war es recht wunderbar, wie uns in großer, dringender Not bei irgend einem Bedürfnis plötzlich eine Hilfe kam.... Das schönste Glück einer Frau ist mir auf Erden geworden. Keine Macht, kein Geschick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte. Ich trage es für die Ewigkeit. Zwei gute Dritteile meines Lebens sind wahrscheinlich vorbei. Ist dieser geringe Teil, der noch zurückbleibt, wohl noch großer Sorge wert?" ...

Mit regem Interesse und tieferem Verständnis folgte sie nicht nur den wissenschaftlichen Studien ihres nunmehrigen Gemahls, sondern auch allen wichtigeren Erscheinungen und Bewegungen auf literarischem Gebiet. Ihre

frühere enthusiastische Goethe-Verehrung hatte in diesen wenigen Jahren bedeutend abgenommen. Ihr Urteil aber über den vielvergötterten Dichter ist, wenn auch von persönlichen Rücksichten beeinflußt, doch von einem tiefen Einblick in seine wirklichen Schwächen getragen:

„Ich habe", so schreibt sie (8. Dezember 1804), „seitdem ich Goethe kenne, immer eine Art von Mißtrauen gegen ihn gehabt. Man darf ja auch nur den (Wilhelm) ‚Meister' recht aufmerksam lesen und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so wird man es ja schon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen als von einem hervorstechenden Talente hält, und wie er nur so viel Sinn von den Menschen verlangt, daß sie seine Ideen, aber gerade nur seine Ideen, auszuführen im stande sind, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Er behandelt die Universität wie sein Theater und die Professoren wie seine Schauspieler, die er dressiert, so Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht jeden auf seine Weise, sondern hübsch harmonisch, daß ein jeder für sich eben nicht viel, aber alle zusammen das Kunstwerk bedeutend bedeuten. . . . Alt war der alte Herr schon längst, sonst hätte er die ‚Eugenie'[1] nicht dichten können; aber nicht alle, welche alt werden, sind deshalb so veraltet wie er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh, er hat kein Gemüt und keine Liebe, und wenn es damit nicht richtig ist, kann alles auf die Länge nicht gut werden."

In einem andern Briefe schreibt sie:

„Den ‚Winckelmann' von Goethe habt ihr doch gewiß schon gelesen. Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidentum? Ich gestehe Dir, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethes Stil unerhört steif und preziös und die Antipathie gegen das Christentum sehr affektiert und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt."

Wer den Charakter Goethes genau studiert, dem wird es kaum entgehen, daß diese scharfen Urteile einen wirklich wunden Punkt berühren, jenen philiströsen Egoismus nämlich, der schon im Jugendleben Goethes hervortritt, seinen Friederike-Roman sehr prosaisch abschließt, dann seine zehnjährige Korrespondenz mit Frau v. Stein in dem berühmten Kaffeebrief enden läßt und auch den ganzen „Wilhelm Meister" in nicht geringem Grade durchweht. Ihm Gemüt und Liebe abzusprechen, ist unzweifelhaft zuviel; aber ebenso unzweifelhaft litt beides bei ihm unter jenem egoistischen Philistertum, das überaus prosaisch mit dem Leben rechnete und ihn immer mehr den christlichen Idealen entfremdete, bis er als alter Herr den orientalischen Kaftan anzog, um noch einmal eine künstliche Jugend zu erliebeln.

Treffend scherzt Dorothea in demselben Briefe über die Aufklärung, die in Bayern sogar gegen den hl. Nikolaus zu Felde zog:

„Auch habe ich gehört, euer Landesherr will den Kindern nichts mehr zum hl. Nikolaus bescheren lassen. Das nenne ich Aufklärung. Die armen Würmer

[1] Die natürliche Tochter.

müssen nun auch schon aufgeklärt sein! Da ist mein Philipp sehr weit zurück. Der hat zum Nikolaus beschert gekriegt, weil es nun hier einmal so Gebrauch ist und das schlimmste ist, er hat sich gefreut damit."

Obwohl ihr die hochmütige Systemmacherei der neueren Philosophen herzlich leid war, schüttete sie doch nicht das Kind mit dem Bade aus, sondern erkannte richtig die Aufgabe dieser Wissenschaft, sich im Anschluß an die Vergangenheit zu regenerieren.

„Da sei Gott vor, daß Du der heiligen Philosophie entsagtest und ihr feindselig würdest um der Afterphilosophie willen. Sie, die Göttliche, ist ewig und war von Ewigkeit her; aber glaube nur ja nicht, daß unter dem hochmütigen, streitsüchtigen Pöbel der Messias erwachen wird.... Es gibt keine Weisheit, die nicht schon längst verkündigt worden wäre.... Wer dir sagt, er habe ein neues System erfunden, oder dergleichen, den darfst Du dreist auslachen. Was Plato und Spinoza und Jakob Böhme und die Apostel gelehrt haben, das können sie jetzt umbacken und kneten und in neue Formen gießen; aber etwas Neues lehren sie nimmermehr."

In der Ungewißheit indes, welche über der Anstellung Friedrichs zu Köln und somit über seiner ganzen Zukunft schwebte, in den weiteren Sorgen, die seine lange Abwesenheit und Krankheit mit sich brachte, begnügte sich Dorothea nicht mit flauem philosophischen Troste, sie sah sich auch nach tieferem, religiösem Troste um. Am schönsten zeigt dies ein poetisches Stimmungsbild: „Der Sonntagmorgen", das sie im Jahre 1804 verfaßte und das die innigste Hinneigung zur katholischen Kirche ausspricht:

„Die dichten Nebel mußten sinken,
Hell glänzt der freud'ge Sonnenschein,
Im Silber läßt die Wellen blinken
Der herrliche, der alte Rhein.

Und drüben in der Ferne liegen
Die Berge in dem blauen Duft;
Sich Schifflein auf dem Strome wiegen
Und oben Wimpel in der Luft.

Die lärmenden Gewerbe schweigen,
Heut scheint die Sorge nicht so nah;
Im Putze sich die Frauen zeigen,
Die Straße lieget festlich da.

Nur Schwalben schweben hin und wieder
Und tummeln sich im Sonnenschein,
Bald hoch und dann zur Erde nieder,
Laut zwitschernd fliegend aus und ein.

Es läuten Glocken nah und ferne,
Verkündigend das Osterfest,
Sie laden freundlich: O entferne
Dich nicht, o komm zum schönen Fest!

Des Menschen Herz vernimmt das Rufen,
Wie im Geläut' die Stimme spricht.
Wer eilte zu des Altars Stufen,
Wer zu dem frohen Gastmahl nicht.

Wo alle Gäste sind willkommen?
Der große Tempel wird zu klein;
Noch vor dem Eingang knien die Frommen,
Dringt Andacht doch zum Innern ein.

Herüber ziehen die Gesänge,
In Liedern einigt sich der Chor,
Der Orgel hohe Geisterklänge
Begleiten sie zu Gott empor.

Es sind die süßen Melodien:
„O Königin, o Maria!"
Es sind der Engel Harmonien:
„Gegrüßet seist du, Maria!"

Da mußt' ich des Entfernten denken,
Und heißer floß der Tränen Flut,
Die Seele wollte sich versenken
In Andacht und in Liebesglut.

Mit diesen festlich frohen Tönen
Vereint sich mein Gebet für ihn,
Daß den geliebten Freund, den schönen,
Du schützest, milde Königin!"

Als aber Schlegel zu Paris erkrankte, da schickte sie ihm nicht bloß unverzüglich alles Geld, das sie hatte und dessen sie habhaft werden konnte, sondern gab den letzten Rest ihres Vermögens preis und nahm noch sogar Geld auf, um ihm alle nötige Pflege und glückliche Rückreise zu ermöglichen. Zum Glück lief bald darauf ein unerwartetes Honorar ein, das ihr ermöglichte, das aufgenommene Geld wieder zurückzuerstatten.

Anfang März (1805) kehrte Schlegel, wieder ziemlich hergestellt, aus Paris zurück. Da die Frage über seine definitive Anstellung als Professor noch immer nicht erledigt war, eröffnete er in Köln eine ganze Reihe von Privatvorlesungen über Philosophie und Geschichte. Ende Juli des folgenden Jahres besuchte er für einige Zeit seinen Freund Karl v. Hardenberg in Unterzell bei Würzburg, im Oktober ging er nach Dresden, im November abermals seiner Sanskritstudien wegen nach Paris. Dort verschaffte er sich das nötige Material und arbeitete dann ein halbes Jahr ungestört auf dem Schlosse Accosta der Frau v. Staël in der Normandie an seinem für das Sanskritstudium epochemachenden Werke über die Sprache und Weisheit der Inder. Erst im März 1807 kam er wieder nach Köln zurück, um aber auch diesmal nur ein Jahr daselbst zu verweilen.

Ein Versuch, in Bayern zu einer seinen Talenten entsprechenden Anstellung im höheren Lehrfach zu gelangen, war schon im Sommer 1805 gescheitert. Mehrere angesehene Kölner, besonders der hochverdiente Geistliche Wallraf, boten alles auf, ihm endlich die erwünschte Stelle in Köln zu verschaffen. Dorothea erschien „das Leben hier in der alten, merkwürdigen, altertumsreichen, katholischen Stadt Köln, besonders für Friedrich und seine Studien und seine Wirksamkeit, vortrefflich". Im November 1806, während er selbst schon auf dem Wege nach Paris war, langte seine Ernennung zum Professor von Paris aus in Köln an:

Le Ministre de l'Intérieur, en vertu de l'arrêté du 19 vendémiaire an 12, et du décret du 22 brumaire an 14, arrête ce qui suit: Le Sieur Schlegel est nommé professeur de la seconde chaire de belle-lettres de l'École secondaire communale (de second degré) de la ville de Cologne, dpt. de la Roêr.

Ein beigelegter Schulplan mit einigen weiteren Bogen bureaukratischer Auseinandersetzungen erklärte, daß der ernannte Professor täglich drei Stunden (zwei Stunden deutsch und französisch und eine Stunde alte Sprachen) zu halten habe, erwähnte aber nichts von dem ihm angesetzten Gehalt. Also Gymnasiallehrer — nicht Universitätsprofessor, wie ihm in Aussicht gestellt worden war! Dazu nicht einmal ein Fixum. Umsonst bemühten sich Wallraf und die andern Kölner Freunde, ihn zur Annahme zu bewegen und die Stelle selbst annehmbarer zu machen. Er richtete seinen Blick nun auf Österreich, mußte aber auch mit diesem Plane lange in peinlicher Ungewißheit schweben, bis er den Entschluß fassen konnte, definitiv dort ein Unterkommen zu suchen.

Mit ungebeugter, bewunderungswürdiger Energie setzte er trotz dieser langen und bangen Ungewißheit, mitten im Wirrwarr der kriegerischen Zeitläufte, wegen seiner katholisierenden Richtung vielfach angefeindet und beschimpft, fast ohne erfolgreiche Unterstützung anderer, seine vielseitigen Studien auf dem Gebiete der Geschichte, der Kunstgeschichte, der Ästhetik, Philosophie und Sprachwissenschaft fort und begründete in seinem bahnbrechenden Werke über indische Sprache und Philosophie einen ganz neuen Wissenszweig, die vergleichende Linguistik und Mythologie.

6. Dorothea war während dieser vier Jahre auf ihr stilles, zurückgezogenes, häusliches Leben angewiesen. Die Einsamkeit fiel ihr indes durchaus nicht beschwerlich. „Es ist nichts", schreibt sie, „was so stärkt, so erhebt und eigentlich erfrischt, als Einsamkeit, wenn man einsam zu sein versteht, und sie kann ordentlich zur Leidenschaft werden, wie Liebe zur Gesellschaft. Je einsamer ich lebe, desto mehr sehne ich mich danach." Von ihrem früheren Gemahl Simon Veit hatte sie erwirkt, daß ihr jüngerer Sohn

Philipp vorläufig noch bei ihr bleiben durfte, während der ältere, Jonas, bei Verwandten in Hamburg erzogen wurde. Wenn dieser dann nach Vollendung seiner Schulstudien etwa in zwei oder drei Jahren nach Berlin zurückkehren würde, wollte sie auch Philipp wieder zu seinem Vater gehen lassen, damit er im Einverständnis mit ihm eine Berufswahl träfe. Kaufmann zu werden, zeigte er wenig Lust. Zum Gelehrten wollte sie ihn nicht erziehen. In Rücksicht auf seine Hinneigung zum ländlichen Stillleben meinte sie, er könnte später etwa botanischer Kunstgärtner oder etwas Ähnliches werden. In dieser anspruchslosen Gesinnung, die man nicht allzu häufig trifft, leitete sie des Knaben Erziehung zu Hause, während er im Gymnasium einen guten Unterricht genoß. Sie legte den höchsten Wert auf ernste, sittliche Bildung, mäßigte seinen Hang zu kindischen Spielereien, dämpfte sogar, was man von einer Dichterin kaum erwarten sollte, seine Liebe zum Kasperltheater und suchte ihn an treue Benützung der Zeit zu gewöhnen. Vor allem aber flößte sie ihm eine tiefe Religiosität ein, hielt ihn zum Gebet an, nahm ihn fleißig mit zum Gottesdienst, unterrichtete ihn in den Wahrheiten der Religion und begründete ihn so in guten, echt christlichen Grundsätzen, daß die „abgeschmackten Reden", die er nachher in Berlin zu hören bekam, ihn nicht nur nicht wankend machten, sondern sogar befestigten, ja daß die Mutter ihn später oft zu Geduld und Mäßigung des Eifers ermahnen mußte, um konfessionelle Streitigkeiten in der Familie des Vaters zu verhüten.

Es mag der treuen Mutter sehr hart geworden sein, als am 29. Juli 1806 die verabredete Zeit abgelaufen war und Schlegel den fröhlichen, geistvollen Knaben mit sich nach Frankfurt nahm, von wo er nach Berlin abgeholt werden sollte. Sie begleitete ihn noch eine Strecke den Rhein hinauf. Charakteristisch für sie ist es aber, daß ihre nächsten Briefe keine Abschiedslamentationen oder sonstige Sentimentalitäten enthalten. An die Stelle des persönlichen Verkehrs tritt nun eine häufige, herzliche Korrespondenz voll frohen Mutes, praktischen Sinnes und einer Liebe, die auf das wahre, ewige Wohl des Kindes gerichtet ist. Sie beginnt mit der folgenden, schönen Mahnung:

„Lieber Sohn! Halte dich brav, sei gefällig und nachgiebig, besorge Deine körperliche Reinlichkeit pünktlich, und über alles erinnere Dich der Lehren des Herrn Renner, die wir künftig unter dem Namen Moral verstehen wollen; denn in der Tat gibt es keine andere Moral, so wenig als eine andere Philosophie, und unter dieser Benennung können wir immer davon sprechen, ohne daß wir uns verraten. Ich empfehle Dich jeden Augenblick in den höchsten Schutz Gottes und der heiligen Mutter Gottes. Du stehst gewiß unter diesem hohen Schutz, unter welchem wir uns wohl auch noch in diesem Leben wieder vereinigen. Lebe wohl, mein Kind, denke oft an deine Mutter."

So begleitete die noch protestantische Frau ihr geliebtes Kind in das Haus des noch jüdischen Vaters, in das ungläubige Berlin. Ihr Vertrauen auf die Mutter der Gnade sollte nicht zu Schanden werden.

Vorläufig befand sie sich nun gänzlich vereinsamt. Denn sie hatte wenig Verkehr mit andern Frauen, nicht einmal eine Magd oder Aufwärterin. Ein alter kölnischer Bürger besorgte die nötigsten Hausgeschäfte. Sie kam sich wie eine verzauberte Prinzessin vor, fühlte sich indessen gar nicht unglücklich darüber. Im stetigen geistigen Verkehr mit Friedrich und in der innigsten Anteilnahme an all seinen Studien hatte ihr feingebildeter Geist nicht nur einen ausgebreiteten belletristisch-literarischen Gesichtskreis gewonnen, sondern auch eigentlich wissenschaftlichen Ernst, ein scharfes, gediegenes Urteil, männliche Kraft und Tiefe. Sie begnügte sich nicht damit, viel zu lesen, über die Tagesliteratur auf dem laufenden zu sein, allenfalls etwas Schöngeistiges für sich daraus abzuschöpfen, oder gar mit obligater Bewunderung alles, was von Weimar kam, selig anzulächeln und zu verhimmeln — sie erlaubte sich über alles ihre eigenen, auch kunstpolizeiwidrigen Gedanken. Sie war über Fichtes und Schellings Philosophie orientiert. Calderon und Cervantes las sie im spanischen Grundtext. Der ganzen Tagespolitik folgte sie mit regstem Interesse. Wie Friedrich sie über die Herausgabe seiner philosophischen Vorlesungen zu Rate zog, so entwickelte sie ihm ihre Ansichten über das Projekt, Alfred von England und Karl V. literarisch zu behandeln, schlug Bücher für ihn nach, sammelte Notizen aus alten Chroniken und seltenen Büchern für ihn, schrieb seine philosophischen Vorträge ins reine, wobei sie sich über alles Rechenschaft zu geben suchte. Sie hat die Rittergeschichte „Lother und Maller" bearbeitet, die er 1805 zu Frankfurt unter seinem Namen herausgab. Auf seinen Wunsch übersetzte sie die „Corinna" der Frau v. Staël. Auch an seinen Studien über Kunst, besonders altdeutsche Kunst, nahm sie den innigsten Anteil, wie sie auch während Friedrichs Abwesenheit mit Wallraf und Boisserée in Verkehr blieb. Sie hat die drei Sonette über das Kölner Dombild gedichtet, welche Friedrich Schlegel in den „Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden" veröffentlichte und die nicht ohne Interesse für ihre Konversionsgeschichte sind:

I.

Ein goldner Glanz liegt blendend aufgeschlossen,
Maria sitzt auf hohem Himmelsthrone,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Vom reinen Blau des Mantels weit umflossen.

Und zarte Blümlein sind dem Grün entsprossen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Inbrunst knien, in Andacht hingegossen.

Fromm reichen sie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen süßes Düften,
Dem Kinde, hohen Ernstes voll, erhaben.

Und wie die Männer dort in Einfalt schauen,
Die Englein jubilieren in den Lüften:
Blüht Hoffnung auf und seliges Vertrauen.

II.

Wer naht in mut'ger Zuversicht dem Ort,
Gerüstet, stark, als ob ihn Siegs gemahne,
Das Kreuz goldflammend auf azur'ner Fahne,
Freudig im Geist, vertrauend fest dem Wort!

Sankt Gereon, der Tapfern Licht und Hort,
Enteilend frei des Todes düsterm Wahne,
Tritt hier getrost auf lichter Himmelsbahne
Voran der glaubend folgenden Kohorte.

Mutvoll und freudenvoll, getreu und sinnig,
Vertrauend so dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!

Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die, treu vereint, als Brüder, fest und innig
Im Glauben zu Marias Throne schreiten.

III.

In königlichem Schmucke, reich umgeben
Von holder Jungfraun auserles'nen Scharen,
Vom Todespfeile frei und von Gefahren,
Erscheint Sankt Ursula im klaren Leben.

Sie nahet demutsvoll, doch ohn' Erbeben.
Der Jüngling, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angesicht, mit goldnen Haaren,
Wohl durfte nach der heil'gen Braut er streben.

Mit zarter Sorge schaut er auf sie nieder;
Er hat den Martertod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron sich wieder.

Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüßen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten,
Führt sie die Liebe zu Marias Füßen.

Zum Studium und zu den literarischen Arbeiten gesellte sich aber auch die beste, fruchtreichste Würze der Einsamkeit, dasjenige, was Ravignans Ausspruch: Le silence est la patrie des forts, allein genügend begründet und rechtfertigt; dasjenige, an was viele Gelehrte und Schöngeister gar nicht oder doch zuletzt denken: das Gebet.

7. Weil Friedrich von Schlegel klarer, bestimmter, wissenschaftlicher und universeller als irgend ein anderer der Romantiker die Rückkehr zur katholischen Kirche als die Grundbedingung gedeihlicher Wiedererneuerung und

wahren Fortschritts für Kunst, Poesie, Literatur und Wissenschaft proklamierte, entschiedener als alle andern gegen Goethe und sein sächsisch-weimarisches Heidentum Front machte und den Abgott sogar als deutschen Voltaire zu bezeichnen wagte, ist er auch ärger als die andern Romantiker in Acht und Bann getan, beschimpft und mißhandelt worden[1]. Es ist indes hier nicht der Ort, alle Beschimpfungen und Vorwürfe zu besprechen, mit welchen echt protestantische Berserkerwut den edlen Konvertiten überhäuft und selbst noch im Tode geschändet hat. Die letzteren Mißhandlungen hat der alte Görres noch verdientermaßen zurückgewiesen. Andere Entstellungen hat Rosenthal widerlegt. Vieles bleibt noch einem Biographen Schlegels zu tun übrig.

Aus Rosenthals Schilderung erhellt übrigens zur Genüge, daß Schlegel nicht durch irdische Interessen, sondern durch langes, ernstes Ringen auf den Pfad zur katholischen Kirche gelangt ist. Hätte er seine glänzenden Talente, sein vielseitiges Wissen und seine Selbständigkeit dem dominierenden Zeitgeist zur Verfügung gestellt und seine idealen Bestrebungen mit realistischeren Anschauungen vertauscht, so hätte er wohl nicht um einer Anstellung willen im halben Europa herumirren müssen; er hätte schon sein warmes Plätzchen gefunden. Dazu war er aber zu ideal und zu selbständig. Er wollte nicht nachtreten, nicht sich hofmeistern lassen. So arbeitete er auf den verschiedensten Gebieten, ähnlich wie Lessing, als kühner Schwimmer auf eigene Faust voran. Sein großes Problem, die gesamte Poesie und Bildung auf eine neue, lebenskräftige Grundlage zu stellen, faßte er, mit ungestümem Forscherdrang, mit eiserner Energie und scharfer Kritik auf den verschiedensten Punkten zugleich an. Er studierte selbständig die ganze hellenische Welt, mit deren Ideen und Formen Goethe eine neue deutsche Renaissance zu schaffen versuchte. Unbefriedigt von der Antike, spannte er sein Segel nach den gelobten Ländern der romantischen Kunst aus, nach Spanien, Italien, Shakespeares England, dem mittelalterlichen Deutschland. Dies letztere taten allerdings auch die andern Romantiker. Was ihn aber sehr vorteilhaft von ihnen unterscheidet, ist, daß er nicht die „blaue Blume" im Traumland der Phantasie und des Gefühls suchte, sondern vor allem einen philosophischen und theologischen Boden zu gewinnen bemüht war, auf dem eine neue Poesie und Literatur ersprießen könnte. Darum sah er sich auf dem ganzen, weiten Gebiete der Philosophie um, studierte neben den Philosophen und Volksmythologien des Altertums auch die Philosophie, Theosophie und Theologie der neueren Zeit

[1] Um seine fatale Universalität hinwegzuspotten, welche doch diejenige Goethes auf wissenschaftlichem Gebiet weit übertrifft, hat ihn Gottschall als den „Annoncenmohr" seiner Literaturperiode stigmatisiert, ein Prädikat, das viel besser auf Herrn v. Gottschall selbst paßt, der sich sogar herabläßt, die schmutzigsten französischen Operetten und deren anatomisch-mimische Vorzüge zu „annoncieren".

bis herab auf Fichte und Schelling, zog auch die historisch-politische Bedeutung der Systeme mit in Rechnung und beschloß, da alle früheren Systeme nach dem Orient hinweisen, die europäische Bildung in ihren uralten asiatischen Quellen zu erforschen. So weit nun auch der Umkreis war, nach dem seine Studien ihn weit auseinander führten, so lenkten sie ihn doch wieder, ohne daß er es beabsichtigt hätte, nach und nach auf denselben Mittelpunkt zurück, auf das große Zentrum der gesamten Weltgeschichte, das Christentum und seine sichtbare Verkörperung in der katholischen Kirche. Seine vergleichenden Religionsstudien führten ihn auf das Christentum als die einzige von Gott geoffenbarte und dem ideellen Streben des Menschen völlig entsprechende Religion, auf die katholische Kirche als auf die alleinseligmachende, die einzige, „die das köstlichste Geheimnis der Seligkeit allein ganz und gar unzerstört verwahrt", ohne die es „überhaupt längst kein Christentum mehr geben" würde und außer der es ein „reines, reelles Christentum" nicht gibt. Seine philosophischen Untersuchungen führten ihn auf die scholastische Philosophie, diese „Christianisierung der Philosophie", auf ihre größten Lehrer: Augustinus, Bonaventura, Thomas, auf das Ungenügende aller Philosophie, welche nicht vom Lichte des Glaubens geleitet und vor Abwegen bewahrt wird[1]. Seine ästhetischen Forschungen mündeten auf denselben, allein richtigen Pfad:

„Das religiöse Gefühl, Andacht und Liebe und die innigste, stille Begeisterung war es, was den alten Malern die Hand führte, und nur bei einigen wenigen ist auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöse Gefühl in der Kunst einigermaßen ersetzen kann: das tiefe Nachsinnen, das Streben nach einer ernsten und würdigen Philosophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer sich, freilich nach Künstlerweise, doch ganz deutlich meldet. Vergeblich sucht man die Malerkunst wieder hervorzurufen, wenn nicht erst die Religion oder eine auf diese gegründete Philosophie wenigstens die Idee derselben wieder hervorgerufen hat. . . . Wer das innere Leben nicht hat, der kann es auch als Künstler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, sondern bewegt sich nur mit fort in dem verworrenen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz wesenlosen und eigentlich nichtigen Daseins; statt daß uns die Kunst gerade aus diesem herausrücken und in die höhere, geistige Welt emporheben sollte. Er dient, als falscher Modekünstler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuschung, und ein solcher erreicht niemals, ja er berührt auch nicht einmal die Region des echten Schönen." [2]

Wie er die „subjektive Religion des Gefühls", welche seine Zeitgenossen sich je nach ihrem Privatbedarf zurechtstutzten, herzhaft geradezu als „irreligiös" und „egoistisch" verurteilte und es als Torheit bezeichnete, eine neue Religion stiften zu wollen, erkannte und bezeichnete er ebenso scharf die Grenzen der heidnischen Kunst und die Unmöglichkeit, ohne das

[1] Rosenthal, Konvertitenbilder I, 1, 134 f.
[2] Sämtliche Werke VI, Wien 1846, 167.

Glaubensleben des Christentums sie zu überschreiten und höhere Ziele zu verwirklichen:

„Die heidnische Kunst geht aus von der Vollkommenheit der organischen Gestalt, nach dem positiven Begriff eines fest bestimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigsten Entfaltung aller gebildeten Formen wie von selbst den Reiz der Anmut, als natürliche Blüte der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein sinnlicher Reiz als eine geistige Anmut der Seele. Will die antike Kunst höher steigen, so geht sie über in die titanische Kraft und Erhabenheit oder aber in den hohen Ernst der tragischen Schönheit; und dieses ist die äußerste Linie, welche sie erreichen kann und wo sie das Ewige am nächsten berührt. So stehen für sie an dem verschlossenen Eingang des ewig Schönen auf der einen Seite der titanische Übermut, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erstürmen will, ohne daß er dieses je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtsein der eigenen unauflöslichen Verschlossenheit unwandelbar versenkt. Das Licht der Hoffnung ist es, was der heidnischen Kunst fehlt und als dessen höchsten oder letzten Ersatz sie nur jene hohe Trauer und tragische Schönheit kennt; und dieses Licht der göttlichen Hoffnung, getragen von den Fittichen des seligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnsucht schmerzlich hervorbricht, ist es, was uns aus den Gebilden der christlichen Kunst, in göttlicher Bedeutung, als himmlische Erscheinung und klare Anschauung des Himmlischen entgegentritt und anspricht, und wodurch diese hohe, geistige Schönheit, welche wir eben darum die christliche nennen, möglich und für die Kunst erreichbar wird." [1]

So lenkten ihn Malerei und Poesie, Literatur und Geschichte, Philosophie und Mythologie auf einen gemeinsamen Mittelpunkt hin: das christliche Glaubensleben in der katholischen Kirche. In den „Fragmenten" aus den Jahren 1805 und 1806 nahm diese theoretische Erkenntnis auch eine unverkennbar praktische Fassung an:

„Ohne Religion zu leben, ist so traurig als unglücklich. Die katholische ist die einzige, die man ergreifen kann, unstreitig wenigstens die bessere. Die tote Erstorbenheit und Erschlaffung, die auch in der katholischen Welt sich jetzt erblicken läßt, ist keineswegs ein Grund, nicht überzutreten, sondern im Gegenteil eine Hoffnung mehr, sie werde durch die Neubekehrten neu belebt werden, wie das mit so manchen Kirchenvätern der Fall war.

„Die Erhaltung der Einheit der Kirche (daß sich das Christentum nicht ganz in Ketzerei auflöse) ist fast noch wunderbarer als ihr Sieg über die neuplatonische Dämonenreligion. So wird denn auch jetzt wohl das geschehen, was vielen unwahrscheinlich ist: nicht eine neue Religion wird entstehen, sondern die katholische wird mit neuer Glorie sich erheben und wieder auferstehen.

„Katholisch werden heißt nicht die Religion verändern, sondern überhaupt nur sie anerkennen."

Diese Einsicht, hauptsächlich geweckt durch eifriges Studium der Kirchenväter und der katholischen Lehre überhaupt, wurde nicht wenig gehoben durch

[1] Ebd. 168.

den persönlichen Umgang mit katholischen Freunden und Bekannten, wie Bertram, Boisserée, Wallraf, durch liebevolles Studium der katholischen Kunst, durch nähere Fühlung mit katholischem Leben in allen seinen Richtungen hin. Auch der merkwürdige Gegensatz zwischen seinen jetzigen katholischen Freunden und seinen früheren Genossen blieb nicht ohne tiefe Wirkung auf ihn. Als Karoline Paulus seiner Gattin ihre katholisierende Richtung zum Vorwurf gemacht hatte, fügte er der einläßlichen Antwort folgende bedeutsame — auch apologetische — Nachschrift bei:

„Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß dies zum Teil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutisch-theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt."

Dorotheas Antwort betont andere Momente: die schreiende Intoleranz der Protestanten, die Liebe und Duldsamkeit der Katholiken, die religiöse Jugendkraft der katholischen Poesie, das ehrwürdige Alter des Katholizismus, den Zusammenhang der deutschen Kunst mit der Kirche, den Zusammenhang ihres Verfalls mit der Reformation.

„Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen", sagte sie u. a.; „es ist noch nichts Gutes, nein, nichts von ihr hergekommen. Schon weil er so uralt ist, zieh' ich den Katholizismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion, oder besser die Konfession, noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntnis abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. . . . Ungeachtet aber, daß wir für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mäßigung und seine Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigt. . . . Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sog. Aufklärer. . . . Ob ich glaube, fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholizismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholizismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht aufs Wort glauben, so lies die alten Geschichten. . . ." (Brief vom 23. Februar 1806.)

Schon an Weihnachten hatte sie die Angriffe der Freundin auf die „moderne katholische Wut" mit fulminanter Schärfe zurückgewiesen und ihr schließlich erklärt:

„Ich behaupte, Du bist im Grunde ganz unbewußt katholisch gesinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du Dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unserer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht. Zu dieser gehört die Neutralität zuerst, alsdann Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, gedankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litanei? Gott, sie ist so gut als Deine gegen den Katholizismus! Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht. Die sind wenigstens ebenso geschmacklos als die Katholiken. Ich meinte, das beste wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, alles im griechischen Kostüm — das wäre für unser Zeitalter gewiß am passendsten!"

Trotz des vollständigen Bruchs Friedrichs mit dem Protestantismus und mit der seichten Aufklärerei seiner Tage, trotz der hellen Einsicht in das Wesen und die in Wahrheit der katholischen Kirche, säumte und zögerte er noch von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Er sah das Ziel vor sich: die Mittel wagte er nicht zu ergreifen. Wie hundert andere, denen ähnliche Erleuchtung zuteil geworden, scheute er die Menschen und ihr Gerede, das Aufsehen, das ein förmlicher Übertritt haben könnte. Er fürchtete auch, die Pietät gegen seine Verwandten zu verletzen. Ohne die Gnade von sich zu stoßen, schob er ihre Forderungen von Tag zu Tag hinaus und übertäubte im bunten Wirrwarr neuer Arbeiten ihre vernehmliche Stunde. Dorothea faßte die große Lebensfrage weit weniger akademisch und wissenschaftlich, aber dafür um so tiefer und praktischer auf. In häufigem Gebet hatte sie die Pflicht des Übertritts klar erkannt und säumte nicht (schon 1806), Friedrich allen Ernstes daran zu gemahnen:

„Was nun das Bekenntnis oder den Übergang zur Kirche selbst betrifft, so muß ich Dir wohl bekennen, ich wünschte nicht, daß Du Dich von irgend einer geheimen oder öffentlichen Rücksicht länger von der wirklichen Ausführung abhalten ließest. Laß uns nicht, geliebtester Freund, das Ungewisse, Unsichere in unserer äußeren Lage — das doch immer auf irgend eine Art ungewiß und schwankend bleiben muß — uns durch die innere Unsicherheit unerträglicher machen. Hier muß ja jede Rücksicht schweigen und nur die innere Stimme herrschen. Die Rücksicht freilich wegen der Mutter ist heilig; um ihretwillen müssen wir sehr schonend zu Werke gehen, um sie nicht heftig zu kränken; aber ganz hemmen darf uns diese Rücksicht, so heilig sie ist, dennoch nicht. Kannst Du vorher wissen, welchen Eindruck Dein Bekenntnis, im Fall es ihr bekannt würde, machen wird? Müssen wir nicht glauben, daß das, was uns entzündet, in jedes guten Menschen Seele einen Funken entzünden kann? Können wir denn so gewiß sein, daß sie uns fluchen wird, und müssen wir nicht vielmehr hoffen, daß der Heilige Geist sie erleuchten kann, wie er uns erleuchtet hat? Aber die ganze Besorgnis ist übrigens überflüssig. Wenn Du selber es nicht absichtlich ankündigst, so wird nicht der geringste Lärm davon entstehen. Der Akt geschieht in der größten Stille; keine Pflichten des katholischen Christen sind öffentlich; der Gottesdienst ist von Anbruch des Tages an, man kann die Stunde wählen, welche man will, und nur im Notfall ist es Pflicht, öffentlich zu bekennen. Daß Du dem Geiste nach längst katholisch

bist, das weiß die ganze Welt; Charlotte weiß es auch; vor zwei Jahren glaubte sie ja schon, daß Du zur Kirche schon übergegangen wärest, und sie hat nicht die geringste Unzufriedenheit geäußert, auch nichts von der Mutter wurde darüber erwähnt. Entweder man hat diese schon mit Deinen Gesinnungen bekannt gemacht, und sie findet sich darein, oder sie erfährt ganz und gar nichts davon, was mir auch sehr wahrscheinlich ist. . . . Wilhelm hat davon keine richtige Vorstellung; dieses geräuschvolle Bekanntmachen ist ganz dem katholischen Wesen entgegen, ist vielmehr protestantisch."

Wo die edle Frau diese klare Erkenntnis, diese liebevolle Schonung und männliche Festigkeit schöpfte, ist aus einem längeren Briefe ersichtlich, mit dem sie um eben diese Zeit den in sehr trauriger Lage befindlichen Schleiermacher zu trösten suchte:

„Sie verlangen etwas von mir über mein Leben zu hören. Meinen Sie das äußere oder das innere Leben? Das eine ist so überschwenglich reich, als das andere arm ist. . . . Die Einsamkeit wird mir durch die Gewohnheit immer werter. . . . Trost, Mitteilung, Liebe, Musik, Malerei und wohltätige Tränen finde ich in der Kirche. . . . . Oft fand ich schon, daß gerade dasjenige, was mich am meisten schmerzte, in der Folge eine neue Quelle von Glück für mich war. Niemand hat wohl mehr als ich Ursache, sich ganz ohne Widerstreben der leitenden Hand der Vorsehung zu überlassen."

So schrieb die Konvertitin an den „großen" protestantischen Theologen, der in der Stunde der Prüfung und des Leidens an seiner Gefühlsreligion keine Stärkung fand und sich um Trost wie immer an Frauenzimmer wandte. Daß sie selbst keine melancholische, ewig weinende Büßerin ward, sieht man aus ihren ebenso herzlichen und gemütlichen Briefen an Friedrich und an ihre Kinder, in welchen munterer Humor, ungezwungener Scherz und heiterer Frohsinn mit würdiger Behandlung des Ernsten und Wichtigen abwechselt. Als Sophie Brentano, die erste Frau des Dichters, starb, schrieb sie zur Todesnachricht (4. Januar 1807) an Friedrich:

„Du hast nun eine gute Freundin weniger auf Erden und eine mehr im Himmel. Ich war doch recht erschreckt, als ich es hörte, und habe heute in der Messe ihrer in meinem Gebete gedacht. Pater Albert und die Familie Debèche empfehlen sich Dir und wünschen Dir ein glückliches neues Jahr; ich auch, obgleich ich böse bin."

Denn Friedrich hatte ihr die ganze Festzeit über nicht geschrieben. Ihrem Sohn Philipp beschreibt sie die Epiphaniefeier im Dom:

„Heute wird im Dom das Dreikönigsfest gefeiert. Der neue Pastor richtet es so prächtig als möglich ein. Alle Musikliebhaber der Stadt haben diesen Morgen in der Messe gespielt und gesungen. Es war recht schön, die Messe war von Haydn und das Orchester ziemlich stark besetzt. Diesen Abend wird Tedeum sein und der Hymnus von Wallraf. Im Chor allein sind über 300 Kerzen und alles so prächtig, als es bei dem Ruin des Domes möglich ist. Am Eingang des Chores stehen doch zwei Altäre, einer mit der Statue der hl. Anna, der andere mit der der hl. Barbara; diese sind neu restauriert und verziert, der eine mit silbernen, der andere mit vergoldeten Gefäßen. Das nimmt sich, mit vielen Kerzen erleuchtet, vom Haupteingang

herein sehr schön aus. Dabei haben sie aber den großen Christoph aus einer übertrieben guten Meinung ganz neu bunt angestrichen und lackiert; das sieht höchst lächerlich und abominable aus. Du kannst Dir denken, wie der gute Wallraf sich darüber erbost. Lebewohl, liebes Kind! ein andermal mehr von Deiner Dich liebenden Mutter."

Friedrich Schlegel, der sich um diese Zeit als Gast bei Frau v. Staël in der Normandie aufhielt, bewährte nicht denselben Mut und dieselbe Energie, der gewonnenen Überzeugung und dem Rufe der Gnade zu folgen, wie ein Brief seiner Frau vom 18. Januar zeigt:

„Wie es scheint, hast Du es wirklich aufgeben müssen, in die Messe zu gehen. Ich bedauere Dich — was soll ich aber zu der Hartnäckigkeit dieser Frau sagen, die an Verstand und großen Gaben so ihr ganzes Geschlecht übertrifft! — Möchte der Heilige Geist doch die Binde von ihren Augen nehmen! Ich habe heute in der Messe mit aller Kraft meiner Seele für sie gebetet. Du kannst mich Dir jeden Sonntag zwischen 9 und 11 Uhr morgens in dem Dom denken; ich versäume das Hochamt niemals, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Dort bete ich für Dich und für alles, was mir lieb und wert auf Erden ist. Aber eigentlich tue ich das immer und in jedem Augenblick und an allen Orten; Sonntags in der Kirche wird dies beständige Gebet nur laut und erhält gleichsam Worte, so wie ein Gedicht machen ja auch nur der Ausbruch, die sichtbare Erscheinung und Blüte des inneren Dichtens ist. Niemals aber komme ich ohne Trost und Stärkung vom Altar, und die Kraft und Wunder des Gebets offenbaren sich meiner Seele immer mehr und immer neu."

Als Schlegel noch immer zögerte, mit dem Übertritt Ernst zu machen, drang sie aufs neue in ihn und bestürmte ihn voll Liebe und Zärtlichkeit, aber auch voll Ernst und Mut, mit den mächtigsten Gründen:

„Mein lieber Friedrich! Es darf keines Menschen Überzeugung die Deinige bestimmen, auch die meinige nicht. Du hast nichts zu bedenken als die Stimme Gottes; laß alles andere schweigen, es ist ja alles so nichtig; es dauert ja nicht lange, sagt Pater Albertus. Auch nicht verschieben, lieber Friedrich! Wer steht uns für den nächsten Tag? und Du bist gerade jetzt in dem Alter, wo Du anfangen mußt, was Du zur Ehre Gottes vollenden willst. – Diese Ostern war ich in rechter Versuchung, Dir voranzugehen, aber ich hielt mich. Ohne Not trenne ich mich nicht von Dir. Gott gab Dich mir zum Führer; ich folge Dir, aber bedenke, daß Du nun für zwei Seelen Rechenschaft geben mußt."

Hätte Schlegel so treu und demütig gebetet wie sie, so hätte sich die Konversion wohl kaum mehr lange verzögern können. Hier, und nicht in apologetischen Schwierigkeiten, liegt der große Graben, über welchen Lessing nicht hinüberkam, an welchem hundert Konversionen sich verzögern und scheitern. Noch ein volles Jahr, nachdem Schlegel nach Köln zurückgekehrt, vertagte er den entscheidenden Schritt.

Erst am 16. April 1808 endlich legte er am Muttergottesaltar im Dom zu Köln mit Dorothea das Glaubensbekenntnis von Trient ab, in Gegenwart des Dechanten Dumont, des Seminarpräses H. Förster, des Kaplans Gumpert und des Kirchmeisters H. Debèche. Am 18. April empfingen sie

im Seminar die erste heilige Kommunion; an demselben Tage segnete der Dechant Dumont, kraft des in das kanonische Recht aufgenommenen paulinischen Privilegs (1 Kor 7, 15), mit spezieller bischöflicher Vollmacht ihre Ehe im Dome ein.

Drei Tage später reiste Schlegel von Köln ab, um nach Österreich überzusiedeln, wahrscheinlich um allem Gerede in den ihm bekannten Kreisen möglichst zu entgehen. Denn eine Anstellung hatte er noch keineswegs erhalten, noch auch verbindliche Zusagen. In Wien angelangt, mußte er nach langen Mühen mit einer Wohnung im vierten Stock vorlieb nehmen, monatelang harren und sich gedulden, bis er nur endlich eine Vorlesung halten konnte. Was darum von Metternichschen und österreichischen Einflüssen auf seine Konversion gefaselt wird, gehört zu den gewöhnlichen „unbefangenen" Künsten, mit welchen sich der Protestantismus gegen das „ansteckende" Beispiel zu schützen sucht. Es ist gerade so viel daran als an der Versicherung Mundts, das Studium der indischen Selbstpeiniger und Büßer habe Schlegel in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Seine Konversion erklärt sich teilweise, wie schon Rosenthal nachgewiesen, aus seinem religiösen und wissenschaftlichen Entwicklungsgang; aber nur teilweise. Den Hauptanteil hatten, wie aus der Korrespondenz Dorotheas unzweifelhaft erhellt, Gebet und Gnade. Zuvorkommende Gnade riß die beiden Phantasierenden aus den Verirrungen ihres Herzens und dem Wirrwarr der zeitgenössischen Philosophie heraus. Ernstes Ringen und Forschen wirkten mit ihr mit; treues Gebet kam diesem zu Hilfe, als es vor irdischen Rücksichten säumte und erschlaffte; und die Gnade vollendete, was nur sie allein beginnen konnte, indem sie dem Zaudernden über seine weltlichen Bedenken hinweghalf. So betrachtete Dorothea ihre Konversion und forderte ihren Gemahl zum innigsten Dank gegen Gott auf.

„Geliebter Freund!" schrieb sie ihm am Pfingstfest 1808, „ich wünsche Dir von Herzen ein recht frohes Pfingstfest; ich zweifle nicht, daß Du nach Deiner mir bekannten Weise gewiß Gelegenheit gefunden hast, ungeachtet des Tumults, der Dich gewiß jetzt umgeben muß, eine Stunde für Dich allein zu haben und Dich dem Gebet und den Betrachtungen zu überlassen. Voriges Jahr waren wir zusammen in der hohen Messe im Dom; ich konnte mich damals der Tränen nicht enthalten, als ich neben Dir kniete und den Heiligen Geist um seine Gaben anrief und um Hilfe bat für unser Vorhaben. Du frugst mich, warum ich geweint hätte, ich hatte aber keinen rechten Mut, es Dir zu sagen; ich ward aber erhört! Dieses Jahr vergieß' ich frohe Tränen des innigsten Dankes für mein großes, nie verdientes Glück."

Während Friedrich in seiner prekären äußeren Lage und unter den vergeblichen Bemühungen, sich derselben zu entringen, noch viel von Traurigkeit und Schwermut geplagt wurde, hielt sie, obwohl jetzt wieder vereinsamt in Köln, das Banner der Hoffnung hoch und fest und suchte auch ihm die innere Gottesfreudigkeit einzusprechen, mit der sie der Zukunft entgegensah:

„Faſſe immer wieder neuen Mut, mein Geliebter! Denk doch zurück, wie vieles wir erreicht; ja mehr haben wir erreicht, als wir uns anfangs gar vorgeſetzt. Unſere Augen trugen uns ja nicht ſo weit, als wir wirklich durch himmliſche Hilfe nun erreichten. Friedrich, wer kann uns denn jetzt ſchaden? Und auf Zeit meines Lebens arm zu ſein, bin ich wenigſtens mehr als je gefaßt.... Der Wunſch, immer mehr Gottes Willen zu erkennen und nach allen Kräften zu erfüllen, der wird Dich nicht verlaſſen und in immer anderer Geſtalt Dich ſtärken und antreiben bis zum Tod. So iſt auch Dein Streben und Deine Sendung keine irdiſche und auf nichts Irdiſches gerichtet.... Tue Dir alſo ſelber nicht das Unrecht an, Deinen Beruf als etwas Irdiſches anzuſehen und Dich von ihm beſchränken zu laſſen!"

Als treuer Schutzgeiſt ſtand ſie ihm in dieſer ſchwierigen Übergangsperiode mit ihrem Gebet und ihrem Rate bei. Im Auguſt folgte ſie ihm nach Wien und teilte perſönlich ſeine Sorgen.

8. Ihre Reiſe von Köln nach Wien hat Dorothea Schlegel teils in Briefen an Sulpiz Boiſſerée teils in Briefen an ihren Gemahl überaus lebendig und anziehend beſchrieben. Es war die unruhige Zeit, in welcher die ſiegreiche Schilderhebung der Spanier gegen Napoleon auch in Deutſchland mächtig den Gedanken geweckt hatte, das Joch des Imperators abzuſchütteln und ſeinen weiteren Eroberungsgelüſten ein Ziel zu ſetzen. Franzoſen waren noch in Deutſchland. Allenthalben begegnete man Soldaten. Neue Unruhen und Kriege ſtanden in Sicht.

Die letzten Tage in Köln benützte Dorothea dazu, ihren beſcheidenen Hausrat zu veräußern. Sie löſte ungefähr 10 Louisdor dafür. Dazu nahm ſie noch etwas Geld auf, ſo daß ſie alles in allem 200 Gulden Reiſegeld hatte. Boiſſerée, der ihr in dieſen und andern Geſchäften als treuer, gefälliger Freund zur Seite geſtanden, begleitete ſie in einem Wagen bis Linz am Rhein. Von da beſuchte ſie den Apollinarisberg, der ſie ſchon früher ſehr angeſprochen hatte, und hatte da ein paar ſehr frohe, liebe, einſame Stunden. Schon auf dem Schiff geriet ſie unter Soldaten, Rheinländer, die gegen Öſterreich und Preußen gedient hatten und wegen leichter Verwundungen in ihre Heimat entlaſſen worden waren. Im Tabaksqualm und unter den Kriegsliedern dieſer Soldaten, denen ein alter Grenadier vorſang, fuhr ſie den Rhein hinauf und freute ſich an deſſen romantiſchen Ufern, ſoweit ein leichtes Unwohlſein und der Hunger es erlaubte. Denn auf dem Schiff war außer Schwarzbrot nichts zu bekommen, das ſie wegen ihres Magenleidens nicht zu nehmen wagte, und bis Koblenz wurde nirgends gehalten. Einer der Militärs, der ihre Verlegenheit bemerkte, bot ihr etwas Weißbrot und ſeine Branntweinflaſche an, welch letztere ſie indes dankend ablehnte. Hatte ihr ſchon Andernach ſehr gut gefallen, ſo gefiel ihr Koblenz und ſeine geſelligen, freundlichen Einwohner noch beſſer. Sie blieb ein paar Tage und machte mit einer befreundeten Familie einen Abſtecher nach dem

Laacher See. In einem späteren Brief von Pillnitz aus gibt sie ihrem Manne die Beschreibung von Laach.

„Gestern Abend im hellen Mondschein war ich wieder mit ganzer Seele in Koblenz und auf dem See Laach; denn ebenso silbern leuchtete er damals zwischen den Rieseneichen und Buchen auf den Felsen und über den Wundersee, wie ich damals so in die Smaragdflut hineinblickte, wo jeder Ruderschlag eine Reihe der köstlichsten Perlen aus der goldblinkenden Tiefe heraufholte, und die Welle sich an der Spitze mit blinkendem Silber spielend kräuselte, und der blaue Himmel hineinschien, und die hohen Bäume am Ufer auch sich darin beschauten, so daß Gold und Smaragd, Perlen, Silber, Blau und Grün in unbeschreiblicher Klarheit und Tiefe sich vereinigten, ohne sich zu vermischen. Dann die waldbewachsenen Felsen um den anderthalb Stunden langen und dreiviertel Stunden breiten See, die ganz deutlich noch die Spuren von vulkanischen Ausbrüchen zeigen, und der dichte Wald, die uralten Stämme, so daß alle Vergangenheit, die mir bekannt ward und die ich mir denken kann, mir wie heute und gestern dagegen vorkam. Dann mitten auf dem See die Tiefe, die den Augen ganz entschwindet, und die Sage, die hier einen ganz unergründlichen Abgrund angibt, der nie eine Beute wieder an das Licht des Tages sendet, und wo immer ein starker Wind geht, der die Wogen ziemlich hoch herantreibt. Dann die Abtei am Ufer mit der alten Kirche, die Menschenspur und Kunst, die uns wieder Beruhigung gibt und Staunen und Erschrecken von der Seele löst.

„Die Kirche und ein kleiner Teil der Abtei zeugen noch von sehr alter Abkunft, in dem Stil ungefähr, welchen Du den gräzisierenden nennst; das übrige Angebaute ist schlecht. In der Kirche sind einige schöne Monumente von Rittern und Frauen aus der Familie von der Leyen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Es sind Statuen in Lebensgröße in Nischen, die Männer in der Rittertracht mit offenem Helm, die Frauen in der Tracht ihrer Zeit; sie sind mit großem Fleiß gemacht, von Sandstein, und haben einen sehr rührenden Ausdruck. Wäre ich von der Familie von der Leyen, ich würde jedes Jahr dahin wallfahrten, um wo möglich einen Teil des Geistes zu erwerben, der auf diesen ritterlichen Gestalten ruht. Ein alter 80jähriger Klosterherr hat sich nicht wollen aus der Abtei verjagen lassen. Er hat den Habit abgelegt und lebt für seine Pension dort zur Miete; liest aber jeden Tag dem Landvolke die Messe in der Klosterkirche und steht einem jeden geistlich bei, der ihn verlangt."

In der Umgegend zirkulierten allerlei ungünstige Gerüchte über die Mönche, daß sie wild und locker gewesen. Sie schenkte denselben jedoch nicht viel Glauben, da sie dieselben durch den noch gebliebenen teilweise widerlegt fand. Von einer Verwandten des letzten Abtes hatte sie schon früher gehört, daß die Herren sich alle fleißig aufs Studium legen mußten und daß die meisten auch die Musik pflegten, wie das bei den Benediktinern üblich ist.

Nachdem sie sich wegen Unpäßlichkeit noch ein paar Tage zu Koblenz hatte aufhalten müssen, fuhr sie zu Wagen über Kastel nach Frankfurt a. M., wo sie Briefe von Friedrich vorfand. Sie suchte hier eine Fahrgelegenheit über Fulda nach Leipzig. Da aber keine zu finden war, nahm sie für 14 Gulden einen Wagen nach Bamberg, wo ihre Freundin Karoline Paulus

wohnte. Bei ihr verweilte sie drei Tage, obwohl sie sich nicht mehr recht heimisch bei ihr fühlte. Es kam ihr vor, als ob dieselbe in sieben Jahren um zwanzig gealtert hätte. Die Kinder waren fein erzogen, aber kalt und altklug. Einige Erklärung gibt folgende Äußerung:

„Übrigens leben Paulus' in derjenigen Welt, welche man die große nennt, und gleich am ersten Tage geriet ich bei ihnen in einen brillanten Tee, Exzellenzen, blaue und weiße Bänder im Knopfloch, gestickte Roben usw., und dabei alle die schiefen und verkehrten Ansichten und all der Greuel, den wir uns oft als möglich dachten, so vor mir, wie wir es gar nicht einmal auszudenken im stande waren; manchmal glaubte ich zu träumen oder nicht recht gehört zu haben. . . . Hegel lebt in Bamberg und schreibt dort die Zeitung; er ist alle Abend bei Paulus, und da ich in der Gesellschaft geschwiegen hatte, man mir aber den Widerspruch wohl an der Nase mochte angesehen haben, so brachten mich Paulus und Hegel im engeren Ausschuß doch noch so weit, daß ich über allerlei mit ihnen disputieren und mich bloßgeben mußte. Dabei sind aber Grundsätze von ihrer Seite zum Vorschein gekommen, von denen man gar keinen Begriff hat. Nicht allein eine total verkehrte Ansicht, sondern ganz und gar nicht die geringste Kenntnis von dem Stand der Dinge! Kurz, über alle Begriffe verkehrt! — Es darf nicht besser gehen in der Welt, solange dergleichen regiert. Mit welcher Freude dachte ich an den Rhein zurück!"

Obgleich krank zu Bamberg angekommen und noch keineswegs wieder völlig hergestellt, nahm Dorothea am dritten Tage wieder einen Mietwagen, fand aber nur einen bis nach Kronach, „weil dort böse Wege angehen" und kein Bamberger Fuhrmann sie weiterbringen wollte. Dort am 19. August angekommen, glückte es ihr, einen Wagen nach Schleiz zu finden. Unterwegs hörte sie, daß sie gerade der französischen Armee entgegenfahre, die aus Schlesien zurückmarschiere. Die mutige Frau fürchtete sich nicht, sondern wollte munter weiterfahren; doch der Kutscher wollte sich nicht dazu bereden lassen. Unter Tränen erklärte er, daß er nicht weiter könne. „Wenn Sie es befehlen", sagte der treue Kerl, „so fahre ich zu, denn mit Ihnen führe ich durch die ganze Welt und ließe mein Leben für Sie, aber die Pferde gehören meinem Herrn, und die nehmen mir die Franzosen gewiß, wenn wir ihnen begegnen." Alle weiteren Zureden waren vergeblich. Sie mußte in Lobenstein, einer kleinen Stadt im Vogtland (an der Grenze zwischen Bayern und Sachsen), halten und sich in einem Wirtshause einquartieren. Die Wirtsleute gaben ihr sofort das beste Zimmer, in der Meinung, es auf diese Weise am ehesten gegen französische Einquartierung sichern zu können. Hier beschrieb sie ihre bisherigen Abenteuer an Friedrich und Boisserée. Es stellte sich auch heraus, daß die Furcht der Leute nicht unbegründet gewesen. Am 21. war sie „den ganzen Tag eingeschlossen auf einem großen Zimmer, das ganze Haus voller Franzosen, die wie die Teufel auf und ab lärmen, bei schlechter Kost, elendem Wetter und in einem Moment zehnmal ungeduldig und zehnmal wieder geduldig werdend". Es regnete und war so kalt, daß die Leute gegen Abend einheizen mußten. Ununterbrochen dauerten

die Märsche fort. Die Truppen durften aber nur eine Stunde in dem Orte verweilen. Auf die nächste Nacht jedoch wurde eine Abteilung von 5000—6000 Mann erwartet, die in Lobenstein übernachten sollten.

Als am 22. das Haus wieder leer geworden, hoffte sie endlich weiterzukommen; aber die Leute sagten: „Es kommen noch bis am Donnerstag oder Freitag, meine liebe Madame, und wer weiß, noch die ganze andere Woche!" Obwohl sich die Franzosen sonst gut aufgeführt, hatten sie doch die Landleute in Bezug auf ihre Pferde nicht geschont, und so war keine Aussicht, weiterzukommen. Ein Paß, der ihr zufällig in die Augen fiel, gab ihr den Gedanken ein, sich einen solchen zu verschaffen. Sie meldete sich beim Kommandanten, einem Herrn v. Beulwitz, traf aber statt seiner dessen Frau und ihre Schwester, zwei Rudolstädterinnen, die „mit der ganzen Literatur soviel als billig bekannt" waren und sie auf ihren Namen hin sehr zuvorkommend aufnahmen. Statt au nom de Napoléon, wie es auf dem Passe hieß, bekam sie au nom de Schlegel gegen Abend 10 Uhr einen Wagen mit zwei Pferden, die sie bis Schleiz bringen sollten. Doch unterwegs kamen Bauern und machten dem Kutscher so angst, man würde ihm in Schleiz die Pferde nehmen, daß er von der Straße nach Schleiz abbog und auf ungebahnten Wegen durch Wälder und Felder nach Zeulenroda fuhr, wo keine Poststation war. Nur mit viel Geld beredete ihn Dorothea, sie des andern Tages nach Zwickau zu bringen. Er versprach dies, aber als er etwa zwei Stunden von dieser Stadt war, fing derselbe Spektakel wieder an. Jeder Bauer, der des Weges daherkam, widerriet die Weiterfahrt, und nun war alles Zureden umsonst, der Kutscher wollte um keinen Preis weiter. Mit der Versicherung, daß sie einen französischen Paß habe, brachte sie ihn wenigstens so weit, daß er sie nicht nach Zeulenroda zurücknahm, sondern nach Werdau, einem Landstädtchen, etwa zwei Stunden von Zwickau, führte. Von hier aus bestellte sie Extrapost und gelangte in zwei Tagen und Nächten glücklich nach Pillnitz. Truppen zu Pferd und Wagen begegneten ihr noch fast unaufhörlich. In Freiberg, wo sie gerne Nachtrast gehalten hätte, konnte sie nicht bleiben, weil alles mit Soldaten überfüllt war. Die Leute hatten überall angst und erzählten viel von stattgehabten Exzessen. Ihr selbst geschah nichts Leides, sie bekam kein böses Wort zu hören. Doch wurde ihre Kasse zu gutem Teil erschöpft, und sie war deshalb froh, in Pillnitz einen Wechsel von 50 Reichstalern vorzufinden, den ihr Simon Veit zugesandt.

Nach längerem Aufenthalt in Pillnitz reiste sie weiter nach Prag, von wo sie Ende Oktober ihren beiden Söhnen in Dresden schrieb:

„Jetzt weiß ich, was eigentlich böhmische Berge und böhmische Dörfer sind, und werde mich gar nicht mehr darüber wundern, wenn die Leute diese Wesen als Sprichwort gebrauchen. Gleich Sonntag abends, während Ihr noch im schönen Sonnen-

schein dem schönen Dresden zuwandertet, war ich mitten im Schnee und Montag früh im strengsten Winter — bittere Kälte und sehr häufiger Schnee, der mit dem dichtesten, langweiligsten Nebel abwechselte. Kurz, ganz meschant! Dabei Wälder und Moräste, die noch von Varus' und Arminius' Zeiten herstammen müssen — nebst der böhmischen Sprache! Es wird einem ganz heidnisch dabei zu Mute. Während Ihr am Montag (24. Oktober — ihr Geburtstag) meine Gesundheit trankt und gewiß mit Liebe meiner dachtet, habe ich ganze Strecken zu Fuße durchwaten müssen, weil der Wagen erleichtert werden mußte, und erst vier Stunden vor Prag ward der Weg gebahnt und die Gegend gebildeter. Vier Wochen später wäre ich vielleicht gar nicht durchgekommen."

In Teplitz lud der Kutscher einen Juden auf, der Dorothea für eine Spanierin hielt, was ihr großen Humor machte, besonders als der Jude zwei andere Stammesgenossen auf die Spanierin aufmerksam machte und seine Verwunderung darüber aussprach, daß sie so gut Deutsch redete. Am Mautamt und an der Grenze wurden die Reisenden erschrecklich „visitiert und plombiert". „Überhaupt", bemerkt sie hierzu, „verhalten sich die österreichischen Douanen und andere Polizeieinrichtungen gegen die französischen wie Don Quijote gegen Ginesillo Diebsfinger." Am 31. Oktober langte sie in Wien an und fand, nicht ohne große Mühe, erst gegen Mitte November endlich eine provisorische Wohnung, von der sie unterm 19. November an ihre Söhne meldet:

„Seit gestern sind wir nun in unserer neuen Wohnung, die wir wirklich im Schweiße unseres Angesichtes und mit Schmerzen endlich aufgefunden haben. Vier Treppen hoch und der Eingang zum Zimmer durch das kleine, ziemlich dunkle Schlafzimmer, ohne Bettgardinen, ohne Fenstergardinen, die Möbel ganz ordinär und unzusammenpassend, aber reinlich und rechtlich, ohne Lehnstuhl, ohne Sofa, bloße geflochtene Stühle, und für diese Herrlichkeit müssen wir 60 Papiergulden zahlen. Dabei ist nicht einmal Aufwartung, sondern wir müssen eine Aufwärterin besonders bezahlen, die morgens und abends kommt. Dabei sind wir so geniert, daß wir weder Essen in der Küche wärmen lassen, noch uns ein Kohlenfeuer ins Zimmer nehmen dürfen, sondern ich muß feliciter jeden Mittag durch Regen und Wind mit Schlegel ins Speisehaus wandern. . . . Eine Vorlesung wird Schlegel wohl zu stande bringen; noch ist aber nichts gewiß, denn der Kaiser ist noch nicht wieder hier." [1]

So wurde Schlegel in Österreich aufgenommen, „wohin", wie Kurz sehr geistreich bemerkt, „sich alle Apostaten wenden". Man sieht deutlich genug, daß Aussicht auf irdische Vorteile Schlegel nicht zum Rücktritt in die katholische Kirche bewogen haben können. Er teilte das harte Leidenslos, das die meisten Konvertiten trifft. Die Götter in Weimar waren bequemer eingerichtet, hatten ihre Gehälter oder Pensionen. Wie aber in den Reiseberichten Dorotheas ein männlich unerschrockener Charakter, kräftige Energie,

[1] Ein anderes Mal schreibt sie ihren Söhnen: „Von Würsten und Pasteten ist hier gar nicht die Rede, sondern bloß von ‚unser täglich Brot' und ‚dein Wille geschehe'."

ein fröhlicher Humor und die lebendigste Beobachtungsgabe zu Tage tritt, so zeigt sich darin auch jene schlichte, gesunde Frömmigkeit, welche in allem Wirrwarr des Lebens, in Mühe, Gefahr und peinlicher Ungewißheit das Auge auf Gott richtet und bei ihm nicht vergeblich Mut und Stärkung sucht.

„Für mich sei nicht bange", so schreibt sie ihrem Gemahl. „Jene alte Heftigkeit hat der großen Weihe weichen müssen; wer die himmlische Ruhe einmal genossen hat, sich selber, alle seine Gedanken, Worte und Werke in jedem Augenblick der heiligsten Dreifaltigkeit aufzuopfern, der ist in einem Hafen, wo kein Sturm ihn trifft; trennen kann uns nichts in der Welt, wir sind in Gott vereinigt."

Als Schlegel die Idee äußerte, Gebete zur heiligen Messe zu schreiben, mahnte sie ihn, dieselben jedenfalls mehr begleitend als erklärend zu halten und das Übernatürliche dieser Geheimnisse im Auge zu behalten:

„Ich habe ein Gebet vom hl. Thomas von Aquin, welches mir sehr genügt; es umfaßt alles das, was man bitten darf. Auch sind die gewöhnlichen Gebete in meinem Buche sehr gut und genügend. Über alles geht mir aber die selige Gewohnheit der katholischen Kirche, alle seine Wünsche und Begehren an die heiligen Bitten des Vaterunsers zu knüpfen, denn was ich in diesem Namen erflehe, das soll mir gewährt werden! — Unter den Heiligen gibt es mehrere, denen ich mich täglich mit vollem Vertrauen empfehle. Unter vielen ragt Johannes der Täufer hervor, dieser Morgenstern, dieser Vorläufer und Verkündiger des Tages; dann die Weisen aus dem Morgenlande, die mit so lebendigem, unwandelbarem Glauben die Wahrheit suchten, bis sie sie fanden; der hl. Joseph mit seiner aufopfernden, selbstverleugnenden Geduld; die heiligen auserwählten Mütter Anna und Elisabeth; Dorothea, die Reine, Begeisterte, die im Tode nichts sah als den Garten des Geliebten; Cäcilia, die in den Harmonien des Himmels wandelte; Katharina, die durch die Kraft des Heiligen Geistes die menschliche Weisheit überwältigte; Maria Magdalena, die die Gnade empfing, daß sie aus dem Leben der Sünde mit liebend reuiger Seele sich losreißen durfte und Verzeihung erhielt. Dies sind vorzüglich die Gestalten, zu denen das Auge meiner Seele sich mit jedem Augenblick zu wenden sucht; und gar viele gibt es noch, an deren Beispiel ich denke und mich zu halten suche, wenn eine Schwachheit mich anwandelt. Wie soll ich den unermeßlichen Reichtum beschreiben, der sich mir in den Schätzen des katholischen Glaubens eröffnet hat?"

Mit der Schwungkraft dieses lebendigen Glaubens raffte sie sich nicht nur über die Beschwerden ihres mühevollen, wahrhaft ärmlichen Lebens empor, sondern auch über die eigene fast beständige Kränklichkeit, welche alle jene Beschwerden doppelt empfindlich machen mußte: „Übrigens ist meine Gesundheit gut genug für dieses Leben. Frage keinen Arzt mehr um mich, es wird endlich alles besser werden!"

9. An Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen bot Wien nicht so viel wie Paris. Dorothea vermißte hier auch die monumentalen Bauten, namentlich die vielen herrlichen Kirchen, die ihr Köln so interessant gemacht. Die Theater waren mittelmäßig, der Geschmack an Musik sehr gesunken und ausgeartet. Dagegen gefielen ihr die regelmäßig gebauten, nicht gar engen Straßen und die herrliche umliegende Gegend. Das Leben fand sie im

allgemeinen sehr gut, großstädtisch, nicht so teuer und darum leichter und angenehmer als in Paris. Öffentliche Vergnügungen und ganz große Gesellschaften verschlangen die kleineren, gemütlicheren häuslichen Zirkel, dagegen zeigte sich das gesellschaftliche Leben freier, ungezwungener und mannigfaltiger als in andern Hauptstädten. Dem Reiz einer „eigentlichen Hauptstadt im rechten Sinne des Wortes gesellte sich das bunte Treiben einer bedeutenden Handelsstadt“:

„Das Gewühl auf den Gassen ist noch gedrängter als in Paris, weil Wien zugleich eine wichtige Handelsstadt ist. Das Gemisch von Christen, Juden, Türken, Griechen, Slaven, mit ihren verschiedenen Kostümen, Sprachen und Gebärden, macht es sehr bunt und anziehend. Es ist ein eigener Reiz, so vom vierten Stock auf diesen Wirrwarr von Menschen, Rassen, Equipagen, Reitern, Frachtwagen, Schiebkarren usw. herunterzuschauen. Man hat keinen Begriff, wie sich dieser Knäuel auseinanderfinden wird und wie sie sich untereinander nicht zerstören, indem sie sich so um und über und nebeneinander winden und schieben und treiben. Es macht dem Zuschauer dieselbe Art von Empfindung, als wenn man ein Kunstwerk anschaut, das uns wegen seiner Künstlichkeit zwar auffällt, aber nicht anzieht. Denn wenn ich mir dabei das Leben in der freien Natur und die stille, zweckvolle Tätigkeit des Landmanns denke, so kommt mir dieser Wirrwarr greulich vor, ich möchte mir Flügel wünschen, um mich weit, weit davon zu entfernen. So ging es mir neulich im Theater auch. Mir fiel auf einmal ein, daß es Martinsabend sei und daß in Köln vielleicht auf denselben Augenblick in Groß-Martin der Segen gegeben würde. Ich kann es euch gar nicht beschreiben, wie bang und seltsam mir zu Mute ward! Ich bin nicht gemacht, in einer großen Stadt zu leben, und doch scheint dies meine Bestimmung zu sein.“

Von den Ufern der Donau sehnte sie sich noch lange nach denjenigen des Rheines zurück:

„Die Ufer der Donau werden noch viel zu tun haben, ehe sie mir jene geliebten Ufer ersetzen, und ich fürchte, es wird ihnen schwerlich je gelingen. Es mag wohl ein Vorurteil sein, aber es ist mir immer, wenn ich die Donau sehe, als erinnerte sie mich an die Türkei, und diese lieb' ich nun einmal nicht, die Erinnerungen des Rheines sind mir lieber. Werde ich ihn je wieder sehen, samt den mir so lieben Bewohnern seiner Ufer?“

Auch in Wien fehlte es übrigens an erhebenden, religiösen Eindrücken nicht. Über das erste feierliche Pontifikalamt, dem sie hier beiwohnte, schreibt sie ihren beiden noch nicht getauften Söhnen am 10. Dezember (1808):

„Vorgestern, als am Festtage der Unbefleckten Empfängnis Mariä, habe ich in der Stephanskirche zum ersten Male das feierliche Hochamt vom Erzbischof in pontificalibus zelebrieren sehen. Meine lieben Kinder, das ist etwas ganz Herrliches, das über alle Beschreibung geht. Von einer solchen erhabenen Pracht hat man gar keine Vorstellung außerdem. Alles, was Könige um sich versammelt haben, ist kleinlich dagegen. Alle Sinne sind aufs allervortrefflichste angeregt und empfangen durch alle Formen und Gestalten die Verherrlichung Gottes und des heiligen Mysteriums. Weit entfernt aber, daß ich durch diese Pracht der Sinne hätte beleidigt werden sollen, wie die Protestanten behaupten wollen, so ist mir erst recht deutlich geworden,

wodurch wir unsere Sinne erheben können, daß sie in Übereinstimmung mit der Seele das Erhabene und das Schöne lieben und erkennen sollen, und dann auch, was denn eigentlich Pracht bedeutet und was sie soll. Alles, was der Menschen Kunst und Erfindung hervorbringt, das soll dazu dienen, des Herrn Dienst zu verherrlichen und ein ewiges Gut der ewigen Kirche sein und bleiben. Da, wo alle Kunst herkommt, von Gott, dort soll sie auch wieder zurückströmen; jeder andere Gebrauch, zu vorübergehender Eitelkeit der Menschen-Leiber und -Leben, ist unheilig und des göttlichen Ursprungs nicht würdig. Musik und Malerei, Baukunst und edle Gewänder sollen nur eine Idee aussprechen und nicht das selbstische Eigentum eines, sondern ein ganz allgemeines Gut zur Erweckung der Andacht aller Gläubigen werden. Selbst das tote Metall aus dem Schacht der Erde soll einen Mund bekommen, um im eigentümlichen Glanze in das allgemeine Halleluja mit einzustimmen."

Nach langem Harren erhielt Schlegel am 28. März 1809 endlich durch Bestätigung des Kaisers eine definitive amtliche Anstellung als Kriegssekretär auf der Hofkanzlei. Sein Chef wurde der Graf Friedrich Stadion, ein Mann, der durch seine Kenntnisse und Gesinnung Liebe und Verehrung einflößte. Schlegel war mit der Anstellung sehr zufrieden, Dorothea teilte seine Freude und knüpfte die frohesten Hoffnungen daran, nicht in Bezug auf materielle Vorteile (hiervon ist in ihren Briefen nicht die Rede), wohl aber in Bezug auf eine ehrenvolle, ersprießliche Tätigkeit. Um die Verwirklichung dieser Hoffnung forderte sie ihre beiden Söhne zum Gebete auf. Schlegel rechnete darauf, daß er in seiner neuen Stellung Muße genug haben würde, um auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft rüstig voranzuarbeiten. Einen Band Gedichte hatte er schon für Ostern bereit und weitere geschichtliche Vorlesungen bereits im Auge. In der Beschränktheit seiner häuslichen Verhältnisse änderte sich einstweilen nichts; nur machte seine Anstellung eine abermalige längere Trennung von seiner Gattin nötig — und zwar auf unbestimmt lange Frist. Am 5. April nahm er Abschied von Frau und Freunden und reiste ins kaiserliche Hauptquartier.

Dorothea war nun wieder Einsiedlerin und hatte Zeit, neben dem Briefwechsel an ihre Söhne und an Boisserée auch eine ziemlich lebhafte Korrespondenz mit Friedrich zu führen, welche bis Ende des Jahres reicht und sowohl dessen bewegtes Wanderleben als auch die unruhige Zeit des Feldzugs überhaupt sehr anschaulich vergegenwärtigt. Vor allem sorgt die praktische Hausfrau für ihren Mann, kauft Linnen, schneidet selbst die Leintücher und säumt sie. Aber am stillen Nähtischchen geht gleich die hohe Politik los, über die Linnen schwebt die ganze Karte von Europa dahin, Spanien, Italien, England, Rußland, Deutschland, dann der korsische Gewaltherrscher und seine Grenadiere — und Friedrich Schlegel im Hauptquartier, der wenigstens mit der Feder den übermütigen Tyrannen bekämpft. Ihrer besondern Vorliebe erfreuen sich die ritterlichen Spanier, die, zuerst vom Todesschlummer erwacht, sich mutig gegen das Fremdjoch erhoben hatten. Auch

von Österreich erwartet sie das Beste. Die ersten Blätter der Korrespondenz sind rosiger Hoffnung voll. Es spiegelt sich darin die Freude, mit welcher der erste Armeebefehl des Generalissimus Erzherzog Karl von den Wienern begrüßt ward:

„Mit dem Armeebefehl des Generalissimus, der heute erschienen ist, sind die Leute ganz ausgelassen; sie haben sich darum beinahe geschlagen, und einer hat es dem andern um den zehnfachen Preis abgekauft, um es nur eine halbe Stunde früher zu haben. Einige Exemplare, die gestern eigentlich heimlich unter der Hand verkauft wurden, hat man mit fünf Gulden bezahlt. Man spricht von nichts als diesem Tagesbefehl, man weint, man lacht, man gratuliert sich, es ist eine recht auffallende Erscheinung. Die Worte, daß ‚fremde Kriegsvölker sich mit uns vereinigen würden', geben zu tausend Vermutungen Anlaß, alles wird gehofft und alles gewünscht, erwartet und gefürchtet."

Bald tauchten beunruhigende Gassengerüchte auf: Bonaparte habe den König von Sachsen nach Magdeburg beschieden, weil er dort viel sicherer wäre; den Großherzog von Würzburg habe er nach Paris berufen, derselbe sei indes schon in Prag; der Kronprinz von Bayern sei verschwunden, man wisse nicht, wohin er gekommen sei usw. Am 13. April verkündigte ein Tagblatt, daß die kaiserlichen Truppen am 9. an allen Punkten über die bayrische Grenze gezogen seien, auch wurde ein Brief mitgeteilt, den man dem König von Bayern übergeben ließ. Während man sich in Wien ärgerte, daß der König keine eigentliche Antwort gab, sondern bloß die Ankunft des Briefes durch Montgelas bescheinigen ließ, erfreute die Nachricht, daß die Passauer die Proklamation Erzherzogs Karl nachdrucken und unter das Landvolk verteilen ließen. Eine an die Tiroler erlassene Proklamation erweckte in Wien große Begeisterung, man sprach von einer ähnlichen an die Bayern. Dorothea bedauerte nur, daß es an genügenden offiziellen Nachrichten fehlte, und daß hierdurch allen halbwahren und ganz lügenhaften Gerüchten Tür und Tor geöffnet würden:

„Es wäre sehr zu wünschen, daß wir von allen Seiten her offizielle Berichte erhielten; einige Worte, wenn auch noch so sparsam zugezählt, genügen schon, nur daß man nicht so oft durch Lügen getäuscht und dadurch gleichsam für die Wahrheit abgestumpft wird. Das gute Volk verdient es wohl, daß man es als mündig behandle, denn seine Treue und Anstrengung ist beispiellos; wäre es wenigstens ohne die Spanier."

Da jedermann sich für die Proklamation interessierte und Schlegel als Hofkriegssekretär mit derselben zu tun hatte, so lag für Dorothea die Versuchung nahe, die Stellung ihres Gatten zur Befriedigung weiblicher Eitelkeit auszubeuten. Sie war jedoch von einer so kleinlichen Schwäche weit entfernt:

„Man sucht", so schreibt sie an Friedrich (am 17. April), „jedesmal den Verfasser der Proklamen und öffentlichen Blätter zu erraten und skrutiniert sorgfältig

jedes Wort. Alle wollen von mir etwas wissen. In Gesellschaft sage ich, ich wüßte nichts; den Fremden aber, die mich um Mitteilung des Geheimnisses bitten, habe ich in allem Ernste gesagt: ‚Diese Untersuchungen wären unnütz; alles geschehe im Namen und auf Befehl des Kaisers und des Generalissimus; welcher Diener dazu seine Feder oder seine Sprache leihe, wäre einerlei. Ist man doch geneigt, alle Fehler, die da vorgehen oder gemacht werden, auf Rechnung der Oberhäupter zu wälzen und sie dafür verantwortlich zu machen, so rechne man ihnen auch das Gute zu und erflehe den Heiligen Geist, daß er sie erleuchte, damit alles, was geschieht und was sie verordnen, zur Ehre Gottes und zum Heil der Welt gedeihe. Namen und Personen wären gar nicht nötig auszuzeichnen.' — Dies ist auch in allem Ernst meine Gesinnung. Einer für alle und alle für einen! — Dies sei unser aller Wahlspruch. Gott segne Dich und alle, die zum Wirken und Handeln bestellt sind. Er sende euch den Heiligen Geist, der euch erleuchte mit allen seinen Gaben, damit ihr ganz vereint und nur in einem Sinne denken, reden und handeln mögt; daß wie die Gemeinschaft der Heiligen, so auch die Gemeinschaft der Gerechtigkeitliebenden und Erleuchteten sei, auf daß sein Reich komme und sein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. — So war mein Gebet heute, mein geliebter Freund. Ich war in St Stephan; dort ist die Prozession ausgegangen nach Maria-Hilf. Nie habe ich inbrünstiger beten, nie eine so heiße Andacht bei dem Volke gesehen; viele tausend Tränen flossen. Diese drei folgenden Tage ist Gebet in allen Kirchen, und am Freitag wird die Prozession wiederholt. Der Erzbischof und die ganze Geistlichkeit gehen mit; man sagt, die Kaiserin würde auch mitgehen."

Dies Vertrauen der frommen Frau sollte auf harte Proben gesetzt werden. Am 17. erschien Napoleon bei seiner Armee, zog alsbald die Truppenkörper näher zusammen, die Berthier gegen seine Anordnung immer weiter auseinandergerückt hatte, und drängte in den folgenden Tagen (19.—23. April) die Österreicher über die Donau zurück. Eine Hiobspost um die andere verbreitete zu Wien Angst, Mutlosigkeit, Bestürzung. Die offiziellen Berichte ließen durch ihre gekünstelten Ausdrücke und deutliches Verschweigen noch Übleres ahnen, als die Armee bei Abensberg, Regensburg, Landshut, Eggmühl wirklich gelitten hatte. Aber und abermal forderte Dorothea ihren Gatten auf, doch dahin zu wirken, daß durch bestimmtere und wahre offizielle Berichte die öffentliche Stimmung beruhigt, gehoben werde. Am 20. schickte ihr Friedrich von Landshut aus einiges Geld für die Haushaltung. Gegen Ende des Monats schrieb er ihr von Linz aus. Anfang Mai wurde die Stimmung zu Wien gedrückter. Man sprach schon davon, daß Schärding bombardiert und eingeäschert, die Franzosen in Linz seien und auf Wien losmarschierten. Gentz, der Dorothea in diesen Tagen besuchte, redete ihr zu, Friedrich in Melk zu besuchen. Sie hatte aber nur so viel Geld, um allenfalls hin- und zurückzukommen, und wollte deshalb die Fahrt nicht unternehmen, ohne sicher zu sein, Friedrich noch anzutreffen. In Wien nahmen Furcht und Mutlosigkeit überhand. Am 9. Mai war Dorothea selbst so niedergeschlagen, daß sie ihrem Gemahl nicht schreiben mochte. Am 10. wurden einige verwundete Franzosen in die Stadt gebracht. Das machte

Sensation und rüttelte die Leute wieder auf. Doch schon am 12. wandte sich das Blatt vollständig. Am Morgen dieses Tages schrieb Dorothea an Schlegel:

„Alles war Spiegelfechterei und was weiß ich. Nach der schrecklichsten Nacht meines Lebens, nachdem ein Teil von Wien niedergeschossen und niedergebrannt ist, haben die Generale und der Erzherzog Maximilian uns verlassen; die Stadt kapituliert, und in wenigen Stunden ziehen die Franzosen ein. Andrassy ist zum Gouverneur ernannt. Wo die Armee ist, weiß man nicht. Die schlechtesten, unglaublichsten Anstalten wechseln mit den allerseltsamsten Gerüchten. Verlange jetzt keine Details von mir. Ich bin gesund. Was soll ich nun tun und wie soll ich mich wieder mit Dir vereinigen? Wenn es möglich ist, schreibe mir als Einlage bei Arnstein und unterschreibe Deinen Namen nicht, bloß ein paar unverdächtige Zeilen mit dem, was Du wünschest, daß ich tun soll. Gott schütze Dich und laß mich bald Dich wiederfinden!"

Den allgemeinen Eindrücken der unerwarteten Katastrophe konnte sie sich nicht entziehen; aber den Mut verlor die wackere Frau nicht. Auf 24 Stunden traf sie ihren Gemahl in Wien; dann erhielt sie drei Wochen keine Nachricht mehr, sie wußte am 31. Mai nicht einmal, wo er war. Sie schrieb ihm nach Brünn, dann nach Ungarn; aber ihre Briefsendungen gingen im Wirrwarr der französischen Okkupation verloren. Endlich am 14. Juli kam ein Brief von Friedrich aus Iglau und brachte ihr beruhigende Nachrichten. Sie hatte unterdes ihren Trost und ihre Zuflucht im Gebet gesucht, ging oft in den Stephansdom und flehte vor allem um die Gnade, daß Friedrich vor Mißmut bewahrt bleiben möge. Sie selbst fand in einer tiefreligiösen Auffassung der Zeitlage die vollste Beruhigung. Auch als Napoleon den letzten Rest des Kirchenstaats seinem Kaiserreiche einverleibte, ward sie nicht irre:

„Das Wort ist ausgesprochen! Daß dieses Wort wirklich ausgesprochen ward, ist ein Schritt näher zum Ziel, das wir hoffen und ahnen, aber das wir wohl nicht erleben werden. — Wie sehr gut verstehe ich jetzt die Zeit, als das übermütige Heidentum das verderbte, aufgelöste Judentum erdrückte, dieses vergeblich einen zeitlichen Retter erwartete und der Erlöser erschien, der sprach: ‚Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn geben mag' — und: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt!'"

Abermal dauerte es mehrere Wochen, bis sie wieder Nachricht von ihrem Gatten bekam. Niemand wollte von ihm gesehen oder gehört haben. Es wurde ihr sogar gesagt, daß die Grafen Stadion hätten fort müssen. In Wien aber hausten die Franzosen mit Übermut und ließen die Besiegten ihre Demütigung tief empfinden. Auch Dorothea konnte sich dem bittern Gefühle nicht ganz entziehen, welches die Frechheit des Siegers bei allen guten Vaterlandsfreunden erweckte. Doch blickte sie auch jetzt vertrauend zur Vorsehung auf.

„Weißt Du denn nicht", schreibt sie, „wie geplagt, verhöhnt, gedrückt und mit Füßen getreten wir hier sind, und kann es Dir denn unbekannt sein, mit welchem greulichen Übermut die Sieger von Wagram und Enzersdorf uns seit jenem entsetzlichen Tage behandeln, da wir mit unsern eigenen Augen unser Unglück haben ansehen können? Was für Hoffnungen bleiben uns denn noch von allen denen, die wir mit so viel Recht haben durften? Wo ist jetzt die Hoffnung der ganzen Welt? Wie soll ich nicht kleinmütig sein, oder vielmehr, wie soll ich allein es nicht sein, da wir, anstatt eine neue Blüte der Zeit hervorzurufen, nur eben sehen müssen, wie sie innere Schreckniſſe erst recht zur Reife bringt; denn welche Schlechtigkeit sich jetzt Raum schafft, wie auch in den besseren Gemütern Glaube und alle Hoffnung, alles Vertrauen schwinden, wie die unerhörteste Ruchlosigkeit, der Greuel der Hölle nicht allein in der äußeren Welt triumphiert, sondern auch alle Gemüter fortreißt und verderbt — mein Gott, Friedrich, wie soll ich das ansehen können und nicht im Herzen betrübt sein! Welche Aussicht bleibt meinen Söhnen, als sich jenen Gesetzen der Hölle zu fügen? Welche Hoffnung bleibt Dir selber, als höchstens die, von dem Ungetüm unbeachtet und unverfolgt zu bleiben? — Ich murre nicht, ich weiß, daß unser Erlöser lebt, ich bete seine Vorsehung an und erkenne es, daß wir wohl zu frühe und zu vorschnelle Hoffnungen gefaßt hatten, daß eben erst die innere Schlechtigkeit unseres Geschlechtes zur Reife aufbrechen mußte, eh' wir würden gerettet werden — und wäre ich nur erst der Seelen meiner Söhne gewiß, so erwartete ich mit der größten Ruhe das Ende meines Lebens."

Zum ersten Mal wechselten die Rollen. Die bisherige Trösterin klagte ihr Leid dem Gatten, den sie so oft in Schwermut und gedrückter Stimmung mit ihren frohen, mutigen Briefen getröstet hatte. Friedrich aber, der jetzt von Ofen aus die Armeezeitung redigierte, war trotz der verhängnisvollen, fast verzweifelten Lage Österreichs ungebeugten Mutes. Besonders, nachdem Bonaparte sich an dem Erbgute Petri und dessen Inhaber vergriffen hatte, rechnete er zuverlässig darauf, daß sich das Glück des Eroberers wenden und seine Pläne gegen die Kirche zum Triumph für die Kirche gestalten würden. Diesen Gedanken erfaßte auch Dorothea mit der Lebendigkeit einer tiefgebeugten Seele.

„Darüber, daß das Böse, was er (Napoleon) der Kirche tun will, sich in Gutes verkehren wird, bin ich ganz mit Dir eines Sinnes, ich bin es fest überzeugt; und nicht allein der Kirche, sondern wie natürlich durch sie auch der ganzen Christenheit, von politischen Rücksichten abgesehen, bei denen ich mir noch nicht viel zu denken gelernt habe. Aber das Christentum ist ja, wie der Heiland auch verkündigte, nicht von dieser Welt, ihn gehen also irdische Begebenheiten gar nichts an. Im Kampf und Widerstreben blüht und wächst das Große der Kirche; langes äußeres Wohlergehen hat sie untergraben. Diese Betrachtung macht mich ganz getrost; mir ist, als sähe ich ganz deutlich und bestimmt, was er (Napoleon) hier soll und auch ausführt, als ob ihm jemand die Hand führte."

Ende August suchte Dorothea ihren Gemahl in Ungarn auf, sie traf am 27. in Pest ein. Friedrich war leidend, erholte sich indes bald wieder unter ihrer liebevollen Pflege. Sie blieb bei ihm bis Ende Oktober; doch

ist nur ein einziger ihrer Briefe von hier aus datiert. Ihr Urteil über das damalige Ungarn lautet weniger günstig als dasjenige Schlegels.

Den November brachte sie wieder einsam in Wien zu. Nach Mitte Dezember kehrte Schlegel endlich ebenfalls in die Hauptstadt zurück. Im Februar 1810 konnte er die langersehnten Vorlesungen über Geschichte ankündigen und beginnen. Ein noch trostreicheres Begebnis aber sollte in diesem Jahre das Herz der vielgeprüften Frau erfreuen: die Aufnahme ihrer beiden Söhne in den Schoß der Kirche.

10. Nur ihren jüngeren Knaben, Philipp, hatte Dorothea mitgenommen, als sie 1799 Schlegel nach Jena folgte. Der ältere, Jonas, blieb bei seinem Vater Simon Veit, der ihn bald zu seinem Schwager Abraham Mendelssohn nach Hamburg sandte, um ihn zum Kaufmann heranzuziehen. Die Mutter hatte keinen Einfluß auf ihn als durch ihr Gebet und allenfalls durch Briefe. Obwohl von allen katholischen Einflüssen gänzlich isoliert, mitten in der großen vorwiegend protestantischen Handelsstadt, im Schoße seiner jüdischen Familie, richtete der talentvolle Knabe früh seinen Blick auf die Wahrheiten des Christentums. Als er 1807 in das väterliche Haus zurückkehrte, wo inzwischen auch der jüngere Philipp eingetroffen war, ging er nicht nur von dem Plane ab, Kaufmann zu werden, sondern es reifte in ihm auch der bestimmte Entschluß, Christ zu werden. Simon Veit, der in der letzten Zeit bedeutende Geldverluste erlitten hatte (es ist von 700 000 Talern die Rede), wendete nichts dagegen ein, daß Jonas sich der Malerkunst widmen wollte. Die Mutter freute sich sehr darüber, weil sie weder am Gelde noch am Reichtum hing. Seine religiöse Überzeugung aber hielt Jonas geraume Zeit vor dem Vater geheim. Erst 1808, nach der Konversion der Mutter, eröffnete er sie ihm schriftlich — dann aber auch in der unumwundensten und zugleich liebevollsten Weise. Nach den innigsten Ausdrücken herzlicher Kindesliebe spricht er in seinem Briefe von der Güte und den Wohltaten Gottes, der ihm das Dasein und den Glauben an ihn geschenkt habe:

„Ja, geliebter Vater, den Glauben an die heilige Dreieinigkeit, und ewig und unerschütterlich, bis er sich zum ewigen Anschauen der Gottheit verklärt, möge er sein! Dies ist mein innigstes Gebet. Hier ist mein Bekenntnis der christlichen Religion. Wäre Dein Herz ebenso durchdrungen von ihrer göttlichen Wahrheit, o wie selig wären wir dann! Das Schicksal hat es anders gefügt, in Demut ergeben wir uns seinen Fügungen. . . .

„Laß uns aufrichtig gegeneinander sein und bekenne mir, daß dieser Schritt Dir nur zuwider sei, weil die Welt ihren Anstoß finden würde. Aber was ist es denn mit dieser Welt? Suchte sie nicht recht geflissentlich mit ihren Schriften und Anstalten allenthalben den göttlichen Funken zu unterdrücken? Und ihr sollte ich das einzige Glück meines Daseins und meiner Seligkeit aufopfern! Nein, Du weißt es, schon längst verachte ich alle die kleinen Freuden, und wahrlich, ich fand Ersatz genug. Was indes die Welt von mir verlangt, das soll ihr, wenn mir Gott Kraft dazu

verleiht, zu teil werden. Aber nur mit freier, ungebannter Seele werde ich je etwas in der Kunst leisten können.

„Du bist indes versichert, daß kein äußerlicher Vorteil Einfluß auf meinen Entschluß gehabt hat. Wenn ich an der Religion meines Vaters hinge, so wollte ich mein Leben für meinen Glauben lassen, so wie ich es jetzt mit frohem Mute für den christlichen ließe. O mein geliebter Vater, Du hattest einen so schönen menschlichen, ja ich möchte sagen göttlichen Plan mit Deinen Söhnen; mit Aufgebung Deiner selbst ließest Du sie mit unumschränkter Freiheit, und während die meisten sich auf einem ihrem Berufe gar nicht angemessenen Wege hinschleppen müssen, konnten wir uns ganz unserer Muse weihen. O zerstöre nicht eigenmächtig unser schönstes Paradies auf Erden, ich flehe Dich darum; vollende, was Du so schön begonnen! Gott verleihe Dir Kraft dazu und seinen Segen!"

Herrliche Worte des erst 18jährigen Jünglings! Aus einem Briefe an den Architekten Schinkel erhellt, daß es hauptsächlich die christliche Kunst war, welche Jonas auf eine aufmerksamere Würdigung des Christentums hingelenkt hatte. Indem er den Künstler bittet, sich seiner annehmen zu wollen, begründet er seine Bitte durch folgenden Satz:

„Ich fühle mich am meisten dazu geneigt, Gegenstände der christlichen Kunst zu malen, *der ich mein Heil zu verdanken glaube*. Den frühen Mangel eines guten Unterrichts hoffe ich jetzt durch ein gründliches Studium der Architektur zu ersetzen, welche unstreitig die Basis aller übrigen Künste ist."

Dorothea fürchtete, daß Jonas mit seinem Glaubensbekenntnis dem Vater gegenüber etwas zu voreilig vorangegangen sei. „Du mußt bedenken", so schrieb sie ihm, „daß, wer den Glauben nicht liebt, der haßt ihn; einen Mittelweg gibt es hier nicht. Es mußte ihn also freilich unangenehm überraschen, Dich einer Meinung hingegeben zu sehen, die ihm hassenswürdig erscheint." Sie billigte indes die Offenheit des Sohnes für den Fall, daß der Vater, wie es wirklich war, eine bestimmte Erklärung gefordert habe.

„Dann aber", fügt sie bei, „trage standhaft und mit *gelassenem Mute*, was Dir Unangenehmes daraus entsteht, wenn es auch Deinem liebsten Wunsche entgegen ist; auch ich will dann, eingedenk, daß es die Folge Deines schönen Bekenntnisses ist, gern Deinen Anblick noch länger entbehren. Glaube mir, jede Entsagung trägt, wenn sie aus Liebe zu Gott statthat, ihren Lohn, und Gott liebt diejenigen, die er prüft."

Der jüngere Sohn, Philipp, der fast ein Jahr vor seinem Bruder nach Berlin zurückgekommen war und fleißig mit ihm nach Hamburg korrespondierte, freute sich sehr, endlich mit ihm zusammenzusein. Bei seinen Malerübungen war er mit dabei und rieb ihm die Farben. Da erfaßte auch ihn die Lust, ein Maler zu werden, und Jonas beeilte sich, diesen Entschluß der Mutter mitzuteilen. Diese sowohl als der Vater war einverstanden; nur wünschte Dorothea, daß Philipp einstweilen seine Gymnasialstudien eifrig weiter betreibe. Philipp kam diesem Wunsche treulich nach und wurde aus Sekunda mit einem sehr belobendem Zeugnis entlassen. Ubivis talem vidi, qualem

decet esse iuvenem probum, discendi cupidum et quae didicerat in saluberrimos usus convertendi studiosum, so versicherte mit seinem Amtssiegel der Gymnasialdirektor Joh. Joachim Bellermann.

Philipp hatte von der Mutter selbst eine ernst religiöse, völlig christliche Erziehung erhalten. Ihre treuen Gebete und die schönsten liebevollsten Briefe setzten das Werk der Erziehung an dem abwesenden Kinde fort. Sie empfahl ihn auch herzlich dem schon gereifteren Jonas an: „Sei standhaft, mein Sohn, und ermahne auch Deinen jüngeren Bruder zur Standhaftigkeit!"

Die Hoffnung, mit den beiden Söhnen auf ihrer Wiener Reise in Dresden zusammenzutreffen, zerschlug sich, wie es scheint, an der Zögerung des Vaters. Sie kamen erst dahin, als die Mutter schon in Prag war. In Wien angekommen, hätte sie ihre Kinder gerne dahin eingeladen; aber einesteils war sie selbst mit ihrem Manne noch in sehr beschränkten Verhältnissen, anderenteils bot Dresden für die Heranbildung der beiden angehenden Künstler mehr Vorteil als Wien — und das erschien doch vorläufig als Hauptsache ... Wirklich fanden sie in Dresden nicht nur bei befreundeten Familien, besonders bei Schubert, einen angenehmen, geselligen Kreis, der einigermaßen das Familienleben ersetzte, sondern auch einen tüchtigen, systematischen Unterricht in der Kunst durch Friedrich Matthäi, den Direktor der Gemäldegalerie in Dresden, und aneifernde Kollegen an den Malern Kügelgen und Heinrich. Matthäi machte bald nach ihrer Ankunft (im Herbst 1808) schon den Vorschlag, sie früh im folgenden Jahr mit nach Italien, dem gelobten Lande der Malerei, zu nehmen. Doch riet Dorothea von der sofortigen Annahme dieses Vorschlages ab. Sie fand es etwas kühn, sich einem noch fremden Manne ganz in die Hände zu geben. Dabei trug sie in ihrem Mutterherzen die wohl nicht unbegründete Besorgnis, neue Eindrücke und Beziehungen könnten die beiden Söhne von dem entscheidenden Entschluß ablenken, den sie bereits gefaßt. Schon im Februar lud sie deshalb ihre Söhne nach Wien ein.

„Ich hoffe doch", schreibt sie an Jonas (11. Februar), „es wird noch Dein ernstlicher Wille sein, Dich zum Christentum zu wenden, und wenn dem so ist, so laß uns in diesem heiligen Beginnen nicht länger zögern; hier ist alles vorbereitet und kann in der gehörigen Stille vorgenommen werden. Es gibt keinen Ort in Deutschland, so wie Wien, wo über dergleichen Dinge so keine Art von Klatscherei stattfindet. Alle Zeitbegebenheiten drängen nach einer großen Entscheidung hin, laß uns dieser gehörig vorbereitet und in Einigkeit entgegengehen, wenigstens, daß uns nichts unvorbereitet überrasche. Mein Sohn! für dich wird eine neue Welt aufgehen, und Du wirst nur durch das Christentum zur Übereinstimmung mit Dir selber und zur liebenden Vereinigung mit den Menschen geführt werden. Wenn Du auch hier nichts anderes lernst als die Religion Christi, so hast Du genug Vorteil. Es gibt keine Malerkunst, wenn man das Christentum nicht kennt, und Du darfst nicht hoffen, auf irgend einem andern Wege Fortschritte zu machen. Wer nicht glaubt, hofft und liebt, für den ist die Natur eine Wildnis,

in welcher er nichts sieht als sich selber, für den ist also auch die Kunst nur ein eitler Spiegel seiner hochmütigen Einbildung."

Simon Veit scheint den Entschluß seiner Söhne nicht direkt bekämpft zu haben; dagegen wandte er das Mittel an, mit dem heutzutage die Jugend sehr allgemein den religiösen Ideen entfremdet wird, er suchte sie auf das hinzulenken, was man einen „gesunden Realismus" nennt, und mahnte sie vor allem, nicht so sehr an das allgemeine Beste als an sich selbst zu denken. Die Söhne teilten der Mutter einen Brief mit, in welchem dies ganz deutlich ausgesprochen war. Mit aller Schonung für den Vater warnte sie doch sehr vor dieser seichten Lebensphilosophie:

„Der gute Gott gebe, daß Ihr nie für Eure Person zu sorgen haben mögt und Ihr Eure ganze Sorge und all Eure Kräfte für das allgemeine Beste aufzuopfern immer im stande sein mögt. Jene Philosophie des Indifferentismus ist nicht die des Christentums. Darum kann ich es dem Veit freilich nicht verdenken, daß er seine Überzeugung aus ihr gemacht hat; aber Eure Gemüter mögen nicht angesteckt davon werden, davor behüte Euch Gott und seine Heiligen! Seinen eigenen Nutzen oder sein eigenes Vergnügen nicht zu schonen und nicht zu suchen und für das, was recht und heilig ist, zu hoffen, zu leiden und zu sterben das ist die Moral des Christentums, zu welchem Ihr Euch bekehren werdet und zu dessen Erreichung Euch Gott Kraft, Mut und Geduld verleihe. Ich bete täglich für Euch, liebe Kinder!"

Das Vertrauen und die Geduld der wackern Frau ward indes durch die Söhne selbst abermals hart auf die Probe gestellt. So begeistert diese in ihrem ersten Enthusiasmus für christliche Kunst die Ideen des Christentums erfaßt hatten, so nahm die Begeisterung doch ab, als sie, ohne gründlichen katholischen Unterricht und Leitung, ohne das Beispiel und den Umgang anderer Katholiken, ohne das sakramentale Gnadenleben der Kirche, ganz auf sich angewiesen, in einer völlig akatholischen Atmosphäre, nur durch etwas Lektüre und durch ihre Künstlerstudien mit dem Geiste und Leben der Kirche in Verbindung blieben. Das Licht des Glaubens gleicht dem Stern von Bethlehem. Wer zögert, seinem Ruf zu folgen, der setzt sich in Gefahr, daß es entschwindet und sich nimmer zeigt. Die treue Mutter mahnte deshalb mitten unter den Wirren des Feldzuges von 1809, den wohlerwogenen Schritt nicht länger aufzuschieben. Doch umsonst. Am 4. Dezember schrieb sie wieder an Philipp:

„Ohne die größte Not wollen wir das große Werk nicht länger aufschieben, denn wer bürgt uns für die Dauer unseres Lebens? Es wäre mir sehr hart, wenn ich sterben müßte, ohne daß Ihr die Gnade der heiligen Taufe erlangt hättet. Und würde Einer von Euch früher abgerufen, so wäre ich untröstlich. Laßt uns also nicht länger zaudern! Christus ist der Anfang und das Ende aller Wissenschaft; die Zeit, die Du anwenden wirst, seines Glaubens teilhaft zu werden, ist keine verlorene, auch für Deine Kunst nicht."

Auf diese ernste Mahnung folgte von seiten beider Söhne eine direkte Weigerung, nach Wien zu kommen. Jonas scheint dieselbe mit aszetisch-pietistischen Bemerkungen und mit Klagen verblümt zu haben, daß die Mutter seiner Gewissensfreiheit nahe treten wolle. Sie antwortete darauf am Weihnachtstage 1809:

„Alle diese willkürlichen Abtötungen und sog. unmittelbar eingebildeten Offenbarungen sind nichts als totgeborene Früchte der Lieblosigkeit und gelten vor Gott nicht so viel als ein einziger Gehorsam gegen die Kirche und Demut gegen seinen Nächsten. ‚Vor Gott ist die Andachtsregung einer alten Frau leicht mehr wert als alle Systeme aller Philosophen zusammengenommen', sagt ein sehr weiser Mann. Unser Herr hat an dem heutigen glorreichen Tage nicht unter den Sophisten Athens oder Roms geboren sein wollen, sondern unter einfältigen Leuten, die glaubten und anbeteten. So wird er auch in Ewigkeit nur in einem einfältig glaubenden Gemüt wiedergeboren.

„Übrigens weiß ich auf alles das, was Du mir geschrieben, gar nichts zu antworten als die Wiederholung, daß Du ganz und gar Dein Herr bist und bleibst, und daß Du Dich erschrecklich irrst, wenn Du meinst, wir oder die uns gleichgesinnten Freunde würden Deiner Überzeugung auf irgend eine Weise Gewalt antun wollen — so wenig jetzt als jemals."

Auch an Philipp wurde bloß die freundliche, liebevolle Einladung nach Wien wiederholt, ohne irgendwie seinem Entscheid nahe zu treten. „Ich bitte Gott zu jeder Zeit", schreibt sie ihm zu seinem Geburtstage (14. Februar 1810), „daß er Dich in Wissenschaft und Kunst und jedem Guten wachsen und gedeihen lasse und Dich mit allen Gaben seines heiligen Geistes erleuchte." Philipp folgte zuerst der Einladung nach Wien, wo er von dem ehrw. P. Klemens Hoffbauer in der katholischen Lehre unterrichtet und am 9. Juni von dem päpstlichen Nuntius Severoli getauft wurde. Sein Taufpate war Baron Penkler, der Freund und Gönner Schlegels. Der Nuntius richtete an den jungen Konvertiten am Tage der Konversion selbst einen herrlichen Brief, in welchem er ihm die Größe der erhaltenen Gnade auseinandersetzte und ihn zu standhafter, tatkräftiger Treue gegen dieselbe aufforderte. Im Juni kam auch Jonas nach Wien und wurde am 26. Juli in den Schoß der Kirche aufgenommen.

Mit der Konversion der beiden Söhne war der schönste Teil der Lebensaufgabe Dorotheas gelöst. Die vorliegende Skizze mag darum hiermit füglich ihren Abschluß finden. Hoffentlich hat dieselbe manchen Leser dazu angeregt, den Briefwechsel Dorotheas selbst zur Hand zu nehmen und das Geistesleben der ausgezeichneten Frau nach all seinen Einzelheiten zu studieren. Jeder kann sich da selbst überzeugen, daß wir Katholiken uns dieser Konvertitin durchaus nicht zu schämen haben, daß ihr inniger Glaube, ihre edle Gesinnung, ihre hohe Geistesbildung und ihr männlich mutvoller Charakter vielmehr Hochachtung und Verehrung einflößt. Dem unerträglichen Stolz

und der frivolen Eitelkeit der damaligen „Kulturdamen" steht sie in ihrer anspruchslosen Demut höchst liebenswürdig gegenüber. Ihr gereiftes Urteil aber beweist, daß diese Demut des Glaubens wahrer Bildung und stetem geistigem Fortschritt gar nicht im Wege steht. Ihre lebhafte, künstlerische Phantasie, ihr reiches und tiefes Gemütsleben beherrscht ein ebenso klarer und tiefer als auch praktischer Verstand, ein energischer Wille, der weder mit dem Bösen flau paktiert, noch das Gute saumselig in die Zukunft schiebt; Verstand und Willen aber leitet ein schlichter, demütiger Glaube, eine in den größten Schwierigkeiten ungebeugte Gottes- und Nächstenliebe. Man braucht nur ihre Briefe gegen diejenigen Simon Veits zu halten, um zu fühlen, wie gewinnend echte katholische Nächstenliebe gegen flaue Humanitätsduldung absticht.

In literaturgeschichtlicher Hinsicht verdient noch manche Äußerung der scharfsichtigen Frau allgemein verbreitet und beherzigt zu werden. Während manche der Romantiker noch immer mit Goethe herumliebelten, war das sächsisch-weimarische Kunstheidentum für sie ein überwundener Standpunkt. Sie forderte von der Kunst herzhaft, daß sie wieder christlich werden sollte, nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf profanem Gebiet. Sie forderte auch vom Theater, daß Ehre und Gewissen darüber walten sollten, und fand es schimpflich, daß im katholischen Österreich zur Zeit der höchsten Bedrängnis Stücke aufgeführt wurden, welche die Spanier, die katholische Religion und den Papst verächtlich machten. Vor allem aber zeigt ihr Briefwechsel, wie ungerecht es ist, Friedrich v. Schlegel mit den andern Romantikern in einen Sack zu nähen, um sie gemeinsam im Meere der Phantasie ertrinken zu lassen. Schlegel steht, namentlich nach seiner Konversion, durchaus selbständig da. Während Tieck u. a. den Katholizismus nur als mittelalterlichen Mummenschanz für ihre Poesie verwerteten, behandelte Schlegel die religiöse Frage, wie sie es verdient, als die erste und entscheidende Grundfrage des Lebens. Jene andere Richtung verurteilte er geradezu als Mißbrauch, in einem Briefe an Dorothea vergleicht er sie mit dem Gnostizismus:

„Glaube mir nur, zu den Zeiten der Apostel, selbst unter ihrer nächsten Umgebung und vorgeblichen Anhängern, hat es *gerade solche* falsche Bekenner, die einen Teil der Mysterien mit dem Verstande oder der Phantasie wohl ergriffen hatten, von Sinnesart aber wüst und schlecht geblieben waren, genug gegeben."

Von diesem Gnostizismus war Schlegel weit entfernt. Er trat ganz und vollständig in den Ideenkreis der katholischen Kirche zurück und suchte in Aneignung ihres *Glaubenslebens* und ihrer *Wissenschaft* den fruchtbaren Boden zu gewinnen, auf dem allein eine christliche Poesie und Kunst gedeihen kann.

Klemens Brentano (1778—1842)[1].

Sich selbst oft ein sonderbares Phänomen, seinen nächststehenden Freunden und Bekannten ein wunderliches Rätsel, war Brentano unleugbar seinem Charakter wie seinen Schicksalen nach einer der originellsten Sonderlinge und Abenteurer, von welchen die deutsche Literatur zu erzählen weiß; wir möchten uns fast des Wortes „Kauz" bedienen, wenn dies Wort nicht so leicht schief aufgefaßt werden könnte. Aus der zartesten deutschen Gemütstiefe und der wildesten südlichen Leidenschaftlichkeit, blitzendem Humor und nächtlich-dunkler Melancholie, durchdringendem Verstand und überwallendem Gefühlsleben, religiöser Beschaulichkeit und übersprudelndem Leichtsinn, kurz aus den entgegengesetztesten Eigenschaften bunt zusammengemischt, geriet dieser merkwürdige Geist gleich bei seinem ersten Erwachen und in seiner ersten Bildungsperiode in einen Wirbelstrom sich widersprechender Einflüsse, der einen Charakter von härterem, ja härtestem Metall hätte aus den Schienen bringen müssen. Ohne einen Augenblick Zeit, sich ruhig über seine Lebensaufgabe zu besinnen, ohne einen Führer, der seinem Charakter eine entsprechende Bildung vorgezeichnet und dieselbe mit väterlichem Ernst durchgeführt hätte, ohne festen religiösen Halt, ohne klare, bestimmte Philosophie, taumelte der feurige Jüngling aus dem Traumland einer halb religiösen, halb weltlichen Kindheit, aller Lebensprosa überdrüssig, von den Märchen seiner Einbildung nicht gesättigt, von keiner Autorität gelenkt und doch instinktiv sich an andere anlehnend, lustig, traurig, fromm, närrisch, ernst, verliebt, verzweifelt, wie es eben kam, unstät, sich selber fliehend und doch überall wiederfindend, andere erziehend, bevor er selbst eine Erziehung genossen hatte, mitten in das bunte Durcheinander der französischen Revolutionsepoche hinein und ward ein Dichter, ehe er sich's versah und ehe er einmal klar überlegt hatte, was er eigentlich werden wollte und sollte. Die schöngeistige Sophie de la Roche, ihre fromme und doch zugleich von der Aufklärung angekränkelte Tochter Maximiliane, der kaufmännische, gestrenge Vater, die von ihrem Manne malträtierte Tante Möhn, die fromme Kindsmagd „Vreneli", der Buchhalter „Schwab", der Kaufmann Pohler, Frankfurter Handlungsdiener, aufgeklärte Koblenzer Philologen, Schnepfenthaler Handlungslehrer, revolutionäre Bonner Professoren, dazwischen ein alter Exjesuit und Karmeliterpatres, hatten abwechselnd, alle in ihrer Weise, und meist in kurzen oder unterbrochenen Zeiträumen das Geistesleben des aufgeweckten Knaben beeinflußt und in allen Tonarten pädagogischer Mißhandlung und Behandlung herumgerüttelt, und so kam er, zum Jüngling geworden, 1797 nach Jena, begann seine zweite Universitätsperiode mit Theaterspielen, hörte deutschen Pantheismus bei

[1] Stimmen aus Maria-Laach XIII (1877) 465—472.

Fichte und Schelling, lebte sich bei Tieck und den beiden Schlegel in die Romantik hinein und verherrlichte in seinem ersten schriftstellerischen Werke, einem wilden Roman, die freie Liebe (1801). Das ist im wesentlichen der Charakter der Jugendjahre.

Die hierauf folgende Periode der Romantik führte den Dichter wohl in Verhältnisse hinein, die seiner Geistesentwicklung einen etwas geregelteren, harmonischeren Verlauf zu geben schienen. Er schloß sich an Arnim, Savigny und Görres an, gewann in den Vorarbeiten zu „Des Knaben Wunderhorn" eine seines Talentes würdige und angemessene Beschäftigung, ward sogar mit seinen edlen Freunden Märtyrer für die gute Sache der Romantik, d. h. für deren spezifisch katholische Tendenz. Aber diese Wendung zum Bessern hatte noch keinen tieferen religiös-sittlichen Halt. Die Reichtümer der katholischen Ideen waren weder als Gegenstand des Glaubens noch als Quellen der tiefsten, wissenschaftlichen Erkenntnis erfaßt, sondern nur schöngeistig als Poesie, als Nahrung eines nach ästhetischen Genüssen dürstenden Herzens. Der Glaube, so mangelhaft erfaßt, ward auch im Leben nicht ernst und konsequent geübt. Selbst die Ehe mit Sophie Mereau, welche dem Leben des Junggesellen eine etwas solidere Richtung gab, war, vor einem lutherischen Prediger mit einer „Geschiedenen" geschlossen, eine ungültige, also eigentlich keine. Die nicht ungetrübte Ruhe und das unhaltbare Glück, das sie bot, starb mit der Geliebten nach Jahresfrist dahin.

Und nun beginnt eine neue Reihe von Irrfahrten. Daß sich der von seinen Gefühlen und Launen wild umhergeworfene Dichter von einer halbverrückten Schönheit als Bräutigam entführen läßt, um bald in unsäglichem Herzeleid die Früchte dieser Torheit zu ernten, eröffnet den Reigen dieser Wirrsale. Es könnte in einem Roman nicht toller zugehen. Von dem unerträglichen „Hauskreuz" geschieden, klammert sich Brentano nun wieder, halb von künstlerischen, halb von religiösen Kräften gezogen, an seine noch immer nicht völlig geklärte Romantik an, flattert in Dichtungen, welche die Zerrissenheit seines Innern deutlich bekunden, zwischen Kirche und Welt, Himmel und Hölle, Tugend und Sünde herum, atmet in den Salons von Berlin die Geistreichigkeit gefeierter Jüdinnen ein, studiert für sich katholische Legenden, singt und seufzt in den bewegtesten Akkorden nach Liebe, überwirft sich durch die zündende Schärfe seines Witzes in plötzlicher Anwandlung mit den Weltkindern, die sein buntschillerndes Phantasieleben an sich lockt, findet nirgends auf Erden den Himmel, den sein anarchisches Gemüt vergeblich hienieden sucht, oszilliert unstät zwischen den mächtigsten Polen, welche das Leben der Geister beherrschen, neigt sich aber mit unverkennbar wachsender Intensität dem Guten zu. In dieser Verfassung treibt er sich erst in Berlin herum, dann in Prag und auf dem Gute Bukowan und gerät endlich,

nachdem er sich mit Varnhagen überworfen, die freundliche Beziehung zu Rahel aber noch festhielt, in Wien abermals zwischen das Kreuzfeuer der religiösen Gegensätze. Sein edleres Ringen führte ihn in die Anziehungssphäre des ehrw. P. Hoffbauer, Adam Müllers, der Klinkowström, Veiths, Eichendorffs, Ringseis' usw. Welt- und Kunstliebe zugleich zogen ihn ans Theater, an die Seite des Komikers Hasenhut und in die religionslose Künstlergesellschaft der „Rebhühner", wo er, wie Passavant erzählt, „zwar nicht in den allgemeinen Chorus der Religionsspötterei mit einstimmte, aber doch immerhin wie ein gutmütiger Mephistopheles dabei saß und alles von der komischen Seite ansah".

Bis hierhin hat Brentanos Lebens durchaus keinen erbaulichen Charakter; es bietet ein Gemälde von Irrfahrten, deren düstern ethischen Hintergrund weder die farbenschillernde Phantasiefülle noch der funkensprühende Witz des Dichters zu überstrahlen im stande sind. So manche Spannung auch die poetischen Abenteuer bieten mögen, hinter ihnen lauern schließlich Unordnung, Unglück, Unklarheit des Geistes, Zerrissenheit des Herzens.

Dem modernen Pharisäismus hat die Zeichnung dieses abenteuerlichen Dichterlebens seit Voß und Varnhagen sehr wenig Mühe gekostet. Man hat die gröberen Pinsel hervorgeholt und al fresco gemalt, obwohl das Bild für die Nähe berechnet war. Es gab ein Schattenbild von Überspanntheit, Phantasterei, Charakterlosigkeit und Verkommenheit, das den sittlichen Ernst der Maler über jeden Zweifel hinausstellte und zugleich die Lichtbilder des Fortschritts, die großen, größeren und größten Heroen der wahren Geisteserleuchtung grell und kräftig hervorhob. Wirkliche Anhaltspunkte dazu lagen vor, und da Brentano so unklug gewesen war, sich der modernen Kultur nicht unbedingt ergeben zu haben, so mußten seine Abenteuer zu ebenso großen Unschicklichkeiten und Sünden werden, als sie bei etwas Konsequenz zu Tugenden hätten werden können. Man denke nur an die Affäre von Sesenheim, an der sich jeder brave Pharisäer ebensosehr erfreuen wird, als er sich von Brentanos zweiter Hochzeit usw. mit obligater sittlicher Entrüstung hinwegwenden muß.

Für die Katholiken bot Brentanos wirrer Lebenslauf wie seine Schriften bei jener starken Mischung von Gutem und Bösem eine wirklich objektiv begründete Verlegenheit. Ein Vorbild für einen katholischen Jüngling ist er gewiß nicht, und man könnte seine Schicksale nicht in usum Delphini erzählen, ohne alle und jegliche Vollständigkeit und Treue zu opfern. Dem reiferen Alter boten sein Leben und seine Werke neben vielem Anziehenden auch so viel Unerquickliches dar, daß es verhältnismäßig immer nur wenige gab, die sich über dieses hinwegzusetzen und für jenes zu begeistern wußten. Dazu war, dank dem liberalen und protestantischen Monopol in literaturgeschichtlichen Dingen, das Nachteilige über Brentano weit mehr bekannt als

das Vorteilhafte und mußte so viele dazu veranlassen, von dem Gesteinigten keine oder nur wenig Notiz zu nehmen.

In unserer Ära der geschärften Gegensätze ist es so schwer, neben den Extremen im Guten und Bösen noch etwas gelten zu lassen und richtig zu würdigen — und doch ist gerade von Mittelschattierungen und Übergängen die Welt voll. Es liegt ja der Charakter des irdischen Pilgerwallens hauptsächlich darin, noch frei vom Bösen zum Guten oder vom Guten zum Besseren aufzusteigen, leider auch in entgegengesetzter, absteigender Linie seinen Fortschritt suchen zu können. Bei Brentano aber ist trotz langer trüber Perioden des Schwankens und Sinkens ein so unverkennbares Ringen zum Guten und Besseren bemerkbar und gelangt schließlich zu so schönen und erfreulichen Resultaten, daß sich kein wackerer Katholik dieses Mannes zu schämen braucht, daß flaue Katholiken und Nichtkatholiken aber unendlich viel von ihm lernen können, wenn sie seine Geschicke ehrlich und redlich betrachten.

Man muß nur die Hauptperson und die sie umgebenden Zeitverhältnisse in die rechte Beleuchtung rücken, nicht in das Licht jener Humanität, welche am Menschen nur menschliche Fähigkeiten und Tätigkeiten zu erkennen verstattet, sondern in das Licht jener übernatürlichen göttlichen Providenz, welche über den Schicksalen der einzelnen wie derjenigen der Völker waltet und den freien Menschenwillen, dessen Natur gemäß, sanft, mild durch Prüfungen wie Gunsterweise an sich zieht. Man muß sich losmachen von jener landläufigen Betrachtungsweise, die nur mit menschlichen Faktoren rechnet, dem Dichter auf seinen verschlungenen Irrfahrten nachgehen und jenes Licht darauf fallen lassen, welches von den Höhen des endlich doch glücklich erreichten Zieles auf dieselben zurückstrahlt. Das sonst rätselhafte und schwer verständliche Geistesleben des so reich begabten und doch so unstäten, vielfach unglücklichen Dichters erhält hierdurch die einzig wahre, in seinen Schriften selbst dokumentierte Erklärung. Nicht Verkanntsein oder Unverständlichkeit seines Charakters für andere, nicht bitterer Geist der Satire oder idealistische Unversöhnlichkeit mit der prosaischen Wirklichkeit trieben ihn so lange unstät umher, sondern ein gewaltiges Ringen der Gnade mit seinem von phantastischer Weltliebe angekränkeltem Herzen. Große, unverkennbare Gnaden begleiteten seinen ganzen Lebensweg, durchkreuzten die phantastischen Pläne seines Herzens wie die eiteln Lockungen der ihn umgebenden Welt und ließen dem schwachen, schwankenden, zögernden Pilger keine Ruhe, bis er sich aufraffte und von den Erweisen der ewigen Liebe sagen konnte:

Sie zogen aus dem Meere des verkehrten
Und setzten an den Strand mich wahren Liebens.

Diese Auffassung gibt den bunten, phantastischen Kreuz- und Querzügen des stets nach Liebe verlangenden und von keiner Liebe gesättigten Pilgers

einen überaus ernsten Hintergrund, benimmt den Verirrungen desselben den Glanz verfänglichen Reizes und macht sie für jeden, der im Gewirre des Lebens stehend dem lockenden Tande der Weltliebe und Weltlust ausgesetzt ist, zu einer tief ergreifenden Mahnung. Klar, deutlich, reichhaltig ist sie übrigens durch Brentanos eigene Äußerungen dokumentiert; augenfällig geht sie aus dem objektiven Zusammenhang der Ereignisse hervor. Und wie diese Auffassung in den dichterischen Werken Brentanos eine Bestätigung findet, so trägt sie nicht wenig dazu bei, deren Genesis, Inhalt und Charakter näher zu erklären.

Nachdem die großen Orakel der deutschen Literatur einmal den Mann verfemt hatten, glaubten sie auch mit seinen Werken wie mit Sachen eines Verfemten umspringen zu müssen. Die „Märchen", des „Knaben Wunderhorn" und einige Novellen und Gedichte fanden noch mitleidige Barmherzigkeit; über das übrige ward entweder der Stab gebrochen oder majestätisch geschwiegen, und so erhielten mehrere der wertvollsten und formvollendetsten Dichtungen wie die „Romanzen vom Rosenkranz" und die „Gründung Prags" so gut wie gar keine Würdigung. Während turmhohe Haufen von Notizen aufgefahren wurden, um einige Balladen Goethes oder Schillers bis auf jede Assonanz oder Alliteration zu erklären, fand sich niemand unter dem zahlreichen Heere der Literaturkundigen und Scholarchen, der einmal auf die Formschönheiten aufmerksam gemacht hätte, welche in der „Gründung Prags" in wahrhaft verschwenderischer Fülle ausgeschüttet sind. Das hatte alles aufgehört da oder schön zu sein, nachdem der Mann einmal „stigmatisiert" war. Auch katholischerseits war in Bezug auf eine literarische Würdigung Brentanos noch ziemlich tabula rasa und dem Biographen in vielem das erste Wort überlassen. Daß der verwilderte Roman „Godwi" (selbst von seiten des ersten Biographen) nur die allernotwendigste Besprechung fand, wird jedermann gerecht finden, nachdem der Dichter selbst diese literarische Jugendsünde verurteilt und soweit als möglich gesühnt hat.

Ungleich wertvoller als die Mitteilungen, welche sich an die kleineren Stücke knüpfen, ist in Diels Brentano-Biographie die sorgfältig ausgeführte Geschichte des „Wunderhorns", der „Einsiedlerzeitung" und des „Fahrenden Schülers". Eichendorff war, so will es uns scheinen, zu sehr selbst Romantiker und trug den Hauch der Poesie zu sehr in Leben und Kritik hinein, um das innere Wesen der Romantik maßvoll nach nüchterner Objektivität darstellen zu können. Die angeführten Kapitel dürften vielleicht bei aller Liebe, mit der sie geschrieben sind, eine nützliche und heilsame Ergänzung zu Eichendorffs Darstellungen sein. Das bunte Ideenchaos, aus dem sich die Schule entwickelte, die langsame Klärung, welche sie durch die Berührung mit den andern Zeitströmungen erlitt, der katholische Charakter, zu dem sie mehr auf dem Wege des ästhetischen Gefühls als auf dem klarer Grundsätze

und praktischer Glaubensübung gelangte, die tiefere Auffassung und die ernstere praktische Bedeutung, zu der sie sich endlich Bahn brach — das alles tritt an Brentanos Entwicklungsgang sehr anschaulich zu Tage. Man gewinnt diese Männer lieb, welche mitten in stürmischer und teilweise so realistischer Zeit das Banner des Idealen und Religiösen so begeistert umfaßten und so hoch erhoben hielten wie Brentano z. B. im „Fahrenden Schüler“ [1].

„Da sprach ich: Ich kann besser noch sagen, daß es gebe betende, arbeitende und lehrende Menschen, denn lehrend soll sein und ist alle wahre Kunst; wenn sie gleich oft eine bloße Ergötzung der Sinne scheint, so führt sie doch die geheimen und wunderbarlichen Eigenschaften Gottes, der Seele und der Welt vor unser Gemüt, das sie mit mannigfacher Rührung bewegt, von dem alltäglichen befangenden Leben die Augen zu erheben und sich nicht verloren zu geben an die kurze Zeit und ihren Dienst. Auch leiht sie der betenden, beschauenden Einfalt, welche sich selbst dem Herrn aufopfert, mannigfache Sprache und Gestalt, sein frommes Wollen in vielgestaltigen Bildern zu offenbaren und zu verherrlichen, und wenn ich es Euch so recht deuten sollte, möchte ich sagen: wenn der geistliche Mensch einem Kinde gleicht, das mit heftigem Verlangen seine Händlein zur Sonne hebt, so gibt die Kunst ihm in die eine Hand eine brennende Kerze und in die andere eine schöne Lilie, daß er mit Licht und Duft seinem Herrn bildlich näher komme und nicht verzweifle durch seine Armut. Und wenn der weltliche Mensch, umringt von Werkzeugen, an den Gebäuden seiner Zeit arbeitet und geängstet von dem Bedürfnis und ermüdend in der Arbeit, in irdische Zweifel fällt, so singt ihm die Kunst ein Lied, daß das behauene Holz wieder zu ergrünen und der Schlag der fallenden Axt nur der Takt und Klang erquickender Gesänge zu sein scheint. Aus der toten Wand läßt sie das göttliche Antlitz hervorleuchten, sie befestigt die Bilder der Heiligen, der Patrioten und der Freunde auf die tote Leinwand und bezwingt die Zeit und die Ferne, welche dieselben uns nahm; sie macht das Heilige und Teuere des Lebens uns ewig, gibt den verborgenen, tiefen Geistern einen scheinbaren Leib, fördert alle Schätze des Geheimnisses in Wort und Gestalt zu Tage. Sie übersetzt den geistlichen Reichtum aller Völker in die allgemeine Sprache der Sinne und gibt dem unaussprechlichen Gefühle Ausdruck in den herrlichsten Tönen; sie ist Gottes ewiges, unaufhörliches ‚Werde‘, soweit es seinem Ebenbilde, dem Menschen, verliehen ist.“

So sehr indes das Kunstgefühl, ein Nachhall mittelalterlicher Mystik, dem katholischen Herzen befreundet klingen muß, so ernst mahnen die Irrfahrten Brentanos daran, daß eine solche ästhetische Gefühlsauffassung eben noch kein voller praktischer Katholizismus ist, daß eine echte Mystik notwendig eine rationelle Scholastik und die echte katholische Kunst ein im Verstand und Herzen zugleich wurzelndes praktisches Glaubensleben voraussetzt, und

[1] Der Inhalt dieser herrlichen Novelle, wie manche Stelle daraus, ist in Diels Brentano-Biographie zum ersten Male nach der Fassung des ersten Originalmanuskripts mitgeteilt. Vgl. W. Kreitens Ausgabe: Die Chronik des fahrenden Schülers, Augsburg 1888, Huttlers Lit. Institut, 65 f. — Zur Geschichte des köstlichen Fragmentes vgl. W. Kreiten in den Stimmen aus Maria-Laach XIX (1880) 320 ff.

daß alle religiöse Romantik des Gefühls eitles Schellengeklingel bleibt, wenn nicht die Religion (statt der Poesie) zum Lebensmittelpunkt gemacht wird. Zu voller Klarheit hierüber gelangte Brentano in jener Periode noch nicht (welche Diels „Klemens Brentano" I behandelt). Doch bekunden die späteren Dichtungen desselben, die „Romanzen vom Rosenkranz" und die „Gründung Prags", schon eine bedeutsame Annäherung und Vertiefung in den Glaubensinhalt der katholischen Lehre. Der religiöse Gehalt, namentlich auch der letzteren Dichtung, verleiht denselben tieferen Wert und Weihe, Einheit und Bedeutsamkeit. Besonders ist es die Wirksamkeit der Gnade im Einzel- und Völkerleben, welche mitten im leidenschaftlichen Gewirr dieses großartig angelegten Nationaldramas (die „Gründung Prags") mit hoher Schönheit gezeichnet ist und uns bezeugt, wie der Dichter mitten in den Wirrsalen seines eigenen Seelenlebens immer deutlicher den Ruf der Gnade fühlte, der ihn von seinen Irrpfaden zu Gott heranzog.

Glaub', Hoffnung, Liebe gleichen einer Quelle,
Die still im Kern des Lebens sich ergießt;
Sehnsüchtig ringend nach des Tages Helle
Quillt sie im Grund und schwillt und steigt empor
Und pocht an eines frommen Herzens Tor:
Es tut sich auf, die Freud'ge grüßt das Licht:
Und jauchzet in die Täler selig nieder,
Sie wächst und bildet Ströme, See'n und Meere.
Der Kern, der sie umschloß, umarmt sie wieder
Im sel'gen Spiegel aller Himmelsheere.

Eichendorffs Leben und Dichtungen[1].

Von den Huldigungen, welche Literatur und Presse dem 100jährigen Geburtstag Eichendorffs, 10. März 1888, gewidmet haben, ist die knapp gehaltene, aber ungemein reichhaltige und anziehend geschriebene Biographie H. Keiters, Joseph v. Eichendorff (Köln 1887), bei weitem die wertvollste und bedeutendste. Der modernen Neugier auf „ungedruckte Papierschnitzel", wie sie sich in der Goethe-Forschung namentlich zum verheerenden Polypen ausgebildet hat, wird dieselbe allerdings wenig entsprechen. Eichendorff hat selbst dafür gesorgt, eine solche entozoische Ausbeutung seines Privatlebens unmöglich zu machen. Er glaubte der Welt in seinen Werken das Beste zu hinterlassen, was er ihr bieten konnte, und ließ das übrige vernichten[2].

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXIV (1888) 600—601.

[2] Dies jedoch sicher nur zum Teil. Baumgartner selbst brachte 1909 in den „Stimmen aus Maria-Laach" (LXXVI 465) W. Koschs Veröffentlichungen über Eichendorff zur Anzeige, welche auch private Aufzeichnungen und Papiere des Dichters in sich begreifen und deren erste (Köln 1906) den Titel an der Stirne trägt: Aus

In der Tat enthalten seine Werke eine Fülle der köstlichsten geistigen Schätze, welche bis dahin bei weitem nicht die ihnen gebührende Würdigung gefunden haben. Nur als Lyriker wird er in den akatholischen Kreisen bedingungslos gefeiert und sogar als der dritte neben Goethe und Heine gestellt — das reinste, kindlichste Gemüt neben den größten epikureischen Lebensvirtuosen und neben den unsaubersten Spottvogel der deutschen Literatur. Alle seine übrigen Leistungen aber wurden verhältnismäßig sehr gering angeschlagen, weil in denselben der Romantiker, der glaubensvolle Katholik zu deutlich und lebhaft hervortrat. In treffender Darstellung weist nun Keiter nach, daß Eichendorff auch als Romanschriftsteller, Novellist, Dramatiker, Literaturhistoriker und Übersetzer eine hochbedeutende Erscheinung ist, daß er in Roman und Novelle sich durchaus ebenbürtig an Novalis, Tieck und Brentano reiht, daß er als Calderon-Übersetzer die große Aufgabe A. W. v. Schlegels, als poetischer Historiograph der Romantik das Wirken Friedrich v. Schlegels erfolgreich weitergeführt hat, daß die Romantik also durch ihn nach allen Seiten hin bis in die Gegenwart herab weiterblühte.

Joseph von Eichendorff (1788—1857)[1].

Gedenkblatt zum 26. November.

Am 26. November werden es 50 Jahre, daß Joseph v. Eichendorff zu Neisse gestorben ist. Er war keiner jener Heroen, in welchen die moderne Welt ihre strahlende Kulturherrlichkeit oder ihre düstern Prometheusqualen verkörpert findet, zu denen sie wie zu erhabenen Göttern aufschaut, an die sie unermüdlich ihre Huldigungen verschwendet. Die meisten kennen ihn nur als Sänger einiger lieblicher, inniger Lieder, in welchen Waldesduft und Wanderlust die Leitmotive bilden, bald eine unbefangene Jugendlust urfröhlich aufjauchzt, bald wehmütige Stimmungen in frommen Akkorden ausklingen. Innig verwandt mit der echtesten deutschen Volkspoesie und von tüchtigen Meistern in Musik gesetzt, sind diese Lieder aber in allen deutschen Gauen heimisch geworden. Bei der 100. Wiederkehr seines Geburtstages (1888) wurde darum des gemütlichen Dichters weithin freundlich gedacht, und so wird es auch am 50. Gedenktag seines Todes nicht an solchen fehlen, die sich seiner in treuer Liebe erinnern werden.

I. Das Leben Eichendorffs hat nichts von dem meteorhaften Glanz seines Altersgenossen Lord Byron, welcher im selben Jahr das Licht der Welt

dem Nachlaß des Freiherrn Josef v. Eichendorff. Briefe und Dichtungen. Im Auftrage seines Enkels Karl Freiherrn v. Eichendorff herausgegeben, eingeleitet und erläutert.

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXXIII (1907) 477—500.

erblickte, nichts von dem wirren Sturm und Drang der ersten Romantiker. Während zu Paris die Menschenrechte erklärt, das alte Frankreich gestürzt, der König dahingeschlachtet, das Christentum abgeschafft, dann ganz Europa mit Revolutionsheeren überschwemmt, der Papst aus Rom geschleppt, das alte heilige Reich deutscher Nation zerstört, fast alle Völker von dem übermütigen Korsen besiegt und geknebelt wurden, verlebte das fröhliche Musenkind (geb. am 10. März 1788) auf dem väterlichen Schloß zu Lubowitz mit einem nur wenig älteren Brüderchen, das Wilhelm hieß, sorglose, glückselige Tage und Jahre. Eine vom christlichen Geiste beseelte Erziehung senkte in seine Seele die Keime jenes tiefen, mächtigen Glaubenslebens, das ihm für immer die Richtung auf das Höchste geben, sein ganzes Dasein heiligend und beseligend durchdringen sollte. In den Gärten, Wiesen und Wäldern, in welchen der Knabe lustig umherschwärmte, weckte die Schönheit der Natur schon früh dichterische Empfindung und Begeisterung in der jugendlichen Brust, während die deutschen Volksbücher seine Phantasie mit ritterlich-romantischen Gestalten bevölkerten. Er hat das selbst in seinem ersten Roman „Ahnung und Gegenwart" gar anmutig geschildert:

„Da saß ich denn einsam im Garten und las die Magelone, Genofeva, die Heymonskinder und vieles andere unermüdet der Reihe nach durch. Am liebsten wählte ich dazu meinen Sitz in dem Wipfel eines hohen Birnbaums, der am Abhang des Gartens stand, von wo ich dann über das Blütenmeer der niedern Bäume weit ins Land schauen konnte oder an schwülen Nachmittagen die dunkeln Wetterwolken langsam auf mich zukommen sah.

„Ich weiß nicht, ob der Frühling mit seinen Zauberlichtern in diese Geschichten hineinspielte, oder ob sie den Lenz mit ihren rührenden Wunderscheinen überglänzten, — aber Bäume, Wald und Wiesen erschienen mir damals anders und schöner. Es war, als hätten mir diese Bücher die goldenen Schlüssel zu den Wunderschätzen und der verborgenen Pracht der Natur gegeben. Mir war noch nie so fromm und fröhlich zu Mut gewesen. . . .

„Aber diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Mein Hofmeister, ein aufgeklärter Mann, kam hinter meine heimlichen Studien und nahm mir die geliebten Bücher weg. Ich war untröstlich. Aber, Gott sei Dank, das Wegnehmen kam zu spät. Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen unter den Wundern und Helden jener Geschichte gesunde, freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganz nüchternen Welt zu erwehren. Ich bekam nun dafür Campes Kinderbibliothek; da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, wenn man einmal wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, nebstbei mehr zuckerbackene edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Charaden. Mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen mir einige kleine Lieder von Matthias Claudius rührend und lockend ans Herz. Sie sahen mich in meiner prosaischen Niedergeschlagenheit mit so schlichten, ernsten und trüben Augen an, als wollten sie freundlich tröstend sagen: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen!' Diese Blumen machten mir den farb- und geruchlosen, zur Menschheitssaat umgepflügten Boden, in welchen sie seltsam genug verpflanzt waren, einigermaßen heimatlich. Ich entsinne mich, daß ich in dieser Zeit verschiedene Plätze im Garten hatte, welche Hamburg,

Braunschweig und Wandsbek vorstellten. Da eilte ich denn von einem zum andern und brachte dem guten Claudius, mit dem ich mich besonders gern und lang unterhielt, immer viele Grüße mit. Es war damals mein höchster, innigster Wunsch, ihn einmal in meinem Leben zu sehen.

„Bald aber machte eine neue Epoche, die entscheidende für mein Leben, dieser Spielerei ein Ende. Mein Hofmeister fing nämlich an, mir alle Sonntage aus der Leidensgeschichte vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrund, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten."

Bis zum Herbst 1801 blieb Joseph mit seinem Bruder Wilhelm im väterlichen Hause. Dann wurden sie gemeinsam in dem Konvikt des katholischen Gymnasiums zu Breslau untergebracht, in welchem das ehemalige Kollegium der Jesuiten, zum Teil auch dessen Gebräuche und Einrichtungen, wie z. B. das Schultheater, weiterlebten, auch der ausgesprochen katholische Geist, während die Schule sich im übrigen gleichmäßig mit den protestantischen Anstalten entwickelt hatte. Weil doch etwas zu jung, wurden die beiden Brüder nach Vollendung ihrer Gymnasialstudien noch ein halbes Jahr in Breslau belassen und hörten hier unter Aufsicht ihres bisherigen Hofmeisters einige Vorlesungen an der Universität.

Die eigentlichen Universitätsstudien begannen sie im Herbst 1805 zu Halle. Joseph zählte erst 17 Jahre. Wie sein Bruder, widmete sich auch Joseph der Jurisprudenz, nahm aber lebhaft teil an dem bunten studentischen Treiben. Durch den Norweger Hendrik Steffens, bei dem er Naturphilosophie hörte und der ihn mächtig anzog, kam er auch in Berührung mit der romantischen Schule, welche damals ihre erste wirre Sturm- und Drangperiode bereits überstanden hatte.

„Jung, schlank, von edler Gesichtsbildung und feurigen Augen, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend: so war seine Persönlichkeit selbst schon eine romantische Erscheinung und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas Hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinierte als wirklich nachwies."

In dem benachbarten Badeorte Lauchstädt, wo die Schauspieler von Weimar während der Badesaison Vorstellungen gaben, lernten die Hallenser Studenten auch das klassische und romantische Theater von Weimar kennen. Neben alten berühmten Tragödien und neben Stücken Ifflands kamen da auch Friedrich v. Schlegels „Alarcon" und August Wilhelm v. Schlegels „Jon" zur Aufführung. Goethe wurde von den Romantikern als ihr Altmeister verehrt, und sein „Wilhelm Meister" galt als das höchste Muster eines

Romans, als Grundbuch der Poesie, fast als eine göttliche Offenbarung. Auch Eichendorff wurde in diesen Goethekult und in den ganzen Genierausch der Romantiker mit hineingerissen, doch lange nicht in dem Grade wie etwa Brentano, der in seinem „Godwi" den „Wilhelm Meister" nachahmen und noch übertrumpfen wollte. Ein milderes, ruhiges Temperament, ein festerer Charakter, eine tiefere religiöse Bildung bewahrten Eichendorff vor der religiösen Verwirrung und sittlichen Verwilderung, die in der „Lucinde" und im „Godwi" zum Ausdruck kommen. Mit Recht bemerkt übrigens Eichendorff, daß im „Godwi" die Lieblingsideen einer späteren Zeit — „Weltschmerz, Emanzipation des Fleisches und des Weibes und revolutionäres Umkehren der Dinge" — zu Tage treten, daß aber Brentano schon in diesem Wildling den Kampf gegen das „Dämonische" begonnen hat:

„Denn einmal klingt auch im Godwi in den einzelnen eingestreuten Volksliedern überall schon ein tieferer, ja religiöser Ernst fast sehnsüchtig hindurch; und sodann überkommt den Dichter selbst mitten in dieser Verwirrung die tödlichste Langweile, Ekel und Abscheu davor, und er vernichtet sofort, was er im ersten Bande geschaffen, im zweiten Bande schonungslos wieder durch die bitterste Ironie. Er selbst sagt: ‚Ich werde die Kunst an diesem Buche rächen oder untergehen.'"

Als Eichendorff 1807 und 1808 in Heidelberg persönlich mit Brentano bekannt ward, hatte dieser bereits das schlimmste Stadium jenes inneren Kampfes überstanden. Im Verein mit Achim v. Arnim sammelte er die schönsten Volkslieder in „Des Knaben Wunderhorn"; im Verein mit Arnim und Görres gab er die „Zeitung für Einsiedler" heraus und schrieb Satiren, in welchen die kecke Lebensfreude, der sprudelnde Humor, die Phantasiefülle der Romantik jugendfroh überschäumte und aller Philisterei den Krieg erklärte. Görres vertiefte sich gleichzeitig in die deutschen Volksbücher und in die asiatische Mythologie, Creuzer suchte in der antiken Götterlehre christliche Ahnungen und Symbole. Gries führte durch seine Übersetzungen die größten Dichter Italiens und Spaniens in Deutschland ein, Thibaut rief die Meister älterer Musik in die Gegenwart zurück — und so blühte in Heidelberg, das durch seine herrliche Lage dem jungen Dichter selbst wie ein Stück Romantik erschien, die romantische Poesie zu nicht minder frohem Leben auf als vordem in Jena. Von Heidelberg aus besuchte Eichendorff Paris, um dort deutsche Handschriften für Görres' Volksbücher einzusehen und zu vergleichen. Am meisten wirkte überhaupt Görres auf ihn ein, der ihm wie ein Prophet erschien und dessen Feuerwort ihn unwiderstehlich mit sich fortriß. In Berlin traf er 1809 wieder mit Brentano und Arnim zusammen, ward aber auch mit Adam Müller bekannt und hörte Fichtes vielbewunderte Vorlesungen. In Wien trat er 1810 auch in den Kreis Friedrich v. Schlegels, des ersten Führers der Romantik, ein, der mit seiner nunmehrigen Gattin Dorothea Veit seit zwei Jahren in die alte Mutterkirche zurückgetreten war und von

da an in dem religiösen Moment den wesentlichsten Lebensnerv der Romantik erblickte. Der Maler Philipp Veit, Schlegels Stiefsohn, ward sein vertrauter Freund. Er lernte in Wien auch Klemens Maria Hofbauer kennen, den Journalisten Pilat, die Dichter Heinrich Joseph v. Collin und Theodor Körner, den Publizisten Friedrich v. Gentz und den Sprachgelehrten Wilhelm v. Humboldt.

So war Eichendorff mit 22 Jahren schon mit fast allen Hauptvertretern der Romantik bekannt und hatte sich in ihre Ideen hineingelebt. Die chaotischen Fluten des früheren Sturmes und Dranges hatten sich um diese Zeit schon teilweise gelegt. Mit dem Wiedererwecken Dantes, Shakespeares und Calderons, der mittelalterlichen Poesie und Kunst, des alten deutschen Volksgeistes traten katholische Ideen und Ideale beherrschend in den Vordergrund. Im Gegensatz zu der napoleonischen Zwingherrschaft nahm die romantische Bewegung einen national-patriotischen Charakter an. Wie die Romantiker zuerst das alte Sagenbuch der deutschen Nationalpoesie wieder aufgeschlagen hatten, so weckten sie im stillen Sinn für deutsche Sitte, deutsches Recht und deutschen Brauch; ihre männlichen Klagen riefen wie ein unsichtbarer Heerbann die Gemüter zum Widerstand gegen den stolzen Bedränger auf, Schlegel, Görres, Steffens, Schenkendorf, Raumer weckten die Jugend zu begeisterter Tat. Eben erst mit einer lieblichen Braut verlobt, durch eine vorzügliche Staatsprüfung zum Antritt einer öffentlichen Stellung in Österreich befähigt, ließ auch Joseph v. Eichendorff in der Stunde der Not alles irdische Glück und alle irdischen Vorteile im Stich, um im April 1813 sich dem Lützowschen Freikorps anzuschließen und dem zertretenen Deutschland die Freiheit zu erkämpfen. Erst nach dem vollen Sieg der deutschen Waffen konnte er im Oktober 1814 seine Hochzeit halten, fand aber die erhoffte Anstellung in Österreich nicht mehr und mußte nun eine solche in Preußen suchen.

Wie Brentanos „Godwi" ist auch Eichendorffs Erstlingsroman „Ahnung und Gegenwart" (1811 vollendet, aber erst 1815 gedruckt) von Goethes „Wilhelm Meister" angeregt und teilweise beherrscht, aber in ganz anderer Weise. Indem der jugendliche Dichter versucht, ein breites Bild der zeitgenössischen höheren Gesellschaft, ihrer Strebungen und ihrer Bildung zu entwerfen, verirrt sich die dichtende Phantasie wohl dann und wann in keck gezeichnete erotische Szenen; aber die Leidenschaft geht keineswegs mit der Phantasie durch; Geist und Gemüt des Dichters bleiben auf höhere Ideale gerichtet. All die jugendlichen Poetenträume, die er an das bunte Leben und Treiben der Welt geheftet, entblättert und zerstört die rauhe Wirklichkeit; er sehnt sich nach Besserem, und sein Hauptvertreter im Roman, der künstlerische Graf Friedrich, vertauscht schließlich die Welt mit dem Kloster.

„Die Poesie", so sagt sein Widerpart, der weltliche Dichter Faber, „mag wohl Wurzel schlagen in demselben Boden der Religion und Nationalität, aber unbekümmert, bloß um ihrer himmlischen Schönheit willen, als Wunderblume zu ihm hinaufwachsen. Sie will und soll zu nichts brauchbar sein."

Ihm antwortet Friedrich mit dem tiefempfundenen, wenn auch künstlerisch weniger abgerundeten Liede:

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte spürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens ist geendet,
Zerstört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos ist unsere Zeit.

O Einfalt, gut in frommen Herzen,
Du züchtig schöne Gottesbraut!
Dich schlugen sie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo findst du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Tun, das schöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Fest?

Wo findest du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenrot, den frischen Wind?

Wie hat die Sonne schön geschienen!
Nun ist so alt und schwach die Zeit;
Wie stehst so jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir stark und weit!

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter ist das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Wesen,
Im Irdischen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlösen,
Der schöne Liebling der Natur.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben
Das kühn das Dunkelste benennt,
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit die keiner kennt.

Da soll er singen frei auf Erden,
In Lust und Not auf Gott vertraun,
Daß aller Herzen freier werden,
Eratmend in die Klänge schaun.

Der Ehre sei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er ins Gesicht!
Viel Wunderkraft ist in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit soll er vor allem
Streng hüten sein unschuldig Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laßt unedle Mühe fahren,
O klinget, gleißt und spielet nicht
Mit Licht und Gnad', so ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing,
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding. —

Den Morgen seh' ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! — die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich all aus Herzensgrund!

So dachte sich der junge Eichendorff die Aufgabe der Poesie, als er zuerst mit seinen Liedern und seinem Roman hervortrat, der sich häufig nur wie ein Rahmen zu seinen lyrischen Stimmungsbildern ausnimmt. Er scheint nur spielen zu wollen, aber es ist ihm bitter ernst: es spricht aus

ihm die tiefe, mannhafte Stimmung der deutschen Jugend in der Zeit der Freiheitskriege:

„Unsere Jugend erfreut kein sorgenlos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter, uns hat früh der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehen. Denn aus dem Zauberrauche unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten sich so gern mit der Welt vertrüge, wird wie Prinz Hamlet zu sich selber sagen: ‚Weh', daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!' Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien in blinder Wut einander verwechseln. — Wunder werden zuletzt geschehen um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht, die Donner rollen nur noch fernab in den Bergen, die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt sich verwirrt, wie eine befreite Schöne, in neuer Glorie empor. — O Leontin! Wer von uns wird das erleben!"

II. Mit dem siegreichen Einzug der Deutschen in Paris (am 7. Juli 1815) schließt Eichendorffs Jugendperiode und deren poetische und ritterliche Romantik. Die Besatzungsdienste, welche er noch mit seinen Landwehrleuten bis in den Winter hinein zu leisten hatte, waren sehr prosaisch. Im Dezember 1816 trat er als Referendar zu Breslau in den preußischen Staatsdienst. Die Kriegsläufte hatten der zuvor reichbegüterten Familie schwere Verluste zugefügt; nach dem Tode des Vaters, 1818, mußten die schlesischen Güter nach und nach verkauft, nach dem Tode der Mutter auch Schloß Lubowitz aufgegeben werden; es blieb den vier Brüdern gemeinsam nur noch das Lehngut Sedlnitz in Mähren. Nachdem Eichendorff 1819 die große Staatsprüfung in Berlin bestanden, wurde er zunächst als Hilfsarbeiter im Kultusministerium angestellt, 1820 zum Schulrat, 1821 zum Regierungsrat in Danzig befördert. Der Oberpräsident v. Schön, dessen Hochachtung und Gunst er erlangte, veranlaßte 1824 seine Versetzung als Oberpräsidialrat nach Königsberg, wo er bis 1831 blieb. In diesem Jahre wurde er von dem Minister v. Altenstein als Rat ins Kultusministerium berufen und hielt in dieser Stellung aus, auch als der Kampf über die gemischten Ehen dieselbe für einen überzeugungstreuen Katholiken immer schwieriger gestaltete. Harte Zurücksetzung und Anfeindung blieben ihm jedoch trotz der größten Pflichttreue nicht erspart, und die Zumutung, öffentlich eine Kirchenpolitik zu verteidigen, die er innerlich nicht gutheißen konnte, veranlaßte ihn endlich, unter dem Minister Eichhorn um seine Entlassung einzukommen. Dieselbe

wurde ihm nicht sofort zu teil, sondern erst am 30. Juni 1844, nachdem er noch auf Wunsch der Regierung eine Monographie über das Schloß Marienburg verfaßt und zu diesem Zwecke längere Zeit in Marienburg, Königsberg und Danzig zugebracht hatte.

In diese zweite Lebensperiode (1816—1844) fallen die meisten seiner poetischen Werke. Die Poesie wurde nie seine ganz ausschließliche Lebensaufgabe, sondern bildete nur eine fesselnde Nebenbeschäftigung, der er seine freie Zeit widmete und die ihn erhebend, stärkend und erfreuend über die Sorgen und Mühen des Alltagslebens emportrug. Während die prosaische Amtstätigkeit aber sein dichterisches Talent einerseits verkürzte und einschnürte, bewahrte sie ihn zugleich vor jener haltlosen Zerfahrenheit, der so viele andere Dichter zum Opfer fielen. Das Dämonische eines unbändigen Genies gewann nie Gewalt über ihn. Mitten in vorwiegend protestantischer Umgebung bewahrte er die ganze Festigkeit seiner katholischen Überzeugung, den ganzen Schwung eines echt katholischen und darum jugendfrohen Dichtergemüts. Seine Liebe zum deutschen Mittelalter, zur Poesie der katholischen Völker war keine bloße Spielerei wie bei vielen der Romantiker, er lebte und webte noch in dem Geiste der edelsten Minnesänger, im Geiste der mittelalterlichen Volkspoesie.

Am meisten nähert er sich den übrigen Romantikern in seinen Romanen. Sie sind sämtlich dem Realismus der nüchternen Wirklichkeit entrückt, in deren Kleinschilderung, psychologischer Zergliederung und spannender Wiedergabe der moderne Roman seine Hauptaufgabe sucht. Sie spielen in Phantasieschlössern, Parken und Gärten, Wäldern und Einsamkeiten, Waldspelunken, Räubernestern, Dorfkneipen und Studentenbuden, wie es deren in dieser Art und in diesem Zusammenhang keine gibt. Die darin handelnden Gräfinnen, Barone, Diplomaten, Schauspieler, Studenten, Glücksritter sind fast sämtlich nur verschieden kostümierte Poeten und Schöngeister, die von den Einfällen ihrer Phantasie und Laune, dunkler Gefühle und Träume leben. Fest umrissene Charaktere und Handlungen gibt es nicht. Alles schwebt im Nebelflor lyrischer Stimmungen, die sich ein über das andere Mal in wirklichen Gedichten Luft zu machen suchen, wie Mignon und der Harfner in den weltberühmten Gedichten des „Wilhelm Meister". Die traumhafte Phantasie- und Gefühlswelt ist des Dichters eigenstes Werk und spiegelt sein eigenes Wesen wider. Sie ist voll Poesie und wird denjenigen fesseln, der selbst poetisch veranlagt ist. Dem nüchternen Prosaiker gibt sie meist zu viele Rätsel auf.

Von wunderbarem Stimmungszauber ist die Novelle „Das Marmorbild" (1819), welche der Sage vom Venusberg eine neue, feinsinnige Wendung gibt, indem sie das Verlockende der heidnischen Renaissance in ihren italischen Formen phantasievoll schildert, aber auch zugleich auf die

christlichen Ideale hinweist, die allein über jenen bestrickenden Sinnenzauber zu triumphieren vermögen.

Fast wie ein früherer Entwurf dazu, noch in keckeren Umrissen, trüberer Stimmung und melancholischerem Grundton ausgeführt, erscheint das mutmaßlich schon 1809 verfaßte Märchen „Die Zauberei im Herbste", welches der Dichter wohl absichtlich zurückhielt und das erst neuerlich mit andern von dem Verfasser selbst vernachlässigten Paralipomena in den Druck gekommen ist.

Die volkstümlichste und sicher auch die schönste Prosadichtung Eichendorffs ist die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", die schon 1826 erschien. Von der übermütigen Laune, mit welcher die Romantiker über zwanzig Jahre lang Wieland, Kotzebue, Voß, das literarische Philistertum in all seinen Arten und Unarten oft artig, oft aber auch unartig befehdeten, ist hier nur die sonnigste Jugendfröhlichkeit zurückgeblieben, welche sich, ohne jegliche Rücksicht auf Utilität und Humanität, dem heitersten Vagantentum überläßt und dessen Leiden und Freuden in ungetrübtester Zufriedenheit durchkostet. Den naiven Menschen lacht die ganze Welt an. Von Nervosität und Seelenqualen weiß der lustige Wanderer ebensowenig als vom Weltschmerz eines Leopardi, Byron und Lenau. Er vertraut Gott und seinen Sternen, und alle widrigen Geschicke lösen sich auch wirklich in Wohlgefallen auf. Der anscheinend leichtfertige und ungebundene Geselle versinkt nie in niedriges, gemeines Zigeunertum wie die moderne Bohème; er ist ein wirklich harmloser und herzlich guter Kerl, dessen Lieder und Musik jedermann erfreuen.

Der Roman „Dichter und ihre Gesellen" (1834) und die Novellen „Viel Lärm um Nichts" (1833) und „Die Glücksritter" (1841) bieten verwandte Gestalten dar, neben andern Poetenfiguren, in welchen Sentimentalität oder Leidenschaft die guten Elemente ankränkeln oder verderben, die unbefangene Lebenslust mit Leidenschaft, Elend und Schuld in Konflikt geraten. „Schloß Dürande" (1839), ein Bild aus der französischen Revolutionszeit, spielt in das Genre der historischen Erzählung hinüber, „Die Entführung" (1839) und „Die Meerfahrt" (1841) sind wieder romantische Phantasiestücke.

Von Eichendorffs Dramen schließen sich die zwei ersten, „Krieg den Philistern!" (1823) und „Meyerbeths Glück und Ende" (1828), jenen übermütigen Parodien an, in welchen A. W. v. Schlegel, Tieck und Brentano das zeitgenössische Philistertum durchgehechelt hatten; Witz und Humor sprudeln darin reichlich; aber um sie zu genießen, muß man sich sehr einläßlich in die damaligen Literaturverhältnisse hineinstudieren. Es folgten zwei Trauerspiele, „Ezelin von Romano" (1828) und „Der letzte Held von Marienburg" (1830), ausgezeichnet durch eine herrliche

poetische Sprache und die ergreifendsten lyrischen Stimmungsbilder, aber eben durch ihren Lyrismus an einem festen Aufbau, scharfer Charakteristik und spannend einheitlicher Verwicklung gehemmt, mehr Lesedramen als packende Bühnenstücke. Mehr bühnengerecht ist das dreiaktige Lustspiel „Die Freier" (1833), zu dem sich im Nachlaß ein ziemlich gleichartiges Seitenstück „Wider Willen" aus früherer Zeit gefunden hat. Mit nicht weniger Glück als Brentano im „Ponce de Leon" hat Eichendorff es hier versucht, jene von Witzen und Wortspielen übersprudelnden Dialoge Shakespeares nachzuahmen, welche man mit Witzfeuerwerken verglichen hat. Behalten sie auch im Deutschen etwas Fremdes, zum Teil Gekünsteltes, so steht sein Humor doch hoch über der Masse der neueren Alltagskomödien. Der ideale Zug, der seine Dramatik durchweht, ist überhaupt ein Element, das der neueren Bühne vielfach abhanden gekommen ist und zu welchem eine Rückkehr sehr geraten wäre.

Was indes Eichendorff zum Liebling des deutschen Volkes gemacht hat, das ist weder seine Dramatik noch seine Prosadichtung, sondern seine Lieder, die zum Schönsten gehören, was Deutschland überhaupt an Lyrik besitzt. Vereinzelte derselben wurden schon von 1808 an in Taschenbüchern und Almanachen gedruckt, eine Menge in seinen Novellen einverleibt, gewissermaßen die Blüte und der Duft ihrer Stimmungspoesie. Die erste Sammlung „Gedichte" erschien erst 1837, als der Dichter sich schon seinem fünfzigsten Lebensjahre näherte. In den „Gesammelten Werken" (1864) ist sie auf 415 Gedichte angewachsen, von denen jedoch die meisten der früheren Zeit angehören. Sie sind in acht Gruppen geteilt: Wanderlieder (45), Sängerleben (60), Zeitlieder (83), Frühling und Liebe (84), Totenopfer (14), Geistliche Gedichte (59), Romanzen (50), Aus dem Spanischen (20).

W. Scherer stellt Eichendorff in seiner Charakteristik mit Wilhelm Müller zusammen. Beide kämpften die Freiheitskriege mit. Beide schlossen sich in ihrer Poesie ans Volkslied an. Beide liebten es, gleich den Spielleuten des Mittelalters, als fahrende Sänger Lust und Leid des Wanderers zu besingen. Beide legten aber auch gerne ihre Lieder Musikanten und Zigeunern, Studenten und Jägern, Handwerksburschen und Hirten, Matrosen, Schiffern in den Mund, wie es auch Goethe, Uhland und Hebel taten. Doch tritt in Müller deutlich der Protestant, der moderne Literat hervor, in Eichendorff der Katholik, der begeisterte Verehrer des Mittelalters, eine tiefreligiöse Auffassung des Lebens, die selbst die profane Poesie erhebt und verklärt. „Eichendorff weiß uns tiefer zu bewegen und das Gemüt wie mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfangen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unsern Füßen liegen und die Glocken im Tale klingen und der heilige Morgen

um unsere Sinne blüht." Die Natur selbst ist dem fahrenden Sänger etwas Heiliges und Ehrwürdiges geworden, weil er die Hand des „himmlischen Malers" in ihren Zügen wiederfindet.

Aus Wolken, eh' im nächtigen Land
Erwacht die Kreaturen,
Langt Gottes Hand,
Zieht durch die stillen Fluren
Gewaltig die Konturen,
Strom, Wald und Felsenwand.

Wach auf, wach auf! Die Lerche ruft,
Aurora taucht die Strahlen
Verträumt in Duft,
Beginnt auf Berg und Talen
Ringsum ein himmlisch Malen
In Meer und Land und Luft.

Und durch die Stille, lichtgeschmückt,
Aus wunderbaren Locken
Ein Engel blickt.
Da lauscht der Wald erschrocken,
Da gehn die Morgenglocken,
Die Gipfel stehn verzückt.

O lichte Augen, ernst und mild,
Ich kann nicht von euch lassen!
Bald wieder wild
Stürmt's her von Sorg' und Hassen —
Durch die verworrnen Gassen
Führ mich, mein göttlich Bild!

Eine schönere, herzergreifendere Elegie als „Auf meines Kindes Tod" kennt die deutsche Sprache nicht. Und hat der Dichter auch, fast sein ganzes Leben mitten unter Protestanten weilend, nie das Gegensätzliche, selten das Eigenartig-Katholische hervorgekehrt, so liegt seiner zarten Frömmigkeit doch kein verwaschener Allerweltsglaube, sondern die treueste kirchliche Gesinnung zu Grunde. Maria, die Himmelskönigin, verehrte er als die treue Beschützerin seines Lebens, wie ein Kind seine Mutter, und in den Stürmen der Revolution von 1848 sah er nur „Das Schiff der Kirche" als die Arche des Heiles an.

Die alten Türme sah man längst schon wanken,
Was unsre Väter fromm gebaut, errungen,
Thron, Burg, Altar, es hat sie all verschlungen
Ein wilder Strom entfesselter Gedanken.

Der wühlt sich breit und breiter ohne Schranken,
Ein Meer, wo zornigbäumend aufgeschwungen
Die trüben Fluten Fels um Fels bezwungen,
Und alle Rettungsufer rings versanken.

Doch drüber hin gewölbt ein Friedensbogen,
Wohin nicht reichten die empörten Wogen,
Und unter ihm ein Schiff dahingezogen,

Das achtet nicht der Wasser wüstes Branden,
Das macht der Stürme Wirbeltanz zu Schanden —
O Herr, da laß uns alle selig landen!

III. Den 28 Jahren, welche Eichendorff im Staatsdienste zugebracht, folgten noch 13 Jahre stiller, häuslicher Zurückgezogenheit, welche er mit ungestörter Muße literarischen Aufgaben widmen konnte. Bis in den Herbst 1846 blieb er noch in Danzig; dann siedelte er nach Wien über, wo er eine

sehr ehrenvolle Aufnahme fand und in einem Kreise auserlesener Männer verkehrte. Als ihn die Revolution aus der alten Kaiserstadt vertrieb, zog er erst nach Baden, dann nach Berlin, nach Köthen und endlich nach Dresden. Die Jahre 1850—1855 brachte er, hauptsächlich der Studien wegen, wieder in Berlin zu. Als aber am 3. Dezember 1855 seine Frau bei einem Besuche in Neisse starb, schlug er dort, am Grabe seiner treuen Lebensgefährtin, seinen Wohnsitz auf. Hier traf ihn selbst der Tod nach kurzem Krankenlager, am 26. November 1857.

Aus dieser letzten Periode des Schaffens stammt das humoristische Märchen „Libertas und ihre Freier" (1849), eine köstliche Satire auf das rationalistische Philistertum, das sich in der Revolution von neuem der deutschen Literatur und Geistesbildung bemächtigt hatte. Bis zum Tode ließ der greise Sänger neue Lieder erschallen, welche noch die volle Frische und ungetrübte Heiterkeit seiner Jugend atmen. An seine dramatischen Werke und Prosadichtungen reihte er nunmehr auch drei Epyllien von fesselndem Gehalt und bezaubernder Formschönheit. „Julian" (1853) zeichnet den tragischen Untergang des verhängnisvollen Apostaten, „Robert und Guiscard" (1855) schildert eine ergreifende Episode der französischen Revolution, „Lucius" endlich (1857), Eichendorffs letzte größere Dichtung, vergegenwärtigt in prächtigen Stanzen den Triumph des Christentums über das Heidentum in der Katakombenzeit. Den größeren Teil seiner Kraft und Zeit widmete der alternde Dichter verdienstvollen Übersetzungsarbeiten und der Literaturgeschichte.

Gewiß nicht zu den geringsten Verdiensten der Romantik ist es zu zählen, daß schon ihre ersten Führer die Poesie des Mittelalters und der katholischen Völker, besonders aber die größten Dichter, welche ganz oder teilweise noch auf mittelalterlicher Überlieferung fußten, in den Rahmen ihrer Studien zogen und besonders Dante, Shakespeare und Calderon in Deutschland eingebürgert haben. Auch hier hat Eichendorff ihr Werk einigermaßen fortgesetzt. Noch während die Kölner Wirren mit drückender Spannung auf den Gemütern der preußischen Katholiken lasteten, übersetzte er, vielleicht um sich eine erleichternde Zerstreuung zu gönnen, das um die Mitte des 14. Jahrhunderts von Don Juan, dem Sohn des Infanten Don Manuel und Enkel Ferdinands des Heiligen, verfaßte Volksbuch „Der Graf Lucanor", eines der ältesten Denkmäler kastilischer Sprache und echt spanischen Volksgeistes. „Manches darin mag uns noch unbeholfen, vieles aus der großen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erscheinen; aber ein tüchtiger Verstand, Ehre, echte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfrischender Waldhauch durch das ganze Buch." Die nächste Anregung zu der Übersetzung mag die von Adalbert v. Keller (1839) in der Biblioteca Castellana veröffentlichte Neuausgabe gegeben haben, durch welche das sehr selten gewordene

Werk wieder leichteren Zugang fand. Eichendorffs treffliche Übersetzung gelangte schon 1841 zur Vollendung und zum Druck.

Von Calderons „Schauspielen" (Comedias) hatten August Wilhelm v. Schlegel und Gries wohl eine schöne Auswahl ins Deutsche übersetzt: aber an die 72 „Geistlichen Schauspiele" (Autos) des spanischen Dichters, die höchste und eigenartigste Blüte spanischer Dramatik, hatte bis jetzt noch niemand entschlossen Hand angelegt. Ein einziges derselben, „Das Leben ein Traum", hatte Melchior v. Diepenbrock übersetzt und 1829 in seinem „Geistlichen Blumenstrauß" herausgegeben. Die vollendete Meisterschaft, mit welcher der priesterliche Dramatiker die erhabensten Geheimnisse des Glaubens durch den Schleier der Allegorie in Handlung und Leben umzusetzen wußte, übte auf Eichendorff die mächtigste Anziehungskraft aus.

Er übersetzte zwölf dieser wundersamen Stücke, in welchen Dantes religioser Tiefsinn gewissermaßen mit der reichen szenischen Kunst Shakespeares verschmilzt, Natur und Menschheit den herrlichsten Blütenkranz um das Geheimnis des Altares, das Opfer des Neuen Bundes, winden, in welchen Calderon den höchsten Triumph seiner Kunst feiert. Ein Band mit fünf Autos: „Das große Welttheater", „Gift und Gegengift", „König Ferdinand der Heilige", „Das Schiff des Kaufmanns", „Balthasars Nachtmahl", kam 1845 bei Cotta heraus. Einem protestantischen Publikum mutete indes eine solche Verherrlichung der Eucharistie etwas viel zu, und die ritterlich-allegorische, oft kühne Einkleidung des theologischen Gehaltes mochte mitunter selbst deutsche Katholiken zu fremdartig anwehen. Das Unternehmen hatte nicht den gewünschten Erfolg, und erst die angelegentlichen Bemühungen August Reichenspergers brachten Cotta dahin, noch einen zweiten Band der Autos in Verlag zu nehmen, welcher 1853 erschien. Er enthält die Autos: „Der göttliche Orpheus", „Der Maler seiner Schande", „Die eherne Schlange", „Amor und Psyche", „Der Waldesdemut Krone", „Der Sünde Zauberei". Ein zwölftes Stück, „Der Ehezwist", fand sich druckfertig im Nachlasse des Dichters vor.

Mit Freude begrüßte er es, als Dr Lorinser in Breslau sich anschickte, das von ihm begonnene Unternehmen fortzuführen und auch die übrigen 61 Autos Calderons zu übersetzen und sie durch Einleitungen und Anmerkungen dem deutschen Leserkreis näher zu rücken.

„Es war immer", schrieb er ihm, „mein sehnlicher Wunsch und meine eigentliche Absicht, durch meine schwachen Versuche jüngere und frischere Kräfte zu einer Übersetzung der herrlichen Calderonschen Autos anzuregen, und dies ist mir, wie ich nun sehe, über alle Erwartung vollkommen gelungen. Ein tiefes Gefühl nicht nur des kirchlichen, sondern auch des poetischen Elementes, eine Treue, die, anstatt ängstlicher Nachbildnerei, überall den eigentlichen Sinn kühn erfaßt, die große Sprachgewandtheit endlich, so daß es scheint, als hätte Calderon, wenn er ein Deutscher gewesen wäre, es ebenso sagen müssen — alles das hat mich in Ihrer Übersetzung wahrhaft

überrascht, da ich allerdings die seltene Schwierigkeit einer solchen Arbeit genugsam erfahren habe."

Beim Erscheinen des zweiten Bandes schrieb er Lorinser (29. März 1857):

„Ja, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tröstlich es mir ist, das Unternehmen, zu welchem weder meine Jahre noch meine theologischen Kenntnisse hinreichen, in so guten Händen zu wissen. Gott schenke Ihnen ferner Kraft und Mut dazu: Es ist wahrlich eine würdige und segensreiche Aufgabe, unsern zerstreuten Landsleuten auch die tiefsinnige Schönheit unserer Religion vor Augen zu halten."

Dieser Wunsch hat sich wirklich erfüllt. Es war Lorinser vergönnt, die Übersetzung sämtlicher Autos in den Jahren 1856—1872 nicht nur glücklich zu vollenden, sondern von 1882 bis 1887 eine zweite Ausgabe dieses bedeutsamen Übersetzungswerkes mit noch reicherem und sorgfältigerem Kommentar zu veranstalten.

Eichendorff selbst hat inzwischen der deutschen Literatur einen noch viel wichtigeren Dienst geleistet, indem er erst durch etliche Einzelstudien, dann durch ein Gesamtwerk ihr Historiker geworden ist. Auch hier schloß er sich wieder an die Romantiker an, indem er zunächst die Verteidigung der romantischen Schule gegen ihre neueren Verleumder und Feinde übernahm, dann aber auch zugleich die von Joseph v. Görres und dessen Freunden gegründeten „Historisch-politischen Blätter" unterstützte, in welchen das Streben der katholischen Romantiker in fruchtreichster Weise fortleben sollte.

Der ältere Görres lebte noch, als der geistreiche Publizist Ernst Jarcke, den Eichendorff von Wien her kannte und an den er sich wegen Veröffentlichung der Autos-Übersetzung gewandt hatte, ihm schrieb: „Für Sie wüßte ich in Ihrer kostbaren Muße ein fürtreffliches Geschäft. Sie (und gerade Sie) sollten eine deutsche Literaturgeschichte in der Weise der Gelzerschen schreiben (nur ohne deren Pietismus)."

Heinrich Gelzer, Privatdozent der Theologie in Basel, hatte unter dem Titel „Die deutsche poetische Literatur" 1841 in Leipzig einen Band erscheinen lassen, der nicht so fast eine Literaturgeschichte als eine religionsphilosophische Charakteristik und Kritik der neuen deutschen Literatur darstellt und namentlich die neueren Klassiker, besonders Goethe, streng nach der Norm der christlichen Grundsätze beurteilt. Ein ähnliches Werk, aber von ausgesprochen katholischem Standpunkt aus, wünschte Jarcke von Eichendorff. Es war ein im ganzen wohlberechtigter Wunsch, da die 1840 vollendete, 1844 in zweiter Auflage erschienene „Geschichte der deutschen National-Literatur der Deutschen" von Gervinus weder dem gläubig protestantischen noch dem katholischen Standpunkt entsprach, sondern die deutschen Klassiker gemäß den willkürlichen religiösen Anschauungen verherrlichte, die Goethe selbst bald als christlich, bald als heidnisch, bald als hypsistarisch bezeichnete.

Eichendorff ging auf den gemachten Vorschlag nicht sofort ein. Doch scheint der Gedanke in seinem Geiste allmählich Wurzel gefaßt zu haben.

Unter dem Titel „Landsknecht und Schreiber" besprach er 1846 in den „Historisch-politischen Blättern" eine autobiographische Schrift des österreichischen Generals Friedrich v. Schwarzenberg, welche den Titel führte: „Aus den Papieren eines verabschiedeten Landsknechtes".

Noch im selben Jahre (1846) brachten die „Historisch-politischen Blätter" drei Aufsätze aus seiner Feder mit dem Titel: „Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie". Im Frühjahr des folgenden Jahres erschienen dieselben vereinigt und etwas erweitert in Buchform unter seinem Namen, mit der Überschrift: „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland". Wie er im Vorwort selber sagt, beabsichtigte er weder eine ästhetische Würdigung noch eine vollständige Literaturgeschichte der neueren Romantik, sondern lediglich einen Versuch, den „Grundton der genannten Literaturepoche nachzuweisen und mitten in der Verwirrung von Sympathien und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurteilen die Stellung klar zu machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen scheint".

Keiner war zu einer solchen Aufgabe besser vorbereitet als er. Von den Heidelberger Jahren an hatte er alle Geschicke der Romantik mitgelebt und hatte nahezu mit all ihren Vertretern in näherem persönlichen Verkehr gestanden. Bis zu einem gewissen Grade hatte er auch die inneren Wandlungen der Romantik mit durchgemacht, in der Novellistik mit Tieck, Arnim und Fouqué gewetteifert, in der Dramatik sich nicht minder glücklich als Brentano und Tieck versucht, in der Lyrik sämtliche Romantiker bedeutend übertroffen und selbst zu ihrer Übersetzungsliteratur ein bedeutsames Scherflein beigetragen. Die Schwächen der Schule hatte er in langem Ringen, mit klarem Bewußtsein, mehr und mehr abgestreift, ihre besten Strebungen festgehalten, geklärt und fruchtbar vertreten.

Während Heine mit mephistophelischem Behagen die großen und kleinen Menschlichkeiten der Romantiker ausgeweidet hatte, um ihre ideale christlich-nationale Grundrichtung ins Lächerliche zu ziehen und tot zu spotten, hat Eichendorff jene Wunden sanft und mild wie ein freundlicher Arzt berührt, das Gesunde und Lebenskräftige aber in das rechte Licht gestellt und zu neuem Wirken gehoben. In diesem Sinn und Geist hat er die Hauptvertreter der Schule von Novalis und den beiden Schlegel an bis herab auf den noch jugendlichen Stifter lebendig gezeichnet und charakterisiert und an die Schriften des letzteren das Programm einer lebenskräftigen Neuromantik angeknüpft, wie er sie einigermaßen schon in Stifters „Studien" begrüßen zu dürfen glaubte.

„Möchten diese Züge genügen, die schlanke, jugendlich frische Erscheinung der Stifterschen Dichtungen anzudeuten. So viel wenigstens dürfte daraus einleuchten, daß sie unbewußt und ohne alle Polemik einen hoffnungsreichen und, will's Gott, sieg-

reichen Feldzug gegen die gegenwärtige Modeliteratur eröffnen: Gesundheit und Freudigkeit gegen blasierte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Vom Katholizismus ist unseres Erinnerns in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens wert ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgibt das Ganze wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Mit diesem einfachen kräftigen Exorzismus haben unsere frommen Vorfahren von jeher allen bösen Spuk gebannt und sind unangefochten hindurchgegangen. So wollen wir denn, auch in der Poesie, desgleichen tun gegen den lärmenden Hexensabbat unserer wüsten unschönen Literatur, wo die Konfusion endlich so groß geworden, daß die Christen heidnisch und die Juden (wie Berthold Auerbach in seinen Dorfgeschichten) christlich dichten. Hat doch die verblichene Romantik die blanke Waffe meisterhafter Formen uns so gut wie jenen hinterlassen, ja was die Romantik Großes und Edles angeregt und jene nur als mittelalterliche Tradition zurückweisen, ist ein bedeutendes Vermächtnis, das der neuerstarkten katholischen Gesinnung allein zu gute kommt, um daraus jener lügenhaften Phantasterei eine wahrhafte Poesie wieder entgegenzusetzen. Nicht durch juvenile Wiedererweckung der Romantik noch durch absichtsvolle Kontrovers- und Tendenznovellen, womit die Gegner ihrerseits alle heitere Poesie hinwegdisputieren, sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit, durch jene religiös-begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie eins werden. ‚Es ist nicht not', sagte schon Brentano einst, ‚in der Kunst das Vortreffliche anzuschaffen, es ist not, das Schlechte, Falsche, Verkehrte abzuschaffen; denn alles Vortreffliche erblüht aus dem Rechten und Wahren.' Was hat der ewige Himmel mit jenen schmutzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heute wie sonst die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder echte Dichter immer wieder neu entdeckt. Wo daher ein tüchtiger Schiffer, der vertraue ihnen und fahr' in Gottes Namen!"

Durch Jarcke erhielt Eichendorff im Dezember 1847 zwei interessante Besprechungen seines Buches: eine gedruckte von Wolfgang Menzel im literarischen Beiblatt des „Morgenblattes" und eine schriftliche von Fick, dem Geschichtslehrer des jungen Erzherzogs Franz Joseph, der bald den Kaiserthron von Österreich besteigen sollte. Fick schrieb:

„Anfangs erschrak ich ein wenig, als ich das kleine Büchlein sah. Ich hatte mir gegen den verhaßten Gervinus ein recht ausgiebiges Antidot erwartet. Aber das Büchlein ist nicht klein; es ist ein langes Buch, was den Reichtum der Gedanken betrifft, die Ideen und Ideenkeime liegen darin dicht und bescheiden nebeneinander, wie die Kerne in einem Granatapfel. Gervinus hätte aus einer gleichen Anzahl ein paar seiner massiven Großoktavbände herausgeschrieben. Dennoch kann ich den Wunsch nicht bergen, der Verfasser hätte es auch getan. Der Verfasser meint nur zu oft: Sapienti sat; er rechnet zu sehr auf ethisch und poetisch vorbereitete, für seine Gedankenblitze empfängliche Gemüter; dem Volke muß man deutlicher kommen.

Gervinus streicht ihnen den Brei teilweise recht populär ums Maul; haben sie das eine, denkt er, verstanden, so glauben sie ihm das andere, was sie nicht verstehen, aufs Wort und lassen sich darauf totschlagen. Ich meine nun allerdings nicht Gervinussche Weise, aber es wäre doch vielleicht gut, wenn nach diesem herrlichen Wink für Eingeweihte oder leicht Einzuweihende etwas Bequemeres, Anfaßlicheres, Breiteres, wenn wir wollen, fürs Publikum erschiene. . . . Ich meine mit dem allen nicht den geringsten Tadel gegen das Büchlein; es ist vortrefflich, wie es ist; aber ich meine, daß es ein zweites ausführlicheres, allgemein belehrendes von derselben Hand nicht nur nicht überflüssig, sondern erst recht darauf begierig macht. Würde der Verfasser nach dem genialen Wurf den mühsamen Bau zu übernehmen sich abgewinnen wollen!"

In diesen Worten ist Eichendorffs Stärke und Schwäche zugleich sehr richtig bezeichnet. Er war zu sehr Dichter, zu sehr genialer Philosoph, um sich weiter zur praktischen Kärrnerarbeit eines leichtverdaulichen Lehrbuchs herabzulassen oder sich derselben mehr zu nähern, als er es getan. Er versuchte sich indes rüstig weiter auf dem einmal betretenen Gebiete geschichtlicher Literaturkritik. Der Jahrgang 1847 der „Historisch-politischen Blätter" brachte wieder drei Aufsätze von ihm: „Brentano und seine Märchen", „Die deutsche Salonpoesie der Frauen", „Die neuere Poesie Österreichs", der Jahrgang 1848 noch einen über „Die deutschen Volksschriftsteller", in welchem besonders Auerbach, Jeremias Gotthelf und Alban Stolz zur Besprechung gelangten. All diese Bausteine für eine künftige Literaturgeschichte sind ebenso gründlich als fesselnd und geistvoll geschrieben wie die früheren, aber wieder mehr auf einen gewählten Leserkreis berechnet als auf das weiteste Publikum.

Nachdem sich der Sturm der Revolution gelegt, holte Eichendorff zu einer größeren Arbeit aus, welche 1851 zum Druck gelangte: „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum". Die Einleitung griff weit in die Epik und Unterhaltungsliteratur des Mittelalters und der darauffolgenden Jahrhunderte zurück. In vier Kapiteln („Die Naturreligion", „Die Religion der Moral und des Pietismus", „Die Vernunftreligion", „Die Humanitätsreligion") wurde dann der eigentliche Hauptstoff abgehandelt. In einem Schlußkapitel „Ästhetisches Christentum und Antichristentum" wurde die Umschau schließlich auf die Romanliteratur der Gegenwart ausgedehnt. Am schärfsten geht er mit der jungdeutschen Literatur ins Gericht, die er nicht einmal als nationaldeutsch gelten lassen will.

„Jene antichristliche Poesie nennt sich selbst die jungdeutsche, eine ganz unhistorische Anmaßung, die wir durchaus nicht gelten lassen können. Sie ist nicht deutsch, denn wir alle haben ihre Großväter Rousseau und Voltaire in Frankreich und ihren englischen Vater Byron noch recht gut gekannt, und jung ist sie auch nicht, wenn man unter Jugend nicht Juvenilität, sondern nur das verstehen will, was wirklich frische Triebkraft zeigt. Sie hat aber, wie wir oben gesehen, nicht Neues

erfunden, sondern nur dem längstverbreiteten Unglauben poetischen Ausdruck und somit allerdings eine verschärftere und allgemeinere Wirksamkeit gegeben; sie hat die alte Negation, die weder mehr leben noch sterben konnte, endlich in allen Variationen zu Tode gespielt. Ihr unterscheidender Charakter liegt daher keineswegs etwa in einer Umwandlung des Prinzips, sondern bloß in seiner praktischeren und bis zur völligen Erschöpfung erschöpfenden Anwendung; er liegt darin, daß dieselbe, nachdem sie die positive Religion abgeschafft, jetzt aus derselben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abschüttelt, und da sie in diesem Fortschritt von gewissen mittelalterlichen Erinnerungen ungebührlich belästigt wird, mit gesteigertem Fanatismus und Wegwerfung aller bisherigen Scham und Scheu dem Christentum Haß und gänzliche Vernichtung offen proklamiert, gleich jenem Wahnwitzigen, der den Tempel der Diana in Brand steckte, in der wüsten Zerstörung des Heiligen eine eitle Unsterblichkeit suchend. Es ist eben nur der farbigschillernde Gischt der Brandung, die seit vielen Menschenaltern unwillig an dem Fels der Kirche sich emporbäumt, nur die fast unvermeidliche Konsequenz der dreihundertjährigen protestantischen Gedankenströmung, die sich nun plötzlich als Nemesis entlarvt hat. Habt ihr einmal, direkt oder indirekt, dem emanzipierten Subjekt die Souveränität zuerkannt, aus welchem Grunde wollt ihr ihm nun die Befugnis absprechen, dieses Recht auch gegen den Protestantismus selbst zu kehren und, eine Schranke nach der andern durchbrechend, unbedingte subjektive Freiheit bis zum Naturstande des Orang-Utan zu erstreben? Denn das ist eben das Wesen dieser Poesie, daß sie keinen Inhalt hat als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister; daß sie, an den äußersten Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür endlich angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf dieser wüsten Höhe der Versucher zu ihr getreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür nun Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit. Aber der Teufel ist ein falscher Gesell. Er hat ihr zugleich heimlich den Stempel der Philisterei als Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt; denn ein Philister ist, wer mit nichts geheimnisvoll und wichtig tut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer in vornehm gewordenem sublimierten Egoismus sich selbst als Goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt."

Nachdem Eichendorff diese noch heute wertvolle Schrift über die Geschichte des Romans vollendet hatte, wendete er sich nunmehr dem Studium der dramatischen Poesie zu und veröffentlichte drei Jahre später (1854) auch über diese eine interessante Monographie: „Zur Geschichte des Dramas." Er greift hier noch weiter aus („Das Altertum", „Das christliche Drama", „Das moderne heidnische Drama", „Die neuere Zeit"), aber in noch knapperer und unvollständigerer Weise. Über die Geschichte des Dramas ist seither von Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern und Spaniern in so unermeßlichem Umfang geforscht und geschrieben worden, daß seine Schrift fast nirgends mehr auf der Höhe ist, zumal er die Spanier und Shakespeare sehr überschätzt, den Franzosen und der Bühne Schillers nicht gerecht wird; doch zeigt sich in seinen Urteilen und Bemerkungen nicht nur eine Fülle von Geist, sondern auch eine große Belesenheit auf dem weiten Gebiete.

Abermal nach drei Jahren, kurze Zeit vor seinem Tode (1857), vollendete Eichendorff endlich seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands", deren zwei Teile zusammen kaum den Umfang eines Bandes von Gervinus erreichen. Sie stellt auch kein eigentlich neues Werk dar. Der II. Teil ist ein etwas erweiterter Abdruck der im Jahre 1847 erschienenen Schrift über die Romantik. Der I. Teil (I. Das nationale Heidentum, II. Kampf und Übergang, III. Die christliche Poesie, IV. Weltliche Richtung, V. Die Poesie der Reformation, VI. Die Poesie der modernen Religionsphilosophie) bietet zwar ganz neue Partien und Abschnitte, doch sind in dieselben lange Stücke aus den zwei Schriften über Roman und Drama hineingearbeitet. Der I. Teil ist gegen den II. so knapp ausgefallen, daß er fast nur wie eine Vorbereitung und Einleitung zur Geschichte der Romantik erscheint. Ficks Wunsch, den auch Jarcke geteilt zu haben scheint, wurde auch in Bezug auf den I. Teil nicht erfüllt. Eichendorff verschmähte es nicht nur, auf Grund eines möglichst reichen bibliographischen Apparats, genauer Quellenstudien und Quellenangaben, strenger chronologischer Gruppierung, einläßlicher biographischer Notizen, übersichtlicher Inhaltsangaben und Charakteristiken den methodischen Bau einer regelrechten, schulmäßigen Geschichtsdarstellung aufzurichten, sondern auch bei freierer Behandlung sich einer behaglichen volkstümlichen Breite zu befleißigen. Für alle mehr materiellen Daten, Angaben und Beziehungen bleibt sein Leser an andere Werke gewiesen. Was er erfährt, das ist nur eine vorwiegend religiös-philosophische und ethische Charakteristik der einzelnen Dichter, Dichtungen, Schulen und Zeiträume, der religiösen Entwicklung, soweit sie sich in den nationalen Schriftwerken spiegelt. Gerade in dieser Eigenart behauptete aber das Werk nicht nur einen hohen Wert für die damalige Zeit, sondern kann heute noch einem jeden als nützlicher Führer auf dem Gebiete der Literatur dienen.

Wie die zweite Blüte der deutschen Nationalliteratur im protestantischen Weimar, fast ohne Beteiligung von deutschen Katholiken, zur Entfaltung gelangte, so blieb die Literatur und mit ihr die Literaturgeschichte auch fürder vorwiegend in protestantischen Händen. Wohl entwarf Friedrich v. Schlegel in seinen berühmten Vorlesungen, die Eichendorff im März 1812 in Wien anhörte, in großem Stile, klar, fest und umfassend die Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Literatur, vom Standpunkt des katholischen Glaubens aus, zu dem er vier Jahre zuvor zurückgekehrt war. Aber ebendeshalb ward er von der ganzen akatholischen und antikatholischen Literaturwelt in Acht und Bann getan. Sein eigener Bruder wollte in dieser Hinsicht nichts von ihm wissen. Weder Brentano noch Eichendorff noch irgend ein anderer der Romantiker rang sich zum Ansehen der Klassiker empor. Die offizielle Literaturgeschichte an den Universitäten fiel in protestantische Hände, und die

Katholiken, die sich etwa mit Literatur befaßten, schätzten sich glücklich, den Alten von Weimar mitverehren zu dürfen. Mehr und mehr suchte man in der Literatur ein neutrales Gebiet, auf welchem von Religion und Konfession abgesehen werden sollte, und Heine mit den Jungdeutschen nützten dies aus, um das Antichristentum zur vollen literarischen Herrschaft zu bringen. Als in dem großen Werke von Gervinus der Geist Lessings und Goethes seinen Triumph über den Geist Luthers feierte, da regte sich in den Reihen der noch gläubigen Protestanten wohl mehrfacher Widerspruch. Schon Wolfgang Menzel hatte in seinem zuerst 1827 erschienenen, 1836 zu vier Bänden erweiterten Werk „Die deutsche Literatur" sowohl Goethe als die Jungdeutschen mit übertriebener Schärfe angegriffen. Nun erhob sich Gelzer (1841) gegen den einseitigen Klassikerkultus, während Vilmar (1845) den protestantischen Bekenntnisglauben sowohl mit der katholischen Poesie des Mittelalters wie mit der Dichtung Goethes auszusöhnen suchte. Aber von katholischer Seite lag noch immer kein Buch vor, das die deutsche Literatur, besonders diejenige der Neuzeit, an dem Maßstabe katholischer Weltanschauung würdigte. Infolgedessen sickerten gerade auf dem Gebiete der Literatur massenhaft protestantische Ideen, Vorurteile und Anschauungen auch in katholische Kreise ein.

Eichendorffs Buch war deshalb wirklich eine befreiende Tat. Gegenüber der stolzen Anmaßung privilegierter Zunftweisheit, gegenüber den frechen Ausschreitungen der radikalen Presse wie gegenüber dem Selbstgefühl der protestantischen Prediger, welche alle deutsche Bildung mit dem Protestantismus identifizierten, wagte hier einmal ein katholischer Mann, selbst ein angesehener Dichter und Vertreter der deutschen Literatur, ein mutiges Wort zu sprechen und auch für die Katholiken das gute Recht zu beanspruchen, die deutsche Literatur selbständig und nach ihren Grundsätzen zu beurteilen. In den wesentlichen Grundlinien stimmt Eichendorff ganz mit Friedrich v. Schlegel zusammen. Mehr Dichter, weniger Philosoph, aber mit scharf durchdringender Logik begabt, wendet er die allgemeinen Prinzipien mit geistvoller Klarheit auf die verschiedenen Literaturerscheinungen an und charakterisiert sie mit fesselnder Anschaulichkeit.

Die ausschließlichen Pächter der nationalen Literaturgeschichte waren über seinen Freimut allerdings nicht wenig ungehalten.

„Diese kritischen Don-Quixotiaden", schrieb Gottschall, „machen im ganzen einen wehmütigen Eindruck; denn was ist wehmütiger, als eine liebenswürdige und ehrliche Natur so verrannt zu sehen in fixe Ideen, daß sie den gesunden Sinn für das Schöne einseitiger und krankhafter Doktrin opfere! Eichendorff formuliert den Begriff des Christlichen so einseitig, daß nicht nur unsere klassische Literatur, sondern der ganze Protestantismus aus ihm herauszufallen droht. . . . Selbst Eichendorffs eigene Schöpfungen schrumpfen unter dieser tendenziösen Beleuchtung zwerghaft zusammen; denn die ins Gras hingestreckten Naturburschen, die nach der Sonne zwinkern und

schielen, werden widerwärtig, wenn sie sich auf einmal als ideale Menschen in die Höhe recken und auf die Helden Schillers und Goethes mit Verachtung herabsehen. Das Mühlrad läßt man sich im kühlen Grunde gefallen; schlimm aber ist es, wenn es im Kopfe herumgeht."

Das sind indes keine Witze und Geistreichigkeiten mehr, sondern plumpe Beleidigungen. Es ist Eichendorff nie eingefallen, seine Kritik Goethes oder Schillers seinem heitern „Taugenichts" in den Mund zu legen, nicht einmal dem „letzten Helden von Marienburg", der übrigens kaum zu einem „Egmont" oder „Räuber Moor", nicht einmal zu einem Doktor „Faust" in zerknirschter Bewunderung emporzuschauen brauchte. Die religiösen Ideen, aus welchen die Dichtung eines Dante und Wolfram, eines Calderon und Lope, eines Camoens und Shakespeare emporgeblüht, sind keine einseitigen oder krankhaften Doktrinen; ihrem Einfluß auf die Literatur nachzugehen, ist keine Don-Quixotiade. Das in der katholischen Kirche verkörperte Christentum ist nicht nur die erhabenste Erscheinung in der europäischen Völkergeschichte, sondern auch der fruchtbarste Quell des Schönen für Poesie und Kunst, ein Prüfstein und eine Norm für beide. Der höchste und umfassendste Gesichtspunkt für die Literaturgeschichte ist weder der einseitig ästhetische noch der einseitig nationale, sondern der religiöse, der beide einschließt und bedingt, weil die mächtigste, höchste und innerste Triebkraft des Völkerlebens und aller menschlichen Kultur die Religion ist.

Eichendorffs Auffassung der Literaturgeschichte, seine Urteile, seine Darstellung haben deshalb noch heute nichts von ihrer Aktualität und Bedeutsamkeit eingebüßt. Sein Werk ragt nicht „wie eine mittelalterliche Ruine", sondern wie ein in Sturm und Brandung gefestigter Leuchtturm in die materialistischen Tage der Gegenwart hinein. Es ist, als wäre das mahnende und tröstende Schlußwort nicht vor 50 Jahren, sondern erst gestern geschrieben:

„Und in der Tat, wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände, wie sie zur Zeit der Romantik gewesen, heute noch wieder? An dem Kölner Ereignis sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohnes und der Verfolgung seitdem erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, etwas, das niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten — eine katholische Gesinnung. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinkt aller Ingrimm des alten Rationalismus, der seinerseits konsequent nun beim nackten Heidentum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauderkonzile gegen eine Million Trierscher Wallfahrer; emanzipiertes Fleisch gegen das Brot des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffart betrunkene Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blocksberges proklamiert.

„Welchem dieser beiden Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns mit Novalis nicht zweifelhaft. Bei dem unverwüstlichen Ernste der Nation wird in Deutschland über kurz oder lang eine der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte Reaktion sich geltend machen, nachdem jene Revolution, immer breiter die Masse durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt und uns zum Ersatz nichts

anderes als die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht. Denn vergeblich will der Rationalismus, wie er sich jetzt als Kirche zu konstituieren strebt, nun auch seine aparte Poesie haben; beides unmöglich, weil er, seiner Natur nach, ebenso antikirchlich als unpoetisch ist."

Mögen einzelne Daten in Eichendorffs Darstellung von der neueren Forschung überholt sein, mögen ebenso manche seiner Einzelurteile eine Berichtigung heischen, so sind seine wesentlichen Gesichtspunkte heute noch ebenso wahr und wichtig wie vor 50 Jahren. Zum Verständnis und zur richtigen Würdigung der Romantik ist sein Werk geradezu unersetzlich. Es tritt nicht nur den boshaften Karikaturen, die Heine und nach ihm Brandes von den Romantikern entworfen, mit einem von einem liebevollen Verständnis getragenen Bild der Wirklichkeit entgegen, sondern auch den feministischen Phantasiegebilden einer Ricarda Huch und einer Marie Joachimi und der anscheinend so gründlichen und quellenmäßigen, aber durchaus einseitigen und parteiischen Darstellung eines Hettner und Haym, welche in vielen Punkten einer wahren Mißhandlung gleichkommt. Aus dieser so schief beurteilten, so unwürdig mißhandelten Romantik ist Eichendorff selbst hervorgewachsen, als Dichter wie als Literaturhistoriker. Er ist von Joseph v. Görres und Friedrich v. Schlegel nicht zu trennen. Und wie die Romantik noch fortlebt in den fruchtbarsten Strebungen deutscher Wissenschaft und Kunst, so bedeutet auch Eichendorffs Todestag nicht den Schlußstein einer überwundenen Periode, sondern den hoffnungsfrohen Beginn neuen Lebens und segensvoller Entwicklung für die deutschen Katholiken und für Deutschland selbst.

Franz Grillparzer (1791—1872)[1].

„Kein Buch für Gelehrte" soll nach der Absicht A. Traberts sein Buch über Grillparzer (Wien 1890) sein, „keines für Professoren und Katheder-Rezensenten, sondern ein Buch für das Volk; ein Buch mit der Bestimmung, einzudringen in alle Schichten der großen deutschen Nation, um in denselben an dem Bilde unseres Dramatikers Franz Grillparzer und durch die Schilderung seines dichterischen Schaffens die in trüber Zeit teils abgeblaßten, teils wohl ganz vergessenen Ideale wieder zu erwecken, die einst der Stolz und die Kraft unserer Väter waren und unsere wahrhaft von Gott begnadeten Dichter auf die steile Höhe ihrer Kunst gehoben haben". Auf Drängen der Verlagshandlung, die das Werk am 31. Dezember 1889 in Anregung gebracht hatte, wurde es in weniger als drei Monaten vollendet; denn der als Vorrede vorgedruckte Brief ist schon vom 21. März 1890. Eine so rasche Ausführung war nur dadurch möglich, daß der Verfasser einerseits

[1] Stimmen aus Maria-Laach XL (1891) 239—243.

bereits längst in den Werken Grillparzers wohl zu Hause war, anderseits auf die heute bei Dichterbiographien allgemein beliebte Kleinforschung nicht einging, sondern sich mit dem Unerläßlichsten von Quellen begnügte und daraus ein Bild seines Helden zu gestalten suchte. „Ich beschränke mich dabei", sagt er in der Einleitung, „auf den ganzen und vollendeten Grillparzer, wie er in der Cottaschen Ausgabe von 1872 vor mir steht. Seine Jugendarbeiten und was man inzwischen sonst noch ausgegeben hat, um den ganzen Mann — ich möchte fast sagen: noch ‚gänzer' zu machen, lasse ich absichtlich unbeachtet und weise insbesondere das zurück, wovon ich vielleicht glauben müßte, daß heute er selbst die Veröffentlichung mißbilligen möchte." Auch das reiche Material, welches die drei letzten Bände der „Gesammelten Schriften" über Grillparzers religiöse, philosophische, ästhetische und politische Ansichten enthalten, kommt übrigens nur in Form einer Transitio zur Verwendung. „Mit dieser Bemerkung", heißt es da, „bin ich in jene kleinen Schriften und Gedankenfragmente geraten, die außerhalb meiner Aufgabe liegen und darum hier nur gestreift werden."

Als Hauptaufgabe hat sich der Verfasser sonach gestellt, die Dichtungen Grillparzers durch ausführliche Analysen dem weiteren Publikum näher zu bringen, sie nach Inhalt und Form zu erklären, Vorurteile und schiefe Beurteilungen dagegen abzuwehren und, bei aller Berücksichtigung der etwa vorhandenen Schwächen und Fehler, doch eine günstigere Würdigung derselben anzubahnen. Dieser Aufgabe ist bei weitem der umfangreichere Teil der Schrift geweiht; nur etwa 90 von den 380 Seiten der Schrift entfallen auf die kurze Biographie, welche jene literarisch-kritische Darstellung einleitet, viermal unterbricht und endlich abschließt.

Bei aller Kürze bietet der biographische Teil eine reiche Fülle von interessanten Einzelheiten, aus welchen der gewandte Erzähler ein sehr anschauliches, lebendiges Bild gewoben hat. Vater und Mutter des Dichters, das trübe, gespensterhafte Haus am Bauernmarkt, wo der kleine Blondkopf seine Kinderjahre zubrachte, die nahezu völlig verwahrloste Erziehung, in welcher Musik die Hauptrolle spielte, vom Gebet gar nicht die Rede war, die gleichzeitige Bekanntschaft mit der Biblischen Geschichte und der „Zauberflöte", die ersten theatralischen Versuche des künftigen Dramatikers und seine Knabenstreiche, seine Lesewut und die jammervolle Unfähigkeit seiner Privatlehrer, die ersten Verse und der erste poetische Erfolg mit dem patriotischen Gedichte „Schlecht und recht", der Tod des Vaters und die traurige Lage der Familie das alles ist auf Grundlage der „Autobiographie" recht frisch und anziehend geschildert. Doch sind hier wie auch im folgenden manche Züge weggelassen, die zur genaueren Charakteristik nicht ohne Bedeutung gewesen wären. So ist z. B. übergangen, was Grillparzer von seiner lebensgefährlichen Erkrankung in Maria-Stip erzählt: „Ich kam dem

Tode nahe, wußte es und war gleichgültig. Schon erschien der Geistliche von Maria-Stip, um mir, als einem Sterbenden, Trost zuzusprechen. Ich aber wandte mich von ihm, der Mauer zu. Da sagte er: Er phantasiert, ging und kam nicht wieder" (Werke X 64). Die religiöse und philosophische Entwicklung des Geisteslebens ist überhaupt nicht so ausführlich behandelt wie die literarisch-ästhetische und die äußeren Lebensmomente, Grillparzers Erlebnisse als Hofmeister, Praktikant bei der k. k. Hofbibliothek, Zollbeamter, Beamter für Theatersachen, seine italienische Reise, seine Beziehungen zu Graf Wurmbrand, die Nachlässigkeiten und Ungeschicklichkeiten, durch die er sich teilweise selbst eine günstige Beförderung versperrte, besonders aber seine Beziehungen zu Schreyvogel (West) und zum Theater.

Mit der „Ahnfrau" beginnt die Reihe der literarisch-kritischen Analysen, welche den wertvollsten Teil des Buches ausmachen. Sie setzen nicht nur eine sehr genaue Kenntnis der einzelnen Stücke voraus, sondern auch echt poetischen Geist, dramaturgisches Verständnis, Vertrautheit mit der Bühne und mit den höheren Anforderungen der Bühnenkunst. Sie sind ausführlich genug, um den Gang, die Charakteristik, die Licht- und Schattenseiten eines jeden Stückes erkennen zu lassen, knapp genug, um nicht zu verwirren, sondern zur Lesung des Stückes selbst anzuspornen und bei Beurteilung desselben auf die wichtigsten Punkte zu führen. Ganz verdienstlich ist die Widerlegung mannigfacher Einwürfe und unberechtigter Tadelsstimmen, die gegen einzelne Stücke teils aus Mißverständnis, teils aus Abneigung, teils aus Haß gegen Österreich erhoben worden sind. Zu bedauern ist es dagegen, daß der Verfasser die eingehenden Studien Grillparzers über Lope de Vega nicht in einem eigenen Kapitel gewürdigt hat, was von selbst darauf geführt haben würde, den religiösen Einfluß des spanischen Dichters auf Grillparzer viel geringer anzuschlagen, als es in seinem Buche geschieht, dagegen den literarischen und dramatisch-technischen genauer nachzuweisen.

Die „Ahnfrau" wird, wie uns scheint, mit Glück gegen den Vorwurf in Schutz genommen, daß sie eine Schicksalstragödie sei; dagegen ist ihr Charakter als Schauertragödie wohl nicht genug betont; man braucht sie nur genauer mit Calderons „Andacht vom Kreuze" zu vergleichen, um zu erkennen, wie viel tiefer und idealer diese gedacht ist. „Sappho", die Trilogie „Das Goldene Vließ" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" sind im ganzen zutreffend gewürdigt; nur dürften die Äußerungen über Heros Liebe nicht allgemeine Billigung finden; denn eine Liebe, welche auf dem Pfade der Pflichtverletzung wandelt, und zwar die leidenschaftliche Liebe, vermag sich, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, nicht auf jener platonischen Höhe zu halten, wie der Dichter sie zeichnet, und schon das Lied von Leda und dem Schwan deutet genugsam hierauf hin. Formell gehören die drei hellenisierenden Tragödien gewiß zu dem Schönsten und Vollendetsten,

was Grillparzer hervorgebracht hat [1], und sie dürften in einer wissenschaftlichen Würdigung unbedingt noch mehr Raum beanspruchen; allein in einem für alle Schichten berechneten Volksbuch, das notwendig auch der Jugend in die Hände fallen muß, hätten diese Stücke, deren ganze Verwicklung auf Liebesleidenschaft ruht, viel kürzer oder nüchterner behandelt werden müssen. Dasselbe gilt auch von der „Jüdin von Toledo", bei deren Besprechung es wohl besser gewesen wäre, das Stück Lopes demjenigen Grillparzers voranzustellen. Denn so wäre die von dem letzteren vorgenommene Umgestaltung und sein Eigentum daran besser hervorgetreten.

Das Stück „Der Traum ein Leben" legt in seinem Titel allzusehr den Gedanken nahe, Grillparzer habe ein Gegenstück zu Calderon dichten wollen, was gar nicht seine Absicht war. Man vermißt darum die Angabe der „Selbstbiographie" (Werke X 91), daß die Anregung dazu aus Voltaire geschöpft ist. „Es ist einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich so wenig verbergen wollte, daß ich sogar die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man liest eben Voltaire nicht mehr, man begnügt sich, über ihn abzuurteilen, ohne ihn zu kennen." Grillparzer hat ihn offenbar gelesen, und das ist biographisch wie literarisch ein nicht unbedeutender Zug. Nicht als ob hiervon der Wert des Stückes bedingt wäre, aber man wird doch vor der Täuschung bewahrt, man befinde sich da in der schönen Zauber- und Märchenwelt Calderons.

---

[1] Über sie hat P. Baumgartner ein Jahr später eine besondere Studie von Dr Julius Schwering zur Anzeige gebracht: „Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft" (Paderborn 1891), von der er hervorhebt: „Der Verfasser widmet sich hier jener Art von Literaturforschung, welche ihren Stoff einerseits bis ins Minutiöse zergliedert, anderseits wieder bis an die Peripherie der äußersten etwa möglichen Einflüsse verfolgt. Für ‚Sappho' ergeben sich als Quellen und Vorbilder die ‚Sappho' des Franz v. Kleist, die ‚Corinne' der Frau v. Staël und Goethes ‚Tasso'. Für die Medea-Trilogie hat Grillparzer ausgedehnte Vorstudien gemacht und sowohl Apollodor, Diodor, Hyginus, Strabo, Apollonius von Rhodus, Valerius Flaccus benutzt, als die ‚Medeen' des Euripides, des Seneca, P. Corneilles, Klingers und Julius v. Sodens auf sich wirken lassen. ‚Des Meeres und der Liebe Wellen' aber lehnen sich fast ausschließlich an die Elegie ‚Hero und Leander' des Musäus. Indem diese einzelnen Einflüsse auf Gestaltung, Fabel, Charakteristik, Form und Sprache der einzelnen fünf Dramen, unter Zuziehung einer Fülle anderweitiger Literatur, erörtert werden, gelangen wir aber nicht zu einer verwickelten, trockenen Abstammungsgeschichte, sondern zu einer überaus gründlichen und geistvollen Charakteristik eines jeden Stückes. Jeder einzelne Zug ist mit der Sorgfalt und Genauigkeit eines Philologen in Erwägung gezogen; dann aber nimmt ein wirklicher Dichter die Sache in die Hand und entwickelt uns den ganzen dramatischen Aufbau mit vollem poetischen Verständnis" (Stimmen aus Maria-Laach XLIII [1892] 226).

Von den drei Dramen aus der österreichischen Geschichte erntet „König Ottokars Glück und Ende" verdientermaßen das meiste Lob. „Ein treuer Diener seines Herrn" ist mit seinen Vorzügen und Fehlern, namentlich dem Grundfehler der Hauptperson Banchanus, durchweg richtig beleuchtet. Bei dem Stück „Ein Bruderzwist in Habsburg" hätte der dramatischen Charakteristik der Hauptperson nicht bloß der kurze orientierende Überblick vorausgeschickt werden sollen, sondern eine möglichst klare, deutliche historische Charakteristik derselben, besonders des Erzherzogs Ferdinand und des Kardinals Klesl; die sonst schneidige Kritik der liberalen Geschichtsbaumeisterei und des liberalen Phrasentums, welche dieses Stück geradezu ungenießbar machen, hätte dadurch noch an Kraft gewonnen. Sehr lohnend und verdienstlich wäre es auch gewesen, Grillparzers „Libussa" wenigstens kurz mit der schon 1812 gedichteten „Gründung Prags" von Klemens Brentano zu vergleichen, wenn das auch nicht im strengsten Sinne zur Sache gehörte. Schon die Analyse dieses Stückes in der Diel-Kreitenschen Biographie (I 357—376) läßt deutlich erkennen, daß Brentano die böhmischen Stammsagen viel tiefer und poetischer erfaßt hat, sie aber gerade infolge eines embarras de richesse nicht zum aufführbaren Drama zu gestalten wußte, während Grillparzer die religiösen Motive ganz verblassen ließ, die josephinistisch gedachte Staatsgründung aber mit seiner meisterhaften Kenntnis der dramatischen Technik in ein bühnenfähiges, wohlabgerundetes Stück brachte.

Als entschiedener Mangel an Traberts Buch muß es bezeichnet werden, daß der Verfasser der zweiten Lebenshälfte des Dichters keine 20 Seiten gewidmet hat und hier noch auf die Liebesverhältnisse von 1822 und 1825, sowie auf die ältere Kritik des Dichters zurückgreift. Wir vernehmen fast nichts von seiner Stellungnahme zu den verschiedenen religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Richtungen seiner Zeit, gar nichts über die Entstehung seiner späteren Dramen und Fragmente, die wie bisher undatiert geblieben sind, sehr wenig über seinen Lebensgang und nicht einmal eine Andeutung, ob der greise Dichter auf dem Totenbett die Pflichten eines Katholiken erfüllt hat oder nicht. Die glänzendste Totenfeier und der strahlendste Weltruhm kann aber nun einmal den Empfang der heiligen Sakramente nicht ersetzen, und deshalb sollte die Biographie über ein so wichtiges Faktum nicht schweigen.

Wie die Dramen Schillers ragen auch diejenigen Grillparzers durch ihre Idealität, ihre künstlerische Vollendung, ihren geistigen Gehalt und ihre reiche, schöne Form und Sprache hoch über die seitherige Dramatik Deutschlands hinaus; allein einer katholischen Welt- und Lebensanschauung entsprechen sie durchaus nicht. Die der hellenischen Sage entnommenen Stoffe sind, bei zarter, empfindsamer und insofern moderner Behandlung des erotischen Elements, sonst ganz im Sinn und Geist des klassischen Altertums durchgeführt

und erheben sich darum nicht über die Anschauungen eines frommen Heiden. In den österreichischen Geschichtsdramen tritt wohl ein starkes, warmes Nationalgefühl zu Tage, aber nirgends Begeisterung für ein katholisches Österreich, im Gegenteil wird letzteres in einem dieser Stücke geradezu mißhandelt. In den übrigen Stücken rationalisiert und humanisiert der österreichische Josephiner fast alles, was aus seinen Studien und seiner Umgebung Katholisches an ihn herandringt. Nur das schöne Lustspiel „Weh' dem, der lügt!" macht teilweise eine Ausnahme; in der „Jüdin von Toledo" aber kann man durch den Vergleich mit Lope genau sehen, wie Grillparzer die durch Stoff und Vorlage gegebenen katholischen Elemente abstreift und durch moderne, rein naturalistische ersetzt. In den weltgeschichtlichen Visionen der „Libussa" endlich prophezeit der Dichter, nach poetischer Verketzerung der christlichen Jahrhunderte, ebenso deutlich als begeistert den Triumph der antichristlichen Humanität:

„Dann kommt die Zeit, die jetzt vorübergeht,
Die Zeit der Seher wieder und Begabten.
Das Wissen und der Nutzen scheiden sich
Und nehmen das Gefühl zu sich als Drittes.
Und haben sich die Himmel dann verschlossen,
Die Erde steigt empor an ihren Platz,
Die Götter wohnen wieder in der Brust,
Und Menschenwert heißt dann ihr Ob'rer, Einer.
Bis dahin möcht' ich leben, gute Schwestern,
Jahrhunderte verschlafen bis dahin."

Ein solcher Dichter scheint nicht dazu angetan, „die in trüber Zeit teils abgeblaßten, teils wohl ganz vergessenen Ideale wieder zu erwecken, die einst der Stolz und die Kraft unserer Väter waren". Bei allem Trefflichen, was die vorliegende Schrift enthält, kann man sie als „Volksbuch" für die weitesten Kreise nicht empfehlen, wohl aber als eine nützliche Studie für gebildete, reifere Leser, ja als einen wertvollen Beitrag zur Würdigung des österreichischen Dichters, der als Dramatiker Schiller unbedingt am nächsten kommt.

Wilhelm Smets (1796—1848)[1].

Smets' Leben ist reich genug an Wechselfällen, um Stoff zu einer nicht nur interessanten, sondern sogar teilweise romanhaft-pikanten Lebensbeschreibung zu geben. Die Anfänge desselben führen uns hinter die Kulissen Kotzebuescher Theaterherrlichkeit. Der Vater — ein durchgebrannter Kriminalrichter, der mit einer Schauspielerbande in Rußland herumzieht; die Mutter — ein fünf-

[1] Stimmen aus Maria-Laach XIII (1877) 231—234.

zehnjähriges Mädchen, das von ihrem Manne im Lesen und Schreiben unterrichtet wird, um später die größte weibliche Theaterberühmtheit Deutschlands zu werden. Die unglückliche Ehe wird schon nach ein paar Jahren aufgelöst; der Vater wird wieder Jurist und stirbt, ehe der Sohn noch seine Studien vollendet, in Geisteszerrüttung.

Der Sohn, geboren am 15. September 1796 zu Reval in Estland, während der Kinder- und Knabenjahre aller mütterlichen Pflege beraubt, wird mit 15 Jahren schon vom Vater in die weite Welt hinausgeschickt. Er wird in Bonn „deutscher Bursche", dann Hauslehrer bei einem Adeligen am Rhein, dann Freiwilliger unter Gneisenau. Er macht die Schlacht von Waterloo mit, zieht mit den drei Kaisern in Paris ein und verläßt die Armee als preußischer Landwehrleutnant. Ein zweites Mal wird er Hauslehrer, diesmal in Österreich. Im Hofburgtheater zu Wien findet er in der Schauspielerin Sophie Schröder seine Mutter wieder. Er will auch Schauspieler werden, aber er hat keinen Erfolg; um sein Leben zu fristen, geht er zur Journalistik über. Der ehrwürdige Klemens Hofbauer nimmt sich seiner an, vermag es aber nicht, ihm zu einer befriedigenden Existenz zu verhelfen. Mit Wien unzufrieden, bettelt sich Smets nach Koblenz durch. Dort nimmt er sich als Lehrer und Literat der Juden an und wird von ihnen auf drei Jahre mit Geld versorgt. Obwohl er am Gymnasium eine befriedigende Anstellung erlangt, reifen doch allerlei ernste und trübe Lebenserfahrungen in ihm den Gedanken, Priester zu werden. Im Herbst 1819 zieht er nach Münster, hört den damals hochgefeierten Hermes, wird sein Bewunderer und Freund. Im Seminar zu Köln, das er 1820 bezog, erhält er im folgenden Jahr von der Universität Jena den philosophischen Doktorhut und am 8. Mai 1822 durch den Münsterschen Bischof Kaspar Max die heilige Priesterweihe. Das ist fürwahr ein ordentlich buntes Stück Menschenleben und reicht in viele der merkwürdigsten Kreise der damaligen Zeitgeschichte hinein.

Durch den Eintritt in den Priesterstand war Smets nun allerdings weiteren Standesmetamorphosen einigermaßen entzogen. Die Gnade Gottes und der hohe sittliche Ernst, mit welchem er seinen Beruf umfing, gaben fürderhin seinem Leben eine gewisse Einheit. Aber Kränklichkeit und andere Umstände änderten nicht nur auch fürder wiederholt seine äußere Lebensstellung, sondern führten auch mancherlei Situationen und Verwicklungen herbei, welche gegen ein einfaches Seelsorgerleben lebhaft kontrastieren. So ward er schon als Religionslehrer und Domkaplan in Köln ein Günstling des Erzbischofs Grafen Spiegel, der alles aufbot, um ihn gleich ins Domkapitel zu bringen. Diese Promotion mißlang, als Smets eben von einem Besuch bei seiner Mutter in Wien zurückkam. Des Kölner Lebens müde, siedelte er 1828 als Landpfarrer nach Hersel (bei Bonn) über; 1832 ward

er Oberpfarrer und Schulinspektor in Münstereifel. Doch die längst erschütterte Gesundheit entsprach nicht lange den schweren Arbeiten dieses Amtes. Mit spärlicher Pension zog sich Smets 1837 in den Ruhestand zurück und beschäftigte sich mehrere Jahre vorwiegend mit Poesie und Literatur. 1841 machte er eine Kunstreise durch Italien, von der zurückgekehrt er teils in Köln, teils auf der Insel Nonnenwert ein arbeitsames Schriftstellerleben führte, bis er 1844 in dem ihm lieben und heimatlichen Aachen ein Kanonikat erhielt. Die Aachener Bürgerschaft sandte ihn 1848 als ihren Vertreter in die Frankfurter Paulskirche. Doch nur kurze Zeit vermochte er sich bei den Arbeiten des deutschen Parlamentes zu beteiligen. Er erkrankte und starb im Oktober 1848 in Aachen.

Die literarischen Produkte, mit denen er sich an Rousseaus „Rheinischer Flora" beteiligte, die Zeitschriften, die er in Köln und Aachen herausgab, die religiösen Werke, die er übersetzte und bearbeitete, die historischen und religiösen Werke, die er selbst verfaßte, und die Gedichte, durch welche er auch in der akatholischen Welt bekannt ward, bekunden ein tief religiöses Gemüt, aber auch zugleich eine mehr literarisch-historische als philosophisch-dogmatische Bildung. Sonderbar genug, verkaufte er 1841 seine theologischen Bücher, um eine Kunstreise nach Rom bestreiten zu können, und sagte mit Bezug hierauf dem Justizrat Zuccalmaglio: „Diese Bücher sind mir ein unleidlicher Ballast in der heutigen Abendröte unserer katholischen Theologie."

Durch seine Verwandten, die Schauspielerfamilie Schröder, schon genugsam in akatholische und sehr weltliche Kreise hineingezogen, in welchen er als „Mensch" viel, als „Dichter" etwas, und als Priester nichts galt, vermehrte er aus Kunst- und Literaturliebhaberei diese Berührungspunkte mit akatholischen und liberalen Kreisen mehr, als es einem Priester im ganzen zuträglich sein kann. Fast drollig reihen sich in der Zahl seiner näheren Bekanntschaften an den Kardinal Mezzofanti, an den Historiker C. Cantù die Namen Paganini, Alexander Dumas, Kinkel, Simrock, Zuccalmaglio.

Ein Anflug von Sentimentalität, der sich in manchen Zügen seines Lebens widerspiegelte und auch einen Teil seiner Dichtungen mit überflüssiger Melancholie durchhaucht hat, findet gewiß teilweise Entschuldigung in seiner fast beständigen Kränklichkeit und in den trüben Erinnerungen seiner Jugend, über welche er in seiner Neigung zum Subjektiven mehr als zuträglich reflektierte. Wer seine Arbeiten als Seelsorger und Kanzelredner und dazu seine zahlreichen schriftstellerischen Leistungen gehörig würdigt, wird sogar der Kraft Anerkennung zollen müssen, mit welcher Smets sich manchmal über seine Empfindsamkeit wie über seine körperlichen Leiden emporrang. Als Dichter läßt er sich freilich nicht mit den Führern der katholischen Romantik vergleichen, weder was die eigenen Kunstleistungen noch was seinen literarischen Einfluß betrifft. Doch glaubte ihm auch die akatholische Kritik

wegen seines „tiefen, innigen Gefühles, Adels der Gesinnung, lebendiger, schöpferischer Phantasie, Herrschaft über Form und Sprache, Anmut und Wohlklangs", vielleicht auch wegen seiner Abstammung von Sophie Schröder, einen Platz unter den deutschen Dichtern einräumen zu müssen. Dieses Lob, das er als „Mensch und Dichter" bei Protestanten und Liberalen fand, näherte ihn der Gefahr, ein zahmer Juste-milieu-Mann zu werden, der seine Dogmen so halb und halb einer „höheren (?) idealen Einheit" von Liebe und Toleranz zum Opfer bringt. Doch ließ sich Smets durch jenen Lobesköder nicht prinzipiell von der Kirche und ihrem Geiste ablenken. Aber gerade ein leuchtendes Vorbild für einen katholischen Priester ist er auch nicht, schon deshalb nicht, weil er gleich vielen seiner Zeitgenossen allzusehr dem Traume nachging, die unausfüllbare Kluft zwischen Katholizismus und Protestantismus mit persönlicher Liebenswürdigkeit, mit Kunst und Literatur überbrücken zu wollen.

Aus dem Gesagten ist genugsam ersichtlich, daß es erstens keine leichte Aufgabe ist, ein gutes und nützliches Leben Smets' zu schreiben[1], und daß es zweitens sehr gewagt ist, dasselbe bloß als Literaturstudie zu behandeln. Als Dichter ist Smets lange nicht bedeutend genug, um eine spezielle Erklärung seiner Dichtungen aus seinem Leben zu rechtfertigen. Und sollte das auch der Fall sein, so ist Dichter und Priester so innig verwachsen, daß die priesterlich-theologische Persönlichkeit nicht vernachlässigt werden kann, ohne auch letztere in ein schiefes Licht zu stellen. Sobald aber einmal der ganze Mann geschildert werden soll, so stehen wir nicht bloß vor einem romantisch-pikanten Jugendleben und vor dem Leben eines Literaten, der zufällig Priester ist, sondern vor einer Kette der merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen und vor den Beziehungen eines hervorragenden Priesters zu kirchlichen Ereignissen und Fragen, welche eine gründliche Kenntnis und Beurteilung erheischen.

[1] Von der Schrift J. Müllermeisters (Wilhelm Smets in Leben und Schriften. Eine Literaturstudie, Aachen 1877) war P. Baumgartner wenig befriedigt, indem er meinte: „So fleißig auch der Verfasser nicht nur alles nötige Material, sondern auch eine Menge höchst überflüssiger Kleinigkeiten zusammengetragen hat, um Smets als Lyriker zu Ehren zu bringen, so mager und dürftig hat er das innere Geistesleben und die priesterliche Stellung desselben behandelt und ihn durch Herbeiziehung akatholischer Bemerkungen und Urteile in ein nicht eben sehr günstiges Licht gestellt. Eine tiefere psychologische und theologische Würdigung vermissen wir gänzlich. Dazu ist der zusammengetragene Stoff auch vom literarischen Standpunkt aus durchaus nicht genügend verarbeitet. Schon die überflüssige Lessing-Verehrung, mit welcher das Buch anfängt, wird jeden, der Lessing kennt und vom katholischen Standpunkt beurteilt, unangenehm berühren. Nun zieht sich aber dieser angesponnene Faden später als Schröder-Verehrung und als Verehrung akatholischer Literaturgeschichte und Poesie so durch das ganze Buch hindurch, daß man an einer selbständigen Beurteilung seitens des Verfassers zu zweifeln gezwungen wird."

Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848)[1].

Der Punkt, in welchem die Kommentatoren resp. Biographen der Annette Droste am meisten auseinandergehen, ist unzweifelhaft der religiöse. Joh. Claassen[2] z. B. stellt sein Denkmal gewissermaßen auf einem paritätischen Friedhof auf und hofft, in Annettes religiöse Betrachtungen versunken, daß „die Liebe" endlich „die scheinbare Unversöhnlichkeit der Kirchen" und ihrer Lehren, d. h. doch wohl die Autorität der Kirche und ihrer Dogmen, überwinden werde. P. Wilh. Kreiten[3] dagegen macht sich mit solchen poetischen Unionsgedanken nicht zu schaffen; er hält sich an die wohlverbürgte Tatsache, daß die Dichterin zeitlebens eine treue Katholikin war, und erklärt von diesem festen Standpunkt aus ihre religiösen Gedichte.

Jedem, der neben dem „Geistlichen Jahr" etwa ein Auto von Calderon oder Dantes „Paradies" liest, wird es sofort klar werden, daß zwischen den Dichtungen jener großen katholischen Meister und den Poesien Annettes ein großer Unterschied besteht. Es ist nicht bloß der Gegensatz männlicher Kraft und zarter, weiblicher Beschaulichkeit, südlicher Glut und milder deutscher Wärme, mittelalterlicher Phantasiefülle und ernster moderner Reflexion: es herrscht zwischen denselben der viel tiefere und allgemeinere Unterschied zweier Zeitalter, von denen das eine sich noch im Vollbesitz des katholischen Lebens fühlt, das andere der katholischen Kirche nur noch einen tolerierten Platz zwischen andern Religionssystemen verstattet. Aus Dante und Calderon spricht das lebensfreudige, selige Hochgefühl der Kirche, die, den eucharistischen Christus in ihren Händen, von Engeln und Heiligen geleitet, segnend und triumphierend zwischen allen Völkern einherzieht, die ganze Natur in ihren Dienst nimmt, die ganze Weltgeschichte beherrscht, mit ihren Gebeten ins Fegfeuer dringt, in ihrer Hierarchie den Mächten der Hölle trotzt, durch ihre Sakramente den Himmel auf die Erde herabzieht, und wenn auch kämpfend und ringend, leidend und trauernd, sich doch schon hienieden ihres Erlösers freut und hoffend zu ihm aufjubelt. Aus den geistlichen Gedichten der westfälischen Dichterin spricht dagegen vorwiegend die mystische Sehnsucht einer einzelnen erwählten Seele, die zwar tiefgläubig das Leben der Kirche mitlebt, aber, zwischen Andersgläubigen und Ungläubigen, zurückgedrängt in ihr Kämmerlein und ihre stille Kapelle, ankämpfend gegen den Weltgeist, der sie von allen Seiten bedroht, sich zu den ernstesten Wahrheiten flüchtet, welche das Herz in diesem Kampfe stählen können. In die friedliche Stille

[1] Literarische Rundschau 1884, Nr 17 (515/516).

[2] Anna Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff, Leben und ausgewählte Dichtungen. Ein Denkmal, Gütersloh 1883.

[3] Der Freiin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff gesammelte Werke I Band 1 u. 2, Münster 1884.

ihres Landlebens, in den ruhigen Kreis ihrer frommen Beschaulichkeit dringt nur dann und wann ein Widerschein von der grandiosen Dogmatik des florentinischen Dichters, ein ferner Widerhall von der Erd' und Himmel umfassenden Symbolik Calderons, ein schwacher Nachklang von der liturgischen Schönheit, der geschichtlichen Erhabenheit, der universellen Lebensfülle der katholischen Weltkirche. Von der weltumspannenden Peripherie zieht sich ihre Poesie zu deren stillem Mittelpunkt zurück, zu Christus, zu seinem Leben und Leiden, seinen Reden und Gleichnissen, seinem Wirken in der einzelnen Seele, seinem innerlichen geheimnisvollen Walten in der Menschheit. Dabei walten die ernsten Stimmungen des sog. Läuterungsweges vor, die Stimmungen einer Seele, die, mehr trauernd als freudig, mit sich kämpft und ringt, um sich zu inniger Vereinigung mit Christus zu disponieren.

Das ist nun gewiß ganz korrekt, katholisch. Manche Seelen wird diese beschauliche Innerlichkeit mehr anziehen als das große göttliche Weltschauspiel des Dante und Calderon. Und doch spiegelt das „Geistliche Jahr" das katholische Festleben und Glaubensleben schließlich nur nach der einen, mehr subjektiven Seite hin, nach derjenigen, welche der Protestantismus bei der Trennung, wenn auch nicht ungetrübt, doch bruchstückweise zu sich herübergerettet hat. Die Protestanten haben das unwillkürlich gleich durchgefühlt und die Dichterin dem Bannfluch entzogen, der sonst mehr oder weniger auf allem Katholischen lastet. Während ein Joseph v. Görres u. a. entweder totgeschwiegen oder mit einigen Zeilen verunglimpft wurden, nahmen sie Annette v. Droste unter Lob- und Jubelgesang in alle ihre Literaturgeschichten auf, feierten sie als die erste deutsche Dichterin und stellten sie gewissermaßen als die bedeutendste Repräsentantin des katholischen Geisteslebens hin. Wenn man sieht, wie sonst fast alles Katholische behandelt wird, möchte man fast glauben, sie wäre protestantisch — oder wenigstens halbprotestantisch gewesen.

In dieser Hinsicht sind nun die Ausführungen und Bemerkungen P. Kreitens von hohem Wert. Er ist durchaus nicht darauf aus, sie katholischer zu machen, als sie war. Sie war katholisch, dachte und dichtete katholisch: das ist vollkommen genug[1]. Durch die objektive Konstatierung ihres Entwicklungsganges, die Entstehungsgeschichte ihrer Dichtungen und eine gewissenhaft objektive Erklärung derselben tritt ihre verehrungswürdige Gestalt von selbst aus dem nebelhaften, dogmenlosen, liebesseligen Gefühlshimmel heraus, in welchen Barthel, Claassen u. a. sie versetzen möchten. Sie ist gut römisch, eine fromme, sinnige, aber auch mutig-energische Westfälin. Sie würde, wenn sie unsern Kulturkampf erlebt hätte, ganz sicher jene berühmte Adresse der westfälischen Damen unterzeichnet haben, welche seinerzeit

[1] Gegen neuerdings erhobene Bedenken vgl. G. Gietmann, Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff, in Stimmen aus Maria-Laach LXXVIII (1910) 499—504.

die Ritterlichkeit der Kulturkämpfer in ein so merkwürdiges Licht gestellt hat. Ja sie hat sie gewissermaßen zum voraus unterschrieben, wenn sie singt:

„Gebt Gott sein Recht und gebt's dem Kaiser auch!
Sein Odem ist's, der ob den Obern schwebet,
Und Hochmut nicht; in Eigenwillen hebet
Nicht eure Rechte gen den heil'gen Brauch.
Doch Gott und Welt im Streit: da, Brüder, gebet
Nicht mehr auf Kaiserwort als Dunst und Rauch.
Er ist der Oberste, dem alle Macht
Zusammenbricht, wie dürres Reisig kracht."
[24. Sonntag nach Pfingsten.]

Es ist wahr, Annette war ein Kind ihrer Zeit, wie alle Menschen; sie kannte z. B. die Verehrung nicht, welche die hl. Theresia für den heiligen Nährvater Joseph hegte und welche heute allgemein kirchliche Andacht geworden ist; ihre Marienlieder haben nicht die kindliche Naivität und Begeisterung des Mittelalters; ihre Klagen am Pfingsttag entsprechen nicht dem hoffnungsfrohen Festjubel der kirchlichen Hymnen; aber nichtsdestoweniger waltet in ihren Gedichten der echt katholische Geist der hl. Theresia, innige Liebe zur Kirche und treue Beteiligung an ihrem Leben.

Heinrich Heine (1799—1856)[1].

Aus der bereits ziemlich umfangreichen Literatur, welche sich teils um Heines verschiedene Werke teils um seine Lebensschicksale angekrustet, hat Heinrich Keiter in seinem „Heinrich Heine" (Köln 1891) mit sorgsamem Fleiß, scharfer Beobachtungsgabe in besonnenem Urteil ein durchaus wohlgetroffenes und lebenswahres Bild dieses verhängnisvollen Dichters herausgearbeitet. Es ist nicht mit Voreingenommenheit geschrieben. Überall dringt das liebevolle Bestreben durch, aus dem fast überwältigenden Schlechten und Widerwärtigen das Gute herauszusichten und zur Anerkennung zu bringen. Vielleicht sind Heines Talente und seine besseren Leistungen dabei sogar ein wenig überschätzt. Wenn das Gesamtbild nichtsdestoweniger ein abstoßendes geworden ist, so ist das nicht die Schuld des Biographen, sondern jene des Dichters, dessen ganzes Treiben und Dichten von früher Jugend an den Stempel der Frivolität, der Gemeinheit und schamlosen Unreinheit an sich trägt. Unermeßlich ist der Schaden, den er dadurch dem modernen Geistesleben und insbesondere der deutschen Jugend zugefügt hat. Denn durch das schillernde Feuerwerk seines Witzes wie durch die glatte, verlockende Anmut seiner Liebespoesie hat er, verdorben bis ins innerste Mark seiner Seele, die niedrigste Dirnenpoesie volkstümlich und hoffähig gemacht und

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLII (1892) 584.

aus tausend Herzen jede Ehrfurcht vor dem Heiligsten und Ehrwürdigsten hinweggespottet. Noch heute gibt er in der Judenpresse den Ton an; noch heute ist er der Liebling der Lebewelt und vor allem auch der leichtlebigen Damenwelt. Keiter hat deshalb mit dieser ernsten, objektiven Analyse vom christlichen Standpunkt aus ein überaus verdienstliches Werk getan. Hoffentlich wird man es endlich nun wenigstens in katholischen Kreisen einsehen, daß jede Frau, jedes Mädchen sich schämen sollte, die Werke eines solchen Dichters nur anzurühren, daß der Pesthauch geistiger Zersetzung, der seine Werke durchsäuert, kaum für den gereiften Mann frei von jeder Gefahr sittlicher Ansteckung ist. Er verunreinigt nicht bloß die Einbildungskraft, er verdirbt auch den Geschmack an allem Hohen und Edlen, an aller wahren, idealen Poesie. Möge Keiters gewissenhafte Studie und warnendes Urteil darum in den weitesten Kreisen Beachtung finden!

Börne (1786—1837)[1] und Heine (1799—1856).

Sebastian Brunners Schrift über Börne und Heine, „Zwei Buschmänner" (Paderborn 1891), enthält trotz des etwas barocken Titels und vieler Stellen, welche demselben entsprechen, eine reiche Fülle des wertvollsten literaturgeschichtlichen Aktenmaterials über das gesamte Leben und Treiben der beiden Literaten, welche dem modernen Reformjudentum zum großen Teil seinen verhängnisvollen Einfluß auf die heutige Presse und Literatur erworben haben. Dieses Aktenmaterial, der eigentliche Kern der Schrift, verdient die allgemeinste Beachtung und wird dieselbe auch sicher finden. Wer es sorgfältig prüft, der dürfte sich wohl kaum des gerechten Unwillens erwehren können, den die zwei schamlosen und charakterlosen Lästerer alles Heiligen und Großen in jedem edelgesinnten Herzen erwecken müssen. Ob aber Sebastian Brunner nicht besser getan hätte, das Aktenmaterial ruhig durch sich wirken zu lassen, ohne seinen eigenen Empfindungen dabei ständig Luft zu machen, das bleibe dahingestellt. Manche freuen sich, ihre Empfindungen so gedruckt vor sich zu sehen, noch schärfer und origineller, als sie dieselben zu fassen vermöchten. Andere ziehen eine rein objektive Behandlungsweise vor, werden aber wohl kaum in Abrede stellen können, daß Leute vom Schlage Heines und Börnes wirklich zu den schärfsten Waffen der Abwehr herausfordern, und daß unsere biedern deutschen Vorfahren derlei Leute unzweifelhaft für ehrlos und friedlos erklärt haben würden.

Von der köstlichen Satire Sebastian Brunners „Der Nebeljungen Lied" (neu aufgelegt[2], Regensburg 1890) erschien die erste Auflage im Jahre

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLII (1892) 583 f. [2] Ebd. 583.

1845 und dankte das Passieren der Zensur dem glücklichen Umstande, daß der k. k. Zensor das Buch für eine neue Ausgabe des Nibelungenliedes hielt und sagte: „Passiert! Wie oft wird denn der alte Schmarren noch gedruckt werden!“ Der Liberalismus mit dem modernen revolutionären Strebertum, das Brunner hauptsächlich an Börne und Heine, an dem Kommunistenschneider Weitling und an dem Philosophen Feuerbach, an George Sand und Eugène Sue, Zschokke und Bretschneider, David Strauß und Bruno Bauer durchhechelt, hat in den seither verflossenen 47 Jahren wohl eine Menge anderer, nicht weniger anrüchiger Helden hervorgebracht, aber in seinem innersten Wesen ist es sich gleich geblieben und hat keine Fortschritte gemacht. Derselbe philosophische Schwindel, dieselbe frivole Geschichtsbaumeisterei, dieselbe Jesuitenfurcht, dieselbe Romanschreiberei, dieselbe Frechheit gegen alles Große und Heilige, dieselbe Liederlichkeit und Lumperei. Brunners Satire hat darum heute noch den Reiz der Aktualität.

Dr Christoph Bernhard Schlüter (1811—1884)[1].

Schlüters Sonettenkranz aus den Jahren 1847—1860 „Schwert und Palme“ (Steyl 1886) ist das letzte poetische Vermächtnis eines Mannes, der sich um die Entwicklung unserer katholischen Literatur die größten Verdienste erworben hat. Er war einer der ehrwürdigen Stammhalter, der sie noch mit den Überlieferungen des Stolberg-Gallitzinschen Kreises zu Münster, wie mit jenen der Romantik lebendig verband. Er wurde am 27. März 1801 zu Warendorf bei Münster geboren, nur ein Jahr nachdem Friedrich Leopold zu Stolberg in den Schoß der katholischen Kirche zurückgetreten war. Er studierte in Göttingen 1819—1822 hauptsächlich Philosophie und Philologie. Früh des Augenlichtes beraubt und durch den Rat einer münsterischen Prüfungskommission aus dem Felde der Poesie auf jenes der Philosophie verschlagen, wurde er 1827 Privatdozent, 1848 Professor der Philosophie an der Akademie zu Münster. Seiner völligen Blindheit unerachtet, erwarb er sich ein universelles Wissen von bewundernswertem Umfang, trat mit allen herrschenden Geistesrichtungen in Fühlung, vertiefte sich in Spinoza und Scotus Erigena, in talmudische Theosophie und modernen Materialismus, behielt aber dabei immer den demütigen Kindersinn und die kirchliche Gesinnung eines echt katholischen Gelehrten. Seine philosophischen Schriften sind nicht ganz irrtumsfrei und haben heute mehr historischen als eigentlich philosophischen Wert. Den Spinozismus und den modernen Materialismus hat er indes nach bestem Vermögen, mit wahrer Begeisterung bekämpft und suchte hauptsächlich in den Werken des hl. Augustin die Grundlagen und

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXII (1887) 239—247.

Bausteine einer christlichen Philosophie. Dem Wiederaufleben der Scholastik bahnte er von ferne die Wege, und als sie von päpstlicher Autorität selbst offiziell empfohlen wurde, wandte er sich noch im hohen Greisenalter dem bisher vernachlässigten Studium des hl. Thomas zu.

Neben einer in alle Höhen und Tiefen gehenden Spekulation pflegte Schlüter unaufhörlich die schöne Literatur, ließ sich aus allen Kreisen der Weltliteratur vorlesen, trat mit Dichtern in Verkehr und dichtete auch selbst. Dabei begegnete ihm dasselbe, worüber Schiller klagt, daß der Philosoph in ihm nicht selten den Dichter, der Dichter aber den Philosophen hemme. Die Phantasie zog ihn von den Pfaden nüchterner Forschung in mystisch-theosophische Wolkenregionen hinüber, der philosophische Verstand ernüchterte ihn, wenn er dichten wollte. Beides, besonders aber das letztere, hatte neben der Schattenseite doch eine Lichtseite. In einer Zeit, in welcher die Poesie — aus Mangel einer klaren, festen Weltanschauung — vielfach ihren ernsteren Gehalt zu verlieren und zum bloßen Spiel herabzusinken drohte, hat er sich und andere zu den höchsten Idealen der Kunst zurückgelenkt, wie er sie in Dante verkörpert fand. In einer Sonettensammlung, die 1844 erschien, beschreibt er poetisch, wie ihn Dante aus dem dunkeln Walde zu den Lichthöhen der christlichen Ideen zurückführte, und er antwortete ihm dann:

„O Dante! sprach ich, wem du zugesprochen,
Gewalt'ger Geist, der singt nicht mehr vom Veilchen,
Zephiren, schönen Augen, süßen Mäulchen;
Denn Höh'rem wird sein Herz entgegenpochen.

O, seine Muse hat gar bald gebrochen
Mit Amor'n, Amoretten; wohl ein Veilchen
Füllt' ich mit solchem Unsinn meine Zeilchen;
Doch hat mir Scham die Torheit lang gerochen.

Denn was die Welt um mich rings Liebe nennt
Und Poesie, ist ekel meinem Munde
Seit lang' und scheint ein alt und schlecht Gerümpel;

Beatrix wies auch mir ein Element;
Vom Tag der ew'gen Liebe gab sie Kunde;
Ein Aar nur langt dahin, allein kein Gimpel."

Wenn Schlüter als Dichter so ziemlich totgeschwiegen wurde, so ist seine ernste, poetische Richtung doch nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Literatur geblieben. Schon als junges „Professerchen" — so nannte ihn Annette v. Droste-Hülshoff — wurde er 1834 der Freund und literarische Berater dieser Dichterin. Unter seiner Leitung erschien die erste Sammlung ihrer Gedichte, und er ist bis zu ihrem Tode (24. Mai 1848) in anregender Konnexion mit ihr geblieben. In ähnliche Beziehung trat er später zu

Luise Hensel und war ebenfalls an der ersten Herausgabe ihrer „Lieder" beteiligt. In welchem Sinne er sich solchen literarischen Hilfeleistungen unterzog, sagen die artigen Hexameter, mit welchen er Annette aufforderte, ihre Gedichte für den Druck abzuschreiben:

„Auf, o Nettchen, und schreib, und tunk in die Tinte die Feder
Wohlgeschnitten und fein, und schnell gefertigt die Abschrift!
Jahre entfliehen und wir mit ihnen; dem Pfeil in der Luft gleich
Und dem Fluge des Vogels verschwindet spurlos das Leben
In der irdischen Zeit; kurz währet die silberne Furche
Riesiger Masten im Meer, gar schnell ist der Name vergessen,
Auch der Edelsten selbst. Zieh denn im gebrechlichen Fahrzeug,
Steuernd zum Porte, auch du die eilend versprühende Furche
Fröhlichen Muts und erfreue manch Herz mit deinem Gesange.
Denn wie des Hifthorns fernes Getön im Ohre des Wandrers,
Wenn er im Mittag ruht im Farrenkraute der Heide,
Also dringet der Ton der wahren Begeist'rung, vom Himmel
In die Herzen der Dichter gesandt, zu den Herzen der Hörer,
Sehnsucht weckend und süßes Gedenken unsterblicher Liebe.
Denn dem Dichter, ihm ward ein Funke der schaffenden Weisheit,
Ihm erschließend im Quell die ewige Fülle des Lebens,
Und ihm zeigend die Tiefe des Werkes im heiligen Spiegel,
Daß er schöpfet und schafft und bildet und freut sich der Schöpfung,
Preisend selig die Macht, die ewig schaffende, welche
Segnend erhält und liebend vollendet, was sie geschaffen!
Und so preisen sie auch, die immer den Dichter vernehmen,
Wenn er freudig verströmet, was froh er geschöpft und gebildet
Lange mit Arbeit und Müh', und wert ist er selber des Kranzes."

An Naturgefühl, feiner Empfindung, formeller Gestaltungskraft war Annette ihrem blinden Mentor weit überlegen; neben der leichten geistreichen Causerie ihrer Briefe nehmen sich die seinen manchmal fast etwas philiströs aus. Es gibt indes auch eine Poesie des Gedankens, und hier war er, der Schüler Dantes, an Tiefe, Ernst und Kraft ihr sicher voraus. Während selbst in ihrem „Geistlichen Jahr" sich dann und wann etwas wie Unruhe, Unbefriedigung, Melancholie ausspricht, hat er mit den großen katholischen Poeten der Vergangenheit jene freudige Ruhe gemein, die der Herrlichkeit des Glaubens freudig genießt. Während sie nie einen Ton anschlug, der Andersdenkende irgendwie stören oder verletzen konnte, schwang er wie Sebastian Brant die satirische Geißel über die Torheiten der Welt. Sie stand dem modernen Geiste, er jenem des Mittelalters näher. Höchst merkwürdig ist ein kleiner Sonettenkranz, den er 1835 an sie richtete und worin er sie begeistert mahnte, sich von der Welt abzukehren und in ihrem eigenen Selbst mit Gottes Gnade den Himmelsfrieden zu suchen, den die Welt nicht geben kann. Ganz besonders warnt er sie in einem dieser Sonette vor der französischen Romanliteratur, die denn auch während der nächsten Jahr-

zehnte in steigender Progression alles verwirklichte, was der Dichter von ihr sagte.

Inwiefern eine solche Verwarnung angebracht sein mochte, wissen wir nicht. In den Werken der Dichterin findet sich jedenfalls nichts, was auch nur die leiseste Verwandtschaft mit jener trüben Richtung des französischen Romanes verriete. Ein Hauch zarter Jungfräulichkeit und tiefer Religiosität verklärt dieselben, und ihr poetischer Wert eroberte der Dichterin wie im Sturmlauf alle Herzen. Sie wurde die Vielgefeierte und blieb es; keine zweite deutsche Dichterin hat bis heute solche Bewunderung gefunden. Ihr blinder Freund freute sich von Herzen dieser Erfolge, trug durch Veröffentlichung ihrer Briefe auch nach ihrem Tode noch mit dazu bei; er selbst aber sah seine eigene Poesie auf einen sehr engen Freundeskreis eingeschränkt. Außer der erwähnten Sonettensammlung gab er nur noch einmal eine kleine Zahl vermischter Gedichte heraus, und zwar als Anhang zu metrischen Übersetzungen. Als Übersetzer aber entwickelte er eine ansehnliche Tätigkeit. So übersetzte er selbst eine „Auswahl aus den besten Dichtern des Leonschen Zeitalters" (1847), die Pia Hilaria (Legenden und Erzählungen) des P. Gazäus (1848), zwei „Blumenkränze religiöser Poesien aus der Sprache des Südens" (1855, 1861), die „Mariengesänge des Jak. Balde" (1857); gemeinsam mit W. Storck übertrug er „Sämtliche Originalgedichte des Ponce de Leon" (1853), „Ausgewählte Gedichte Jacopones da Todi" (1864) und „Camoens' sämtliche Idyllen" (1869), im Verein mit H. Brinkmann „Ausgewählte Gedichte Anna Procters" (1867), im Verein mit A. Jüngst „Ausgewählte Gedichte von Felicia Hemans" (1878). Wie W. Storck und A. Jüngst, so haben später auch P. Diel und P. Kreiten zeitweilig an seinen poetischen Abendkränzchen teilgenommen. „Bis zur heutigen Stunde", sagt P. Norrenberg, „gibt es unter den norddeutschen katholischen Dichtern wenige, die seine Schule nicht genossen und ihm nicht vieles zu danken hätten." [1] Sein Haus am „Alten Steinweg" blieb bis zu seinem Tode ein Weimar en miniature. Es war da kein Schloß und kein Herzog und kein Theater, aber der ehrwürdige blinde Greis mit seinen langen, silberweißen Haaren, mit seiner Freundlichkeit und Herzensgüte flößte jedem Verehrung und Liebe ein; er wurde nie müde, Poesie und Literatur nach allen Richtungen hin zu pflegen, jüngere Leute dafür anzuziehen, sie zu ermuntern, anzuregen und heranzubilden. Ein ganz außerordentliches Gedächtnis ermöglichte ihm, bei Besprechung eines Gedichtes nicht bloß lateinische und griechische Autoren, sondern auch solche aus fast allen neueren Sprachen zur Vergleichung heranzuziehen. Von Friedrich v. Schlegel wie von Goethe wußte er ganze Seiten, von Dante ganze Cantos, von Shakespeare ganze Szenen nahezu wortgetreu.

[1] Allgem. Geschichte der Literatur III 257.

Dabei nahm er von allem Neuen Notiz, so gut es ihm die Zeit erlaubte; doch bevorzugte er stets das Studium des Höchsten und Besten, die hervorragendsten Klassiker aller Zeiten und Völker, die schönsten Erzeugnisse früherer katholischer Poesie, religiöser wie profaner. In dem kleinen, stillen Haus wurde weit mehr Schönes und Herrliches gelesen, als einst die Bretter von Weimar bestieg, und neben all den interessanten Fragen, welche den Briefwechsel Goethes mit Schiller füllten, wurden hier auch noch viele andere und wichtigere ventiliert, über all die Bezüge, in welchen die schöne Literatur zu Christentum und Kirche steht.

„Welt und Glauben" — so heißt die einzige größere, selbständige Dichtung, die Schlüter herausgab. Sie besteht aus 448 Sonetten, die in drei Gruppen geteilt sind: „Zorn und Zuflucht", „Offenbarung und Kirche", „Glauben und Gnade". Wie in dieser allgemeinen Gruppierung zeigt sich der Idealist auch darin, daß er sonst nichts tat, um dem Leser den Genuß der Sonette zu erleichtern, ihn anzulocken, zu fixieren. Wie sorgfältig hat Goethe für das kleinste seiner Gedichte einen interessanten, fesselnden Titel gesucht! Schlüter hat das, gewiß zu großem Nachteil, völlig versäumt. Und doch hätten es seine Sonette verdient! Sie gehören zu den schönsten, gedankenreichsten, gehaltvollsten und auch gefühlvollsten, welche wir in deutscher Sprache besitzen. Sie sind keine bloße Übung in schwierigem Maße, sie sind, wie jene Shakespeares, Michelangelos und Vittoria Colonnas, aus der tiefen Empfindung einer echten Dichterseele hervorgegangen. In ihrem tiefernsten Gehalt wie in ihrer Verkettung gemahnen sie an Dante. Aus dem wirren Walde jener revolutionären Gärung, welche dem Jahre 1848 vorherging, reißt sich der Dichter los, um durch die mannigfaltigen Studien eines religiösen Ringens und tiefe Betrachtung hinauf in den Himmel zu dringen und von dort aus sich seine Weltanschauung zu gestalten:

„Ich seh' hinauf; ein lichter Friedenstag
Der höchsten Einheit zeigt sich meinen Blicken;
Nur Einen seh' ich; fernab mir im Rücken
Liegt mir die Welt mit ihrer Not und Schmach.

Ich seh' hinab; was dunkel vor mir lag,
Muß mich durch tausendfachen Glanz erquicken:
So teilt in Pracht sich, ohne zu zerstücken,
Das eine Licht, das sich in Farben brach.

Im Blick hinauf war mir die Welt verschwunden,
All ihrer Torheit nicht'ge Pracht und Schein
Mocht' ich nicht mehr als Wirklichkeit erkunden.

Nun aber kehrt ihr Schein sich mir in Sein,
Die frei verlorne hab' ich neu gefunden,
Denn was sie ist, ist sie in Gott allein."

In diesem Sonett ist andeutungsweise auch die Art der andern charakterisiert; die meisten bieten noch mehr Bilder, Schwung, Harmonie, aber sie sind hoch, erhaben, nicht selten auch etwas dunkel wie alle Empfindung, die über das Reelle und Materielle sich zum Unsichtbaren, Ewigen erschwingt. Aber wenn die Poesie nicht vollends im Materiellen wie die Malerei im Genre verkommen soll, so wird man wieder zu den ewigen Höhen der christlichen Weltideen aufblicken müssen. Manchem mag es schwer werden, dem Dichter in diese hohen Regionen zu folgen, die er nicht selten mit tiefen philosophischen Gedankenblitzen durchdringt. Aber es lohnt sich! Man hat von solchen Gedichten mehr als von unserer alltäglichen Salon- und Maikäferpoesie, die Brehm oft vollständig in die Sprache der Vögel hätte übersetzen können! Übrigens kann Schlüter auch ganz konkret und anschaulich werden, und man wird nicht leugnen können, daß er sogar eine heitere Prophetenanlage besaß, da er schon 1844 von dem Jahre 1847 voraussagte wie von einer ihm schon erschlossenen Vergangenheit:

„Im Jahre achtzehnhundert vierzig sieben
War manchen Junkers Hut nicht goldumrändert,
Doch gingen Fraun und Mädchen reichbebändert,
In bunter Seid'; man liebt' und ließ sich lieben.

Man aß und trank und schlief und fischt' im trüben,
Und klatscht'; im ganzen ward so fortgeschlendert.
Ein Kenner fand die Welt nicht sehr verändert
Und sie noch ziemlich in der Mode blieben.

Gold, Weiber, Ehrgeiz, Herrschaft, Neulust, Grillen
Trieben mit Kraft der Trägheit unabläßig,
Als blauer Dunst, die alte Dampfmaschine.

Vergeblich Werk, es hieß um Gottes willen
Getan, die Selbstsucht lachte übermäßig,
Zu ihrem Spiel rings fand sie gute Miene."

In der Schroffheit, womit der Dichter den gärenden Revolutionsideen ganz ablehnend und unversöhnlich entgegentrat, in der Erhabenheit und dem Ernst der meisten andern Partien, in der nun einmal schwierigen, dem Volke fremden, künstlerischen Form mögen wohl die Hauptgründe liegen, weshalb diese Sonette vielfach unbeachtet blieben. Schlüters Name drang kaum in eine oder andere der zahlreichen Literaturgeschichten. Als 1860 eine zweite Sonettensammlung von 389 Stücken vorlag, scheint er keinen Verleger gefunden zu haben. Erst fast drei Jahre nach seinem Tode sind sie endlich im Druck erschienen und lassen vermuten, daß Schlüter wohl überhaupt einer der fruchtbarsten Sonettisten unserer ganzen neueren Literatur war. Für einen gewandten Verstechniker, der mit der Fülle des Reimes spielt, und für den Denker, der es liebt, ein kräftiges Gefühl gewissermaßen mit dem Gedanken,

aus dem es aufgesproßt, kurz und epigraphisch abgeschlossen zu fixieren, hat die Form etwas Verführerisches. Sie wird ihm eben so leicht und vertraut, wie sie dem größeren Publikum durchweg fremd und schwer bleibt. Schon die Stanze klingt uns weniger volkstümlich als die alte Vierzeile der spanischen Romanze, wie sie Weber in „Dreizehnlinden" angewandt hat, oder die kurzen Jamben und Trochäen unserer Volkslieder. Nichtsdestoweniger dürfen wir beide Sammlungen allen empfehlen, die in der Poesie einen ernsteren, tieferen und namentlich religiösen Gehalt suchen. Sie bilden, wie schon angedeutet, ein höchst interessantes Seitenstück zu dem „Geistlichen Jahr" Annettes v. Droste-Hülshoff. Sie stehen an Gehalt diesen vielgefeierten Dichtungen durchaus nicht nach; aber Geschlecht, Charakter, Bildungsgang, Stellung des Dichters geben seinen Betrachtungen und Anmutungen eine grundverschiedene Richtung.

Der Dichterin treten die Irrtümer der Zeit in mehr entfernten Wirkungen nahe, sie fühlt sich mitunter kleinmütig: eine Kleinmut, die oft mißverständlich als halber Zweifel ausgelegt worden ist; sanft und mild schließt sie sich dann an die einzelnen Glaubensgeheimnisse an und verwebt sie in ihrer Andacht zu lieblichen Blumen. Der Dichter dagegen ist praktischer Philosoph. Er ist mit den modernen Grundirrtümern, Spinozismus, Materialismus, Naturalismus, Unglaube längst handgemein geworden, er fordert sie nun auch poetisch heraus und zieht in geharnischter Dichtung gegen sie zu Felde, wobei er Ironie, Satire und auch scharfen, derben Tadel nicht spart. Wenn er sie aber überwunden, dann kehrt er sich freudig dem Glauben seiner Väter zu und verherrlicht ihn in hundert verschiedenen Variationen. Der Grundton ist: Ego autem gaudebo et exultabo in Deo salutari meo! In diesem Sinn sind die Titel der zwei Gruppen zu verstehen, in welche die zweite Sammlung geteilt ist: „Schwert und Krieg", „Sieg und Palme". Zur Charakteristik einige Proben.

Erpeitschter Fortschritt.

O, die ihr ewig Fortschritt! Fortschritt! ruft,
Und wollt, daß im Momente sonder Frage
Das Bäumchen grüne, blüh' und Früchte trage
Als ganzer Baum, voll Laub und Glanz und Duft:

Warum nicht brecht ihr aus des Tales Schluft[1]
Die schlanke Haselgerte, nach der Sage
Des Zaubers voll, daß ihr mit wüt'gem Schlage
Das Bäumchen geißelt und durchpeitscht die Luft?

Könnt ihr doch nimmer eure Unruh' stillen
Und sanft abwarten das Gedeihn der Flur,
Das heiligem Gesetz noch untertänig.

[1] In der Ausgabe (S. 31) steht irrigerweise „Schlucht".

Peitscht zu, ha, peitscht! wer weiß, ob nicht Natur
Vom tausendjähr'gen Brauch um euretwillen
Abläßt und angstvoll sich bequemt ein wenig?

Die sich spreizende Nichtigkeit.

Zu jedem Großen seh' ich euch erschlafft;
Wo Nichtiges, sich eitel spreizend, blinket,
Jäh fahrt ihr auf und den Genossen winket
Und wirkt und schafft, wie man für Ew'ges schafft.

Dem Traum nur Wahnsinnstaumel euch entrafft.
Nie wandelt ihr, ihr raset oder hinket;
Von oder außer sich, doch jedem dünket
Berauscht sein Gott nur seine eigne Kraft.

So tollt und prangt und prahlt ihr und stolzieret,
Die Herrn der Welt für eine kurze Stunde,
Und macht euch, Toren, Toren untertan.

Und Herzensleere mächt'gen Durst gebieret,
Das Weltmeer möcht' verschlucken mit dem Munde
Ein jeder Gründling als Leviathan.

Die Freiheit kommt nicht von außen.

Von außen käm' euch Freiheit? Ha, zum Lachen
Ist euer Köhlerwahn; der Hunger wild,
Der euch im Wirbel treibt, wird nur gestillt,
Wenn ihr den Geist der Ordnung laßt erwachen.

In ihm allein abschüttelt ihr die Drachen,
Sie, deren Wut grimmzüngelnd euch umschwillt;
Wo Freiheit nicht aus innerm Frieden quillt,
Wird nie ihr Tag eu'r Antlitz fröhlich machen.

Freiheit ist not, mehr Einheit, Lieb' und Friede;
Ehrfurcht und Seelenadel baut euch Einheit,
Die Einheit Freiheit, die sonst nicht zu kaufen.

Seid ihr des Zwangs des wirren Irrsals müde,
Wohlan, tut ab Zank, Hader und Gemeinheit,
Und fürchtet Gott, wollt ihr umsonst nicht laufen!

Das Kreuz.

O Menschenbrüder, die im vollen Glücke
Ihr weilet sorglos froh, habt ihr auch acht
An jedem Tag wer euch solch Glück gebracht,
Daß Himmelsgab' es sei und kein Geschicke?

Ach, aus der Freude Taumel hebt die Blicke
Nicht selten zu dem Hügel, wo in Nacht
Des Todes rang, der glücklich uns gemacht;
Denkt ihn hinweg, welch ungeheure Lücke!

Verfinstert wie in jener Todesstunde,
Stirbt hin die Sonn'; am weiten Firmament
Sind keine Stern' und ist kein Mond zu schauen;

Die Erde bebt, und auf dem weiten Runde
Tönt Klag' und Heulen; jede Fuge trennt
Sich in der Tiefe, rings herrscht Todesgrauen.

Gottvertrauen.

O du, des Aug' ob allen ewig wacht,
Der Schlaf nicht kennt, du alles Guten Quelle,
Der jeglichem du ordnest seine Stelle,
Und seine Stellung zum Gesetz ihm macht:

Du siehst mich, wandl' ich gleich in Mitternacht,
Doch in der Höh', in Paradieses Helle,
Führst sanft und sicher mich, wie mich umbelle
Rings Todsgefahr, dahin, wo Friede lacht.

Was schadet's, seh' ich gleich nicht die Gefahr,
Die außen mich umdroht, kaum, die im Innern,
Im eignen Herzen und Gemüte lauert:

Dir ist im Mittagsglanz sie offenbar;
Auch mich umfasset deiner Lieb' Erinnern,
Und deine Lieb' in Ewigkeiten dauert.

Zwischen den geharnischten Sonetten und den vorwiegend philosophisch-dogmatischen liegt eine Menge schlicht religiös-lyrischer. Man brauchte sie nur in ein leichtes Versmaß umzusetzen, und sie könnten sangbare, liebliche Lieder werden. Es ist wirklich schade, daß Schlüter das nicht getan, daß er zu sehr schwierige und künstliche Formen liebte. Aber es ist nun einmal so, und es würde von den Katholiken Deutschlands undankbar sein, wenn sie seinen wirklich wertvollen Dichtungen nicht die verdiente Aufmerksamkeit schenkten, nur weil er das protestantische Visum et Repertum nie erhalten hat. Er kann es nie erhalten, er war zu ausgeprägt katholisch — ein echter kerniger Sohn der roten Erde — er hat zuviel getan, um von allen Seiten her Bausteine zu einer katholischen Literatur zusammenzubringen, jüngere Kräfte dafür heranzubilden und sie von dem herrschenden Zeitgeist unabhängig zu erhalten. Ebendeshalb aber hat er auch um so mehr Anspruch auf den Dank und die Verehrung jedes Katholiken!

P. Gall Morel O. S. B. (1803—1872)[1].

Ein Notker, ein Walafrid Strabo, ein Monachus Sangallensis mitten unter den prosaischen Gestalten der Gegenwart, ein Mönch, der die reichen

[1] Stimmen aus Maria-Laach VIII (1875) 453—461.

Geistesschätze des Mittelalters vor den himmelstürmenden Pygmäen des 19. Jahrhunderts in die Einsamkeit eines stillen Waldtales flüchtet, dort, angehaucht von den Erinnerungen und Schöpfungen einer großen, tausendjährigen Vergangenheit, die Segensfülle der mittelalterlichen Klosterschule in die Gegenwart verpflanzt, Dichter zugleich und unermüdlicher Forscher und Sammler, Musiker und Mann des ernsten Studiums, gelehrter Schulmann und unermüdlicher, volkstümlicher Apostel in Wort und Schrift — das ist das eigentümliche Lebensbild, das in der von P. Benno Kühne gezeichneten Biographie[1] vor unsere Augen tritt. Ein überaus schönes, tröstliches Bild, das jeden freuen und erbauen wird. In manchen Partien glaubt man, den gelehrten Forscher aus Mabillons Schule vor sich zu haben, aber bald tritt wieder der Schulmann und Künstler hervor und erinnert uns unwillkürlich an die St Galler Mönche[2] der karolingischen Zeit, bei denen Beschauung und Studium sich mit dem großartigen Apostolat der Schule verband, von Poesie und Kunst liebenswürdig verklärt und verschönert. Freilich war das alles in die Formen der Neuzeit übertragen, den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt, aber der Geist, der die unerschöpfliche und allseitige Tätigkeit Morels lenkte, war kein anderer als der des glaubensinnigen, sangesreichen Notker, der reine, kindliche, engelgleiche Geist jener schönen mittelalterlichen Zeit.

Morel ist dadurch nicht nur „eine lebendige Apologie des Ordenslebens und der Klöster gegen alle Angriffe der Mißkennung und des Vorurteils", wie ihn der hochwürdigste Dr Greith, Bischof von St Gallen, genannt hat, sondern auch ein ruhmreicher Vertreter jener Richtung des Benediktinerordens, welche, schon anfangend mit dem hl. Benedikt, das kontemplative Leben mit dem umfassendsten Apostolat verbunden und den großen Orden selbst zum Erzieher der mittelalterlichen Welt gemacht hat.

Um so objektiver, wertvoller und anziehender ist die von P. Kühne entworfene Biographie, als sie zum großen Teil aus den Tagebüchern des Verewigten selbst, seinen Schriften, Aufsätzen und Briefen zusammengewoben ist, so daß der Interpret sich zurückzieht, der Mann selbst zum Leser spricht, und zwar in allen Stufen und Episoden seines unerschöpflich tätigen Lebens. Was etwa noch fehlt, ergänzt der Biograph durch reichhaltige Notizen, Übergänge und Bemerkungen — und wir dürfen uns schon an ihn halten, da er 20 Jahre lang als Schüler, Kollege und Ordensbruder mit P. Gall zusammenlebte und schließlich sein Nachfolger im Rektorate der Stiftsschule ward. Bei der Vielseitigkeit des Mannes und bei der Fülle von Material war es übrigens nicht so leicht, das Bild zu plastischer Schärfe und Lebens-

[1] Gall Morel. Ein Mönchsleben aus dem 19. Jahrhundert, Einsiedeln 1875.

[2] P. Morel war selbst von St Gallen, aus St Fiden gebürtig.

ähnlichkeit zu gestalten. Der Verfasser hat deshalb die virtuelle Vielheit des Mannes (der wirklich das geleistet, was zwei bis drei gewöhnliche Leute ihr Leben lang beschäftigen könnte) in ihre Teile zerlegt, führt uns nach „allgemeinen Lebensbezügen" erst den Dichter, dann den Polyhistor, den Ästhetiker, den Schulmann, den Religiosen vor und faßt endlich das Leben in einem Gesamtbilde zusammen.

Jugendjahre, Standeswahl, Eintritt in den Benediktinerorden (1819), Profeß, die ersten Jahre des religiösen Lebens und die Priesterweihe (1826) sind kurz, treffend und anschaulich geschildert. Das Leben im „Fraterstock", d. h. im Seminar des Klosters, ist so gemütlich dargestellt, daß wohl dem kitzlichsten „Mönchs- und Geisterseher" der Horror vergehen dürfte. Wunderschön ist ein Brief der Mutter an den jungen Benedikt über seine Standeswahl — ein wahrer Spiegel für Eltern und Kinder in Bezug auf diesen entscheidenden Lebensmoment —, nicht weniger erbaulich ein Brief des jungen Ordensmannes über den getroffenen Entscheid. Von besonderem Interesse aber sind in literarischer und pädagogischer Hinsicht die „frechen Rezensionen", welche der junge Mönch über die modernen Klassiker, die hohen wie die niederen, während seiner Studienjahre ins Tagebuch schrieb und die, obwohl nachher von ihm selbst für „frech" befunden, doch von der frühen Reife seines Geistes Zeugnis geben. Jedem aufstrebenden Knaben und Jüngling sollte man übrigens zu beherzigen geben, was Morel über derartige Lektüre in sein Tagebuch schrieb:

„Ich halte es für ein Glück, daß mir die besten deutschen und andern Dichter erst spät in die Hände kamen. Das zu frühe Naschen am Baume der Erkenntnis zerstört viele tausend Talente."

Daß in dem kurzen philosophisch-theologischen Kursus so viel Musik, Poesie und Humor gedieh, dürfte vielleicht einen ernsteren Beurteiler stoßen. Da ist nur daran zu erinnern, daß man den Zeiten Rechnung zu tragen hat, daß übrigens die damalige Bildung völlig hinreichte, um für die Aufgaben des Klosters die tüchtigsten Kräfte heranzuziehen, wie nebst P. Gall der nachmalige Abt Heinrich IV. seligen Angedenkens klar beweist. Für Morel selbst war es äußerst günstig, daß er bald nach Beginn seines religiösen Lebens an jene Studien geriet, die nachmals seine Hauptlebensaufgabe wurden und durch die er so viel für das Heil der Seelen gewirkt hat.

Der zweite Abschnitt schildert uns den Dichter, leider nicht nach seinem Entwicklungsgang, sondern nach dem idealen Gehalt seiner Gedichte erst als Sänger seines Klosters, dann als allgemeinen Lyriker, endlich als Dramatiker, Gelegenheitsdichter und Humoristen. Ich sage leider, denn mit dieser Einteilung geht gerade das verloren, was an einer Dichterbiographie das Interessanteste ist: die innere Entwicklungsgeschichte des Talentes, ihr Verhältnis zu den äußeren Ereignissen und das Charakteristische des Lebens, das aus

der Verbindung des inneren Geisteslebens mit der prosaischen Lebensweise erwächst. Ich vermisse dies um so mehr, als P. Gall vorzugsweise Lyriker war, bei welcher Dichtungsart oft nur die Kenntnis des Standpunktes Verständnis und Genuß vollständig ermöglicht, noch weit mehr aber Gelegenheitsdichter als Lyriker im streng technischen Sinn, als er überhaupt zu dichten nie aufhörte und seine ganze ausgebreitete Tätigkeit mit Poesie würzte und durchdrang.

Damit will ich nicht bestreiten, daß die gegebene Anordnung nicht auch ihre Vorteile habe. Man wird fast nur mit dem bekannt, was der Kunstrichter als bleibenden Wertes bezeichnen wird, die vielen angeführten Gedichte erhalten einen guten Kommentar (namentlich die „Wanderbilder", das Produkt einer Mailänder Reise, welche mittels des Tagebuches zu einer köstlichen Reiseskizze verwoben sind), und der Literaturhistoriker findet die vorzüglichsten Gedichte schon wohlgeordnet, beleuchtet und kritisiert.

Indem P. Kühne im dritten Teil der Biographie zur Schilderung des Polyhistors übergeht, macht er auf das Paradoxe aufmerksam, daß derselbe Mann neben der Liebe zum Phantasiereichen und Phantastischen eine unbändige Freude am Trockensten, Realsten bekunde, wie an archivalischen Arbeiten, Münz- und ähnlichen Sammlungen usw. Obwohl sich dieses Paradoxon unzählige Male in der Geschichte aller Literaturen wiederholt (was war Goethe für ein Sammler und Walter Scott für ein Antiquar!), sich gar friedlich dadurch löst, daß wahre Poesie sich ganz vernünftig ans Reale und Allerkonkreteste anlehnt und gerade daraus wie die Blüte aus der prosaischen Wurzel und dem unpoetischen Stengel emporquillt: so wundert man sich doch bei Lesung dieses Abschnittes wirklich über den immensen Fleiß des Archivars und Bibliothekars, des Geschichtschreibers und Quellenforschers, über diese lange Reihe von Katalogen und Regesten, kleinen Monographien und größeren geschichtlichen Arbeiten, von historisch-kritischen Korrespondenzen und Quellenpublikationen, die ganz gleichzeitig mit den heitersten Gelegenheitsgedichten mit Jugenddramen, lyrischen Gesängen, mit Kalendern und Gebetbüchern aus seiner Feder flossen.

Die bedeutendsten geschichtlichen Leistungen Morels sind:

Die Regesten des Stiftes Einsiedeln (Auszüge aus 1303 Urkunden), ein Hauptquellenwerk für schweizerische Spezialgeschichte.

Eine zweibändige populäre Schweizergeschichte.

Die Legende des hl. Meinrad.

Die Biographie des schweizerischen Staatsmannes J. J. Müller.

Das Leben der hll. Ulrich und Wolfgang (in Pertz' Monumenta Germaniae).

Die Geschichte der Einsiedler-Bibliothek (im Serapeum).

Ein Verzeichnis von päpstlichen Briefen, die sich auf schweizerische Bistümer beziehen, aus dem Vatikanischen Archiv exzerpiert (im Archiv für schweizerische Geschichte).

Die Biographien Albert von Bonstettens und Rudolf von Liebeggs.

Die Geschichte der Burg Pfäffikon.

Geschichte des ersten und zweiten Kappeler Krieges.

Geschichte des geistlichen Dramas in der Schweiz (im „Geschichtsfreund der fünf Orte", dessen Redaktion und Korrektur er lange selbst besorgte).

Daneben schrieb er in wohl zehn oder mehr historische Zeitschriften wertvolle Beiträge, publizierte den Liber Eremi, Gilg Tschudis hauptsächlichstes Quellenwerk (im Geschichtsfreund), die Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg, eine Sammlung lateinischer Hymnen des Mittelalters (die um das Dreifache reicher geworden wäre, wenn ihm nicht wegen langen Zögerns Mone und andere zuvorgekommen wären), er unterstützte Böhmer, Meyer von Knonau und andere Historiker durch wichtige Exzerpte und Notizen, ordnete und katalogisierte die Bibliothek, das Archiv, die Münz-, Inkunabeln-, Gemälde-, Kupferstich-, Handschriften- und Musikaliensammlung seines Klosters, entdeckte die wertvollen Horaz-Fragmente aus dem 10. Jahrhundert (Codex Morellianus) und viele Manuskripte sekundären Belanges, durchforschte und registrierte teilweise eine große Anzahl anderer Schweizer Archive, sammelte mehrmals in venetianischen und mailändischen Bibliotheken, bereicherte die Stiftsbibliothek während seiner dreißigjährigen Verwaltung um 26 000 Bände (wobei freilich auch andere mithalfen) und stand dabei mit zahlreichen Geschichtsforschern und Philologen in ausgebreiteter Korrespondenz.

In der Schweiz galt er geradezu als ein Orakel für historische Dinge, in Deutschland wurde er von den bedeutendsten Männern wie Böhmer, Pertz, Hurter sehr geschätzt, von den dii minorum gentium auch bisweilen unterschätzt, weil sie die Vielseitigkeit seiner Arbeit nicht kannten oder nicht beachteten. Kleinliche Kritik dürfte um so mehr der aufrichtigsten Bewunderung Platz machen, wenn man folgende zwei Umstände in Rechnung zieht: erstlich war P. Gall nicht an einer Universität noch von einem gewandten Vorgänger gebildet, er war in der Geschichte wie in allen ihren Hilfszweigen Autodidakt, mußte sich selbst Bahn brechen und sein Wissen wie wissenschaftliche Unterstützung selbst erringen. Dann war er eben Religiose und „unterzog sich als solcher mit regelmäßiger Genauigkeit, allen andern gleich, den Übungen und Vorschriften, welche die allgemeine Ordnung des Hauses mit sich bringt; häufig kam es während des Sommers und Herbstes, d. h. zur Zeit der strengen Wallfahrt, vor, daß der Laienbruder an seiner Zimmertür klopfte und ihn in den Beichtstuhl rief, während er gerade in eine wissenschaftliche Arbeit oder einen interessanten Kodex vertieft war. Diesen zur Beurteilung Morels wichtigen Momenten schließen sich zwei andere, ebenfalls nicht unbedeutende an, daß er nämlich über die kleinlichen und mechanischen Arbeiten der Quellenforschung mit dem echten Genius des Geschichtschreibers empordrang, und daß er zweitens, obwohl in stetem Verkehr mit Protestanten aller Schattierungen, mit Männern wie Theiner und fast allen Koryphäen des heutigen Neuprotestantismus[1], sein Herz treu katholisch

[1] Gemeint ist der damals in den Halmen stehende Altkatholizismus, dem nicht wenige Universitätsgelehrte, darunter mehrere Historiker sich angeschlossen hatten.

bewahrte und über geschichtlichen Studien und kirchengeschichtlichen Schwierigkeiten die großen Dogmen von dem Papsttum und der Kirche und die Pflichten eines Katholiken gegen die kirchliche Autorität auch nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlor. Was das erstere betrifft, will ich nur auf das Urteil aufmerksam machen, das er einem Protestanten gegenüber über die Reformation und Zwingli fällte[1]. Über die Reformation sagt er:

„Es muß auch in der Geschichte Jahreszeiten und Donnerwetter und Heilung und Krankheiten geben. Reformation war zu Anfang des 16. Jahrhunderts nötig und von Tausenden gewünscht. So weit gehen wir einig. Die erfolgte Reformation aber ist mir nicht die rechte, sondern erscheint mir als eine verfehlte, gewaltsame Kur, durch welche zwar gewisse Übel entfernt werden, der Mensch aber (ich meine hier die Gesellschaft) ein fast unheilbarer Krüppel bleibt, wie solches Helvetia, Germania, Europa in figura beweist. Die Kur war einseitig, weil sie von einem Teil des niedern Klerus ohne Rücksicht auf den hierarchischen Verband und von der weltlichen Gewalt durchgeführt wurde. Sie war gewaltsam, denn das Evangelium ist durch keine Kappeler Schlacht in die Welt gekommen. Die Regierungen hatten mit dem Grundsatz Cuius regio, illius et religio eine Macht beansprucht, die über alle Grenzen geht und ein Ansehen derselben voraussetzt, das nicht erst durch die Reformation erworben wurde, wie Sie schreiben, sondern schon vorhanden sein mußte, sonst hätten nicht gewisse Gegenden vier- bis fünfmal die Religion mit ihren Herren ändern müssen. Daß die Reform so guten Boden fand, möchte ich nicht, wie viele katholische Geschichtschreiber tun, nur aus äußeren Ursachen, obschon diese auch mitwirken, herleiten, sondern aus dem wirklichen Bedürfnisse nach Heilung. Von tiefem Nachdenken und Überzeugung und Erwägung war bei den Massen keine Rede, wie aus der Art der Einführung der Reform und aus ihrem plötzlichen totalen Erstarren nach vollendeter Gärung erhellt. . . . Das Aufblühen der Wissenschaften und Schulen infolge der Reform ist mir mehr als problematisch. Wenn ich die Periode von 1440 bis 1540 mit der von 1540 bis 1640 vergleiche, so gestehe ich, daß ich in Bezug auf Kunst, Wissenschaft, Handel, Erfindungen, Schulen usw. die erste weit vorziehe."

Im vierten Abschnitte: Der Ästhetiker, werden die Professur dieses Faches, die Kunstreise nach Wien und Paris, das „selige" Jahr zu Rom und die italienische Reise, endlich die Leistungen Morels in der Musik zusammengestellt. Diese Zusammenstellung ist insofern glücklich, als sich Kunsttheoretiker und Kunstpraktiker eben gegenseitig ergänzen, aber insofern wieder unvollständig, als schließlich denn doch der Dichter die Seele des Künstlers und Kunsttheoretikers war. Die Anziehungskraft des Dichters machte, daß seine Vorlesungen über Ästhetik das Lieblingsfach des Einsiedler-Lyzeums wurden und die ernsteren Zweige der Philosophie nicht ohne einigen Nachteil etwas in den Hintergrund drängten. Morel beabsichtigte letzteres keineswegs. Er hielt viel auf Metaphysik und war in den metaphysischen Grundlagen seiner Kunsttheorie durchweg korrekt, obwohl das deutsche Gewand mehr an Schellings Sprache als an die ehrwürdigen Folianten der

[1] Kühne a. a. O. 117.

Scholastik erinnert. Aber der Dichter spielte ihm eben einen Streich. Und in der Tat wußte auch der Dichter über Kunst und Kunstwerke ganz andere Dinge vorzutragen als ein vorwiegender Metaphysiker, der über den Begriff des „Schönen" nie hinaus, nie zur wirklichen Darstellung des Schönen gelangt, oder ein Kritiker, welcher der jugendlichen Phantasie sukzessive alle Ideale mit dem Besen eines sog. geläuterten Geschmackes hinwegfegt. Nach einem langjährigen Verkehr mit den größten Kunstwerken der Poesie, der Malerei, der Plastik, der Architektur, der Musik, von einer wahren Bibliothek geschichtlicher Detailkenntnisse gefördert und unterstützt, selbst Musiker, Maler, Dichter, war der Mann eben im „Schönen" zu Hause und brauchte nicht in einer aprioristischen Welt zu fischen; er hatte Verstand genug, um zu abstrahieren und zu kritisieren, Phantasie genug, um nichts Schönes hinweg zu kritisieren, Übung genug, um gediegen zu systematisieren, und so übte er denn auf seine Zuhörer nicht nur einen fesselnden Zauber, sondern einen wahrhaft blendenden, immer zur Religion, zu Gott hinlenkenden Einfluß aus. Seine Kunstreisen, besonders die nach Rom, waren nicht nur für seine eigene Bildung ein äußerst fruchtreiches Kapital, sondern zugleich ein Schatz, aus dem er, wie für seine ästhetischen Vorlesungen, so für die anregende Interpretation der Klassiker unerschöpflichen Gewinn zog, und den er vorzugsweise dazu verwertete, seine Schüler für das christliche Rom, für die Kirche, für christliche Kunst, für Gott und das Göttliche mit unaustilgbarer Begeisterung zu erfüllen.

Obwohl Rektor der Schule und der angesehenste Lehrer des Lyzeums, trat er vorübergehend für Jahre in Ermanglung eines andern auch als Zeichenlehrer ein und pflegte die Elemente der Malerei mit ebensoviel Liebe und Geschick, als er Raffaels Stanzen erklärte. Weit ausgebreitetere Kenntnisse und längere Praxis besaß er in der Musik. Vorzüglicher Violinist, war er von früher Jugend bis ins späte Alter eine Hauptstütze des Einsiedler Orchesters bei den so zahlreichen Instrumentalmessen, ja bei allen Konzerten, Akademien, theatralischen Aufführungen der Schule und fünf Jahre selbst Kapellmeister. Als solcher kopierte und arrangierte er nicht nur ein Unzahl von Musikalien, darunter umfangreiche Meisterwerke, wie Händels „Messias", Haydns „Sieben Worte" usw., sondern ordnete und katalogisierte auch sämtliche Musikalien des Stiftes, eine sehr ausgedehnte und beschwerliche Arbeit. Das regte ihn wieder zu neuen Arbeiten an — er verfaßte ein systematisches Verzeichnis der im Kloster gesammelten theoretischen Musikschriften, ein Verzeichnis schweizerischer Musiker und ihrer Kompositionen, eine Geschichte der Musik in Einsiedeln. Ja er hatte sogar bereits Material zu einer Geschichte der Tonkunst gesammelt und gruppiert, als P. Schubigers Publikation ihm zuvorkam und er von einer Veröffentlichung seines Werkes abstand.

Wie er als Kapellmeister die opernmäßigen, leichtsinnigen italienischen Messen zu verbannen strebte, die unter seinem Vorgänger, einem Italiener, sich in Einsiedeln eingebürgert hatten, und allmählich auch fast ganz durch deutsche Musik verdrängte, so war er aber auch nicht ins andere Extrem zu bringen; eine gewisse kirchenmusikalische Richtung, welche sich gegenwärtig als die einzig richtige und ewig mustergültige der Christenheit aufdrängen möchte, war ihm durchaus zuwider. Namentlich war er ganz energisch gegen die Verdrängung der Instrumentalmusik aus der Kirche. „Diese Tendenz", sagt er, „ist ikonoklastisch und protestantisch und gibt dieses außerordentliche und höchst wirksame Produkt des menschlichen Geistes in die Hand der Gegner." Außer diesem negativen führt er auch drei positive Gründe für Beibehaltung der Instrumentalmusik an, „daß erstlich die größten Musikgenies dadurch Anlaß gefunden, unsterbliche Werke heiliger Kunst zu schaffen, daß ferner die große Menge der Gläubigen sich dadurch gehoben fühle, und daß endlich die Kirche in allen Kunstgebieten das Kunstvollste und Vollendetste adoptiere, warum also nicht auch in der Musik, welche in der Ausbildung des Orchesters so weit vorgeschritten sei? Da eine innere Unverträglichkeit der Instrumentalmusik mit dem liturgischen Charakter der Kirchenmusik nicht nachgewiesen werden kann, solang sie nur Maß hält und dienend das gesungene Gebet begleitet, Mißbrauch aber bei aller und jeglicher Musik möglich ist: so sind diese Gründe gewiß nicht ohne Bedeutung und dürften manchen trösten, der sich entweder nicht oder nur zwangsweise zum „Allein-Kirchlichen" bekehrt hat[1]. Jedenfalls rechtfertigen sie das Verfahren der Einsiedler Musiker, die, unbeirrt von den gegen sie erlassenen Bomben und Raketen, bis jetzt die alte würdige Kirchenmusik festhielten, an der sich Millionen frommer Gläubigen an dem ehrwürdigen Gnadenort erbaut haben.

---

[1] Durch diese Bemerkungen war die damals hochgehende Bewegung zur Reform der Kirchenmusik gestreift, deren berechtigte Bestrebungen von Einseitigkeiten und Übertreibungen nicht immer frei blieben und stellenweise nicht ohne vieles Temperament in die Praxis übergeführt wurden. Die betreffenden Sätze zogen denn auch geharnischte Remonstrationen von seiten des sonst hochverdienten Komponisten und Musikreformators Franz Witt auf dem Fuße nach sich. Der nächste Band der „Stimmen aus Maria-Laach" (IX 236), noch im gleichen Jahre 1875, brachte daher die Notiz:

„In Bezug auf den Cäcilienverein ist eine kurze Bemerkung über Kirchenmusik in einer Rezension des vorigen Bandes (VIII 457) von einigen Lesern mißverstanden worden, als sei dieselbe gegen die Bestrebungen des Vereins gerichtet. Demgegenüber sehen wir uns zu der Bemerkung veranlaßt, daß, wie dem Verfasser jener Rezension jede prinzipielle Opposition gegen die Tendenzen des Cäcilienvereins fernlag, so die ‚Stimmen' selbst in ihren ex professo über Kirchenmusik handelnden Aufsätzen schon längst und deutlich genug gezeigt haben, wie sehr sie mit dessen Bestrebungen übereinstimmen. Die Redaktion."

Gegenstand des fünften Teiles ist: Der Schulmann. Wie die Studien heutzutage vielerorts organisiert sind, wird man versucht, sich bei diesem schönen Wort einen Gevatter des Unteroffiziers, des Polizisten und des Leichenschauers vorzustellen, ein grämlich farbloses Wesen, das, abgemagert in lexikographischen Studien und dürr wie eine abgeweidete Satzkonstruktion, ohne den Geist irgend eines Klassikers zu besitzen, die Jugend mit dem Skelette der Antike abkarbatscht. Und nun ein Mann, der das 50 Jahre getan hat! Horribile dictu. So aber war P. Gall Morel nicht. Hager war er freilich, und gebückt ging er im Alter einher. Aber feurig blitzt noch sein Auge, lebendig fließt sein Wort, und dem Gewöhnlichsten und Alltäglichsten weiß er einen Blitzgedanken abzugewinnen. Ja, da ist ein Mann vor uns mit jugendfrischem Herzen, der die Liebe zur antiken Kunst zugleich mit der Liebe zur Kirche, ihrer Herrin und Besiegerin, in vollen Zügen zu Rom getrunken hat, der sich an einer hundertmal gelesenen Stelle des Sallust oder Thukydides, des Horaz oder Sophokles auch noch einmal und ganz von Herzen entzückt, jede schöne Wendung mit Liebe betrachtet, dem anscheinend unfruchtbarsten Gedanken noch Frucht abzugewinnen weiß, die Stelle des Einzelnen im Ganzen, Plan, Zweckmäßigkeit gleich entdeckt, die Harmonie des Satzbaues, die Architektonik des Gedichtes ohne Anstrengung herausfühlt und vor allem noch angeregt wird, selbst nach tüchtigen Gedanken und schönen Formen zu ringen. Es ist eben wieder der Kunstgenius, der sich in den Werken der Kunst heimisch fühlt, und fügen wir bei, der gesunde Geist der alten Schule, die es nicht auf Aufspeicherung von Paragraphen und Partikeln, sondern auf harmonische Ausbildung der menschlichen Geisteskräfte abzielt. Dies tritt besonders in seinen organisatorischen Arbeiten für die Studienanstalt zu Tage. Mag er in den Unterhandlungen mit P. Waser S. J. über einen gemeinschaftlichen Studienplan der katholisch-schweizerischen Anstalten auf akzidentelle Differenzen gestoßen sein und letzterer bei dem damaligen hohen Ansehen der Freiburger Schule das sint ut sunt zu weit ausgedehnt haben: das ist sonnenklar, in Bezug aufs Gymnasium hat er das alte Quadrivium, wie es sich im Studienplan der Gesellschaft Jesu ausgebildet hatte, völlig adoptiert: ein Gymnasium mit 6 Klassen, 2 der Grammatik, 2 der Syntax, Humanität und Rhetorik mit Poetik und Rhetorik als Hauptfächern, ja mit lateinischen Präzepten, lateinischen Versen, häufigen Deklamationsübungen, Akademien, freien Vorträgen, nach dem Klassensystem eingerichtet und nicht auf einseitig philologische, sondern echt humanistisch-rethorische Bildung berechnet. Auch in Bezug aufs Lyzeum schloß sich P. Gall prinzipiell der älteren Richtung an, indem er ein Lyzeum gerade um der philosophischen Studien willen betonte und ihnen auch an dem von ihm geschaffenen Lyzeum den ersten Platz anwies. Obwohl er keinen Kursus der scholastischen Philosophie durchgemacht hatte, erkannte

sein klarer, frischer Geist die Wichtigkeit dieses Faches in seiner vollen Bedeutung und fürchtete, obwohl Dichter, auch die Strenge der scholastischen Methode durchaus nicht.

„Ich bin", schreibt er, „noch jetzt dem Abte dankbar, daß ich zu großem Verdruß Philosophie lehren mußte, indem ich in diesem Studium die reichste Quelle wie für so vieles andere, so auch für die Poesie gefunden habe. Die scholastische Methode soll nicht abschrecken. Jede Kunst, jedes Handwerk hat seinen trockenen, mechanischen Elementarunterricht, der Zeichner seine Elemente und Umrisse, der Musiker seine Noten, der Prinzipist seine Grammatik, der Rekrut sein Tempo; es ist die Wurzel — Blüte und Frucht kommt aber schon nach, wenn sich die Wurzel recht entwickelt und gesunden Saft in den Baum hinaufpumpt."

Und so empfahl er auch — er der Dichter und Historiker — auf der Gelehrtenversammlung in München 1863, wo Döllinger vom „Positiven" überfloß, das Studium und die Pflege der Philosophie in den Lyzeen. Und darunter verstand er hauptsächlich Logik und Metaphysik, zu deren Studium er in seinen ästhetischen Vorlesungen unermüdlich anregte und antrieb. Aber in der Organisation des Einsiedler Lyzeums führten ihn die Zeitverhältnisse, sein eigener Bildungsgang und sein vorwiegendes Kunsttalent von den Bahnen der alten Schule etwas zu viel auf die der neueren ab; er gab die lateinische Sprache und mit ihr die strikte Form des philosophischen Unterrichtes preis, beschränkte denselben durch allzu viele Nebenfächer und lenkte die jungen Denker mit seiner Ästhetik, gerade weil sie so anziehend war, wohl ein wenig von den trockenen Spekulationen ab. Großenteils war freilich eine solche Anordnung auch durch die Zeitverhältnisse bedingt und sein Abweichen vom alten Schulplan mehr zu Gunsten humanistisch-menschlicher Bildung als zur Beförderung moderner Fach- und Vielwisserei. Auch in seinen Schulprogrammen tritt nicht der moderne Philolog, den er sehr gut hätte spielen können (er war in Textkritik nicht ungeübt), sondern der gemütliche Humanist älterer Zeiten, der Künstler und der Mann der Klosterschule zu Tage.

Was Morels Tätigkeit als Lehrer betrifft, so dozierte er jahrelang Humanität und Rhetorik, später zeitweilig Philosophie und sogar Zoologie, seit Errichtung des Lyzeums ständig Ästhetik und Philologie. Dabei war er seit 1848 Rektor der Anstalt und betätigte sich offiziell wie privatim sehr lebhaft am Werke der Erziehung. Nicht wenig trugen seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein frohes Wesen, sein sprudelnder Humor zu dem gemütlichen Familiengeist bei, der an der Klosterschule, namentlich im Konvikte waltete. Bei Spaziergängen, Ausflügen, Unterhaltungen, Konzerten, Akademien war er fast immer dabei und freute sich von Herzen, wenn es recht lustig herging. Das Jugendtheater befürwortete der erfahrene Schulmann nicht nur prinzipiell als treffliches Bildungsmittel, sondern widmete ihm auch sein poetisches Talent und seine Zeit in der freigebigsten Weise. Ihm dankt

die Schule zumeist ihr reiches und gewähltes Repertorium von kastigierten Stücken ohne Frauenrollen. Von den Leistungen der einzelnen Klassen nahm er fleißig Notiz, ohne indes je den steifen Kontrolleur zu spielen. Lehrern wie Schülern war er trotz seiner vielen Arbeiten stets zugänglich und entgegenkommend, sein Verkehr überaus anregend und belehrend, und je weniger er da predigte, um so mächtiger sprachen sein Beispiel und die tiefe Religiosität, die überall aus seiner Wissenschaftlichkeit hervorblickte.

Die Biographie aus der Hand des P. Kühne beschließt, nach einem sechsten Teil: Der Religiose, als Endabschnitt: VII. Das Gesamtbild. Aber der fromme Leser könnte sich getäuscht finden, wenn er hier den gewöhnlichen Tugendkatalog erbaulicher Lebensbeschreibungen suchte, und der kritische Leser, wenn er im Gesamtbild ein vollständiges Resumé erwartete. Anstatt eines Gesamtbildes hat P. Kühne eher noch unberührte charakteristische Züge beigefügt, überhaupt in diesen beiden Abschnitten das innere Leben des Mannes anschaulich und zur Seele redend gezeichnet, jene Züge, welche den Religiosen zugleich gestalten und schmücken: seine begeisterte, tatkräftige Liebe zum Beruf, seine musterhafte Treue in allen Anforderungen des Gehorsams, seine kindliche Demut und Frömmigkeit, die aufopferungsvolle Liebe für seine Mitbrüder, seinen unerschöpflich tätigen Seeleneifer für die Jugend zumal und das Volk, seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die heilige katholische Kirche. Umsonst hat der schweizerische Liberalismus versucht, den edlen Mann mit sich, seinem Beruf und seiner Kirche in Widerspruch zu bringen. Man braucht nur seine Apologie des Ordenslebens, seine Tagebuchnotizen über das Vatikanum, die Neuprotestanten und den kirchlichen Kampf der Gegenwart zu lesen, um zu sehen, was das für ein Mann war. Wenn ihn seine gelehrten Konnexionen auch in früheren Jahren etwas ins „deutsche" Fahrwasser hinüberzuwiegen schienen, so blieb doch „Rom" in ganz anderem Sinne, als Byron singt, „die Stadt seiner Seele", und dieses liebe, unvergeßliche Rom brachte er mit in seine stille Klause im Waldestal, es blieb seine Heimat, sein Paradies, und der Altar war der innerste Mittelpunkt seines Lebens. Dem seeleneifrigen Mann war es eine Freude, neben seinen gelehrten Studien das „störende" Werk der Glaubensverbreitung vierzehn Jahre lang durch Geldsammeln und Besorgung der Annalen zu fördern; seiner kindlich frommen Seele war es eine Freude, durch seinen Bilderkatechismus bei den Scharen der Kinder zu weilen, dem liebeglühenden, demütigen Künstler war es kein Opfer, auf Abfassung größerer Werke zu verzichten (wozu er eminente Befähigung besaß) und statt dessen dreißig Jahre lang als Kalendermann und frommer Spruchdichter in die Hütten des Volkes und an den Herd der Armen und ins Gebetbüchlein der Kleinen und Unwissenden herabzusteigen. Und so schrieb er denn auch Gebet- und Erbauungsbücher. Vier Bände Predigten und sechs Bände Predigtskizzen liegen von

ihm im Manuskripte vor. Auch dem Volksunterricht im Kanton Schwyz widmete er sich zwölf Jahre lang als Erziehungsrat und Schulinspektor, und zwar in der angelegentlichsten Weise. Diese unscheinbaren Leistungen charakterisieren mehr als anderes den Mann. Hätte er egoistisch seine Kräfte konzentriert, er hätte als Schriftsteller oder als „deutscher Gelehrter" zu weit höherem Ruhme und Ansehen gelangen können. Aber er war Mönch und noch weit mehr Apostel und hat deshalb seine Kraft aufs segensreichste zersplittert, wenn man das eine Zersplitterung nennen kann, was in dem schönsten, erhabensten Lebensziel eines Mannes sich harmonisch eint, wie es aus dem größten aller Motive, dem der Liebe, lebenskräftig hervorgeht. Einen weit schöneren Kranz als den seiner Gedichte hat P. Gall um das Gnadenbild von Einsiedeln gewoben, indem er nach hundert Richtungen hin ein Herold und Apostel Marias war. Mag es dem Literaturhistoriker erscheinen, als verlaufe seine Poesie, immer abnehmend, im Sande — faktisch hat sie, der Pulsschlag und die Lebensflamme seines Herzens, nur in andern Formen, immer lauterer und edler fortgeblüht — und so ruht er denn in seinem stillen Waldestal, bestrahlt vom Bilde seiner gnadenreichen Herrin, schönerer Unsterblichkeit harrend, als Biographen und Rezensenten verleihen können.

Ein so schönes Lebensbild ist wirklich eine Apologie des Mönchtums und noch viel mehr des apostolischen Ordenslebens, das weitaus in der Biographie vor dem eigentlich monastisch-kontemplativen Element hervortritt. Vielleicht wäre es gerade für diesen apologetischen Zweck günstiger gewesen, ihn nicht expreß zu betonen, sondern das liebenswürdige Bild objektiv durch die ihm innewohnende Kraft wirken zu lassen. Dann kann ich auch den Wunsch nicht unterdrücken, der Verfasser hätte die chronologische Ordnung, d. h. eine Einteilung in Lebensepochen, der gegebenen vorgezogen. Der „Dichter" hätte sich dann viel gleichmäßiger auf das ganze Leben verteilt, wie es wirklich der Fall war.

Ein poetischer Frühling würde das Leben eröffnen, dann folgte ein jugendfrisches Ringen des Autodidakten auf allen Gebieten der Geschichte und im Schulfach, er wird Musiker und, während die Poesie neckisch über langweiligem Katalogisieren emporflattert, bereitet sich in beständigem Kunststudium der Ästhetiker vor. Reisen unterbrechen die fortgesetzten Arbeiten des Archivars, Amtstätigkeit für die Volksschule das höhere pädagogische Wirken. Plötzlich wird der Dichter als Philosoph angestellt, und der anfängliche Verdruß erschließt neue Quellen poetischen Schaffens. Einen Augenblick scheint der Sonderbundskrieg das ganze schöne Wirken des Mannes zu unterbrechen. Aber Gott hilft. Die Klosterschule wird zur ersten Studienanstalt der katholischen Schweiz, P. Gall ihr Organisator. Jetzt werden die erworbenen Kunstkenntnisse in der Ästhetik verwertet. Nah und fern knüpfen sich die bedeutendsten Beziehungen an.

Reise nach Rom — ein zweiter Frühling der Poesie. Dem folgt ein zweiter Sommer geschichtlicher und literarischer Arbeit, durch Kunstreisen nach Wien und Paris unterbrochen. Und nun der Herbst — wo bei andern die Tätigkeit langsam versiecht, welches Schaffen, welche Regsamkeit, welch schönes Bild mitten in dem nah und fern immer wilder tobenden Sturm! Und während nun der Stolz der deutschen Wissenschaft am Vatikanum zusammenbricht, sieht der Eremit im finstern Walde, allerdings schmerzerfüllt, alte Bekannte und Freunde aus der Kirche scheiden, aber er bleibt treu, pflanzt und baut unermüdlich weiter als Gärtner der Jugend und singt bis zum Tode schlichte, fromme, glaubensinnige Lieder für das katholische Volk.

Durch diesen Wellenschlag des Dichterlebens, durch diese Ebbe und Flut der Zeitereignisse hätte die Biographie an lebendiger Wirklichkeit und steigendem Interesse gewonnen. Ein vollständiges, wohlgeordnetes und übersichtliches Verzeichnis sämtlicher Werke, Publikationen, Aufsätze, Gedichte, Jugenddramen, Katalogarbeiten, Manuskripte mit genauen Daten hätte als Anhang das Ganze passend gekrönt, anstatt den Gang des Lebens für den Leser aufzuhalten.

In Summa aber sind wir für das schöne Lebensbild, auch wie es vorliegt, von Herzen dankbar und wünschen nur, das Buch möge an vielen, vielen Türen Einlaß finden, Vorurteile zerstreuen, Liebe zum religiösen Leben wecken, katholischen Kunstsinn anregen und heben und in tausend gedrückten Herzen Mut und Vertrauen beleben. Welche Stürme sind über den tausendjährigen Stamm des Benediktinerordens dahingegangen, und noch lebt und blüht er in schöner Jugendkraft! Welche Stürme hat das Heiligtum im finstern Walde erlebt, und noch quillt sein Gnadenstrom in unversieglicher Fülle!

Alban Stolz (1808—1883)[1].

Sein geistiges Signalement hat Alban Stolz allen seinen Schriften so scharf und deutlich aufgeprägt, daß es keinem seiner Nachahmer gelungen ist, seinen Ton, seine Schreibart, seinen Charakter vollständig zu treffen. Er ist so eigenartig wie kaum irgend ein Schriftsteller der Gegenwart, und schon in seinem Kalender und andern Volksschriften zeichnet sich einigermaßen der Charakter, den er in seinem autobiographischen Bekenntnisse (Wilder Honig — Witterungen der Seele — Dürre Kräuter) weiter im einzelnen gezeichnet hat. Er hat indes nicht wie Goethe Zeit- und Jahreshefte geführt; wir lernen von ihm selbst nur die Richtung und die Stimmungen seiner Seele kennen. Hochwillkommen ist darum eine Biographie, welche das Bild dieses tiefen und reichen Seelenlebens in den Rahmen konkreter Daten, Lebensereignisse

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXVII (1884) 562.

und Lebensbeziehungen faßt, chroniſtiſch verkörpert und in die öffentliche Zeitgeſchichte einreiht [1]. Manches Sonderbare und Rätſelhafte klärt ſich hier harmoniſch auf, und wir finden in dem Leben des merkwürdigen Mannes eine Führung der Gnade, die jeden mit dankbarer Bewunderung erfüllen muß. Aber auch der Schriftſteller wird uns zugleich doppelt lieb und verehrungswürdig, wenn wir ſehen, wie er ſeine ganze Tätigkeit prieſterlich, apoſtoliſch auffaßt, wie er mit unermüdlichem Fleiße die Talente ausbildet, die Gott ihm anvertraut, nichts von dem Erfolge ſich zueignet, allen materiellen Gewinn den Armen und Notleidenden zuwendet, als Armer Chriſti nur für andere lebt und ſein ganzes Wirken durch die praktiſche Lehre des Kreuzes durchheiligt und verklärt.

Alban Stolz im Leben [2].

Wenn man von einer merkwürdigen providentiellen Führung abſieht, ſo bieten die äußeren Lebensereigniſſe Alban Stolz' nichts Auffallendes, Glänzendes. Als das ſechzehnte Kind einer ſchlichten Apothekerfamilie in Bühl am 8. Februar 1808 geboren, verlebt er eine an ſich ganz erfreuliche, nur durch eigene melancholiſche Anwandlungen getrübte Kinderzeit, ſtudiert von 1818 bis 1827 am Lyzeum zu Raſtatt, läßt ſich, ohne zu wiſſen, was er eigentlich will, drei Jahre lang zu Freiburg i. Br. in der Theologie „abrichten", treibt, unſchlüſſig und unklar über ſeinen Beruf, vom Herbſt 1830 bis Herbſt 1832 zu Heidelberg Philologie und Juriſterei, entſchließt ſich endlich, Prieſter zu werden, und empfängt am 16. Auguſt 1833 durch den

[1] J. M. Hägele, Alban Stolz nach authentiſchen Quellen, Freiburg 1884, Herder. P. Baumgartner ſchrieb darüber in der „Literariſchen Rundſchau" am 1. Juli 1884 (Nr 13) S. 389 f: „Es iſt ein treuer, ehrlicher Freund, der ſie geſchrieben, in das ganze innere und äußere Leben des Freundes eingeweiht, in der Grundrichtung des Strebens mit ihm übereinſtimmend, Freund genug, um ihn liebevoll zu verſtehen und zu würdigen, ſelbſtändig genug, um ihm nicht zu ſchmeicheln. Er geſteht ſeine Schwächen ein, er bemäntelt ſeine Fehler nicht. Im ganzen aber ſchaut er zu dem Dahingeſchiedenen wie zu einem Höheren auf. Und mit Recht. Wir alle ſind Alban Stolz zu ſtetem Danke verpflichtet, und der katholiſche Schriftſteller kann nur gewinnen, wenn er ehrerbietig zu dieſem Pionier unſerer neueren katholiſchen Literatur aufblickt und ſich mit ſeinem Geiſte betend, kämpfend und arbeitend zu durchdringen ſucht."

In den Stimmen aus Maria-Laach (XXVII 563) hatte er zu der Anzeige bemerkt: „Man hat Alban Stolz und ſeiner Biographie allzu große Derbheit vorgeworfen. Selige Derbheit! möchten wir ausrufen, die ſelbſt die äußere Tünche und den Salonfirnis der modernen Welt verſchmäht, um ſich deſto ſicherer von ihr loszuſagen und, von ihr getrennt, den Reichtum chriſtlicher Geiſtesbildung in ſich und andern zu pflegen."

[2] Literar. Rundſchau für das katholiſche Deutſchland 1884, Nr 13, X 385—388

Weihbischof Hermann v. Vicari die Priesterweihe. Nach einigen stillen, mühe- und opferreichen Vikarsjahren in den Gemeinden Rothenfels (Gaggenau) und Neusatz zieht er im Oktober 1841 als Gymnasiallehrer nach Bruchsal, lehrt daselbst Katechismus, Latein, Griechisch und Französisch, wird im Februar 1843 Repetent am Konvikt in Freiburg, 1844 Doktor der Theologie, im Mai 1845 provisorischer Direktor des Konvikts. Unter unsäglichen Verdrießlichkeiten zerschlägt sich seine Aussicht, definitiv mit dieser Stelle bekleidet zu werden; 1847 beginnt er Vorlesungen über Pastoral und Pädagogik an der Universität, wird im Sommer 1849 als ordentlicher Professor in diesen Fächern angestellt und verwaltet dieses Amt nun bis zu seinem Tode, den 16. Oktober 1883. Im April 1868 erhielt er von Erzbischof Hermann v. Vicari den Titel eines „Geistlichen Rates"; im August 1865 verlieh ihm die Universität Wien die Würde eines Ehrendoktors, sonst wurde ihm kaum eine Auszeichnung zu Teil. Sein einförmiges Leben als Professor unterbrachen nur seine häufigen Reisen (in den Schwarzwald, die Schweiz, Vorarlberg, Tirol, Norddeutschland, Holland, Belgien, 1850 nach Spanien, 1855 ins Gelobte Land, dann wieder in die Nachbarschaft) und dann und wann eine Preßfehde, die aber nie lange dauerte. Sein segensvolles Wirken als Gesellenpräses und Armenvater entzog sich nahezu den Blicken der Öffentlichkeit; ein gelehrtes Werk hat er nicht geschrieben, und seine lehramtliche Tätigkeit beschränkte sich auf Zweige, die, ohne äußeren Glanz, nur im praktischen Leben ihre Früchte zeitigten.

Hervorragende Bedeutung gewann dieses schlichte, anspruchslose Priesterleben erst durch die Tätigkeit des Schriftstellers und durch das reiche, volle Seelenleben, das, in den Schriften desselben sich spiegelnd, auf Tausende, ja Millionen, auf das ganze katholische Deutschland belehrend und erbauend, anregend und ermutigend, ja wie ein wahrer Segensstrom gewirkt hat. Eine außerordentliche Führung der Providenz ist dabei nicht zu verkennen.

In der fröhlichsten Kinderstube von der Welt wuchs der kleine Alban Stolz zum ernsten, tiefsinnigen, fast grillenhaft melancholischen Knaben heran, zu einem Sonderling, der aber selbst in seiner Sonderbarkeit eine tiefe Religiosität, eine männliche kräftige Gesundheit der Seele bekundete. An Schulanstalten, welche von oben bis unten mit dem trübsten Hauch Wessenbergischer Aufklärerei durchsäuert waren, bewahrte er nicht nur jenen köstlichen Juwel seiner Seele rein und unverletzt, der edle Keim entwickelte sich vielmehr unter den bedrohlichsten Einflüssen zum klaren, unzweifelhaften Priesterberuf. Kämpfend und ringend, von niemand geleitet als von der unsichtbaren Macht der Gnade, schlug der phantasie- und gefühlvolle Knabe gerade den umgekehrten Weg ein, der so manchen kleinen Faust neben und um ihn ins Elend stürzte. Juristerei und Philologie verblaßten ihm, aber nicht die Theologie, nicht Gott und Altar. In einem Ländchen voll

Apostaten, Rationalisten und unwürdigen Priestern, selbst ein Schüler solcher traurigen Existenzen, ward Stolz ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein gotterfüllter, begeisterter Mystiker, wie Deutschland unter seinen Schriftstellern seit dem sel. Heinrich Suso und Spee nur wenige gezählt, voll Sehnsucht nach dem Himmel, voll edler Weltverachtung, aber auch voll der tatkräftigsten Gottes- und Menschenliebe, hellen Blickes ausschauend über alles Geschaffene, aber darüber hinaus in die Tiefen des übernatürlichen Seelenlebens und empor in die Herrlichkeit Gottes. In dem opferreichen Leben eines bescheidenen Landseelsorgers, eines Gymnasiallehrers, eines Konviktrepetenten schärfte der Menschenkenner seinen Blick, stärkte der Priester seinen Glauben und seine Liebe, gewann der Schriftsteller jenen Schatz geistiger Weisheit und Erfahrung, die so vielen zugute kommen sollte.

Niemand in Deutschland kümmerte sich um den Kaplan in Neusatz, der im Dezember 1840, von der Seelsorge abgehetzt, bei seinem kranken Pfarrer wachte. Ohne daß er wußte wie, kam ihm der Gedanke: Alban, du mußt auch einen Kalender schreiben. Er schrieb ihn. 1843 erschien er, „Die Mixtur gegen Todesangst", in einem ganz neuen, ungewohnten Stil, stellenweis derb-kräftig, aber weit mehr den Mystikern des ausgehenden Mittelalters homogen, innig fromm, voll Gottesliebe und wahrer Salbung, wie sie sich nicht erkünsteln läßt. Es folgte 1844 „Das Menschengewächs", 1845 „Das Vaterunser", dann nach langer Pause 1858 „Der unendliche Gruß", 1859 „Das Bilderbuch Gottes", 1864 „Das ABC für große Leute", 1873 „Kohlschwarz mit einem roten Faden", 1874 „Armut und Geldsachen", 1875 „Der hl. Vinzenz von Paul", 1876 „Die gekreuzigte Barmherzigkeit", 1877 „Wetterleuchten", 1878 „Ein Stück Brot", 1879 „Die hl. Germana", 1880 „Misericordia", 1881 „Die vornehmste Kunst" und endlich — erst nach seinem Tode herausgegeben — 1884 „Die acht Seligkeiten". Alban Stolz wurde der größte Kalendermann, den Deutschland im 19. Jahrhundert gehabt hat. In Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten sich schon seine ersten Kalender und wurden in die europäischen Hauptsprachen übersetzt. Seine andern herrlichen Volksschriften: „Der Sternenhimmel", „Die hl. Elisabeth", das „Spanische", der „Besuch bei Sem, Cham und Japhet", fanden ebenfalls eine außerordentliche Verbreitung. Die kleinen Flugschriften, wie „Wohin sollen wir gehen?" drangen durch Stadt und Land bis in die entlegensten Berge und Täler. Den Freimaurern kam nichts so in die Quere wie sein „Mörtel" und „Akazienzweig".

Seine Kalender und Volksschriften waren ein Faustschlag ins Gesicht des mit Licht und Bildung und Fortschritt übertünchten modernen Heidentums. Er machte sich kein Hehl daraus. Er war mitten in der dicksten Atmosphäre dieser „Bildung" aufgewachsen, hatte sich durch dieselbe ritterlich durchgekämpft in die reinen Höhen, in die lichte, freie Alpenluft christlicher

Anschauungen, durch und durch katholischen Glaubenslebens. Er hatte den Feind der Menschheit, der sich „Menschlichkeit" und „reine Menschheit" nannte, in allen seinen Phasen und Erscheinungen, in seinem ganzen Wirken auf den einzelnen und die Massen kennen gelernt, und nun kannte er als ehrlicher Deutscher keinen Umweg und keine zarten Rücksichten mehr. Er riß dieser modernen „Bildung" unnachsichtlich den Schleier herunter und übte Kritik an ihr wie einer, der Macht hat. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich in den Reihen der „Gebildeten" gegen den rohen, groben Kalenderschreiber, den Weiberfeind, den Franzosenfeind, den Protestantenfeind, den Ultramontanen, den Mystiker! Aber die „Gebildeten" lasen seine Kalender doch. Das waren keine Extrakte aus Klassikern und Romantikern, mit Zuckerwasser und modischem Schaumwein verdünnt; es war echter alter deutscher Volkshumor dicht neben ebenso tiefem Ernst, Poesie, wie sie nur im Herzen des Volkes lebt, und Frömmigkeit, wie sie nur aus dem innigsten Gebete quillt. Die Kalender waren weit mehr positiv, erbauend, herzerfreuend, geistig nährend als kritisch den Feind abwehrend, der in den mannigfachsten Formen am Herz und Mark des Volkes zehrte. Sprache, Ton, Inhalt, Richtung führten durch die Jahrhunderte der Trennung zurück in die geistige Stimmung des ausgehenden Mittelalters. Keine romantische Komödie mit Mönch und Ritter, sondern eine Wiederbelebung des katholischen Volksgeistes, wie er vor der Trennung in ganz Deutschland geblüht hatte.

Der Weiberfeind[1], der unnachsichtliche Verächter des „ewig Weiblichen" im Sinne moderner Sentimentalität und Fleischesemanzipation, war zugleich ein wahrer Minnesänger des „unendlichen Grußes", der innigste und sinnigste Biograph der lieben hl. Elisabeth. Der Franzosenfeind, der unversöhnliche Gegner jener glatten, oberflächlichen Salonbildung, die das deutsche Geistesleben von Paris wie Berlin aus bedrohte, war der volkstümlichste Verteidiger des romanischen Spaniervolkes, das in seinem Ernst, seiner Glaubenskraft und Glaubenstreue das deutsche an seine eigene Vergangenheit erinnerte. Die Protestantenfeindlichkeit des liebenswürdigen Volksschriftstellers aber reduziert sich darauf, daß er die eigentlichen Zerstörer des Christusglaubens unter den Protestanten, Schenkel, Bluntschli, den Protestantenverein und die gesamte Freimaurerei, unerschrocken angriff, schlagend widerlegte und mit vernichtendem Spotte zurückwies, den gläubigen Protestanten mithin den größten Liebesdienst erwies, den ihnen ein Katholik erweisen konnte.

Grobheit ist der Hauptvorwurf, den der Literaturhistoriker Kurz (gegen die Katholiken bisweilen mehr als grob, d. h. ungerecht und unwahr) gegen Alban Stolz erhoben hat. Grob war nun Stolz durchaus nicht; d. h. er

[1] [Es verlohnt sich, hierzu zu vergleichen: Fügung und Führung. Ein Briefwechsel mit A. Stolz. Hrsg. von Dr J. Mayer. 1909.]

hat die feineren Konvenienzrücksichten nicht verletzt, wo er dieselben füglich beobachten konnte; aber derb und energisch volkstümlich griff er da ein, wo es sein mußte, wo es galt, die schmutzigen Hände jener Afterbildung zu zeigen, welche sich unter Pariser Salonhandschuhen so fein zu verstecken wußte. Einen Schaden hat er dem deutschen Volke dadurch nicht zugefügt, wohl aber einen immensen Nutzen. Denn er hat die herbe Wahrheit klar und wahr gesagt und zu jeder solcher Mahnung Bilder und Klänge hinzugefügt, welche die Seele erfreuen, läutern und in reinere Regionen emporheben müssen. Ein Ultramontaner war er, d. h. ein durch und durch dem Papst und der Kirche treu ergebener Priester, — und ein Mystiker ist er auch. Wenn man ihm diesen Namen als Tadel beigegeben, so hat man sich geirrt. Das ist der Kern seines Wesens, seiner Originalität und seiner schriftstellerischen Fruchtbarkeit. Er hat ja in autobiographischen Schriften („Wilder Honig", „Witterungen der Seele", „Dürre Kräuter") es selbst beschrieben, wie er sich unter dem Einfluß der Gnade hauptsächlich durch Gebet und ein ernstes, inneres Leben zum Schriftsteller herangebildet, in diesem segensreichen Apostolat vervollkommnet, und wie er es geübt hat. Er steht dem geld- und ruhmsüchtigen Literatentum als einer der seltenen Schriftsteller gegenüber, die weder Geld noch Ruhm suchten, sondern Gott, das ewige Heil der eigenen Seele und das Wohl ihrer Mitmenschen. Kleine menschliche Schwächen, Wunderlichkeiten, Originalitäten (meist begründet in seiner nervösen, empfindsamen Konstitution) kleben ihm an; aber der Kern seines Wesens ist gutes, echtes Gold gesunden Menschenverstandes, übernatürlicher Gottes- und Menschenliebe, jene göttliche Originalität, die in der Verachtung seiner selbst, in der Liebe zu Christus und in standhafter Ertragung seines Kreuzes gipfelt.

Franz Graf Pocci (1807—1876)[1].

Der „Festkalender in Bildern und Liedern" von Fr. Graf v. Pocci, G. Görres und ihren Freunden und das „Hausbuch" derselben Verfasser gehören zu dem Schönsten, was der deutschen Jugend je geboten ward — Perlen der köstlichsten Poesie, umrahmt von den sinnigsten Arabesken und begleitet von Bildern aus echter Künstlerhand. Hochbegabte Geister haben da spielend jenen Zug gemütlicher, naiver Kindlichkeit walten lassen, mit dem wir fast alle großen Dichter- und Künstlernaturen ausgestattet finden. Sie singen, erzählen, dichten und zeichnen für Kinder. Nicht der leiseste unreine Hauch trübt die lieblichen Bilder, die ein Kinderherz geträumt zu haben scheint. Es wird ihnen eine der freundlichsten Erinnerungen bleiben

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXII (1887) 111.

fürs ganze Leben — und wenn sie es als alte Leute wieder in die Hand nehmen, es wird ihnen selige Jugendfreude ins Herz hauchen. Heute, wo schon die Kinderstube mit realistischem Vielwissen aufgepfropft und ausgestopft wird und die ganze Welt sich zwischen Philistertum und Sünde zu teilen scheint, kann man ein so weihevolles Festgeschenk nicht genugsam empfehlen. Ein guter Engel hat es eingegeben, und jeder Schutzengel wird sich freuen, wenn sein liebes Kind Gefallen daran findet.

Zwanzig Jahre nach der von Herder in Freiburg 1887 veranstalteten Neuausgabe des „Festkalenders" erschien auch das „Lustige Komödienbüchlein von Franz Pocci" im Neudruck (Auswahl in zwei Bänden, Leipzig, Inselverlag 1907). P. Baumgartner bemerkte dazu[1]:

Nachdem man uns die Romantik zur Haustüre hinausgeworfen hat, um der angeblichen „Inferiorität" abzuhelfen, wird sie uns jetzt auf Leitern, d. h. mit gelehrter Einleitung, zum Fenster hineingereicht — allerdings vorläufig nur als Kindermehl. Die Kinder wachsen indes und werden den fröhlichen Eindruck mit sich als liebe Erinnerung ins Leben mitnehmen. Ja vielleicht werden auch manche Erwachsene merken, daß in diesem vermeintlichen Kindermehl mehr Poesie steckt als in vielen sog. Problemen der „Moderne", frische, echte, gesunde Poesie, mit großen offenen Augen, roten Pausbacken, lachendem Mund und grundfröhlichem Herzen. Wer sich gründlich von der Stick- und Sumpfluft erholen will, in der Ibsens „Gespenster" und andere Entwicklungsirrlichter entstanden sind, der genieße einmal einen Schwank wie „Schimpanse, der Darwinaffe", worin die gelehrte „Stiftschrellerin" Adalgise Blaustrumpf mit ihrem modernen Wissensdurst so unvergleichlich gezeichnet ist. Höchst ergötzlich ist auch das Stück: „Kasperl in der Zauberflöte. Europäisch-ägyptisches Drama mit klassischer Musik in drei Aufzügen". Kasperl faßt hier den Entschluß, „einjährig-freiwilliger Menschenfeind" zu werden, übergibt dem Jäger Thomerl sein „Liebstes", d. h. seinen „Stiefelzieher", zum täglichen Gebrauch und kommt in Beziehungen zu der „Königin der Nacht" und den alten drei Jungfern, ihren Hofdamen wie zu der Freimaurerloge, deren Geheimnissen Kasperl aber keinen Geschmack abgewinnt und darum flieht und seinem Menschenhaß entsagt. Hinter dem drolligen Spaß steckt oft ein wertvolles Korn tieferen Ernstes. Möge das lustige Komödienbüchlein auch in dieser Jubiläumsausgabe — am 7. März sind es 100 Jahre seit Poccis Geburt — recht viele Leser finden. Die Illustrationen geben Originalzeichnungen des Dichters wieder und sind darum eine bedeutsame Beigabe.

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXXII (1907) 241.

Oskar von Redwitz (1823—1891).

(Herrn v. Redwitz' neueste Dichtung „Odilo" [1].)

Oskar v. Redwitz hat bisher ziemlich allgemein für einen katholischen Dichter gegolten, und zwar nicht bloß dem Taufschein nach, sondern auch in der Grundrichtung seines Denkens und Dichtens. Allerdings waren die edlen, religiösen Blüten seiner Lyrik bereits in der „Amaranth" von einem bedenklichen Wald bloßer Liebeleien überwuchert; indessen wollte er doch nicht bloß ein Ritter und Sänger katholischer Weiblein sein, sondern, was denn doch ein wenig besser ist, der katholischen Ideen und der katholischen Kirche. Die liberale Kritik hat ihn deshalb trotz allen melodischen Wohllautes seines Minnesanges für nahezu ungenießbar erklärt und die Lesung seiner Lieder den zarten, verliebten Zuckerseelchen überwiesen. Als er in seinem allegorischen „Märchen" die Revolution gegen Thron und Altar, in „Morus" das göttliche Reformationswerk verurteilte, kam er noch schlechter weg, denn er war ja auf dem besten Wege, ein wackerer katholischer Sänger zu werden. Eine reiche Phantasie, ein lebhaftes Gefühl, eine zierliche Fülle der Sprache und des Reims standen ihm zu Gebote; an Kraft, die ihm hauptsächlich fehlte, würde er in treuer Pflege katholischer Wissenschaft und Kunst und in mutigem Kampfe gegen das Schlechte immer mehr gewonnen haben. Aber, was ihn hätte ermutigen können und sollen — ein bißchen Anteil an dem Leidensloose der Kirche und an dem Kreuze ihres göttlichen Hauptes —, das entmutigte seine allzu zart organisierte Seele. Er wandte sich indifferenten Stoffen zu, ging allem Grundsätzlichen aus dem Wege, grüßte den Sieg des Nationalliberalismus in Deutschland mit einem Jubel, als ob das Mittelalter des Minnesanges neu erstanden und das tausendjährige Reich auf Erden erschienen wäre, und stellte sich endlich, als auch das ihm noch nicht die allgemeine Bewunderung des neuen Deutschland erwarb, auf den Boden des neuen Strauß-Evangeliums, um dem zu fluchen, was er einst gesegnet, und das zu segnen, was er einst verurteilt hatte. Ja, die Muse des Herrn v. Redwitz sitzt nicht mehr am Portikus der katholischen Kirche, um von hier aus herüber und hinüber holde Blicke mit aller Welt, vor allem mit allen schönen Töchtern Evas zu wechseln — sie ist mit Sack und Pack hinübergezogen in das freie Geisterreich, in welchem Brahmine, Haruspex, Mufti, Fetischpriester und „Domine" sich brüderlich vor dem großen Weltbaumeister umarmen und das ewig Weibliche dem ewig Männlichen das Schurzfell flickt.

Odilo — so heißt der Held seiner neuesten Dichtung — ist der schwindsüchtige Sohn eines schwindsüchtigen Vaters. Die Schwindsucht ist erblich

[1] Stimmen aus Maria-Laach XV (1878) 547—552.

in der Familie; neben der Schwindsucht auch die Toleranz. Der katholische Vater hat eine Lutherische geheiratet; sein letztes Wort an Frau und Sohn ist: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe!" Die Mutter ist und bleibt lutherisch, läßt aber ihren herzlieben Einzigen nicht nur katholisch, sondern sogar im Kloster erziehen, denn ein Bruder ihres Mannes ist im Kloster und als toleranter Schwager einer toleranten Protestantin natürlich ein trefflicher Mann, obwohl sein Stand nichts taugt und seine dogmatische Religion noch weniger. Eine fatale Lage für den armen schwindsüchtigen Jungen, so zwischen Luthertum und Katholizismus, Familienzärtlichkeit und Ordensleben aufzuwachsen und in einen Kampf ernster Gegensätze hineingeschleudert zu werden, dem sein Charakter nicht gewachsen ist und zu dessen glücklicher Führung ihm auch die Erziehung im Kloster keinen Halt zu geben vermag, da sie beständig von entgegengesetzten Einflüssen durchkreuzt wird.

Um das Unglück voll zu machen, wurde Odilo gleich im Beginne der Dichtung seines Onkels und Vaters beraubt. Jener stirbt plötzlich weg, dieser wird langsam von der Schwindsucht aufgerieben. Dem gefühlvollen Odilo stirbt mit ihnen die Welt. Ohne klare Grundsätze der Vernunft und des Glaubens, ohne Beruf in einem unklaren Dusel von Vergänglichkeitswehmut und halbreligiöser Liebebedürftigkeit, tritt er, aller Mahnungen seiner lutherischen Frau Mama unerachtet, ins Kloster. Poveretto!

Im Kloster ist stiller Kampf und Hader, d. h. jener tiefgehende Gegensatz zwischen den „Dicken" und den „Magern", welchen nicht einmal die gemeinschaftliche Küche zu überbrücken vermag. Omnis pinguis bonus. Der gnädige Herr Abt ist dick — daher gutmütig, menschenfreundlich. Aber die Magern! Sie lassen weder sich noch andere leben. Der Novizenmeister ist mager — daher grimmig, boshaft, intrigant. Noch einen andern wichtigen Unterschied führt der Grad der Korpulenz herbei. Die Dicken sind undogmatisch und, soweit der Habit es erlaubt, ein wenig liberal und tolerant; die Mageren dagegen sind schon vermöge ihrer Leibesbeschaffenheit Dogmatiker, ultramontan und intolerant. So auch hier Abt und Novizenmeister.

Wie nun die arme Frau Waldburgis ihren noch bemitleidenswerteren Herrn Sohn ins Kloster bringt, rät der liebe dicke Herr Abt diesem unverblümt vom Eintritt ab. Alles Menschliche täusche aus der Ferne, enttäusche in der Nähe; ein Dörflein in der Ferne sehe gar romantisch aus, aber in der Nähe —

In seiner Hütten schmutz'gem Graus
Sieht's mehr wie Entenpfützen aus!
Und drinnen erst die Not, dies Weh,
Demut im Pharisäerkleid,
Und Haß und Zanksucht, gift'ger Neid,
Die alle mit der Sorge Klammer
Dies arme Volk ins Joch geschweißt!

Er meine damit nicht sein eigenes Kloster; aber auch im Kloster blieben die Menschen Menschen und täusche der Schein.

Odilo läßt sich jedoch seinen vermeintlichen Beruf nicht ausreden, nimmt von Mama Abschied und tritt ins Kloster. Das Noviziat wird glücklich überstanden; Mama kommt bisweilen ins Kloster; das Dörflein sieht sich auch in der Nähe recht lieblich an. Denn der gute Herr Abt führt noch die Zügel des Regiments und nimmt sich Odilos väterlich an.

Doch während der Studienjahre kommt endlich die ultramontane Magerkeit zum Siege, und das romantische Dörflein verwandelt sich in die Entenpfütze. Der hagere Novizenmeister, P. Innozenz, hat nicht vergeblich seine Netze ausgespannt, die bis nach Rom reichen. Der dicke Abt wird endlich bei seinem General wegen Gottlosigkeit, Spötterei und Weltlichkeit verklagt, und der Provinzial kommt zur Untersuchung. Dem dicken guten Abt bricht ob der unerwarteten Schmach das gute dicke Herz. Umsonst ruft er sterbend seinen Mönchen das johanneische „Kindlein, liebet einander!" zu. Haß, Magerkeit, Aszese siegen. Der magere Innozenz wird Abt; die dicke werktätige Liebe entweicht aus dem Kloster; es wird nur mehr spekulative Mystik und aszetische Selbstquälerei darin getrieben.

Eine ganz besondere Bosheit entwickelt der neue, ultramontane Abt darin, daß er den bis jetzt erträglich liberalen Odilo in seine eigene Richtung zu verstricken sucht, und der unklare Gefühlsmensch geht richtig in die Falle, läßt sich aufbinden, daß seine Kirche die von Christus gestiftete, alleinseligmachende Kirche sei (daran hatte er unter dem dicken Abt nicht gedacht) und macht nun an seiner Mutter Bekehrungsversuche. Alle besseren Empfindungen, sogar sein poetisches Naturgefühl, werden durch die Logik der Intoleranz, durch Dogmatik und Aszese in seinem Herzen erstickt.

So saß er wie in düsterm Traum;
Nicht sah er, wie der Apfelbaum
Die Steinbank rosig ihm umschneite,
Und Wolken gleich wie Schwan an Schwan,
Mit einem Falken zum Geleite,
Die blaue Himmelsluft durchzogen.
Ihn hatte längst der Mystik Wahn
Um heit're Frühlingsluft betrogen.
Denn lehrt' ihn nicht der Heil'gen Mund,
Wie Satan, mit Natur im Bund,
Zur Sünde sie verlockt allstündlich?
Ja selbst der frömmsten Mutter Kuß —
Warnt ihn Sankt Aloysius —
Wirkt auf des Sohnes Herz noch sündlich!

Odilo wäre nun für den Liberalismus völlig verloren gewesen. Da schickt ihm der Dichter einen Retter zu, einen alten, malkontenten Kloster-

bruder namens Theophil, der sich unter dem früheren Regimente gut gestanden, der es aber unter der neuen, ultramontanen Herrschaft nimmer aushalten kann und zu dem Entschluß gekommen ist, in die Missionen zu gehen. Bevor er nach Afrika abreist (der Dichter ließe ihn wohl passender erst nach Basel oder Barmen ziehen), schüttet er seinem Freunde zum Abschied sein ganzes Herz und all seinen Verdruß aus. Odilo ist nun freilich schon zu tief im Ultramontanismus drinnen, um gleich herzhaft mitzubrummen; er meint, die katholische Glaubenslehre sei doch ein gar wunderbar logischer Bau, an dem man keinen Stein herausziehen könne, ohne das Ganze zu schädigen. Theophil gibt das zu, aber mag der Bau noch so wunderbar logisch und harmonisch sein,

Was soll er wohl der Menschheit frommen,
Wird draus des Bauherrn Geist genommen,
Der einst die Liebe selber war?

Das zieht. Der kluge und gewandte Dogmatiker Odilo vermißt plötzlich in seinem dogmatischen Gebäude den christlichen Grundstein der Liebe. Theophil setzt tapfer ein, schwadroniert ihm die Erbsünde weg und weist ihn an eine pantheistische Naturbetrachtung im Sonnenschein der Liebe. Odilo fühlt sich — es ist ein psychologisches Wunder — wie in einem Nu umgewandelt. Mystik und Scholastik, Theologie und Katechismusglaube zerfließen wie ein böser Traum. Er fühlt sich von dem „düstern" Standpunkt des hl. Thomas und der Nachfolge Christi plötzlich in die „heitere Naturanbetung" Goethes versetzt. Er kehrt reumütig zur „Natur" zurück:

Zu dir, du göttliche Natur,
Für die ich einst mein Herz verlor,
Als ich in geist'ger Irrsalfahrt
Zu Nachtdämonen niederfuhr!

Doch jetzt nur Allmacht, Segen nur
Dein Wunderbuch mir offenbart,
O Mutter, nimm als Sohn mich hin,
Der ich in dir nur Leben bin!

Mutter Natur kommt ihrem Konvertiten mütterlich zu Hilfe. Ein Blitz schlägt in das Kloster, verzehrt Kirche, Kloster, Habe, Reliquien und selbst das wundertätige Madonnenbild, das die Mönche verehren. Auf den Trümmern versammelt der Abt des folgenden Tages die Mönche und entläßt diejenigen, die mit seinem System unzufrieden sind. Odilo benützt die gute Gelegenheit und geht heim zu seiner lutherischen Mama.

Der zweite Teil führt uns den apostasierten jungen Mönch als Mediziner vor. Er hat studiert und große Reisen gemacht und will nun daheim als Arzt praktizieren. Ein alter, ebenfalls ausgetretener Mönch ist bei Mama in Dienst getreten, eine alte Base vervollständigt die Familie. Mama ist im ganzen mit dem Herrn Sohn zufrieden, nur daß er allen positiven Glauben abgestreift, will ihr nicht recht gefallen. Das gibt denn Anlaß, sein neues Evangelium ausführlicher darzulegen und zu preisen — die auf-

geklärte Ehrenmannsreligion, welche den Menschen von allen Dogmen emanzipiert.

Nach jahrelangem Streiterdrang
Des Glaubens Neubau mir gelang.
Drin lehrt das Evangelium
Mir Lieb' und Sitte, wie zuvor;
Nur ängstlicher noch sorg' ich drum,
Daß, was an Glauben ich verlor,
Die Tat mir gebe zum Ersatz.
Die ganze Menschheit hat drin Platz,
So groß ist jetzt das Gotteshaus;
Und meiner Liebe heil'gen Schatz,
Ich zahl' ihn allen darin aus,
Ohn' irgend einen Unterschied.

Alle Kirchen will er ehren, soweit sie den Menschen bessern; sogar gegen die „Hetzkapläne", von denen ihm Frau Waldburgis zu erzählen hat, will er Toleranz ausüben; ja er überfließt so von honigsüßer Liebe, Liebe, nichts als Liebe, daß sich endlich die Mutter zufrieden gibt.

Odilo wird nun Assistenzarzt an der Irrenanstalt, welche an Stelle des zerstörten Klosters aufgebaut worden, verliebt sich in Angelika, die Tochter des Hofrats, der die Anstalt leitet, schmachtet eine Zeitlang nach ihr, verzichtet aber auf die Heirat, nachdem ein heftiger Blutsturz ihn an das Erbübel seiner Familie, die Schwindsucht, gemahnt, zu Gunsten der Menschheit und der ewigen Gesetze. In das Haus seiner Mutter zurückgekehrt, hat er noch vielen Verdruß auszustehen. Denn die „Zeloten" suchen ihm die Herzen aller, sogar der Kinder, zu entfremden. Aber der Edle vergilt Böses mit Gutem und wagt sich bei schon sehr angegriffener Lunge in eine schneidig kalte Winternacht hinaus, um einem seiner Feinde das Leben zu retten. Dann stirbt er ohne Priester und Sakramente als braver Solitaire. Der Hofrat kommt mit Angelika an sein Bett, und diese erfüllt seinen letzten Wunsch, noch einmal das „Sternenlied" des verrückten Komponisten, der sich in eine seiner Schülerinnen verliebt hatte und, von deren Vater dafür durchgepeitscht, in Wahnsinn verfallen war, sterbend zu hören. Beim Anhören dieses Liedes hatte sich zuvor seine Liebe für Angelika entschieden. Ein schöner Ersatz für das Proficiscere anima christiana! Während das Fräulein das „Sternenlied" des verrückten Komponisten singt, haucht der schwindsüchtige Apostat seine arme Seele aus. Auf den Flügeln eines solchen wahnsinnigen Liebesliedes fliegt sie natürlich sofort in den Himmel.

Was soll man zu einer solchen Dichtung sagen? Sie richtet sich selbst. Ein solches Pasquill auf das katholische Ordensleben, die katholische Heiligenverehrung, den katholischen Glauben scheidet Herrn v. Redwitz gründlich von der Zahl der katholischen Dichter aus. Seine Religionsanschauungen stehen mit der „Philosophie des Unbewußten" auf ziemlich gleichem Niveau.

In der Ausführung der Fiktion läßt sich eine gewisse psychologische Wahrheit nicht verkennen. Unklarheit der Ideen, verschwommenes Gefühlsleben, liberale und protestantische Einflüsse können einen Charakter wie denjenigen Odilos der Apostasie entgegenführen. Liebestätiges Christentum bildete bei den meisten neueren Apostaten das Aushängeschild ihres Abfalles. Auch die Atmosphäre, in welche der Abgefallene gerät, ist im zweiten Teil sehr richtig bezeichnet: eine Atmosphäre der Schwindsucht, der hoffnungslosen Liebelei, des Wahnsinns. An die Stelle des zerstörten Klosters baut die moderne aufgeklärte Welt ihr Irrenhaus; an die Stelle des Priesters tritt der Irrenarzt, an die Stelle der Sakramente eine Liebschaft, an die Stelle Gottes die „Natur". Im tiefsten Grunde unwahr aber, das πρῶτον ψεῦδος der Dichtung wie der ganzen modernen Aufklärung, ist die Vorstellung, daß der Wille unabhängig vom Verstande, die Liebe unabhängig vom Glauben, das Gute unabhängig vom Wahren sei. Der göttliche Stifter des Christentums ist nicht bloß um seiner Liebe willen, sondern als feierlicher Zeuge der Wahrheit gestorben. Der Liebesjünger hat nicht bloß zur Liebe gemahnt, sondern auch über die Feinde seines göttlichen Lehrers das Anathema gerufen. Die katholische Weltkirche, welche Herr v. Redwitz so schmählich karikiert, ist nicht bloß die heilige Beschützerin des geoffenbarten Glaubens, sondern auch die großartigste Anstalt der Liebe und Barmherzigkeit, welche bis auf diesen Tag die Welt kennt. Sie wird Liebe und Barmherzigkeit üben auf allen Enden der Erde, wenn das „Sternenlied" des verrückten Komponisten schon lange verschollen sein wird und wuchtigere Gegner als dieser sentimentale Dichter der Schwindsucht ihr Haupt an dem unwandelbaren Felsen eingerannt haben.

Rudolf von Gottschall (1823—1909).

(Maria de Padilla [1].)

„Das geistig bewegteste Zeitalter der deutschen Geschichte, das Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges, berührt Stoffe der Glaubensspaltung, in denen sich noch heutzutage die Meinungen der Nation und die einzelnen deutschen Staaten schroff gegenüberstehen. Jede einseitige Auffassung dieser Stoffe wird die andere Partei verletzen, und eine vollkommen objektive Darstellung dürfte in Gefahr geraten, beide (!) Konfessionen gegen sich aufzubringen."

Rudolf v. Gottschall,
Die deutsche Nationalliteratur II 530.

„Maria de Padilla" lautet der Titel eines Trauerspiels in fünf Akten, das Herr Rudolf v. Gottschall soeben als Nr 2550 der Reclamschen

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXVII (1889) 71—93.

Universal-Bibliothek erscheinen ließ. Wie wir hören, hat das Stück bereits ein paarmal die Bretter des Leipziger Stadttheaters betreten, allein wenig Anklang gefunden und sich vielleicht deshalb so früh in die „Literatur" zurückgezogen. Wir beabsichtigen weder das noch kurze Bühnenschicksal des neuen Dramas näher zu untersuchen noch das Stück selbst ästhetisch-kritisch zu zergliedern. Wir würden es ganz seinem Schicksal überlassen, wenn der Dichter sich nicht bemüßigt gefühlt hätte, den hl. Ignatius von Loyola, den Stifter der Gesellschaft Jesu, in dasselbe hineinzuziehen. Das veranlaßt uns denn doch, in Kürze unsern Lesern darzulegen, was es mit dem geschichtlichen Stoff dieser Tragödie für eine Bewandtnis hat, in welcher Beziehung derselbe zu dem Gründer des Jesuitenordens steht und in welch eigentümlicher Weise Herr v. Gottschall diese bewegte Epoche spanischer Geschichte verarbeitet hat.

Wie sich von selbst versteht, gönnen wir dem dramatischen Dichter auch auf dem Felde der Geschichte eine sehr ausgedehnte Freiheit, da ohne Fiktion und Idealisierung sich eine geschichtliche Tragödie nicht gestalten läßt. Wir haben uns nie an den Anachronismen Shakespeares und Calderons gestoßen; wir haben selbst Schiller viel milder beurteilt, als es von manchen katholischen wie protestantischen Kritikern geschehen ist. Wenn der Dichter die Bühne jedoch einfach zur Kanzel und zum Lehrstuhl macht, um tendenziöse Geschichtslügen mit mehr Wirksamkeit zu verbreiten, so ist das ein schreiender Mißbrauch der schönen Kunst; und wenn er den reichsten poetischen Stoff verschmäht, den die Geschichte bietet, um an seine Stelle verbrauchte Opernmotive und willkürliche Einbildungen zu setzen, so sündigt er an der Poesie und an der Geschichte zugleich.

I. Zwei gefeierte Frauen der spanischen Geschichte tragen den Namen Maria de Padilla, beide sind durch ihr tragisches Schicksal berühmt geworden.

Die ältere Trägerin des Namens führte denselben von Geburt an und hat ihn nie mit einem andern vertauscht. Durch ihre verhängnisvolle Schönheit mißleitet, ist Peter der Grausame von Kastilien — um die Mitte des 14. Jahrhunderts — zum Mörder seiner Gattin Blanca von Bourbon und zum Schrecken seiner Völker geworden. Wenn es Herrn v. Gottschall bloß um einen tief ergreifenden tragischen Stoff zu tun gewesen wäre, so hätte er ihn im Schicksal dieser früheren Maria de Padilla mühelos finden können. P. Juan de Mariana S. J. hat dasselbe in seiner Geschichte Spaniens ausführlich erzählt[1], und schon Franz Grillparzer hat — als Jüngling von 17 Jahren — an dem großartigen dramatischen Stoff seine Kraft

[1] Joh. Mariana S. J., Historia de rebus Hispanicis l. 16, c. 17 f. Moguntiae 1605, II 78 ff. — Vgl. Prosper Merimée, Histoire de Don Pèdre I., roi de Castille, Paris 1843.

erprobt, wenn es ihm auch nicht gelang, denselben völlig künstlerisch zu bewältigen.

Die zweite Maria de Padilla hat diesen Namen erst durch ihre Verheiratung erhalten und wird nach ihrer Mutter wohl auch Maria Pacheco genannt. Sie war die Tochter des Iñigo Lopez de Mendoza, zweiten Grafen von Tendillas, und ersten Marques von Mondejar. Ihr Gatte, Juan de Padilla, war bei seinem Tode (1521) noch nicht 30 Jahre alt. Ihre Geburt wird also gegen das Ende des 15. Jahrhunderts oder ganz früh an den Anfang des 16. fallen; das genaue Jahr geben die uns zugänglichen Historiker nicht an. Ihr tragisches Los hängt wesentlich mit jenem ihres Gatten zusammen; dieses hinwieder steht in enger Verbindung mit dem damaligen Schicksal Spaniens und ist nicht bedeutungslos für die gesamte Weltpolitik jener Jahre, in welchen die große abendländische Glaubenstrennung ihren Anfang nahm.

Über diesen denkwürdigen Abschnitt spanischer Geschichte liegen so viele Quellenpublikationen, Spezialforschungen, kürzere und ausführlichere, sich gegenseitig ergänzende Darstellungen vor, daß der Dichter bei nur einigem Studium sich ein vollkommen anschauliches Bild dieser Zeit hätte verschaffen können[1]. Da er dies völlig verabsäumt zu haben scheint, so wollen wir versuchen, wenigstens in einigen Umrissen ein solches Bild zu entwerfen, ohne welches eine Beurteilung des dramatischen Stoffes gar nicht möglich ist. Hätte Herr v. Gottschall sich diese Mühe genommen, so wäre es ihm wohl unmöglich geworden, ein Trauerspiel zu schreiben, wie er es geschrieben hat.

Am 31. Oktober 1517 schlug der Augustinermönch Martin Luther seine 95 Thesen wider den Ablaß an der Universitätskirche zu Wittenberg an, um, wie er sagte, „ein Loch in die Pauke zu machen". Eine Woche später, am 8. November, starb in dem kleinen Städtchen Roa bei Burgos der Franziskanermönch Franz Ximenes de Cisneros, der größte Spanier seiner Zeit, Kardinal der heiligen römischen Kirche, Erzbischof von Toledo und Reichsverweser von Kastilien für den noch minderjährigen Karl V., ein wahrer,

[1] Ein umfangreiches Verzeichnis der einschlägigen Literatur gibt Konstantin v. Höfler, Der Aufstand der Kastilianischen Städte gegen Kaiser Karl V., 1520—1522. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationszeitalters, Prag 1876. Es ist das Verdienst dieser auf den umfassendsten Quellenstudien beruhenden Schrift, die geheimeren Fäden der kastilianischen Insurrektion klargelegt und den Anteil der verschiedenen Führer dadurch richtiger bestimmt zu haben. Hermann Baumgarten (Geschichte Karls V., Stuttgart 1855) klagt (I 199) sehr über den noch ungesichteten und ungelichteten Zustand des historischen Materials, was ihn jedoch nicht abgehalten hat (I 199—253 344—362 460—472; II 128—153), eine Darstellung des Aufstandes zu geben, welche in den tatsächlichen Hauptmomenten, auf die es hier ankommt, mit jenen Höflers übereinstimmt. Letztere ist aber weit eingehender und gründlicher.

echter Reformator im Geiste Christi und der von ihm gestifteten Kirche. Der lutherischen Bibel, durch welche das Wort Gottes zum Aushängeschild des kirchlichen und politischen Aufruhrs wurde, steht seine Polyglotte als ein erhabenes Denkmal der Ehrfurcht gegenüber, mit welcher die Kirche und ihre Wissenschaft das geschriebene Gotteswort zugleich mit der mündlichen Überlieferung treu und segensvoll bewahrte[1]. Den brandstifterischen Ablaßthesen Luthers stehen seine ernsten, ehrfurchtsvollen Bedenken an die Päpste Julius II. und Leo X. gegenüber, ob die allzu leichte Erteilung von Abläßen den Ernst der kirchlichen Disziplin nicht schwäche und lockere[2]. Strenge gegen sich selbst, mild gegen andere, hat der große Kardinal das religiöse Leben Spaniens mächtig gestärkt und gehoben, das wissenschaftliche gemehrt, das politische gefördert. Uneigennützig und unbestechlich, ohne einen andern Ehrgeiz als jenen, für die Interessen Gottes einzustehen, hat er den Ruf eines Heiligen mit sich ins Grab genommen. Mit der liebevollsten Schonung suchte er als Reichsverweser das Los der geisteskranken Königin Johanna zu lindern, mit fester Hand ordnete er Staatshaushalt und Staatsverwaltung, vermehrte die Flotte um 23 Kriegsschiffe, warf einen Angriff der Franzosen auf Navarra zurück, sicherte dem jungen König seine vollen Herrscherrechte, indem er ihn gegen den Widerspruch der Granden 1516 zum König proklamieren ließ, und bändigte einen Aufstand, der gegen diese notwendige Anordnung sich erhob. Von spanischen und niederländischen Günstlingen gegen ihn eingenommen, dachte der 17jährige Monarch ihm schlecht zu lohnen, als er im September 1517 nach Spanien kam; er wollte den 82jährigen Greis, der ihm in unverbrüchlicher Treue entgegenreiste, völlig aus dem Gebiete der Politik verweisen. Doch der Kardinal erlebte diesen Undank nicht mehr. Er verschied selig in Gott, ehe ihn der Brief Karls erreichte[3].

Seine Unerfahrenheit und seine Abhängigkeit von den belgischen Hofleuten brachten den jungen König bald in eine mißliche Lage. An die Stelle des dahingeschiedenen Kardinalerzbischofs Ximenes setzte er als Administrator von Toledo den erst zwanzigjährigen Wilhelm de Croy, der übrigens nicht nach Spanien kam. Zum fast allmächtigen Leiter der Politik wurde der Belgier Herr v. Chièvres, Ohm Wilhelms de Croy. Weit geringeren Einfluß erhielt Hadrian von Utrecht, des Kaisers Erzieher, der schon bald darauf zum Kardinal erhoben wurde. Die Spanier waren höchst unzufrieden, sich überall zurückgedrängt zu sehen. Sie murrten, geheim und offen. Bei den Cortes, die im

[1] Vgl. Menendez Pelayo, Historia de los Heterodoxos Españoles II, Madrid 1880, 46.

[2] Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien III, Regensburg 1879, 145.

[3] Hefele, Der Kardinal Ximenes², Tübingen 1851, 530.

Februar 1518 in Valladolid zusammentraten, wurde laut gegen die Ausländerei protestiert. Erst als der König sich nicht bloß eidlich verpflichtet hatte, im allgemeinen die Gesetze des Königreiches zu halten, sondern auch speziell, keine Ämter an Ausländer zu übertragen, leisteten die Deputierten ihm den Huldigungseid und bewilligten ihm das Servicio von 600 000 Dukaten, in drei Jahren zahlbar, um das er eingekommen war, weil die großen Reisekosten und die Forderungen seiner Günstlinge bereits den Schatz erschöpft hatten, den Ximenes durch haushälterische Sparsamkeit vieler Jahre zusammengebracht. Die Cortes riefen ihm dabei ernstlich ins Gedächtnis, daß der König um der Untertanen willen da sei, nicht die Untertanen um des Königs willen. „Wenngleich die Könige", so erklärten sie ihm, „viele andere guten Eigenschaften haben, wie Abkunft, Macht, Ehren, Reichtum und Annehmlichkeiten, so macht doch nichts dergleichen den König aus, sondern nur die Ausübung von Recht und Gerechtigkeit, welche verlangt und fordert, daß, wenn seine Untertanen solche verlangen, sie gewährt werde. Und so muß es Eure Hoheit machen; denn sie ist in der Tat der Besoldete (mercenario) ihrer Vasallen, und deshalb geben Ihnen Ihre Untertanen einen Teil ihrer Einkünfte und Gewinste und dienen Ihnen mit ihren Leuten, so oft sie gerufen werden."

Die Mahnung war wohl verdient. Während der König von den Spaniern Geld und immer nur Geld verlangte, scharrte einer seiner Flamländer, der Großkanzler Johann von Sauvage, mittelst Ämterverkauf in kürzester Frist eine halbe Million Taler zusammen. De Chièvres selbst wußte durch seine Finanzoperationen so viel Doppeldukaten an sich zu bringen, daß sie aus dem übrigen Geldverkehr verschwanden, und von den indischen Schätzen, die nach Spanien gelangten, wies er auf einen Schlag 80 Pfund Perlen seiner Gemahlin zu, ohne daß irgend eine der königlichen Prinzessinnen etwas davon mitbekommen hätte. Die Hauptsorge dieses Staatsmannes war, den Spaniern möglichst viel Steuern abzupressen, und wenn seine Steuerreformvorschläge auch an sich manches Richtige enthielten, so begreift es sich doch, daß sie den Spaniern in solchem Zusammenhang nicht gefallen konnten. Besonders verletzte er die Caballeros mit dem Antrag, daß auch sie künftig die Abgabe (alcabala) entrichten sollten.

Es ist kein Zweifel, daß zu diesen Gründen der Unzufriedenheit, welche von manchen Geschichtschreibern zu einseitig betont wurden, sich zahlreiche andere gesellten, um in allen Teilen Spaniens Gärung hervorzurufen: Eifersucht der verschiedenen Landschaften, Aragonien, Katalonien und Kastilien untereinander, eine für die heimische Industrie ungünstige Regulierung des indischen Handels, die kastenartige Trennung der verschiedenen Bevölkerungsklassen, die Untätigkeit des Adels, die Käuflichkeit der Ämter, Zwistigkeiten unter dem höheren Adel (den Granden), dem niedern Adel (den Caballeros),

den Städten und den Zünften, welche sich in Valencia zu einer Brüderschaft (Germania) zusammenscharten, endlich zahllose persönliche Händel.

So verdarb es der Herr de Chièvres mit dem angesehenen Hernan de Avalos, dem er das Amt eines Corregidor in Jerez entzog, mit Don Pedro Laso de la Vega, dem Bruder des Dichters Garcilaso de la Vega, dem er ebenfalls das Amt eines Corregidor in Toledo nahm, um es einem Verwandten zu übertragen, während der König den Don Pedro de Giron heftig abwies, als dieser Ansprüche auf den Herzogstitel von Medina Sidonia erhob. An Hernan de Avalos schloß sich sein Neffe Juan de Padilla an, ein noch jugendlicher, aber tapferer Caballero, in Toledo sehr beliebt.

Schon im März 1520 wollte der König nach einem heftigen Streit den Don Pedro Giron gefangen setzen, während Don Pedro nichts Geringeres plante, als den Herrn de Chièvres und das ganze flämische Gefolge Karls in Valladolid festzunehmen und der Ausländerei gewaltsam ein Ende zu machen. Nur mit Mühe entkam der König aus Valladolid und ebenso hernach aus Tordesillas, wohin er sich begeben hatte, um von seiner Mutter Johanna Abschied zu nehmen.

Karl war unterdessen am 28. Juni 1519 zum römischen Kaiser erwählt worden und mußte daran denken, nach Deutschland zu reisen. Für die Spanier ein neuer Schlag. Denn es war nun vorauszusehen, daß Spanien in seinen Interessen notwendig zurücktreten und nur dazu dienen müßte, Geld und Soldaten für seine Kriege im übrigen Europa zu liefern. Sie drangen in ihn, Spanien nicht zu verlassen. Er aber brauchte Reisegeld und mußte solches von den Cortes zu erlangen suchen.

Am 31. März 1520 wurden die Cortes zu Santiago feierlich eröffnet. Nachdem der Bischof von Badajoz für die Forderungen des jungen Königs gesprochen, ergriff auch dieser selbst das Wort und versprach, nach drei Jahren wieder nach Spanien zu kommen und mittlerweile keine Ausländer in Spanien anzustellen. Die Abgeordneten der bedeutendsten Städte verlangten indes, der König müßte erst den Beschwerden der Nation Genüge leisten. Die nötigen Stimmen versagten. Erst zu Coruña, wohin die Cortes im Mai verlegt wurden, kam eine geringe Mehrheit zu stande und ließen sich die übrigen Prokuratoren zu einem Kompromiß herbei, so daß Karl am 26. mit der Flotte abreisen konnte. Er ließ aber Spanien viel erregter und unzufriedener zurück, als er es im ersten Jahre seines Aufenthaltes getroffen hatte. Die Stadt Toledo hatte er sich gründlich verfeindet, indem er die Stadt weder besuchte noch auf ihre Bitten achtete, vielmehr ihre Prokuratoren, unter ihnen Don Pedro de Laso, in verletzender Weise aus Santiago zurückwies, ja sogar daran dachte, ihren Widerstand gewaltsam zu brechen. Obwohl aber von den Cortes ausgeschlossen, behauptete Laso den mächtigsten Einfluß auf die Abgeordneten der Städte Leon, Zamora, Cordova, Jaen, Toro, Valladolid und Madrid.

Als seinen Stellvertreter — Gobernador — ernannte der Kaiser bei seiner Abreise, mit Übergehung der spanischen Granden, seinen Lehrer und Vertrauensmann, den frommen und gelehrten Kardinal Hadrian, Bischof von Tortosa. Eine schreckliche Aufgabe lag hiermit vor dem friedlichen Gelehrten, der bereits 63 Jahre zählte und sich über die Sachlage keiner Täuschung hingab. Offen hatte er seinem scheidenden Herrn erklärt, dieser habe die Liebe seiner spanischen Untertanen verscherzt. Das war nur allzu richtig. Kaum war er mit dem königlichen Rat am 6. Juni, dem Vorabend des Fronleichnamsfestes, in Valladolid eingetroffen, so brach der Aufstand gegen die bestehende Regierung nach und nach in fast allen Teilen Spaniens los. Von Toledo, das noch dem Kaiser selbst offen getrotzt, erging die Einladung an die Städte Kastiliens, sich zu einer Junta zu verbinden, um angeblich vom Kaiser einen einheimischen Regenten und Abstellung der längst vorgebrachten Beschwerden zu erlangen, in Wirklichkeit aber eigenmächtig die eingesetzte Regierung zu stürzen und die Herrschaft an die Kommunen zu bringen. Der Aufruf wirkte. Madrid, Guadalajara, Avila, Segovia, Salamanca, Toro und Ciudad Rodrigo entledigten sich der königlichen Beamten und machten Comunidad. In Zamora trat der Bischof Don Antonio de Acuña mit 400 Klerikern an die Spitze der Bewegung. Auch Burgos schloß sich dem Aufstand an und wurde das Zentrum desselben im Norden, wie Toledo im Süden. Najera und Dueñas empörten sich. Es folgten Soria, Murcia, Cuenca, Leon. Am 29. Juli vereinigten sich die Abgeordneten der kastilischen Städte unter dem Vorsitz eines Tuchscherers zu Avila und proklamierten die Gleichheit der Besteuerung mit dem weiteren Ziel, eine ähnliche Freiheit wie die italienischen Republiken anzustreben. In Valencia vereinigten sich die Zünfte zu einer Waffenbrüderschaft und vertrieben gewaltsam den Adel. Die königliche Artillerie lag in Medina del Campo. Als der Generalkapitän Don Antonio de Fonseca einen Versuch machte, dieselbe für die Regierung zu retten, verteidigten die Einwohner die Stadt. Es gelang Fonseca nur, einen Teil der Stadt in Brand zu stecken, die damals nächst Sevilla der größte Warenmarkt von Spanien war. Der Schaden wurde zwischen einer halben und zwei Millionen Dukaten veranschlagt. Die unglückseligen Flammen schürten den Aufstand.

Wie in andern Revolutionen, so waren auch hier die vorgebrachten Beschwerden durchaus nicht ohne objektiven Grund; die Reformpläne der Junta trafen in vielen Punkten das Richtige. In andern Punkten schossen sie aber weit über das Ziel hinaus, und die Durchführung war eine völlig ungesetzliche. Da in einigen Städten die Caballeros, in andern die Bürger, wieder in andern die Zünfte und in noch andern der eigentliche Pöbel zur Herrschaft gelangte, so war der Wirrwarr grenzenlos. Die Granden, dem ausländischen Gobernador abgeneigt, ließen diesen im Stich; dann aber von

den Caballeros bedroht, machten sie mit den Aufständischen doch nicht gemeinsame Sache. Persönlicher Hader zwischen den einflußreichsten Männern beraubte die gesetzliche Regierung anfänglich jedes tatkräftigen Rückhaltes gegen die sich immer fester organisierende Empörung, die allmählich eine zweite Regierung bildete.

Unter den Männern, welche die gesamte Bewegung leiteten, nimmt Don Pedro Laso de la Vega bei weitem den ersten Rang ein; er hatte die meiste staatsmännische Begabung; er wußte, was er wollte, und verstand es, die wild auseinanderstrebenden Kräfte wenigstens einigermaßen zu vereinigen. Das meiste militärische Talent besaß Don Pedro Giron, der zeitweilig auch als Generalkapitän die Truppen der Junta leitete. Der Hauptführer des Aufstandes zu Toledo war Fernan de Avalos. Er machte indes lange nicht so viel von sich reden wie sein Neffe Juan de Padilla und dessen jugendliche Frau Maria. Dieses junge Ehepaar, schön, phantastisch und ehrgeizig, wurde gleich im Anfang von den schlauen Führern Laso und Avalos vorgeschoben, um Lärm zu schlagen, Anhang zu gewinnen und die Sache in Fluß zu bringen. Der Vater und ein Bruder Juans wollten nichts davon wissen und entfernten sich rechtzeitig aus Toledo, ehe noch der allgemeine Aufruhr jeden Widerstand niederschlug. Um so begeisterter schwärmte Maria für die vermeintliche Sache des Vaterlandes. Von Liebeleien oder gar ehebrecherischer Untreue derselben findet sich in den Berichten keine Spur; im Gegenteil erscheint sie als die treueste, liebendste Gattin, voll Anhänglichkeit, Mut, leidenschaftlicher Hingebung. Sie soll den Zauber der Schönheit mit der feinsten Bildung verbunden haben, des Lateinischen und sogar des Griechischen kundig gewesen sein. Sie war entschlossener und kluger als ihr Mann. Während dieser nie recht wußte, was er sollte, zeichnete sie ihm die kühnsten Pläne vor und drängte ihn vorwärts. Es steckte eine Herrscherin in ihr, und deshalb verschmähte sie es nicht, an die Spitze des Pöbels zu treten, der zu Toledo den Aufruhr machte. Drei Jahre nach dem Tode des Kardinals Ximenes herrscht sie in Toledo fast mit dem Ansehen einer Fürstin — ein seltsames, rätselhaftes Wesen, die sonderbarste Verkörperung der Revolution gegenüber dem ehrwürdigen Kardinal-Gobernador, in dessen Klugheit der Kardinal Ximenes noch einigermaßen fortzuleben schien, wenn ihm auch die gewaltige Tatkraft seines großen Vorgängers nicht eignete.

„Padilla, ein unreifer und unklarer Enthusiast, von seiner kühnen und hochstrebenden Frau in eine Bahn gedrängt, für welche seine Kräfte nicht ausreichten, wünschte anfangs nur der Unannehmlichkeit zu entgehen, sich vor dem König rechtfertigen zu müssen, ohne sich doch dem Rufe desselben offen zu widersetzen. Er richtete es deshalb so ein, daß, als er zum Schein die Reise an den Hof antrat, ein Volkshaufe ihn umringte und wie einen Gefangenen in eine Kapelle der Kathedrale sperrte. Aber gleich bei diesem

ersten Akt der Selbsthilfe brach die lange geschürte Glut der Volksleidenschaft so gewaltig hervor, daß die königlichen Autoritäten widerstandslos zusammenknickten."[1] Das Volk vertrieb den königlichen Corregidor sowie den Adel aus der Stadt, stürmte den Alcazar und setzte hier eine Volksregierung (Communidad) ein. Juan de Padilla blieb jetzt nicht viel anderes übrig, als sich dem Aufstand anzuschließen. Als Segovia bedroht schien, zog er mit einem Kontingent von Toledanern dahin ab, um es zu retten. Nach dem Unheil zu Medina wurde diese Rettung sehr leicht; ohne weitere Mühe konnten sich die Aufständischen der königlichen Artillerie bemächtigen, und Juan de Padilla wandte sich nun vereint mit zwei andern Hauptleuten, Juan Bravo und Juan Zapata, nach Tordesillas, um vorgeblich die unglückliche Königin Johanna und deren Tochter, die vierzehnjährige Infantin, zu „befreien". Am 29. August zog er in die Stadt ein und stellte sich der Königin selbst als ihr Befreier vor. Auch Valladolid, der Sitz der Regierung und des Kardinals, schloß sich darauf der Junta an und sandte Abgeordnete an sie ab; ein Teil des königlichen Rates entfloh, und von allen verlassen, hätte der Kardinal-Gobernador das Äußerste befürchten müssen, wenn nicht der religiöse Geist der Spanier noch seine geistliche Würde und seine persönliche Sittenstrenge geachtet hätte.

Der Hauptplan der Junta ging nun dahin, der geisteskranken Königin eine Unterschrift zu ihrem revolutionären Reformprogramm abzuringen und so dasselbe mit dem Scheine königlicher Autorität und voller Gesetzlichkeit zu decken, den Sohn und seine Beamten durch die Königin-Mutter abzusetzen und im Namen dieser dann zu tun, was sie wollte. Der Plan scheiterte, da die Königin scheu ward und Kardinal Hadrian brieflich sie abzumahnen wußte. Sie empfing zwar am 21. September Don Pedro Laso und die übrigen Häupter der Junta und ließ sie zum Handkuß zu, wich aber dem Gesuche aus, die Leitung der Regierung an sich zu nehmen. Es gelang den Verschworenen auch nicht, wie sie wünschten, Südspanien in ihren Bund hereinzuziehen. Andalusien, besonders Sevilla, Granada und Cordova, lehnten jede Beteiligung ab, so daß die Alhambra ganz außerhalb des großen politischen Dramas blieb. Der Hauptschauplatz desselben war die Stadt Tordesillas am Ufer des Duero mit den benachbarten Städten Toro, Zamora, Torre de Lobaton, Simancas, Medina, Valladolid, im Norden Burgos, im Süden Toledo.

Das allgemeine Verbrüderungsfest aller Städte, das am 25. September zu Tordesillas gefeiert wurde, war deshalb zum Teil nur eine Fiktion. Juan de Padilla zog indes am 28. September mit 400 Mann Reiterei und 300 Fußsoldaten nach Valladolid, um der königlichen Regierung daselbst völlig ein

[1] Hermann Baumgarten, Geschichte Karls V. I 238.

Ende zu machen. Er war der Garibaldi der ganzen Revolution, während Laso mehr die Rolle eines Cavour und Mazzini spielte. Mit theatralischer Frechheit besetzte er die Residenz des Gobernadors im Namen der Junta, bemächtigte sich des königlichen Siegels und der Rechnungsbücher (Libros de contadura), belegte die königlichen Renten mit Beschlag und ließ durch den Mönch Alonso de Medina von der Kanzel die Einsetzung einer neuen Regierung verkünden, an deren Spitze er selbst stand als Generalkapitän der heiligen Junta, ein gewisser Castañedo als Siegelbewahrer, der Lizentiat Ximenes als Kanzleidirektor, Rodriguez Rica und Christofero Suarez als Kustoden der königlichen Einkünfte. Die von Karl eingesetzten königlichen Räte Beltran, Palaciorubios, Cabrero und Tello wurden festgenommen, um nach Tordesillas geschleppt zu werden. Nach diesen Akten des Hochverrats aber hatte Juan noch die Unverschämtheit, mit dem Mönche Alonso und vier Hauptleuten vor den Kardinal zu treten und sich zu entschuldigen, daß zwei von jenem nach Tordesillas abgesandte Bischöfe nicht zu Unterhandlungen zugelassen worden seien.

Um dieser Heldentaten willen wurde Padilla vom Volke mit Hannibal verglichen und als Befreier in den Himmel erhoben. Von jugendlichem Ehrgeiz berauscht, machte er indes einen Fehlgriff um den andern. Durch die Entwendung des königlichen Siegels zerriß er den letzten Schein von Gesetzlichkeit, den die Junta noch da und dort zu wahren gesucht hatte, und verletzte alle Königstreue aufs tiefste. Einen Teil des königlichen Rates gab er frei, den andern ließ er entkommen. Das feste Simancas, das an seinem Wege lag, griff er nicht an und überließ so den Gegnern der Junta einen wichtigen Stützpunkt. Das Schlimmste aber war, daß sich immer mehr Pöbel in den Reihen der Aufständischen empordrängte und in verschiedenen Städten die Oberhand gewann — statt Granden und Caballeros Wollweber, Schlächter und Schwertfeger. Der Königin Johanna wurde in rücksichtsloser Weise ihre letzte Stütze, der Oberhofmeister Marques von Denia und dessen Gattin, entrissen. Der Kardinal-Gobernador war tatsächlich Gefangener der Revolution. Wahrscheinlich auf Anregung seiner Gattin ging Juan de Padilla nun noch weiter und faßte den Entschluß, der Krone das Großmeistertum des Ordens von Santiago zu entreißen, sowohl um ihr weitere ansehnliche Einkünfte abzuschneiden, als auch um den eigenen Ehrgeiz zu befriedigen. Um dieselbe Zeit wurden von Toledo aus, wo Maria de Padilla gleich einer Fürstin in der Zitadelle thronte, Unterhandlungen mit den Franzosen angesponnen, um diese zu einem Einfall in Navarra zu bewegen.

Nachdem der Kardinal-Gobernador verhindert worden war, offen Valladolid zu verlassen, griff er zu dem letzten Mittel, einem nächtlichen Fluchtversuch. In der Nacht des 15. Oktober stieg er, nur von einem Kaplan

begleitet, über die Stadtmauer, erreichte unbemerkt den Platz, wo zwei Maultiere seiner harrten, und entkam auf Umwegen nach Medina de Rio seco, wo er vorläufig einen sichern Zufluchtsort fand. Die kleine Stadt wurde zum Sammelplatz der Granden, welche sich nach und nach zur Verteidigung der gesetzlichen Ordnung um den Gobernador vereinigten.

In beiden Lagern herrschte indes Zwiespalt und Verwirrung. Weder der Almirante noch der Condestable von Kastilien, welche der Kaiser im September zu Mitregenten Hadrians ernannte, fanden sich zu einheitlicher Aktion unter sich und mit dem Kardinal zusammen, und in dem Heere der Granden selbst befanden sich Anhänger der Comuneros. In dem Lager der Aufständischen aber standen Mitglieder des höchsten Adels an der Spitze, und die Stelle eines Generalkapitäns wurde nicht Juan de Padilla, sondern dem weit fähigeren Don Pedro Giron übertragen. Das Heer der Granden war stärker an Reiterei, das der Junta an Fußvolk.

Da Juan de Padilla den Generalkapitän Don Pedro Giron nicht genügend unterstützte, mißglückte dessen Zug nach der Stadt Villalpando; auf den Rat des Kardinals griff die Armee der Granden dagegen das schlecht besetzte Tordesillas an, bemächtigte sich am 5. Dezember 1520 der Stadt, befreite die Königin aus den Händen der Junta und hatte den letzteren damit einen mächtigen Stützpunkt entrissen. Hätte unter den Granden Einigkeit geherrscht, so wäre die ganze Revolution nun leicht zu bewältigen gewesen. So aber zogen sich die Wirren in das folgende Jahr hinein. Don Pedro Giron, wegen seiner hohen Abkunft schon mit Argwohn angesehen, wegen seines Mißerfolges als Verräter ausgeschrieen, legte die Führerschaft nieder. Don Pedro Laso ließ sich nun zum Generalkapitän ernennen; aber tatsächlich erlangte Juan de Padilla, der von Toledo nach Valladolid zurückgekehrt war, die Oberhand und schließlich auch die Stelle eines Generalkapitäns. In einem Pöbelaufstand zu Valladolid, an dem sich auch Weiber beteiligten, wurde Don Pedro Laso seinerseits als Verräter ausgeschrieen und Juan de Padilla zum Oberführer verlangt. Er selbst traute der Volksgunst nicht, durch die er emporgehoben wurde; allein es war zu spät. Er vermochte das Netz nicht mehr zu durchbrechen, in das ihn der Ehrgeiz seines Weibes verstrickt. Alles hing von dem augenblicklichen Erfolg ab, dessen er sich nicht sicher fühlte und der auch nicht in seiner Hand lag.

Nur der Saumseligkeit der Gegner dankte er es, daß ihm am 23. Februar 1521 nach kurzer Beschießung die Einnahme von Torre de Lobaton gelang. Für einige Zeit war er nun der Abgott der Junta. Don Pedro Laso und andere traten von ihr zurück. Der Bischof von Zamora zog mit seinen Streitkräften nach Toledo, wo er gern den erzbischöflichen Stuhl erhalten hätte. Im Norden ließ der französische Einbruch in Navarra auf sich

warten. Anstatt die Granden anzugreifen, als er mit 7000 Mann einem Heere von bloß 2000 gegenüberstand, ließ Juan de Padilla zaudernd die Zeit verstreichen, bis sie sich auf mehr als 8000 verstärkt hatten, und zwar mit überlegener Artillerie und Reiterei.

Mehr als je drängte jetzt seine Gemahlin Maria die Franzosen, doch die Pyrenäen zu überschreiten. Nicht bloß eines der drei Großmeistertümer wollte sie dem König entreißen, sondern alle drei. Eines sollte dann ihr Mann erhalten und sie so als „Alteza", vom König unabhängig, das Ansehen einer Königin genießen. Dazu hoffte sie noch für einen ihrer Brüder, der in Rom war, den Primatialsitz von Toledo zu gewinnen und so mit den Ihrigen tatsächlich über der königlichen Familie zu stehen.

Unterdessen hatte es aber Juan de Padilla so weit kommen lassen, daß die vereinigte Streitmacht der Granden ihn zu einer Schlacht zwingen konnte, ehe es ihm gelang, seine verschiedenen Truppenabteilungen zu vereinigen. Völligstes Mißtrauen war schon unter seinen Scharen eingerissen, als er dem Gegner durch einen Zug nach Toro am Duero auszuweichen versuchte. In der Nähe von Villalar stießen sie am 23. April mit den Königlichen zusammen. Beim ersten Anprall lösten sie sich in Flucht auf und vertauschten die Abzeichen der Junta mit jenen des Königs. Don Juan wurde verwundet und gefangen genommen, ebenso die tapfern Führer Juan Bravo, Francesco Maldonado und Antonio Saravia. Sie wurden sofort vor ein Kriegsgericht gestellt, als Hochverräter verurteilt und am andern Morgen, den 24. April, enthauptet.

Während Juan Bravo im Angesichte des Todes gegen den Vorwurf des Hochverrates sich laut verwahrte, mahnte ihn Juan de Padilla zu demütigem Sinn. Als der Augenblick der Hinrichtung gekommen war, nahm er ein Reliquiar vom Halse und übergab es dem Grafen von Haro mit den Worten: „Señor Don Luis, gebt dieses Reliquiar der Donna Maria, meiner Gattin, und sagt ihr, sie möge mehr Sorge auf ihre Seele verwenden, als sie auf ihren Leib verwandt hat." [1] Dann kniete er nieder, empfahl sich Gott und empfing den Todesstreich.

Durch die unglückliche Schlacht von Villalar war die Macht der Junta gebrochen, aber nicht der Trotz und die Herrschsucht Marias de Padilla. Ihre Stütze waren jetzt Fernan de Avalos und der kriegerische Bischof von Zamora, Don Antonio de Acuña, der „Luther Spaniens" oder auch der „Teufel", wie man ihn nannte.

Am Karfreitag, den 29. März 1521, war dieser in Toledo angekommen, in einfacher Reiterstracht, nur mit zwei Begleitern. Kaum hatte er sich jedoch

[1] Señor Don Luis. Dá V. M. este relicario á Donna Maria mi muger y digale que ponga mayor recaudo en el anima que a puesto en el cuerpo. Alcocer, Pedro de, Relación de algunas cosas, etc., Sevilla 1872, 32).

als Bischof von Zamora zu erkennen gegeben, als ihn der Pöbel auf seine Schultern hob und unter Freudengeheul in die Kathedrale trug und den ernsten Trauergottesdienst unterbrach, um ihn alsbald als Erzbischof zu inthronisieren. Zugleich wurde er zum Generalkapitän für Toledo ausgerufen. Da es an Geld fehlte, wollte man erst die Häuser plündern; als sich aber herausstellte, daß nichts mehr zu plündern war, setzte Don Antonio am 29. April für 36 Stunden die Domherren gefangen, um von ihnen seine Anerkennung als Erzbischof und die Herausgabe der an der Kathedrale niedergelegten Gelder zu erpressen. Nur ein paar Tage zuvor stand Luther vor Karl V. zu Worms, und nur ein paar Tage später ward er auf die Wartburg geführt. In dieser Zeit traf die Nachricht von der Schlacht von Villalar in Toledo ein, erst als falsche Siegesnachricht, dann als Trauerbotschaft. Der Bischof besetzte nun den Turm der Kathedrale und warf sich zum Rächer Juans de Padilla auf. Dabei war es ihm aber nur darum zu tun, die unumschränkte Herrschaft in der Stadt an sich zu reißen. Das wollten Donna Maria und ihre Anhänger sich nicht gefallen lassen und durchkreuzten deshalb unaufhörlich seine Pläne. Da es ihm weder gelang, von dem Domkapitel seine Anerkennung als Erzbischof zu erzwingen, noch sich der Güter des Erzbistums zu bemächtigen, Donna Maria aber mit dem Prior von Toledo Unterhandlungen anknüpfte und den Marques von Villena in die Stadt rief, wo sich bereits eine königlich gesinnte Partei zu bilden begann, verließ der Bischof Mitte Mai Toledo heimlich bei Nacht und Nebel, wie er gekommen war. Seine ehrgeizigen, hochverräterischen Pläne gab er indes noch nicht auf. Nachdem im Süden nichts mehr zu erhoffen war, versuchte er in den Norden zu entweichen und mit Hilfe der Franzosen den Kampf gegen König Karl weiter zu spinnen. Gegen Ende Mai (um den 20.) wurde er indes im Paß von Navarrete gefangen genommen und zu Najera eingekerkert.

Nach der Schlacht von Villalar hatten inzwischen die Sieger Stadt um Stadt unter die Botmäßigkeit des Königs zurückgebracht: Valladolid, Medina del Campo, Salamanca, Leon, Alcalá, Zamora, Segovia. Gegen Mitte Mai waren nur noch Ubeda, Baeza und Toledo widerspenstig und warteten auf die französische Invasion.

Auch in Toledo hatte sich die Lust zur Unterwerfung geregt; allein Donna Maria und ihre Anhänger waren zu weit gegangen, um auf Verzeihung hoffen zu können. Der Marques von Villena, der eine Verständigung anzubahnen versuchte, mußte, von der Wut des Volkes bedroht, wieder abziehen. Mit ihm verließen die meisten Adeligen und Geistlichen die Stadt; nur sechs Kanoniker blieben zum Schutz der Kathedrale zurück. Während die Königlichen, welche die Stadt belagerten, sich mit dem Großadmiral und Condestable nicht einigen konnten, beschloß die tollkühne Donna Maria, den

Widerstand fortzusetzen, bemächtigte sich des Alcazar, der Zitadelle, und regierte von hier aus die alte Primatialstadt weiter. Da es an Geld fehlte, ließ sie die wenigen zurückgebliebenen Kanoniker ohne Speise und Trank drei Tage und Nächte in der Kathedrale einsperren, bis sie endlich das noch vorhandene Silber und die im Schatz verwahrten Depositen herausgaben. Der Wert dieses schimpflichen Raubes und Kirchenraubes wurde auf 400000 Dukaten geschätzt. Zwei Brüder Aguirre, welche angeklagt waren, ihren Gatten Juan de Padilla ohne Unterstützung gelassen zu haben, ließ sie hinrichten. Sie herrschte unumschränkt. Mit den Franzosen unterhielt sie beständige Verbindung und hoffte immer noch, durch sie aus ihrer mißlichen Lage befreit zu werden, auch nachdem sie in der Schlacht von Noain in Navarra am 30. Juni 1521 eine vernichtende Niederlage erlitten hatten. Ein Ausfall aus der Stadt am 24. Oktober endete indes unglücklich. Donna Maria mußte sich, da alles verfügbare Geld aufgezehrt war, zu Unterhandlungen herbeilassen. Am 4. November zogen die Königlichen in die Stadt ein und nahmen von dem Alcazar Besitz. Die aufrührerische Partei war indes der königlichen noch nahezu gewachsen. Maria de Padilla zog sich in ihr Haus zurück, das sie befestigen und mit Geschützen und der nötigen Mannschaft ausrüsten ließ. Noch drei Monate lang versuchte hier die romantische Volkskönigin von Toledo ihre fast hoffnungslose Macht zu behaupten, als am 1. Februar 1522 die Nachricht in die Stadt drang, das Kardinalskollegium habe am 25. Januar den Kardinal-Gobernador Hadrian von Utrecht zum Papste gewählt — denselben, den ihr unglücklicher Gatte noch vor kaum etwas mehr als einem Jahr zu Valladolid in Gefangenschaft hielt.

Damals hatte sie geträumt, von der Gunst des Volkes getragen, als Frau des Großmeisters von Santiago und Schwester des Primas von Toledo alle Frauen des Adels und selbst die Königin an Macht und Glanz zu überstrahlen — — und nun war ihr Mann als Hochverräter enthauptet, der Bischof von Zamora als Hochverräter eingekerkert, sie aus dem Alcazar verdrängt, die Junta aufgelöst und überwunden, die Franzosen aus Navarra zurückgeschlagen, der Gobernador aber, den sie überwältigt zu haben meinte, Sieger in Spanien und höchster Fürst der Christenheit! Welch eine Wendung des Schicksals!

Ein unermeßlicher Jubel ergriff die königlich Gesinnten in Toledo. In der alten Kathedrale, in der noch vor so kurzer Zeit Don Antonio die heiligste Feier gestört und Donna Maria ihre Räubereien verübt hatte, erscholl nach der Vesper ein feierliches Tedeum. Die Stadt wurde beleuchtet. Freudengeläute erscholl die ganze Nacht hindurch. Den Anhängern der früheren Pöbelherrschaft erschien das wie ein Todesstoß. Sie konnten ihren Unwillen nicht zurückhalten, und in einzelnen Straßen erscholl der alte Kampfesruf: „Padilla! Comunidades!“ Zusammenrottungen fanden statt. Es kam zum

Straßenkampf. Die Anhänger der Ordnung hatten sich diesmal jedoch vorgesehen[1]. Das Haus Donna Marias wurde belagert und nach kurzem Kampfe erstürmt. Von den überwundenen Anhängern wurden diejenigen, welche an den Gewalttaten gegen die Kanoniker teilgenommen, festgenommen und hingerichtet. Die stolze Frau selbst entkam nur mit genauer Not in ein befreundetes Haus und von da, als Bauernweib verkleidet, aus der Stadt. Eine mohrische Sklavin, welche längst großen Einfluß auf sie gewonnen, begleitete sie. Am Tore erkannte sie einer der Soldaten, ließ sie aber aus Mitleid durch. Drei Monate lang irrte sie dann herum, ohne Heim, ohne Schutz, ohne Hilfe. Ihr Oheim, der Marques von Villena, bei dem sie zuerst Zuflucht suchte, wies ihr die Tür. Seine Gattin sandte ihr 300 Dukaten nach. Obwohl den Anhängern des Aufstandes von der portugiesischen Regierung der Aufenthalt in Portugal verweigert wurde, suchte sie auf ungewohnten Wegen die Grenze dieses Landes zu erreichen. Hier fand sie auch insgeheim Schutz und Erbarmen, erst bei dem Erzbischof von Braga, Don Diego de Sousa, dann bei dem Bischof von Porto, Don Pedro de Acosta. Hier starb sie schon 1531, anstatt als erste Frau Spaniens, wie ihr Ehrgeiz es geträumt, als arme, nur aus Mitleid geduldete Verbannte.

Im Laufe des Sommers 1522 kehrte König Karl nach Spanien zurück, nachdem der Aufstand bereits in allen Teilen des Landes unterdrückt worden war. Im ganzen wurden die Aufständischen mit großer Milde und Schonung behandelt. In Valladolid, auf demselben Marktplatz, wo zwei Jahre zuvor Juan de Padilla als Befreier umjubelt worden war, verkündete der Kaiser am 1. November, umgeben von den Granden, allgemeine Amnestie. Dieselbe galt jedoch fast nur den niedern Ständen, Bauern und Handwerkern, die sich ohne rechtes Verständnis zum Aufruhr hatten reizen lassen. Auch unter den zahlreichen Mitgliedern des höheren und niedern Adels und der Geistlichkeit wurden nur 270 Teilnehmer an der Junta von der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen, zur Einziehung ihrer Güter und zum Tode verurteilt, unter ihnen die mächtigen Führer Don Pedro Giron, Don Pedro Laso, der Bischof von Zamora, der Graf von Salvatierra und Donna Maria de Padilla. Ausgeführt ward das Todesurteil vorläufig nur an dem Grafen von Salvatierra[2].

[1] Das Hauptverdienst um Wiederherstellung der Ordnung hatte das Domkapitel von Toledo, welchem der neuerwählte Papst deshalb unter dem 12. Februar 1522 von Herzen Glück wünschte. Et quidem cessit res prout pietas, qua eam aggressi estis, merebatur, et negotii iustitia aequitasque exposcebat; itaque restituistis regi regnum, patriae libertatem, et toti Hispaniae egregium reliquistis virtutis exemplum (Gachard, Corresp. de Charles-Quint et d'Adrien VI, Bruxelles 1859, 258).

[2] Für Don Pedro Laso verwandte sich persönlich Hadrian VI. in einem der ersten Schreiben, die er als Papst an den Kaiser richtete (aus Vitoria, den 15. Fe-

Das ist in Kürze das Schicksal der geschichtlichen Maria de Padilla. Im Volksmunde wurde es mannigfach ausgeschmückt und mit Sagen umwoben. Der gewaltige Einfluß, den sie ausübte, wurde einem Dämon zugeschrieben, der sie beständig in Gestalt ihrer Mohrensklavin begleite. Zwei schwülstige Briefe, welche ihr Gatte vor seiner Hinrichtung an sie und an die Stadt Toledo geschrieben haben sollte, wurden von Robertson für echt gehalten, widersprechen aber andern zuverlässigen Berichten [1].

II. Von irgend welcher Beziehung der seltsamen Frau zu ihrem großen Zeitgenossen Ignatius von Loyola haben die Geschichtschreiber in der ausgebreiteten Quellenliteratur dieser Periode bisher nicht die leiseste Andeutung vorgefunden. Die Möglichkeit eines näheren Verhältnisses der beiden Persönlichkeiten in den Jahren 1520—1522 wird durch die vorhandenen Zeugnisse mit nahezu vollständiger Gewißheit ausgeschlossen.

Geboren 1491 auf dem Schlosse Loyola bei dem Städtchen Azpeytia in Guipuzcoa, kam Iñigo, nach seinem Stammschloß gewöhnlich de Loyola genannt, schon in seinen Kinderjahren nach Arevalo in Kastilien, wo er von seiner frommen Tante Maria de Guevara erzogen ward. Früh wurde er Page am Hofe Ferdinands des Katholischen und blieb im Dienste des Hofes bis zu seinem 26. Jahre, also 1517. Um diese Zeit begleitete

bruar 1522). Mucho ruego á Vuestra Magestad me embie perdon para Don Pedro Lasso de la Vega, y para el bachiller de Guadalajara, de todo la passado, ca yo les he prometido de instar sobre ello á Vuestra Magestad, y ántes que me parta destos reynos, querria en verdad que estos dos quedasen libros y perdonados: que cierto, aunque en lo passado erraron mucho, se reduzieron al servicio de Vuestra Magestad, quando las cosas de la comunidad ivan mas prósperas, y entonces pudieron hazer grandisimo daño, y, con la mucha confiança que tuvieron en los offrecimientos que los hizimos, ellos se reduzieron al servicio de Vuestra Magestad, y en lo que han podido, cierto han emendado las faltas passadas (Gachard a. a. O. 36). Das war die Rache des Niederländers an denjenigen, die seine Amtsverwaltung als Reichsverweser zum wahren Martyrium gemacht hatten.

[1] Auf den reichen poetischen Gehalt dieser Geschichtsperiode, der aber einer epischen Behandlung günstiger ist als einer dramatischen, hat schon Höfler in der Vorrede seines erwähnten Werkes (Der Aufstand der kastilianischen Städte VI [Prag 1876]) hingewiesen: „Für das neue Geschlecht von Dichtern, welche, seit unsere großen Dramatiker ausstarben, den literarischen Markt beherrschen, — die Verfasser historischer Romane — hier noch ein Wink zur Beherzigung. Kaum dürfte eine Episode der neueren Geschichte zur dichterischen Behandlung sich mehr eignen als dieser an bedeutenden Personen und Wechselfällen so reiche Abschnitt mit dem hochbetagten Bischof von Zamora und der Donna Maria de Pacheco, ihrer zauberhaften Negersklavin und dem Thaumaturgen von Valencia, mit Don Juan de Padilla und mit Doktor Zumel, den eifrigen Verfechtern kastilianischer Freiheiten, mit Don Pedro Giron und Don Pedro Laso, mit der irren Königin und ihrer blühenden Tochter, den drei Gobernadoren, dem Kaiser und dem letzten deutschen Papste!"

er seinen Verwandten Don Antonio Manrique, Herzog von Najera, unter welchem er seine militärische Schule durchgemacht hatte und welcher nun zum Vizekönig von Navarra ernannt worden war. Über die Zeit seines Hoflebens sind keine genaueren Aufzeichnungen vorhanden. Der älteste Bericht des P. Luis Gonzales, der sich auf mündliche Mitteilungen des Heiligen selbst stützt, sagt nur: „er sei bis zum 26. Jahre den Eitelkeiten der Welt ergeben gewesen und habe, von einem mächtigen, eiteln Ehrgeiz geleitet, sein Hauptvergnügen an Waffenübungen gefunden". Erst gelegentlich seiner Krankheit wird dann erwähnt, er habe viel Geschmack an den Ritterromanen jener Zeit gehabt und in ihrem Sinne sich ein Dame erkoren; stundenlang habe er geträumt, wie er zu der Stadt, wo sie wohnte, reisen, mit welchen Witzen und Scherzen er sie unterhalten, welche Waffenübungen er zu ihren Ehren veranstalten würde, sobald er hergestellt wäre; dabei sei es ihm aber gar nicht eingefallen, daß das alles ein leerer Traum sei, da diese Frau unerreichbar hoch über ihm stände; denn „sie war weder Gräfin noch Herzogin, sondern von viel höherem Rang als diese (non era condesa ne duquesa, mas era su estado más alto que ninguna destas)". Es kann hiermit nur eine Person von königlicher Abkunft gemeint sein, in keinem Fall Maria de Padilla, welcher er an Rang völlig ebenbürtig war, wenn sie auch in ihrem Ehrgeiz sich das Höchste erträumte. Der Ausdruck, auf sie bezogen, wäre ein völliger Widerspruch [1].

Ein anderer alter Bericht erwähnt ausdrücklich, daß Ignatius auch als Ritter schon eine tiefe Ehrfurcht gegen alles Heilige gehegt, Fluchen und Schwören gemieden, Geiz und Gewinnsucht nicht gekannt habe, daß er Feinden gern verziehen, in schwierigen Unternehmungen ebensoviel Kühnheit als Geschick, in Geschäften und im Umgang schon in frühen Jahren eine ernste, männliche Reife an den Tag gelegt habe. Diese Züge muß man notwendig mit in Rechnung ziehen, wenn man sich von ihm nicht ein völlig willkürliches Phantasiebild machen will [2]. Ein edler, idealer Ritterssinn war der Grundzug seines weltlichen Lebens [3].

Im Jahre 1517 machte Ignatius den Feldzug gegen die Franzosen in Navarra mit und zeichnete sich besonders bei dem Angriff auf die Stadt Najera aus. Über die folgenden drei Jahre fehlen alle Nachrichten. Wir begegnen ihm erst wieder im Frühjahr 1521. Da steht er abermals im Norden von Navarra als königlicher Offizier im Kampfe gegen die Franzosen,

[1] Acta antiquissima a P. Ludovico Gonsalvo S. J. excepta. Acta SS. Boll. ad 31. Jul. p. 646—648. Vgl. die neue, eingehende und sehr zuverlässige Darstellung dieser Lebensperiode des Heiligen bei L. v. Pastor, Geschichte der Päpste V (Freiburg 1909) 375 ff.

[2] Maffaeus, Vita S. Ign. l. 1, c. 1; ebd. p. 423.

[3] Genelli, Leben des hl. Ignatius, Innsbruck 1848, 7 ff.

welche Maria de Padilla von Toledo aus ins Land gerufen. Es ist kaum denkbar, daß ein am Hofe aufgewachsener Ritter, der sich 1517 wie 1521 durch seine Königstreue auszeichnete, in der Zwischenzeit plötzlich zum Verräter an der königlichen Sache geworden sein sollte. Der Verdacht auf solchen Verrat fällt völlig weg, solange nicht ein beweiskräftiges Anzeichen dafür beigebracht werden kann. Die Vermutung, daß Maria de Padilla seine Dame gewesen sein könnte, wird durch die konsequente Bekämpfung ihrer Parteigänger völlig absurd.

Als die Festung Pamplona im Mai 1521 von der französischen Übermacht aufs härteste bedrängt war — es war noch kein Monat, seit das Haupt Juans de Padilla unter dem Henkerbeil fiel —, begleitete Ignatius den Kommandanten mit zwei andern Begleitern zu Unterhandlungen ins französische Hauptquartier. Der Kommandant neigte zur Nachgiebigkeit, aber Ignatius wollte auf die harten Bedingungen nicht eingehen und drang mit seiner Entschlossenheit durch. Die Verteidigung ward fortgesetzt und von seiten des Ritters von Loyola mit solcher Tapferkeit, daß er selbst den Gegnern Bewunderung abnötigte. Am 20. Mai traf ihn ein Schuß, der ihm das eine Schienbein zerschmetterte. Mit ihm sank die Seele des Widerstandes. Die Franzosen bemächtigten sich der Festung, ließen aber ihrem tapfern Verteidiger die sorgfältigste Pflege angedeihen, so daß er nach ein paar Wochen in sein Stammschloß zurückgebracht werden konnte. Das geschah, während Maria de Padilla zu Toledo sich des ihr lästigen Bischofs von Zamora entledigte und unaufhörlich die Franzosen zu ihrer Unterstützung antrieb.

Von Juni 1521 bis zum Frühjahr 1522 weilte Ignatius auf seinem Stammschloß, noch monatelang durch seine Wunden aufs Schmerzenslager hingestreckt, durch die Lesung des Lebens Christi und der Heiligen[1] innerlich völlig umgewandelt und nur mehr darauf bedacht, den Dienst seines weltlichen Königs mit dem unmittelbaren religiösen Dienst des höchsten Königs zu vertauschen. Während Maria de Padilla im Alcazar von Toledo thronte, den Kirchenschatz plünderte, Feinde hinrichten und Freunde kämpfen ließ, dann sich in ihrem Hause verschanzte und noch immer auf französische Hilfe wartete, endlich vertrieben ward und nach Portugal flüchtete, litt und betete der Ritter auf seinem Schloß Loyola und hatte seine Rechnung mit den Ehren und Kämpfen dieser Welt längst abgeschlossen. Als er im Frühjahr 1522 endlich wieder reisen konnte, da begab er sich auf die Pilgerschaft, aber nicht südwärts nach Toledo, sondern ostwärts nach Montserrat. Dort

[1] Gonzales erwähnt ausdrücklich zwei Bücher is, cui vita Christi est titulus et alter, qui flos Sanctorum inscribitur (Acta antiquissima a. a. O.). — Vgl. Höfler a. a. O. 231.

hielt er am Vorabend des 25. März seine Ritterwache vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau und vertauschte seinen Waffenschmuck mit dem Gewande eines Bettlers. In dem Exerzitienbüchlein, das er während des Jahres 1522 in Manresa aufzeichnete, ist nicht die leiseste Andeutung, welche auf irgend eine geistige Verwandtschaft mit den Comuneros hinweist; wohl aber zeichnet die Betrachtung vom Reiche Christi den Charakter eines loyalen, königstreuen Caballero in so schlichten, klaren und wahren Worten, daß über seine frühere politische Richtung kein Zweifel bestehen kann.

So sind denn Maria de Padilla und Ignatius de Loyola zwei historische Erscheinungen, die in gar keinen erweisbaren näheren Beziehungen zueinander stehen. Psychologisch sind es zwei interessante Gegensätze: ein leidenschaftliches Weib, das, gleich Lady Macbeth vom Teufel des Ehrgeizes besessen, sich, Gatten, Familie und Heimat ins unsäglichste Elend stürzt — und ein ehrlicher, ritterlicher Soldat, der gegen sich, die Seinen, König und Heimat alle Pflichten eines wackern Mannes erfüllt, als Opfer seiner Pflichttreue fällt, aber nur, um als Heiliger von seinem Lager aufzustehen und als Ritter Christi alle jene Obliegenheiten in viel erhabenerer Weise zu erfüllen. In einem Drama, selbst des größten Stiles, lassen sich die beiden Gestalten, die dämonische Hochverräterin und der wackere Ritter, nicht vereinigen, da ihre Lebenskreise zu weit auseinander liegen; selbst in einem historischen Roman wäre ihre Verknüpfung eine sehr willkürliche und gezwungene.

III. Was hat nun Herr v. Gottschall mit dem reichen tragischen Stoff angefangen, der sich unter dem Namen „Maria de Padilla" zusammenfassen läßt?

Man könnte das sehr kurz sagen; wir wollen aber diese kurzen Worte dem Leser selbst überlassen, ihm nur noch einiges weitere Material zur Beurteilung vorlegen.

Vor allem hat Herr v. Gottschall die wichtigsten Hauptgestalten dieser ganzen Periode, die eigentlichen Führer und Gegner des kastilischen Städtebundes, die merkwürdigsten, seltsamsten, originellsten, wahrhaft poetischen Charakterköpfe aus dem Personenverzeichnis und aus der Handlung seines Dramas einfach gestrichen: so den Kardinal-Gobernador Hadrian von Utrecht, den Hauptrepräsentanten des Königtums, der aus dem wirren Kampfe als der letzte deutsche Papst hervorging, so den Großadmiral Don Federico Henriquez, den Großcondestable Don Iñigo de Velasco, dann die ewig unter sich hadernden Granden, ebenso den militärischen Führer der Junta Don Pedro Giron, den Prätendenten des Herzogtums Medina, Sidonia, endlich den abenteuerlichen Bischof von Zamora, der sich allerdings, bei der heutigen Beschaffenheit des Theaters und des Theaterpublikums, nicht ohne Skandal auf die Bühne bringen ließe. Es fehlt die Infantin Katharina, die geliebte Niña, an welcher die unglückliche Königin Johanna ihren einzigen Trost

fand; es fehlt der plebejische, proletarische Hofstaat, mit dem sich Don Juan de Padilla in Valladolid, Donna Maria in Toledo umgab. Aus Don Pedro Laso de la Vega, dem politischen Führer und Haupt der Junta, ist eine unbedeutende Nebenfigur, ein „Ratsherr Laso aus Toledo" geworden; aus der unheimlichen Mohrensklavin, in welcher der Volksglaube den Teufel verkörpert sah, ein Alhambramädchen, das Liebesbriefchen herumträgt und sich selbst in den schönen Ritter Don Fernan verliebt; aus dem Toledaner Pöbel, der selbst den Karfreitagsgottesdienst schändet, eine gottesfürchtige Bürgerschaft, die über Maria de Padilla und ihre freche Kirchenplünderung murrt; aus dem kopflosen Insurgentenführer Juan de Padilla, der völlig unter dem Pantoffel seiner Frau steht, ein Heldenjüngling à la Max Piccolomini und Juranitsch. Mit der Chronologie springt Herr v. Gottschall um wie mit einer Spieluhr, mit den geschichtlichen Personen wie mit Gliederpüppchen. Auch aus ihrem natürlichen Schauplatz heraus reißt er die Handlung, indem er Anfang und Schluß nach Granada versetzt, eine Stadt, die sich an dem Aufstande der kastilischen Städte gar nicht beteiligte. Da es für Herrn v. Gottschall gar keinen Hadrian von Utrecht gibt, so wird die Weltstellung des Kaisers geradezu unverständlich. Karl V. ist nur da, um der „ersten Liebhaberin", d. i. Maria de Padilla, als Schaustellungsmöbel zu dienen. Obwohl Maria de Padilla schon im Februar 1522 mit dem Gänsekorb am Arm aus Toledo fliehen mußte, Kaiser Karl aber erst am 16. Juli dieses Jahres wieder nach Spanien kam, läßt ihn Herr v. Gottschall ganz unbedenklich vor ihr auf dem Alcazar von Toledo erscheinen, um sich von ihr erst einschüchtern und dann das Leben retten zu lassen, unter einer unverantwortlichen Verschwendung von Jamben!

Nachdem Herr v. Gottschall die gesamte wirkliche Geschichte mit ihrer Fülle von Poesie, mit ihrer farbenglühenden Kraft, Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit glücklich hinweggeräumt und die ihm allzu katholischen Gefilde von Kastilien mit dem ihm mehr zusagenden Alhambralokal von Granada vertauscht hat, fängt er nun zu phantasieren an. Es ist Hochzeit. In der mit venetianischen Lampen erhellten Maurenherrlichkeit des Myrtenhofes erscheint die Primadonna Maria de Tendilla. Ihr Vater ist Schloßkommandant, ihr Bräutigam Leutnant Juan de Padilla von den schweren Dragonern. Wie schön! Es fehlt bloß der Nebenbuhler. Nichts leichter als das. Herr v. Gottschall ersinnt sich einen wahren Ausbund von Lüsternheit, Gemeinheit und Niedertracht — und diesen nennt er Ignaz de Loyola.

Das ist ein von der gesamten Kirche verehrter Heiliger. Jeder Priester muß alljährlich eine Messe ihm zu Ehren lesen und das Brevier ihm zu Ehren beten. Tut nichts! Herr v. Gottschall macht einen Schuft aus ihm.

Der wirkliche Iñigo de Loyola kämpft wider die Franzosen in Navarra, er ist also von der Alhambra ungefähr so weit entfernt wie Dresden von

Triest. Tut nichts! Herr v. Gottschall gibt ihm Urlaub und bringt ihn — ohne Eisenbahn — über den Ebro, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir, sowie über drei bis vier anständige Gebirge rechtzeitig in den Myrtenhof, um die Hochzeit zu stören.

Nun kann es losgehen. Wir erhalten folgendes Drama:

1. Akt. Unter Vermittlung der maurischen Zofe Zelima schleicht sich der Ritter von Loyola noch im letzten Augenblick bei der Braut Maria ein und sucht sie durch die hochtrabendsten Liebesdeklamationen ihrem Bräutigam Juan de Padilla abspenstig zu machen. Sie weist ihn aber von sich, und die Hochzeit wird gefeiert. Der alte Padilla schwätzt dabei wie ein abgelebter Opernhabitué von Maurenköniginnen, Kastagnetten, Hindumädchen, Lotosblumen und Boabdil (Reminiszenzen eines Künstlerballs); der junge Padilla dagegen macht in Politik, welche aber lediglich darin besteht, auf die Niederländer zu schimpfen. Ein paar Leute der Junta, die nichts zu sagen wissen, kommen dazu. Padilla junior behält das Wort und vergißt darüber beinahe die Braut, die ihn endlich aufstöbert und ihm einige zärtliche Schmollszenen bereitet. Statt der ehrgeizigen Spanierin Maria de Padilla entpuppt sich darin das bekannte deutsche Ding, bald Klärchen, bald Gretchen, von Goethe zur Abwechslung auch Grasaff genannt, dem es nur um Schäferstunden zu tun ist. Es wird endlich böse, da sein Juan erklärt, morgen schon nach Toledo abreisen zu müssen. Der verschmähte Loyola hat aber unterdessen schon seine Minen gelegt. Die ersten Minister Karls V., an ihrer Spitze den Herrn de Chièvres, läßt Herr v. Gottschall von Santiago de Compostela nach Granada reisen, um Don Juan de Padilla einen Haftbefehl zu überbringen. Nun ist es aus mit der Liebe. Don Juan läßt sofort die Pferde satteln, um noch am Brautabend nach Toledo zu reiten. Donna Maria fühlt sich verschmäht — vernichtet.

2. Akt. Vor der Festung Tordesillas am Duero, in Kastilien. Donna Maria ist ihrem Bräutigam Juan erst nach Toledo und dann hierher nachgepilgert und hat angefangen, sich mit seinen politischen Ideen zu befreunden. Vor der Stadt treffen sie mit Karl V. und Herrn de Chièvres zusammen, welche beabsichtigen, die Königin Juana zu entführen. Donna Maria klagt dem Kaiser über ihr „verkohltes häusliches Glück" und hält ihm eine Strafpredigt. Kaiser Karl und die Abgesandten der Comuneros suchen sich der Königin zu bemächtigen. Karl wird von ihr zurückgestoßen und entkommt mit genauer Not den eindringenden Aufständischen. Juana wird zur Königin der Comuneros ausgerufen.

3. Akt. In Toledo. Die Primadonna Maria de Padilla, von ihrem Gatten abgewiesen, der sie nicht mit im Lager haben will, ist zwar stolz auf seine Ernennung zum Kapitän, aber sehr unglücklich über ihre Vereinsamung. Der Ritter von Loyola hat das richtig ausgekundschaftet und benützt ihre

mißliche Stimmung, um sie nochmals mit seiner Liebe zu verfolgen. Diesmal gelingt es ihm. Die in maurischen Farben ausgemalte Verführungsszene wird indes durch Alarmnachrichten über die Schlacht bei Villalar unterbrochen. Noch im selben Akte versetzt Herr v. Gottschall die abtrünnige Primadonna auf das Schlachtfeld von Villalar, wo sie dem verwundeten Gatten ihre Untreue beichtet, von ihm Abschied nimmt und aus einiger Entfernung — mit herzzerreißendem Monolog — seiner Hinrichtung beiwohnt. Sie schnaubt gleichzeitig Reue und Rache!

4. Akt. In Toledo. Die Bürger knurren über Marias Kirchenraub. Ihr Vater Tendilla kommt als Parlamentär, um Unterhandlungen anzuknüpfen, wird aber stolz abgewiesen. In dem Ritter Don Fernan findet sich ein neuer Liebhaber, der sie retten will, den sie aber nicht minder rasend von sich stößt. Stadt und Festung werden inzwischen genommen, und zwar von dem Kaiser selbst (der sich damals zu Brüssel befand!). Dieser vergißt ganz Europa (das damals durch die Papstwahl in Atem gehalten wurde), um die Primadonna des Herrn v. Gottschall aufzusuchen. Das ist aber sehr unvorsichtig. Denn das ganze Haus ist unterminiert, die Minen mit Pulver gefüllt. Der Fackelträger steht bereit, und wenn der Kaiser nicht alle ihre Anhänger friedlich abziehen läßt — Puff! dann fliegt er in die Luft und die ganze spanisch-habsburgische Monarchie mit ihm. Karl ist natürlich klug genug, die „Furie von Toledo" ausreden zu lassen, obwohl sie fast wie eine Dreipunkteschwester des 19. Jahrhunderts schwätzt:

„Du aber, Herr der Christenheit, wo du
Auch wandeln magst, gedenke dieser Stunde,
Wo deine Allmacht schauerte und bebte
Vor einem Weib — und lern als Mensch dich fühlen,
Und Menschen, deinesgleichen, zu beglücken!"

5. Akt. Im Vordergrund ein verlassener Kirchhof bei Granada und im Hintergrund die Alhambra. Man würde aufatmen, wenn jetzt Don Quijote und Sancho erschienen oder etwa ein deutscher Tourist und zu dem von Herrn v. Gottschall vorgeschriebenen Mondschein allenfalls sänge:

„O süße Maurenherrlichkeit,
Wo bist du hingeschwunden!"

Allein statt dessen läßt der Dichter den Ritter von Loyola auftreten, „eine offene Mönchskutte (!) über dem Harnisch, lahm, links an der Zeder lehnend". Derselbe hält folgenden Monolog:

„Die Sonne sinkt, ein blutig Abendrot
Flammt um die Türme der Alhambra — [anders
Ist mir zu Mut als damals, wo ich hier
Um ihre Liebe warb; dieselbe Glut
Beseelt mich noch; doch flackert sie im Sturm,

Ob er die Pforten nur des Himmels sprengt,
Ob er emporstürmt aus der Hölle Tiefen][1].
Als ein Verkrüppelter kehr' ich zurück.
Des Krieges Handwerk und sein Ruhm sind mir
Versagt auf immerdar; doch bin ich noch
Kein Bettler, der am Heerweg steht, um kläglich
Das Leben sich zu fristen Tag für Tag,
Wertlosen Atemzug sich wach zu halten.
Die Fieberträume des Verwundeten
Sah'n manche leuchtende Gestalt im Schein
Der Himmelsglorie sich herniederneigen,
Und die Madonna sprach zu mir im Traume:
Die Welt ist reif für eine neue Sendung.
Und ich, der lahme Krüppel, bin berufen,
Sie zu vollführen. [Und ich sah mich selbst
In schlummerlosen Nächten hoch und herrlich,
Gebietend einem Heer, das endlos sich
Verlor im Dunkeln, doch auf seinen Fahnen
Die Losung trug: In diesem Zeichen wirst
Du siegen!] Ist mein weltlich Schwert gebrochen,
Feldhauptmann Christi will ich werden, retten
Die Kirche aus der drohenden Gefahr.
Der Drache mit dem Feuerodem greift
Sie an — [und sie ist allzu schwach zur Wehr,
Bequem auf ihrem heil'gen Polster ruhend,
Tatlos in alte Satzung festgebannt].
Da muß ein Feuergeist dem andern trotzen,
Ein Kriegesheer den großen Kampf beginnen,
Und dieses Heeres Feldherr will ich sein.
Regt sich der Abfall und die Ketzerei —
Geist gegen Geist — und freier noch als diese,
An nichts gebunden, was die Menschen fesselt,
Dem einen mächt'gen Willen untertan.
Zu Grunde geh' die Welt, die Kirche siege,
Mich aber schmücke dieses Sieges Lorbeer!
Und sie — und sie — wie hat im Traum und Wachen
Sie meine Seele wundersam entzückt.
Nicht klösterlich verzichten ist die Losung,
Das ist nur für des Lagers niedre Söldner;
Im Feldherrnzelt — da herrscht Genuß und Glück.
[Denn wer die Welt regieren will, der muß
Sich rückhaltslos in ihren Taumel stürzen.]
Die Sünde lehrt die Sünde nur verstehn.
Sie hat mich schwer gekränkt, jetzt ist sie frei,
Und kann es sühnen, wird sie ganz die Meine.

[1] „Die eingeklammerten [ ] Stellen sind bei der Aufführung zu streichen." Anm. des Dichters, S. 8. Er hätte noch sehr viele andere einklammern können, ohne daß dabei ein Verlust von Poesie eingetreten wäre.

Sonst weiht die Rache, die ich in Toledo
Geschworen, sie dem Tode! Ja, Maria,
Ich halte meinen Schwur. Ich bin durch Spanien
Ihr nachgereist und habe ihre Spur
Verfolgt, und endlich — endlich aufgefunden.
Doch an den Pforten soll ein Wächter stehn,
Der dich im Arm auffängt zu Lust und Glück
Und weigerst du's — zu tödlicher Vernichtung!"

Das ist keine leere Drohung. Der Ritter von Loyola hat an den Ort seiner Zusammenkunft mit Maria de Padilla zugleich die Schergen der Inquisition bestellt: bequemt sich Maria seinen Wünschen, so gedenkt er, um die Inquisition zufriedenzustellen, ihr die Zofe und Zwischenträgerin Zelima zum Feuertod zu übergeben; stößt sie ihn aber nochmals zurück, so soll sie das Opfer sein. Maria erscheint. Er entwickelt ihr den Plan seines Ordens und begehrt sie zu seiner Mitarbeiterin und Freundin, in so niederträchtigem Sinn, daß sie ihn selbst an die Gebote der Kirche mahnen muß. Er aber erwidert:

„Ich gebe das Gesetz — ich folg' ihm nicht.
Oft holt aus einer großen Leidenschaft
Der Geist das Feuer, das die Welt verwandelt,
Oft aus den Tiefen der Natur, der Sünde
Flammt es empor: wer will mit enger Satzung
Die Kraft ersticken, welche Großes schafft?
Es ist der Zweck, der jedes Mittel heiligt.
Was für die Menge Frevel, ist uns Tugend" usw.

So schwach und wankelmütig sich Maria de Padilla zuvor gezeigt, eine solche Nichtswürdigkeit geht ihr denn doch zu weit. Sie stößt den schimpflichen Verführer von sich. Gerade in diesem Augenblick aber naht die schon bestellte „Prozession der Inquisition", nach des Dichters genauer Bühnenangabe der Mönch „Salvador, Verlarvte, Mönche mit Kreuzen, Fahnen und Fackeln", und Salvador fragt:

„Du riefst mich — welches Opfer ist bereit?"

Da zieht Loyola die Maurensklavin Zelima an sich und überliefert Maria de Padilla den Mönchen. Während diese sie umringen, eilt indes plötzlich — als deus ex machina — der für sie schwärmende Ritter Don Fernan zu ihrer Rettung herbei. Er zieht das Schwert. Loyola auch. Sie fechten. Allein das ist bloße Spiegelfechterei von seiten Loyolas. Er hat schon gedungene Meuchelmörder in den Hinterhalt gelegt, welche Don Fernan von hinten erstechen. Zelima stürzt sich entsetzt über die Leiche ihres früheren Geliebten. Zur Strafe dafür übergibt Loyola auch sie der Inquisition.

Man staunt, wenn man diesen letzten Akt liest. Ein solcher Mischmasch der verbrauchtesten Opernmotive und Dekorationen (Kirchhof, Alhambra,

Mondschein, Inquisitionsschergen mit Fackeln, Mönchskutten, Maurensklavin, Verführungsszene, Duell, Erstechung von hinten), verquickt mit dem abgedroschensten Phrasentum, das seit drei Jahrhunderten gegen die Gesellschaft Jesu abgeleiert worden ist — das soll Poesie sein? An diesem Punkt langt einer der gefeiertsten deutschen Kritiker und Literaturhistoriker endlich an, nachdem er hundert große und kleine Dramatiker, darunter auch einen Schenk, Auffenberg, Raupach und Friedr. Halm, in hohem Orakelton unter die ταμβεσφάγοι verwiesen! Seltsam, fürwahr, sehr seltsam.

Ob Herr v. Gottschall geglaubt hat, durch eine solche Karikatur des ersten Jesuiten bloß die aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten zu treffen? Dann hat er sich gründlich getäuscht. Sein Stück ist ein Hohn auf Wahrheit, Liebe, Geschichte und Poesie zugleich — eine Beleidigung der katholischen Kirche, welche den Stifter der Gesellschaft Jesu, Ignatius von Loyola, als Heiligen verehrt. Sie stellt ihn als leuchtendes Vorbild der Frömmigkeit und Tugend auf, Herr v. Gottschall macht ihn zu einem niederträchtigen Verführer, einem heimtückischen Schurken und Mörder. Weshalb? Auf welche Gründe hin? Etwa bloß, um eine Gruseltragödie zu liefern? Das ist kaum glaublich, da Voltaire, der Patriarch der modernen Aufklärung, schon vor mehr als hundert Jahren, am 1. Dezember 1760, an seinen Freund Trochin geschrieben hat:

„Es ist so angenehm, Jesuiten zu jagen, zu schinden, ihre Börse zu erleichtern, das Maß ihrer Schande voll zu machen, daß man einem solchen frommen Werke alles opfern muß!“ [1]

Leo Luzian von Roten (1824—1898) [2].

Zweiunddreißig Jahre sind verflossen, seit der Dichter seine Erstlingsgabe „Widerklänge aus dem Rhonetal“ in die Welt schickte. Dann verstummte er trotz der reichen poetischen Begabung, welche seine Gedichte verrieten, um als Staatsmann Kraft und Zeit ungeteilt dem Dienste seines Heimatkantons und der katholischen Schweiz zu widmen. Jetzt, an der Schwelle des Greisenalters, nach einem Leben voll Arbeit und Mühe, kehrt er noch einmal zur Poesie zurück, und abermals ist es die Liebe zur Heimat, die sein Lied beseelt. Die romantische Erzählung „Die letzten Ritter auf Gubing“, welche er uns bietet, knüpft sich an eine Bergruine im mittleren Rhonetal, wo zwischen gewaltigen Bergesriesen Oberwallis und Unterwallis, Alpenwirtschaft und Weinbau, deutsche und französische Sprache, ernstes deutsches Volkstum

[1] P. W. Kreiten, Voltaire², Freiburg 1885, 481.

[2] Stimmen aus Maria-Laach XLVI (1894) 460. — Ausführlicheres über Luzian v. Roten und dessen Dichtungen bot später P. R. Scheid in den Stimmen aus Maria-Laach LX (1901) 180—195.

und französische Lebhaftigkeit sich treffen. Ein reicher, prächtiger Hintergrund, vortrefflich gezeichnet! Die Zeit, in welcher die Handlung spielt, ist jene, an welche all die zahllosen Burgruinen der Schweiz erinnern, und welche stets die Lieblingsperiode der Schweizerdichter gewesen ist, die Zeit, wo ungestüme Volkskraft die Burgen übermütiger Zwingherren brach und freiere, demokratische Verhältnisse herbeiführte. Diese Befreiung vollzieht sich aber hier nicht ohne schweres, tragisches Opfer. Sie kostet einem jungen tapfern Ritter Wilhelm Henngart sein Lebensglück. Sein Herz schlägt eigentlich für das Volk; aber als treuer Vasall des mächtigen Grafen von Raron und als Bräutigam seiner Tochter steht er, der jüngste von drei Brüdern, tapfer ein für die ihm anvertraute Burg. Es gelingt ihm auch, durch einen Freund seine Braut Berta retten zu lassen. Nachdem er aber seiner Pflicht als treuer Vasall genügt und nachdem Raron jetzt mit fremder Hilfe das Land unterjochen will, tritt er, kaum von schwerer Wunde genesen, auf seiten des freien Volkes und stirbt für dasselbe den Heldentod. Berta erträgt die Trennung von ihm nicht. Dem Gram erliegend, nimmt auch sie an seinem Opfer teil.

Der Geist echter Romantik durchweht die ganze Erzählung, und schöne religiöse Akkorde mischen sich gelegentlich in die begeisterte patriotische Stimmung: Andacht, fromme Ergebung und heldenmütiger Opfersinn. Auch frischer, fröhlicher Humor kommt dann und wann zur Geltung. Wo das Herz kerngesund, da ist eben Pessimismus unmöglich; auch die Leiden dieses Erdenlebens verklären sich im Lichte ewiger Hoffnung und wahrer Poesie!

Viktor von Scheffel (1826—1886)[1].

„Dieser ‚Roman aus dem 10. Jahrhundert' ist unbedingt Scheffels Hauptwerk und der beste kulturhistorische Roman der deutschen Literatur, vielleicht sogar der beste historische; denn nie ist wohl das Geschichtliche in einem Roman in dem Maße in reine Poesie aufgelöst worden." So urteilt Adolf Bartels noch in der siebten Auflage seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" (1907) über Scheffels „Ekkehard". Fast möchte man glauben, daß der Erfolg des Romans dieses Urteil bestätigte. Von 1855 bis 1906 hat er 216 Auflagen gehabt, eine geradezu beispiellose Volkstümlichkeit erlangt. Und doch ist er zum Teil nur ein willkürliches Zerrbild von dem Walten und Wirken eines Klosters, dem ein großer Teil Deutschlands seine Kultur dankt. Das ist das Ergebnis einer fleißigen und sorgfältigen Untersuchung „Scheffels ‚Ekkehard' als historischer Roman", einer „ästhetisch-kritischen Studie" von S. G. Mulert (Münster 1909), wenn es auch nicht in so scharfen

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXXVIII (1910) 465 f. Ein allgemeineres Urteil über den Dichter und seine Werke vgl. oben S. 332 zu Dr Alfr. Muth.

Worten gefaßt ist. Das Schriftchen ist ein treffliches Antidotum gegen die Überschätzung des vielgefeierten Romans und gegen die verhängnisvollen Geschichtsfälschungen, die durch denselben in Umlauf gekommen sind.

Ein Trauerspiel von Karl Landsteiner (1835—1908)[1].

Ein riesig gewaltiger Stoff, dieser „Antichrist". Das Trauerspiel der letzten Zeiten! Aber um ihn zu beherrschen, müßte man nicht bloß Dichter, sondern Prophet sein. Wo es sich um den wirklichen Schluß der Weltgeschichte handelt, können bloße Phantasien, auch mit typischem Gehalt, den denkenden Geist nicht recht befriedigen. Da aber der Dichter nicht weiß, mit welchen Völkern, Reichen, Kulturformen, Staatsverwicklungen er sicher rechnen kann, so bleibt ihm nichts übrig, als an jene der Gegenwart anzuknüpfen und die letzte Weltkatastrophe schon über die jetzigen Völker und Reiche hereinbrechen zu lassen. Das ist denn auch hier geschehen.

Der Antichrist, zunächst Herrscher in Babylon, reißt erst einen Teil von Vorderasien und Afrika an sich, zieht dann als neuer Alexander nach Indien, wo er die russische Macht bricht, erobert China, besiegt in einer riesigen Seeschlacht die vereinigten Flotten Englands und Amerikas, entthront darauf den Papst in Rom, zu dessen Rettung sich umsonst Deutschland, Österreich, Frankreich und Spanien vereinigen, und überwindet endlich auf der Ebene Esdrelon ein aus allen Völkern der Erde gebildetes Kreuzheer. An der Spitze seiner Millionen zieht er als Weltherrscher nach Jerusalem und schlägt hier seinen Thron auf, ein zweiter Nero, Julian und Sardanapal, abwechselnd in Wollust und Grausamkeit schwelgend, in seinem Lasterleben durch Gewissensbisse und menschliche Leidenschaften, durch gute und böse Geister vielfach aufgescheucht und gestört. Endlich stellen sich der Reihe nach die in der Bibel verheißenen Zeichen des Weltendes ein. Das Reich des Antichrists wird erschüttert. Eine Auferstehungskomödie, die er selbst in Szene setzt, vermag sein Ansehen nicht zu halten. Er will nun auch eine Himmelfahrt versuchen; aber da bricht das Weltgericht herein.

All das ist mit mächtigem Pathos, oft auch lebendig dramatisch vorgeführt. Allein der Stoff ist zu ungeheuer. Die Riesenschlachten schrumpfen zu kleinen Bühnengefechten und epischen Schlachtberichten, die erschütterndsten Katastrophen zu Szenen von einigen Seiten zusammen. Die furchtbare Entartung der Menschheit und deren Orgien kann der Dichter natürlich nur andeuten, und anstatt eines Grauen einflößenden Scheusals haben wir deshalb stellenweise nur einen sentimental angehauchten Tyrannen vor uns, der allerdings seine Opfer hinterher ganz kaltblütig absticht. Am meisten hemmt jedoch eine tiefer greifende

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLIII (1892) 227 f.

Wirkung die sonderbare Mischung apokalyptischer Anschauungen, Bilder, Wendungen, Stimmungen mit der Geographie, Politik und Kultur der prosaischen modernen Welt, die Mischung biblisch-prophetischer Sprache mit moderner Zeitungssprache, und beides dazu noch in dem freibehandelten Reimvers der deutschen Volksbühne, wie ihn der Dichter aus Goethes „Faust" herübergenommen hat. Manche Szenen nehmen sich in dieser Form ganz trefflich aus, aber für die furchtbarste Tragödie der Welt klingt sie uns zu gemütlich. Wir glauben, es ist nicht ohne Grund, daß die größten katholischen Dramatiker wie ein Lope und Calderon, diesen Stoff unberührt gelassen haben. Nur das schlichte Mysterienspiel hat ihn auf die Bühne gebracht; aber wo findet sich heute jene kindliche Einfachheit, welche dasselbe voraussetzt? An schönen Stellen fehlt es indes der vorliegenden Dichtung nicht, und niemand wird sie ohne geistige Anregung lesen.

Leo van Heemstedes (geb. 1842)

dramatisches Gemälde „Mathusala"[1].

Wir haben hier keine pikante Profantragödie vor uns, sondern ein ernstes Mysterienspiel, eine religiöse Dichtung, die sich nach dem Vorbilde der älteren klassischen Tragödie mit den tiefsten Fragen der Menschheit beschäftigt. Daß in der Sündflut, dem ersten allgemeinen Strafgerichte Gottes über das sündige Menschengeschlecht, eine ergreifende Tragik liegt, ist selbst einem freigeistigen Himmelsstürmer wie Lord Byron nicht entgangen, und er hat in seiner Tragödie „Himmel und Erde" dieselbe dramatisch zu entwickeln gesucht. Videntes filii Dei filias hominum quod essent pulchrae war indes das Motto, zugleich das Grundmotiv und die Hauptidee seiner Dichtung, und indem er dieses Motiv wildleidenschaftlich, phantastisch-irreligiös auf der Grundlage der sog. Henochlegende ausführte, ist ein wunderliches Apokryphenstück herausgekommen, das mit Bibel und Überlieferung in schreiendem Gegensatze steht. Dämonischer Stolz vereinigt sich darin mit üppiger Lüsternheit, und die abenteuerlichste Ideenverwirrung erlangt Schwung und eine gewisse Erhabenheit nur durch die erborgten Gedanken und Anschauungen der Bibel.

Auch der Dichter des „Mathusala" motiviert die große Weltkatastrophe an der Hand des inspirierten Berichtes in jenem Text (Gn 6), erklärt dieselbe aber nicht nach der sog. Engelshypothese wie Byron, sondern nach der Erklärung des hl. Chrysostomus und anderer Kirchenväter, zufolge welcher der unheilvolle Bund zwischen Gottessöhnen und Menschentöchtern die Gottes

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXVII (1884) 554—560. Das Stück, zuerst ausgegeben in Paderborn 1884, erschien 25 Jahre später in neuer Auflage. Vgl. A. Stockmann in Stimmen aus Maria-Laach LXXVIII (1910) 285—288.

Anordnung zuwiderlaufende Verbindung der Sethiten mit den Kainiten bedeutet. Ein solches Eheverbot Gottes ist zwar in der Genesis nicht ausdrücklich bezeugt, aber um so deutlicher ist die — offenbar gottgewollte — Trennung der beiden Stämme überhaupt hervorgehoben. Die Kainiten versinken in ein völlig irdisches Treiben und machen rasche Fortschritte in materieller Bildung, der aber der Mord — das Kainszeichen sittlicher Entartung zur Seite geht. Die Sethiten dagegen führen friedlich das schlichte Leben der ersten Patriarchalzeit fort, scharen sich zum gemeinsamen öffentlichen Gottesdienst und harren büßend der Erlösung entgegen.

Da nur die engere Familie Noahs dem Strafgericht der Sündflut entging, so ist anzunehmen, daß der übrige Teil der Sethiten wie in die Strafe so auch in die Schuld der Kainiten verwickelt war. Ebenso nahe liegt die Annahme, die Schuld ihrerseits habe darin gelegen, daß sie gegen Gottes Willen aus der schlichten gottesfürchtigen Einfachheit des ersten Patriarchallebens heraustraten, sich mit Töchtern der Kainiten verbanden, mit dem Scheinbild äußerer Bildung auch den Fluch sittlicher Verkommenheit auf sich luden und so schließlich mit den Kainiten zugleich die Rache Gottes gegen sich herausforderten.

Auf diese in der Schrift selbst liegenden Anhaltspunkte baut der Dichter seine Fabel auf. Das einzige, was dem Theologen allenfalls mißfallen könnte, ist, daß er das Eindringen des Verderbens in das Geschlecht Seths auf Mathusala verlegt, ein Glied der direkten Hauptlinie, durch welche die älteste Offenbarung bis auf Noah und seine Söhne geführt wird und welche deshalb in der Überlieferung allgemein als ehrwürdig und gottbegnadet aufgefaßt wird. Als sündenlos gilt sie indes nicht, und so mag man dem Dichter die Freiheit gönnen, den Keim der Verwicklung jenem Patriarchen zuzuschreiben. Der tragische Konflikt konzentriert sich so in einer schon durch äußere Momente merkwürdigen, bedeutenden Persönlichkeit. Mathusala ist nämlich nicht bloß der prägnanteste Typus des ganzen Patriarchentums, der Greis der Greise, der älteste des ganzen Menschengeschlechtes, sondern den hebräischen Zahlangaben zufolge auch das Mittelglied der ältesten Patriarchenreihe, der lebendige Zeuge und Mithandelnde der gesamten vorsündflutlichen Geschichte. Die Buße der aus dem Paradies vertriebenen Stammeltern und die Strafe Kains, die Geburt Seths und die Entrückung Henochs, die materielle Kulturentwicklung der Kainiten und das gottesfürchtige Patriarchalleben der Sethiten, der unheilvolle Bund der Gottessöhne mit den Menschentöchtern und die Entartung des ganzen Menschengeschlechtes, der Bau der Arche und die Sündflut — kurz, die ganze älteste Patriarchalgeschichte steht ihm unmittelbar persönlich nahe, er ist ihr Zeuge, ihr berufener Mithandelnder und gewissermaßen ihr Schlußstein. Mit Ausnahme von Abel hat er alle Patriarchen bis auf Sem, Cham und Japhet persönlich gekannt, er sah den

Brudermörder Kain unstät über die Erde dahin irren; während er lebte, bauten die Kainiten ihre erste Stadt, erfand Jubal das Saitenspiel, übte Tubalkain die Schmiedekunst, erkor sich Jabel das Nomadenleben unter Zelten und sang der Mörder Lamech sein Schwertlied.

Es ist ein tieftragischer Gedanke, daß gerade dieser Patriarch, der das ganze älteste Zeitalter der Menschengeschichte umspannt, in der Vollkraft seiner Jugend ungeduldig dem weitschauenden Heilsplane Gottes vorauseilt, auf eigene Faust die Kainiten erlösen will, die gezogene Scheidewand niederreißt, aber anstatt ihnen Heil und Segen zu bringen, sein eigenes Geschlecht in das Verderben des entarteten Stammes hineinreißt und, unfähig dasselbe aufzuhalten, alle seine Pläne scheitern sieht und endlich als Büßer in der allgemeinen Weltkatastrophe mituntergeht, während sein Stamm Offenbarung und Verheißung für eine zweite Weltperiode rettet.

Diese ganze Fiktion ist wirklich erhaben gedacht, großartig, neu, bedeutungsvoll, und auch ihre Ausführung bietet manche Schönheit dar. Die Exposition versetzt uns in die letzten sechzig Jahre, die Adam zu leben hatte. Der Patriarch ist ein Greis, dessen Kraft gebrochen ist, der dem Grabe zuwankt. Das Menschengeschlecht, dessen Stammvater er ist, hat sich nach dem ersten Brudermord schon längst in zwei Stämme geschieden, Sethiten und Kainiten, auch räumlich getrennt in den Ländern Eden und Nod. Die Sethiten leben noch in den einfachsten Kulturverhältnissen als Landbewohner und Hirten; die Kainiten kennen schon Baukunst und Metallurgie, künstliche Mordwaffen und Musik. Jene sind noch patriarchalisch als Familie vereinigt, diese schmachten schon unter hartem Königsjoch, Zwiespalt der Stände, drückender Fronarbeit, Haß und Krieg. Über jenen waltet der gnädige Blick, mit dem Gott auf Abels Opfer niedersah, über diesen der Fluch, der den ersten Brudermörder getroffen. Seths Haus ist durch den büßenden Adam wieder mit Gott versöhnt, Kains Geschlecht ist von dem Stammvater losgerissen, und während Kain, von Rachegeistern verfolgt, unstät über die Erde irrt, vermag sein Nachkomme Lamech durch keine Tyrannei mehr die brudermörderische Entzweiung und Zersplitterung seines Stammes zu verhindern.

Durch die Scheidung scheint ein Ruhepunkt in der Entwicklung der Menschheit eingetreten. Adam hat seine schwere Schuld gebüßt, sieht geläutert dem Tod entgegen, und in dem friedlichen, idyllischen Opferfeste, mit welchem das Stück beginnt, scheint sich schon der Gottesfriede verwirklichen zu wollen, welcher der büßenden Menschheit verheißen ist:

„O Adonaï! einzig Liebe bist du!
Unendlich, unergründlich, unermeßlich
Umflutest du das All mit deiner Milde.
Dem Schweiß, womit ich acht Jahrhunderte

Nach deinem Wort die Erde nun benetzt,
Hast du den Tau des Himmels zugesellt,
Der tausendfach das Samenkorn befruchtet
Und statt der Disteln Rosen nur erzeugt.
So seh' ich dankbar aus dem Kreis der Enkel
Ein neues Eden mir zu Füßen blühn.
Lobt von der Morgenwache bis zur Nacht,
Ihr Kinder Seths, den Herrn für seine Güte!"

So betet Adam. Die Antizipation der Versöhnung und des Friedens zwischen Gott und Mensch aber wird durch Henoch in folgender Weise theologisch motiviert:

„Was ihr in Dank und Flehen heut' ihm opfert,
Der alles gab und alles wieder schenkt,
Es wird in der unschuld'gen Lämmer Blut
Der großen Sühne Vorbedeutung werden,
Die aus dem Schoß des Ew'gen selbst hervorgeht,
Das Wort, nach dessen Bild die Welt geschaffen,
Wird, zu ihr niedersteigend, sie erlösen,
Wird selbst das Opfer sein und selbst der Opf'rer."

Nur ein Mißklang trübt die durch Buße und Scheidung herbeigeführte Harmonie und rückt die zwei getrennten Stämme abermals zu schmerzlichem Kampfe zusammen. Mathusala, der jüngste der Patriarchen aus Seths Familie, schleicht säumig zum Opfer herbei. Das unselige „Warum?" das Adam zum Falle geführt, hat in ihm den Gehorsam untergraben. Warum hat Gott dem Geschlechte Kains geflucht? Warum die Trennung desselben von den Sethiten verordnet? Warum Opfer und nicht Versöhnung? Warum sollen nicht die Sethiten, anstatt Lämmer darzubringen, ihre Brüder, die Kainiten, durch Liebe zu Gott zurückführen? Dem verwegenen Zweifel an Gottes gerechtem Richterspruch, dem jugendlichen Stolze gesellt sich der Zauber irdischer Schönheit und verbotener Liebe. Der Anblick der schönen Kainitin Noema, der Tochter Lamechs, hat Mathusalas Herz verwirrt und die Überlieferung seines Stammes in ihm erschüttert. Umsonst warnt Adam den Betörten; dämonischer Zauber gaukelt ihm von neuem Noemas Bild vor; da Tubalkain ihn zu den Kainiten einladet, folgt er ohne Säumen — und zum Schrecken aller Sethiten fehlt bei dem allgemeinen Opfer Mathusala.

Der Anfang des zweiten Aktes zeichnet in kurzen Zügen das Leben und die Kultur der Kainiten: neben dem ersten materiellen Fortschritt Zank, Hader, Dieberei, Totschlag, Sklaverei und Tyrannei; in der Familie des Königs Haß, Zwiespalt, Eifersucht, Jammer aller Art. Nur in Noema lebt noch die Sehnsucht nach einem höheren, idealeren Dasein; verzweifelnd wendet sie sich von dem Treiben der Ihrigen ab. Mathusala wird gefesselt

vor Lamech geführt, erst mißhandelt, dann auf Lamechs Befehl freigegeben, um sich mit Tubalkain im Zweikampf zu schlagen. Er verwundet ihn, wird aber nun von Lamech angefallen, der selbst die ihn schützende Noema nicht schonen will — da erscheint der irre Kain, glaubt in Mathusala den getöteten Abel wiederzufinden, und fleht ihn um Verzeihung an. Auf Noemas Flehen geht Mathusala auf diese Vorstellung ein, und es entspinnt sich ein Dialog von ergreifender Wirkung. Nun folgt die gegenseitige Erklärung der beiden Liebenden. Mathusala versucht dabei wirklich sein falsches religiöses Traumbild zu verwirklichen, Noema für den Gottesglauben zu gewinnen und den Bund ihrer Herzen dadurch zu heiligen; allein all seine Theologie scheitert an dem Unglauben der verliebten Zweiflerin.

Während Mathusala diese frevlerisch irdische Liebe durch höhere Motive auf Gott hinzulenken sucht, zwingen ihn die anstürmenden Kainiten zur Flucht. Lamech will ihn töten, wird aber plötzlich blind und sinkt, von unsichtbarer Hand getroffen, wehrlos in seiner Tochter Arme. Kain sucht den wiedergefundenen Abel auf, Lamech bricht zusammen, und Noema hofft nun wirklich bessere Tage.

Im dritten Akt erscheint Mathusala als Gatte Noemas an Lamechs Stelle auf dem Throne der Kainiten; aber im Unglück seines Vaters spottend, zieht Tubalkain seinen blöden Sohn Turel zum Rächer an dem Usurpator heran. Mathusala selbst ist unglücklich, weil seine Bekehrungsversuche sowohl an Noema als an ihrem ganzen Stamme scheitern. Durch eine plumpe, schmähliche Täuschung veranlaßt Turel den blinden Lamech, mit seinem Bogen auf Mathusala zu schießen, doch Lamech trifft statt seiner den Ahnherrn Kain. In unendlicher Verwirrung stürzt Tubalkain, den Kains Fluch getroffen, in sein eigenes Schwert, Lamech ersticht sich, Noema ist der Verzweiflung nahe, und Mathusala selbst trifft unerwartet der rächende Wehruf seines eigenen Ahnen Henoch.

Vierter Akt. Turel, der einzige Erbe Tubalkains, seines Hasses und des Fluches, der auf ihm ruht, verbindet sich mit bösen Geistern, um Mathusala, Noema und ihr Kind, den jüngeren Lamech, zu verderben. Mathusala kommt diesem Höllenplan insoweit zuvor, als er Lamech und dessen Sohn Noah zu den Vätern der Sethiten bringt, die er am Grabe Adams versammelt findet. Doch ihrem Rate, sich von Noema zu trennen, vermag er nicht Folge zu leisten:

„Die ich ins Elend stieß
Muß ich erretten — oder untergehn!"

Er beginnt das letztere zu fürchten, bricht am Grabe des ersten Stammvaters, dessen Warnung er verachtet, in bittere Selbstvorwürfe aus und fleht zu Gott:

„Hab' ich auf des lebend'gen Adam Lippen
Dein ewig Wort verkannt, so sprich zu mir
Nun durch des Toten Mund, daß er mir sage,
Was ich tun muß, um dies Geschlecht zu retten;
Laß mich mit dir vollenden, Herr, mein Gott!
Was ohne dich mein stolzer Sinn begann;
Gib deine Weihe der voreil'gen Tat."

Doch ein solches Gebet kann keine Erhörung finden. Durch ihre ehrgeizige Neugier fällt Noema der Zaubergewalt der Geister und schließlich Turel anheim, dessen Wut sie sich nur dadurch entziehen kann, daß sie sich selbst den Dolch in die Brust bohrt. In Mathusalas Armen verblutend, wendet sie sich endlich Gott zu:

„Ich trotzte dir, Mathusala, und ihm,
Dem Herrn des Alls, mißachtend sein Gebot.
Erzwingen wollt' ich, was er uns versagte;
Nun aber nahm ich willig an den Tod,
Der mich von deiner Seite reißt; nicht wert
War ich der hohen Gnade, mir verliehn.
So geb' ich ihm, Geliebter, dich zurück,
Und leg' in Demut ihm mein reuig Herz
Zu Füßen ... Ach, wo ist mein Sohn, mein Lamech?
Ihn segnete der Herr; — o möcht' der Segen
Im Tod sich senken auf der Mutter Haupt
Das unterm Fluch im Leben ging gebeugt!"

Eine freundliche Erscheinung, Lamech und Noah, von einem Engel geleitet, tröstet sie. Doch mit ihrem Leben bricht das Lebensglück Mathusalas zusammen; es stürzt sein Traumbild, der Retter und Erlöser der Kainiten zu sein; seine Liebe verwandelt sich in Haß, und er wütet nun gegen diejenigen, die ihm sein Liebstes geraubt.

Bis dahin entwickelt sich die Handlung stetig, wenn auch oft zu langsam und zu künstlich, doch meist aus den Charakteren heraus. Die Sündflut aber bricht im fünften Akt entschieden zu plötzlich und unvermittelt über das sündige Menschengeschlecht herein. Erst gegen Schluß wird das Gottesgericht mit Mathusala verbunden, indem Noah seinen Ahnherrn in die Arche einladet, dieser aber mit der sinkenden Welt untergehen will, die er zuvor in frevler Überhebung aus eigener Kraft hatte erlösen wollen. Die Handlung stockt hier und wird völlig Gemälde — ein groß angelegtes, ergreifendes Bild, dessen trübe Züge eine Erscheinung Henochs mildert. Von der Arche aus zeigt er Mathusala das rettende Kreuz und kündigt ihm Versöhnung an. Als der letzte Patriarch der Urzeit geht dieser getröstet dem Untergang entgegen:

„So geht im Strudel diese Welt zu Grunde.
Die Erde sinkt; das Firmament zerbarst . . .
Es scheinen die Gestirne all erloschen
In diesen Wogen — Wasser strömt zu Wasser —
Und wüst und leer und dunkel gähnt der Abgrund.
— — — — — — — —
Das ist die bittre Frucht, wenn Menschenwahn
Sich in des ew'gen Gottes Ratschluß drängt.
Ich sink' hinab mit jenen, die ich zog . . . .
Uns weiht die Schuld dem Tod; — doch lebt die Hoffnung,
Und trostreich klingt ihr letztes Wort: Erbarmen!"

Nun schwebt die Arche heran, von Engeln umgeben. Noah und die Seinen strecken die Hände zum Himmel empor, wo das Sternbild des Kreuzes aufflammt. Mathusala versinkt mit dem Berge in den Fluten.

Indem der Dichter sein Stück ein „dramatisches Gemälde" nennt, scheint er selbst darauf hinzudeuten, daß die Handlung darin gegen mehr epische Elemente, namentlich das beschreibende, etwas zu kurz kommt. Die gleich anfangs feindliche Aufnahme Mathusalas im Lager der Kainiten erlaubt keine eigentliche Steigerung mehr; seine versöhnenden Bemühungen sind von Anfang an auf Noema eingeschränkt; der Kampf zwischen ihm und Tubalkain wird lediglich zu einem Konflikt der Eifersucht, und die Aktion der Dämonen beschränkt sich darauf, diesen noch fortzusetzen, wo die menschliche Kraft aufhört. Indem der Dichter die Liebe Mathusalas zu Noema in den Vordergrund rückt, verzichtete er fast ganz darauf, die Einwirkung des Patriarchen auf die Kainiten und die übrigen Sethiten in ergreifender Handlung einzuführen. Der Fluch, der an Kains Geschlecht sich vollzieht, trifft Mathusala nahezu passiv, und mit Noemas Tod scheint eigentlich die Handlung zu Ende. Sie ist es allerdings nicht, aber die Fäden sind nicht klar genug entwickelt, durch welche der Patriarch in die schließliche Katastrophe verflochten wird. Schwankend zwischen ererbter Frömmigkeit und einer Art Faustischen Philosophierens, patriarchalischer Würde und verliebt-sentimentaler Stimmung, gestaltet sich Mathusala nie zu einem eigentlich heldenhaften Charakter, während Noema in ihrer Weichheit weit hinter dem Bild der Titanide Urania zurücksteht, die Vondel in seinem „Noah" zur Repräsentantin der gesunkenen Welt machte. Die übrigen Charaktere dagegen sind sämtlich zu schroff gold in gold oder schwarz in schwarz gemalt.

Dennoch machen sich die gewaltigen Grundgedanken in oft schwunghafter Rede und in ergreifendem Pathos geltend. Die einfache, kraftvolle Diktion rückt das etwas modern gedachte Verhältnis Mathusalas zu Noema einigermaßen in die Beleuchtung der Urzeit hinein, und die religiöse Pragmatik des Ganzen bildet zu Byrons Konfusion einen höchst erfreulichen Gegensatz. Überhaupt begrüßen wir es mit Freuden, daß hier einmal ein Stoff behandelt

ist, der uns aus vielbesungenen engeren Regionen in etwas weitere, allgemeinere Kreise hinausrückt. In dem Bilde der patriarchalen Urzeit gibt der Dichter ein tiefgedachtes Spiegelbild der modernen Zeit. Wie mancher edle hohe Geist hat schon an ähnlichen Erlösungs- und Versöhnungsträumen Schiffbruch gelitten, indem der Zauber der gottentfremdeten Welt ihn in ihre Netze zog und dem tragischen Verhängnis anheimgab, dem er sich und andere aus eigener Kraft entziehen zu können vermeinte. Dieses psychologische Schauspiel ist wahrhaft großartig ausgeführt.

Der Dramatiker Hans Herrig (1845—1892)[1].

1. Nero (Berlin 1883).

Als Erztyrann und „Antichrist", Muttermörder und kaiserlicher Petroleur, Komödiant auf dem Throne und wollüstiger Blutmensch hat der Cäsar Nero schon so viele Dramatiker beschäftigt, daß das Thema nicht eben mehr neu ist. Katholische Dichter haben es im allgemeinen vorgezogen, dieses Schauerbild höchstens als dunkeln Hintergrund für eine ansprechende Handlung zu benützen, so Vondel in seinem „Peter und Paul", Wilhelm Molitor in seiner „Freigelassenen Neros". Da es feststeht, daß schon die ersten christlichen Glaubensboten in die nächste Nähe des tyrannischen Herrschers vorgedrungen, daß die beiden Apostelfürsten seinem Blutdurst zum Opfer gefallen sind, und daß also der innere Sturz des Römerreiches mit der Gründung der neuen christlichen Weltordnung zusammenfällt, so wird diese andere Seite der Neronianischen Zeit für den christlichen Dichter immer etwas Anziehendes behalten. Unzertrennlich verbunden mit dem tragischen Untergang Roms und seines Cäsarismus, zieht mit dem Kreuzestode Christi und mit dem Kreuzestode seines Schülers Petrus eine weit erhabenere Tragik in die Welt ein, von welcher Aristoteles und Sophokles nichts wußten, und welche sich deshalb auch nicht nach altklassischen Schablonen beurteilen läßt.

Was Herrigs Drama für uns bemerkenswert macht, ist eine Annäherung an die christliche, d. h. katholische Auffassung der Geschichte — und zwar eine Annäherung, die nicht aus zufälliger Laune, sondern aus ernsten Reflexionen über die heutigen Literatur- und Bühnenzustände herrührt, ja aus einem grundsätzlichen Bemühen, diese Zustände zu bessern. Durch mehrere Werke: „Alexander der Große" (1872), „Kaiser Friedrich der Rotbart" (1873), „Jerusalem" (1874), „Der Kurprinz" (1876), „Die Operndichtungen" (1881) und „Konradin" (1881) hat sich Hans Herrig als einen Dramatiker erwiesen, der hohe poetische Anlagen mit gründlicher technischer Bühnenkenntnis verbindet. Er hat sich aber nicht entschließen können, seine Anlagen und Kenntnisse

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXIV (1883) 424—431.

der heute vorherrschenden realistischen und materialistischen Bühnenrichtung zu unterwerfen, sondern gleich bei seinem ersten Stücke mutig dawider rebelliert.

„Die Poesie", sagt er im Vorwort zu demselben, „ist nicht dazu da, das Theater zu bedienen, vielmehr soll das Theater die Poesie sich aneignen, sich zu ihr erheben." Die farbenschillernde Zeit-, Kultur- und Stimmungsmalerei, zu denen die moderne Dramatik den reichsten Aufwand von Kostüm und Maschinerie verschwendet, die glänzende Schaustellung, in welcher der dichterische Geist sich den oberflächlichsten Zwecken der Unterhaltung dienstbar machen muß, genügen ihm nicht. Er verlangt Ideen — Charaktere, die Ideen repräsentieren, eine dramatische Handlung, die aus den Tiefen des Geisteslebens hervorgeht; er verlangt einen ideellen, sittlichen Gehalt, eine tiefere geistige Einwirkung der Bühne. „Soll das Theater aber", so bemerkt er im Vorwort zu seinem neuesten Stück, „solche Wirkung ausüben, so muß das Drama vor allen Dingen nach geistigem Inhalt streben, die Erzeugnisse des Dichters mehr auf Nahrungsfülle als auf leichte Verdaulichkeit ausgehen. Aus unserem Theater ist der denkende Mann eigentlich ganz verschwunden; man findet ihn höchstens, wenn er an den Klassikern seine Jugenderinnerungen auffrischen will. Im übrigen geht er nur noch zur ‚Erholung' ins Theater. Schließlich kommt ihm bei solchen Anschauungen und solchem ‚politischen Ernste' dann wohl das Denken ganz abhanden, und er läßt sich den Bedarf seines Gehirnes von den Zeitungen besorgen."

Diese Klagen sind nur allzuwohl begründet, und Herrigs Streben, die dramatische Kunst wieder zu ihrer ideellen Würde und Weihe zurückzuführen, verdient deshalb die angelegentlichste Beachtung. Daß die Bühne bis dahin seine durchaus bühnenfähigen Stücke zurückgewiesen, bestätigt nur die Richtigkeit seiner Klage; und daß er trotz des ungünstigen Erfolges sich in seinem Streben nicht beirren ließ, gereicht seinem Charakter zur Ehre.

Für uns Katholiken sind sowohl Herrigs Bemerkungen über die deutsche Bühne als das Schicksal seiner Dichtungen nicht ohne Interesse. Schon am Vorabend des Kulturkampfs machte F. Vischer[1] das Geständnis, daß der „große Krieg" gegen Frankreich eigentlich weder im Lied noch in den andern Künsten „befriedigende Vertretung" gefunden habe. Der spätere Kardinal Hergenröther knüpfte damals an jenes Geständnis folgende Betrachtung[2]:

„Wenn man das Heilige in den Staub zieht, an fratzenhaften Darstellungen sich ergötzt, den Polizeistock überall wieder hervorsucht, Tausende mit Wehmut und Schmerz erfüllt und die kirchliche Rebellion und Anarchie begünstigt, da schafft man wahrlich nicht den Boden, auf dem großartige Kunstschöpfungen erwachsen könnten;

[1] Der Krieg und die Künste. Vortrag von F. Vischer, Stuttgart 1872.

[2] Katholische Kirche und christlicher Staat, Freiburg 1872, 1030.

weit mehr als ein politischer, hindert sie ein religiöser Krieg, und das um so mehr, je weniger für denselben eine Notwendigkeit vorliegt, je tiefer und nachhaltiger er die Gemüter ergreift."

Jetzt, nachdem Deutschland zehn Jahre lang „Kultur" gekämpft und „Kultur" gepaukt, versichert uns ein durchaus unabhängiger, protestantischer Dramatiker aus Berlin: „Aus unserem Theater ist der denkende Mann eigentlich ganz verschwunden", d. h. aus dem Theater, das nach liberaler Idee als geistige Bildungsschule die Kirche ersetzen soll, ist alles Ideale, aller tiefere, geistige Gehalt entflohen — und das nennt man „Kultur"! Gewiß sehr interessant!

Nicht weniger bemerkenswert ist die Art und Weise, wie Herrig im Vorwort seines neuesten Stückes sowohl die Wahl als die Auffassung des gegebenen Stoffes motiviert. Es ist ihm durchaus nicht darum zu tun, ein koloristisches Prunkgemälde aus der römischen Kaiserzeit zu entwerfen. Was ihn interessierte, war die Idee, welche sich in Nero verkörpert, und der Gegensatz, in welchem dieselbe zur christlichen Weltauffassung steht, die „Gegenüberstellung des heidnischen Menschen, der in seiner menschlichen Allmacht sich für einen Gott erachtet, mit dem christlichen Gotte, der aus Demut und Liebe ein niederer Mensch wird". Die dramatische Handlung gründet darauf, daß sich der grauenhafte Wahnsinn des Cäsars aus scheinbar harmlosen Anfängen entwickelt; das Tragische derselben aber liegt im Gegensatz zwischen der ästhetischen Traumwelt Neros und der wirklichen, in der er lebt und handelt.

„Wenn nun aber irgend etwas allgemein menschlich verständlich ist", fügt Herrig bei, „zumal in unserer Zeit, so dürfte es die hier zu Tage tretende ästhetische Verlogenheit sein. Durch sie wird ‚Nero' gewissermaßen die Tragödie der Kultur selber. Denn an solcher Verlogenheit ist die Kultur immer noch zu Grunde gegangen sie gebärdet sich ideal, während sie doch in Wahrheit schon durchaus materiell geworden ist. Der Vorteil aber, welchen die Stoffe der alten Geschichte darbieten, besteht darin, daß wir hier nicht nur den Verfall, sondern auch zugleich die Erlösung vor uns haben, während die ‚Fragen', welche uns selber unmittelbar bewegen, doch eben noch keine Lösung finden können, so daß der Dichter entweder darüber hinwegtäuschen oder an einem bodenlosen Pessimismus zu Grunde gehen muß. Was aber noch besser: jene Erlösung, welche der verfallenden alten Welt ward, haben wir nicht nur vor uns, sondern können sie am Christentum selber haben."

Wenn Herrig von „unschuldigen und liebenswürdigen Anfängen" Neros spricht, so wird das vielleicht einer oder der andere Leser befremdlich finden. Das Stück beginnt mit der Heimkehr einer Schar römischer Bummler von einer durchschwärmten Nacht. Der Schauspieler Phaon, der liederliche Ritter Tigellinus, die Tänzerin Iridion, der Dichter Lucan und anderes Kultur-Gesindel sind des künftigen Herrschers Jugendgenossen. Vor seinem philosophischen Hofmeister Seneca verabschiedet der junge Held der „Kultur" seine

erste Geliebte, die Tänzerin Acte. Während Nero dann mit Seneca philosophiert, tritt schon in der vierten Szene ein „Greis" auf, der Senecas freigelassenen Sklaven Linus im Christentum unterrichtet. In höchst anziehendem, peripatetischem Doppeldialog läßt der Dichter neben der unfruchtbaren stoischen Weltanschauung die praktische Weisheit des Christentums über die Bühne schreiten. Der „Greis" lehrt:

„Gott aber mochte Gott nicht vor uns sein
Und ward wie wir: ward Mensch und litt mit uns.
Allein durch Demut ward die Welt erlöst,
In der sich Gottes Fülle offenbart,
Und in der Liebe, welche sich dahingibt."

Seneca lehrt:

„Das Ganze zwingt dich doch. So geh mit ihm,
Dann gehst du sicher. Gleichsam mit dem All
Und mit den Sternen, die am Himmel ziehn."

Nero schließt aus Senecas Fatalismus:

„So weit nur, mein' ich, fühlt sich jeder göttlich,
Wie er das Ganze selbst zum Dienst sich zwingt,
So diesem Ganzen das, was Gott der Welt."

Die verstoßene Acte, die der Predigt des Greises zugehorcht, ruft diesen um Rettung an:

„Mühselig und beladen bin auch ich,
Befleckt ist das Gewand, in dem ich schreite.
Kannst du es reinigen, wie zuvor es war,
Kannst du mich wirklich an der starken Hand
Aus diesem dunkeln Tal des Jammers führen,
Daß ich die lichte Freude schauen darf?
Laß mich dir sagen, was ich duldete."

Nero verliebt sich nun kraft „göttlichen Rechtes" in die verheiratete Römerin Poppäa. Agrippina bringt selbst die Nachricht vom Tode des Claudius, drängt dem neuen Cäsar die ersten Todesurteile ab und macht ihn so zum Tyrannen. Nach einer zweiten leidenschaftlichen Begegnung mit Poppäa wählt Nero sie zur Frau und schreibt ihrem Gatten das Todesurteil. Dann folgt die feierliche Huldigung der Senatoren und des Volkes an den neuen Herrscher.

Die weitere Verwicklung ist mit dem glühenden Hasse gegeben, mit dem sich Agrippina, die Mutter, und Poppäa, die erwählte Braut, gegenüberstehen. Beide wollen Nero und mit ihm die Welt beherrschen. Der Zwist steigert sich im zweiten Akt bis zur offenen Todesdrohung seitens Agrippinas gegen den eigenen Sohn, bis zum Plan des Muttermordes seitens Neros. Dieser reißt sich zugleich von Senecas Philosophie los und langt beim tiefsten Pessimismus an:

„Mein Freund, es macht das Sein sich schon von selbst.
Ich sage dir, wir alle sind nur Spieler.
Wie einer gleißend auch sich stellen mag —
Das hab' ich schon gelernt in meinen Jahren —,
Im Innern ist vom Glanze nichts zu schaun;
Nicht einen Winkel seines Wesens gibt's,
Wo du auf Schmutz nicht träfest und auf Ekel,
Auf Geldgier, Rachsucht, Buhlerei und Neid.
O hätte doch die Menschheit nur ein Haupt,
Daß man mit einem Schlag sie köpfen könnte!

In schneidender Satire verhöhnt der epikureische Kulturmensch Phaon den stoischen Philosophen. Nero klatscht dazu, erhebt die liederlichen Freunde seiner früheren Jahre zu den höchsten Ämtern, behandelt alles als Komödie und schöpft bei seinem Dichten an der „Zerstörung Trojas" den Wunsch, Rom brennen zu sehen. Der dritte Akt entwickelt das erste Attentat Neros auf Agrippina. Es mißlingt. In Neros Kampf zwischen Egoismus und Resten von Kindesliebe macht Senecas Philosophie völlig Bankrott. Tigellin ermordet die Kaiserin. Rom brennt. Erst im vierten Akt gelangt das Gegenbild christlicher Kultur wieder auf die Bühne, aber in ergreifendster, echt poetischer Weise. Seneca, der auf sein Landhaus zieht, um sich dort durch Selbstmord zu befreien, trifft unterwegs mit dem Greis zusammen, der, obwohl in Rom schon das Volk die Christen zum Tode verlangt, dorthin zieht, um für Christus zu sterben.

„So höre denn. Ich ging, wie ich dir sagte,
Durchs Dunkel hin. Mein Auge glitt am Boden,
Da plötzlich schien's mir durch die stille Nacht,
Als käm' ein zweiter Schritt entgegen mir.
Und als ich endlich furchtsam aufwärts blickte —
O, meine Augen, was habt ihr geschaut!
Laß mich den heiligen Namen dir nicht nennen
Des Mannes, der die Dornenkrone trug.
In bangem Schauern sank ich in die Knie —
Er aber zog langsamen Schritts daher,
Des Spottes Purpurmantel um die Schultern,
Das Antlitz überströmt von rotem Blut,
An Händ' und Füßen die Wundmale tragend.
Und wie ich flehend seinen Namen rufe,
Will er das Haupt doch nimmer zu mir kehren.
Doch vor sich hin spricht er ein leises Wort,
Das klang mir furchtbar klagend an mein Ohr:
‚Zum zweiten Male wollen sie mich kreuz'gen!'
Hinstürzend griff ich in die leere Spur,
Denn schon entschwunden, ach! war die Gestalt,
Nach Rom entschwebend, und ich folgt' ihr nach,
Daß ich ihn nicht zum zweiten Mal verleugne."

Seneca mahnt ihn ab, nach Rom zu gehen; der Greis sucht ihn vom Selbstmord abzuhalten. Seneca erwidert:

„Du stirbst für ein Phantom, für eine Narrheit,
Ich der Vernunft mich fügend."

Darauf der Greis:

„Ein Phantom?
Wie? — jene Welt, die sich in Schmerzen windet
Und die Millionen Wesen all bedrückt
Vom Joche dieser wilden, harten Zeit —
Wie? jenes Rom, das dort in Flammen steht,
Lebend'gen Leibs auf einem Scheiterhaufen —
Wie? jene Irrenden auf seinen Trümmern,
Das alles, alles wär' nur ein Phantom?
Das aber ist die Welt, die dich anekelt,
Die arme, kranke Welt, vor der du fliehst,
Selbstsüchtig dich in Einsamkeit zu bergen,
Den Tod selbst deiner Selbstsucht dienstbar machend.
Wenn, bald erkaltend, hier dein Blut verrinnt,
Wie möchte dein Tod wohl dem meinen gleichen?
Ein tiefes Mitleid überfüllt mein Herz,
Die Liebe reißt mich mitten dort hinein,
Die Liebe, die für uns am Kreuze starb,
Und zeugen will ich denen, welche leiden,
Daß es noch Hoffnung und noch Liebe gibt;
So strömt mein Blut hin, ein lebend'ger Quell
Des seligen Glaubens, der sie trösten soll.
Leb wohl, mein Linus, harr getreulich aus,
Und kommt für dich einst jene große Stunde,
Gib auch das Zeugnis, das Gott von dir fordert!"

Eine Szenenverwandlung versetzt unmittelbar in das brennende Rom, auf den Turm des Mäcenas. An der Seite Poppäas deklamiert der wollüstige Tyrann sein Gedicht auf Trojas Zerstörung — er selbst Paris, sie Helena. Mit dem Brande der Stadt wächst die Glut seines genußsüchtigen Wahnsinns. Doch der Brand greift weiter um sich, als man wünschte. Das Volk tobt. Es verlangt den Cäsar. Nero gibt ihrer Wut die Christen preis, und dies gibt nun Gelegenheit, den Martyrtod des mystischen Greises mit Nero unmittelbar in Verbindung zu bringen. Es ist die herrlichste unter den vielen tiefgedachten, tiefempfundenen und echt dramatisch angelegten Szenen der Dichtung. Mitten auf dem Höhepunkt seines Cäsaren- und Dichterwahnsinns tritt an Nero die Botschaft Christi heran. Er versteht sie nicht. In seiner Frivolität ist er nahe daran, den „Greis" zu begnadigen. Aber es beleidigt ihn, daß dieser ihm nicht als Gott huldigen will. Begeistert verlangt der Greis, Christus gleich zu werden:

„Nun soll der Tag, den ich ersehnt, erscheinen,
Ganz werden soll ich, Herr, nun von den Deinen:
Wie du am Kreuz hängst, duldend ausgespannt,
Von namenlosen Schmerzen übermannt,
So trägst du in unendlicher Geduld
Der Menschheit Leid und schwere Sündenschuld.
Aus deinen Augen, die sich brechend schließen,
Seh' ich den Strom der ewigen Liebe fließen,
Und eine Glut entzündet meinen Sinn,
Die reißt unwiderstehlich mich dahin.
Am Kreuze hängt das Göttliche auf Erden:
Erhöht zu dir, mein Heiland, möcht' ich werden!"

Nero verurteilt ihn zum Kreuze und spottet über den „Wunderbaum", den die Soldaten gleich zurechtzimmern. Der „Greis" jubelt über die Erfüllung seiner Sehnsucht:

„Hoch über allem seh' ich's leuchtend schweben,
Und tief im Dunkel diese große Welt.
Der Schmerz entweicht, nur Prüfung ist das Leben,
Das Scheingewand des Irdischen zerfällt;
Aus Nacht soll sich das Morgenrot erheben,
Der stille Dulder ist der wahre Held,
Ein Sonnenherz strahlt durch die offne Wunde,
Und Feuerflammen gehn aus seinem Munde.
Der niedrig war und stumm sich mußte neigen,
Ihm singen Engel jauchzend ihren Gruß:
Sein Haupt umglänzt der Sterne lichter Reigen,
Ein Schemel ist die Erde seinem Fuß —
Das grenzenlose Jenseits ist sein eigen,
Dem selbst der Abgrund murrend huld'gen muß.
Anbetend sterb' ich, Herr, in Geist und Wahrheit,
Führ mich empor ins Haus der ewigen Klarheit!"

Über der Vorbereitung zur Kreuzigung fällt der Vorhang. Die Katastrophe ist durch die Unzufriedenheit des Volkes über den Brand Roms, wie durch anderweitigen Widerspruch vorbereitet, den Neros Tyrannei hervorgerufen. Schlag auf Schlag bricht sie im fünften Akt herein. Poppäa stirbt in den Wochen jäh dahin. Die Legionen empören sich. Nero flüchtet vor Galbas Soldaten. Er ersticht sich selbst auf der Flucht, nachdem er noch einmal die wollüstigen Träume seines Tyrannenlebens heraufbeschworen, und die in ihm verkörperte Kultur erstirbt in dem wahnsinnigen Rufe:

„Welch ein Künstler stirbt in mir!"

Acte und Linus treffen die Leiche, die Phaon schnöde verläßt, unmittelbar nach dem Selbstmord, und während Galbas Soldaten heranmarschieren, spricht Linus tröstend:

„Der Erde Schicksal wandelt seinen Lauf,
Und eine Herrschaft löst die andre ab.
Wer weiß, wohin uns dies Getriebe führt?
Uns laß in Stille reiner Hoffnung leben;
Nur ein Gebet bleibt uns bei alledem:
Führ uns nicht in Versuchung, sondern löse
Vom Übel uns. Denn dein nur ist das Reich!"

Aus diesen Proben und Andeutungen ist genugsam ersichtlich, daß Herrig die Aufgabe, die er sich stellt, in hohem Grade gelöst hat. Mit Vernachlässigung antiquarischer Kleinmalerei geht er geradenwegs auf die großen Ideen los, die der Stoff bietet, disponiert ihre ergreifenden Kontraste zu einer aus den Charakteren selbst resultierenden Handlung und verkörpert sie in sehr lebendigen Szenen. Der Dialog ist oft epigrammatisch kurz, inhaltschwer und treffend. Auch die längeren Passagen sind frei von gesuchter Rhetorik, wachsen aus der Handlung heraus und ermüden nicht. Versbau und Sprache ist hier und da etwas vernachlässigt, doch nicht selten zu Gunsten des Gedankens, der dem Dichter stets die Hauptsache bleibt. Das Stück ist ein tiefdurchdachtes Spiegelbild der entarteten altrömischen „Kultur" mit all ihren geistigen Hauptströmungen, ihrer bis zum Wahnsinn überreizten Genußsucht, ihrem stoischen, unfruchtbaren Philosophenhochmut, ihrem epikureischen Künstler- und Komödiantentum, ihrem verzweifelten Pessimismus, ihrer Anbetung der brutalen Gewalt, ihrer Weiberherrschaft und Weichlichkeit, ihrer Ohnmacht und Verkommenheit, ihrer vollständigen Unfähigkeit, sich aus sich selbst heraus zu regenerieren. Es erinnert nicht selten an die bittern Parallelen, welche Bruno Bauer zwischen dem Verfall jener Zeit und den heutigen Kulturzuständen gezogen hat.

Doch Herrig versinkt nicht in den bittern Unmut des sarkastischen Philosophen; er glaubt an die erlösende Gewalt des Kreuzes und stellt sie in den erwähnten Szenen und Personen dem schaurigen Bilde römischen Sittenverfalls gegenüber. Die Grunddogmen des Christentums, Menschwerdung und Erlösung, treten mit hinreißendem, echt poetischem Schwung in die Handlung hinein, die Gründung einer sichtbaren Kirche ist wenigstens geheimnisvoll im Abschiedswort des Greises angedeutet.

Kann ich auch das Stück nicht rückhaltlos jedermann anempfehlen, da zartere und ängstliche Gemüter sich an einzelnen Zügen des dunkeln Kulturbildes stoßen könnten, so darf ich es doch unbedenklich als eine sehr erfreuliche Erscheinung willkommen heißen. Es ist ein tiefempfundenes Sursum corda! aus dem seichten Realismus der modernen Welt heraus zum Idealen, aus der Korruption des modernen Heidentums empor zu den christlichen Ideen.

Wenn Herrig im Vorwort sagt, daß „die ‚Fragen', welche uns selber unmittelbar bewegen, doch eben noch keine Lösung finden können,

so daß der Dichter darüber hinwegtäuschen oder an einem bodenlosen Pessimismus zu Grunde gehen muß", so scheint mir dies allerdings noch auf etwelche Unklarheit hinzuweisen. Wozu Pessimismus? Wozu ein Hinwegtäuschen? Das ist ebensowenig notwendig als erlaubt. Auch für die Fragen, welche uns unmittelbar bewegen, ist die Lösung längst gegeben. Herrig sagt es selbst: „Jene Erlösung, welche der verfallenden alten Welt ward, haben wir nicht nur vor uns, sondern können sie am Christentum selber haben."

Wenn wir sie haben können, weshalb greifen wir nicht mit beiden Händen danach? Weshalb schauen wir nach Rettung zu den deutschen Klassikern und Philosophen auf, die, am Judentum, Heidentum und Christentum herumzweifelnd, uns erst in entlegener Zukunft das richtige Christentum versprechen?

2. Columbus. Ein Drama in fünf Aufzügen. (Berlin 1887.)[1]

Das Stück beginnt mit dem siegreichen Einzug Ferdinands und Isabellas in Granada. Unter die Bittsteller, welche das triumphierende Königspaar umdrängen, mischt sich ein „Greis", der den „Stein der Weisen" gefunden zu haben meint, und Kolumbus, der den westlichen Seeweg nach Indien eröffnen will. Beide werden abgewiesen, an dem Gegensatz beider jedoch der hohe, ideale Charakter des „Entdeckers" von Amerika sehr dramatisch entwickelt. Von den Doktoren und vom König verlassen, findet Kolumbus noch einige Hilfe bei den freundlichen Mönchen von La Rabida und bei der Königin. Die wirklich praktische Unterstützung läßt indes lange auf sich warten; die Ungeduld des Kolumbus steigert sich zur Verzweiflung, ja bis zu Selbstmordgedanken, von denen ihn jedoch das Erwachen seines besseren Ich und das kindliche Flehen seines Sohnes abbringt. Der vierte Akt zeichnet die Schwierigkeit, für das Wagnis der Entdeckungsfahrt die nötige Mannschaft zu gewinnen; im fünften wird die Empörung der Schiffsmannschaft höchst lebendig durchgeführt: auf dem Höhepunkt der Not kommt die Rettung mit dem Rufe: „Land!" Mit derselben Formel, mit der das Königspaar von der Alhambra Besitz ergriffen, nimmt Kolumbus in seinem Namen von Amerika Besitz. Der Entdecker — und darin liegt hauptsächlich der Wert der Dichtung — ist im Anschluß an die wirkliche Geschichte als ein großer, idealer Heldencharakter aufgefaßt, der von der Ausführbarkeit seines Planes nicht nur fest überzeugt ist, sondern ihn als Lebensziel mit dem innigsten Gottvertrauen umfaßt. Aber sein genialer Willensentschluß steht einer ganzen Welt von Vorurteil, Pedanterie, Schablone, Feigheit, Geiz, Kleinlichkeit, Armseligkeit entgegen. Kolumbus trotzt dem Ansturm wie ein

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXIII (1887) 330.

Held, aber wie der hl. Petrus hat auch er seine schwache Stunde — sein Vertrauen auf Gott wankt eine Weile, aber auch nur eine Weile. Dann folgt er dem Ruf der Gnade, rafft sich wieder auf und trotzt nun um so unbesieglicher, auf Gott gestützt, den sich steigernden Hindernissen. Den beim Morgengrauen auf ihn einstürmenden Matrosen ruft er, wie in Entzückung, entgegen:

Schmäht mich, es sei! Ich bin, ich war ein Lügner.
Du Gott dort oben, du hast nicht gelogen!
Du redest wahr, du sprachst in meiner Brust,
Du redest wahr vom hohen Himmelszelt,
Und wie die Sonne leuchtend bald emporsteigt,
So wird auch deine Wahrheit triumphieren.
Gäb' es die Welt nicht, die du mir versprachst,
So wächst sie aus den Fluten jetzt hervor,
Zeugnis zu reden, daß allein du Herr,
Und daß du wahrhaft bist in Ewigkeit.

So ist das große, weltbewegende Ereignis in die erhabenste Höhe religiöser Auffassung emporgerückt, und den an sich bekannten Stoff durchleuchtet eine Fülle schöner und anziehender Ideen.

Vom Bühnenwesen in Deutschland.

1. Den Ausgangspunkt einer interessanten Studie Dr Julius Schwerings „Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland“[1] (1895) bilden die niederländischen Kammern der sog. Rederijker, in welchen die Dramatik des ausgehenden Mittelalters einen zunftmäßigen Halt gewann und aus welchem dann am Anfang des 16. Jahrhunderts das klassische Drama und das Theater der Holländer hervorging. Die Organisation dieser Rederijkerkammern hat große Ähnlichkeit mit jener der deutschen Meistersänger, „aber begünstigt durch die größere Schaulust und den regeren Vereinsgeist des vlämisch-niederländischen Volkes, wurzelten sie tiefer im heimischen Boden und sind zu einer nationalen Einrichtung geworden, welche in Belgien gegenwärtig noch besteht. Gastspiele niederländischer „Gezellen“ in Aachen kamen schon 1412 vor. Auf das deutsche Schauspielwesen begannen die Rederijker aber erst im folgenden Jahrhundert Einfluß zu gewinnen, besonders als die religiös-politischen Kämpfe viele von ihnen nach Deutschland vertrieben. Aus Kerssenbrochs „Geschichte der Wiedertäufer“ erhellt, daß auch Jan von Leyden, der König von Sion, ein solcher zünftiger Poet und Dramaturg war. Gegen Ende des Jahrhunderts ließen sich viele Niederländer in Bremen, Stade, Lübeck und Hamburg nieder. Niederländische Wandertruppen tauchen 1590 in Hamburg auf, 1594 in

[1] Stimmen aus Maria-Laach L (1896) 106—107.

Ulm und Nördlingen, 1604 in Basel, 1611 in Frankfurt a. M.[1] Der Arzt Guarinoni, sonst ein strenger Zensor der zeitgenössischen Kulturverhältnisse, stellt ihnen ein ziemlich günstiges Zeugnis aus: „sie verrichteten ihre lächerlichen Possen und Gaukelspiele ohne Ungebühr ... und geziemlicher Maßen, soviel man in deutscher Sprache und Gebärde zuwege bringen kann".

Größeren Einfluß gewannen aber die niederländischen Schauspieler erst, nachdem 1638 die Schouburg, d. h. das stehende Stadttheater zu Amsterdam, errichtet und mit Vondels patriotischem Stück „Gijsbrecht van Aemstel" eingeweiht worden war, die Holländer nicht nur Tragödien und Komödien mit gutem Erfolg selbständig pflegten, sondern auch spanische, englische und französische Stücke auf ihre Bühne brachten. Dieses rasch anwachsende Repertoire verpflanzten dann die niederländischen Wandertruppen teilweise nach Deutschland, nachdem der Westfälische Friede wieder ruhige Zeitläufte herbeigeführt hatte. Über vier solche Wandertruppen hat Schwering sehr eingehende und interessante Notizen gesammelt: die des Jan Baptista von Fornenburg, die des Jakob von Ryndorp, die des Anthony Spatsier und die Gesellschaft von Ryndorp und Rosenmann in Hamburg. Über das Gastspiel der ersten dieser Truppen zu Altona 1665 erzählt der lutherische Pfarrer Rist von Wedel:

---

[1] [Es darf indes nicht aus dem Auge verloren werden, daß auch von England her, wo das Theaterwesen bereits einen höheren Grad von Ausbildung erlangt hatte, Truppen berufsmäßiger Schauspieler Deutschland durchzogen, die für die Entwicklung der Bühnenkunst in Deutschland nicht ohne Einfluß blieben. In den Aufzeichnungen eines weitgereisten Engländers in den Tagen Shakespeares (vgl. Shakespeare's Europe. Unpublished chapters of Fynes Moryson's itinerary. Ed. by Charles Hughes. London 1903) heißt es hierüber: „Die Stadt London allein hat vier oder fünf Schauspielerbanden mit besondern Theatern, die manche Tausende fassen können. Darin spielen sie alle Tage der Woche mit Ausnahme vom Sonntag mit außerordentlichem Zulauf des Volkes, ganz abgesehen von manchen Possen und Schnurren, die durch Gebärden dargestellt werden und in Privathäusern zu sehen sind. Zu diesen und manchen andern Schaustücken und häufigen Schauspielen strömt das Volk in großer Menge, denn noch mehr als die Athener ist es von Natur darauf aus, etwas Neues zu hören und allen Possen zuzugaffen. Wie denn, nach meiner Ansicht, mehr Schauspiele in London allein sind denn in allen Teilen der Welt, die ich gesehen habe, und so übertreffen diese Komödienspieler alle andern in der Welt. Habe ich doch gesehen, wie einigen elend zusammengebrochenen (d. h. in Bankrott geratenen) Banden, die nach Holland und Deutschland gingen, das Volk von einer Stadt zur andern nachlief, obschon sie ihre Worte nicht verstanden, nur um die Aktion zu sehen. Ja, Kaufleute auf Märkten machten mehr Wesens daraus, sie gesehen zu haben, als von den guten Geschäften, die sie gemacht hatten. ... Manche junge Mädchen verliebten sich in die Spieler und folgten ihnen von Stadt zu Stadt, bis die Obrigkeit gezwungen war, weiteres Spielen zu verbieten." Vgl. Stimmen aus Maria-Laach LXVIII (1905) 244.]

„Es ist meinen hochgeliebten Herrn Gesellschaftern nicht unbewußt, daß wie wir etwa vor vierzehn Tagen in der weitberühmten Stadt Hamburg sind angelanget, man uns gesagt hat, daß in der allernächst dabei gelegenen Stadt Altona etliche niederländische Komödianten wären angekommen. Deren Haupt oder Führer Jean Baptista genannt würde, und daß diese Gesellschaft ihre Komödien und Tragödien so wohl fürstellten, daß sie deswegen von allen Kunstverständigen hochgepriesen würden. Wir fuhren miteinander hinaus, die Wahrheit hiervon zu erfahren; da wir denn befanden, daß der Ruhm, so dieser Gesellschaft von hohen und niederen Standespersonen war gegeben, nicht erdichtet wäre, sondern in der Tat sich also verhielte; dahero wir diesen fürtrefflichen Komödianten mehr denn einmal zugesehen; da ich mich denn erinnert unterschiedlicher Komödien und Tragödien, die ich hiebevor an kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Höfen, wie auch bei den Herrn Patribus der Societät Jesu (als welche in dieser nützlichen Übung übertrefflich sind erfahren) mit Lust habe angeschaut. Und dieweil ich von langer Zeit her schon gespürt, daß dergleichen Spiele die Gemüter der Zuhörer nicht allein belustigen, sonder auch vielfältig Nutzen bringen, indem sie uns die Laster hassen, die Tugend aber dagegen lieben und hochschätzen machen. So bin ich der gänzlichen Meinung, daß eben diese Trauer- und Freudenspiele, welche von den Griechen und aus denselben von den Lateinern Tragödien und Komödien werden genannt, mit gutem Fuge für die alleredelste Belustigung kunstliebender Gemüter können geschätzet werden."

Das Repertoire dieser Truppen enthält Stücke von Joost van den Vondel, Jakob Cats, Jan Vos und Gerart Brandt; dann von Lope de Vega, Guevara, Calderon, Solórzana und die dramatische Bearbeitung einer Novelle des Cervantes El curioso impertinente. Vondel ist mit 5, Calderon mit 2, Lope de Vega mit 6 Stücken vertreten. Weit mehr als das ernste Drama bürgerte sich auf der deutschen Bühne die niederländische Posse ein, zwar „grob im Gewebe" und „klobig im Spasse", aber doch nicht ohne einen gesunden Kern volkstümlichen Humors. Über den Einfluß der holländischen Bühnentechnik auf das deutsche Theater, sowie speziell den Sinn der Ausdrücke „Vertooning" für „lebende Bilder in den Zwischenakten" und „Pickelhäring" für „Hanswurst" gibt Dr Schwerings gehaltreiche Schrift gründlicheren Aufschluß, als ihn die bisherigen Literaturhistoriker geboten hatten, ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der dramatischen Kunst.

2. Diejenigen, welche sich für die Dramatik und deren höhere Kunstaufgabe interessieren, werden Hans Herrigs Schrift (Berlin 1887) „Luxustheater und Volksbühne"[1] nicht ohne Vergnügen lesen. Sie hängt zwar mit dem Luther-Festspiel zusammen, das der Verfasser 1883 veröffentlichte. Wir glauben nicht daran, daß sich auf den Lutherkult eine geistige Erneuerung des deutschen Volkslebens und eine religiös-ideelle Volksbühne wird bauen lassen. Der Katholizismus bietet dazu denn doch ganz andere Grundlagen und Lebenskräfte dar: aus ihm ist das religiöse Drama in Deutschland, das alte Mysterienspiel von selbst hervorgegangen und hat

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXII (1887) 472 f.

sich im Passionsspiel von Oberammergau, Vorderthiersee usw. bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber es ist immerhin erfreulich, daß Hans Herrig als Dramaturg wie als Dramatiker an die Kunst höhere Forderungen richtet, als das heutige Luxustheater anstrebt und befriedigt, daß er nach seinem Motto eine „neue, ideale Sphäre" herbeiwünscht, „welche volkstümlich im Kerne, künstlerisch in ihrem Werte und religiös in ihrem höchsten Ausdruck wäre".

Höchst interessant bespricht er die Schwierigkeiten, an denen die idealen Bühnenbestrebungen Goethes, der Meininger und Richard Wagners gescheitert sind, die Entwicklung des modernen Theaters zum bloßen Luxustheater und den völligen Mangel einer Volksbühne, die höheren Kunstanforderungen Rechnung trägt. Freundliche Erwähnung finden die katholischen Gesellenvereine: „Hier hat man sich auch nicht vor dem religiösen Drama gescheut. Man war seines Publikums gewiß und dem Angriff einer verdorbenen Öffentlichkeit überhoben." Diese Erscheinung, wohl nur durch die Ungunst der Zeit auf engere Kreise beschränkt, legt, wie die Fortdauer des Passionsspiels, den Gedanken nahe, daß nur von der Neubelebung des religiösen Volksgeistes eine wahrhaft fruchtreiche Neubelebung des idealen Volksdramas zu erhoffen ist. Eine höfische oder städtische Bühne wird sich dabei aber wohl nie durch das Volksdrama verdrängen lassen: es wird stets eine bedeutende Aufgabe bleiben, auch ihr einen idealen, künstlerischen Charakter zu sichern, wie ihn Herrig bei seinen dramatischen Leistungen im Auge hatte.

III. Zur Literatur Englands und der angelsächsischen Sprachgebiete.

Englische Literaturkunde[1].

Unter der Führung von A. W. Ward und A. R. Waller, Professoren in Cambridge, hat sich eine Anzahl englischer und amerikanischer Gelehrten zusammengetan, um den englisch redenden Völkern eine englische Literaturgeschichte in großem Stil zu bieten, wie sie Frankreich an dem vom L. Petit de Julleville geleiteten Sammelwerk besitzt, The Cambridge History of English Literature. Sie soll nicht bloß England in ihren Rahmen ziehen, sondern auch die englischen Kolonien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nicht bloß die poetische, sondern auch die politische und wissenschaftliche Literatur, Bühne und Zeitungswesen, Presse und Buchhandel, Reise- und Sportberichte, die gesamte Volksliteratur im weitesten Umfang. In den zwei 1907 ausgegebenen Bänden, die von den Anfängen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts reichen, ist ein recht glücklicher Anfang gemacht. An der Ausführung haben nicht weniger als 23 Professoren (von Cambridge, Oxford, London, Edinburgh, St Andrews, Aberdeen, Belfast, Dublin, Bangor, Aberystwith in Nord-Wales, Chicago, Washington und Haverford) und drei gelehrte Damen teilgenommen. Den meisten Teilnehmern ist nur die leicht zu bestreitende Aufgabe zugefallen, je ein oder zwei Kapitel von 20 bis 30 Seiten, also einen etwas größeren Aufsatz, mit dem nötigen bibliographischen Apparat, zu schreiben. Dank einem einheitlichen Plan und einer guten Verteilung wie entsprechender Redaktion fügen sich die 20 + 18 Kapitel der beiden Bände ziemlich harmonisch aneinander und schließen sich zu einem Ganzen zusammen, das mit einer Fülle der zuverlässigsten Einzelheiten eine erfreuliche organische Einheit besitzt. So ganz aus einem Guß wie die zwei meisterlichen Bände von Bernh. ten Brink 1877 und 1893 (der zweite Band herausgegeben von A. Brandl), deren gute Dienste im Vorwort mit Dank anerkannt sind, und welche ungefähr dieselbe Zeit umspannen, sind die zwei Kollektivbände nun freilich nicht; in Behandlung, Stil und Sprache zeigen sich naturgemäß manche kleine Verschiedenheiten.

[1] Stimmen aus Maria-Laach LXXVI (1909) 586.

Dafür konnte eine Menge neuerer Forschung herangezogen werden, und die Seele des Werkes ist dabei durchaus autochthonisch-englisch geblieben.

Shakespeare (1564—1616)[1].

William Shakspere (so lautet die ältere Schreibung), der größte Dramatiker Englands und einer der größten Dichter aller Völker und Zeiten, war nach Angabe seiner Grabschrift am 23. April 1564 geboren. Getauft wurde er am 26. April 1564 in der Pfarrkirche zu Stratford am Avon, woselbst sein Vater sich 1551 niedergelassen hatte. Letzterer hatte durch die Heirat mit der katholischen Mary Arden einiges Vermögen und Grundbesitz erworben, bekleidete in der städtischen Verwaltung mehrere Ämter und war 1568/69 sogar High Bailiff der Stadt. Es ist daher kaum ein Zweifel, daß sein Sohn eine höhere Schulbildung genoß. Ende 1582, erst 19 Jahre alt, heiratete er die um acht Jahre ältere Anna Hathaway, welche ihm 1583 ein Töchterchen (Susanne) und 1585 ein Zwillingspaar (Hamnet und Judith) schenkte. Um 1585 oder bald hernach scheint er seine Vaterstadt verlassen zu haben, um sich in London einer Schauspielergesellschaft anzuschließen. Als Schauspieler schulte er sich zugleich autodidaktisch zum Schauspieldichter heran und hatte als solcher so glänzenden Erfolg, daß er nach dem Zeugnis des Dramatikers Green schon 1592 alle seine Mitbewerber überflügelte. Auf Beziehungen zu den höchsten Gesellschaftskreisen deutet die Widmung von zwei episch-lyrischen Dichtungen Venus and Adonis (1593), Lucrece (1594) an den Grafen Southampton. In der 1598 erschienenen Palladis Tamia, Wit's Treasury des Literaten Francis Meres ist die einzige genauere Angabe über Shakespeares erste Dramen enthalten:

„Wie Plautus und Seneca", sagt er, „für die besten Dichter der Komödie und Tragödie unter den Lateinern gehalten werden, so ist Shakespeare der ausgezeichnetste in beiden Gattungen unter den Engländern; das bezeugen in Betreff der Komödie Stücke wie ‚Die Edelleute von Verona', ‚Die Irrungen', ‚Der Liebe verlorene Mühe', ‚Der Liebe gewonnene Mühe' (wahrscheinlich: All's well that ends well), ‚Der Sommernachtstraum' und ‚Der Kaufmann von Venedig'; in Betreff der Tragödie: Richard II.', ‚Richard III.', ‚Heinrich IV.', ‚König Johann', ‚Titus Andronicus' und ‚Romeo und Julie'."

In gedruckten Quart-Ausgaben sind aus den nächsten Jahren folgende Stücke separat erhalten:

„Viel Lärm um nichts" (1600), „König Heinrich IV. Zweiter Teil" (1600), „König Heinrich V." (1600), „Die lustigen Weiber von Windsor" (1602), „Hamlet" (1604), „König Lear" (1608), „Othello" erschien in Quart 1622.

Andere Stücke finden sich erst in der Folio-Ausgabe von 1623, darunter: die Komödien: „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt", „Der Widerspenstigen

[1] Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon XI² (1899) 240—244. Durch besondere Vergünstigung der Verlagshandlung der Abdruck gestattet.

Zähmung", „Das Wintermärchen", „Der Sturm"; die Historien: „Heinrich VI. Erster Teil", „Heinrich VI. Zweiter Teil", „Heinrich VI. Dritter Teil", „Heinrich VIII."; die Tragödien: „Julius Cäsar", „Macbeth", „Timon von Athen", „Antonius und Kleopatra", „Coriolan", „Troilus und Cressida", „Cymbeline".

Zweifelhaft ist Shakespeares Autorschaft des „Perikles, Prinz von Tyrus"; sechs unter seinem Namen gehende Dramen wurden als unecht schon von der Folio-Ausgabe seiner Werke ausgeschlossen.

Eine Sammlung von 154 Sonetten, meist von Freundschaft und Liebe handelnd, die Shakespeare unter seinen Freunden zirkulieren ließ, wurde 1609 ohne sein Zutun gedruckt. Bei dem Mangel anderer Dokumente hat man viel Mühe aufgewendet, biographisches Material daraus zu gewinnen; da aber jeder sichere Anhaltspunkt fehlt, ist man nicht über gewagte Roman-Hypothesen hinausgekommen. Bezeugt ist dagegen, daß er als Schauspieldirektor wie als Schauspieldichter großen Erfolg hatte, daß er wiederholt vor Königin Elisabeth spielte, daß seine Truppe bei der Thronbesteigung Jakobs I. (1603) als „Königliche Schauspieler" (The King's players) privilegiert wurde, daß er selbst so viel Geld erwarb, um eines der größten Häuser zu Stratford und ansehnlichen Grundbesitz kaufen zu können, daß er alljährlich seine Familie zu Stratford besuchte und sich in seinen letzten Lebensjahren dahin zurückzog. Als Schauspieler wird er zuletzt im Jahre 1603 erwähnt. Zu Stratford machte er im März 1616 sein Testament, starb daselbst am 23. April und wurde am darauffolgenden 25. April begraben.

Shakespeare war im allereigentlichsten Sinne Theaterdichter. Seine Stücke sind sämtlich unmittelbar für die Bühne geschrieben und schließen sich in Bezug auf Stoffwahl, allgemeine äußere Form, szenische Technik, zum Teil auch Geschmack, an die damalige Londoner Bühne an, wie sie sich, teils unter dem Einfluß der Renaissance, teils unter dem der spanischen und italienischen Novellistik, aus dem volksmäßigen Mysterienspiel heraus entwickelt hatte, frei von den Fesseln der aristotelischen Regeln, lediglich auf die Schaulust und die Unterhaltung des Publikums berechnet. Seinem schöpferischen Genius gelang es indes nicht nur, die noch unbeholfene Form der höchsten Vollendung entgegenzuführen, Dialog, Sprache und Vers mustergültig zu gestalten, mit den dürftigsten Bühnenmitteln Stücke zu entwerfen, die der glänzendsten Ausstattungstechnik späterer Zeit gewachsen waren, sondern auch dem profanen Theater einen idealen Gehalt, eine ethische Würde und einen poetischen Reichtum zu verleihen, wie er seit der Zeit der großen griechischen Tragiker nie wieder erreicht worden war.

Obwohl die Zeitgenossen Shakespeares ganze Bedeutung nicht erfaßten, vermochten sie sich dem Eindrucke seiner Überlegenheit nicht zu entziehen. Hohe Lobsprüche wie neidische Angriffe signalisieren ihn als den ersten englischen Dramatiker seiner Zeit. Unter den Wirren der Revolution wurde

indes die weitere Entwicklung des Theaters wie das Verständnis seiner Leistungen zurückgedrängt. Unter den Stuarts gewann mit der Herrschaft französischer Politik, Sitte und Mode auch der französische Literaturgeschmack die Oberhand über den nationalsten aller englischen Dichter, so daß derselbe nahezu in Vergessenheit geriet. Erst der Schauspieler Rowe lenkte durch eine bessere Textausgabe (1709) wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, worauf Pope, Theobald, Steevens, der berühmte Dr Johnson und andere Gelehrte sich kritisch und kommentierend mit ihm beschäftigten und der Schauspieler Garrick (1716—1779) seine Hauptstücke allgemein populär machte.

Auf dem Festlande fand er auch erst später volle Anerkennung. Voltaire noch erklärte Shakespeare für „ein betrunkenes Genie"; Friedrich II. von Preußen verabscheute seine Stücke als ces mauvaises pièces anglaises; auch Napoleon I. verstand ihn nicht. Dagegen hat Lessing seinem Verständnis in Deutschland Bahn gebrochen; der Schauspieler Fr. Ludwig Schröder machte ihn auf dem deutschen Theater einheimisch. Goethe und Schiller bildeten sich an ihm; die Romantiker schrieben ihn als den „Größten" neben Dante auf ihr Banner; Tieck und Schlegel machten ihn durch ihre Übersetzung gewissermaßen zum deutschen Klassiker, und schließlich hat sein Einfluß auch in Frankreich, Italien und Spanien die frühere Herrschaft des französischen Klassizismus überwunden. Das Ansehen, das er erlangt, hat sich in zahllosen Ausgaben seiner Werke, eigenen Shakespeare-Vereinen und -Zeitschriften und in einer unabsehbaren Shakespeare-Literatur verkörpert, so daß Goethes Ausspruch „Shakespeare und kein Ende" sprichwörtlich geworden und geblieben ist. Shakespeare ist nicht nur in dem weiten Bereiche der englischen Sprache in beiden Erdhälften als der erste Klassiker verbreitet, sondern auch in alle neueren Literatursprachen übersetzt, ziemlich allgemein als der erste Dramatiker der Neuzeit anerkannt, von unermeßlichem Einfluß auf die gesamte neuere Literatur und Kunst, Wissenschaft und Leben. Nach Kardinal Wiseman haben nur zwei Dichter vor ihm „eine gleiche Stellung errungen", nämlich Homer und Dante[1].

Die sog. Shakespeare-Bacon-Hypothese, zufolge der Bacon von Verulam die Stücke Shakespeares verfaßt haben soll, geht von völlig unrichtigen Voraussetzungen aus und hat bis heute keine wissenschaftliche Begründung gefunden[2].

[1] Kardinal Nik. Wiseman, W. Shakespeare. Autorisierte Übersetzung, Köln 1865, 33 ff.

[2] Ausführlich hat P. Baumgartner mit dieser Frage und den Vertretern der Hypothese schon 1884 sich auseinandergesetzt in den „Stimmen aus Maria-Laach" XXVII 565—571 und abermals 1896 bei Besprechung von L. Schipper, Shakespeare und dessen Gegner (Münster 1895) ebd. L 116 f.

Öfter erörtert wurde in neuerer Zeit die Frage, ob Shakespeare Katholik gewesen sei. Allgemein und ohne daß dieser Punkt weiter untersucht worden wäre, hat er bis ins 19. Jahrhundert hinein als Protestant gegolten, obwohl schon aus dem Jahre 1688 — 72 Jahre nach dem Tode des Dichters, da eine Enkelin desselben noch lebte — die Angabe eines protestantischen Predigers vorliegt, daß er als „Papist" gestorben sei (he dyed a papist). Chateaubriand scheint der erste gewesen zu sein, der in ihm einen Katholiken vermutete. A. F. Rio, (Shakespeare, Paris 1864; deutsch von K. Zell, Freiburg 1864) hat dann im Anschluß an Artikel des Engländers Simpson (in der Zeitschrift The Rambler, 1858) den Beweis zu führen gesucht, daß Shakespeare wirklich Katholik gewesen sei. Einzelne Schwächen, besonders eine enthusiastische Überschwenglichkeit seiner Beweisführung, erleichterten es M. Bernays (Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft I [1865] 226 f), auch die sachlichen Momente derselben zurückzudrängen und in ein ungünstiges Licht zu rücken. Eine Serie von Artikeln (wahrscheinlich von K. Zell) in den Historisch-politischen Blättern brachte das vorhandene Beweismaterial indes mit mehr Zurückhaltung, aber auch mit mehr Schärfe zur Geltung[1]. Eine wesentliche Verstärkung erhielt dasselbe durch A. Reichensperger[2], Herbert Thurston[3], und besonders J. M. Raich[4], während der protestantische Amerikaner George Wilkes[5] die Beweiskraft des vorhandenen Materials unumwunden anerkannte. Wertvolle Einzelheiten vom katholischen Standpunkte aus bieten A. Hager[6], E. Hardy[7], J. Spanier[8], wenn auch die Hypothesen des letzteren zum Teil noch weiterer Prüfung bedürfen.

---

[1] Hist.-polit. Blätter LIV (1864) 81 ff; LIX (1867) 321 ff 393 ff; LX (1867) 513 ff 589 ff 665 ff.

[2] William Shakespeare, insbesondere sein Verhältnis zum Mittelalter, Münster 1872.

[3] The Religion of Shakspere, in The Month XL (London 1882) 1 f.

[4] Shakespeares Stellung zur katholischen Religion, Mainz 1884.

[5] Shakespeare from an American point of view, London 1876.

[6] Die Größe Shakespeares, Freiburg 1873; Derſ., Shakespeares Werke für Haus und Schule, Freiburg 1877 ff.

[7] Hamlet, Frankfurt a. M. 1881.

[8] Der „Papist" Shakespeare im Hamlet, Trier 1890. Über diese Schrift verbreitete sich P. Baumgartner eingehender in den Stimmen aus Maria-Laach XXXVIII (1890) 478 f, wo es u. a. heißt:

„Diese neue Hamlet-Hypothese geht auf nichts mehr und nichts weniger aus als auf den Nachweis, daß der ‚Papist' Shakespeare in dem weltberühmten Dänenprinzen nicht bloß divinatorisch den modernen Kulturmenschen in seinem Übermaß der Verstandesbildung und in seiner Schwäche der Willensbildung, in seinem hochmütigen Skeptizismus und in seiner armseligen Charakterlosigkeit, in seinen himmelstürmenden Aspirationen und seinem trostlosen Untergang geschildert hat, sondern diese ganze Kultur schon in ihrer ersten Entwicklung, in den Erscheinungen des Reformations-

Faßt man alle vorhandenen Momente zusammen, so erscheint es geradezu unmöglich, Shakespeare als einen überzeugten Anhänger oder gar begeisterten Bannerträger des Protestantismus (sei es in der Form des Puritanismus oder der englischen Staatskirche) zu betrachten. Dagegen legen seine langjährige Tätigkeit als Schauspieler, Schauspieldichter und Schauspieldirektor, seine Beziehungen zu den sittenlosen Hof- und Adelskreisen, sowie die Haltung seiner Sonette, seiner episch-lyrischen Gedichte und manche Stellen seiner Dramen die Vermutung nahe, daß er zeitweilig als rechtes Weltkind sich nicht allzuviel um die religiösen Fragen und Kämpfe seiner Zeit gekümmert haben dürfte. Anderseits verbietet es der Ernst, die Idealität und positivchristliche Gesinnung, welche seine gesamte Dramatik beherrscht, ihn für frivol oder indifferentistisch zu halten, und so bleibt kaum etwas anderes als die Annahme übrig, daß er mitten in den Wirren der Zeit und eines weltlichen Theaterlebens die katholischen Erinnerungen seiner Jugend und die katholischen Anschauungen seiner Vorfahren im wesentlichen festgehalten hat und wirklich als „Papist“ [1] gestorben ist. Ein Dichter des Katholizismus wie Lope de Vega und Calderon konnte er in einem Lande nicht werden, wo jeder Priester mit Galgen und Vierteilung, jeder offene Bekenner des kirchlichen Glaubens mit den härtesten Strafen und Verfolgungen bedroht war. Soweit aber ein Kryptokatholik jener Zeit die Ideen und Ideale katholischer Weltanschauung auf der Bühne einer protestantischen Hauptstadt zur Darstellung bringen konnte, hat es Shakespeare getan.

---

zeitalters, die er selbst unmittelbar vor sich hatte. Hamlet ist — nach Spaniers Erklärung — das verkörperte Jung-England am Schluß der Elisabethischen Zeit, in ‚Wittenberg‘, d. h. unter dem Einfluß des deutschen Protestantismus erzogen, aber der katholischen Zeit, dem mittelalterlichen Königtum noch nahe genug, um sich seiner Größe und Herrlichkeit zu erinnern und, in wundersamer Vision von ihm aufgerüttelt, auf ernsten Kampf gegen das durch Raub, Mord und Ehebruch zum Thron gelangte Unrecht zu sinnen. . . . Hamlet sieht die Notwendigkeit und Pflicht des großen Kampfes ein: Das Unrecht soll gestürzt, das alte gute Recht wieder auf den Thron gehoben werden. Aber die Jugend Englands ist unter dem Einfluß der protestantischen Herrschaft schon zu schlaff, zu ohnmächtig, zu unschlüssig, zu skeptisch geworden. Sie kommt zu keiner kräftigen Tat mehr — und so geht sie selbst in ihrer Halbheit zu Grunde. Spanier verfolgt diese Auffassung bis in die einzelnen Nebenpersonen und Szenen des Stückes hinein . . .; hier liegt die Schwäche der Hypothese, die Erklärung muß zu allzu großer Künstlichkeit ihre Zuflucht nehmen, und das ganze Stück wird zur historisch-mythischen Allegorie. Behält man aber nur die Grundauffassung im Auge, ohne ihr jedes Tüpfelchen assimilieren zu wollen, so entbehrt sie einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht. Jedenfalls gibt die geistreiche Schrift Stoff zu durchaus interessanten Erwägungen.“

[1] [D. h. erfüllt wenigstens mit den religiösen Vorstellungen und Überlieferungen der katholischen Vergangenheit. Daß eine äußere Zugehörigkeit Shakespeares zur römisch-katholischen Gemeinschaft nicht bewiesen werden kann, betont die folgende Nummer.]

Shakespeare und die katholische Kirche[1].

Die Frage, ob Shakespeare als Mensch und als Dichter katholisch war, ist *an sich* in apologetischer Hinsicht von sehr untergeordneter Bedeutung. Die katholische Kirche und mit ihr das wahre Heil und die echte Bildung der Menschheit ruht auf einem festeren und ehrwürdigeren Boden als auf den schwanken Brettern, welche die Welt bedeuten. Kann sie der morschen Krücken menschlicher Wissenschaft entbehren, so noch viel mehr der Flügel des Pegasus. Wissenschaft, Literatur und Kunst sind ihr für die höchsten, fruchtreichsten Anregungen verpflichtet, nicht sie den Künstlern, Gelehrten, Dichtern. Wenn es auch keinen Calderon gäbe, das allerheiligste Altarssakrament wäre ein unversieglicher Quell der erhabensten und reinsten Poesie für alle katholischen Nationen; und die Beschlüsse des Trienter Konzils haben der Welt mehr wahre Bildung vermittelt als Shakespeares sämtliche Dramen. Jene Frage wäre deshalb vielleicht kaum aufgeworfen worden, wenn nicht die hochnasige Anmaßung der sog. modernen Wissenschaft dazu aufgefordert hätte. Bei einem großen Teil der akatholischen Gelehrtenwelt galt es aber von jeher als ein festes Axiom, das gar nicht bewiesen zu werden brauchte: daß die Katholiken, indem sie die „Segnungen der Reformation" von sich stießen, notwendig in allen Gebieten menschlicher Tätigkeit zurückbleiben und mehr oder weniger sämtlich lichtscheue Dummköpfe, Finsterlinge, Esel und Barbaren werden mußten. Das sagte man nicht immer so offen heraus, aber man handelte danach. Man ließ Deutschland an die Spitze der Kultur treten, versteht sich, das akatholische Deutschland (protestantisch kann man es im altorthodoxen Sinne ja nicht mehr nennen); Luther und Goethe wurden als die großen Bannerträger hingestellt und die ganze Weltgeschichte auf diese Kulturmuster zugeschnitten. Raffael und Michelangelo wurden zu Kulturmenschen erklärt, welche eben durch unglückliche Verhältnisse gehindert waren, dem Papsttum aufzukündigen; Cervantes und Calderon waren durch deutsche Kultur weit überholt; Shakespeare, der größte aller neueren Dramatiker — der Lehrmeister Schillers und Goethes — — nun, das verstand sich von selbst, der war entweder Protestant oder wenigstens schon ein Vorläufer *unserer neuen deutschen Kultur*. Als Katholik hätte er höchstens ein Nachtwächter werden können!

Die Katholiken, an protestantischen oder halbprotestantischen Universitäten gebildet, ließen sich das nur zu lang geduldig gefallen, und manches katholische Magisterlein hat gutmütig mitgeholfen, jene antikatholischen Kulturanschauungen besonders in Bezug auf Literatur gehorsamst weiterzusagen und demütig zu der unfehlbaren Universitätsweisheit aufzublicken. Diese

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXVIII (1885) 427—431.

duldete auch keinen Widerspruch. Als Hofrat Zell sich dann vermessen hatte, durch die Übersetzung von Rios „Shakespeare" den englischen Dramatiker für uns Katholiken zu reklamieren, erschien gleich Michael Bernays mit der magistralen Peitsche, um alle Widerspenstigen, welche nach Shakespeares Religion zu fragen wagten, abzuprügeln und die unliebsame Frage ein für allemal zu unterdrücken.

Das sagrificio dell' intelletto wurde jedoch diesmal nicht mehr so bereitwillig und allgemein gebracht, und Dr Raich hat das Verdienst, in seinem Werke „Shakespeares Stellung zur katholischen Religion" (Mainz 1884) für die katholische Opposition ebenso mutig und kräftig als klug und maßvoll das Wort ergriffen zu haben.

Das Buch hat gewirkt. In derselben „Allgemeinen Zeitung" [1], in welcher Bernays die literarische hochnotpeinliche Prügelstrafe an Rio-Zell ausgeübt hatte, erklärt jetzt Brandl, daß Raich recht hat, daß Shakespeare allem Anschein nach katholisch gewesen ist:

„Hätte sich Raich darauf beschränkt, Shakespeare nach seinem ererbten äußeren Bekenntnis der Kirche von Rom zuzuweisen, so könnte man ihm nicht so ganz Unrecht geben. Wir haben ein direktes Zeugnis von einem protestantischen Geistlichen noch aus dem 17. Jahrhundert, nicht von unbedingter, aber doch von einiger Glaubwürdigkeit, worin trocken berichtet wird: he dyed a papist. Dem scheint sich nichts absolut Beweisendes entgegenstellen zu lassen. Es erklärt vielmehr manchen Punkt der Shakespeare-Biographie, der sonst dunkel bleibt. Der Name seines Vaters kommt in einer Liste von Rekusanten vor, welche sich weigerten, die protestantische Kirche von Stratford zu besuchen, deshalb verhaftet und vor eine Untersuchungskommission gestellt wurden. Religiöse Bedenken dürften die Ursache, Furcht vor Verhaftung wegen Schulden der Vorwand gewesen sein; denn vorher schon hatte er die Haltung eines armen Mannes angenommen, so daß ein Pfändungsbeamter erklärte, bei John Shakespeare sei kein pfandbares Objekt vorhanden, obwohl er doch gleichzeitig im ruhigen Besitz zweier Häuser blieb und sogar zu dem öffentlichen Vertrauensamt eines Schatzmeisters herangezogen wurde. Das ganze Vorgehen erweckt am ehesten den Eindruck, als hätte er sich auf diese Weise den hohen Geldstrafen entziehen wollen, welche auf die katholischen Rekusanten gesetzt waren. Der Dichter selbst verrät eine so detaillierte Kenntnis von den Anschauungen und Gebräuchen der katholischen Kirche, auch die vielbestrittene evening-mass in ‚Romeo und Julia' nicht ausgenommen, wie sie wohl nur jemand erwirbt, der in ihr erzogen wird. Zum Überfluß hat John Hales (Athenäum, 3. November 1877) noch darauf hingewiesen, daß die Gegend von Stratford das Hauptquartier der Pulververschwörung von 1605, also ein starker Sitz des alten Katholizismus war. Bis hierher also kann man nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit mit Raich gehen, und ich sehe nicht ein, was uns den Gedanken unangenehm machen soll, daß Shakespeare von seinem Vater in die Konfession Chaucers und Popes, Dantes und Grillparzers eingereiht wurde, und daß er später aus eigener Initiative keine Schritte tat, in eine andere der staatlich privilegierten Kirchen einzutreten."

[1] 1885, Nr 16, Beil.

Das ist sehr schön gesagt; aber diese Erkenntnis hat Brandl nicht abzuhalten vermocht, die „Wissenschaft" nun durch kleinliche Nergeleien an Dr Raich zu rächen und die Aufmerksamkeit durch Nebensächliches von dem Gang seiner Beweisführung abzulenken, um endlich zu versichern:

„Das Buch Raichs charakterisiert eigentlich nicht die Überzeugungen Shakespeares, sondern des Herrn Raich selber. Shakespeare erkannte in seinen Werken keine Gerechtigkeit an, als die poetische; keine Weltordnung, als die der künstlerischen Harmonie; keine Unsterblichkeit, als die für den Vers und durch den Vers: our little life is rounded by a dream. Die Religion, welcher er im Innern des Herzens anhing, mag er sich mit den Lippen zu welcher immer bekannt haben, war die Poesie."

Aus dieser Versicherung ist abzunehmen, daß Brandl die theologisch-literarischen Ausführungen Raichs nicht verstanden hat. Denn es handelt sich nicht bloß darum, daß Shakespeare Mönche und Nonnen, katholische Priester und Bischöfe, protestantische Pfarrer und Vikare durchweg so charakterisiert hat, daß seine Darstellung sich in auffälligstem Gegensatz zur protestantischen Praxis und Überlieferung seiner Zeit befand; er polemisiert nicht bloß gegen die Puritaner und stellt das katholische Ordensleben in freundlichster Idealisierung dar: seine Ansichten über Bibel und Tradition, Willensfreiheit und Gewissen, Todsünde, Mitwirkung zum Bösen, Eid, Selbstmord, Fegfeuer, Heiligenkult, Aszese, Gebet, Transsubstantiation und Primat, katholische Gebräuche und Ehe fußen in ihrer Gesamtheit auf der Lehre des katholischen Katechismus, stehen dagegen mit dem Protestantismus bald in direktem, bald wenigstens in indirektem Widerspruch; aus dem alten, katholikenfeindlichen Stück „König Johann" hat er alles Verletzende ausgemerzt, Königin Katharina, das Opfer der „Reformation", in der glänzendsten Weise als Märtyrin verherrlicht, in seinen historischen Dramen aber den Geist des Mittelalters so wahr, vollständig und kräftig zum Ausdruck gebracht, wie es nie einem protestantischen Dichter gelungen ist.

Das alles hat Dr Raich so glänzend und schlagend nachgewiesen, daß man die Augen absichtlich schließen muß, um das Gewicht seiner Hauptschlußfolgerung nicht einzusehen. Es folgt daraus mit voller Sicherheit, daß Shakespeares poetische Weltanschauung nicht auf dem engen Boden des anglikanischen Kirchentums, nicht auf dem latitudinarischen Boden der modernen Konfessionslosigkeit steht, sondern auf dem zugleich universellen, aber dogmatisch begrenzten Boden des Katholizismus, wie ihn die Rekusanten unter Elisabeth noch aus dem Mittelalter herübergerettet hatten. Raich ist weit entfernt, aus Shakespeare einen Theologen machen zu wollen; er läßt ihn das sein, was er ist: einen Dichter, der in seinen religiösen Ideen noch ganz von den Anschauungen des katholischen Mittelalters durchtränkt ist. Brandl hätte seiner eigenen seichten Lebensauffassung kein traurigeres Armutszeugnis ausstellen können, als wenn er Shakespeares Lebensauffassung in dem Vers konzentriert glaubt: our little life is rounded by a dream.

Ein solcher konfessions- und überzeugungsloser Träumer, dem Religion und Moral, Vaterland und Leben, alles Wurst und Poesie gewesen wäre, hätte nie und nimmer seinem wackern, sterbenden Gaunt die Worte in den Mund legen können:

Der Königsthron hier; dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus verteidigt,
Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der segensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
Die Amme und der Schoß erhab'ner Fürsten,
An Söhnen stark und glorreich von Geburt,
So weit vom Haus berühmt für ihre Taten,
Für Christendienst und echte Ritterschaft,
Als fern im starren Judentum das Grab
Des Weltheilandes liegt, der Jungfrau Sohn:
Dies teure, teure Land so teurer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so teuer,
Ist nun in Pacht — ich sterbe, da ich's sage —
Gleich einem Landgut oder Meierhof.
Ja, England, eingefaßt vom stolzen Meer,
Deß Felsgestade jeden Wellensturm
Des neidischen Neptunus wirft zurück,
Ist nun in Schmach gefaßt, mit Tintenflecken
Und Schriften auf verfaultem Pergament.
England, das andern obzusiegen pflegte,
Hat schmählich über sich nun Sieg erlangt.
O wich' das Ärgernis mit meinem Leben,
Wie glücklich wäre dann mein naher Tod!

Der Mann, der das dichtete, lebte noch nicht in der verwaschenen Religionslosigkeit des klassischen Weimar, nicht in Byrons Weltschmerz oder in Hartmanns philosophischem Katzenjammer. Sein England war noch das England Eduards des Bekenners, und die Ideale des Mittelalters waren ihm kein bloßer poetischer Traum!

Shakespeares Religion[1].

Kaum eine Periode der Weltgeschichte hat einen so reichen, so glänzenden Blütenfrühling der Kunst und der Literatur aufzuweisen, wie das 16. und

[1] Stimmen aus Maria-Laach LIII (1897) 487—505.

die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der „Bund der Kirche mit den Künsten" hat sich nie in so augenfälliger, schimmernder Weise verwirklicht. Noch heute wallfahrtet die zivilisierte Welt zu den Kirchen und Palästen, die Bramante, Peruzzi, Sangallo, Sansovino, Palladio und andere Meister gebaut, zu den Meisterwerken, die Lionardo da Vinci, Correggio, Michelangelo, Raffael, Tizian, Rubens, van Dyck, Zurbaran, Velasquez, Murillo, Poussin und viele andere geschaffen. Orlando Lasso und Palestrina vertreten die Musik dieser Zeit, Ariost, Tasso, Camoens, Cervantes, Lope de Vega, Calderon, Vondel ihre Poesie. Es ist kein Zweifel, die alte Kirche hat der Kunst wie der Literatur auch im Zeitalter der Glaubenstrennung nicht nur den weitesten und freiesten Spielraum gewährt, sondern beide in lebensvoller Verbindung mit der Vergangenheit erhalten, beiden die mächtigsten schöpferischen Anregungen gegeben, beide in freigebigster Weise gefördert und unterstützt, beide zu den großartigsten Leistungen befähigt, während die abgefallenen Nationen bilderstürmerisch ihre schönsten Kunstschöpfungen zertrümmerten, ihre Literatur in rohem Kampf verkümmern ließen, ihre ganze Bildung mit trostlosem Gezänk vertauschten, so daß sie den Kunstleistungen der katholischen Völker über zwei Jahrhunderte lang nur wenig Gleichwertiges, meist nur Nachahmungen gegenüberstellen konnten. Zu einer klassischen Literatur und Kunst ist der protestantische Norden erst dann gelangt, als Winckelmann und Thorwaldsen, Lessing, Herder und Goethe, ganze Scharen von Dichtern und Künstlern wieder gen Rom zogen, um wenigstens auf ästhetischem Gebiete die Fäden wieder anzuknüpfen, welche der religiöse Umsturz im 16. Jahrhundert zerrissen hatte[1].

Man hat von protestantischer Seite allerlei Versuche gemacht, an diesen nicht eben liebsamen Tatsachen vorbeizukommen. Man hat Dante, Petrarca und Boccaccio als Vorläufer der „Reformation" geschildert, die humanistische Bewegung des ausgehenden Mittelalters und die ganze sog. Renaissance in die

[1] „Wer weltliche und christliche Kunst bewundern will, der suche Roms altehrwürdigen Boden auf, wo die Peterskuppel über unserem Haupte sich wölbt, wo der Vatikan die künstlerischen Schätze aus allen Zeiten dem staunenden Auge entfaltet. Zahllose Scharen pilgern alljährlich nach der denkwürdigen Stadt, um sich zu sättigen an dem Schönsten, was Menschenkunst hervorgebracht hat. Kaum an einem zweiten Ort der Welt redet der Menschengeist in gleich vollendeten Gebilden seine stumme und doch so beredte Sprache. In tiefem Zwiegespräch lauschen wir andächtig den tiefen Gedanken ferner Zeiten, dahingegangener Völker, großer Männer. Nicht leicht zu beschreiben sind die Eindrücke, die wir dort erhalten, die Empfindungen, die dort sich uns aufdrängen." So Julius Schiller, königlich protestantischer Stadtpfarrer in Nürnberg, in seiner eben erschienenen Schrift „Shakespeare als Mensch und als Christ" (Leipzig 1897, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. [G. Böhme], S. 2). Merkwürdigerweise zielt die Schrift hauptsächlich darauf hin, nachzuweisen, daß Shakespeare ein Protestant gewesen sei.

Bundesgenossenschaft der sog. „Reformatoren" hineingezogen, die Blüte der italienischen, portugiesischen und spanischen Literatur als eine rückläufige, düstere, verhängnisvolle Wirkung der „Gegenreformation" hingestellt, Luther, ferner Sachs und selbst Fischart eine literarische Bedeutung beigemessen, welche sie nie, weder im Inland noch Ausland, besaßen, und endlich allen Ruhmesglanz des 16. Jahrhunderts auf Shakespeare hingelenkt, dessen unerreichte Genialität die Überlegenheit der protestantischen und modernen Ideen über die mittelalterliche Dunkelheit und Inferiorität für immer bestätigen sollte. Denn ohne weiteres nahm man an, daß der große englische Dramatiker nicht nur als Vertreter, sondern sogar als Bannerträger des Protestantismus anzusehen sei. Von vornherein schien die Frage abgeschnitten, ob nicht auch Shakespeare, wenigstens in etwas weiterem Sinne, jener glänzenden Reihe katholischer Dichter und Künstler beigezählt werden könnte, welche das Mittelalter mit der Neuzeit verbinden. Und doch läßt sich diese Frage nicht von vornherein abweisen. Sie hat an Bedeutung gewonnen, je genauer einerseits das Zeitalter der Renaissance überhaupt, anderseits die Zeit Elisabeths und Jakobs I. erforscht worden ist.

I. Schon Macaulay hat in treffender Weise darauf hingewiesen, daß England zur Zeit Elisabeths lange nicht in dem Grade protestantisch war, wie etwa die von der Kirche abgefallenen Teile Deutschlands und der Schweiz.

„Bis herab zum Ende der Regierung Elisabeths", sagt er, „befand sich das Volk in einem ähnlichen Zustande, wie nach Machiavelli die Bewohner des römischen Reiches während des Übergangs vom Heidentum zum Christentum, ‚sendo la maggiore parte di loro incerti a quale Dio dovessero ricorrere'. Im allgemeinen waren sie der königlichen Suprematie zugeneigt. Die Politik des römischen Hofes gefiel ihnen nicht. Ihr Geist erhob sich wider die Einmischung eines fremden Priesters in ihre nationalen Angelegenheiten.... Anderseits war noch nicht vergessen, was man in frühen Kinderjahren von der Amme und vom Priester gelernt. Mit ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit erinnerte man sich noch lange der alten Zeremonien. Ein großer Teil der Theologie blieb in den Geistern haften, welche dieselbe schon in ihrer Kindheit eingesogen hatten.

„Den besten Beweis, daß die Religion des Volkes dieser gemischten Art war, liefert das Drama dieses Zeitalters. Niemand wird unvolkstümliche Anschauungen bei einem Schauspiel in den Vordergrund rücken, das zur Aufführung bestimmt ist. Und wir dürfen ziemlich sicher schließen, daß Gesinnungen und Anschauungen, welche die ganze dramatische Literatur einer Generation durchsättigen, Gesinnungen und Ansichten sind, welche die Menschen dieser Generation allgemein hegten.

„Die größten und populärsten Dramatiker des elisabethischen Zeitalters behandeln religiöse Gegenstände in einer sehr bemerkenswerten Weise. Sie

sprechen ehrerbietig von der Fundamentallehre des Christentums. Aber sie sprechen weder wie Katholiken noch wie Protestanten, sondern wie Leute, die zwischen den beiden Systemen schwanken oder die sich aus Bruchstücken beider ihren Anteil gewählt und ihr eigenes System zurechtgemacht haben. Sie scheinen einige der römischen Riten und Lehren in hoher Verehrung zu halten. Sie behandeln z. B. das Gelübde der Jungfräulichkeit, einen so verlockenden und später allgemeinen Stoff frechen Spottes, mit geheimnisvoller Ehrfurcht. Fast jedes Mitglied eines religiösen Ordens, das sie vorführen, ist ein heiliger und ehrwürdiger Mann. Wir treffen in ihren Stücken nichts, was dem gemeinen Hohne gleicht, mit welchem die katholische Religion und ihre Diener zwei Generationen später von Dramatikern angegriffen wurden, die der Menge gefallen wollten. Wir treffen unter den Charakteren, welche jene großen Dichter gezeichnet haben, keinen Bruder Dominik, keinen Pater Foigard. Die Schlußszene des ‚Malteserritters' hätte ein eifriger Katholik geschrieben haben können. Massinger zeigt eine große Vorliebe für die Geistlichen der römischen Kirche; er ging sogar so weit, einen tugendhaften und anziehenden Jesuiten auf die Bühne zu bringen. In dem schönen Stück, das peinlich zu lesen ist und das man kaum mit Anstand erwähnen kann, teilt Ford dem ‚Mönche' eine äußerst ehrenvolle Rolle zu. Shakespeares Parteilichkeit für die Mönche ist wohl bekannt. Im ‚Hamlet' beklagt sich der ‚Geist', daß er ohne die letzte Ölung gestorben, und zum Trutz auf den Artikel, welcher die Lehre vom Fegfeuer verurteilt [1], erklärt er, er sei

Confined to fast in fires,
Till the foul crimes, done in his days of nature,
Are burnt and purged away. (Hamlet 1, 5.)

Verdammt auf eine Zeitlang, nachts zu wandern
Und tags gebannt zu fasten in der Glut,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert sind.

„Diese Zeilen würden, so vermuten wir, zu irgend welcher Zeit während der Regierung Karls II. einen furchtbaren Sturm im Theater hervorgerufen haben. Sie waren offenbar nicht von einem eifrigen Protestanten noch für eifrige Protestanten geschrieben. Und doch war der Verfasser König Johanns und Heinrichs VIII. sicherlich kein Freund der päpstlichen Suprematie." [2]

So Macaulay. Wie wir sehen werden, bilden die Stücke „König Johann" und „Heinrich VIII." keinen zwingenden Grund, Shakespeare für einen

[1] Der Artikel 22 lautet: „Die römische Lehre über Fegfeuer, Ablaß usw. ist eine törichte Sache und eitle Erfindung, die nicht auf das Zeugnis der Heiligen Schrift gegründet ist, sondern dem Worte Gottes vielmehr widerspricht."

[2] Th. B. Macaulay, Burleigh and his times. Critical and Historical Essays II, Leipsic 1850, Tauchnitz Edition, 106 ff.

Gegner der päpstlichen Suprematie im Sinne des Protestantismus zu halten. Was Macaulay von dem katholischen Zuge in Shakespeares Dichtungen sagt, behält darum seine volle Kraft.

Auch Carlyle, der stramme schottische Puritaner, konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Shakespeare nicht einen Abfall von der christlichen Bildung des Mittelalters, sondern die Frucht und den reifsten Ausdruck derselben darstellt. Er reiht ihn unmittelbar neben Dante, der nach ihm der große Wortführer des Mittelalters ist. Diese zwei thronen über allen andern in königlicher Einsamkeit. Kein anderer ist ihnen ebenbürtig, kein anderer kommt ihnen auch nur in zweiter Linie nahe. Dante hat nach ihm dem modernen Europa die Seele, den Glauben gegeben, Shakespeare den Leib, die praktische Verkörperung. „In gewissem Sinne kann man sagen, daß die glorreiche Zeit Elisabeths, mit Shakespeare als der höchsten Frucht und Blüte alles dessen, was vorausgegangen, dem Katholizismus des Mittelalters zugeschrieben werden muß. Der christliche Glaube, welcher dem Liede Dantes seinen Stoff lieh, hatte jenes praktische Leben gezeitigt, welches Shakespeare besingen sollte. Denn die Religion war damals, wie sie es immer ist, die Seele des praktischen Lebens.“ [1]

Wie Macaulay und Carlyle, so hat auch Heinrich Heine herausgefühlt, daß Shakespeare kein richtiger Protestant war. Es ist das ein Schriftsteller, den man in ernsten Dingen nicht eben gerne zitiert und dem im allgemeinen herzlich wenig Autorität beigemessen werden kann; doch in diesem Fall mag er sicher als ein unparteiischer Zeuge betrachtet werden.

„Es ist ein Glück“, so bemerkt er [2], „daß Shakespeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeths und Jakobs war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte und das Königtum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholizismus, war erst in der Theorie zerstört, aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüte der Menschen und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln und über das ganze Land wie eine graue Nebeldecke jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte.“

[1] Carlyle, On Heroes III 79 89 95. Vgl. die Rede des Rev. William Barry, Catholic Literature since the reformation (Tablet, 18. Sept. 1897, 456).

[2] Shakespeares Mädchen und Frauen (Sämtliche Werke XII, Hamburg 1876, Hoffmann u. Cie, 102).

Selbst Hermann Ulrici, der sich viel Mühe gab, Shakespeare dem protestantischen Lager zu dessen ewigem Ruhme zu vindizieren, hat sich schließlich zu dem Geständnis genötigt gesehen:

„Ob und wie weit Shakespeare den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche gläubig zugestimmt habe, ist eine Frage, die durch die obigen Bemerkungen natürlich nicht entschieden ist und überhaupt sich nicht entscheiden läßt, weder aus seinen Dichtungen, noch aus den spärlichen Nachrichten, die wir über sein inneres Leben besitzen. Nur so viel erhellt meines Erachtens aus beiden, daß seine Lebens- und Weltanschauung im allgemeinen mit den leitenden Ideen des Christentums übereinstimmte: das muß jedem, der seine Dichtungen unbefangen prüft, einleuchten. Ich meinesteils glaube indes, daß er in seinen letzten Lebensjahren wenigstens auch den spezifisch christlichen Glaubenssätzen persönlich zugetan war und auch äußerlich sich zu ihnen bekannte. . . .

„Jedenfalls geht durch Shakespeares Dichtungen ein Zug strenger, reiner, unparteiischer Sittlichkeit, der jedem entgegentritt, welcher ihn sehen will, und der den hie und da hervortretenden Zeichen der religiösen Gesinnung des Dichters erst ihren Wert gibt und den Stempel der Wahrheit aufdrückt. Daß Shakespeare, wenn auch ein guter Protestant, doch kein religiöser Fanatiker, kein pietistischer Kopfhänger gewesen, sondern ohne Zweifel frei war von aller konfessionellen Borniertheit, bedarf keines Beweises." [1]

Aus diesen Geständnissen Ulricis folgt ganz notwendig, daß Shakespeare weder als überzeugter Anhänger der anglikanischen Staatskirche noch als Puritaner nachgewiesen werden kann. Da dieses nun die zwei einzigen damals in England bestehenden Formen des Protestantismus waren, so ist sehr schwer einzusehen, wie Shakespeare dennoch ein „guter Protestant" sein konnte. Wenn er sich einerseits zu keiner der zwei Hauptrichtungen des Protestantismus bekannte, kein religiöser Fanatiker (also Katholikenverfolger), kein pietistischer Kopfhänger, sondern frei von aller konfessionellen Borniertheit war, anderseits aber seine Lebens- und Weltanschauung im allgemeinen mit den leitenden Ideen des Christentums übereinstimmte, wäre es denn da so undenkbar, daß er gar nicht Protestant, sondern Katholik war und daß seine religiösen Anschauungen noch ganz im Boden der alten Kirche wurzelten?

Denn keine Zeit war so frei von „konfessioneller" Borniertheit wie jene, da es noch keine verschiedenen christlichen Konfessionen gab, keine so frei von pietistischer Kopfhängerei wie das in seiner Glaubenseinheit so lebensfreudige, tatkräftige, kunstliebende Mittelalter, dem auch bei seinem Übergang zur Neuzeit der „Pietismus" so gut wie unbekannt war. Was Shakespeare geglaubt hat und glauben mußte, um ein „guter Protestant" zu sein, das bestimmt

[1] Hermann Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst I, Leipzig 1868, Weigel, 266 267.

Ulrici nirgends des näheren; seine Versicherung, Shakespeare sei ein guter Protestant gewesen, ruht daher bloß auf vagem subjektivem Gefühl, und vollends unbegründet ist seine Klage: „Verschiedentlich hat man von katholischer Seite versucht, durch unterschobene Dokumente und falsche Schlüsse in maiorem Dei gloriam den großen Dichter der katholischen Kirche einzuverleiben." Nach den Geständnissen Macaulays, Carlyles, Heines und Ulricis selbst waren die Katholiken sehr wohl berechtigt, Shakespeare nicht unbewiesenerweise als einen Repräsentanten und Bannerträger, als ein Ergebnis und eine Glorie des Protestantismus sich aufmutzen zu lassen.

Zu demselben Schluß führen tatsächlich auch die Darlegungen, welche jüngst Julius Schiller, königlich protestantischer Stadtpfarrer zu Nürnberg, veröffentlicht hat, um Shakespeare gegen Katholiken wie Ungläubige als „guten Protestanten" zu retten.

„Die englische Reformation", sagt er[1], „unterscheidet sich wesentlich von der der andern Länder. Sie ging nicht aus dem ringenden Gewissen eines Augustiners, aus dem Mitleid eines Mönchs mit dem sittlich tief gesunkenen Zustand seines Volkes hervor wie die deutsche; sie hatte auch nicht wie in Frankreich das Organisationstalent eines Calvin zum Mittelpunkt. Sie war ausschließlich ein englisches Gewächs, aus Englands Boden entsprossen, für englischen Boden bestimmt und auf englischem Boden fruchtbar: ein Zusammenschluß von Altem und Neuem, ein Festhalten der gefundenen Wahrheit im Dogma, ein Anpassen an katholisierende Elemente in Verfassung und Kultus. Aber im letzten Grunde war das Alte eben doch vergangen. Das Mittelalter mit seinen Licht- und Schattenseiten hatte einem neuen Geiste Platz machen müssen. Das skeptisch-sinnliche Genießen des Lebens hörte auf, so gut wie die aszetische Verachtung der irdischen Güter und Verhältnisse. Die Verbindung des Christentums und des Menschentums und deren beiderseitige Berechtigung ward wieder anerkannt. Man warf das Leben nicht mehr weg im Blick auf den Himmel, sondern versuchte jenes in richtige Beziehung zu diesem zu setzen. Man verhehlte sich nimmer die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Lebens und dieser Zeit als eines kleinen Teils, eines Bruchstücks der Ewigkeit. Das Gewissen ward in seine alten Rechte wieder eingesetzt. Ein tatsächliches Sündenbewußtsein, ein wirkliches Erlösungsbedürfnis durchströmte die Menschen. Mit Entfernung alles Mechanischen, Zeremoniellen und Magischen, mit Übergehung aller Ablaßscheine und Dispensationen, ohne Furcht vor Fluch und Bann war dem protestantischen Geist die große Aufgabe gestellt, den Menschen wieder in das richtige Verhältnis zu Gott zu setzen. Ein heißer Kampf, bei dem es galt, mit Jahrhunderte hindurch ein-

[1] Hermann Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst I 59 ff.

gewurzelten traditionellen Anschauungen aufzuräumen, mit alten Vorurteilen zu brechen, wenn man dem als wahr erkannten Neuen gerecht werden wollte. Die göttliche Immanenz kam wieder in Geltung gegenüber einer schriftwidrigen Überweltlichkeit. Gott ist nicht bloß über der Natur, sondern schaffend und wirkend durch seinen Geist in ihr. Er ist nicht fern von einem jeglichen unter uns. Das waren die geistigen Eroberungen der neuen Zeit, geahnt und schüchtern ausgesprochen von universalistisch angelegten Geistern im Mittelalter, welche ihrer Zeit vorausgeeilt, aber von der kirchlichen Macht bis dahin erstickt und gewaltsam unterdrückt worden waren als unvereinbar mit römischer Lehre, als seelengefährliche Irrtümer.

„Die neuen Ideen waren im Begriff, Wurzel zu fassen, die alten Anschauungen ausstoßend oder mit diesen sich versöhnend — da ward Shakespeare geboren.

„Er ist der erste(!), in welchem sich der moderne Geist, der von der Welt weiß, der die gesamte Wirklichkeit zu begreifen sucht, energisch zusammenfaßt. Daß bei unserem Dichter nicht ohne Kampf die Überzeugung der neuen Wahrheit sich Bahn brach, läßt sich vermuten, Shakespeare ward gleich andern Zeitgenossen vor ein Entweder — Oder gestellt. Einen vermittelnden Stand gab es nicht. Entweder er sank zurück in die kirchlich-religiösen Anschauungen des Mittelalters, oder er ergriff mit der ganzen Intensität seines Verstandes, seines Willens und Gefühls den positiven(!) Geist und Zug der Neuzeit; und er hielt fest, erweiterte, bereicherte und vertiefte, was er gewonnen hatte.

„Das ist es, was uns allezeit zu Shakespeare hinziehen wird, was uns stets anheimelt, was uns bei dem Lesen seiner Werke, bei dem Hören seiner Schauspiele immer sympathisch berühren muß: das christliche Fundament in seiner echt protestantischen Färbung."

Daß diese „protestantische" Färbung jedenfalls eine andere war als diejenige des deutschen Lutheranismus oder des französischen Calvinismus, daß der Anglikanismus ein Anpassen an katholisierende Elemente in Verfassung und Kultus in sich schloß, wird hier von vornherein zugegeben. Wenn wir uns aber die angeblichen „neuen Ideen" ansehen, durch die sich der moderne Geist in Shakespeare als seinem ersten Repräsentanten zusammengefaßt haben soll, so finden wir nahezu lauter „alte Ideen", welche das Mittelalter längst besaß. Schon die großen Denker des Mittelalters, ein Albertus Magnus, ein Thomas von Aquin, ein Dante, haben von der Welt recht viel gewußt und die gesamte Wirklichkeit zu begreifen gesucht. Von der Allgegenwart Gottes in der Natur, von der Mitwirkung Gottes mit allem natürlichen Streben und Wirken waren diese großen Geister vollkommen überzeugt; nur die in sich widersprechenden Lehren des Pantheismus wurden von ihnen abgelehnt und von der Kirche, zu großem Nutzen

des gesunden Menschenverstandes, verurteilt. Die Rechte des Gewissens zumal in religiösen Dingen wurden im Mittelalter weit mehr geachtet als im Zeitalter der sog. Reformation und besonders der englischen unter Elisabeth, welcher es nur durch die grausamsten Zwangsgesetze gelang, den Katholizismus in England zu unterdrücken. Ein tatsächliches Sündenbewußtsein, ein wirkliches Erlösungsbedürfnis spricht sich in tausend Erscheinungen und Denkmälern des Mittelalters mit unwiderleglicher Klarheit aus. Die Verbindung des Christentums und des Menschentums, der berechtigten irdischen und der ewigen Interessen spiegelt sich in den Institutionen des Mittelalters in einer Klarheit und Harmonie, wie sie von späteren Zeitaltern kaum mehr erreicht worden ist. Die aszetische Verachtung der irdischen Güter und Verhältnisse hat sich in der Lehre und Praxis der mittelalterlichen Kirche nie von den Normen entfernt, welche Christus selbst in der Bergpredigt und durch sein eigenes Beispiel aufgestellt hatte. Ein „skeptisch-sinnliches Genießen des Lebens" als Grundcharakterzug des Mittelalters hinzustellen, ist gegen alle Geschichte; wohl aber ist ein solches für den Hof und die Zeit Elisabeths sattsam dokumentiert.

Was also J. Schiller für „neue Ideen" hält[1], was ihn bei Shakespeare so sehr anheimelt, sind gar keine Neuerungen, sondern Anschauungen, die der Dichter noch vom Mittelalter überkommen hatte. Mit dem „christlichen Fundament" in Shakespeares Weltanschauung hat es ebendeshalb seine volle Richtigkeit, die „echt protestantische Färbung" aber kann durch die angezogenen Momente nicht bewiesen werden. Dieselben sprechen weit mehr für die gemeinsame Auffassung Macaulays, Carlyles und Heines als für den frommen Wunsch Ulricis, daß Shakespeare doch ein „guter Protestant" gewesen sein möchte.

II. Es ist nicht unsere Absicht, die eingehenden Untersuchungen, welche F. Rio, A. Reichensperger, K. Zell, H. Thurston und J. M. Raich über diesen Punkt geführt[2], noch einmal von vorne durchzuprüfen. Da indes ihre

[1] Gewiß nicht uninteressant ist es, daß fast gleichzeitig G. Santayana Phil. D., Instructor of Philosophy an der Harvard-Universität in Amerika, in der New World einen Aufsatz mit dem Titel The absence of Religion in Shakespeare veröffentlichte, worin er versuchte, den großen Dichter als völlig religionslos hinzustellen. Eine gute Abfertigung der völlig haltlosen Behauptungen bringt H. T. Henry unter demselben Titel in The American Ecclesiastical Review (Neuyork, Okt. 1897, 348—368).

[2] A. F. Rio, Shakespeare, Paris 1864; deutsch von Karl Zell, Freiburg 1864, Herder. Karl Zell, War Shakespeare Katholik? in Historisch-politische Blätter LIV (1864) 81—121; LIX (1867) 321—341; LX (1867) 513—539 587—615 665—687. A. Reichensperger, William Shakespeare, insbesondere sein Verhältnis zum Mittelalter und zur Gegenwart, Münster 1872, Russell (Frankf.

trefflichen Schriften lange nicht genug gelesen und gewürdigt worden sind, Shakespeare in sehr weiten Kreisen noch immer schlechtweg als ein „protestantischer" Dichter gilt, so kann es nicht schaden, wieder einmal kurz die Hauptmomente zusammenzustellen, auf welche es in dieser Frage ankommt. Es wird sich daraus ergeben, daß Rio und Zell von Michael Bernays [1] nur in nebensächlichen, etwas zu weitgehenden Aufstellungen widerlegt worden sind, während sie in der Hauptsache ebenso recht behalten haben wie die andern katholischen Schriftsteller, welche die gegnerische Presse wohl ebendeshalb so wenig beachtet hat, weil sie gegen ihre Beweisführung nichts Stichhaltiges anzuführen wußte.

Den konfessionellen Frieden kann die Erinnerung an diese Frage sicher nicht stören. Ein Dichter, den Katholiken und Protestanten gemeinsam für den ihrigen beanspruchen, ist ein handgreifliches Zeichen, daß sich unsere Anschauungen, Wünsche und Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade freundschaftlich begegnen, und daß es vielleicht nur der Beseitigung einiger alten Vorurteile bedürfte, um sich wenigstens auf literarischem Gebiete gemütlich zusammenzufinden. Zu den schlimmsten dieser Vorurteile gehört wohl dasjenige, daß die katholische Kirche immer und immer wieder als ein Hemmnis wissenschaftlichen Strebens, ja als eine förmliche Verdummungsanstalt hingestellt wird, woraus dann von selbst folgt, daß die Katholiken in allem ein beschränktes, inferiores Volk sein müssen, ein so genialer Dichter wie Shakespeare nur Protestant gewesen sein kann. Ein so unbewiesenes und unbeweisbares Vorurteil muß natürlich von unserer Untersuchung ausgeschlossen bleiben. Wir müssen die wirklichen historischen Tatsachen — für und gegen — möglichst genau zu formulieren und gewissenhaft gegeneinander abzuwägen suchen.

Dafür, daß Shakespeare Protestant gewesen, sprechen scheinbar folgende Gründe: 1. daß er in der protestantischen Kirche zu Stratford getauft wurde; 2. daß er bei dem anglikanischen Bischof von Worcester um einen Erlaubnisschein einkam, um sich nach „einmaliger Verkündigung" mit Anna Hathaway zu verheiraten; 3. daß er in der Kirche von Stratford begraben wurde; 4. daß er in seinem Testament den größten Teil seines Eigentums

---

Zeitgem. Broschüren Bd VII, Heft 9 u. 10). Herbert Thurston, The Religion of Shakspere, in The Month XLV (1882) 1—19. J. M. Raich, Shakespeares Stellung zur katholischen Religion, Mainz 1884, Kirchheim.

[1] Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft I, Berlin 1865, 220—299. Eine gleichgesinnte Kritik von Rios Buch brachte The Edinburgh Review 1866, Nr 251, S. 146—184. Obwohl Zell die Kritik Bernays' in den Historisch-politischen Blättern sehr eingehend und schlagend zurückwies, fand seine Replik in sehr weiten Kreisen gar keine Beachtung, als ob Bernays einfach das letzte Wort behalten hätte, was in den wichtigsten Punkten gar nicht der Fall ist.

seinen zwei protestantischen Töchtern vermachte und zu Testamentszeugen lauter Protestanten wählte, mit Ausnahme eines einzigen, Thomas Russell, der allenfalls katholisch gewesen sein könnte; 5. daß seine Lieblingstochter Susanna (vermählt mit dem puritanischen Arzte Dr Hall) in ihrer Grabschrift wegen ihrer besondern Frömmigkeit in protestantischem Sinne belobt wird.

Alle diese Tatsachen lassen sich indes mit Rücksicht auf die damaligen Zeitverhältnisse damit vereinigen, daß Shakespeare selbst Katholik war. Denn erstlich fahndeten die protestantischen Behörden dermaßen auf katholische Kinder, daß es oft auch den eifrigsten und klügsten Katholiken unmöglich wurde, ihre Neugebornen der protestantischen Taufe zu entziehen. Ebenso konnte die Zwangslage Shakespeare nötigen, um eine Eheerlaubnis einzukommen, obschon er bereits katholisch getraut war, um sich gegen polizeiliche Plackereien zu schützen; dafür, daß er protestantisch getraut war, liegt kein Zeugnis vor. Was sein Begräbnis betrifft, so liegen Fälle vor, daß in jener Zeit ein Priester, ein apostolischer Vikar, ein Jesuit in protestantischen Kirchen begraben wurden. Daß Shakespeares Töchter protestantisch wurden, schließt gar nicht aus, daß er selbst katholisch blieb; ihren Übertritt konnte er kaum verhindern, da er, fast beständig abwesend, auf ihre Erziehung wenig Einfluß hatte; nachdem sie aber einmal protestantisch und mit Protestanten verheiratet waren, konnte er für die materielle Sicherung ihrer Zukunft wohl mit gutem Gewissen protestantische Testamentszeugen berufen.

Ohne jede Beweiskraft sind die Folgerungen, welche Ulrici (I 262) aus einer Notiz in den Rechnungen des Kämmerers von Stratford zieht, zufolge der 1614 „XX d. (1 sh 8 p.) für ein Quart Sekt und ein Quart Claret-Wein, gegeben einem Prediger in dem New Place", aus der Stadtkasse gezahlt wurden. Denn unbewiesen ist, daß Shakespeare bei der Spendung jener Trünke zugegen war, falls er dort gewohnt haben sollte; unbewiesen, daß der Prediger um seinen Katholizismus wußte, wenn er denselben sorgfältig geheim hielt; unbewiesen, daß Shakespeare als Katholik bei jener Trunkspende, wenn dieselbe etwa von einer seiner Töchter vorgenommen worden wäre, nicht zugegen sein konnte[1]. Das einzige, was aus der Stelle folgt, ist, daß precher (wenn der Ausdruck nicht hier einen beliebigen „Festredner" bedeutet) schon damals Durst hatten, und daß einer von ihnen 1614 im New Place ein Quart Sekt und ein Quart Claret auf Kosten der Stadt bekommen hat. Ein klares und direktes Zeugnis, daß Shakespeare Protestant gewesen, gibt es nicht; wohl aber gibt es ein solches dafür, daß er als Katholik gestorben ist. Der protestantische Geistliche William Fulman (gest. 1688, also 72 Jahre nach Shakespeares Tod) schenkte seinem Freunde Richard Davies, seit 1695 Rektor von Sapperton in Gloucestershire († 1708),

[1] Vgl. Dyce, The works of W. S. I 136

eine Sammlung von biographischen Notizen, die letzterer mit Zusätzen versah. Fulman schließt seine Bemerkungen über Shakespeare mit den Worten: „Er starb am 23. April 1616, 53 Jahre alt, wahrscheinlich zu Stratford, wo er begraben ist und ein Monument besitzt", „auf welchem" — so fährt Davies ergänzend fort — „er jeden mit einem schweren Fluche belegt, der seine Gebeine entfernt. Er starb als Papist (He dyed a papist)." Aus der Zeit Shakespeares selbst liegt allerdings kein Zeugnis vor, welches die Angabe Fulmans bestätigte. Von keinem zeitgenössischen Schriftsteller wird Shakespeare als Katholik bezeichnet oder auch nur angedeutet. Kein zeitgenössisches Aktenstück erwähnt ihn als solchen. Sein Name fehlt vollständig auf den Rekusantenlisten von Stratford, die zu dieser Zeit sonst ungewöhnlich viele Namen enthalten. Die steigende Wohlhabenheit und das Ansehen, dessen er in Stratford genoß, begünstigen die Annahme, daß er allgemein daselbst als Protestant galt und deshalb allen Verfolgungen entging, welche die Katholiken trafen. In seinem Testament findet sich keine Formel und kein Ausdruck, die irgendwie einen Katholiken verrieten. Der einzige Wink, der etwa hierauf gedeutet werden könnte, liegt in der Furcht, die er in seiner selbstverfaßten Grabschrift ausdrückte, daß seine Asche in ihrer Grabesruhe gestört werden möchte:

Good friend, for Jesus sake forbear,
To dig the dust enclosed here,
Blest be the man that spares these stones,
And cursed be he that moves my bones.

Ein bestimmter Schluß läßt sich aus dieser Furcht nicht ziehen, und so fehlt denn aus der Lebenszeit des Dichters selbst jedes ausdrückliche äußere Zeugnis, das ihn unmittelbar als Katholiken bezeichnete.

Daß die Angabe Fulmans indes nicht bloß zur chronique scandaleuse von Stratford gehört, wie Ulrici meint, sondern wenigstens Berücksichtigung, wenn nicht Glauben verdient, dafür sprechen die folgenden, allerdings nur indirekten Momente:

1. Shakespeares Großvater mütterlicherseits, Robert Arden, war nach Ausweis seines Testamentes (24. Nov. 1556, also nur acht Jahre vor des Dichters Geburt) Katholik. 2. Shakespeares Vater und Mutter wurden 1557, noch unter Königin Maria, nach katholischem Ritus getraut. Über einen Abfall vom Glauben liegt kein Zeugnis vor; es ist also anzunehmen, daß sie auch katholisch waren, als William geboren wurde und heranwuchs. 3. Die Familie der Mutter (Mary Arden) wurde schwer von der Katholikenverfolgung betroffen, die seit 1580 wütete. Im selben Jahr, als William seine Ehe einging (1583), wurde ihr naher Verwandter Edward Arden nebst seiner Frau, seinem Schwiegersohn Sommerville, dessen Schwester und einem Missionspriester Hall eingekerkert, Sommerville im Kerker erdrosselt, Arden,

obwohl er auf der Folter seine Unschuld beteuerte, als angeblicher Hochverräter gehängt und gevierteilt; die andern wurden zwar begnadigt, aber erst nachdem sie Kerker und Folterqualen ausgestanden. 4. Durchaus rätselhaft ist es, daß Shakespeares Vater, noch 1568 High Bailiff, 1571 erster Alderman der Stadt, 1570 und 1575 zum Ankauf zweier Häuser befähigt, 1578 das Heiratsgut seiner Frau verpfänden mußte, 1580 es wieder einzulösen versprach, 1586 auf einen Pfändungsbefehl erwiderte, daß kein pfändbares Objekt vorhanden sei, worauf ein dreimaliger Haftbefehl wider ihn erging, er als Alderman abgesetzt und in Haft gesetzt wurde. Dieser seltsame Umschwung wird mit all seinen Einzelumständen sehr leicht erklärbar, wenn man annimmt, daß er, des Papismus verdächtig, von den damals über die Katholiken verhängten Vexationen und Gelderpressungen betroffen wurde. 5. Zu dieser Annahme liegt reichlich Grund vor, da er zweimal, zuletzt im September 1592, mit acht Genossen als „Rekusant", der den staatsgesetzlich vorgeschriebenen monatlichen Besuch des Gottesdienstes verabsäumt hatte, vor eine Kommission geladen wurde, welche offiziell in der Grafschaft Warwickshire auf „Jesuiten, Priester und Rekusanten" zu fahnden hatte. An der Spitze der Kommission stand der puritanische Friedensrichter Thomas Lucy, über den sich William Shakespeare in den „Lustigen Weibern von Windsor" in Spott ergeht. 6. Während John Shakespeare sich bei der Kommission damit entschuldigt, er habe die Kirche nur deshalb nicht besucht, weil er fürchtete, von seinen Gläubigern verhaftet zu werden, trat er um dieselbe Zeit als Taxator bei der Inventaraufnahme von Ralph Shawe und Henry Fielde auf. Der Widerspruch, den wir sonst kaum zu lösen vermögen, löst sich sehr leicht, wenn man annimmt, daß John als katholischer Rekusant sich durch jene fingierten oder wirklichen Schulden nur gegen die Vexationen der Katholikenverfolger zu decken suchte. 7. Die früher von ihm bekleideten Ämter bieten keine Schwierigkeit, da der Supremateid für die städtischen Beamten nicht ausdrücklich vorgeschrieben, die Bill, welche ihn forderte, nicht überall streng durchgeführt wurde. 8. Endlich wurde bei einer Reparatur von Shakespeares Geburtshaus (1770) in einem geheimen Fach ein Testament John Shakespeares gefunden, worin derselbe ein ausdrückliches Bekenntnis seines katholischen Glaubens ablegte; das Original ist allerdings seither verloren gegangen, aber der berühmte Shakespeare-Erklärer Malone, dem es übergeben wurde, bezeugte seine Existenz und Echtheit.

Wägt man all diese Momente ruhig gegeneinander ab, so ergibt sich zum mindesten eine viel größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß William Shakespeare, der Sohn eines standhaften katholischen Rekusanten und der Sprößling einer schwer verfolgten Rekusantenfamilie, dem Glauben seiner Väter treu geblieben sei, als für das Gegenteil.

Diese Wahrscheinlichkeit wächst noch beträchtlich, wenn man die Werke des Dichters mit in Betracht zieht. 1. Er hat sich zunächst in keinem seiner Werke offen oder verblümt als Protestanten bekannt oder die damals herrschende Staatskirche mit ihrem „jungfräulichen" Haupte verherrlicht, wie es die zeitgenössischen protestantischen Dichter, besonders Spenser, ausnahmslos getan haben. 2. Er hat in Falstaff — Oldcastle — einen viel verehrten Vorläufer des Protestantismus unbarmherzig persifliert[1], die protestantischen Geistlichen nur als komische Personen gezeichnet und den Puritanismus, die schroffste Form des englischen Protestantismus, beharrlich lächerlich gemacht. 3. Dagegen hat er die katholische Hierarchie und Ordensgeistlichkeit ausnahmslos mit Achtung und Ehrfurcht behandelt, einzelne Vertreter derselben sogar mit sichtlicher Vorliebe idealisiert. 4. Was Shakespeare über Rechtfertigung und Gnade, Willensfreiheit und gute Werke, Bibel und Tradition, Fegfeuer und Heiligenverehrung, Gebet, Buße und Ordensgelübde vorbringt, steht in vollem Einklang mit der katholischen Lehre, in vielfach schreiendem Widerspruch zu den Lehren Luthers, Calvins und der englischen Hochkirche. 5. In seinen „Historien" verherrlicht er das katholische England des Mittelalters und seine ritterlichen Ideale mit einer Liebe und Begeisterung, die zu der protestantischen Auffassung jener „finstern" Zeiten im schroffsten Gegensatze steht, mit der katholischen vollkommen zusammenstimmt. 6. In seinen freien Phantasieschöpfungen ergeht er sich mit sichtlicher Vorliebe in den Regionen der italienischen, spanischen und französischen Novellistik, in Frankreich, in den Ardennen, in Navarra, in Wien, Rom, Venedig, Mailand, Verona, Padua, Florenz, Neapel, Messina und Syrakus, mit einer kosmopolitischen Freiheit, die den großen spanischen und italienischen Dichtern jener Zeit völlig kongenial ist, gegen den engherzigen Territorialgeist des Protestantismus völlig kontrastiert. 7. In seinem „König Johann", den er nach einer katholikenfeindlichen Vorlage dichtete, hat er sorgfältig alles ausgemerzt, was das katholische Gefühl beleidigen konnte; in seinem Lieblingshelden Heinrich V. einen Fürsten gezeichnet, der ganz den Idealen des Mittelalters entspricht. 8. In seinem „Heinrich VIII." hat er den Urheber der englischen Glaubenstrennung als den willkürlichen, wollüstigen und grausamen Tyrannen geschildert, der er wirklich war, Königin Katharina als heldenmütige Märtyrin; damit hat er über den Ursprung der englischen Hochkirche ein unnachsichtliches Gericht gehalten. (Der fünfte Akt, der den vier vorausgehenden schreiend widerspricht, ist dem Stück von fremder Hand angeflickt worden.) 9. Die Einheit, Universalität, Sicherheit, Harmonie und Geistesfreudigkeit, die Shakespeares ganze poetische Welt beherrschte, konnte

[1] Vgl. O. Pfülf, Die historische Vorlage von Shakespeares Fallstaff, in Stimmen aus Maria-Laach LI 37—64.

er unmöglich in den sich gegenseitig bekämpfenden Systemen des Protestantismus, dem kunstfeindlichen Puritanismus oder der fanatisch ausschließlichen, verfolgungssüchtigen Staatskirche finden, sondern nur in jener Kirche, die das England seiner Tage mit jenem des Mittelalters und der gesamten christlichen Welt verband.

III. Hiermit dürften so ziemlich alle Hauptmomente erschöpft sein, welche in Bezug auf Shakespeares Religion in Betracht kommen können. Versuchen wir aus denselben das Fazit zu ziehen.

Wollten wir dem Beispiel der meisten Protestanten folgen, so wäre die Sache ziemlich einfach. Wir würden eine geringere oder größere Wahrscheinlichkeit ohne weiteres für moralische Gewißheit erklären und triumphierend ausrufen: Shakespeare war Katholik! F. Rio hat das herzhaft getan, und in Rücksicht auf das Verfahren der Protestanten mit demselben oder mit viel besserem Rechte. Denn wenn die Kritiker der naturalistischen Schule Shakespeare als den großen Befreier priesen, der die Poesie von den unfruchtbaren Chimären des Idealismus erlöste; wenn orthodoxe Protestanten ihn als den Propheten feierten, der England vom Joche des Papsttums und vom römischen Aberglauben mitbefreien half; wenn moderne Ungläubige ihn zum unabhängigen Genie erhoben, das die Menschheit von jeder positiven Religion entfesselte und der pantheistischen Denkfreiheit entgegenführte, so standen Rio weit bessere, triftigere und haltbarere Gründe zu Gebote, um ihn für einen Katholiken zu erklären, der zwar nicht offen und ohne Visier seinen Glauben bekennen konnte, der ihn aber mittelbar in seinen Kunstschöpfungen vielfach zum Ausdruck brachte und sachlich verteidigte.

Wir gehen nicht so weit. Wir geben zu, daß die vorhandenen Zeugnisse nicht ausreichen, um die Frage nach Shakespeares Religion einfach und mit völliger Sicherheit zu entscheiden.

Es ist möglich, daß er in seiner Kindheit und Jugend noch eine katholische Erziehung erhalten; ebenso möglich ist, daß die katholische Erziehung, die er von seiner Mutter erhielt, an der Schule von Stratford durch protestantische Einflüsse durchkreuzt wurde. Die frühe Heirat des Achtzehnjährigen mit der acht Jahre älteren Anna Hathaway, die Nachricht von seinen Wilddiebereien, die rasche Trennung von seiner kaum gegründeten Familie und seiner Hingabe an das damalige Theater und Theaterleben lassen kaum erwarten, daß er sich in seinen Jünglingsjahren ernst und tief mit den religiösen Kontroversen seiner Zeit befaßte. In seinen Jugenddichtungen „Venus und Adonis“ und „Lucretia“, in seinen „Sonetten“ und in seinen frühesten Dramen spiegelt sich weder katholische noch protestantische Gesinnung, sondern Leben und Weben eines weltlichen Dichters, der, wenn vielleicht auch zeitweilig in die Netze irdischer Liebe und Lust verstrickt, sein besseres Selbst und sein

ideales Streben derselben doch nicht opferte, sondern mit seinem Adonis der verführerischen Göttin entgegenrief:

O nenn es Liebe nicht: Lieb' ist entwichen
Zum Himmel, seit man Wollust Liebe heißt.
Als Liebe kommt die Mörderin geschlichen
Und schändet noch dazu, was sie zerreißt.
Der Schönheit Frische pflegt sie zu berauben,
Wie Raupen einen jungen Baum entlauben.
Die Lieb' erquickt wie Sonnenschein nach Regen;
Wollust ist Sturm nach kurzem Sonnenschein.
Ein ewig junger Lenz der Liebe Segen;
Der Wollust Winter läßt im Sommer schnei'n.
Liebe hält Maß, Wollust hat nie genug;
Lieb' ist getreu, doch Wollust nichts als Trug [1].

All diese Dichtungen enthalten übrigens nichts, was nicht auch ein italienischer Humanist jener Zeit hätte schreiben können, ohne mit der kirchlichen Zensur irgendwie in Konflikt zu geraten. Calderon hat später (1659), nachdem er schon neun Jahre Priester war, in seinem Festspiel „Der Purpur der Rose" (La Púrpura de la Rosa) zur Feier des Pyrenäischen Friedens ein vollendetes Seitenstück zu Shakespeares „Venus und Adonis" verfaßt, das allerdings die Verfänglichkeit des Stoffes weit befriedigender überwindet [2].

Während Shakespeare sich in London der Bühne widmete, wurden, nach Challoners Listen [3], zum Teil daselbst, zum Teil im übrigen England, gegen 200 katholische Priester um ihres Glaubens willen gehängt und gevierteilt (darunter am 21. Februar 1595 der als Dichter nicht unbedeutende P. Robert Southwell S. J.), Hunderte von andern Priestern und Laien verbannt, geächtet, in den Kerker geworfen, schrecklich gefoltert, polizeilich ausgeraubt. Bei dem Eifer, welchen die Regierung und ihre Organe in der Verfolgung der Katholiken entwickelten, war es für einen Katholiken, der alle seine religiösen Pflichten erfüllte, zwar nicht absolut unmöglich, aber doch äußerst schwer, fast 20 Jahre lang dem Späherauge habsüchtiger Denunzianten und Häscher zu entgehen. Fast unglaublich erscheint es, daß ein solcher Katholik, unter der despotischen Herrschaft Elisabeths, in so jammervoller Zeit, bei steter Gefahr der Einkerkerung, der Expropriation und selbst des Lebens, sich frohen Muts der Bühne gewidmet und, scheinbar unbekümmert um die Leiden seiner Glaubensgenossen, die fröhlichsten, reizendsten Lustspiele gedichtet haben soll. Das wäre aber Shakespeares Fall.

[1] Strophe 116 117. Übersetzung von Simrock.

[2] Engelbert Günthner, Calderon und seine Werke I, Freiburg 1888, Herder, 291.

[3] R. Challoner, Denkwürdigkeiten der Missionspriester und anderer Katholiken, die in England ihrer Religion wegen den Tod erlitten haben. 2 Bde, Paderborn 1852, Schöningh, 11—18; II 5—7.

Für seine ernsten, erschütternden Tragödien ist die Schwierigkeit geringer. Daß aber der wohlhabend gewordene Dramendichter und Dramaturge in dem halbpuritanischen Stratford abermals bis zu seinem Tode völlig unbehelligt geblieben ist, läßt sich kaum erklären, wenn man nicht annimmt, daß er, der Wucht der Verfolgung erliegend, sich äußerlich den Forderungen der Staatsreligion anbequemte, wenn er auch innerlich vielleicht seine katholische Überzeugung bewahrte. Die kümmerlichen Angaben über seinen Lebenslauf genügen nicht, um zu entscheiden, ob und inwieweit dies der Fall war. Unmöglich ist es nicht, daß er eine gewisse Akkommodation an die Forderungen der Staatsgewalt für erlaubt hielt. In seiner dramaturgischen Stellung zu London war es ihm sicher leichter als in irgend einer andern Lebensstellung, die Spürhunde Elisabeths zu täuschen. Das sind indes bloße Möglichkeiten. Wir können nicht sicher sagen: Shakespeare war Katholik. Wir können aber ebensowenig sagen: Shakespeare war ein entschiedener, überzeugter Protestant. Ja die Wahrscheinlichkeit hierfür ist noch eine durchaus geringere. Die schwere Verfolgung, welche die Familie seiner Mutter um des Glaubens willen traf, und die Drangsale, welche seinen Vater wahrscheinlich um desselben Grundes willen heimsuchten, konnten ihn schwerlich unberührt lassen; das Gerücht, daß er als Papist gestorben, kann ebensowenig ganz aus der Luft gegriffen sein. Doch auch hier ist ein peremtorischer Beweis nicht vorhanden.

Gerade diese Unsicherheit reicht übrigens vollständig hin, um kategorisch alle Ansprüche derjenigen zurückzuweisen, welche Shakespeare zu einem hervorragenden Repräsentanten und Bannerführer des Protestantismus machen wollen. Wäre er das wirklich gewesen, so wäre eine solche Unsicherheit ganz undenkbar. Ein Mann von seinen genialen Anlagen wäre nicht nur zu einer viel bedeutsameren Lebensstellung gelangt, sondern unausbleiblich in den Vernichtungskampf hineingerissen worden, welchen die Königin gegen die alte Religion und deren Anhänger führte. Sein Name müßte uns nicht bloß auf einigen wenigen Privataktenstücken und auf den Ausgaben seiner Dramen begegnen, sondern in wichtigeren Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen. Aber kein Zeitgenosse hat eben eine „Leuchte" des Protestantismus in ihm entdeckt. Er hat durch seine „evangelische" Gesinnung so wenig gestrahlt, daß später sogar in protestantischen Kreisen sich das Gerücht bilden konnte, er sei als „Papist" gestorben.

Ungleich wichtiger als die dürftigen Nachrichten über Shakespeares Lebenslauf wiegen aber in der uns beschäftigenden Frage seine Werke. Auch hier wollen wir abermals nicht ins Extrem gehen und etwa behaupten, sie legten unwiderlegliches Zeugnis ab, daß er als Katholik gelebt und gestorben sei. Auch hier genügt uns vollkommen die bescheidenere Behauptung, daß Shakespeares religiöse Anschauungen, wie sie sich in seinen Dramen offenbaren,

noch ganz auf denjenigen des alten katholischen Englands fußen und nichts in sich schließen, was eine spezifisch protestantische Gesinnung und Richtung verriete, ja daß seine Werke weit mehr auf einen katholischen als auf einen protestantischen Verfasser hinweisen.

Nur zwei seiner Stücke scheinen einigermaßen auf den ersten Blick gegen diese Behauptung zu sprechen und haben schon Macaulay zu der Annahme geführt, daß Shakespeare, trotz seiner sonstigen Vorliebe für katholische Ideen und Institutionen, doch jedenfalls der päpstlichen Suprematie feindlich gegenüberstand. Es sind „König Johann" und „Heinrich VIII."

„König Johann" enthält wirklich eine Stelle, welche als wenig ehrenvoll für die Kirche und ihr Haupt jeden Katholiken beim ersten Lesen unwillkürlich stoßen muß und bei zahlreichen Protestanten den Eindruck erweckte: „Das kann kein Katholik geschrieben haben!" Wie Rio, Zell und Raich indes eingehend nachgewiesen, hat Shakespeare als Vorlage für dieses Stück ein gleichnamiges, unzweifelhaft protestantisches benutzt, das von den bittersten Ausfällen gegen Papst, Mönche und Kirche strotzte, und bei seiner Umarbeitung nicht nur diese einzelnen Gehässigkeiten, sondern die ganze feindselige Tendenz so völlig ausgemerzt, daß eine solche Korrektur sich weder aus bloß ästhetischen Rücksichten erklären läßt, noch einem wirklich überzeugungstreuen Protestanten jener Zeit zugeschrieben werden kann. Die eine Stelle, die bei diesem Reinigungsprozeß stehen geblieben, läßt sich sehr leicht dadurch erklären, daß man annimmt, dem Dichter sei hier ein Versehen begegnet, oder er habe, bei seiner völligen Isolierung inmitten einer völlig protestantischen Umgebung, sich über einzelne Punkte kirchlicher Verfassung und Lehre nicht so genau unterrichten können, wie es ihm unter günstigeren Umständen möglich gewesen wäre.

Selbst wenn der fünfte Akt von „Heinrich VIII." mit der oft angerufenen Prophezeiung Cranmers über die „jungfräuliche" Königin wirklich von Shakespeare wäre, würde dies an dem sonstigen Gesamtcharakter seiner Poesie nichts ändern. Der große Dichter wäre dann aus der Rolle gefallen, hätte sich einer seiner durchaus unwürdigen Schmeichelei schuldig gemacht und hätte sich in demselben Stücke auf die jammervollste Weise selbst widersprochen. Aber auch dann blieben die ersten vier Akte dieses Dramas durchaus katholisch, eine vernichtende Kritik Heinrichs VIII. und der englischen „Reformation". Bei weitem wahrscheinlicher, ja nahezu moralisch sicher ist, daß dieser fünfte Akt nicht von Shakespeare herrührt, und damit fällt die einzige Stelle in seinen Werken, die ein katholischer Dichter nicht geschrieben haben könnte, ohne seinem Bekenntnis untreu zu werden. Oder sollte dieser Dichter, einer der größten Menschenkenner aller Zeiten, der an die zwanzig Jahre Augenzeuge des sittenlosen Treibens, der despotischen und blutdürstigen Politik Elisabeths war, fähig gewesen sein, von ihr zu prophezeien:

Heil wächst mit dir,
In deinen Tagen ißt im Frieden jeder
Unter dem eignen Weinstock, was er pflanzte:
Des Friedens heitre Töne klingen rings,
Gott wird erkannt in Wahrheit; deine Treuen,
Durch dich geführt zum wahren Pfad der Ehre,
Erkämpfen hier sich Größe, nicht durch Blut.

Und dann gar die faustdicke, durch zahllose zeitgenössische Zeugnisse widerlegte Lüge:

Doch sterben mußt du,
Du mußt, die Heil'gen woll'n dich: doch als Jungfrau,
Als fleckenlose Lilie senkt man dich
Hinab zur Erd', und alle Welt wird trauern!

Nach Faunt war der Hof Elisabeths ein Ort, wo „alle Abscheulichkeiten im höchsten Grade herrschten", nach Harrington ein Ort, wo „es keine andere Liebe gab als jene des geilen Gottes der Galanterie, Asmodäus". Und Shakespeare, der diesen Hof genau kannte und durchschaute, sollte Elisabeth als einer „Heiligen", einer „Jungfräulichen" eine solche Lügenhuldigung dargebracht haben? Wer auch nur die geringste Achtung vor Shakespeare hat, kann an der Echtheit jenes fünften Aktes nicht festhalten.

Außer der erwähnten Stelle in „König Johann" und diesem offenbar gefälschten Akt bietet Shakespeares Dramatik nichts, womit man ihm vor irgend einem spanischen Inquisitionstribunal jener Zeit hätte beikommen können. Seine Weltanschauung ist eine durchaus christliche ohne irgend einen Anflug von Pantheismus, Skeptizismus oder Freigeisterei. Dem Puritanismus steht er nicht bloß ablehnend, sondern feindselig gegenüber. Die Glaubenswahrheiten, welche der Anglikanismus aus dem Vaterhause der katholischen Kirche mit sich nahm, finden sich unversehrt und ungetrübt bei ihm wieder, aber in ganz anderer Fassung und Stimmung als etwa bei Spenser und andern Schriftstellern der Zeit. Sie sind nicht aus ihrem alten Kontext gerissen, noch mit Behauptungen verquickt, die der alten Überlieferung widerstreiten. Es ist kein Bruch mit der katholischen Vergangenheit da. Shakespeare protestiert nicht wider sie, noch weniger formuliert er seinen Protest in den bekannten 39 Artikeln. In keiner der wichtigeren Kontroverslehren stimmt er Luther oder gar Calvin zu. Wo er dieselben berührt oder streift, spricht er zwar nicht wie ein geschulter katholischer Theologe, aber wie ein katholischer Laie, der seinen Katechismus in der Hauptsache noch behalten hat. Über Willensfreiheit, Gewissen und Sünde, über Eid und Selbstmord spricht er sich völlig korrekt aus. Über die christliche Buße, die Jungfräulichkeit, das Ordensleben und die Ordensgelübde, Fegfeuer und Heiligenkult äußert er sich in einer Weise, welche der protestantischen Anschauung völlig widerstreitet. Die Lehre von der Transsubstantiation und vom Primate

streift er kaum, bekämpft sie indes nirgends. Während er protestantische Geistliche, besonders Puritaner, mit boshaftester Ironie geißelt, zeichnet er die katholischen Priester und Mönche in seinen Stücken mit sichtlicher Verehrung. Auch die Hierarchie des Mittelalters ist ihm kein Gegenstand des Hasses oder der Abneigung, sondern zum wenigsten künstlerischer Achtung, eine gewaltige Erscheinung im Gesamtbilde des Mittelalters, das er in seinen „Historien" mit der ganzen Sympathie seines Dichtergeistes gezeichnet hat. Wie in seinen Geschichtsdramen, so spiegelt sich auch in seinen übrigen Stücken nicht eine vom Mittelalter abgetrennte, gegen dasselbe rebellierende Welt, sondern jenes Merry old England — jenes frohe Alt-England, wie es sich in regem Kontakt mit der humanistischen Bildung Italiens und Spaniens zur neueren Renaissancebildung entwickelte. Es klafft hier keine Lücke, kein Spalt, viel weniger eine unausfüllbare Kluft.

„König Johann", „Richard II.", „Heinrich IV.", „Heinrich V.", „Heinrich VI.", „Richard III.", „Heinrich VIII." führen uns aus den Tagen der Kreuzzüge herab in das Zeitalter Elisabeths, ohne daß der Dichter je mit revolutionärer Faust an den glorreichen Erinnerungen der Vergangenheit rüttelte. Vielmehr hat er seine wärmste, schönste und begeistertste Huldigung an England (in Richard II.) mit dem Andenken der Kreuzzüge, dem großartigsten Gedanken des Mittelalters, verknüpft, und dieser Geist mittelalterlicher Romantik beherrscht seine gewaltigen, erschütternden Geschichtsbilder bis herab zu dem letzten, wo er sich selbst zum Anwalt der von aller Welt verlassenen Märtyrin Katharina von Aragonien macht und dieses erste Opfer des protestantischen Fanatismus in glorreichster Weise verherrlicht.

Wie diese schönsten Geschichtsdramen der Weltliteratur, so haben auch seine antikisierenden Komödien und Tragödien mit der vielgepriesenen Reformation des Dr Martin Luther ganz und gar nichts zu schaffen. Die „Komödie der Irrungen", „Troilus und Cressida", „Julius Cäsar", „Antonius und Kleopatra" und „Coriolan" sind so gut wie die antikisierenden Autos und Comedias des Calderon aus der Renaissancebildung des 16. Jahrhunderts herausgewachsen, die bekanntlich nicht aus Wittenberg und Genf stammt, sondern aus dem vielgelästerten Italien und aus dem noch mehr gelästerten Rom. Da hatte das Interesse für die antike Welt lokale und nationale Anknüpfungspunkte, da mischten sich die Erinnerungen derselben mit den Ideen des ausgehenden Mittelalters und dem Volksleben der neueren Zeit, von da sind die drolligen „Zwillinge" des Plautus und der „Cäsar" des Plutarch als lebensfähige Bühnengestalten zu dem nebligen, isolierten England gedrungen, um durch Shakespeares Hand neu belebt und Gemeingut der ganzen modernen Welt zu werden.

Der „Kaufmann von Venedig", „Romeo und Julia", „Othello", „Die beiden Veroneser", „Was ihr wollt", „Viel Lärm um nichts", „Wie es

euch gefällt", „Maß für Maß", „Der Widerspenstigen Zähmung", „Das Wintermärchen", „Liebes-Leid und -Lust" weisen teils durch Schauplatz, Handlung und Charakteristik, teils durch die Quellen des Stoffes auf den katholischen Süden, und zwar vorzugsweise das sonnige und wonnige Italien, als die eigentliche geistige Heimat hin, wo Shakespeares Poesie erblüht ist. Mochten es auch nur abgeblaßte Übersetzungen und Bearbeitungen sein, aus denen er schöpfte: da traf sein empfänglicher und schaffenslustiger Geist mit den Novellisten Italiens und mit den großen Dramatikern Spaniens zusammen. Wer Cervantes, Lope de Vega und Calderon genauer kennt, dem kann ihre innige Verwandtschaft mit Shakespeare nicht entgehen. In all den genannten Stücken ist keine Faser von jenem selbstgerechten Pharisäismus, der die eigentlichen Bannerträger der Glaubenstrennung charakterisiert, sondern jene fröhliche Lebenslust, welche die vielgeschmähte Inquisition der Literatur und Bühne der romanischen Länder gönnte. Shakespeare hätte alle diese Stücke getrost in Florenz oder in Madrid schreiben können. Sie passen hundertmal besser dahin als an den Hof der „jungfräulichen" Königin, deren pharisäische Heuchelei, Despotie und blutige Verfolgungssucht heute auch von den protestantischen Historikern Englands ziemlich allgemein zugestanden wird.

„Der Sturm" und der „Sommernachtstraum" sind durchaus auf demselben Boden gewachsen wie die eben genannten Stücke. Sie sind ohne den poetischen Wunderglauben des Mittelalters kaum denkbar: das nüchterne Philistertum, das der Protestantismus herangezogen, riskiert in diesem fröhlichen Feenreich die unliebsamste aller Metamorphosen. In den „Lustigen Weibern" hat denn auch Shakespeare dem John Oldcastle, dem glorreichen Vorläufer der noch glorreicheren „Reformation", eine Verherrlichung angedeihen lassen, die jener Metamorphose in reichem Maße entspricht.

„König Lear", „Macbeth", „Cymbeline" und „Hamlet" führen uns in das Reich der mittelalterlichen Sage zurück, aber mit einem furchtbaren, tragischen, oft fast melancholischen Ernste, der uns wiederholt die Vermutung nahelegt, der titanische Dichter, der sich im Mittelalter und im Reiche der südlichen Renaissance so glücklich und heiter fühlte, sei nicht nur mit den Theaterzuständen zu London herzlich unzufrieden gewesen, sondern habe auch in den blutigen Verfolgungen und Katastrophen seiner Zeit einer schöneren und besseren Zukunft entgegengeseufzt. „Timon von Athen", nach allgemeiner Schätzung das letzte oder eines der letzten Stücke Shakespeares, läßt uns nicht glauben, daß ihm das ersehnte Glück zu teil geworden. Der Triumph des Protestantismus unter Elisabeth und Jakob I. bedeutete für ihn nicht jene herrliche, glückliche Zeit, welche sein Dichterherz ersehnte. Wenn er bis zu seinem Tode noch eine frische Schaffenskraft bewahrte, so waren daran nicht die Bluturteile schuld, mit welchen Jakob I. die letzte Erinnerung an

seine schmählich hingemordete Mutter auszutilgen suchte, nicht die theologischen Siege, welche er mittels des Henkers feierte und bekräftigte, sondern jene unvergängliche Lebenskraft, welche der Dichter selbst in der Erinnerung und Überlieferung der katholischen Vergangenheit schöpfte.

Als Dichter ist Shakespeare kein Protestant. Er gehört uns. Die Romantiker haben ihn ganz richtig mit Dante und Calderon zugleich auf ihr Banner erhoben. Wohl ist er viel weltlicher, naturalistischer als die beiden. Er ist kein theologisch-philosophischer Dichter wie der große Florentiner; doch der weltliche Bühnendichter Calderon reicht ihm als ebenbürtiger Genosse die Hand und verknüpft ihn als Dichter der Autos mit dem gewaltigen Seher, der die Divina Commedia gesungen.

William Dunbar (1460—1520)[1].

William Dunbar, nach dem Urteil Walter Scotts der bedeutendste Dichter Schottlands — the excellent poet, unrivalled by any which Scotland ever produced —, gehört der Zeit des ausgehenden Mittelalters an. Genau ist sein Geburtsjahr nicht bekannt; doch muß es vor 1460 fallen, etwa in das Jahr 1456 oder 1457. Ziemlich sicher ist, daß er in St Andrews studierte und daselbst die Grade eines baccalaureus und magister artium erlangte; weniger sicher, daß er dann in den Franziskanerorden trat und nach weiten Wanderungen auf dem Kontinente endlich eine Anstellung am schottischen Hofe suchte; noch unsicherer endlich, daß er als Clerk 1491 eine Friedens- und Heiratsgesandtschaft nach Frankreich begleitet habe. Völlig gewiß dagegen ist wiederum, daß er von 1500 an, anfänglich mit einem Jahresgehalt von 10 Pfund Scots, später mit größerer Pension, in dem Hofdienst Jakobs IV. stand, als Hofdichter sich sowohl durch offizielle Festgedichte als freie Gelegenheitsgedichte und Satiren auszeichnete, 1504 Priester wurde und am 17. März desselben Jahres seine erste heilige Messe las. Von da ab nahm seine Poesie entschieden eine ernstere Richtung, bis sie endlich in tiefreligiösen Akkorden ihren Abschluß fand. Der Dichter starb zwischen 1517 und 1522 (das Jahr ist wieder nicht genau bekannt), am Vorabend der Glaubenstrennung, unberührt von den auftauchenden Irrtümern der Zeit, als glaubenstreuer, seeleneifriger Priester der katholischen Kirche und als begeisterter Sänger ihrer Lehren und Institutionen. Größere epische oder dramatische Werke hat er nicht verfaßt, aber in seiner reichen Lyrik und Gelegenheitsdichtung zeigt sich eine frische, volkstümliche Phantasiefülle, ein übersprudelnder Humor, eine Gemütstiefe, ein Sprach- und Bilderreichtum, eine Formgewandtheit, wie sie seit Chaucer kein englischer oder schottischer

[1] Literar. Rundschau 1884, Nr 20 623—626.

Dichter entwickelt hatte. Bald gedankenvoll bei epigrammatischer Kürze, bald bilderreich in kunstvoll gebauten Festgesängen, ein Meister im pikanten Refrain und in Handhabung der verschiedensten Strophenformen, wußte er einerseits die modischen Formkünste der Renaissance mit echtem lebendigem Volksgeist zu durchdringen, anderseits die spielenden Einfälle des Augenblicks zum kleinen Kunstwerk zu gestalten. In seiner Komik und Satire oft urwüchsig derb (alle heutigen Anstandsbegriffe ins Gesicht schlagend), legt er in seinen ernsten Gedichten die innigste Andacht und das feinste Zartgefühl an den Tag, beide mit kindlich heiterer Naivität verbindend. Während sich seine Poesie vor dem Empfang der höheren Weihen ziemlich frei bewegt, herbe Spottgedichte auf die Unsitten des Hofes mit nicht weniger derben Ausfällen auf den verweltlichten Klerus seiner Zeit darin abwechseln, zarte Liebesgedichte sich an höfische Festgesänge anreihen: ist die Muse des Priesters fürder nur ernsteren Gegenständen, vorzugsweise religiöser Didaktik, geistlichen Liedern und frommen Herzensergüssen geweiht, doch nicht in quäkerischer Kopfhängerei, sondern mit der gedankenvollen Kraft eines geistlichen Minnesängers und mit jener gemütlichen, herzinnigen Heiterkeit, die den tiefsten Grundzug seines Wesens bildet.

So treu, wie er, liebt keiner mich,
Der uns zu Lieb' im Tod erblich,
Drum lieb ihn wieder, denke ich,
Der uns so liebte immerdar:
Nun Alter kommt, wo Jugend war,
Wird erst, was wahre Lieb' ist, klar.
(Of Love Erdly and Divine.)

In seinen frommen Liedern hat ihn ebensowenig, wie zuvor in seinen witzigen Scherzgedichten, ein anderer schottischer Dichter an Gehalt und Formschönheit übertroffen. Von den Zeitgenossen hoch gefeiert, verscholl sein Sang und sein Ruf indes bald im wilden Getümmel der kirchlich-politischen Anarchie, welche alles niederstürzte, was ihm heilig und teuer gewesen.

Erst 1724 entzog ihn der schottische Dichter Allan Ramsay wieder der Vergessenheit; Lord Hailes, Pinkerton und Sibbald schenkten ihm (1770 1786 1802) in ihren Sammlungen altschottischer Gedichte den gebührenden Raum, Walter Scott wies ihm in der öffentlichen Meinung den Ehrenplatz unter Schottlands Dichtern an, und der gelehrte David Laing veröffentlichte 1834 eine vollständige kritische Sammlung aller seiner Werke[1]. In Deutschland blieb er, wie zuvor, nahezu verschollen; nur einige seiner weltlichen Gedichte: The Thrissil and the Rois (Die Distel und die Rose), The

[1] The Poems of William Dunbar, now first collected, with notes and a memoir of his life, 2 Bde, 8°, Edinburgh 1834.

Goldyn Targe (Der goldene Schild) und einige wenige andere, pflegen in den Literaturgeschichten aufgeführt zu werden, während seine reiche Gelegenheitsdichtung und sein geistlicher Minnesang kaum Erwähnung finden.

Hauptsächlich auf Laings gründlichen Untersuchungen fußend und dieselben zum Teil erweiternd, bietet das Buch von J. Schipper, „William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte" (Berlin 1884), dem deutschen Publikum zum erstenmal eine reiche und charakteristische Auswahl aus Dunbars Schriften, teils in treuen Übersetzungen, teils in kürzeren Proben und sorgfältigen Analysen, so daß man aus seiner Sammlung annähernd den ganzen Dichter kennen lernen kann und für eingehenderes Spezialstudium die ausgiebigste Vorbereitung findet. Eine gründliche literaturhistorische Einleitung orientiert über Dunbars Stellung in der schottischen Literatur; darauf folgt eine zwar sehr mühsam aus abgerissenen Daten und Konjekturen gewobene, aber für das Verständnis der Dichtungen doch wertvolle Biographie; die nächsten drei Abschnitte führen die Werke Dunbars in drei Gruppen vor (Dichtungen vor 1503; von 1503 bis 1513; nach 1513); ein sechster ergänzt endlich die gegebenen Aufschlüsse durch eine treffende Charakteristik Dunbars: I. als Dichter, II. als Mensch, III. in seiner Beziehung auf die Zeitgenossen, namentlich den Dichter Lindsay.

Wie sich ein Stück Weltgeschichte oft anschaulicher in einem historischen Volkslied spiegelt als in einem ganzen Eruditionsapparat von Zahlen und Regesten, so malt sich Dunbar oft klarer in seinen Gelegenheitsversen als in den weitschichtigen Konjekturen, welche Schipper daran knüpft. Es will mich fast bedünken, daß er auf diese Konjekturen, welche schließlich doch keine sichere chronologische Anordnung bieten, zu viel Mühe verwandt hat. Was liegt denn daran, zu wissen, ob Dunbar in jüngeren Jahren einen Liebesroman erlebt hat, wie seine Geliebte geheißen usw.? All das bleibt unsicher, während ein so zartes, sinniges Gedicht wie das S. 187 übersetzte seinen vollen poetischen und literaturhistorischen Wert behält. Immerhin werden diese sorgfältigen Detailuntersuchungen, bei dem herrschenden Geschmack, manchen willkommen sein; sie haben auch für ein eingehenderes Studium des Dichters wirklich ihren relativen Wert. Weit wertvoller ist jedenfalls die geschickte Zusammenstellung der sichern Daten und Anhaltspunkte zum lebensvollen biographischen Bilde, die lichtvolle Erläuterung der einzelnen Gedichte und die maßvolle Beurteilung derselben, welche ebensoviel technische Kenntnis der Poetik und der Sprache als kritisches Urteil und poetischen Sinn verrät. Pinkertons schale, oft knabenhaft absprecherische Urteile werden gebührend zurückgewiesen, und selbst Laings Ansichten erfahren bisweilen eine wohlbegründete Korrektur. Die Charakteristik am Schlusse ist, was das rein geschichtliche und literaturgeschichtliche Moment betrifft, die gediegenste und vollständigste, welche bis dahin vorliegt.

Auch in Bezug auf das religiöse Moment zeigt Schipper mehr Objektivität, Unbefangenheit und Gerechtigkeitssinn, als wir bei seinen Glaubensgenossen durchschnittlich zu finden gewohnt sind. Sein Buch selbst ist gewissermaßen die Rettung eines tüchtigen katholischen Dichters aus dem Staube der Vergessenheit, in welchen ihn protestantisches Vorurteil und einseitige Befangenheit verwiesen hatten. Dafür sagen wir ihm herzlich Dank. Er hat ferner den religiösen Dichtungen Dunbars mit echt historischem Sinn dieselbe liebevolle Aufmerksamkeit zugewandt wie seinen lustigen höfischen Gedichten, seinen Satiren und Gelegenheitsversen. Er hat endlich nicht nur viele ernstere Gedichte überhaupt, wie die ergreifende „Klage um die heimgegangenen Dichter" (Lament for the Makaris), „Die Amsel und die Nachtigall", „Irdische und himmlische Liebe", oder religiöse Lieder auf die Geheimnisse des Lebens und Leidens Christi, sondern zum Teil auch die merkwürdigen Gedichte „Wie man beichten soll" und „Die Beichttafel" sehr schön übersetzt, Gedichte, welche man den schönsten deutschen Beichtunterrichten jener Zeit an die Seite stellen kann, welche alle protestantischen Einwürfe gegen das leere Formelwesen der Beichte über den Haufen werfen und den ernsten, tiefchristlichen Geist der kirchlichen Bußdisziplin dokumentieren.

Trotz dieser anerkennenswerten Objektivität hat sich Schipper doch nicht ganz von seinen protestantischen Auffassungen losmachen können. Abgesehen davon, daß er wie ein alter Puritaner von der „sündhaften" und „schwergestraften" Maria Stuart spricht, faßt er Dunbars Satiren auf kirchliche Mißstände weit ungemütlicher, polemischer auf, als es in des Dichters Absicht liegen konnte, hebt diese Schattenseiten viel zu sehr hervor und übersieht dabei gänzlich, daß Dunbar in seiner eigenen Bekehrung die einfachste, die einzig vernünftige und legitime Reformation darstellt, die sich in Schottland bewerkstelligen ließ. Statt Revolution zu machen, zu poltern, zu fluchen und zu zerstören, wie der unselige und bei weitem nicht so gebildete Knox, hat Dunbar seine feine humanistische Bildung dem Dienste Gottes und der Kirche geweiht, der eitlen Renaissance-Weltlichkeit aber entschlossen den Rücken gedreht und ist zu dem schlichten, frommen Glauben und der ernsten Sitte des katholischen Mittelalters zurückgekehrt, ganz im Sinn und Geist der Diözesanstatuten, welche der ausgezeichnete Erzbischof Forman von St Andrews 1515 erließ. Dunbar hat sich selbst reformiert, und wenn Knox und seine Anhänger diesem Beispiel gefolgt wären, so wären dem unglücklichen Schottland Ströme Blutes und namenlose Leiden erspart geblieben. Es ist deshalb ganz ungerechtfertigt, daß Schipper den wackern, gemütlichen Dichter mit Rabelais vergleicht und es ihm zum Vorwurf macht, daß er „sich nicht veranlaßt sah, an dem schwankenden Bau der katholischen Kirche gewaltsam zu rütteln".

Sir Walter Scott (1771—1832)[1].

Die Gegend ungefähr halbwegs zwischen Edinburgh und der englischen Grenze, etwas näher nach letzterer hin, ist jene Strecke des Lowlandes, in welcher Walter Scott den größten Teil seines Lebens gehaust hat und welche der Volksmund treffend als „Walter Scotts Land" bezeichnet. Tausende von Touristen wallfahren jährlich diesen Weg, nicht um eine Stadt oder ein Schloß zu besuchen oder die Gegend zu studieren, sondern um Melrose zu sehen, eine ehemalige Zisterzienserabtei, nun eine Ruine, ein Stück vom finstern Mittelalter. Ja, da pilgern die Geldmenschen unseres Jahrhunderts hin, um das Meisterwerk anzustaunen, das die religiöse Armut geschaffen; da wandert der Ungläubige hin, um sich an der Steinpoesie zu erwärmen, deren Inhalt er schon von der Erde verschwunden wähnt; weit übers Meer kommen Yankees dahin, um das berühmte Melrose zu schauen. Warum? Scott hat die Ruine besungen:

Willst haben du von Melros' schöne Sicht,
Besuch es nur bei blassem Mondenlicht.
Vergoldend höhnt des Tages froher Schimmer
Mit seiner Pracht die altersgrauen Trümmer.
Doch wenn des Silberlichtes weiße Wogen
Die Pfeiler säumen und die dunkeln Bogen,
Wenn sie niederfließen wie zitternder Schaum
Von dem ragenden Turm in den nächtlichen Raum,
Wenn wie Ebenholz und wie Elfenbein
Die Pfeiler starren ins Dunkel hinein,
Wenn jede Inschrift sich deutlich enthüllt,
In Silberblüten das Blattwerk schwillt,
Und der Eule Ruf aus den Gräbern dringt,
Und der ferne Tweed sein Traumlied singt —
Da wandle dahin im nächtlichen Tau,
Da starre hinein in den herrlichen Bau - -
Einen Anblick, so schön und so traurig, so hehr,
Siehst du auf dieser Welt nicht mehr!

Diese und noch einige solche beschreibende Verse[2] in eine romantische Epopöe verflochten, genügten, um Melrose unsterblich zu machen. Dem Dichter glaubt man, was man dem alten ehrlichen Chronikenschreiber nicht glauben würde. Was aber Sir Walter begeisterte, das war denn doch nicht das bloße Mondlicht, sondern der Zauber eines christlichen Kunstwerkes. Und was dieses Kunstwerk ins Leben gerufen, das war katholischer Glaube und katholisches Leben!

---

[1] Stimmen aus Maria-Laach XI (1876) 163 f 325 f 516 f; Reisebilder aus Schottland[3], Freiburg 1906, 257—303 (mit Auswahl zusammengestellt).

[2] Der schönste Schmuck der alten Klosterkirche, der noch ziemlich unverletzt geblieben, ist das Fenster hinter dem Hochaltar, in fünf Felder geteilt, die sich in dem

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat Scotts „Lied vom letzten Troubadour" (The lay of the last minstrel) die wundersamen Trümmer der Vergessenheit entrissen. Als kleiner Knabe schon lernte er sie kennen, und hier war es, wo sein jugendlicher Geist schon früh die Liebe zum romantischen Mittelalter geschöpft hat, die ihn nachher sein ganzes Leben begleitete. In der Nähe ließ ihn sein Vater einmal aussteigen, als sie miteinander von Selkirk nach Melrose fuhren, und zeigte ihm das Schlachtfeld, wo die großen Clanshäupter Angus und Buccleuch 1526 die letzte große Clanschlacht in den Borders lieferten, um sich der Person des jungen Königs Jakob V. und mit ihm des herrschenden Einflusses zu bemächtigen. Das machte auf den Knaben einen unvergeßlichen Eindruck. Öfters und öfters besuchte er Melrose wieder, er wurde da ganz zu Haus, er ließ das Mittelalter mit Mönch und Ritter in seiner Phantasie wieder aufleben, er sah die herrliche Ruine nicht nur bei Tage, sondern auch im Mondlicht, und dieser wundersame, phantastische Anblick im Verein mit den Sagen und Geschichten der Umgebung lieferten Stoff und Begeisterung für die erste seiner Epopöen, die noch heute in aller Munde lebt.

Als er später sich selbst in der Nähe niederließ, ermangelte er nie, seine Gäste zu der Abtei zu führen oder führen zu lassen. Wordsworth, Washington Irving, Thomas Moore und hundert andere mußten sie sehen. So kam ihr Ruf bald in der ganzen Welt herum. Als aber im Anfang der zwanziger Jahre die Ruine von Wind und Wetter arg zu leiden begann, da wandte er sich mit den dringendsten Vorstellungen an die herzogliche Familie von Buccleuch, um die nötigen Schritte zu ihrer Erhaltung zu erwirken. Das lag ihm so am Herzen, daß er auch noch andere Leute damit behelligte.

Es ist dies ein sehr bezeichnender, zugleich ein sehr schöner Zug des Dichters. Echter Patriotismus und tiefpoetisches Gefühl hatten in ihm das protestantische Vorurteil wenigstens insoweit überwunden, daß er in einem katholischen Monument das schönste nationale Denkmal zu würdigen wußte.

Der poetische Landsitz, das poetische Tal von Hawthornden, das Schloß und die Kapelle von Roslin (von Melrose nicht weit entfernt) vereinigen sich zu einem künstlerischen Ganzen, welches die angenehmste Unterhaltung bietet. Für große und kleine Kinder sind die Erdbeeren und Waldesschatten

---

schlanken Bogen in einem Zaubergewebe von steinernem Flechtwerk verlieren. So hat es dem Sir Walter geschienen:

Ist's nicht, als hätte Elfenhand
Zwischen Pappeln aus Weiden gewoben
So leicht und geschmeidig die biegsame Wand,
Und sie froh an den Äther gehoben?
Und als es getan, fuhr ein Zauberwort drein,
Und das Flechtwerk ward zum Gewebe von Stein.

in Hülle und Fülle, für den Naturfreund und Landschaftsmaler die freundlichsten Szenerien, für den Altertumsfreund eine Menge Erinnerungen und Reste verschiedener Zeiten, für den Kunstfreund ein merkwürdiges Prachtstück alter Baukunst. Was am meisten hervorsticht, ist das künstlerische und literarische Interesse, und dies hat der Gegend eigentlich ihre gegenwärtige Berühmtheit verschafft. Bis auf Walter Scott spielten die Erdbeeren so ziemlich die Hauptrolle. Roslin war ein Vergnügungsort für die Edinburgher. Die Kapelle galt damals als ein wunderlicher Schnickschnack lächerlicher Skulpturen, das Schloß als angenehmes Ziel für einen Spaziergang, und Hawthornden ward wenig beachtet. 1798 mietete sich Walter Scott, damals ein junger Advokat, eine kleine Villa, Laßwade, ganz in der Nähe, richtete sich dort eine poetische Einsiedelei ein und durchstreifte die Gegend in seinen Mußestunden. Durch das Studium Bürgers und anderer deutscher Dichter bereits auf den Pfad der Romantik gelenkt und mit Sammlung alter Sagen und Balladen beschäftigt, hatte er die mittelalterlichen Momente der Gegend bald aufgespürt; sie lieferte ihm Stoff und vor allem die reichste Anregung und belebte sich nunmehr für ihn und andere mit dem poetischen Zauber einer früheren Zeit. Die St Clairs entstiegen wieder der Vergessenheit des Grabes, die schöne Kapelle wurde ein Gegenstand der Bewunderung und des Studiums, das Schloß Roslin weckte historisches Interesse, Drummond und die literaturgeschichtliche Bedeutung der Gegend fand wieder Aufmerksamkeit. Viel wichtiger dürfte indes die Einwirkung auf Scott selbst gewesen sein, dessen tiefes Naturgefühl hier gründliche Nahrung fand, dessen Kunstsinn eine gewaltige Anregung erfuhr und dessen Muse sich hier im Bereich des Geschichtlichen, Nationalen und speziell des Mittelalterlichen einbürgerte. Hier durchbrach ein frischer Genius die Schranken des kunstfeindlichen Puritanismus und bereitete sich zu der bedeutsamen Mission vor, diese echt zivilisatorische Sendung in weiteren Kreisen zu vollenden. Wie Drummond einst Ben Johnson und andere Dichter anzog, hatte Scott hier Wordsworth und andere zu Gaste, zeigte ihnen alle Stätten seiner poetischen Freude und Inspiration und weckte wohl auch in ihnen ähnliche Sympathien. Im Anblick des Schlosses Roslin soll sich der erste Keim seiner Erstlingsepopöe „Das Lied des letzten Minstrel" zum Plane entfaltet haben. Jedenfalls klingt in dieser Epopöe der Eindruck der Gegend wieder. Nachdem dies schon der Gegend mehr Reiz verliehen, machte Scotts Ruf sie auch in weiteren Kreisen bekannt.

Von Melrose nach Abbotsford ist es etwa fünfviertel Stunden, der anmutigste Spaziergang von der Welt. In der Nähe von Abbotsford folgen sich mehrere kleine Landsitze mit Parken, der schönste ist aber der von Abbotsford selbst. Das merkwürdige Haus, das Sir Walter sich hier gebaut hat, liegt nahe an einer Krümmung des Tweed, der von Südwesten

kommend einen kleinen Bogen beschreibt und dann sich östlich nach Melrose wendet; dort am östlichen Ufer, an einem waldigen Abhang gegen den Fluß hin, ist das kleine Schloß. Es ist ein recht praktisch gebautes Wohnhaus mit allem wünschbaren Komfort, nach außen durch Türmchen, Zinnen und gezinnte Kamine, Söller, Erker und gezinnte Mauern etwas mittelalterlich angehaucht, im Innern die echt künstlerisch entworfene Behausung eines Altertumsforschers, Gelehrten und Dichters.

Scott kaufte das Landgut am Tweed im August 1811 um 4000 Pfund Sterling. Es war damals weiter nichts als ein weiter Komplex von Wiesen mit einem schmutzigen Entenpfuhl und einem Bauernhaus in der Mitte. Was aber Scott anlockte, war gerade der Fluß und der Wunsch, sich einen poetischen Landsitz nach seinen eigenen Ideen einzurichten. Er war just 40 Jahre alt und hatte sich bereits die Mittel erworben, um ohne Wagnis die Verwirklichung seines Traumes unternehmen zu können. Als Beamter eines Gerichtshofes, dessen Sitzungen ihn kaum sechs Monate im Jahr beschäftigten, hatte er ein gesichertes Einkommen von jährlich 1300 Pfund Sterling; seine erste Epopöe war schon längst in Tausenden von Exemplaren durch ganz Britannien gewandert, und für die zweite, Marmion, bot ihm ein Buchhändler von vornherein, ohne das Manuskript gesehen zu haben, 1000 Pfund Sterling. Die dritte, The Lady of the Lake, erlebte in wenigen Monaten vier Auflagen und fuhr bereits in 20 000 Exemplaren durch die Welt. Er selbst aber hatte nicht nur schon eine große Menge älterer Geschichtsquellen herausgegeben, ganze Bände alter Balladen und Lieder, eine Art „schottisches Wunderhorn", veröffentlicht, eine Menge geschichtlicher und literaturgeschichtlicher Abhandlungen geschrieben, sondern die Spezialgeschichte des Landes nach den verschiedensten Seiten hin durchforscht und besonders Volk und Land, seine alten Kunstschätze und Baudenkmale, seine Lieder und seine Sagen, seine Sitten und sein Leben, von den Borders bis hinauf an die Orkney-Inseln mit dem Fleiß eines Historikers und der Liebe eines Dichters studiert. Aus diesem durch und durch realistischen Sammelgeist und der glühenden Begeisterung für alte Kunst und nationale Geschichte ist Scotts Abbotsford entstanden. Der Name selbst ist alt — des Abtes Furth — eine Erinnerung an Melrose.

Wie das phantasiereiche Kastell eine Frucht seiner ersten poetischen und geschichtlichen Arbeiten war, so wurde es bald ein treulicher Gehilfe seiner weiteren Arbeiten. Hier wandte er sich von der Epopöe zum Roman und ward dadurch zu dem so populären Epiker der Neuzeit. Hier unter tausend Erinnerungen des Mittelalters und des mittelalterlichen Schottland gestalteten sich seine ritterlichen Figuren, Szenen, Charaktere und Verwicklungen, hier unter Trümmern der Reformationsepoche lebten die Zeiten Maria Stuarts und des Covenants in breiten Geschichten wieder auf; hier unter teuern

Andenken und Reliquien der Stuarts kam Waverley zu stande; hier baute sich unter lauter konkreten Anhaltspunkten Scotts ganze poetische Welt auf, dieses so anziehende Gemisch von Poesie und Geschichte. Die Vorstudien seiner Romane gaben neue Ideen zum Schmucke seiner Villa, bereicherten seine Bibliothek und seine Sammlungen; das seltsame Schloß mit seinem Durcheinander regte wieder Keime neuer Dichtungen an. Die längst durchstöberte Umgegend sammelte gewissermaßen ihre poetischen Strahlen in dem Dichtersitze wie in einem Spiegel, und der Dichter sandte sie in seinen Werken in die weite Welt hinaus. Der aristokratische Ton des wohlhabenden Herrn, seine fröhliche Gastfreundschaft, seine archäologische Liebhaberei, sein schottischer Patriotismus, sein feines Naturgefühl, seine Gemütlichkeit drückten gleichzeitig dem kleinen Schlosse wie seinen bändereichen Werken ihre Signatur auf. Diese wie jenes sind der emsigsten Arbeitsamkeit, aber auch zugleich großenteils echt künstlerischer Muse entsprungen.

Auch die Sorgen und Leiden des alternden Mannes teilte Abbotsford nicht nur, es war teilweise ihre Ursache. Scott übte die Gastfreundschaft eines großen Herrn und lebte im Stile eines großen Herrn, war freigebig und kannte besonders im Bauen und im Ankauf von Büchern, Manuskripten, Raritäten, in der künstlerischen Pflege seines Parkes usw. nicht die engherzige Klugheit eines Geldmannes, bis ihn seine Liberalität endlich in pekuniäre Verlegenheit brachte und er, schon ziemlich weit in den fünfzigen, gezwungen war, sich besonders in seiner Gastfreundschaft einzuschränken und durch verdoppelten Fleiß in schriftstellerischer Hinsicht seinen Finanzen wieder aufzuhelfen. Für den edeln, ritterlichen Mann, der bis jetzt nichts im Auge gehabt, als sich und seinen Kindern eine aristokratisch-ritterliche Lebensstellung nach mittelalterlichem Schnitt, unabhängig und gemütlich, zu erwerben, muß das ein harter Schlag gewesen sein. Aber er entrann ihm nicht mehr. Bis zum Tode gelang es ihm nicht, seiner erstaunlichen Tätigkeit und der glänzendsten literarischen Erfolge unerachtet, sich den ihm allzeit drohenden Klauen seiner Gläubiger zu entziehen. Bis zum Tode aber ertrug er die harte Prüfung mit der Standhaftigkeit eines wackern, christlichen Mannes, und auch insofern ist Abbotsford wieder ein Stück seiner Lebensgeschichte — er rettete durch seine ungebeugte Tatkraft, seinen Fleiß und sein Talent den merkwürdigen Bau seiner Familie, obwohl unzweifelhaft ein Teil seiner mittelalterlichen Träume und Projekte seiner Geldgefahr zum Opfer fiel und sich nie verwirklichte.

Was er indes verwirklicht hat, genügt vollauf, um Abbotsford zu einer literaturhistorischen Merkwürdigkeit, zu einem interessanten Kommentar seiner Werke zu machen. Man fühlt sich hier an einem der Knoxschen puritanischen Richtung gerade entgegengesetzten Pol, in die aristokratischen Ideen des Mittelalters, ja hart an die Grenze des Katholischen versetzt. Alles atmet

Liebe zum Schönen, Freude, Rittersinn, die Ideen des ritterlichen Feudalismus, Zusammenhang mit der Vergangenheit, Loyalität, sittliche Würde. Es fehlt zum katholischen Schloß nichts als die Kapelle.

Die Zimmer, welche noch heute gezeigt werden, sind von der Hügelseite her zu ebener Erde, nach dem Fluß hin im ersten Stock. Es sind: des Dichters Studierzimmer, Bibliothek, Salon, Waffensammlung und die Ritterhalle am eigentlichen Eingangstor. Das Studierzimmer ist klein, etwa 6 m im Quadrat, natürlich an allen Wänden mit Büchergestellen versehen, welche durch eine Galerie und kleine Treppe bis an die Decke zugänglich gemacht werden. Von dem Studierzimmer kommen wir in die Bibliothek, ein ansehnliches Gemach mit weitem hellen Erker nach der Flußseite. Das Interessanteste ist unzweifelhaft die Bücherei selbst, welche sich mit den Büchern im Studierzimmer auf 20000 Bände beläuft, für einen Privatmann eine hübsche Sammlung. Die längste Wand füllt englische und schottische Spezialgeschichte, eine schmälere ausländische, hauptsächlich französische und italienische Literatur, die entgegengesetzte eine sehr interessante Sammlung älterer und neuerer englischer Literatur, die Zwischenräume der Fenster und des Erkers alle möglichen Ritter-, Zauber- und Hexenbücher, altenglische und schottische Poesie, Sammlungen alter Broschüren, Bücher und Handschriften besonders über die Revolution von 1688 und die Aufstände von 1715 und 1745.

Was mich in Sir Walter Scotts Library am meisten anzog, waren natürlich seine eigenen Werke und die ausgebreitete geschichtliche und kulturgeschichtliche Literatur, welche denselben zu Grunde lag. Nach der Auswahl seiner Bücherei zu urteilen, sammelte und arbeitete Scott, besonders für seine spezifisch schottischen Romane, nahezu wie ein Geschichtsforscher. Über manche Partien schottischer Geschichte mag er eine Erudition besessen haben wie ein Spezialhistoriker. Hatte er sich indes in Urkunden, alten Briefwechseln, Broschüren in ein Stück Geschichte hineingelebt, dann sah er sich in der ganzen damaligen Kultur um, rief die gleichzeitige Poesie und Kunst zu Hilfe, besuchte die Stätten, auf denen sich jene Ereignisse abgespielt, wenn sie ihm nicht sonst schon lebendig gegenwärtig waren, und ließ endlich die Phantasie über die dürren Geschichtsknochen herfahren und neues Leben aus ihnen erwecken. Dabei spielte die fireside, d. h. das Kaminfeuer, eine nicht unwichtige Rolle; denn da wurden die Romane vielfach in mündlicher Erzählung entworfen, Details weiter ausgeführt und Änderungen getroffen. Da debattierte man, ob der Held noch weiter leben oder sofort sterben, ob er durch Feuer oder Schwert umkommen, ob das Edelfräulein schließlich einen Mann bekommen oder in unglücklicher Liebe dahinschmachten solle. Manchmal änderte Scott nach dem Wunsch seiner Freunde, manchmal aber hielt er seine poetischen Todesurteile und Hochzeitsverdikte unbeugsam fest.

Dabei blitzte bald Witz und Humor auf, bald erweckte die Geschichte wirkliche Rührung, und beides kam wieder dem Roman zu gute.

Was an der ganzen Bibliothek am meisten auffällt, ist, daß Philosophie und Theologie fast gänzlich fehlen und auch das katholische Geschichtselement sehr karg vertreten ist. Dies ist um so auffallender, als der unermüdliche Sammler eine kolossale Sammlung dämonologischer Bücher zusammengespeichert hat, allen Hexenquark, den er nur irgendwie auftreiben konnte, ein wahres Pantheon des Aberglaubens. Es ist klar, daß ihm diese Hexenküche für seine Romane viel Zeug lieferte. Aber unverkennbar hat dies Studium des Aberglaubens ihn abgehalten, den Glauben, diese hehre lichte Sonne des mittelalterlichen Lebens und der älteren schottischen Geschichte, zu studieren. Und da er sonst alles Erdenkliche sammelte, so kommt es mir fast vor, als hätte er sich gleich andern Protestanten vor einer näheren Bekanntschaft des Katholizismus gefürchtet und ein tieferes Eindringen in dessen Lehre mit instinktiver Scheu gemieden. Bei einem so ehrlichen und ehrenhaften Charakter, wie er war, hätte das tiefere Verständnis des Mittelalters und eine klare Bekanntschaft mit der katholischen Glaubenslehre für seine protestantische Orthodoxie leicht verhängnisvoll werden können. Es ist schade, daß er nicht mit den deutschen Romantikern in nähere Beziehung kam, deren „Einsiedlerzeitung" ich mit großer Freude unter den deutschen Büchern bemerkte. Er stand in seiner ganzen nationalen, ritterlichen, mittelalterlichen, historischen Geistesrichtung ihnen viel näher als dem Allerwelts-Goethe, mit dem er frühe durch seine Übersetzung des „Götz" in Berührung trat.

Weit interessanter als das nächste Zimmer, der Salon, ist die Waffenhalle, ein überaus reiches Antiquitäten- und Kuriositätenkabinett in einer schmalen, gewölbten Halle, die quer durchs Haus läuft. Da liegt und hängt nun all das Material zu den vielen Kleider- und Waffenbeschreibungen, die mitunter in Scotts Romanen ermüden, bisweilen aber auch die Zeitschilderungen so lebendig und klassisch gestalten: Schwerter, Lanzen, Hellebarden, Büchsen, Dolche, Pistolen, Köcher, Pfeile, Harnische, Helme, Jagdhörner, Folterwerkzeuge, alte Utensilien des Friedens, Kuriositäten aller Art, darunter viele von hohem geschichtlichen Interesse, wie die Pistolen Napoleons von Waterloo, der Stutzen Andreas Hofers, Rob Roys Flinte, Montroses Schwert, Claverhouses Pistolen, Jakobs VI. Feldflasche, kurz und gut, ein buntes Repertorium von geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Erinnerungen, an denen die Vergangenheit lebendig und zur Poesie wird.

Aus der Waffenkammer führt eine Tür zurück in den von Scott gebauten Teil des Hauses, und zwar in die Ritterhalle. Das ist nun eine der schönsten Ritterhallen, die ich gesehen, nicht viel größer als die Bibliothek, aber so reich, geschmackvoll und interessant — ein wahres Prachtstück aus einem Ritterroman, ein Stück Mittelalter, aus lauter wirklichen Überresten und

Erinnerungen zusammengesetzt und nach der idealen Auffassung eines Romantikers kunstvoll verbunden. Der Fußboden ist mit schwarzen und weißen Marmorplatten aus den Hebriden belegt, die Wände sind mit echtem, altem Eichengetäfel (man sagt, aus der Abtei Dunfermline) bekleidet, die Decke besteht aus Eisengebälk, das sich zu einer Reihe schlanker gotischer Bogen verbindet. Auf diese Bogen verteilen sich in 16 Schildern die Wappen der Familie Scott und ihrer Verwandtschaft, und um eine Türe sind die der nächsten Verschwägerten und Freunde angebracht. Dem Kranzgesimse der Wand entlang laufen die Wappenschilder der alten Borderclans, der Douglas (mit dem blutenden Herzen zur Erinnerung an Sir James und das Herz des Bruce), der Buccleuch, Maxwell, Kerr, Herries, Chisholm, Elliot usw. Der obere Teil des Getäfels ist mit alten Waffen geschmückt aus aller Herren Länder und aus den verschiedensten Perioden, mit Helmen, Lanzen, Schwertern, Rüstungen. Der architektonische Schmuck des Saales ist nach Zeichnungen aus Melrose und Roslin gefertigt. Das Ganze bildet eine köstliche Romanze.

Aus dem Rittersaale führt eine mit Hirschgeweihen und anderem Jagdschmuck verzierte Vorhalle ins Freie, in einen teils mit Lauben teils mit gotischen Arkaden und Mauern umfangenen Garten, welcher sich als ein neues antiquarisches Museum darstellt, aber ohne Nummern und gelehrte Einschachtelung: Urnen, Vasen, Türmchen, Fenster, Bogen, von Blütenflor und Schlingpflanzen umwogt, die Zeichnungen des äußeren Hauses aus den Palästen Holyrood, Linlithgow und Dunfermline, aus den Kirchen von Melrose und Roslin und aus noch andern mittelalterlichen Bauten zusammengetragen und in ein prächtiges, reiches, unregelmäßiges und doch in seiner Unregelmäßigkeit wieder erfreuliches Ganze zusammengefügt. Skulpturen aus den verschiedensten Teilen des Landes sind als Schmuck an passender Stelle eingereiht, Steine, Ornamente und Inschriften aus den merkwürdigsten alten Baudenkmalen des Landes den neuen Mauern einverleibt. Am Gebäude selbst sind die mannigfaltigsten Formen auf engem Raume zusammengedrängt, gerade so viel als die Harmonie erlaubte, um das Ganze nicht barock zu machen. Zinnen, Türmchen, Gesimse, Fenster, Balkone, Erker, Kamine, Tore, Luken, Parapets — kurz, alle Details haben ihre neuen und eigenen Zeichnungen. Man wird im einzelnen beständig überrascht, und doch ist das Ganze wie aus einem Guß, ein schmuckes, gotisches Schlößchen. Herrlich ist die Aussicht vom Schlosse aus nach dem schönen, klaren Strom, zu dem sich ein anmutiger Park hinabsenkt, während dunkler Wald das andere Ufer bekränzt. Nicht weniger schön nimmt sich das Schloß von dieser Seite des Flusses aus mit einem lichten Vordergrund von Garten und Wiesen und einem duftigen Grund von Waldesschatten. Da Scott nicht bloß ein Kuriositätenliebhaber, sondern ein ebenso großer Naturfreund war, so ist das kleine Kunst- und Altertumsjuwel von den schönsten Anlagen und dem

reichsten Baumschmuck umgeben, mit einem Kranz poetischer Plätzchen umrahmt — ein wahres Eldorado.

Was dem an sich überaus interessanten Schlosse einen noch höheren Wert verleiht, ist eben seine Geschichte: daß es ganz aus dem Geiste des romantischen Novellisten stammt und ihn gewissermaßen zeichnet. Ein solches Ding zu bauen wäre wohl einem andern nicht leicht eingefallen, und wenn es ihm eingefallen wäre, so hätte er's wohl kaum fertiggebracht. Denn es handelt sich hier um ein steinernes Exzerpt schottischer Geschichte und Kunst, das einen Altertumsforscher erheischte, um die Elemente zusammenzubringen, und einen Dichter, um sie harmonisch zu einigen. Das war nun Walter Scott. Er hat das sonderbare Haus sich ganz nach seinen Ideen zurechtpoetisiert.

Das Denkmal Sir Walter Scotts in Edinburgh, das imposanteste der Stadt, ist wohl eines der bedeutendsten in ganz Britannien. In den prächtigen Princes Street-Gärten, welche die Neustadt von der Altstadt trennen, ganz freigelegen, ist es ein vollständiger gotischer Kirchturm von mehr als 60 m Höhe und reicher Architektur, unten durch vier Strebepfeiler an den Ecken zu einer geräumigen Halle erweitert, in deren Mitte sich die Statue des großen Novellisten befindet. Das Denkmal wurde 1840 begonnen, 1844 vollendet. Die Kosten von 15 600 Pfund Sterling wurden durch Subskription bestritten. Das Denkmal ist also eine frei gebotene persönliche Anerkennung seines Volkes. Eine Wendeltreppe führt auf den Turm, der drei Galerien hat, von denen man die Ornamentik des Baues und die Statuetten der Nischen in der Nähe zu sehen bekommt. Erstere ist teilweise der Abtei Melrose und andern älteren Baudenkmalen nachgebildet, um deren Ruhm sich der Dichter große Verdienste erworben hat. Die Statuetten in den Nischen aber sind Personen aus Scotts Epen und Romanen, wie „Der letzte Minstrel" und die „Lady vom See", Meg Merrilies aus „Guy Mannering", Prinz Karl Edward aus „Waverley" usw. In dieser gleichsam von seinen Werken überwölbten und in den Himmel hineinragenden Halle sitzt der Dichter, etwas mehr als lebensgroß, ein Buch in der Hand, den Lieblingshund zu seinen Füßen. Gegen die Halle und vollends gegen den Turm erscheint das Standbild selbst fast winzig. Imposant ist aber das Denkmal doch. Über seinen Zweck sagt eine in den Grundstein gesenkte Widmung:

„Diese gravierte Platte, niedergelegt im Grunde eines Votivgebäudes am 15. August d. J. Christi 1840, welche wohl kaum mehr das Licht sehen wird, bis der ganze Bau ringsum durch den Verfall der Zeit oder durch Gewalt von Menschen oder Elementen zu Staub zerrieben ist, mag dann einer fernen Nachkommenschaft bezeugen, daß ihre Landsleute an diesem Tage begannen, ein Standbild und architektonisches Denkmal zu errichten zum Andenken an Sir Walter Scott, Bart., dessen bewundernswerten Schriften es vergönnt war, einer großen Anzahl Leser aus allen Ständen der Gesellschaft mehr Vergnügen zu bieten und bessere Gesinnungen

einzuflößen, als irgend ein anderer Schriftsteller, Shakespeare allein ausgenommen, dieses vermochte, und von denen man also annehmen kann, daß sie noch lange in der Erinnerung fortleben werden, wenn dieser Akt der Dankbarkeit seitens der ersten Generation seiner Bewunderer lange vergessen sein wird. Er wurde geboren in Edinburgh am 15. August 1771. Er starb zu Abbotsford am 21. September 1832."

Es ist hierin ein etwas weitgehendes Lob enthalten. Indessen scheint es doch schwer, einen modernen Schriftsteller aufzufinden, der so weit in alle Schichten der Bevölkerung Europas und Amerikas gedrungen ist und dabei wirklich so veredelnd gewirkt hat. Schiller, Goethe, Voltaire sind nicht so weit verbreitet; kein Romanschreiber hat bis jetzt einen so weiten Leserkreis gefunden wie der Edinburgher, den Goethe selbst den ersten Erzähler seiner Zeit genannt hat. Keiner hat sich jedenfalls so lange populär erhalten, und zwar nicht nur bei den Anglo-Sachsen, sondern auch bei den andern germanischen und bei den romanischen Völkern. Jedenfalls entspricht das Denkmal deshalb dem ungeheuern Einfluß, der von den Schriften dieses einen Mannes über die moderne Welt ausging, und ist hierdurch schon einigermaßen gerechtfertigt.

Analysieren wir diesen Einfluß, so möchte ich das Denkmal fast ein Denkmal des Romans nennen. Scott hat so reich wie nur einer dieses Genre der Poesie vertreten, er hat es vielleicht mehr als ein anderer in der Neuzeit eingebürgert und mit siegreichem Erfolge dem Epos und der Epopöe gegenübergestellt, es zum Stellvertreter des Epos gemacht. Inwieweit das ein Verdienst ist oder nicht, das ist eine literaturhistorische Frage, die zu lösen hier zu weit führen würde. Gewiß ist, Scott hat seine Leser erfreut und tausend Schriftstellern als Führer vorgeleuchtet, er wird jetzt noch von Tausenden gelesen und unterhält und belehrt und veredelt bis zu einem gewissen Grade noch jetzt. Eignet er sich auch nicht gerade für die Jugend, so ist er im ganzen doch sittlich, ernst, fern von Frivolität und heidnischem Sinnenkult. Man braucht ihn nur in seinem Leben und Dichten mit Byron oder Shelley zu vergleichen, um vor dem Manne Achtung zu gewinnen. Religion, Tugend, Sittlichkeit, Recht, Vaterland, Geschichte sind ihm keine bloßen launenhaften Gelegenheitsdinge, sondern ehrwürdige Penaten, der eigentliche Fond seiner Seele. Er ist nicht Heide, sondern gläubiger Protestant; kein frivoler Abenteurer, sondern ein rechtschaffener Familienvater; kein Allerweltsmensch, sondern ein mit der mächtigsten Liebe in seinem Heimatland wurzelnder Patriot, kein Sänger abstrakter Menschlichkeit, sondern ein Minstrel heimischer Geschichte — im innersten Grund seines Wesens eigentlich Romantiker.

Darum gilt mir sein Denkmal auch als ein Denkmal der Romantik, der wenigstens teilweise wieder auflebenden mittelalterlichen Sage und Geschichte, Poesie und Kunst. Es ist auch ein echt schottisches Denkmal, weil

Scott ein echt schottischer Dichter ist, der Sänger aller Naturschönheiten, Sagen und Geschichten seiner Heimat. Er hat wie kein anderer seine Heimat berühmt gemacht weit hinaus über Britannien und alle Meere. Er hat eine zahllose Menge historischer Überreste der Vergangenheit dem Lethestrom entrissen, weite Tagereisen des Landes, die sonst wenig Interessantes bieten, mit den Schöpfungen seiner Phantasie belebt, die Geschichte und Kunst des Landes wieder zu Ehren gebracht und den Knoxschen Vandalismus beseitigt. So ist sein Denkmal auch eine Art Grabstein einer abgelebten Periode und ein Monument wirklichen Fortschritts. Diese Rücksichten zusammengenommen machen das Denkmal zu einem interessanten Monument, und ich glaube, daß der Mann es wohl verdient hat. Wohin man kommt, stößt man auf ihn und seine Dichtungen. Er ist so recht der Dichter Schottlands, ein wahrhaft nationaler Sänger, und insofern erscheint es mir sehr schön und dankbar, daß ihm das Land den Ehrenplatz in seiner alten königlichen Hauptstadt angewiesen.

Was Scott fehlte, war das religiöse Verständnis des Mittelalters. So sehr ihn auch die ritterlich-soziale und speziell die nationale Seite desselben ansprach und seine Lieblingssache wurde, so war er doch in zu schweren Vorurteilen aufgewachsen, um den eigentlich bewegenden Ursachen der mittelalterlichen Welt nachzuforschen. Ariost war und blieb sein Lieblingsdichter; Dante warf er als zu dunkel nach einigem Versuch der Lektüre beiseite. Für die mittelalterliche Baukunst schwärmte er; zum Geheimnis des Tabernakels wußte er nicht vorzudringen. Mönche und Nonnen, Psalmengesang und Riten brauchte er zum Bau seiner wieder auflebenden Welt; aber was das eigentlich sollte, blieb ihm völlig verschlossen. Die künstlerischen Wirkungen des Mittelalters fesselten ihn, aber die religiöse Quelle derselben blieb ihm Geheimnis. Die den Protestanten eigentümliche Scheu verbot ihm, hierüber nachzugrübeln, und so hüpfte er mit munterer Leichtfertigkeit über die ungelösten Gegensätze hinweg. In dieser religiösen Leichtfertigkeit liegt die Schattenseite seines ungeheuern und unberechenbaren Einflusses auf die unmittelbaren Leser und auf die folgende üppig aufwuchernde Romanliteratur. Welche Flut von Räuber-, Ritter- und Klosterromanen ist aus dieser falschen Auffassung des Mittelalters hervorgegangen! Welche Seichtheit und Indifferenz sproßte aus dieser oberflächlichen Anschauungsweise! Welch furchtbares Vehikel religiöser Verflachung ist gerade der Roman geworden! Scott ist daran nicht sehr schuldig; ihm galt sogar der „römische Glaube" für besser als gänzliche Glaubenslosigkeit; aber ohne es zu wollen, hat er wenigstens die verflachende Richtung begünstigt. Insofern hat das „Denkmal des Romans" auch seine bedenkliche Seite. Es wird zum Denkstein der Flachheit, die an ungelösten Rätseln gedankenlos vorübergeht, sich an den Kunstprodukten aller Religionen amüsiert, so gut es geht, die wichtigsten Lebens-

fragen der Menschheit als bloße Bagatellen behandelt. Was die Nischen eines gotischen Turmes würdig füllt, sind nicht Damen und Ritter und Abenteurer einer Novelle; was diese Bogen gen Himmel spannte und dies Laubwerk gegen Himmel trieb, das war kein romantischer Liebesgedanke. Insofern ist das Denkmal eine Art Unwahrheit wie alle dergleichen Nachahmungen. Aber es symbolisiert, wie mir scheint, recht treffend den Platz, den das Mittelalter in den „modernen Ideen" einnimmt: als ein bloßes Stück Kurzweil für den Touristen, für den Romanleser, für den Theatergast. Wohl weht seine gewaltige Erscheinung die Menschheit noch immer poetisch an, aber es fehlt der Mut, die dahinterliegenden Ideen zu erfassen, und vor allem der Glaube, um sie zu verstehen. Mit der Kirche hält man's ähnlich. Die Kurzweil, die sie bietet, die Kunst, die sie hervorbringt, die Tugend, die sie entwickelt, die materiellen Vorteile, die sie anbahnt, will man sich gefallen lassen; aber in den Anforderungen, die sie an den Menschen stellt, liegt die große Fatalität! Sie hat eine viel höhere Aufgabe, als nur das Pantheon des „rein Menschlichen" zu zieren, und die Verwirklichung dieser Aufgabe wird den modernen Roman so gut wie die Ritterbücher des Mittelalters überleben!

Es war ein eigentümliches Vergnügen, von Abbotsford aus einige der Plätze zu besuchen, die Walter Scott mit all ihren alten historischen, ritterlichen, poetischen und sagenhaften Erinnerungen aufgespürt und fast bis auf die geringsten Kleinigkeiten aufgefrischt, neu belebt, in seine Gedichte verflochten oder eigens besungen hat, und dann mit ihren Eindrücken gesättigt etwas von seinen Dichtungen gewissermaßen nachzudichten oder wenigstens so ganz in des Dichters Atmosphäre zu verkosten. Am meisten erfreute mich die Aussicht von den Eildon Hills, welche fast alle Herrlichkeiten des Borderlandes in ein Bild schließt, und der Besuch des Grabes Walter Scotts in den Ruinen der Abtei Dryburgh. Von dieser Abtei, 1150 von Hugo de Morville gestiftet, ist nicht so viel übrig wie von Melrose, doch genug, um den Grundplan des Klosters und der Kirche genau zu verfolgen. Einzelne Teile, wie das Kapitelhaus, die Kreuzgänge, die Liebfrauenkapelle des Chors, sind ziemlich vollständig erhalten und bilden mit dem sorgfältigen Schmuck des Parks, der sie umgibt, eine Ruine von seltener Schönheit. Eibenbäume, die über die Zeit der Zerstörung hinaufreichen, mischen Schattenpartien in das vielstufige Grün, das die Trümmer umflutet. In der Nähe rauscht der Tweed vernehmlich über sein Kieselbett dahin. Über den trauernden Pfeilern und Bogen erheben sich die Eildon Hills im freundlichen Gewande der Heide. In der ehemaligen Liebfrauenkapelle des Chors ruht Walter Scott und neben ihm sein Schwiegersohn Lockhart in steinernen Sarkophagen. Ein überaus schönes, poetisches Plätzchen! Ein passenderes hätte er kaum finden können. Er ruht mitten in dem schönen Borderlande, das er

besungen, in der Fülle seiner Naturschönheiten, in einem mittelalterlichen Baudenkmale, an dem Strom, dessen Murmeln er täglich von seinem Fenster aus vernommen.

Aber die Liebfrauenkapelle? Nun, Scott hat wenigstens ein recht schönes Muttergotteslied gedichtet, den Hilferuf eines hochländischen Mädchens, das zu Maria seine Zuflucht nimmt:

Ave Maria! Milde Maid!
Höre eines Mägdleins Flehen!
Zu dir dringt das herbste Leid,
Vor dir kann es nicht bestehen;
Treu umschirmt von deinem Kleid,
Froh durch allen Schmerz wir gehen;
Mutter, sieh des Kindes Leid,
Jungfrau, hör des Mägdleins Flehen:
Ave Maria!

Ave Maria! Jungfrau rein!
Hält dein Schutz uns treu umfangen,
Wird zu Flaum der harte Stein,
Und der dumpfen Höhle Bangen
Wandelt sich in Himmelsschein;
Friede weilt, wo du gegangen,
Hör dein Kind, o Mutter mein,
Stille, Maid, der Maid Verlangen:
Ave Maria!

Ave Maria! Makellos rein!
Bebend fliehn mit raschen Schritten
Böse Geister — ziehst du ein,
Mutter, in der Kinder Mitten!
Es versöhnt dein milder Schein,
Was wir leiden und gelitten.
Schütz den Vater, Mutter mein!
Jungfrau, hör des Mägdleins Bitten:
Ave Maria!

Was ist das anderes als der kindliche Hauch des Memorare, den das stille Heiligtum Unserer Lieben Frau von selbst wachruft? Dryburgh war ja wie Melrose ein der Himmelskönigin geweihtes Gotteshaus. Ihre Tagzeiten erklangen einst unter den leichtgeschwungenen Bogen, die Rosen der Kranzgesimse erglühten einst im festlichen Scheine der Kerzen, an der Stätte, wo Scott ruht, stieg einst der Duft des heiligsten Opfers gen Himmel; ein Strahl von Verklärung umglänzt die so friedliche Natureinsamkeit und das Grab des Dichters. Welch ein Glück für ihn, wenn ihm sein Ave Maria, anfangs vielleicht nur ein lyrischer Klang, nachher eine Gnade, tiefer zu Herzen ging!

Lady Georgiana Fullerton (1812—1885)[1].

Die ausgezeichnete Frau, deren Andenken die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen, zählt einerseits zu jenen begabten Schriftstellerinnen, welchen es gelang, selbst neben Dickens, Bulwer und Thackeray sich die vollste Aufmerksamkeit und Anerkennung der britischen Lesewelt zu erwerben, anderseits

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLI (1891) 552—573.

zu jenen hochbegnadigten Persönlichkeiten, welche eine auffallende Führung der Vorsehung dazu berief, nach dreihundertjähriger Trennung und Verfolgung eine neue Blüte des katholischen Lebens in England zu erwecken. Der literaturgeschichtliche wie der kirchengeschichtliche Gesichtspunkt würde deshalb Stoff zu einer ausführlichen Darstellung bieten. Wir müssen uns indes begnügen, nach beiden Seiten hin einige Hauptmomente hervorzuheben und unsere Leser dadurch anzuregen, in den Schriften[1] wie in der Lebensbeschreibung[2] Lady Fullertons sich selbst eine eingehendere Kenntnis ihrer Leistungen und Verdienste zu verschaffen.

1. Als Enkelin des Marquis von Stafford von väterlicher Seite, des Herzogs von Devonshire von mütterlicher Seite war Georgiana Charlotte Leveson Gower mit den höchsten Adelsgeschlechtern Großbritanniens, den Herzogen von Norfolk, Beaufort, Sutherland, Westminster, Argyle und Leinster, den Earls von Carlisle, Harrowby und Ellesmere, ganz nahe verwandt. Ihr Vater, Lord Granville Leveson Gower, wurde 1815 Viscount Granville, 1833 Earl Granville und Baron Leveson, ihre Mutter war Lady Harriet Cavendish. Als zweites Töchterchen wurde sie am 23. September 1812 auf dem Landsitz Tixall Hall geboren, den die Familie vorübergehend gemietet hatte, der aber einer alten katholischen Familie gehörte. Als kleines Kind schon kam sie nach Paris, lebte mit ihrer älteren Schwester (der späteren Lady Rivers) einige Zeit in Neuchâtel, während die Eltern in

[1] Alle ihre bedeutenderen Werke (21 Bände) sind in die Collection of British Authors, Tauchnitz Edition (Leipzig) aufgenommen; ebenso sind sie ins Deutsche übersetzt, und mehrere sind zu drei bis vier Auflagen gelangt:

Ellen Middleton (übersetzt von Schuster), Frankfurt a. M. 1849, Oehler; dass. Köln 1869, Bachem; 2. Aufl. 1877. Grantley Manor (H. Brinckmann), Köln und Neuß, Schwann, 4 Aufl.: 1849 1857 1866 1882. Lady Bird (H. Brinckmann), ebd., 4 Aufl.: 1854 1859 1872 1883. Franziska Romana (G. Schündelen), Köln 1853, Bachem; 3. Aufl. 1870. Laurentia (F. X. Hahn), Regensburg 1862, Manz; 3. Aufl. 1873; dass. Wien 1862, Mechitaristen. Rosa Leblanc, Freiburg 1861, Herder; dass. (C. Braun), Regensburg 1865, Manz. Ein stürmisches Leben, Münster 1868, Russel; 2. Aufl. 1876. Marienrose oder der Brand von London, Kinderschauspiel, Mainz 1868, Kirchheim. Unglaublich und doch wahr (Olga v. Leonrod), Köln, Bachem, 4 Aufl.: 1865 1867 1872 1886. Die Helferinnen der armen Seelen, Münster 1870, Aschendorff. Luise de Carvaial, Köln 1874, Bachem. Mrs Geralds Nichte, Münster 1871, Russel; 2. Aufl. 1880. Constanze Sherwood, Mainz 1875, Kirchheim. Die Tochter des Notars (Paula Ried), Köln 1878, Bachem; 2. Aufl. 1887. Ein Wille, ein Weg (Josephine Flach), Köln 1882, Bachem.

[2] Lady Georgiana Fullerton, sa Vie et ses Oeuvres. Par Mme Augustus Craven, née La Ferronays, Paris 1887. — Life of L. G. F., from the French of Mrs Augustus Craven. By Henry James Coleridge S. J., London 1888, Bentley & Son.

Italien reisten, und wurde dann nach Tirall Hall und London zurückgebracht. Zum Gesandten im Haag ernannt, nahm der Vater 1824 die ganze Familie mit in die niederländische Residenz. Im folgenden Jahre erhielt er den Gesandtschaftsposten in Paris und zog mit Frau und Kindern hinüber in diese Weltstadt.

Die Kinder erhielten eine fromme und sehr sorgfältige Erziehung im stillen, häuslichen Kreis, doch wurden sie auch dann und wann in die große Gesellschaft mitgenommen und taten manchen Blick in den glänzenden Schimmer der hohen großstädtischen Welt. Bei dem jährlichen Kinderball, der in Carlton House Palace gegeben wurde, wiegte einmal König Georg IV. selbst die Kleine auf den Knien, als diese ihm rund erklärte, sie könne jetzt nicht bei ihm bleiben, sonst verliere sie einen Tanz. Das erste Theaterstück, dem sie beiwohnte, war „Die Belagerung von Londonderry". Ihr jüngerer Bruder, der spätere Minister Lord Granville, damals fünf Jahre alt, war auch dabei. Als für die Belagerten Brot herbeigebracht wurde und der Chor noch immer zu singen fortfuhr, rief der praktische Kleine laut ins Publikum hinein: „Warum singen sie denn weiter und essen ihr Brot nicht?" Die Erinnerung an eine holländische Kirmeß, an die große Orgel in Haarlem und an den „Freischütz", die erste Oper, welche sie in Amsterdam hörte, war der Lady in späten Lebensjahren noch geläufig. In Paris kam sie mit ihren Geschwisterchen an den Hof, und die kleinen Engländerinnen gefielen der Herzogin von Angoulême so gut, daß sie zur Mutter sagte: Vos filles sont si gentilles, on les prendrait pour de petites Françaises. Die Herzogin von Berry ließ sie mit ihren Kindern spielen, mit Mademoiselle, der späteren Herzogin von Parma, die damals fünf Jahre zählte, und mit dem vierjährigen Herzog von Bordeaux. Dieser war recht artig und fühlte sich sehr geschmeichelt, unter den Augen der kleinen Dämchen mit seinen Liliputkanonen eine Festung zu stürmen. Nicht so artig betrug sich der Prinz von Joinville, der von seiner Mutter, der Herzogin von Orleans, den Auftrag erhielt, den Besucherinnen einen Teller voll Pflaumen anzubieten. Er warf ihnen die Pflaumen vor die Füße und rannte zum Zimmer hinaus, während die Herzogin ihm nachrief: „Joinville! Joinville! Das werd' ich deinem Lehrer sagen!" Bei einem Kinderball im Palais Royal führte der Herzog von Orleans, bald danach König Louis Philipp, die kleine Georgiane zum Buffet und fragte sie, was sie wünsche. Sie sah auf einen Teller mit Kompott hin und sagte laut: des pommes; er verstand sie nicht, ließ ihr Kartoffeln kommen und sagte zu der Mutter, die eben hinzutrat: Je suis désolé, Madame, vos filles ne veulent manger que des pommes de terre. Bei einem späteren Ball, als sie etwa 14 bis 15 Jahre alt war, wurde sie von dem ungefähr gleichalterigen Grafen von Montalembert zu einem Tanze eingeladen, den man Grand Père nannte und der viel Anstrengung heischte. Sie war etwas erkältet und wollte ablehnen: „Nein, nein!" erwiderte er, „sonst finde ich keine Tänzerin mehr!" „Der erste Eindruck", erzählte sie, „den ich von meinem lieben, frommen Freund in späteren Jahren erhielt, war, daß ich ihn für einen recht selbstsüchtigen Knaben hielt." Solche Bälle, Feste und Besuche waren indes nicht gerade häufig. Gewöhnlich führten die beiden Mädchen ein ziemlich einförmiges Leben unter Aufsicht ihrer Gouvernante Eda, wie das ziemlich ernste und strenge Fräulein Eward genannt wurde.

Georgiana war ein sehr lebhaftes, lernbegieriges Kind. Die liebsten Stunden waren ihr, wenn die Mutter selbst mit ihr Poesie las: Shakespeares historische Stücke, Thomsons Jahreszeiten, ausgewählte Gedichte von Cowper

und Walter Scott. Auch den Katechismus und die Kirchengebete lernte sie eifrig, welche ebenfalls die Mutter selbst jeweilen Sonntags abhörte. Englisch und Französisch wurden gleichzeitig gelernt; in Paris trat früh das Italienische hinzu, in welchem die Kinder von einer Gräfin Galvani unterrichtet wurden. Sie lasen mit ihr die melodischen Stücke Metastasios, welche sie mit allerlei romantischen Ideen erfüllten, und mit 14 Jahren wußte Georgiana ganze Stücke des „Befreiten Jerusalem" auswendig. Während in Bezug auf englische Literatur große Strenge herrschte, durfte Georgiana den ganzen Racine und Molière lesen. Nach französischen und italienischen Vorbildern richteten sich dann die ersten poetischen Versuche der künftigen Dichterin. Sie war 17 Jahre alt, als die Gouvernante, unter deren Obhut sie fast diese ganze Zeit hindurch gestanden, entlassen wurde. Die beiden Schwestern traten jetzt als junge Damen in die Welt ein. Kleinere und größere Reisen wechselten mit idyllischem Aufenthalt auf dem Lande, Besuche auf den Schlössern der hohen verwandten und befreundeten Adelsgeschlechter mit Gesellschaften und Vergnügungen in London. Chatsworth, das Landschloß ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, mit seiner herrlichen Landschaft, den prächtigen Wäldern, den ungeheuern Gärten, dem lieblichen Bach, der sich den Zweimeilenweg entlang wand, und dem Haus und der Galerie mit ihren Gemälden, Zeichnungen und Statuen — erschien ihr wie ein Paradies. Der Onkel, ein herzensguter und fröhlicher Mann, war es, der ihren ersten großen Kummer beseitigte.

Denn fast gleichzeitig mit ihrer älteren Schwester traf sie mit 20 Jahren schon ihre Wahl. Der Auserkorene, Mr Fullerton, war der Erbe ansehnlicher Besitztümer in Gloucestershire und in Antrim (Irland), hatte eine vorzügliche Erziehung genossen in Eton, wo er in seinem Kurs nächst Gladstone als der beste Schüler galt, und war dann bei den Gardegrenadieren eingetreten. Allein augenblicklich lebte sein Vater noch und konnte, da er für mehrere andere Kinder zu sorgen hatte, seinen Ältesten vorläufig nicht so ausstatten, wie Lord Granville es für den Bräutigam seiner Tochter erwartete und verlangte. Es setzte schwere Tage bangen Harrens und Herzeleides ab, bis sich der wohlwollende Herzog von Devonshire ins Mittel legte und dem Brautpaar eine entsprechende Aussteuer sicherte. So konnte Lady Georgiana am 13. Juli 1833 in Paris ihre Hochzeit feiern. Im folgenden Sommer war sie, erst 21 Jahre alt, die Mutter eines hoffnungsvollen Knaben. Mr Fullerton trat aus seinem Regiment und übernahm den Posten eines Attaché bei der französischen Gesandtschaft, welche abermals Lord Granville übertragen worden war. So lebte das junge Ehepaar die ersten Jahre bei den Eltern in Paris. Fullerton verband die Festigkeit und Arbeitsamkeit eines tüchtigen Mannes mit der harmlosen Fröhlichkeit eines Kindes. Die junge Frau fühlte sich ganz überglücklich.

2. In freundlichem Stilleben strichen so die Jahre dahin. Als Lord Granville im Herbst 1841 unter dem neuen Ministerium Peel von seinem Gesandtschaftsposten abtrat, zog Mr Fullerton mit seiner Frau zuerst nach Cannes, dann nach Nizza. Im Jahre 1842 folgte eine Reise durch Deutschland, dann ein längerer Aufenthalt in Italien, das beide schon einmal (1835) gemeinsam besucht hatten. Auf der ersten italienischen Wanderfahrt hatten die großartigen Erinnerungen dieses Landes, katholische Kunst, katholischer Gottesdienst und katholisches Volksleben Georgiana mächtig angezogen, auf der zweiten klangen diese Eindrücke nur noch gedämpft nach. Anders war es bei ihrem Gatten; was ihn bei der ersten Reise so anmutend berührte, das studierte er bei der zweiten ernster und gründlicher, ohne seine fortschreitende innere Umwandlung nach außen kundzugeben. Selbst seine Gattin weihte er nicht in dieselbe ein. Während sie das weltliche Rom studierte und aus Rücksicht auf ihre Eltern kaum eine Kirche zu besuchen wagte, was sie in Paris oft und gern getan, weilte er stundenlang an Stätten der Andacht, verkehrte mit Katholiken, besonders mit dem Vicomte de Bussière, der Zeuge der merkwürdigen Bekehrung Alfons Ratisbonnes gewesen, und ließ sich von ihm in seinen religiösen Untersuchungen leiten. Am 23. April 1843 trat er in den Schoß der katholischen Kirche zurück, zwei Jahre bevor die Konversion Dr Newmans eine so tiefe Bewegung in England hervorrief. Erst jetzt verständigte er seine Gattin von dem bereits getanen Schritt und rief sie dadurch aus den schönen Träumen ihres Gefühlslebens in den tiefen Ernst der Wirklichkeit zurück, welche nunmehr auch an sie die Frage eines praktischen Entscheids richtete.

Sie war unterdessen Schriftstellerin geworden. Nicht Eitelkeit, nicht Ruhmbegierde, auch nicht die bloße Neigung des vorhandenen Talentes hatte sie dazu gemacht. Diese zeigte sich allerdings darin, daß sie, von der Poesie mächtig angezogen, früh in gebundener und ungebundener Rede zu schreiben begann. Sie war kaum 15 Jahre alt, als ihre Gouvernante sie an dem I. Gesang eines großen Gedichtes überraschte, das eine mittelalterliche Liebesgeschichte mit Rittern und Troubadouren zum Gegenstand hatte. Ganz entsetzt rief die Gouvernante aus: Je n'aurais jamais cru qu'une de mes élèves écrirait un roman avant d'avoir quinze ans! Aber erst der Wunsch, mehr Mittel zu wohltätigen Zwecken zu erlangen, als ihr Vermögen bot, trieb sie (1841) dazu an, einen ihrer poetischen Versuche in den Druck zu geben. Es war die Übersetzung eines balladenartigen Gedichtes des Gascogners Jasmin, das später auch an Longfellow einen nicht weniger gewandten Übersetzer fand: „Das blinde Mädchen von Castell Cuillé". Das Gedicht, an sich schön und ergreifend, ein echtes Stück Volkspoesie, zugleich eine merkwürdige Probe neuer südfranzösischer Dialektdichtung, übersetzt von der Tochter eines französischen Gesandten, war eine anziehende Novität und

fand sofort Aufnahme in der eben gegründeten Zeitschrift „Bentley's Miscellany". Der Verleger gab 12 Guineen (252 Mark) Honorar. Als aber die Verfasserin alsbald ein neues Gedicht einsandte, bedeutete er ihr, daß Prosa besser zöge als Verse und daß sie deshalb ihr offenbar vorhandenes Talent vorteilhafter nach jener Richtung entwickeln könnte. Mochte sie das auch verdrießen, so folgte sie doch dem buchhändlerischen Rate. Auf jenem Briefe Bentleys in ihrem Nachlaß fanden sich, von ihrer Hand geschrieben, die Worte: „Heute begann ich Ellen Middleton[1]."

Zwei Jahre arbeitete Lady Fullerton an diesem ihrem Erstlingsroman; dann unterbreitete sie das Manuskript zwei der bedeutendsten Männer Englands, dem berühmten Parlamentsredner Lord Brougham und dem Sekretär des Geheimen Rates Mr Charles Greville, einem Enkel des Herzogs von Portland. Beide waren Freunde ihres Vaters und nahmen an ihrer Arbeit das größte Interesse; der zweite war zudem Hausfreund der Familie und kannte sie von ihren Kinderjahren an. Beide studierten die Erzählung mit der größten Genauigkeit und schrieben ganze Briefe voll Bemerkungen darüber. Lord Brougham hätte die Verfasserin beinahe in Verwirrung gebracht; denn wenn er auch die vorhandenen Fehler für „Sonnenflecken" erklärte und im Verlauf des Romans derselben immer weniger vorfand, wußte er doch über die „Armseligkeiten des Ausdrucks" (miseries of diction) erschrecklich viel zu sagen. Er griff auch die Verwicklung selbst an, indem er nicht begreifen konnte, „wie ein Mann gleich Henry", so voll Ehrgefühl und Furcht vor Schande, daß er die Nichtbezahlung einer Ehrenschuld nicht ertragen konnte, fähig sein sollte, 3500 Pfund Sterling zu stehlen, sicher, dafür entehrt und gehängt zu werden. Auch den Charakter Eduard Middletons stellte er in Frage und knüpfte daran die Lehre: „Seien Sie überzeugt, daß das Rührendste stets das Einfachste ist. Ich habe nie eine Wirkung auf ein Auditorium ausgeübt, außer durch die einfachsten Gedanken und die einfachste Ausdrucksweise." Besonders anstößig war es Lord Brougham, daß Lady Fullerton in ihrem Roman dem Priester die Macht der Sündenvergebung beilegte und die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssakrament annahm. Das erstere nannte er höchst unhöflich rank Popery — ranzige Päpstlerei; das andere bezeichnete er geradezu als Heidentum.

Mr Charles Greville waltete seines Zensoramtes nicht weniger ernst, aber milder und rücksichtsvoller. Ihm schenkte die Verfasserin deshalb ihr volles Vertrauen und übergab ihm auch die Bemerkungen Lord Broughams zur Begutachtung. Er war mit diesem einverstanden, daß das Einfache durchweg am rührendsten sei, fügte aber bei, daß glühende Beschreibungen am rechten Ort ebenso tief ergreifen, und daß unter Umständen die erhabenste

[1] Ellen Middleton. A Tale, 3 Bde, London 1844.

Sprache ohne jede Übertreibung angewandt werden kann. Den Stil des Romans fand er durchaus einfach genug. Auf Verbesserung und Glättung des Ausdrucks verwandte er aber die gewissenhafteste Sorgfalt und las zu diesem Zwecke Dichter und Prosaiker nach. Er gab das Manuskript zur Einsicht an eine sehr fein gebildete und auf dem Gebiete des Romans äußerst belesene Dame, Adelaide Sartoris (geb. Kemble), welche erklärte, seit Jahren nichts so Treffliches gelesen zu haben; nur tadelte sie einzelne Wendungen und Ausdrücke, fand da und dort einen Gedanken etwas gezwungen, die Sprache aufgedunsen und einzelne schöne Stellen dadurch verdorben, daß sie zu weit ausgesponnen wurden. Greville schloß sich diesem Urteil an; gegen die theologischen Bedenken Lord Broughams aber nahm er den Roman aufs entschiedenste in Schutz:

„Ich weiß nicht recht, was er unter Heidentum versteht", so schrieb er an Lady Fullerton. „Was seine Sticheleien über die Lehre der priesterlichen Lossprechung und diejenige der wirklichen Gegenwart betrifft, so ist mir letztere immer als eine rein tatsächliche Frage erschienen — ob nämlich in Bezug auf einige Schriftstellen die katholische oder die protestantische Erklärung die richtige ist. . . . Diejenigen, welche an dieses Geheimnis glauben, glauben auf eine göttliche Autorität hin in Widerspruch und Gegensatz zum klaren Zeugnis ihrer Sinne. Das ist eine Probe des Glaubens; wären die Akzidenzen sinnenfällig verändert, so wäre gar keine Prüfung des Glaubens vorhanden. Angenommen, Jesus Christus hätte diese Lehre in so klaren Ausdrücken vorgetragen, daß man gar nicht darüber zweifeln oder daran herumdeuteln könnte, er hätte sie in den ausdrücklichen Worten der (Römischen) Kirche auseinandergesetzt, gut, dann würde die ganze christliche Welt sie angenommen und als eine selbstverständliche Sache geglaubt haben, wie sie alle früheren Wunder und alle Geheimnisse (Dreifaltigkeit, Unbefleckte Empfängnis, Menschwerdung usw.) glaubte, welche beide Kirchen anerkennen.

„Was dann die Absolution betrifft — wer setzt denn voraus, daß irgend ‚ein bloßer Mensch für sich die Gewalt hat, anderer Menschen Seelen zu retten'? Niemand kann Sünden nachlassen oder Seelen retten, außer der Allmächtige. Aber der Priester ist seinem Dienste geweiht und erhält unter gewissen Zeremonien eine göttliche Vollmacht, und Gott ‚hat ihm Macht und Auftrag gegeben, seinem wahrhaft reuigen Volke Nachlaß und Vergebung ihrer Sünden anzukünden und auszusprechen'. Das scheint mir das Amt des Priesters zu sein, seine Pflicht und seine Macht. Und das ist die Lehre der Kirche von England, deren Mitglied, meine ich, Brougham doch sein will."

So behielt der Roman seine tiefreligiöse, nahezu katholische Färbung. Bei der Korrektur jedoch sah Greville Bogen für Bogen nach und leistete der Verfasserin durch seinen Rat die besten Dienste. Als das Buch im Frühjahr 1844 erschien, machte es nicht nur ein ungeheures Aufsehen, sondern gewann der Verfasserin in allen Kreisen Freunde und Verehrer.

„Ellen Middleton ist sicherlich sehr schön!" So schrieb die Positivistin Miß Harriet Martineau, selbst eine der gewandtesten Schriftstellerinnen Englands, an den Verleger Moxon. „Ich möchte etwas über die Verfasserin wissen, obwohl das Buch

schon vieles offenbart. Wenn sie, wie ich aus einigen Zügen gegen den Schluß hin abnahm, im stande ist, uns Charaktere und Ereignisse von sittlicher Frische und Liebenswürdigkeit zu geben, so ist sie ein Genie hohen Ranges; denn über ihre Gewalt, die Leidenschaft zu schildern, kann nach diesem Buch nie mehr ein Zweifel walten. Es ist überdies reich. Man wird nicht nur von einem Strom der Leidenschaft dahingerissen, sondern praktische Leute (die selbst Schriftsteller sind) werden mitten im Drang der fortschreitenden Handlung durch die verschwenderische Menge von Schönheiten überrascht, welche neben dem Weg hingestreut sind. Das ist ein Grund, weshalb ich mich freue, das Buch zu haben. Ich kann einzelne Teile wieder lesen."

Ein noch viel höheres Lob spendete dem Roman der bekannte Staatsmann W. E. Gladstone († 1898), damals Präsident des Handelsamtes und Mitglied des Kabinetts. Er sagte in der „English Review":

„Über das eminent vorzügliche und eminent weibliche Werk, das uns vorliegt, können wir behaupten, daß es von allen religiösen Romanen, die wir je gesehen, mit dem schärfsten religiösen Zweck am wenigsten direkten religiösen Unterricht verbindet; es macht am wenigsten Kraftanstrengung und hat die größte Kraft; es ist am wenigsten lehrhaft, am meisten lehrreich. Es führt in der Tat eine erschütternde Moral durch; und lebten wir in einem Zeitalter empfindlicher und zarter Gewissen, an Selbsterforschung gewöhnt und ernstlich darauf bedacht, die inneren Herzenskammern des Menschenherzens zu reinigen, welche zur Wohnstätte des Erlösers bestimmt sind, so wäre zu fürchten, es möchte hier und dort allzu tiefe und scharfe Wunden hervorbringen. Aber unsere Schriftstellerin hat es mit einem starren und abgehärteten Gemütszustande des Publikums zu tun, und sie darf es wohl wagen, es etwas zu erregen und aufzurütteln. . . . Sie hat das angegriffen, was nach unserer Überzeugung die Haupttäuschung unserer Zeit und unseres Landes ist, und sie hat uns in Form einer Parabel und durch ein schreckendes Beispiel gezeigt, daß alle, welche den Verfall des sittlichen Lebens in sich selbst vermeiden wollen, die Keime der Sünde durch die schmerzlichen Akte und Zugaben der Reue ertöten müssen, und daß, wenn wir dies versäumen, indem wir damit tändeln, wir sie zu Riesen aufziehen zu unserem eigenen Verderben und Untergang."

Nach einer trefflichen Analyse des Romans faßt Gladstone dann die Vorzüge desselben folgendermaßen zusammen:

„Kurz, es ist ein Buch, das man zu richtiger Würdigung in all seinen Einzelheiten kennen muß, in seiner Beredsamkeit und seinem Pathos, in der Zartheit und Fülle, mit der es die Leidenschaft schildert, in der stets gewaltigen und, wie wir glauben, im allgemeinen richtigen Behandlung menschlichen Tuns und Strebens, nicht auf Analyse gegründet, sondern auf jener unmittelbaren, richtigen Intuition, die in Bezug auf Charakter ganz vorzüglich und fast ausschließlich dem weiblichen Geiste zu eignen scheint; in der Gesundheit der moralischen Grundsätze, die es tragen, in der Originalität der Idee und des Zweckes, der es von Anfang bis zu Ende beherrscht. Es ist vielleicht unnötig, noch ein Wort des Lobes hinzuzufügen über die Treue in der Schilderung des sozialen Lebens und seiner verschiedenen, wir möchten fast sagen, bunten Bewegungen. Und doch war auch das ein natürliches Erfordernis zur Erreichung der Gesamtwirkung. Ein seltenes Vergnügen aber ist es, die Meisterschaft aller schriftstellerischen Gaben so glücklich vereint zu finden mit einer klaren und vollen Erfassung jenes unsterblichen Glaubens in seiner katholischen Integrität, mit welchem das Menschengeschlecht schließlich steht oder fällt."

Lady Fullerton hat es später selbst gestanden, daß diese Zeit ihres ersten Erfolges die glänzendste ihres Lebens war. Überall erscholl ihr Lob, überall ward von ihr geredet. Man drängte sich herbei, um Näheres über sie zu erfahren und ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre Eltern und Freunde waren stolz auf sie. Auf dem Landgute ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, war sie die Heldin des Tages. In prächtigen Equipagen strömte da der höchste Adel herbei, und die hohen Damen und Herren überhäuften die junge Schriftstellerin mit den feinsten und gewähltesten Schmeicheleien, während sie selbst ihrer geistigen Superiorität sich bewußt ward.

3. Wie wenig sie sich von diesem Triumphe berauschen ließ, zeigt ihr Plan, um diese Zeit ein Leben der hl. Elisabeth von Thüringen zu schreiben. Schon als Kind von zehn Jahren hatte sie zufällig Chateaubriands „Geist des Christentums" kennen gelernt und daraus eine gewisse Hochachtung für die katholische Kirche geschöpft. In Paris brachte die Gouvernante ihre beiden Pfleglinge öfter in den katholischen Gottesdienst, der sie mehr ansprach als der eigene. Georgiana setzte großen Wert auf die Absolution, die im anglikanischen Gottesdienste gegeben wurde, weil sie glaubte, dadurch Verzeihung ihrer Fehler und Unarten zu erhalten. „Father Clement", eine im protestantischen Sinne verfaßte Tendenzerzählung, welche von allem Katholischen abschrecken sollte, erweckte nicht nur ihr Interesse für die alte Mutterkirche, sondern veranlaßte sie sogar, sich hinzuknien und die allerseligste Jungfrau anzurufen. Tiefer wirkte auf sie nach ihrer Verheiratung die erste italienische Reise, welche der Zeit nach mit den Anfängen der sog. Oxforder Bewegung zusammenfiel. In Turin erhielt sie von der ihr bekannten Gräfin Bombelles (deren Sohn später Erzieher des Kaisers Franz Joseph von Österreich war) die „Anleitung zu einem frommen Leben" von Franz von Sales, deren Lesung sie von beängstigenden Zweifeln befreite. Durch die Heirat ihres ältesten Bruders Lord Leveson mit der verwitweten Lady Acton, einer geb. v. Dalberg, trat 1840 ein katholisches Mitglied in den nächsten Familienkreis und trug nicht wenig dazu bei, Lady Fullerton mit katholischen Anschauungen näher bekannt zu machen. In Paris besuchte sie fleißig den katholischen Gottesdienst und wohnte u. a. im August der Konsekration des neuen Erzbischofs bei. Weit mehr als die äußere Pracht des Kultus zog sie aber der innere Geist des Katholizismus an, und nach der Konversion ihres Mannes mußten alle jene früheren Eindrücke in gesteigertem Maße auf sie wirken. Der gemütliche Herzog von Devonshire meinte, es verstehe sich von selbst, daß Mann und Frau derselben Religion angehören müßten, und religiöse Bedenken standen einer Konversion eigentlich nicht mehr im Wege.

Allein die Eltern, besonders der Vater Lord Granville, hielten noch zähe am Protestantismus fest. In die Ehe seines Sohnes mit Lady Acton

willigte der Lord erst, als bestimmt war, daß die Töchter der Religion der Mutter, die Söhne aber der Religion des Vaters folgen sollten. Lady Granville suchte durch protestantische Lektüre ihre Tochter von ihren Neigungen zum Katholizismus abzubringen. Diese hing mit Zärtlichkeit an ihren Eltern, und je mehr der Vater kränkelte, desto weniger wagte sie, einem Entscheid näher zu treten, der ihn voraussichtlich tief betrüben würde. Ein schwerer Kampf zwischen kindlicher Liebe und religiösem Pflichtgefühl war jetzt unvermeidlich. Um ihrer Mutter nicht wehe zu tun, gab sie den Plan auf, das Leben der hl. Elisabeth zu schreiben, und begann einen neuen Roman.

Inzwischen besuchte sie fleißig die Kapelle in Margaret Street, welche in der Geschichte des Puseyismus eine so wichtige Rolle spielte. Hier traf sie mit vielen jener hervorragenden Männer und Frauen zusammen, die sich, infolge der Oxforder Bewegung, schon damals auf dem Wege zur katholischen Kirche befanden. Zu ihnen zählten die späteren Kardinäle Newman und Manning, Robert Wilberforce, der ausgezeichnete Jurist James Hope-Scott, der spätere Oratorianer Friedr. W. Faber, die Herzoginnen von Norfolk und Buccleuch, die Marquisen von Lothian und Londonderry. Für die meisten vergingen noch mehrere Jahre inneren Ringens, bis ihnen die volle Wahrheit leuchtete; aber die Bewegung selbst zog immer weitere und tiefere Kreise, besonders nachdem Dr Newman im Oktober 1845 mutig den großen Schritt wagte und in den Schoß der alten Kirche zurücktrat.

Lady Fullerton stand mit ihm nicht in näherer Beziehung; aber es ist unzweifelhaft, daß das Ereignis, das in ganz England das größte Aufsehen machte, einen tiefen Eindruck auf sie nicht verfehlen konnte. Die Gründe des Übertrittes wurden öffentlich besprochen, bekämpft, verteidigt und riefen die lebhafteste Kontroverse wach. Im Januar 1846 starb Lord Granville, und damit fiel die drückendste und peinlichste jener Pietätsrücksichten hinweg, welche Lady Georgiana bis dahin zurückgehalten hatten. Sie begann nun, sich von P. Brownbill S. J. genau über die Glaubensverschiedenheiten unterrichten zu lassen, und sah Zweifel um Zweifel vor ihren Augen schwinden. Wohl erfolgten noch einige Kämpfe und Schwankungen. Einmal kam sie sogar zu P. Brownbill, um ihm geradeheraus aufzukündigen: „Ich komme, Ihnen zu sagen, Pater, daß ich meine Absicht geändert habe. Ich denke nicht mehr wie gestern, und ganz sicher ist es nicht die katholische Kirche, der ich mich anschließen will." — „Und welcher Kirche wollen Sie sich dann anschließen?" erwiderte der Angeredete in der größten Seelenruhe. Die Lady wußte keine Antwort. Das Dunkel, das ihre Seele umwölkt hatte, zerstreute sich augenblicklich. Kein Zweifel beunruhigte sie von da ab mehr. Zwei Tage später, am Passionssonntag (29. März) 1846, trat sie in den Schoß der katholischen Kirche zurück, die erste unter jenen ausgezeichneten Frauen, durch welche bald die höchsten Adelsgeschlechter in freundlichere Beziehung

zum Katholizismus gelangen sollten. Ihrem Herzensjubel hat sie in dem folgenden Gedicht Ausdruck gegeben:

O Mutterkirche! Heimat meiner Seele!
In dir fand ich das lang ersehnte Glück.
In deinem sichern Mutterarm geborgen
Schau' ich auf meine Pilgerfahrt zurück.
In meinen Kindertagen ragtest dämmernd
Du schon vor mir wie eine Traumgestalt
Und gabst dem sorglos leichten, jungen Herzen
Im Sturm des Lebens Licht und festen Halt.
Wie Engelsgruß aus meinen Erdenträumen
Rief mild und lieblich mich dein lichter Schein,
Und Woge drang um Woge zum Gestade
Und schritt voran und grub sich tiefer ein.
Kein Feind vermochte deine Strahlenzüge
Durch Trugeskunst dem Blicke zu entziehn,
Und heller stets, ob auch entstellt, verleumdet,
Mir deiner Schönheit Ruhmesglanz erschien.
Nach deiner Liebe seufzte meine Seele,
Doch bebte sie vor deines Glaubens Macht;
Ich sehnte mich, zu pflücken deine Blüten,
Doch sie zu pflanzen war ich nicht bedacht.
‚Ach, wär' dein Glaube wahr!' so rief ich sehnend,
Eh' ich noch seine Lebenskraft empfand,
Und betete beinah', ihn falsch zu finden,
Wenn bebend ich vor der Entscheidung stand.
Heiß war der Kampf, ein langes, banges Ringen,
Doch reich und herrlich war der Siegeslohn;
Nicht eine Prüfungsstunde war vergeblich,
Kein Herzeleid ging ungekrönt davon,
Und jeder Ring der langen, langen Kette,
Die meine Seele näher dir gebracht,
Er ist ein Denkmal deiner Huld und Gnade,
Die über mich so mütterlich gewacht.

Auf die Anzeige ihrer Konversion erwiderte ihr Dr John H. Newman:

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Nachricht, welche Sie mir anvertraut haben und welche mir die größte Freude verursacht hat. Sie hat mich auch mit Dank erfüllt; denn ich versichere Sie, daß ich Ihres Namens stetsfort in meinen Gebeten eingedenk gewesen bin und Nachrichten über Sie mit großem Interesse gelauscht habe. Ich will, nach Ihrem Wunsch, damit auch fortfahren; und indem ich das tue, kann und darf ich nicht zweifeln, daß der Friede und das Vertrauen, die andere bei diesem wichtigen Schritt empfunden haben, Ihnen ebenso wie jenen gewährt sein wird."

So war es auch. Zweifel, Unsicherheit, banges Schwanken — alles war nun überwunden. Für Mr Fullerton war die Konversion eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens; die protestantischen Familienmitglieder

fanden sich rasch in die vollendete Tatsache, und kein Schatten umdüsterte infolge derselben die bisherigen freundlichen Beziehungen.

4. Im Sommer 1847 wurde der Roman vollendet, den Lady Fullerton während ihres langen inneren Kampfes entworfen und teilweise ausgearbeitet hatte. Stoff, Ausführung und Stimmung desselben spiegelten unwillkürlich, wenn auch in freier, poetischer und verklärter Weise die inneren Leiden, welche jener Kampf mit sich brachte. Die Verwicklung erwächst teilweise aus der Unduldsamkeit, mit welcher das damalige protestantische England noch immer die Katholiken von sich stieß, dann aber aus einem tiefeinschneidenden Kampf zwischen Glaubenstreue und Familienliebe, irdischem Weltglück und uneigennütziger Gattentreue. Edmund Neville, der Erbe eines hohen Lords, rechtmäßig mit der Katholikin Ginevra Leslie vermählt, sieht sich genötigt, seine Ehe geheim zu halten, weil das Testament seines Vaters ihn enterbt, wenn er einer Katholikin die Hand reicht. Das führt für die beiden Gatten unsägliche Verwirrung, das bitterste Herzeleid und den schmerzlichsten Kampf herbei; aber in diesem Leidensleben läutert sich der Charakter Ginevras zu demjenigen einer christlichen Heldin und Dulderin.

Der Roman, nach seinem anfänglichen Schauplatz, einem Landsitz, „Grantley Manor“ [1] genannt, gehört zu dem Vollendetsten, was Lady Fullerton geschrieben. Alle Regungen und Schwankungen, Unruhen und Stürme jenes leidensvollen Gemütslebens sind, ohne weinerliche Empfindsamkeit, so wahr und ernst, mit solcher Zartheit und Feinheit geschildert, daß der Leser, von tiefer Teilnahme und Rührung erfaßt, sie selbst mitzuleben glaubt. Landschaftsschilderung, Charakteristik, Dialog, alles ist mit bewundernswerter Kunst in das zarte Seelengemälde gezogen. Durch die düstern Wolken des Kampfes und Leidens schimmern aber beständig, mildernd und verklärend, die Strahlen der tiefsten religiösen Anschauung durch und ziehen das Herz in jene Regionen des Glaubens, in welchen allein das Geheimnis des Kreuzes seine Lösung findet. Ginevra ist eine Gestalt, welche in ihrer moralischen Schönheit und Liebenswürdigkeit selbst den frivolen Weltling über die Theorien des Naturalismus stutzig machen dürfte. Was ihren Zauber ausmacht, das läßt sich ebensowenig in materialistische Formeln bringen wie der Zauber, den ein Engelsantlitz von Fra Fiesole ausübt. Aber dieser Zauber ist da, und er ist eine seelische Wirklichkeit. Es ist die Schönheit des religiösen Ideals, das mit wunderbarer Macht aus den Wirrnissen der alltäglichen Gesellschaft und des gewöhnlichen Weltlebens hervorleuchtet. Ebensowenig wie in „Ellen Middleton“ ergeht sich Lady Fullerton hier in Predigten oder moralisierenden Betrachtungen; die religiösen Motive und Ideen sind der Handlung, den handelnden Personen und der Darstellung selbst eingehaucht

[1] Grantley Manor. A Tale, 3 Bde, London 1847.

und wirken darum mit der ganzen Gewalt des ungesucht Natürlichen und Schönen. Mancher Zug ihres eigenen Wesens dürfte in dem Charakterbild angedeutet sein, das sie von der Heldin dieses Romans, Ginevra Leslie, entwirft:

„Voll des unbezähmbaren Feuers, welches der Genius entzündet und die Leidenschaft nährt, hatte sie das Leben mit seinen Geheimnissen und Wirklichkeiten gleichsam im Sturm erobert und schon mit 13 Jahren aufgehört, wie ein Kind zu denken, zu reden oder zu fühlen. Die kräftigen religiösen Grundsätze, welche mit ihr wuchsen und ihr ganzes Wesen formten, kämpften mit dieser Natur und beugten ihr Ungestüm. Ihre Phantasie, ihre Talente, ihre Begeisterung waren auf ein Ziel vereint, durch den Einfluß einer Religion, welche aszetisch in ihrer Sittenordnung, unnachgiebig in ihren sittlichen Forderungen, doch jedes Menschenwesen nach seinem eigenen innersten Bedürfnisse behandelt und alle Strebungen der Seele zugleich erhebt und läutert. In den prachtvollen Tempeln ihres Heimatlandes (Italien) hatte sie allen Reichtum der Erde, kostbaren Marmor und funkelnde Edelsteine, das Gold der Berge und die Perlen der See in verschwenderischer Fülle hingestreut gesehen an die Altäre des Allmächtigen, und sie hatte gelernt, daß die Juwelen des Menschenherzens und des Menschengeistes, seine kostbaren Perlen, seine tiefen Gedankenschätze, seine unberechenbar wertvollen Edelsteine ebenso auf die Altäre Gottes niedergelegt werden sollen, nicht, um wie die Ganzopfer der Vorzeit zerstört, sondern um durch das Licht des Heiligtums geheiligt und veredelt zu werden. Jede Eingebung, welche ihre Seele über die Erde erhob, richtete sich auf den Himmel; jeder Ausbruch von Begeisterung ward durch ein Opfer geheiligt; das Bewußtsein höherer Fähigkeit war ihr ein Antrieb zu neuem Ringen, und die Offenbarungen ihres eigenen Genius ebenso viele ernste Weckrufe, denen sie mit himmelangerichtetem Blick und gebeugten Knies zu entsprechen suchte. Als der Tag der Prüfung kam, rettete dieser selbe Einfluß sie vor Verzweiflung."

Dem jugendlich poetischen Idealismus, der sich in diesen glühenden Worten ausspricht, geht aber ein Realismus zur Seite, der teilnehmend in die tiefsten Abgründe menschlichen Elendes hinabsteigt und Armut und Schmerz nicht weniger wahr und ernst erfaßt als den wahren Wert und die Bedeutung des Genies und der höchsten geistigen Vorzüge.

„Die Tugenden der Armen!" ruft sie an einer schönen Stelle im Beginn des Romans aus, — „Ihre endlosen Prüfungen! — Ihre geduldige Arbeit! — Ihre erhabenen, weil ungekannten und unbelohnten Opfer! Die Geschichte erwähnt sie nicht. Die Menge klatscht ihnen keinen Beifall. Die Urheber solcher Taten wandern einsam ihren mühevollen Weg durchs Leben und steigen hinab ins Grab, unbekannt, unbeachtet, wenn auch vielleicht nicht unbeweint von solchen, die wie sie im verborgenen geduldet; aber eine Krone liegt für sie bereit, da, wo mancher erste der letzte und mancher letzte der erste sein wird. Arme Geschöpfe, die vielleicht unter quälendem Kopfweh oder von langsamem Fieber aufgezehrt den ganzen Tag gearbeitet haben und nachts noch hinausschleichen, um einen Nebenmenschen zu pflegen, welcher noch elender als sie ist, und um ihm seinen Teil von dem eigenen kärglichen Mahl zu bringen. Mütter, die sich den ganzen lieben Tag abarbeiten und nachts noch kränkliche und launische Kinder pflegen. Männer, die von folterndem Schwindsuchtshusten geplagt, mit der Todesmüdigkeit der Krankheit in den Gliedern noch

veranwirken und ringen und kämpfen und sich abquälen, bis das Leben zusammenbricht. Eltern, deren Kinder um Brot schreien, und sie haben ihnen keines zu geben. Wesen, die von jeder Seite versucht, durch den Hunger in die Schuld hineingetrieben, ins Verbrechen gelockt werden — und dennoch Widerstand leisten, nicht töten, nicht stehlen, keinen Sündenlohn annehmen, nicht fluchen und lästern, und die, wenn sie der Begierlichkeit Widerstand leisten, fürwahr zu jenen gehören, ‚deren die Welt nicht würdig ist'. Und wir, die wir uns nichts versagen, wir, die Sklaven des Luxus und der Bequemlichkeit, wir, die wir kaum ein Zahnweh oder eine schlaflose Nacht geduldig ertragen, wir gehen unter diese Armen, und wenn sie das sind, was einen höheren Grad von Tugend erheischt, als wir je erwogen haben, dann nicken wir ihnen allenfalls etwas Beifall zu oder lassen ein frostiges Wort der Zustimmung fallen. Sie haben ihre Pflicht getan, und hätten sie sie nicht getan, hätten sie sich in einen jener tausend Fallstricke verwickelt, welche die Armut bietet, hätte die bleiche Mutter für ihr hungerndes Kind einen Bissen Brot aufgerafft, hätte das grausam versuchte und hungernde Mädchen für einen Tag das ihr anvertraute Hemd verpfändet, dann hätte die unnachsichtliche Gerechtigkeit sie überrascht und die Gnade ihrem Wehschrei das Ohr verschlossen. Und hätten sie die Landesgesetze nicht übertreten, sondern nur aus Verzweiflung für eine Weile den Kampf aufgegeben und sich mit stieren Augen und gekreuzten Armen in ihre erbärmlichen Stübchen hingesetzt und ihre Zuflucht zu einer zeitweiligen Sinnenbetäubung durch Branntwein oder einer tödlichen Betäubung durch Opium genommen, dann würden wir (die wir oft in unser eigenes Haus Leute aufnehmen, deren ganzes Leben nur eine Kette von Trägheit und selbstsüchtiger Ausschweifung ist) in der ganzen Strenge unserer Selbstgerechtigkeit uns von ihnen abwenden; und auf die unglücklichen Wesen, die, vielleicht nach Jahren verborgenen Kampfes, nicht der Leidenschaft, nicht der Eitelkeit, sondern dem Hunger endlich erliegen, mit Verzweiflung in der Brust und jammervollem Wehe im Gehirn, — auf diese werfen wir einen Blick, den wir nie und nimmer auf wirkliche Schuld und Verkommenheit zu werfen wagen, wenn sie uns im Gedränge unserer Salons, in allem Pomp und Zeremoniell schuldbeladenen Reichtums begegnet."

Der Roman fand in katholischen wie protestantischen Kreisen begeisterte Aufnahme. Henry Greville, ein Bruder des früher erwähnten Charles Greville, schrieb der Verfasserin:

„Vor allem ist der Roman so rein, so durch und durch christlich in all seinen Anschauungen, daß er seinen Lesern mehr Gutes tun wird als viele Bücher, die zum Zwecke geistlicher Erbauung und nicht zu dem der Unterhaltung in die Hand genommen werden. Dann ist er vorzüglich geschrieben. Die Charaktere sind gut entwickelt. Die Geschichte ist anziehend und die Verwicklung bis in ihr letztes Stadium sehr geschickt. Kurz, das Werk ist fast ohne Fehler und wird Ihren Ruf ungemein steigern. Ich weiß allerdings, daß Sie sich um diesen nicht kümmern, außer insofern er beitragen kann, bei einer künftigen Gelegenheit noch mehr Gutes zu wirken."

Dieses Urteil fand in öffentlichen Besprechungen wie privaten Zuschriften seine Bestätigung, und an Ermutigung jeder Art fehlte es der Verfasserin nicht. Die unruhigen Zeiten der nächsten Jahre indes, Reisen und mancherlei andere Störungen ließen sie nicht so bald wieder zu ruhigem Schaffen

kommen. Das nächste Werk, „Lady Bird" (Marienkäfer)[1], abermals ein Gesellschaftsroman, erschien erst 1852. Eine glückliche und edle Liebe wird hier durch den schnödesten Vertrauensbruch und Unterschlagung eines Briefes durchkreuzt; aber der Frevel rächt sich bitter an seinem Urheber. Mit der Braut, die ihn nicht liebt, einst seine Jugendgespielin, zieht Moriz Redwood nach Amerika und trifft auf demselben Schiff mit jenem Hadrien d'Arberg zusammen, dem er sie schnöde entfremdet. Dieser, mittlerweile Priester geworden, begleitet als Missionspriester eine Schar armer irischer Auswanderer in die Neue Welt. Moriz erkrankt unterwegs, und das unerwartete Zusammentreffen gibt dem schwer Getäuschten und Beleidigten d'Arberg die Gelegenheit, in der schönsten Weise an seinem Beleidiger Rache zu nehmen, d. h. ihm edelmütig im Tode beizustehen und an der verlassenen Gertrud Barmherzigkeit zu üben. Das Auswandererschiff mit seinen leidensvollen irischen Insassen ist nicht minder treu und anschaulich gezeichnet als das behagliche Vergnügungsleben auf englischen Landsitzen; den Glanzpunkt des Romans bilden aber auch hier unzweifelhaft wieder die verschiedenen Frauencharaktere, besonders die Titelheldin, welche aus einem verwöhnten und verhätschelten Kind unter schweren Prüfungen zur ernsten christlichen Frau heranreift. Auch der lockere Künstler Moriz und der ernste, geistvolle Gelehrte Hadrien sind trefflich charakterisiert, wenn auch nicht in jener derben Weise, wie sie der moderne Realismus liebt.

5. Da Lady Fullerton die Familie Louis Philipps persönlich kannte und durch ihren langen Aufenthalt in Paris eine halbe Pariserin war, folgte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Verlauf der Revolution von 1848, besuchte die nach England geflüchtete Königsfamilie und nahm an ihrem herben Los, das besonders die Königin mit bewunderungswürdiger Ergebung trug, den innigsten Anteil. Im allgemeinen aber huldigte sie sonst den etwas liberalen Überlieferungen ihrer Familie. Als ihr Bruder Friedrich sie deshalb eines häufigen Wechsels ihrer politischen Ansichten anklagte, erwiderte sie ihm[2]:

„Vor allem will ich zugeben, daß ich auf dem Gebiete der Politik in gewissem Sinne keine festen Grundsätze hege — d. h. keine bestimmte Anhänglichkeit an besondere Regierungsformen, unabhängig von den tausend wechselnden Umständen der Zeit, des Ortes und des Charakters. Ich glaube, daß in einem Zeitalter oder bei einem bestimmten Volk dieselben Gesetze, welche unter gewissen sozialen Bedingungen heilsam sein könnten, unter andern gefährlich oder unheilbringend werden. Ich halte nichts für unabänderlich in der Welt als die Wahrheiten der Religion und die Gesetze Gottes. . . . Alle menschlichen Institutionen sind fehlbar, und ich sehe in keiner die Vollkommenheit. Ich nehme darum bereitwillig an, daß sie nach den verschiedenen

[1] Lady Bird. A Tale, 3 Bde, London 1852.

[2] Brief aus Florenz, 17. Februar 1853.

Bedürfnissen und nach den Umwandlungen im Leben der Menschheit verändert und umgestaltet werden dürfen.

„Ich halte die Freiheit für einen großen Segen, aber nicht für den ersten und wichtigsten. Freie Untersuchung und Selbstregierung sind treffliche Dinge, wenn die erste zur Wahrheit führt und die letztere Friede und Ordnung hervorbringt. Aber wenn sie unmittelbar entgegengesetzte Wirkungen haben, wenn sie zu Unordnung, Gottlosigkeit, leiblicher und geistiger Not führen, hören sie in meinen Augen auf gut zu sein. Ich betrachte sie nicht als absolute Segnungen in sich, sondern nur als Mittel zu einem Zwecke (und zwar im allgemeinen als die besten Mittel zu diesem Zwecke), zur sittlichen Vervollkommnung und zum Wohle der Menschheit.... Mit Rücksicht auf das königliche Recht von Gottes Gnaden erinnere ich mich nicht, daß ich seit meinen Mädchenjahren es je als etwas aufgestellt habe, woran ich glaubte; was ich immer sagte, ist, daß es das einzige Prinzip sei, auf das sich logisch die Gesinnung der Untertanentreue stützen könne, unabhängig von irgendwelchen individuellen Verdiensten des Souveräns, oder von der Hochachtung, welche man den ersten Staatsbeamten des Landes schuldet. Ich habe gar keine Lust, dem König von Sardinien als einem legitimen Abkömmling der Stuarts zu huldigen, aber deshalb hege ich nicht weniger Loyalität gegen Königin Viktoria, als ich, wenn ich amerikanische Bürgerin wäre, gegen den Präsidenten Filmore hegen würde.

„Was nun zunächst die Radikalen in England betrifft, so sympathisiere ich mit ihnen, erstlich weil meine Sympathien überhaupt der Demokratie angehören, wenn sie sich nicht, wie im Ausland, mit dem Bösen verbindet und zu seinem Werkzeug wird. Ich liebe die Ausdehnung der politischen Rechte. Ich habe eine Abneigung gegen Monopole und Klassenvorrechte, und die Ansichten der Radikalen über religiöse Freiheit und Gleichheit würden nach meiner Meinung sehr die Interessen der Religion begünstigen, die ich für die wahre halte und die mir vor allem am meisten am Herzen liegt. Siehst Du, mein lieber Freddy, das ist der Fels, an dem unsere Wege sich teilen, das, was es uns unmöglich macht, die Dinge im selben Lichte zu sehen. Ich halte die Erkenntnis der religiösen Wahrheit, die religiöse Erziehung der Kinder, die geistliche Unterweisung der arbeitenden Klassen für die erste und wichtigste aller Fragen und aller Segnungen, bürgerliche Freiheit, zeitliches Wohlergehen und Wohlbehagen als sehr untergeordnete Punkte, sehr wünschenswert in sich, aber nicht in Vergleich mit den Interessen zu stellen, welche die Seelen betreffen.

„Im Ausland hat sich die radikale Partei fast ausnahmslos mit der Sache des Unglaubens und der Gottlosigkeit identifiziert."

So sehr sie deshalb auch den Franzosen und Italienern freiere politische Einrichtungen gönnen möchte, wendet sie sich doch mit Abscheu von dem Treiben der dortigen Revolutionsmänner ab, für welche der Aushängeschild der Freiheit nur Anarchie und Sozialismus, Meuchelmord und jegliche Schurkerei bedeutet.

„Es ist sehr leicht, über Freiheit zu schwätzen", sagt sie in einem andern Briefe an ihren Bruder, „aber äußerst schwer, sie zu definieren. In England besitzen wir sie zweifellos, und wir können für diesen Segen nicht dankbar genug sein; aber wie oft existiert sie nur dem Namen nach, nicht in der Tat! Die Tyrannei einer Majorität über eine Minorität ist, alles in allem, ebenso drückend, wenn nicht drückender als diejenige eines despotischen Selbstherrschers. Die radikalen Kantone der Schweiz haben ihre Gegenpartei viel grausamer unterdrückt und mißhandelt als

mancher absolute Herrscher seine Untertanen, und wenn die vor den Drohungen des Sozialismns zitternden Bewohner Frankreichs jetzt frei aufatmen können, müssen sie nicht Louis Napoleon für die ‚Freiheit' danken, die er ihnen zurückgegeben hat?"

Diese politischen Anschauungen eingehender zu erörtern, ist nicht unsere Absicht; sie enthalten unzweifelhaft manches Anfechtbare; aber zur Charakteristik der Schriftstellerin sind sie ein durchaus wesentlicher Zug und müssen um so mehr hervorgehoben werden, als Lady Fullerton in Deutschland schon als eine „Aristokratin vom Scheitel bis zur Zehe" hingestellt worden ist.

6. Wie die meisten vornehmen Engländer, hatten die Fullertons außer einer Wohnung in London noch einen Sitz auf dem Lande, den sie oft wechselten. Wochenlang weilten sie als Gäste auf den Schlössern oder Landsitzen ihrer Verwandten und Freunde. Kaum ein Jahr verging ohne größere oder kleinere Reisen; oft wurde der Winter oder ein noch größerer Teil des Jahres in Südfrankreich oder Italien zugebracht. So verweilten sie im Herbst 1851 längere Zeit in Paris und Pau, besuchten Blois, Toulouse, Montpellier, Marseille und reisten dann nach Rom, wo sie bis in den nächsten Sommer blieben. Diesmal lebte sich Lady Fullerton ebenso in das katholische Rom hinein, wie sie vordem mit Begeisterung Alt-Rom und das Rom der Renaissance studiert hatte. Sie nahm aber auch an dem gesellschaftlichen Leben der hohen Welt fröhlich teil und befreundete sich namentlich mit der Fürstin Borghese, einer geb. de la Rochefoucauld. Nach ihrer Rückkehr hielt sie sich einige Zeit in London auf, wo sie sich nicht mehr begnügte, für gute Werke Almosen zu geben, sondern selbst in die Armenschulen ging, Katechismusunterricht erteilte und an den Spielen der armen Kinder sich beteiligte, um mit ihnen und ihrer Familie in persönlichen Verkehr zu kommen. Für den nächsten Winter ging sie mit ihrem Manne abermals nach Rom, wo sich diesmal eine große Zahl vornehmer Engländer zusammenfand. Schon um diese Zeit war ihr Sohn, Walter Granville, welcher Offizier werden wollte, wiederholt ernstlich erkrankt; doch erholte er sich immer wieder unter dem milderen Himmel Italiens. Als der Krimkrieg ausbrach, dachte er ernstlich daran, seinem Regiment zu folgen; aber ehe es dazu kam, raffte ihn, auf einem Besuch bei seinem Onkel Lord Rivers in Rushmore, ein plötzlicher Tod dahin, gerade am Tage, bevor er sein 21. Lebensjahr begann. Die Mutter sollte ihn nicht mehr sehen. Lady Rivers telegraphierte die erschütternde Nachricht an Dr Manning, welcher so schonend als möglich Lady Fullerton darauf vorbereitete. Es war der schwerste Schlag, der sie je getroffen. Alle Hoffnungen der Familie waren mit diesem einzigen Kinde geknickt. Alle Fäden, welche Lady Fullerton an die Welt fesselten, waren mit diesem gewaltigen Verluste zerrissen.

Bei ihrem nächsten Aufenthalt in Rom (Winter 1856/1857) zog sie sich von den Salons zurück und ließ sich in den dritten Orden des hl. Franziskus

aufnehmen. Sie nahm es damit sehr ernst. Geistliche Tagebücher von dieser Zeit an, teils in französischer und englischer, teils in spanischer Sprache geführt, entwickeln in rührendster Weise, ohne jede Überspanntheit oder Überschwenglichkeit, schlicht, einfach und kindlich ihren festen Entschluß, sich ganz Gott, der Vervollkommnung ihrer Seele und dem Wohle des Nächsten zu widmen. Diesen schönen Entschluß setzte sie mit männlicher Standhaftigkeit und Folgerichtigkeit ins Werk. Ohne aus der Welt herauszutreten, übte sie das fromme und entsagende Leben einer Klosterfrau und verwandte den schönsten Teil ihrer Zeit im Dienste der Armen.

Nach London zurückgekehrt, setzte sie sich alsbald mit den Geistlichen der Nachbarschaft (an der Bayrischen Kapelle in Warwick Street) in Verbindung, ließ sich von ihnen Namen und Wohnung der bedürftigsten Katholiken geben und begann dieselben nun regelmäßig zu besuchen. In dürftiger, schwarzer Kleidung (so daß sie oft selbst für eine Wäscherin oder Bettelfrau angesehen wurde) erschien sie, mit einem Tragkorb am Arm, in den elendesten Wohnungen und teilte da selbst ihre Almosen aus. Nur dadurch, daß sie sich später genötigt sah, mitunter andere Damen an ihrer Stelle zu schicken, erfuhr man, wie es dabei zuging. Als eine solche Stellvertreterin bei einer armen bettlägerigen Kranken sich damit begnügte, ihr Geld zu geben und ihr Essen aus dem Korbe ans Bett zu stellen, und dann nach ein paar freundlichen Worten wieder gehen wollte, seufzte die Kranke unwillkürlich: „Und Sie gehen so bald wieder fort, Madame?" — „Ist Ihnen das denn sonderbar?" fragte diese. — „Ach", erwiderte die Kranke, „die andere Dame hat mir wenigstens Feuer angemacht!" — Dieser Wunsch wurde erfüllt; als die Stellvertreterin aber nun weiter wissen wollte, was die andere Dame sonst noch getan, da stellte sich heraus, daß sie jedesmal das Zimmer kehrte, alles abstäubte und in Ordnung stellte, der Kranken das Bett machte, sie wusch und anzog und sie nicht verließ, bis sie ihr alle Dienste einer treuen und aufmerksamen Magd in der liebevollsten Weise erwiesen hatte. Das tat die „andere Dame", einst eine Zierde der höchsten Salons, als Kind von Königen und Prinzessinnen gehätschelt, die gefeierte Romanschriftstellerin, die Schwester des Ministers, der die auswärtigen Angelegenheiten des britischen Weltreiches zu verwalten hatte.

Lady Fullerton sah indes bald ein, daß solche Werke der Barmherzigkeit wie ein Tropfen Wasser in dem Meere von Elend versiegen müßten, das eine Weltstadt wie London beherbergt. Sie vereinigte sich deshalb mit Lady Fitzgerald und Miß Stanley, der Schwester des bekannten Dechanten von Westminster, um die Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul nach London zu ziehen, und brachte schon im Jahre 1859 die nötigen Mittel zusammen, um eine erste vorläufige Niederlassung derselben, eine sog. „Crèche", d. h. ein Heim für verwahrloste Kinder, zu gründen. Mit diesen Schwestern

ging sie selbst in die elendesten Winkelreviere Londons, um solche armen, von allen verlassenen Kleinen aufzusuchen, half selbst sie reinigen und kleiden, sie unterrichten und für sie sorgen. Freundlich wie eine Mutter spielte sie mit ihnen und nahm sie wohl zu einer Spazierfahrt in ihren Wagen, um ihnen einmal frische Landluft zu verschaffen. Die Zahl der Ordensfrauen mehrte sich bald, und es konnten andere ähnliche Anstalten gegründet werden.

Ein anderes Werk, dem Lady Fullerton ihre Sorge zuwandte, war um diese Zeit von einer armen Haubenstickerin, Elisabeth Twiddy, gestiftet worden. Ihr protestantischer Vater hatte die katholische Mutter elend im Stiche gelassen, und nun war es die treue Tochter, welche dieselbe in den letzten Lebensjahren mit ihrer Händearbeit ernährte. Als die Mutter starb, verwandte Elisabeth ihren Verdienst darauf, arme Waisenkinder zu erziehen, welche in Gefahr waren, ihrem Glauben entzogen zu werden, und gründete für solche ein kleines Heim, das später, unter Leitung einer eigenen Genossenschaft, zu einer größeren Anstalt heranwuchs. Als sie 1859 starb, schrieb Lady Fullerton ihr Leben[1]. Es gab übrigens kaum ein caritatives Unternehmen, an dem sie nicht beteiligt war. Für Arme und Kranke, Gefängnisse und Hospitäler, Rettungshäuser für gefallene Mädchen, Waisenhäuser, Zufluchtshäuser für alte und gebrechliche Leute war sie unermüdlich tätig, allerdings nicht allein, sondern im Verein mit ihren Freundinnen: Lady Lothian, Lady Londonderry, den Herzoginnen von Buccleuch und Norfolk, Lady Newburgh, Lady Denbigh, Lady Herbert of Lea und vielen andern nicht minder hochherzigen Frauen. Im Jahre 1867 brachte sie auch ihren Lieblingsgedanken zur Verwirklichung, eine eigene neue Kongregation: „Die armen Dienstmägde der Mutter des menschgewordenen Wortes" zu stiften, bestimmt für arme Mädchen, welche zwar den Beruf zum Ordensstand, nicht aber die nötige Aussteuer hätten, um in einer andern Kongregation einzutreten, und teils durch Handarbeit, teils durch Almosen so viel zusammenbringen sollten, um das Institut aufrecht zu erhalten und dann möglichst viele Mitglieder für die verschiedensten Zwecke der Barmherzigkeit zu verwenden. Diese Kongregation hatte den größten Erfolg, verbreitete sich nach Irland, erhielt ein Mutterhaus in Rom und verwaltete bald zahlreiche Schulen, Waisenhäuser und Hospitäler.

7. Mehr als einmal tauchte in der unermüdlichen Wohltäterin der Armen der Gedanke auf, die schriftstellerische Tätigkeit aufzugeben, um sich ganz ausschließlich Werken der Barmherzigkeit zu widmen. Allein, wie gerade der Wunsch, sich mehr Mittel zu solchen zu verschaffen, sie einst zum Schreiben veranlaßt hatte, so hielt er sie auch jetzt daran fest. Sie rechnete auf etwa

[1] Apostelship in humble Life. A sketch of the life of Elisabeth Twiddy. London 1860.

200 bis 300 Pfund Sterling (4000 bis 6000 Mark) Honorar jährlich, und damit ließ sich schon manchen Armen helfen. Anderseits betrachtete sie aber auch ihr schriftstellerisches Talent als eine ihr von Gott verliehene Gabe, um im Sinne christlicher Bildung und Liebe auf die verschiedensten Kreise einzuwirken und an Stelle schlechter und gleichgültiger Unterhaltungslektüre eine solche zu bieten, welche die Seelen anderer auf sanfte Weise Gott näher bringen könnte.

Getragen von diesen schönsten Beweggründen, die einen Schriftsteller leiten können, irdische Not zu mildern und geistige Bildung zu heben, hat Lady Fullerton in ihren übrigen Lebensjahren eine überaus lebhafte literarische Tätigkeit entwickelt, ohne dabei ihre Pflichten als Gattin und Hausfrau oder ihre stete Sorge für die Armen Christi, ihre Lieblinge, zu vernachlässigen. Sie legte die Feder nur nieder, um Werke des Wohltuns zu vollbringen, und ruhte von diesen nur aus, um in angestrengter Arbeit sich neues Almosen für ihre Armen zu verdienen.

Ein großer Teil ihrer Werke gehört dem eigentlichen Gebiete der Erbauungsliteratur an. So schrieb sie das Leben der hl. Franziska von Rom, der sel. Lucia von Narni, der Anna von Montmorency, der edlen spanischen Bekennerin Luise de Carvajal, der Mutter Maria von der Vorsehung, der Barmherzigen Schwester Katharina Labouré, der frommen Elisabeth Twiddy, der Lady Elisabeth Falkland[1]. Sie übersetzte das Leben des hl. Johannes Berchmans, der Schwester Natalie Narischkin, der Mutter Duchesne, der ehrwürdigen Magdalena Barat, der Marchesa Falletti[2]. Manche dieser Leben sind von größerem Umfang, und schon die große Zahl setzt eine überaus langwierige, fleißige Arbeit voraus. Ein großes und nachahmenswertes Beispiel lag darin, daß eine Schriftstellerin, deren feinen Stil und zarten Geschmack die ersten Staatsmänner und Schriftsteller Englands bewunderten, es nicht unter ihrer Würde hielt, ihr Talent der religiösen Erbauung zu widmen und ihre Zeitgenossen darauf hinzuweisen, daß sich aus dem Leben heiliger und frommer Menschen mehr Gewinn ziehen läßt als aus dem bunten Flitter bloßer Unterhaltungsliteratur. Einzelne dieser Bücher, wie das Leben der

[1] The Life of St Francis of Rome etc., London 1855. — The Life of Louisa de Carvajal, London 1873. — The Life of Mère Marie de la Providence, London 1875. — The Miraculous Medal. Life and Virtues of Catherine Labouré, Sister of Charity, London 1880. — The Life of Elisabeth Lady of Falkland 1585—1630, London 1883. — A Child of the Sacred Heart, London.

[2] The Life, Virtues and Miracles of Blessed J. Berchmans etc., London 1866. — Natalie Narischkin, Sister of Charity, London 1877. — The Life of Mère Duchesne by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1879. — The Life of the Vener. Madelaine Barat by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1880. — The Life of the Marchesa G. Falletti di Baroto, from the Italian of Silvio Pellico, London 1866.

Luise von Carvajal, sind von wunderbarer Schönheit und haben auch bei Nichtkatholiken die freundlichste Beachtung gefunden.

Weniger günstig wurden in England ihre Gedichte[1] aufgenommen, obwohl manche derselben, wie „Der Goldgräber", „Der alte Hochländer" und namentlich einzelne ihrer Gelegenheitsgedichte, einen tief poetischen Sinn bekunden. Doch mag auch der Ausländer fühlen, daß sie sich in der gebundenen Rede nicht mit jener Freiheit, Fülle und hinreißenden Anmut bewegt, die ihren Prosastil auszeichnet. Ihre kleinen Dramen „Germaine Cousin, die Schäferin von Pibrac" und „Das Feuer von London"[2] sind allerliebst ausgeführt, das erste ein schönes Seitenstück zu Kardinal Wisemans „Verborgenem Edelstein", das zweite ein artiges Lustspiel; sie reichen indes nicht aus, ihr eine besondere Stelle in der dramatischen Literatur zu sichern. Dagegen bewährte sich ihre volle Meisterschaft auf dem Gebiete des Romans.

Die mehrjährige Pause, welche sie nach Vollendung ihrer ersten drei Gesellschaftsromane eintreten ließ (1852—1858), könnte die Vermutung erwecken, als hätte auch sie sich zeitweilig jener strengeren Ansicht genähert, welche um des vielen und argen Mißbrauchs willen am liebsten auf alle und jede Romane verzichten möchte. Nachdem indes Kardinal Wiseman in seiner „Fabiola" (1854), Dr Newman in seinen Romanen „Callista" und „Verlust und Gewinn" die Form des modernen Epos so glücklich im schönsten christlichen Sinne verwertet hatten, konnte wohl eine solche Abneigung in ihrem künstlerischen Geiste kaum Wurzel fassen. Eher ist anzunehmen, daß ihre äußeren Lebensschicksale ihr weniger Muße ließen, und daß sie durch ausgebreitete Studien und Lektüre sich zu neuem Schaffen erst vorbereiten wollte.

Im Jahre 1858 beginnt die Periode ihrer historischen Romane mit der französisch geschriebenen Erzählung „Die Gräfin von Bonneval, Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV." Auf Grund weniger und dürftiger Briefe hat sie darin nicht nur den Charakter der Titelheldin mit bewundernswerter Kunst weiter ausgesponnen, sondern daran auch ein lebensvolles Bild jener Zeit geknüpft, wie es nur wenigen französischen Schriftstellern gelungen ist. Im Jahre 1861 folgte nebst der ebenfalls französisch geschriebenen Erzählung „Rose Leblanc" der Missionsroman „Laurentia, eine Geschichte aus Japan", welcher, an der Hand der ältesten Berichte der Jesuiten über dieses Land, das erste Aufblühen der dortigen Mission und der sie durchkreuzenden Verfolgungen schildert. Das von ihr liebevoll ausgeführte Kulturbild hat ge-

[1] The Old Highlander etc., London 1849. — The Gold-Digger and other Verses, London 1872.

[2] Germaine Cousin, the Shepherdess of Pibrac. A Drama, London 1872. — The Fire of London, or Which is Which? A play in three acts and in verses, London 1882, Burns and Oates.

schichtlichen Wert, während die schönsten Züge christlichen Heldenmuts mit jener vollendeten Feinheit (refinement) gezeichnet sind, welche Henry Morley als den hervorragenden Charakterzug in den Schriften der Lady hervorhebt.

Diesem Muster eines Missionsromans folgten im Laufe der sechziger Jahre noch drei historische Romane. Der erste derselben, „Unglaublich und doch wahr", knüpft an das seltsame Gerücht, daß Charlotte von Braunschweig, vermählt mit dem Sohne Peters des Großen, durch Flucht dem auch ihr drohenden Todesloſe entgangen sei. Lady Fullerton läßt sie einen Franzosen, Herrn d'Auban, in zweiter Ehe heiraten, mit dem sie vor den Verfolgungen der russischen Regierung eine Zufluchtsstätte in Louisiana sucht und findet. Eine Empörung der Indianer treibt sie nach Frankreich zurück, wo neue Fährlichkeiten ihrer harren und die einstige Großfürstin noch einmal zwingen, nach Amerika zu fliehen. Die phantastische Verwicklung umfaßt deshalb zugleich das Frankreich Ludwigs XV., Rußland unter Peter I. und das Kolonistenleben in Amerika in ebenso fesselnder wie gelungener Schilderung[1]. „Constanze Sherwood" entwirft ein ergreifendes Zeitgemälde aus den Katholikenverfolgungen unter Elisabeth; „Ein stürmisches Leben" greift dagegen ins Mittelalter zurück und beschreibt auf Grundlage eingehender Studien und mit feinem Kunstgefühl die wirren Lebensschicksale der leidenschaftlichen Margaretha von Anjou[2].

In „Mrs Gerald's Nichte" (1869) kehrte die scharfblickende Kennerin des englischen Gesellschaftslebens in die neuere Zeit zurück[3], während ihr letzter Roman „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg" (1881)[4] an den Lebensschicksalen eines vornehmen französischen Mädchens ein durch und durch wahres, tieferschütterndes Gemälde der großen Revolution entwickelt. Niemand, der diese spannende Erzählung, so frisch, so lebensvoll, so reich an Handlung und Pathos, mit „Ellen Middleton" vergleicht, würde wohl von sich aus auf den Gedanken kommen, daß zwischen den beiden Werken ein Zeitraum von 37 Jahren liegt. Es atmet darin dieselbe Schaffenskraft, dieselbe reiche Phantasie, dieselbe Schönheit des Gedankens und der Sprache.

[1] La Comtesse de Bonneval, histoire du temps de Louis XIV, Paris 1857. — Rose Leblanc, Paris 1861. — Laurentia. A Tale of Japan. London 1861. — Too Strange not to be true. A Tale, London 1864.

[2] Constance Sherwood, An Autobiography of the 16th Century, London 1865. — A Stormy Life. A Novel, London 1867.

[3] Mrs. Gerald's Niece. A Novel, 3 Bde, London 1869. — Daran reihten sich sieben kleinere Erzählungen: Seven Stories, London 1873, und die Übersetzungen: The Notary's Daughter (M. J. d'Aulney), The House of Penarvan (J. Sandeau), London 1878, und Eliane. A Novel (Aug. Craven), London 1882.

[4] A Will and a Way. A Novel, 3 Bde, London 1881.

Die gesamte Novellistik Lady Fullertons umfaßt einen weiten Kreis der vielseitigsten Kenntnisse und Studien, bekundet ein tiefes Durchdringen des Menschenherzens und besonders des weiblichen Gefühlslebens und setzt die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Leben der höheren englischen Gesellschaft voraus. Auch die andern Lebenskreise ihrer Heimat bis hinab in die tiefsten Schichten der Armut und des Elendes hat sie durch ihr caritatives Leben unzweifelhaft sehr genau kennen gelernt; aber sie besaß den Volkshumor und den packenden realistischen Blick nicht, mit welchem z. B. Dickens diese bunte Musterkarte der seltsamsten Figuren nachzugestalten wußte. Ein um so tieferes Verständnis legt sie dagegen für das geistige, seelische Leben in seinen feinsten Unterschieden und Regungen an den Tag. Worin sie aber unbedingt alle neueren Romanschriftsteller Englands überragt, das ist die jungfräuliche Reinheit, die tiefreligiöse Idealität, welche sowohl ihre Charakterbilder als die Ausführung der Handlung beherrscht, der Geist des Glaubens, der ihr ganzes Sinnen und Denken und deshalb auch ihre Werke mit einem Dufte himmlischer Schönheit durchhaucht.

Die irdische Minne in ihrem Keimen, Blühen und Vergehen, in ihren Träumen und wechselvollen Stimmungen, das Herzeleid, mit welchem sie meist so unzertrennlich verknüpft ist, die Kämpfe, Prüfungen und Stürme, welche sie so vielfältig durchkreuzen, das Gewirre von Leidenschaft und Schuld, zu dem sie sich so leicht entfaltet, das herbe Schicksal, das so oft sie schuldlos trifft, das alles ist ihr kein bloßes Phantasiespielzeug oder Unterhaltungsrätsel, um die Gefühle ihrer Leser aufzuregen, zu spannen und zu verwirren, sondern ein ernstes, bedeutsames Stück des Menschenlebens selbst, an dem man die Irrungen des Herzens, die Gefahren der Seele, die Führungen der Gnade, die Rätsel des Lebens und ihre Lösung mit großem eigenem Gewinn betrachten kann. Bei allem Ernst der Auffassung findet sich deshalb in ihren Romanen nie ein Hauch jenes übersättigten Pessimismus, der in schrillen Dissonanzen den größten Teil der heutigen Romanliteratur durchklingt. In den Pfuhl des Häßlichen steigt sie nicht hinab, sie begnügt sich, zart und unverfänglich die Keime der Leidenschaft zu zeichnen, die dorthin führen. Nicht grollend und zürnend blickt sie aber in dieses Gewirre der Leidenschaft und der menschlichen Verirrungen hinein, sondern mit sanfter Teilnahme und innigem Mitgefühl, voll Hoffen und Sehnen, die Verirrten aus ihrem Leid zu dem einzigen Quell allen wahren Glückes, zu Gott, zurückzuführen. Über eine Welt voll Schuld und Leid ragt in ihren Erzählungen stets der unerschütterliche Glaube an jene heilige, versöhnende Macht empor, die beides überwunden. Man kann darum ihre fesselnden Seelengemälde kaum lesen, ohne sich geläutert und gehoben zu fühlen.

Seit 1880 kränkelnd, lebte Lady Fullerton die letzten Jahre meist zurückgezogen zu Ayrfield (Bournemouth) in Südengland. Auch hier stiftete sie ein

kleines Armen- und Krankenhaus. Im Kreise der armen Kinder, die hier um eine liebliche Krippe versammelt waren, feierte sie ihr letztes Weihnachtsfest. Am 19. Januar 1885 entschlummerte sie sanft und friedlich im Herrn. „Um was ich jetzt bete", schrieb sie in ihrem letzten Briefe, „ist, anzufangen, Gott mit einer Liebe zu lieben, die jegliche andere Liebe aufzehrt und das Herz mit Sehnsucht nach dem Tode erfüllt."

Bis in ihre letzte Lebenszeit hinein fuhr sie indes nicht nur fort, unermüdlich sich an den verschiedensten Werken der Nächstenliebe zu beteiligen, sondern bewahrte auch ihr freundliches Interesse für die Literatur. Mit den Dichtern Sir Henry Taylor und Aubrey de Vere stand sie persönlich in freundschaftlichem Verkehr, und wenn ihr auch die Dichter ihrer Jugendzeit besser zusagten als Tennyson, so fand sie doch auch in dessen Werken manches, was sie wahrhaft erfreute.

Ein wahrer Robinson[1].

Die gewöhnlichen Robinsonaden laufen auf phantastische Abenteuer und banale Humanitätspädagogik hinaus. Das erstere ist heutzutage die Hauptsache. Owen Evans, der Held der vorliegenden Erzählung, äußert deshalb (im 55. Kapitel) das Bedenken, ob seine Blätter überhaupt einen Leserkreis finden möchten:

„Ein mir befreundeter Buchhändler", sagt er, „dem ich einen Teil meines Manuskriptes vorlegte, benahm mir allen Mut, meine Erzählung weiter fortzusetzen, indem er mir sagte, mit einem monotonen Berichte wirklich dagewesener Tatsachen sei dem Publikum nicht gedient. Ich würde ungleich mehr Erfolg haben, wenn ich irgend eine Mordgeschichte, einen Zusammenstoß mit Seeräubern oder sonst ein grausiges Abenteuer erzählte, wobei einige Dutzend Menschen abgeschlachtet oder ein ganzes indisches Dorf niedergemetzelt würde, so daß dem Leser die Haare zu Berge ständen."

So effektvoll schaurig sind die Abenteuer dieses neuen Robinson nicht. Owen Evans ist ein angehender Schiffschirurg, der wider sein Vermuten auf das Schiff eines Piraten gerät und von diesem mit vier englischen Seeleuten und einem spanischen Priester auf einer öden Insel ausgesetzt wird. Hier erleben sie allerhand Jagd- und andere Abenteuer, wie sie mit einem primitiven Naturleben verbunden sind. Die Hauptsache aber ist, daß der spanische Missionär Don Manuel der Freund und Tröster der fünf protestantischen Insulaner wird und sie dann langsam in den Schoß der Kirche zurückführt.

[1] Ein wahrer Robinson oder: Die Abenteuer Owen Evans'. Von W. H. Anderdon S. J. Nach dem Englischen von M. Hoffmann, Freiburg 1881 [2. Aufl. 1905] Herder; vgl. Stimmen aus Maria-Laach XXII (1882) 341.

Diese Konversionsgeschichte hat P. Anderdon, selbst Konvertit und Anverwandter des Kardinals Manning[1], mit tiefer Kenntnis des Menschenherzens und des Gnadenlebens in einfacher und doch ungemein spannender Weise durchgeführt. In der Charakteristik Don Manuels spiegelt sich nicht nur eine spezielle Individualität, sondern der Beruf und die Würde, das Walten und Wirken des Priesters überhaupt im Dienste der göttlichen Gnade. Don Manuel ist weder ein romantischer Padre Cristoforo noch ein banger Don Abbondio, sondern ein schlichter, einfacher und braver Priester, der aber in seiner einfachen Bescheidenheit das priesterliche Ideal in anziehendster Weise verwirklicht. Die religiöse Verwicklung, mit den Abenteuern der Insulaner anmutig verwoben, gibt der Robinsonade einen ernsteren, tieferen Gehalt und macht sie zu einer sehr „wahren" Geschichte. Die Erzählung unterhält nicht nur, sie belehrt auch und tritt in ebenso liebenswürdiger als wirksamer Weise dem öden, konfessionslosen Humanitätswesen entgegen, das noch immer einen großen Teil der Jugendlektüre beherrscht.

Benjamin Disraeli als Romanschriftsteller (1804—1881; seit 1876 Earl of Beaconsfield)[2].

Mehr als vierundfünfzig Jahre sind es, seitdem der heutige Lord Beaconsfield, damals Benjamin Disraeli, als Jüngling von 21 Jahren, nach einer sehr kurzen juristischen Studienzeit zugleich als Literat und Publizist vor die Öffentlichkeit trat, indem er seinen ersten Roman „Vivian Grey" herausgab und gleichzeitig die Redaktion einer täglich erscheinenden Zeitung „Repräsentative" übernahm, welche mit der „Times" konkurrieren sollte. Das Blatt fristete nur ein sehr kurzes Dasein. Nach einem halben Jahr ging es ein. Glücklicheren Erfolg hatte der Roman, welchem der junge Schriftsteller denn auch, von einer Reise in die Levante zurückgekehrt, eine Reihe anderer Romane folgen ließ, die teils durch ihre Sittenschilderungen aus dem Leben der höheren Stände, teils durch originelle neue Gedanken und Auffassungen, teils durch ihre politische Färbung und satirische Anspielungen auf die Gegenwart die öffentliche Aufmerksamkeit erregten. Es sind die Romane: „Popanilla", „Alroy", „Der junge Herzog" (1831), „Contarini Fleming" (1832), „Ixion im Himmel", „Henriette Temple" (1836), „Venedig" (1837). Obwohl sich in denselben eine scharfe Beobachtungsgabe, lebendige Phantasie

[1] P. William Anderdon, 1856—1864 Professor der Universität Dublin, später fleißiger Mitarbeiter an der Zeitschrift The Month, war auch sonst ein fruchtbarer Schriftsteller. Er war geboren 1816, seit 1846 in der anglikanischen Kirche bepfründet, konvertierte 1850, wurde 1853 zu Rom Priester, trat 1872 der Gesellschaft Jesu bei und starb zu Roehampton am 28. Juli 1890.

[2] Stimmen aus Maria-Laach XX (1881) 285—303.

und reiche poetische Anlagen verraten, bekunden sie doch mehr Hinneigung zum praktischen, politischen Leben als zu stiller poetischer Beschaulichkeit. Sobald er konnte, betrat der Romancier auch wirklich das Feld der Politik, schrieb rein politische Schriften, und verwertete fürder sein poetisches Talent hauptsächlich dazu, seinen politischen Anschauungen Ausdruck zu leihen, denselben Freunde zu gewinnen und sich selbst im lebendigen Andenken seiner Zeitgenossen zu erhalten. „Coningsby" (1844), wohl der bedeutsamste seiner Romane, von welchem 50 000 Exemplare allein nach Amerika wanderten, enthält ein förmliches politisches Programm[1]. „Sibil oder die beiden Nationen" erweiterte dieses Programm nach andern Gesichtspunkten. „Tancred oder der neue Kreuzzug" (1847) lenkte von den sozial-politischen und Reformfragen der vierziger Jahre auf religiöse Fragen und Ideen über, ohne es indes hier zu einer glücklichen Lösung zu bringen, da der poetische Staatsmann von einer ganz phantastischen Verehrung des Judentums eingenommen war und darum die Bedeutung des Christentums für die moderne Gesellschaft nicht erfaßte.

Selbst in das politische Leben Englands hineingerissen, verstummte von 1848 an der Romancier Disraeli, bis ihn endlich nach 20 Jahren das Establishment der irischen Staatskirche aus dem Kabinett verdrängte und ein vorübergehender Unmut ihn bewog, in einem neuen Roman, „Lothair", die Hochkirche zu verherrlichen, katholische Institutionen und Persönlichkeiten aber mit satirischer Feder zu verfolgen. Im Jahre 1874 wieder an die Spitze der Regierung gelangt, fand er keine Muße zu weiterer novellistischer Tätigkeit. Er hatte wichtigeres zu tun. Als ihn indes die Parlamentswahlen von 1880, trotz seiner großartigen Erfolge auf dem Gebiete der äußeren Politik, abermals aus der Regierung verdrängten, griff der merkwürdige Staatsmann — nun ein Greis von 75 Jahren — auch abermals zur Feder und beschenkte die englische Lesewelt gegen Ende vorigen Jahres mit einem neuen Roman: Endymion[2].

Die Urteile über diesen neuen Roman lauten sehr verschieden. Ein Schweizer Kritiker nennt ihn „das langweiligste Geschwätz, was je dagewesen", ein Amerikaner wirft den ehrenwerten Lord ganz aus der Literatur hinaus, ein deutscher Rezensent erklärt Endymion für „ein Niedagewesenes an Geistesöde, schriftstellerischem Dilettantismus und Schamlosigkeit". Ein französischer Kritiker im Monde dagegen hält Endymion für den besten Roman Disraelis, für ein Muster des politischen Romans überhaupt.

---

[1] Das Programm des sog. jungen England, dessen Anhänger die konservativen altenglischen Grundsätze der Tories mit den industriellen und merkantilen Fortschritten der Neuzeit auszugleichen und so die sozial-politischen Probleme der Gegenwart zu lösen suchten.

[2] London 1880. 3 Bde; autorisierte Übersetzung von C. Böttger (3 Tle), Leipzig 1881, Brockhaus.

Unstreitig erinnert der neue Roman in manchen Zügen an die früheren, besonders an „Coningsby". Wie dort, so wird auch hier die praktische Heranschulung eines jungen Mannes fürs Staatsleben geschildert. Wie dort, vollzieht sich diese Heranbildung teils in den Kreisen der merkantilen, bürgerlichen Geschäftswelt, teils in den Zirkeln der hohen und höchsten Aristokratie. Allein während dort ein festes politisches Programm in einem künstlerisch abgerundeten Zeitbild Leben und Gestalt erhält, verfließt hier eine an sich anziehende Familiengeschichte in das Traumland eines märchenhaften Glückes, phantastische Gestalten und Namen stören die dazwischen liegende ganz realistisch beschriebene Zeitgeschichte; diese selbst, weil viel zu lange, ermüdet durch ihre ewigen Ministerwechsel und Parlamentsschwierigkeiten, während eine Menge rätselhafter Anspielungen und Phantasiesprünge die an sich schlichte, manchmal anmutige Erzählung zum Vexierspiele gestalten.

Den Roman jedoch ein „Niedageweſenes an Geistesöde, schriftstellerischem Dilettantismus und Schamlosigkeit" zu nennen, wie es dem deutschen Kritiker beliebt hat, das scheint doch mehr als stark, und ihm Zolas „Nana", d. h. die Geschichte einer gemeinen Pariser Dirne vorzuziehen, und zwar aus Gründen der Moralität, das setzt einen seltsamen Begriff von Moralität voraus. Den ganzen Roman durchwaltet nicht nur ein feines Anstandsgefühl und eine gemessene äußere Respektabilität, sondern auch eine sittliche Würde und Reinheit, die äußerst vorteilhaft von sehr vielen Produkten moderner Belletristik absticht. Was aber die Geistesöde anbetrifft, so braucht man nur die Charakteristik des neidischen, eiteln und hämischen Brotliteraten St Barbe zu lesen, um sich zu überzeugen, daß Lord Beaconsfield ebensoviel Geist und Witz besitzt, um treffende Charakterköpfe zu skizzieren, als Fräulein Evans oder Madame Lewes; wie soll man sie nennen?[1] Auch an Humor, Phantasie und Herz fehlt es nicht, obwohl der Novellist es nicht liebt, rührende Situationen geschwätzig breitzuschlagen. Es genügt ihm, die ergreifende Lage flüchtig anzudeuten und die Rührung dem Leser zu überlassen. Überhaupt skizziert er mehr, als daß er mühsam schattiert oder koloriert. Auf Stimmungsbilder legt er wenig Wert und verwendet darauf auch keine Mühe; aber die Charaktere bilden ein sehr reichhaltiges, scharfgezeichnetes und interessantes Skizzenbuch.

Der liberale und doch ritterliche Prinz Florestan, der kluge Minister Sidney Wilton, der energische Staatsmann Roehampton, der radikale Farmerssohn und Fabrikherr Job Thornberry, der phantastische Jakobit Waldershare, der stille Naturfreund und Prediger Penruddock, der abgelebte steinreiche Lord

[1] Die jüngst verstorbene Schriftstellerin Mary Evans (die Übersetzerin von Strauß' „Leben Christi", bekannt unter dem Namen George Eliot) lebte mit dem Goethe-Biographen Lewes in einem ähnlichen Verhältnis wie Goethe mit Mamsell Vulpia.

Simon Montfort sind lauter bestimmte, kenntliche Figuren, die sich gleich dem Gedächtnis einprägen. Auch die Frauencharaktere sind von interessanter Verschiedenheit und fein gezeichnet. Mißglückt zu nennen ist wohl bloß der Held der Titelrolle, den selbst seine künftige Frau einmal „Ritter von der traurigen Gestalt" nennt. So fein und psychologisch nämlich auch Endymion charakterisiert ist, so hat sein Charakter doch zu wenig Kraft und Leben, als daß er als Hauptträger der Handlung befriedigen könnte. Jedenfalls wird dieser Übelstand der Erzählung bedeutend dadurch gemildert, daß der Charakter Myras, der Zwillingsschwester Endymions, nun um so schärfer hervortritt, der ganze Roman sich auf dem edeln Motiv treuer Geschwisterliebe aufbaut. Während Endymion ein passiver, stiller, weicher, fast mädchenhafter Charakter ist, der im rauhen Leben notwendig zurückgedrängt und zerquetscht werden müßte, besitzt Myra alles, was ihm fehlt, um es zu etwas zu bringen: Energie, Kraft, Mut, Ehrgeiz, männliche Festigkeit. Sie ist die eigentliche, aktive Heldin des Romans. Sie greift ein und gestaltet ihr und ihres Bruders Glück.

Die Erzählung holt ziemlich weit — beim Großvater der beiden Geschwister — aus, welcher unter Pitt und Grenville wichtige Ämter bekleidet und es zu einigem staatsmännischen Rufe gebracht hatte, ohne jedoch das ersehnte Ministerportefeuille zu erlangen. Das sollte, wie er hoffte, sein Sohn William Pitt Ferrars, der sich denn auch schon während seiner Studien zu Eton und Oxford hervortat und unter Lord Castlereagh noch als junger Mann Lord des Schatzamts und Unterstaatssekretär wurde und noch mehr zu werden versprach, als beim Tode Liverpools die Tories sich entzweiten. Ferrars dankte ab, als Canning Minister wurde, und setzte seine weiteren Hoffnungen auf den Herzog von Wellington. Er hatte inzwischen die erste „Schönheit der Saison" geheiratet, lebte auf hocharistokratischem Fuß und machte einen Aufwand, dem viele reichere Familien nicht nachzueifern wagten. Canning stirbt im August 1827, Lord Goderich hält sich nicht lange am Ruder. Wellington wird Premier, und durch ihn gelangt Mr Ferrars zwar noch nicht zu einem Ministersessel, aber doch zu einer Stelle im Privy Council und einem der höchsten Ämter. Bei einem großen Diner, das der glücklich emporgekommene Mr Ferrars gibt, begegnen uns zuerst die beiden Geschwister, deren Schicksal der Faden des Romans bildet, artige, vielversprechende Kinder, aber noch vornehmer aufgeputzt als ihre verschwenderische Mutter, altklug, verhätschelt und stolz. Sie träumen schon davon, einst in den höchsten Regionen der Gesellschaft zu glänzen. Was Wunder! Minister, Gesandte, Fürstinnen gehen im Haus und auf dem Landhaus der Ferrars aus und ein. Ein russischer Großfürst spielt im Garten mit den schönen, stolzen Kindern, und ein deutscher Prinz fragt Endymion, ob er einmal in die Garde der Königin treten wolle.

Eine Zeitlang geht alles gut. Der Austritt Huskissons', Dudleys, Palmerstons und Grants aus dem Ministerium führt zwar einige Besorgnisse herbei — Ferrars erhält den Ministerposten nicht, den er jetzt ganz sicher erwartet hatte. Er bleibt indes in seiner Stellung, seine Frau gewinnt immer größeren Einfluß in der vornehmen Welt. Wellington lenkt das Staatsschiff glücklich durch den Sturm, den die Katholikenemanzipation aufgewühlt, behauptet sich auch in den Schwierigkeiten des Jahres 1830 am Steuer. Aber der Tod Georgs IV. führt plötzlich einen unerwarteten Umschwung herbei. Das Ministerium Wellington, von dem die Tories sich eine lange, ewige Dauer versprochen, wird gestürzt, und das ganze Lebensglück seiner Anhänger bricht mit seinem Sturz zusammen. Ferrars ist nicht der Krösus, für den er galt. Die Erbschaft seiner Eltern ist mit schweren Schulden belastet, der Aufwand seiner Frau nicht bezahlt, sein Gehalt — die einzige regelmäßige Einnahmequelle — versiegt, das Vermögen der Kinder sogar zum Teil schon aufgebraucht. Trostlos und innerlich gebrochen zieht sich der gebeugte Staatsmann aus der Hauptstadt auf ein kleines, vernachlässigtes Landgut, Hurstley in Berkshire, zurück, um hier einzig seiner Familie und der Erziehung für beide Kinder zu leben. Diese sind jetzt 13 Jahre alt. Endymion findet die Abwechslung nicht so übel; aber Myra sagt: „Mir ist, als wären wir von einem Stern herabgefallen."

Der Sturz ist wirklich ein gewaltiger. Ferrars Frau, die hohe, vornehme Weltdame, kann sich in die bescheiden ärmlichen Verhältnisse nicht finden. Statt der ganzen glänzenden Gesellschaft von London haben sie nun keine Freunde mehr als die bescheidene Familie des Pfarrers Penruddock von Hurstley. Im Gespräch mit den Farmern des abgelegenen Dorfes hat der ehrgeizige Staatsmann Gelegenheit, zu beobachten, wie sehr er sich über die Macht seiner Partei verrechnet, wie tief die liberalen Ideen Broughams schon ins Volk gedrungen. Von seiner Frau vertröstet, hofft er indes und hofft noch immer eine bessere Wendung der Dinge. Diese Hoffnungen wachsen im Laufe des Jahres 1834. Das mächtige Reformkabinett gerät trotz seiner ungeheuren Schwierigkeiten ins Wanken; Grey resigniert. Lord Melbourne tritt an die Spitze. Im November demissioniert auch er, und Wellington wird vom König mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Bei dieser Nachricht lebt die Frau Ferrars' neu auf. Sie läßt ihrem Mann keine Ruhe. Er muß alsbald nach London, um den günstigen Zeitpunkt zu benützen. Sir Robert Peel, der inzwischen der entscheidende Mann geworden, bietet ihm einen hohen Verwaltungsposten, wenn er seinen Sitz im Unterhaus sichern könne. Das kann Ferrars nicht. Eine zweite Reise nach London im folgenden Jahr bleibt ebenfalls erfolglos. Eine höhere Stellung wird ihm von den eigenen Parteigenossen nicht angeboten. Einen

untergeordneten Posten verschmäht er, nicht aus eigenem Antrieb, sondern weil der Stolz seiner Frau ihn davon abhält. Er bringt von seiner zweiten Londoner Reise nichts mit nach Hause als die bitterste Enttäuschung und eine Anstellung für Endymion als Schreiber im auswärtigen Ministerium. Hiermit ist so viel gewonnen, daß weitere Studienauslagen für den Knaben nicht mehr nötig sind und er doch hoffen kann, noch Karriere zu machen. Aber was dem Vater eine Erleichterung der häuslichen Sorge zu sein scheint, ist der Mutter in diesem Moment ein namenlos schmerzlicher, unerträglicher Schlag. Sie bricht unter diesen Enttäuschungen zusammen. Endymion trifft sie noch bei einem Weihnachtsbesuch am Leben; aber es ist die alte lebensfrohe Dame nicht mehr; sie ist zusammengefallen, krank, elend — während des Besuches rafft sie ein jäher Fieberanfall dahin. Eine Zeitlang hält sich Ferrars noch aufrecht. Aber endlich erdrückt auch ihn seine Lage. „Er nahm", so sagt der Erzähler, „seine Zuflucht zum Selbstmord, wie es viele tun, aus Mangel an Vorstellungsgabe[1]. Die Gegenwart wurde ihm zu hart, die Zukunft war ihm bloß ein chaotischer Nebel."

Der ganze Verlauf der furchtbaren Familienkatastrophe ist, obwohl kurz und oft nur andeutungsweise, doch mit dem feinsten psychologischen Takt und mit ergreifender Dramatik geschildert. Der Kontrast zwischen dem glänzenden Leben in London und dem einförmigen Landaufenthalt zu Hurstley ist mit fesselnder Lebendigkeit gezeichnet, das tragische Los des ehrgeizigen Staatsmannes mit stets sich steigernder Spannung erzählt. Die politische Zeitgeschichte bildet einen interessanten Hintergrund: das Hauptinteresse aber bleibt auf die beiden Kinder gelenkt, deren liebliche Gestalten voll Herzensgüte und Unschuld gewinnend aus dem düstern Familiendrama hervorstrahlen.

Das Unglück, unter welchem ihre Eltern zusammensinken, gibt ihnen die einfache, schlichte Natürlichkeit der Jugend zurück, veredelt und läutert ihre Seele, stählt ihren Charakter. Endymion, so wird uns erzählt, fühlte sich anfänglich gar einsam in dem großen London, als er, so jung aus dem Familienleben herausgerissen, vor seiner neuen Laufbahn stand. „‚Morgen soll ich in Somerset House sein!' Und dann dachte er, was sie jetzt wohl in Hurstley machten — an die schreckliche Trennung von der Mutter, die ihm das Herz in der Brust zusammenschnürte, an die letzten Worte des Vaters. Und dann dachte er an Myra, und Tränen rieselten verstohlen seine Wangen hinab. Er kniete an seinem Bette nieder und betete."

Myra, in der Einsamkeit von Hurstley zum blühenden Mädchen herangewachsen, kann sich nicht, wie Endymion, mit dem bescheidenen Lose be-

[1] Eine sonderbare Erklärung des Selbstmordes, da der Selbstmord doch in den meisten Fällen mit falschen, überspannten, krankhaften Phantasievorstellungen zusammenhängt.

gnügen. Sie sehnt sich von Anfang an in die große Welt zurück; sie faßt den Gedanken, die Ehre und das Glück der gesunkenen Familie wiederherzustellen. Nigel Penruddock, der Sohn des Pfarrers von Hurstley, ein talentvoller junger Mann, erst Gespiele der beiden Kinder, später, nach glänzenden Studien, nach Hause zurückgekehrt, bewirbt sich um ihre Hand. Ferrars, der Vater, unterstützt diese Bewerbung, um seine pekuniäre Not gemindert, sein Kind gesichert zu sehen. Aber Myra weist Nigels Hand von sich, weil, wie sie sagt, ihr Leben einem andern gehöre, und dieser andere ist Endymion. „Nie gedenke ich ihm mit meiner schwesterlichen Liebe Schwierigkeiten zu bereiten, vielleicht werde ich ihn später weniger sehen als jetzt; aber was immer mein Los sein mag, hoch oder niedrig, ich will in der Welt die tätige, regsame Welt sein, die nur für ihn arbeitet, nur an ihn denkt, ja, die alle Ereignisse und Verhältnisse zu seinen Gunsten gestaltet. Ich bin durch langes Nachdenken zu der Überzeugung gekommen, daß ein Mensch mit klarem, bestimmtem Zweck ihn auch erreichen muß und daß nichts einem Willen widerstehen kann, der selbst die eigene Existenz für die Erreichung seines Zieles einsetzt."

So stehen die beiden jungen Leute nun allein. Die Hinterlassenschaft des Vaters genügt, um die Beerdigung desselben zu bestreiten. Für Myra bleibt eine kleine Summe von zehn Pfund. Endymion geht nach London zurück an seinen sehr untergeordneten Schreiberposten, Myra folgt ihm bald dahin, um Gesellschaftsdame und Erzieherin bei einer Bankiersfamilie zu werden. Hiermit beginnen nun Endymion Ferrars' „Lehrjahre", von denjenigen Wilhelm Meisters sehr verschieden, obwohl die ursprüngliche Charakteranlage viel Ähnliches bietet, beide durchs wirkliche Leben herangeschult werden.

Die Kreise, in welchen sich Endymions Leben bewegt, sind anfänglich sehr bescheiden. Er findet Unterkunft bei Herrn und Frau Rodney, früheren Bediensteten seines Vaters, die dem unglücklichen Staatsmann auch nach dessen Sturz die Anhänglichkeit treuer Dienstboten bewahrt haben und den Sohn ihres früheren Herrn wie ein Andenken eines entschwundenen goldenen Zeitalters verehren. Sie leben von dem Ertrag eines ansehnlichen Hauses, dessen Räume sie als möblierte Logis vermieten. Endymion erhält darin ein Dachstübchen, klein, aber artig und komfortabel eingerichtet. Imogen, eine jüngere Schwester der Hausfrau, nimmt sich seiner an und scheint für eine Weile bestimmt, einst die Verlobte des jungen Schreibers werden zu sollen. Dieser hält sich indes brav und solid und spinnt keine Liebesgeschichte an.

Er ist fleißig auf seinem Bureau, arbeitet sich in die technischen Kenntnisse seines Amtes hinein, gewinnt Freunde und lernt das politische Leben in seinen weiteren Kreisen kennen, ohne in die trüben Wirbel der Gesellschaft

hineingezogen zu werden. Seine Kameraden sind gute Jungen, obschon einige von ihnen stark die Radikalen spielen. Mr Jawitt verspricht einst Präsident einer englischen Republik zu werden, Mr Seymour der elegante Mann des Tages, Mr St Barbe der Schriftsteller und Publizist der Zukunft. Alle sind liberal, auch Mr Trenchard, der sich Endymions am meisten annimmt. In einem gemütlichen Restaurant erholen sich die jungen Clerks von ihren Kopistenarbeiten, treiben ihren Ulk, besprechen Theater und Literatur, hohe Politik und Presse. Sie bringen dem Neuling eine liberalere Richtung bei, obwohl Endymion Widerstand leistet und in seinen politischen Anschauungen sehr gemäßigt bleibt. Ein anderer Charakter, der auf ihn Einfluß gewinnt, ist Waldershare, ein junges Parlamentsmitglied, noch Junggeselle, ein merkwürdiges Original, strenger Tory und Hochkirchler, halber Jakobit und doch wieder halb Ungläubiger. Er setzt sich in den Kopf, Imogen, die Schwester der Hauswirtin, zu einer hohen, vornehmen Dame heranzubilden, und setzt das wirklich durch. Obwohl Phantast, hat er ausgebreitetes historisches Wissen, viele politische Konnexionen — er nimmt Endymion mit in Parlamentssitzungen und in Restaurants, wo er zum erstenmal sein Beefsteak mit Parlamentsmitgliedern und Senatoren verzehrt. Wieder ein anderer Pädagog Endymions ist Mr Vigo, ein Modeschneider, der es zum vornehmen Herrn gebracht, bei dem Opernsänger und Schauspieler verkehren und der zuerst dafür sorgt, daß Endymion ein eleganter, gutgekleideter Gentleman wird. Er bringt ihm jenen äußeren Takt bei, ohne den man in der höheren Gesellschaft nicht bestehen kann. Nicht ohne Bedeutung ist auch eine mysteriöse Persönlichkeit, ein Fremder, der als „Hauptmann Albert" ebenfalls ein Logis bei der Familie Rodney bezieht und sich später als derselbe entthronte und verbannte Kronprätendent entpuppt, der schon in den ersten Kapiteln eingeführt ist, dessen Mutter, Königin Agrippina, an Königin Hortensie erinnert und der bald auch selbst, nachdem er seine englische Erziehung vollendet — als handelnde Person in den Roman eingreift.

Myra tritt inzwischen ihren Dienst als Gouvernante an und erobert im Sturm alle Herzen. Der Bankier Neuchatel, ein zweiter Rothschild, seine Frau, die, vom Reichtum übersättigt, nach stillem, einfachem Naturgenuß sich sehnt, ihre vielumworbene Tochter Adriana, welche nicht heiraten will, weil sie keinen ihrer Freier für uneigennützig und deshalb für würdig hält — kurz, das ganze Haus schwärmt bald für das noch immer schwarzgekleidete Fräulein. Denn Myra hält die Trauerzeit, solang es die Schicklichkeit erlaubt, und nimmt deshalb an den gesellschaftlichen Unterhaltungen vorläufig keinen Anteil. Kaum tritt sie jedoch hier auf, so übt sie auch hier einen mächtigen Einfluß aus und erwirbt ihrem Bruder den Vorteil, erst Gast und dann Hausfreund in den reichsten und vornehmsten Häusern

Londons zu werden. Die Hauptperſonen, mit welchen die beiden Geſchwiſter in Hainault Houſe, dem Sitze der Familie Neuchatel, zuſammentreffen, ſind der exilierte Prinz Floreſtan, Sohn der Königin Agrippina — dann der Earl von Roehampton, nächſt dem Premierminiſter augenblicklich das einflußreichſte Mitglied des Kabinetts, ein Mann in mittleren Jahren, ſeit zwei Jahren Witwer — endlich Berengaria, Gräfin von Montfort, die junge Frau eines überaus reichen, alten Ariſtokraten von koloſſalem Reichtum, der aber, nach bewegter Jugend, ſchon abgelebt ein einförmiges Privatleben führt, auf Kurioſitäten fahndet und mit der Angel fiſcht, während ſeine Frau eine große Rolle in den Salons ſpielt und hohe Politik treibt.

Dieſe geſchäftige Dame hegt den Plan, Lord Roehampton wo möglich durch eine glückliche Heirat mit Adriane Neuchatel, der Tochter des hohen Finanzmannes, zu verbinden und ſchmeichelt ſich ſchon mit der Hoffnung des Gelingens. Ihr Plan wird aber ganz unerwartet durchkreuzt. Ein paar Soireen genügen, um ſowohl den Prinzen Floreſtan als den Miniſter Lord Roehampton zu Verehrern der armen Gouvernante Myra zu machen. Der letztere kommt dem Prinzen mit raſcher Erklärung zuvor — und noch ehe ein Jahr ſeit des Vaters Tode verfloſſen, iſt Myra ſeine Braut, Endymion der Schwager eines der leitenden Staatsmänner von England. Die Hochzeitsreiſe der Schweſter nach Spanien, eine Ferientour des Bruders nach Schottland trennt für einige Zeit die beiden Geſchwiſter.

Endymion wird von der plötzlichen Wendung des Schickſals ſo wenig zum Ehrgeiz hingeriſſen, daß er ſogar daran denkt, Imogen, die freundliche Schweſter ſeiner Hauswirtin, der früheren Kammerfrau, zu heiraten und ſeinen Lebensplan auf denjenigen eines ruhigen Stillebens zu beſchränken. Aber Myra hält ihren früheren Lebensgedanken feſt: aus Endymion ſoll noch etwas werden. Dank dem Einfluß ihrer neuen Lebensſtellung erhält er vorläufig eine höhere Beamtung beim Board of Trade und wird Privatſekretär des Miniſters Sidney-Wilton, der einſt mit ſeinem Vater befreundet geweſen, und dieſer gewandte Staatsmann zieht ihn ſelbſt zum höheren Staatsdienſt heran und macht ihn zu ſeinem Vertrauten. Durch ihn wird er mit Lady Montfort bekannt, welche bereits eine Freundin Myras geworden iſt und ihn unter die Zahl der politiſchen Größen aufnimmt, die ſie im diplomatiſchen Salonverkehr patroziniert. Auch der alte Lord Montfort hat Gefallen an dem jungen Mann und eröffnet ihm ſein Haus. Das Glückskind kommt mit den höchſten Diplomaten und Staatsmännern in Berührung, Lady Montfort wetteifert mit Myra, um auch ihn zu einem ſolchen zu machen. Überall muß er mit dabei ſein. So wird er auch als Zuſchauer zu dem Turnier geladen, das Lady Montfort zur Unterhaltung ihrer vornehmen Freunde auf Montfort-Caſtle in Nordengland veranſtaltet. Der Miniſter Sidney-Wilton fungiert als König des Turniers, Lady Montfort als

Königin des Turniers und Lady Roehampton als „Königin der Schönheit". Der Graf Ferroll und Prinz Floreſtan kämpfen zuletzt um den Preis, und Endymion nimmt ſo lebhaft für letzteren Partei, daß er darüber faſt in Mißhelligkeit mit Lady Montfort gerät. Der junge Idealiſt muß auch in den glänzenden Unterhaltungen und Feſtlichkeiten der großen Welt ſein Lehrgeld zahlen.

Aus der poetiſchen Maskerade, in welcher die hohe Ariſtokratie mehr den Glanz ihres jetzigen Reichtums als die Erinnerungen ihrer Herkunft von mittelalterlichen Rittern zur Schau trug, wird der politiſche Lehrling alsbald in die trockenſte Proſa verſetzt. Denn während man ſich ſo trefflich amüſierte, laſteten nicht geringe finanzielle Schwierigkeiten auf dem Land. In Mancheſter bildete ſich die Anti-Corn-Law-League und breitete ihre Tätigkeit immer weiter aus. Der Miniſter Sidney-Wilton iſt darob nicht ohne Beſorgnis und ſchickt darum ſeinen Privatſekretär nach Mancheſter, teils um ihn die wichtige Frage praktiſch ſtudieren zu laſſen, teils um ſelbſt durch ihn eine genaue Orientierung zu gewinnen. Für Endymion die nützlichſte Schule. Er lernt die Notſtände und Bedürfniſſe des Landes aus eigener Anſchauung kennen. Bei den Fabrikherren und Arbeitern von Lancaſhire bekommt er ganz anderes zu hören als bisher in den politiſchen Salons. In dem Redner eines Meetings gegen die beſtehenden Korngeſetze findet er einen alten Jugendbekannten wieder, den Sohn des Farmers Thornberry aus Hurſtley, der inzwiſchen Fabrikbeſitzer geworden und mit ſchlagender Beweisführung den Freihandel verficht. Endymion beſucht ihn und bekommt noch derbere Auskunft. Job Thornberry weiſt ihn nach Glasgow und Paisley, und die Lage dieſer Fabrikdiſtrikte erregt in dem jungen Politiker noch mehr Bedenken. Die von Cobden ausgegangene Bewegung wächſt dem Miniſterium beinahe über den Kopf. Glückliche Erfolge in der äußeren Politik, namentlich in der ägyptiſchen Frage, halten es während des Jahres 1840 noch über Waſſer, aber im folgenden Jahre weiß es einer Abdankung nur durch Auflöſung des Parlaments zuvorzukommen.

Nun ſoll Endymion ins Parlament. Er will nicht; denn noch immer ſchwebt ihm das Los ſeines Vaters vor; darum zieht er es vor, ſich nach einer untergeordneten feſten Beamtung umzuſehen, als ſeine Gegenwart und Zukunft dem Glücksſpiel einer Wahl zu unterwerfen. Aber die ehrgeizige Myra gönnt ihm keine Ruhe: er *muß* ins Parlament. Die Damen bringen ihn gegen ſeinen Willen hinein. Es iſt ein wunderlicher Abſchnitt, dieſe Wahlkampagne. Lady Montfort ſtellt Endymion als Kandidaten auf und dringt in die Bureaux der Miniſter ein, um ihm einen Sitz zu verſchaffen. Lady Roehampton bearbeitet den Widerſtrebenden mit unaufhörlichem Zureden, daß er annimmt. Von unbekannter Hand wird ihm plötzlich eine Summe von 20 000 Pfund Sterling zugeſtellt, wodurch allen Bedenken für

seine zukünftige Stellung ein Ende gemacht wird[1]. Lady Montfort setzt es bei ihrem Gemahl durch, daß Endymion in einem Wahlkreis aufgestellt wird, über den er verfügt, und da sich hier wegen der Lokalverhältnisse unüberwindliche Schwierigkeiten zu erheben scheinen, wird die mächtige Patronin der Tories, Lady Beaumaris, die frühere Imogen, noch zu Hilfe gerufen: Lord Beaumaris, der über die Opposition verfügt, muß den Damen nachgeben und auf die Aufstellung eines Gegenkandidaten verzichten. So braucht Endymion Ferrars nichts, als endlich seine Bedenken fahren zu lassen und ja zu sagen — und der schöne, junge Mann ist mit 22 Jahren Mitglied des Parlaments. Sein Schwager, Lord Roehampton, wählt einen glücklichen Moment, um seinen Schützling eine Interpellation einbringen zu lassen, wobei Myra und Lady Montfort natürlich als Zuhörerinnen dabei sein müssen. Er faßt alles gut auf und macht die Interpellation wie Lord Roehampton gewünscht. Die Sache ist wichtig genug, daß der Minister selbst darauf antwortet, und Lord Roehampton unterstützt darauf die Interpellation. Endymion ist nun auch kein stummes Parlamentsmitglied mehr, sondern ein hoffnungsvoller Redner. Es liegt ebenfalls nur an ihm, in raschester Zeit ein steinreicher Mann zu sein. Denn Adriana, die Tochter des großen Finanzmannes Neuchatel, der zum Lord Hainault avanciert, sieht ihn ganz gern; seine Schwester Myra, ihre frühere Gesellschaftsdame, mahnt einmal über das andere zu dieser Heirat. Aber dazwischen drängt sich die Liebe und Verehrung für die seltsame Dame, die ihn ins Parlament gebracht und von der er sich, fast wie ein Knabe, leiten und schulen läßt. Myra und Lady Montfort wetteifern und streiten sich fast darum, seine Minerva zu sein. Durch den Einfluß jener wird er Privatsekretär bei Lord Roehampton, der aus den Reihen der Opposition wieder als Minister ins auswärtige Amt tritt; durch diese wird er über die ganze Tagespolitik auf dem laufenden gehalten, aufs beste unterrichtet, ja förmlich erzogen. Er läßt sich von ihr auf Reisen schicken; sie verschafft ihm die Bekanntschaft und Freundschaft der wichtigsten Diplomaten in Paris, durch diese wird er mit Fürsten und Königen bekannt. Während seines Pariser Aufenthaltes halten es auch die sämtlichen Damen des Romans nicht mehr in London aus: Myra, Lady Montfort, Adriana und ihre Mutter, Lady Beaumaris, die frühere Imogen, und der sämtliche Anhang ziehen nach Paris herüber und arbeiten an seiner Erziehung und Vervollkommnung. Das artige Schoßkind bewährt wirklich etwas von der Anziehungskraft des antiken Endymion.

Der Roman nimmt aber von da ab noch eine romantischere Wendung. Von Nachtarbeiten aufgerieben, stirbt Lord Roehampton rasch dahin. Er

[1] Der erwähnte deutsche Kritiker meint, es handle sich hier um Wahlbestechung. Das ist aber gar nicht der Fall. Es handelt sich nur darum, den jungen Mann finanziell unabhängig zu stellen.

ist noch kaum begraben, da schickt Prinz Florestan der freigewordenen Myra die schönsten Juwelen seiner verstorbenen Mutter, verschwindet dann plötzlich aus England, erkämpft sich mit dem Schwerte die Krone seines Reiches etwas nördlich von Gibraltar und schickt dann den Herzog von St Angelo zu der verwitweten Myra, um ihr seine Hand und eine Königskrone anzubieten. Der neue König ist liberal, aber katholisch. Myra entschließt sich sofort, katholisch zu werden. Dazu ist in England auch schon alles vorbereitet. Denn Nigel Penruddock, der Pfarrerssohn von Hurstley, ist mittlerweile, nachdem er als Anglikaner schon immer strengeren kirchlichen Ansichten sich zugewandt, nach Rom gegangen, katholisch und Priester geworden, ja bereits als Erzbischof von Tyrus in partibus nach England zurückgekehrt und genießt in der hohen, vornehmen Welt große Sympathie. Er nimmt Myra in den Schoß der Kirche auf und begleitet sie mit Endymion und einem glänzenden Gefolge in ihre neue Heimat. Die Brautfahrt ist sehr poetisch ausgemalt: Mondschein, Meerleuchten auf dunkeln Wogen, herrliche Musik auf dem Schiff. Eines Abends während der Überfahrt nimmt der Erzbischof Endymion beim Arm, geht mit ihm auf dem Verdecke auf und ab und sagt:

„Ich sehe die Hand der Vorsehung in jedem Zufalle des Lebens Ihrer Schwester. Was wir für Leiden, Kummer, ja Unglück hielten, bildete einen Charakter heran, der schon ursprünglich mit entscheidender Willenskraft begabt und für die höchsten Ziele bestimmt war. Es war ein Augenblick in Hurstley, wo ich selbst zur Erde niedergebeugt war und nicht länger zu leben wünschte, ich eitler, kurzsichtiger Sterblicher! Unser großer Meister modelte damals alles zu seinem Zweck und bereitete die Rückkehr einer Frau in die Kirche vor, welche, glaube ich, eine zweite Helena werden wird."

„Wir haben hierüber noch nie gesprochen", erwiderte Endymion, „und es wäre mir gleich gewesen, unser Stillschweigen fortzusetzen; aber jetzt muß ich Ihnen offen gestehen, der Austritt meiner Schwester aus der Kirche ihrer Väter war mir durchaus kein Gegenstand ungemischter Befriedigung."

„Die Zeit wird kommen, wo Sie denselben als die Erfüllung eines göttlichen Planes ansehen werden", sagte der Erzbischof.

„Ich hoffe zuversichtlich", sagte Endymion, „daß meine Schwester nie die Sklavin des Aberglaubens werden wird. Ihr Geist ist zu männlich dafür; sie wird sich erinnern, daß der Thron, den sie einnimmt, schon einmal durch den verhängnisvollen Einfluß der Jesuiten verloren ging."

„Der Einfluß der Jesuiten", erwiderte sein Gefährte, „ist der Einfluß der göttlichen Wahrheit. Und wie ist es möglich, daß ein solcher Einfluß nicht zur Geltung kommt? Was Sie Verluste, Niederlagen nennen, sind Ereignisse, die Sie nicht verstehen. Es sind lauter Fügungen, die einem großen Ziel entgegenführen — dem Triumphe der Kirche, d. h. dem Triumphe Gottes."

„Ich will nicht entscheiden, was große Ziele sind; ich begnüge mich, festzustellen, was eine weise Politik ist. Und es wäre, nach meiner Meinung, keine weise Politik, wenn der König sich auf die Jesuiten verlassen wollte."

„Die Jesuiten fielen niemals, außer durch Verschwörungen, welche sich gegen sie erhoben. Nie hat die allgemeine, öffentliche Stimme ihre Vertreibung begehrt, nie hat eine allgemeine, öffentliche Bewegung sie durchgesetzt. Das war immer nur die Sache der Souveräne, der Staatsmänner, der Politiker kurz, die Sache von Männern, welche fühlen, daß eine Macht am Wirken ist, und zwar eine Macht, die ihre politischen Absichten oder Ziele nicht begünstigt."

„Gut, wir werden sehen", sagte Endymion, „ich sage Ihnen offen, ich hoffe, die Jesuiten werden in meines Schwagers Königreich ebensowenig Einfluß gewinnen als in meiner eigenen Heimat."

„Ebensowenig", antwortete der Erzbischof etwas sarkastisch. „Ich wäre froh, wenn der heilige Orden in allen Ländern so viel Einfluß hätte, als er jetzt in England hat."

„Ich glaube, Ew. Gnaden übertreiben."

„Ehe zwei Jahre vergehen", sagte der Erzbischof sehr langsam, „das sehe ich voraus, werden die Jesuiten in England privilegiert und unsere kirchliche Hierarchie anerkannt sein."

Mit welchem von den beiden er hält, läßt der Erzähler nicht durchblicken. Vielleicht mit keinem.

König und Königin aber ziehen unter ungeheurem Jubel in ihre Residenz ein. Endymion macht freuderfüllt alle Festlichkeiten mit. Als ihn Geschäfte endlich nach England zurückrufen, mahnt ihn Königin Myra noch einmal, Adriana Neuchatel zu heiraten. Da trifft plötzlich die Nachricht ein, der alte Lord Simon Montfort sei gestorben. Er hatte sich beim Fischen mit der Angel eine Erkältung zugezogen. Nun beschleunigt Endymion seine Reise. Eine Ehe mit der reichen Bankierstochter wird plötzlich dadurch unmöglich gemacht, daß Walbershare sich mit derselben verlobt. Dafür heiratet Endymion die verwitwete Lady Montfort, welche von ihrem ersten Gatten ein ausgedehntes Vermögen ererbt; er wird in kurzer Zeit Minister des Auswärtigen und dann Premier, das Höchste, was man in England werden kann.

Auch in dieser Periode tritt er nicht aus seinem bisherigen Charakter heraus. Lady Montfort bringt nach dem Tode ihres Gemahls selbst ihre Familienangelegenheiten in Ordnung, bereitet ihre Familie auf ihre neue Heirat vor, richtet die neue Wohnung in Carlton Gardens ein und macht dann den jungen Mann, den sie zum Staatsmann herangebildet, zu deren Besitzer. Sie veranlaßt ihn, daß er auf einige Zeit auf Promotion verzichtet und abwartet, um bei günstigerer Zeit das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Sie leitet und beeinflußt ihn auch weiter auf seiner politischen Laufbahn. Seine Schwester besuchte Endymion auf seiner Hochzeitsreise, dann sieht er sie noch öfter an Badeorten; einmal besucht sie ihn in London und verlangt mit ihm noch einmal das Haus in Hill Street zu sehen, wo sie als Kinder gewohnt. Der Premier führt die Königin nach ihrem Wunsch in allen Gemächern des Hauses herum.

„Aber", sagt sie, „ich kam eigentlich nicht, um diese Zimmer zu sehen, obwohl es mich gefreut hat, sie zu sehen und die Flur im zweiten Stock, von wo aus ich dir zurief, als du für immer von Eton zurückkamst, und dir schlimme Neuigkeiten ankündigte. Was ich sehen wollte, das war unsere alte Kinderstube, wo wir so lang und so traut zusammenlebten! Hier ist sie; da sind wir! Alles, was ich wünschte, was ich träumte, hat sich verwirklicht. Bruder, Liebling meiner Seele, bei all unsern Leiden, bei all unsern Freuden, hier, auf dem Schauplatz unserer Kindheit und entschwundener Tage, laß mich dich zum letztenmal umarmen!"

So endigt Endymions Geschichte. Ein klares, bestimmtes, politisches Programm bietet sie nicht. Sie gibt auch kein annähernd vollständiges Bild der langen, politischen Zeitgeschichte, welche in flüchtigen Episoden den eigentlichen Roman unterbricht. Keiner der leitenden Staatsmänner, weder Grey, noch Peel, noch Palmerston, noch Russel, ist eingehender charakterisiert oder einer gründlichen Beurteilung unterworfen; nur wenige der bedeutenderen politischen Ereignisse sind skizzenartig in die Erzählung eingeflochten. Der Erzähler nimmt weder für die Whigs noch für die Tories Partei, er registriert anscheinend gleichgültig die Fehler und Niederlagen, die Erfolge und Triumphe beider. Er läßt seinen jungen Helden aus dem Lager der Tories ruhig in das der Whigs übersiedeln, England geht dabei nicht zu Grunde, und Endymion wird doch ein Doppelgänger Coningsbys.

Das müßte sonderbar erscheinen, wenn es dem Erzähler um einseitige Parteipolitik und beschränkte Parteiinteressen zu tun wäre. Aber sein Blick ist auf etwas Höheres gerichtet: es ist die Macht und Größe Altenglands und die erhaltenden Kräfte, auf denen sie ruht, Ehrfurcht für Familie, Religion und Kirche, historisches Standesgefühl und ritterliches Ehrgefühl, unbesiegliche Anhänglichkeit an die alte Verfassung und die geschichtlichen Traditionen des Landes. Als bevorzugte Träger dieser erhaltenden Kräfte erscheinen allerdings die Tories, aber auch die höhere Whig-Aristokratie hat ihren Anteil daran. Besonders die hohe Damenwelt ist es, in welcher sich das geschichtliche Adelsbewußtsein und mit ihm die konservative Gesinnung am kräftigsten ausprägt. In ihren glänzenden Zirkeln werden die künftigen Staatsmänner prädestiniert und für das große Turnier des Lebens herangeschult. Auch gesunkene Familien können in diesen glänzenden Kreis wieder eintreten, auch Bürgerliche können sich durch Verdienst, Reichtum oder Ehe zu demselben erschwingen; aber gehören sie demselben an, so ist die ehemalige Bankiersfrau Neuchatel und die frühere Zofe Imogen ebenso aristokratisch als die Damen der ältesten Geschlechter; Lady Montfort, die Patronin der Whigs, ebenso konservativ als die torystische Zenobia.

Als feindliche Mächte der konservativen Politik erscheinen vor allem der kontinentale Liberalismus, der durch die geheimen Gesellschaften sein Netz

über die ganze Welt spannt; dann der englische Radikalismus mit seinen Volksrednern, Publizisten und Wirtschaftspolitikern, die ewig unruhige Industrie- und Handelswelt, die Literaten und politischen Theoretiker, welche eine Aristokratie des Talents an Stelle der erblichen zu setzen wünschen. Wie indes Endymion in all diesen Kreisen Nützliches zu lernen sucht, ohne sich von ihnen ins Schlepptau nehmen zu lassen, so wird auch das englische Staatsschiff glücklich jener Mächte Herr, nimmt sie gewissermaßen in seine Dienste, arbeitet sich mit ihrer Hilfe durch die Krisen hindurch, welche sie ihm bereiten, und erhebt sich siegreich selbst aus Stürmen, wo finanzielle Not, innere Aufregung und äußere Schicksalsschläge ihm gemeinsam den Untergang geschworen zu haben scheinen. Unter dem Einfluß der englischen Aristokratie wird selbst Prinz Florestan, der Zögling der geheimen Gesellschaften, ein zahmliberaler Monarch; Job Thornberry, der Vorkämpfer des Freihandels, ein ruhiger Kleingrundbesitzer, und der grundsatzlose Publizist St. Barbe, zwar kein Anhänger konservativer Grundsätze, aber ein ergebener Parasit an vornehmer Tafel; der ehemalige Schneider und jetzige Eisenbahnkönig Vigo ein ganz nützlicher Mitarbeiter am allgemeinen Wohl.

Das ist ungefähr der politische Grundton des Romans. Die Gefahren, welche die Politik der Whigs mit sich brachte, sind in zahlreichen Winken und Bemerkungen angedeutet; aber der Staatsmann-Novellist verzweifelt ob denselben nicht an Englands Heil. Er sieht sie teilweise ja schon überwunden, anderseits aber auch Kräfte vorhanden, die ihnen gewachsen sind.

Zu den letzteren rechnet er unzweifelhaft auch die Religion, obwohl er sich darüber nur episodisch, verschleiert und andeutungsweise vernehmen läßt.

„Das Jahr 1829", erzählt er im Anfang, „war reich an Ereignissen, aber für Ferrars mehr aufregend als Besorgnis einflößend. Bei der ersten Kunde, daß der Führer des Kabinetts, dessen Kollege zu Clare geschlagen worden war, selbst die Emanzipation der römischen Katholiken vorschlagen wolle, ging ein schriller Aufschrei durch das ganze Land hin; aber nach einiger Zeit wurde der Erfolg des Unternehmens nicht mehr angezweifelt, ja, als ein neuer Beweis von dem unwiderstehlichen Glück des heroischen Staatsmannes, schon zum voraus begrüßt. Wohl rief der Vorschlag im Lande einiges Mißvergnügen hervor, aber dasselbe wurde hauptsächlich von den Dissenters organisiert und geschürt, und von jener Abteilung der Hochkirchler, die ihnen am meisten glichen. Die eigentlich hochkirchliche Partei, die Abkömmlinge der alten Zunft, die sich um Sacheverell vereinigt, war in Formalismus herabgesunken und schreckte vor jeder tätigeren Mitwirkung mit ihren evangelischen Brüdern zurück.

„Die englische Kirche hatte keine tüchtigen Führer unter dem Klerus selbst. Der Geist, der unsere letzten Zeiten belebte und störte, schien ganz erloschen, und niemand erwartete sein Wiederauferstehen. Die Bischöfe wurden aus der Zahl der Universitätsgelehrten gewählt, Leute, welche sich über die Lage und die Bedürfnisse des Landes in der tiefsten Unwissenheit befanden. Irgend ein griechisches Drama mit mittelmäßigem Erfolg ediert zu haben, oder Hauslehrer bei irgend einem bedeutenden Patrizier gewesen zu sein, galt als die erforderliche und genügende Qualifikation für

ein Amt, zu dem man heutzutage nur durch Beredsamkeit und Energie gelangt. Der soziale Einfluß der bischöflichen Bank (im Oberhaus) war gleich null. Ein Bischof wurde selten in den Salons gesehen. Erst seit die Tiefe des religiösen Gedankens die Probe bestanden und seitdem der Einfluß der Frauen auf die Verbreitung und Erhaltung des religiösen Gefühls wieder zur Anerkennung gelangt ist, sind einnehmende und weltmännisch gebildete Prälaten beliebte Gäste in den feinen Salons der Mächtigen und haben, während sie scheinbar flüchtiger Eitelkeit zu huldigen schienen, den Einfluß wiederhergestellt, welcher in alten Tagen eine Mathilde oder die Mutter Konstantins leitete."

Wie der englische Staatsmann mit dieser Wiederbelebung des religiösen Elementes überhaupt sich einverstanden zeigt, so äußert er auch nirgends eine Abneigung gegen die mutige Tat seines Vorgängers Wellington, der durch die Katholikenemanzipation das Wiederaufleben des Katholizismus und die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in England ermöglichte. Ja er scheint sogar eine gewisse Sympathie für diese Kirche zu hegen, welche durch ihr kräftiges Leben auch die Hochkirche wieder zu größerer Tätigkeit anregte. Einen begeisterten Freund und Gönner der katholischen Kirche darf man in dem „Verfasser des Lothar" — so steht auf dem Roman — noch nicht erwarten. Er mag so ungefähr die Gesinnungen Endymions hegen, der zwar die Konversion seiner Schwester nicht gerne sieht, aber ihr darob doch nicht gram wird. Vielleicht, daß der Erfinder des „Endymion" noch freundlicher denkt als Endymion selbst. Sonst würde er wohl nicht die Konvertitin zur Heldin des Romans, zur Queen of Beauty, ja noch mehr: zur Königin des Charakters gemacht haben. Allerdings wird sie scheinbar bloß aus Ehrgeiz katholisch — um eben Königin zu werden und so imstande zu sein, den Traum ihres Lebens auch an ihrem Bruder verwirklichen zu können. Aber dabei ist wohl im Auge zu behalten, daß dieser Ehrgeiz dem Verfasser weder als ein Laster noch als eine Untugend erscheint. Das Streben nach Macht und Einfluß, der unbeugsame Wille im Erstreben solcher hohen Ziele ist der Anteil seiner Helden, ja die Grundkraft ihrer Größe. Nach den Grundsätzen, die er nicht nur hier, sondern auch in andern seiner Romane verherrlicht, kann er Myra nicht verurteilen — sie büßt durch ihren Ehrgeiz nichts ein, auch wenn sie aus Ehrgeiz katholisch wird. Für den katholischen Beurteiler ergibt sich daraus freilich ein psychologisches Rätsel: ein so edler, opferfähiger, willensstarker und religiöser Charakter, wie er in Myra gezeichnet ist, kann die Religion nicht als bloßen Kaufpreis irdischer Vorteile behandeln. Der bloße „Wille" bringt in religiös-sittlichen Angelegenheiten nicht alles das zustande, was der Romancier ihm zuschreibt. Entweder verliert Myras Bild den schönsten der Vorzüge, womit die Phantasie des Dichters sie zu schmücken sucht, sie sinkt zu einer ehrgeizigen Egoistin herab, die im Glücke ihres Bruders schließlich die eigene Ehre sucht — oder sie wird aufrichtig katholisch, eine wirkliche Genossin „der Helenas und Mathildas".

Was der englische Staatsmann überhaupt sich unter den „Tiefen des religiösen Gedankens“ und unter „religiösem Gefühle“ denkt, ist aus dem Roman nicht näher ersichtlich. Offenbar achtet er das positive Christentum, wie es sich in der englischen Hochkirche darstellt, respektiert auch die katholische Kirche als eine weder dem Wohle Englands noch seiner Freiheit gefährliche Institution; aber an den Ansprüchen, welche die beiden Kirchen auf das Gewissen machen, und an ihrer wechselseitigen Beziehung geht er schweigend vorüber. Merkwürdig ist ein kurzes Gespräch zwischen dem liberalen Prinzen Floreſtan und dem jakobitischen Walderſhare, der den Prinzen mit dem neuen Erzbischof in Beziehung setzen will.

„Sie sind ein römisch-katholischer Fürst“, sagt Walderſhare, „es ist völlige Torheit, solch eine Quelle des Einflusses und der Macht, wie die katholische Kirche, aufzugeben. Hier ist Ihr Mann, ein Mann für die Gelegenheit gemacht, ein Mann, der noch einmal Papst werden kann. Vereinbaren Sie sich mit ihm, und ich glaube, Sie werden in einem Jahr Ihren Thron wieder erlangen.“

„Aber, mein lieber Walderſhare, ich bin wohl römisch-katholisch; aber ich bin auch das Haupt der liberalen Partei in meinem Lande und vielleicht auf dem ganzen europäischen Kontinent, und diese sind Erzbischöfen und Päpsten nicht sonderlich zugetan.“

„Altmodisches Geträtsche der liberalen Partei!“ rief Walderſhare aus. „Es steckt mehr wahre Demokratie in der römisch-katholischen Kirche als in allen geheimen Gesellschaften von Europa.“

„Darin ist etwas Wahres“, sagte der Prinz nachdenklich, „und meine Freunde sind römische Katholiken, dem Namen nach römische Katholiken. Wäre ich nur sicher, daß Ihr Mann und die Priester überhaupt nur dem Namen nach römische Katholiken wären, so ließe sich etwas machen.“

„Was das betrifft“, sagte Walderſhare, „sind vernünftige Leute allesamt von derselben Religion.“

„Und bitte, was ist das für eine Religion?“ fragte der Prinz.

„Das sagen vernünftige Leute nie.“

Platter und leichtsinniger Indifferentismus mischt sich hier mit der richtigen Vorstellung, daß die „vernünftigen Leute“ in einem konfessionell gemischten Lande beim praktischen bürgerlichen Verkehr vielfach von religiösen Differenzen absehen können und müssen. Daß die geheimen Gesellschaften eine der drohenden Gefahren des europäischen Staatslebens bilden, hat Lord Beaconsfield schon mehr als einmal ausgesprochen. Aber der katholischen Kirche stellt er sie hier zum erstenmal gegenüber. Sie ist ein Hort wahrer Freiheit und demokratischer Institutionen, während jene bewußt oder unbewußt einem absolutistischen Parteigetriebe entgegenführen.

„Die Welt denkt an etwas anderes als an bürgerliche und religiöse Freiheit“, so läßt er einen Diplomaten anläßlich der Julirevolution von 1830 sagen, „das sind Phrasen des 18. Jahrhunderts. Die Leute, welche diese ‚drei glorreichen Tage‘ in Paris gewonnen haben, wollten weder Zivilisation noch Religion. Sie werden nicht eher ruhen, bis sie beides zerstört haben werden. Es ist möglich, daß sie für einige Zeit

aufgehalten werden, daß die gewandte Klugheit des Hauses Orléans, von Talleyrand geleitet, dieser Bewegung den Anschein, ja den Charakter einer Revolution der Mittelklassen gibt. Das ist sie aber nicht; nicht die Mittelklassen haben die Barrikaden aufgerichtet. Ich kenne diese Leute. Es ist eine Brüderschaft, keine Nation. Europa ist mit ihren geheimen Gesellschaften wie ein Bienenstock überzogen. Sie sind durch ganz Spanien verbreitet. Italien ist völlig unterminiert. Ich weiß mehr von den südlichen als von den nördlichen Nationen; aber ein Mann, der das wissen muß, versicherte mir, daß die Brüderschaft auch durch Deutschland, ja sogar durch Rußland hin organisiert ist. Ich habe den Herzog (Wellington) über diese Dinge gesprochen. Er ist nicht gleichgültig, auch nicht ungläubig, aber er ist so wesentlich ein Praktiker, daß er nur das zu behandeln weiß, was er sieht. Ich habe mit den Führern der Whigs gesprochen. Sie sagen, daß es nur ein spezifisches, aber auch ein durchschlagendes Heilmittel dagegen gibt — eine konstitutionelle Regierungsform, daß geheime Gesellschaften mit repräsentativen Formen nicht zugleich bestehen können; aber es scheint mir, daß mit diesen geheimen Gesellschaften eher die repräsentativen Institutionen verschwinden werden."

Der Repräsentant des katholischen Lebens in der bunten Gesellschaft des Romans ist Nigel Penruddock, der Pfarrerssohn von Hurstley und künftige Kardinalerzbischof. Es ist zu bedauern, daß der Romancier ihn, nicht ohne einigen satirisch-ironischen Beigeschmack, als ersten Freier um Myras Hand in die Haupthandlung des Romans verflochten hat. Es kommt so heraus, als ob der katholische Priesterstand sich nur aus verschmähten Freiern rekrutierte, die dann, in einer Art Verzweiflung, sich den Interessen der Kirche zuwendeten und eine Art von Entschädigung darin fänden, den Wohltätigkeitsvereinen vornehmer Damen zu präsidieren. Der erfahrene Staatsmann hätte in seiner nächsten Nähe Persönlichkeiten finden können, welche eine solche Fiktion widerlegen, und sein sonst feiner Takt hätte ihm gebieten sollen, das Zartgefühl der Katholiken nicht durch eine solche Fiktion zu verletzen.

Wenn man indessen hiervon absieht, so verrät sich in dem Charakterbild des Konvertitenerzbischofs eher eine wohlwollende als übelwollende Gesinnung. Der Pfarrerssohn von Hurstley ist ein wackerer, tüchtiger junger Mann. Er hat durch seine Erziehung einen soliden Fonds wahrer Religiosität, eine begeisterte Liebe zu seiner Kirche erhalten.

„Die Kirche", sagt er dem jungen Endymion, „muß ewig dauern. Sie ist auf den Felsen gebaut. Sie ist von Gott gegründet; alle übrigen Regierungen sind von Menschen gegründet. Wenn sie zerstört sind — und der Zerstörungsprozeß scheint rasch voranzugehen — wird nichts übrig bleiben, die Menschheit zu regieren, als die Kirche."

Der fleißige Student verläßt die Universität mit dem glänzendsten Zeugnis, zeigt sich im Unglück der Familie Ferrars als einen liebevollen, mitfühlenden, aufopfernden Freund, auch in seiner Brautbewerbung als einen edeln, tadellosen Charakter. Der Aussicht auf bescheidenes häusliches Glück opfert er

die Aussichten auf die glänzendste Universitätskarriere, ist also nicht eben ein ehrgeiziger Mensch. Nachdem sein Traum unliebsam zerstört worden, weiht er sich unverdrossen seinem geistlichen Beruf, schließt sich der Oxforder Richtung an, gewinnt durch seinen Eifer und seine Talente einen immer größeren Kreis von Anhängern, denen es mit Religion und Kirche ernst gemeint ist, und erweitert diesen Kreis seiner Tätigkeit als Prediger in London. Es würde das Zeitgemälde des Romans wie die Charakteristik des Mannes nicht benachteiligt, vielmehr vervollständigt haben, wenn einiges über die Motive und den Gang seiner Konversion eingestreut worden wäre. Aber bei dieser bedeutsamsten Epoche seines Lebens verschwindet er plötzlich und taucht erst als Erzbischof in partibus wieder in einem späteren Teil der Handlung auf. Seine Ankunft als „päpstlicher Legat" ist für das ganze Land ein Ereignis und wird in den höchsten Kreisen mit geneigtem Interesse aufgenommen.

„Er hatte sich verändert. Statt des ängstlichen und trüben Blickes, welcher früher die Schönheit seiner Gestalt verminderte, war sein Auge jetzt ruhig, ja freudestrahlend. Er war hagerer, man möchte fast sagen abgemagert, aber das schien seine stattliche Figur zu erhöhen. — — —

„Wovon er sprach, war die Größe seiner Aufgabe, die ungeheuern, aber begeisternden Arbeiten, die seiner harrten, und das tiefe Gefühl seiner Verantwortlichkeit. Nur das göttliche Prinzip seiner Kirche könne ihn aufrecht erhalten. — — Der Zustand der katholischen Armen seines eigenen Distrikts war herzzerreißend. Er hätte sich nie solches Elend vorgestellt, und zwar unter dem Schatten der Westminsterabtei. Die wenigen bestehenden Schulen waren elend, und seine erste Sorge sollte diesem dringendsten Mangel gewidmet sein. Er rechnete sehr auf die Hilfe der Frauen. Er hatte im Sinn, die hohen katholischen Damen zu einem gemeinschaftlichen Werk der Barmherzigkeit einzuladen. — —

„Anstatt die Gesellschaft zu meiden, wie er das in früheren Tagen gewohnt war, sucht der Erzbischof sie jetzt auf. Und in seinen sozialen Beziehungen war nichts Ausschließliches; alle Klassen und alle Bekenntnisse, alle Stände und alle Berufsarten waren ihm gleicherweise interessant; sie waren ein Teil der mächtigen Gemeinschaft, für deren sämtliche Bestrebungen und Leidenschaften und Interessen und Beschäftigungen er Teilnahme zu hegen schien, aber in Bezug auf welche er nur eins im Auge hatte: sie wieder zurückzuführen in die königliche Hürde, aus der sie in einer Stunde der Finsternis und des Irrsals elend entwichen waren. Die Bekehrung Englands war tief eingegraben in sein Herz — sie war sein Ziel, sie war sein Gebet bei Tag und bei Nacht.

„So sah man den Erzbischof überall, auch in den eleganten Zirkeln. Er war ein häufiger Gast bei Banketten, von denen er nichts verkostete, denn er war ein lächelnder Asket. Obwohl es schien, als hätte er genug zu tun, allüberall in der Metropole zu predigen, Hochämter zu halten, Schulen einzurichten, Klöster zu gründen und Kirchen zu bauen, so wußte er sich dennoch Zeit zu verschaffen, um bei Versammlungen der mittleren Klassen philanthropische Resolutionen vorzuschlagen; er wohnte gelehrten Assoziationen bei und sandte sogar gelegentlich einen Aufsatz an die Royal Society."

Bei der Hautevolée, welche in den handelnden Personen des Romans gezeichnet ist, findet er das freundlichste Entgegenkommen. Sogar der sonst apathische Lord Montfort interessiert sich für ihn, der Bankier Neuchatel unterstützt seine Schulen teils aus Humanitätsrücksichten, teils weil ihm der Erzbischof als ein clever man gefällt. Lady Montfort und Myra, deren Lieblingsprediger er früher gewesen, nehmen ihn überaus gnädig auf. Der konservative Waldershare schwärmt für ihn und sucht sogar den Prinzen Floreſtan für ihn zu gewinnen. Der Erzbischof tritt aber nach Myras Brautreise nicht weiter in dem Roman auf; nur kurz wird noch am Schlusse die „Einführung der katholischen Hierarchie“ erwähnt:

„Gegen Ende Herbst hatte Se Heiligkeit der Papst ein halbes Dutzend neue Kardinäle ernannt, und zum Staunen der Welt und zum Ärger der Italiener erschien unter ihnen der Name eines Engländers, Nigel Penruddock, Erzbischof in partibus. Kurz darauf wurde, ‚Gegeben zu St Peter in Rom, unter dem Fischerring‘, eine Bulle erlassen, welche eine römische Hierarchie in England einführte. Ihr folgte bald ein Hirtenbrief des neuen Kardinals, ‚erlassen am Appischen Tore‘, und verkündete: ‚das katholische England habe seine Kreisbahn am kirchlichen Firmament wieder eingenommen‘.

„Das Land war im ersten Augenblick mehr bestürzt als aufgeregt. Es war sich bewußt, daß etwas Außerordentliches geschehen und daß eine bedeutende Aktion vollbracht war durch eine kirchliche Macht, die es überlieferungsgemäß immer mit Verdacht und einiger Furcht zu betrachten gewöhnt war. Aber es hielt eine Weile den Atem an. Nun fügte es sich, daß der erste Minister Mitglied eines großen Hauses war, das sich durch das Bekenntnis protestantischer Grundsätze, ja sogar durch Leiden in einer Sache berühmt gemacht hatte, welche England einst als eine heilige Sache ansah. Der Premier, ein Mann von ausgezeichneter Geschicklichkeit, sogar nicht ohne Genie, war zugleich ein schlauer Politiker und besaß eine fast unübertroffene Gewandtheit in der Behandlung politischer Parteien. Das Ministerium war schwach und fast abgearbeitet, und sein Chef, teils von edeln, historischen Gefühlen angewandelt, teils in der Meinung, daß eine günstige Gelegenheit gekommen sei, das Vertrauen des Landes auf sich und seine Freunde zu befestigen und den Ruf seiner politischen Verbindung wiederherzustellen, hielt für angemessen, ohne Beratschlagung seiner Kollegen ein politisches Manifest zu erlassen, welches den Angriff des Papstes auf unsern Protestantismus als frech und boshaft und als Ausdruck von Suprematiegelüsten über das englische Reich denunzierte, welche ihn, den Minister, entrüsteten.

„Ein verwirrtes Publikum bedurfte der Leitung und hatte sie nun. Es sprang auf wie ein gewaffneter Mann. Die Korporation von London, die Universitäten von Oxford und Cambridge hatten Audienzen bei der Königin, die Grafschaften hielten Versammlungen, die Munizipalitäten reichten Denkschriften ein. Vor dem 1. Januar waren nahezu 7000 öffentliche Meetings gehalten worden, welche die Suprematie der Königin beteuerten und Ihre Majestät aufforderten, durch zwingende Maßregeln dieselbe zu rächen.

„Aber unglücklicherweise entdeckte der Minister bald, daß an dem Verfahren des Papstes und des Kardinals nichts Ungesetzliches gewesen, und ein ansehnlicher Teil der liberalen Partei begann die unangenehme Meinung zu äußern, daß das Manifest ihres Führers den Grundsätzen religiöser und bürgerlicher Freiheit zuwider

sei, deren erblicher Vorkämpfer er bis dahin gewesen. Einige einflußreiche Mitglieder seines eigenen Kabinetts enthielten sich nicht, eine Maßregel zu verurteilen, über die man sie nicht zu Rate gezogen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Bei Beginn des Parlaments hatte das Ministerium ein mißvergnügtes Unterhaus vor sich und widersprechende Ansichten in seinem eigenen Schoß. Das antipäpstliche Manifest war die geheime Ursache dieser schlimmen Lage; um aber ein so demütigendes Geständnis zu vermeiden, benützte der Premier zwei andere ungünstige Abstimmungen und legte sein Amt nieder."

Dieses gänzliche Fiasko, welches Lord John Russell mit seinem Sturmlauf gegen die englische Hierarchie erlitt, so objektiv und humoristisch erzählt, wie es Lord Beaconsfield hier getan, ist kein übler Wink für englische, vielleicht auch für nichtenglische Politiker.

Alles in allem wird der Roman „Endymion" im Gemüte des katholischen Lesers einen freundlichen, wohltuenden Eindruck zurücklassen. Er versetzt in eine Sphäre, wo Kulturkampf und Gewissenstyrannei ein überwundener Standpunkt sind, wo gesunde Vernunft, echter Freiheitssinn, vorurteilslose Gerechtigkeit, wahre gesellige Bildung ein friedliches Zusammenleben der getrennten Konfessionen ermöglichen. Diese Sphäre aber ist keine romantische Fiktion, sondern Leben und Wirklichkeit. Wann wird einmal ein deutscher Staatsmann und Schriftsteller uns die Geschichte der Kölner Wirren so gemütlich erzählen wie Lord Beaconsfield die Wiedereinführung der katholischen Hierarchie?

Altirische Sagen und Geschichten[1].

Nicht umsonst führt Irland in seinem Wappen eine goldene Harfe in blauem Feld. Durch Jahrhunderte schrecklichster Leiden und drückendster Verfolgung trug es nicht bloß unversehrt den heiligen Schatz seines Glaubens, sondern auch den unbesieglichen Frohmut eines jugendkräftigen Geistes, die Harfe erschütternder Klage, die Harfe aber auch lebensfreudiger Dichtung. Weit über alle Meere hin sind Moores Irische Melodien gedrungen und haben den stolzen Herrschern Erins selbst Teilnahme und Mitleid abgepreßt. O'Connels Reden und Burkes glänzende Kanzelberedsamkeit sind vom Hauche jener Poesie durchglüht, welche im Charakter des irischen Volkes wurzelt, unzertrennlich mit seinem tragischen Lose verbunden ist und dasselbe liebenswürdig verklärt hat. Sein Los gemahnt nicht wenig an das Los des Dichters, dem Phantasie und Gefühl ebensowohl die Quelle reinster Freude als tiefsten Schmerzes sind. Ohne dieses mächtige Vorherrschen des Gefühls und leichter, unruhiger Erregbarkeit wäre Irland wohl nie in so hohem Grade der kalten, nüchternen Berechnung seines gewaltigen Nachbarn zum

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXIII (1882) 395—410; 504—519.

Opfer gefallen, hätte nie so viel gelitten, hätte aber auch nie so viel Spannkraft behalten, um allen Stürmen des Mißgeschicks zu trotzen, hätte vielleicht auch nie jene Begeisterung des Glaubens bewährt, welche seinen Namen mit dem Glorienschein des Martyriums umgeben. Manche seiner ersten Apostel waren Sänger und Barden, und ohne gewaltsamen Umschwung trat das Christentum friedlich und freundlich an die Stelle des alten Naturkultes und der mit ihm verschwisterten Sage. Letztere war großenteils so harmlos, daß die Mönche ihr nicht feindlich entgegenzutreten brauchten. Sie lebte weiter und verschmolz sich vielfach mit den Legenden der ältesten christlichen Zeit.

Während die keltischen Sagen von Wales und Schottland einen nicht unerheblichen Einfluß auf die kontinentale Literatur erlangten, jene hauptsächlich durch die Abenteuer des Königs Artus und seiner Tafelrunde, diese durch den Macphersonschen Ossian (dem wenigstens Namen und Stoffe alter keltischer Volksdichtung zu Grunde liegen), ist die keltische Sage der Iren nur mittelbar und in sehr beschränktem Grade über die Inselgruppe ihrer Heimat hinausgedrungen. Sie wird vielleicht auch nie eine Macht erlangen, wie sie die Artus-Sage über die Gemüter der mittelalterlichen Dichter erlangt, oder wie sie Ossian vor einem Jahrhundert, wenn auch nur vorübergehend, auf die Begründer der neueren deutschen Literatur ausübte. Dennoch verdient sie Interesse. Sie bildet mit altirischen Ortsnamen und Erinnerungen ein anziehendes poetisches Ganze. Viele der schönsten Dichtungen Moores sind ihr entsproßt und weisen auf sie hin, nicht wie auf gelehrte Reminiszenzen, die der Dichter aus dem Staub der Bibliotheken gerettet hat, sondern wie auf echt poetische Erinnerungen, die im Volksbewußtsein noch fortleben und darum, von poetischer Hand berührt, elektrisch zünden. Dann wirft die altirische Sage manches bedeutende Streiflicht auf die alte Streitfrage über die Macphersonschen Gedichte, die zur Untersuchung der älteren keltischen Literatur in Irland entscheidende Anregung gab. Sie ist auch ein nicht zu unterschätzendes Element zur Charakteristik des Volkes, dem sie angehört, und ihre weitere Untersuchung, welche von gelehrten Gesellschaften in Irland noch immer betrieben wird, kann vielleicht noch dazu beitragen, die dunkle Geschichte des Landes vor der christlichen Ära in etwas mehr aufzuhellen. Erschöpfend ist das Material bisher weder zusammengestellt noch erforscht [1].

[1] Reiche Mitteilungen enthalten die Transactions of the Ossianic Society, die Proceedings of the Royal Irish Academy, das Journal of the R. Histor. and Archeol. Association of Ireland, die Atlantis. Eine Unzahl dieser Sagen veröffentlichte schon im 18. Jahrhundert Miß Brook als Reliques of Irish Poetry, in neuerer Zeit Dr Trummond (Ancient Irish Minstrelsy, 1852). Eine größere

Dunkel und phantastisch reicht die altirische Sage bis in die Zeiten der großen Flut hinauf, deren Andenken sich in den Sagen aller Völker erhalten hat. Parthalon hieß nach den keltischen Barden der erste, welcher nach der großen Flut die grüne Insel in Besitz nahm und bevölkerte. Ihm folgte Nemed und sein Volk, diesem die Firbolgs und diesem hinwieder die Dedannans, ein wandernder Völkerstamm, der in Griechenland mit magischen Künsten vertraut wurde, dann nach Lochlann (Dänemark und Schweden) zog, von dort aus Schottland besuchte und endlich in Irland bleibend sich niederließ. Etwa 200 Jahre walteten und schalteten sie hier, als die letzte und größte Einwanderung stattfand und das Volk des Miled oder Milesius — die Milesier genannt — sie in zwei Schlachten überwand und verdrängte. Die eine dieser Schlachten wurde zu Tailltenn am Flusse Blackwater in Meath geschlagen, die andere zu Druim-Lighean bei Lifford in Donegal. Die Sieger versetzten hinterher die besiegten Dedannans unter die Götter; als „Elfen" (Fairies) lebten dieselben noch lange im Volksglauben fort.

Von literarischem Interesse sind hauptsächlich zwei dieser Einwanderungen: jene der Dedannans und jene der Milesier, weil sich an sie zwei unterscheidbare, wenn auch nicht völlig getrennte Sagenkreise anschließen: jener der Dedannans und jener der Fenis, welch letztere der Periode der Milesier angehören. Beide Sagenkreise weisen auf Ereignisse zurück, die der Einführung des Christentums lange vorangehen, beide reichen aber in den erhaltenen Denkmalen auf die Einführung des Christentums durch die Mönche des Abendlandes herab. Helden beider Sagen treffen noch mit den ersten Verkündern des Evangeliums zusammen. Da aber die ältesten Fassungen dieser Sagen noch aus christlicher Zeit stammen, so ist es im einzelnen schwer zu bestimmen, wie weit sie gerade älterer, vorchristlicher Überlieferung angehören.

Die Dedannans waren vorzugsweise Zauberer, dann Krieger; die Fenis vor allem Krieger, aber nicht ohne Zauberkunst. In der Dedannan-Sage waltet darum das Wunderbare vor, in der Feni-Sage das Kriegerisch-Heroische. Jene steht dem bunten Märchenkranze näher, mit dem die Walisische Sage die Abenteuer ihrer Helden umwoben, diese nähert sich in Namen und Stoff dem Macphersonschen Ossian, in ihrem phantasiereichen Charakter aber ebenfalls den keltischen Sagen von Wales.

Sammlung veranstaltete Dr Joyce (Old Celtic Romances, translated from the Gaelic, London 1879), welcher die Heroic Sagen sorgfältig nach den Quellen studierte und sie mehr dem Sinn als dem strikten Wortlaut nach wiederzugeben bemüht war. Vgl. Lady Ferguson, The story of the Irish before the Conquest (1868). — Standish O'Grady, History of Ireland. Vol. I (The Period) 1878.

1. Sagenkreis der Dedannans.

Wenden wir uns zunächst dem Kreise der Dedannans zu, so treffen wir hier auf eine Sage, in welcher der Schwanenmythus in seltsame Verbindung mit der Einführung des Christentums in Irland gebracht ist. Es ist die Sage vom „Schicksal der Kinder des Lir". Ihr Inhalt ist kurz folgender:

Lir war einer der fünf Fürsten, welche nach der Schlacht von Tailtenn sich um die Königskrone der Dedannans bewarben. Er wird indes nicht zum König erkoren, wie er gehofft, sondern Bove Derg, Sohn des Dagda. Lir ertrug diese Zurücksetzung nicht, sondern verließ grollend die Versammlung, ohne dem neuen König zu huldigen.

Die andern Häuptlinge wollten ihn dafür umbringen; Bove Derg widersetzte sich indes diesem Vorhaben und bot Lir sogar, als dessen Gattin starb, eine seiner drei Pflegetöchter, Eve, Eva und Alva, zur Frau an. Lir hielt Eve, die älteste, für die würdigste und zog mit ihr nach Shee Finnaha, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Auch sie starb jedoch, nachdem sie ihm zweimal Zwillinge geboren: Finola und Aed, Ficra und Conn. König Bove Derg gab nun dem verwitweten Häuptling die zweite seiner Pflegetöchter, Eva, zur Gemahlin, und diese zog anfänglich die vier Kinder mit vieler Liebe und Sorgsamkeit auf. Die Kinder aber waren so schön und lieblich, daß ihr Vater Lir wie auch der König Bove Derg sie innig liebgewannen und das ganze Volk der Dedannans stolz auf sie war. Das erweckte den Neid der Stiefmutter und verwandelte ihre Liebe in Haß; sie stellte sich krank, verließ ein ganzes Jahr ihr Lager nicht und sann auf einen Plan, die vier Kinder zu verderben. Eines Tages stellte sie sich, als ob sie mit ihnen den König Bove Derg besuchen wollte. Die drei Knaben ahnten nichts Arges; aber Finola, ihre Schwester, wollte nicht mit, weil sie im Traum eine Warnung bekommen. Aber sie konnte ihrem Schicksal nicht entgehen. Unterwegs befahl Eva ihren Dienern, die vier Kinder zu töten. Als diese sich der Tat weigerten, griff Eva selbst zum Schwert; allein sie brachte es nicht über sich, die blutige Tat zu vollbringen. Also führte sie die Kinder weiter zum See Darvra (Lough Derravaragh in Westmeath), hob sie vom Wagen, berührte sie mit ihrem Zauberstab und verwandelte sie in vier wunderschöne, schneeweiße Schwäne. Da wandten die vier Kinder Lirs ihr Antlitz nach ihrer Stiefmutter, und Finola sprach:

„Böse ist die Tat, die du getan, o Eva! Deine Freundschaft gegen uns war eine Freundschaft des Verrats. Du hast uns ohne Grund ins Verderben gestürzt. Doch die Tat wird gerächt werden; denn die Macht deiner Zauberei ist nicht größer als die Zaubergewalt unserer Freunde, dich zu strafen; und der Fluch, der deiner harrt, ist schlimmer als der unsrige."

Und wieder sprach Finola und sagte: „Sag an, wie lange sollen wir in Gestalt von Schwänen leben, auf daß wir wissen, wann unsere Not ein Ende hat."

„Besser wär' es dir, du hättest diese Frage nicht gestellt", sagte Eva, „aber ich will dir die Wahrheit sagen, da du mich gefragt hast. 300 Jahre auf dem glatten See Darvra; 300 Jahre auf dem See von Moyle, zwischen Erin und Alban; 300 Jahre zu Irros Domnann und zu Inis Glora in der Westsee. Bis zur Hochzeit Largnens, des Fürsten vom Norden, mit Decca, der Fürstin vom Süden; bis der Tailkenn nach Erin kommt, bringend das Licht des reinen Glaubens; und bis ihr hört den Klang der Christenglocke. Und weder durch eure Macht noch durch meine, noch durch eurer Freunde Macht könnt ihr erlöst werden, bis die Zeit kommt."

Da bereute Eva, was sie getan; und sie sagte: „Da ich euch keinen andern Trost geben kann, so erlaube ich euch, eure gälische Muttersprache zu behalten, und ihr möget singen süße, klagende Zauberlieder, die alle Lieder dieser Welt übertreffen und in Schlummer einlullen werden einen jeglichen, der ihnen lauscht. Überdies werdet ihr eure menschliche Vernunft behalten, und ihr werdet nicht darob trauern, in der Gestalt von Schwänen zu sein."

Darauf verließ Eva die vier trauernden Kinder. Umsonst versuchte sie, nach Hause zurückgekehrt, den Vater über das Geschehene zu täuschen. Lir zog aus, um seine Kinder aufzusuchen und fand sie auf dem See Darvra. Finola redete ihn an und erzählte ihm, was geschehen. Der Vater lud sie ein, mit ihm nach Hause zu kommen; doch dieses war ihnen durch den Zauber verwehrt. Sie sangen den trauernden Vater und seine Mannen mit ihrem süßen Klagelied in den Schlummer. Aber am andern Morgen verließ Lir seine Kinder und suchte Eva auf. Er fand sie im Königspalast bei ihrem Pflegevater Bove Derg und warf ihr ihre Untat vor. Bove Derg ergrimmte darob und verwandelte die grausame Stiefmutter zur Strafe in das, was sie am meisten verabscheute: in einen Dämon der Luft. Sie öffnete ihre Fittiche und flog mit einem Schrei empor und über die Wolken hinweg; und sie ist noch ein Dämon der Luft und wird ein Dämon der Luft bleiben bis ans Ende der Zeiten.

Bove Derg und sein Volk zogen indessen an den See Darvra, um bei den vier Schwänen zu sein. Denn diese sangen so schön, wie noch niemand bis dahin in Erin gesungen. Auch der Stamm der Milesier wurde von dem süßen Liede angezogen und schlug am andern Ufer des Sees sein Lager auf.

So führten die vier Schwäne auf dem See Darvra ein nicht ganz unfreundliches Leben. Des Tages sprachen sie mit den Männern von Erin, den Dedannans und den Milesiern; des Nachts sangen sie dieselben durch

ihre sanften Klagelieder in süßen Schlaf, so daß sie alle Sorge und Not vergaßen und froh und fröhlich am folgenden Morgen erwachten. Aber endlich kam der letzte Abend der 300 Jahre, und trauernd mußten sie von ihren lieben Freunden scheiden. Sie breiteten ihre Fittiche aus, hoben sich in die Lüfte empor, blickten noch einmal auf die Männer von Erin herab und entschwebten dann nach der See von Moyle.

In dem düstern Sund von Mull gerieten sie in große Angst und Not. Wilder Sturm peitschte die See und trieb sie auseinander. Erst nach schrecklicher, banger Nacht trafen sie sich in Carricknarone wieder, aber alle erschöpft und kalt und todesmüde. Finola, die treue Schwester, nahm Conn und Ficra unter ihre Flügel und schirmte Aed, den jüngsten, mit dem Flaume ihrer Brust. Aber Leid und Not nahm kein Ende, und der Winter kam, der strenge, kalte Winter, und Finola sprach:

„Unser Leben ist Not und Weh,
Wir finden nicht Rast, nicht Ruh'
Wie eisig weht der Schnee,
Wie kalt pfeift der Nordwind dazu!

Vor des Meeres frostigem Schaum,
Vor des Nordwinds grimmiger Pein
Schirm' ich unter Schwingen und Flaum
Meine drei Brüderchen klein.

Uns're Stiefmutter sandte uns her —
Elend ward uns tägliches Brot,
Im öden, eisigen Meer
Ward Qual uns das Leben und Not."

Nur mit Mühe erwehrten sie sich im folgenden Jahre des um sie starrenden Eises, rissen sich wund und mit zerrissenem Gefieder von den Klippen los und erreichten die Küste. Abwechselnd besuchten sie nun die Gestade von Erin und Alban (Irland und Schottland), mußten aber ihrem Lose gemäß immer wieder in den Sund von Mull zurückkehren, wo neues Leid und neue Qual, Sturm und Frost und Schmerz ihrer harrten.

Eines Tages sahen sie an der Nordküste von Erin, an der Mündung des Bann, einen stattlichen Reiterzug. Es waren Leute von ihrem Stamm, Dedannans. Zwei Söhne Bove Dergs führten sie: Aed, der Scharfsinnige, und Fergus, der Schachspieler. Von diesen hörten sie, daß die Dedannans alle froh im Hause Lirs, ihres Vaters, zum Feste versammelt wären und daß zur vollen Freude des Festes nur sie fehlten. Da sang Finola ein unendlich schmerzliches Lied von der Heimat Freude, von der Verbannten Leid.

Nach diesem Liede aber mußten sie voneinander scheiden. Denn die Kinder Lirs durften nicht fort von dem Meere von Moyle. Da litten und duldeten sie die vollen 300 Jahre.

Als diese um waren, schwammen die vier Schwäne nach der Westsee bei Irros Domnann und bei der Insel Glora. Hier erneuerten sich bald die Leiden, welche sie im Meere von Moyle ausgestanden. Ein ganzer Teil der See fror ein, und der Nordwestwind trieb den Schnee über das Eisfeld hin. Besonders in einer Nacht schien es den drei Brüdern, daß sie ihre Leiden nicht länger ertragen könnten, und sie begannen laut und zum Erbarmen zu klagen. Finola suchte sie zu trösten, aber es gelang ihr nicht; denn sie jammerten immer mehr, und sie selbst begann mit ihnen zu jammern.

Nach einiger Zeit sprach Finola zu ihnen und sagte: „Meine lieben Brüder, glaubet an den großen und herrlichen Gott der Wahrheit, der die Erde mit ihren Früchten und die See mit ihren Wundern gemacht hat; setzet euer Vertrauen auf ihn, und er wird euch Hilfe und Trost senden."

„Wir glauben an ihn", sagten sie.

„Und ich auch", sagte Finola, „ich glaube an Gott, der in allem vollkommen ist und alles weiß."

Und auf die bestimmte Stunde glaubten sie alle, und der Herr des Himmels sandte ihnen Hilfe und Schutz, so daß fürder weder Kälte noch Sturm sie quälte von dieser Zeit an, solange sie auf der westlichen See wohnten.

Endlich verstrichen auch hier die langen 300 Jahre. Da mahnte Finola ihre drei Brüder: „Meine lieben Brüder, das Ende unserer Zeit hier ist gekommen; wir werden jetzt unsern Vater und unser Volk wieder besuchen."

Dann erschwangen sie sich in die Luft und flogen ostwärts in freudiger Hoffnung, bis sie Shee Finnaha erreichten. Aber als sie sich niederließen, fanden sie die Stätte verlassen und einsam; die Hallen waren zerstört und überwuchert mit wildem Gras und mit einem Walde von Nesseln; keine Häuser, kein Herd, kein Zeichen von menschlicher Wohnung. Da drängten sich die vier Schwäne zusammen und stießen ein trauerndes Jammergeschrei aus. Sie blieben diese Nacht in den Trümmern des Palastes — der Heimat ihrer Väter, wo sie selbst aufgezogen worden waren, und sangen mehrmals in der Nacht ihr süßes, trauriges Lied.

Am andern Tag flogen sie nach Inis Glora auf der westlichen See zurück, und lebten dort, bis der hl. Patrick nach Erin kam mit dem reinen Glauben, und bis St Kemoc kam nach Inis Glora.

In der ersten Nacht, als Kemoc auf die Insel kam, hörten die Kinder des Lir früh zur Mettezeit seine Glocke läuten dumpf in der Ferne. Und sie zitterten sehr, sprangen auf und rannten wild herum; denn der Klang der Glocke tönte ihnen fremd und schreckvoll und erfüllte sie mit großer Furcht. Die drei Brüder waren mehr erschrocken als Finola, so daß diese ganz allein blieb; aber nach einiger Zeit kamen sie zu ihr, und sie fragte sie: „Wißt ihr, meine Brüder, was dies für ein Klang ist?"

Und sie antworteten: „Wir haben eine dumpfe, schreckliche Stimme gehört, aber wir wissen nicht, was es ist."

„Das ist die Stimme der Christenglocke", sagte Finola, „und jetzt ist das Ende unseres Leidens nahe; denn diese Glocke ist das Zeichen, daß wir bald von dem Zauber erlöst und von unserem Leidensleben befreit werden; denn Gott hat es beschlossen."

Da beruhigten sich ihre Brüder; und die vier Schwäne lauschten der Musik der Glocke, bis der Mönch seine Mette geendigt hatte. „Laßt uns nun unser Lied singen", sagte Finola. Und sie sangen eine leise, süße, wehmütige Weise, um den hohen, großen König des Himmels und der Erde zu preisen und ihm zu danken. Kemoc hörte das Lied, von wo er stand, und er lauschte mit großer Verwunderung. Aber nach einiger Zeit wurde ihm geoffenbart, daß die Kinder des Lir es wären, die dieses Lied sängen; und er war froh, denn um sie zu suchen, war er gekommen.

Am andern Morgen sah er sie auf den Wogen schwimmen und rief sie zu sich ans Land. „Ich danke Gott, daß ich euch gefunden habe", sagte er, „denn um euretwillen bin ich zu diesem kleinen Eiland gekommen, vor allen andern Inseln von Erin. Kommt ans Land und vertraut auf mich; hier sollt ihr befreit werden von eurer Verzauberung." Und sie folgten ihm freudig in sein Haus, und er ließ durch einen Meister zwei feine, glänzende Ketten von Silber machen, und er festigte die eine Kette zwischen Finola und Aed und die andere zwischen Ficra und Conn.

So lebten sie mit ihm und lauschten seinen Unterweisungen Tag für Tag und nahmen teil an seinen Andachten. Sie waren die Freude und Wonne des Mönches, und er liebte sie von seinem ganzen Herzen, und die Schwäne waren so glücklich, daß die Erinnerung an all das Elend, welches sie während ihres langen Lebens auf dem Wasser erlitten hatten, ihnen weder Leid noch Kummer machte.

Unterdessen war Largnen, der Sohn des Colman, König über Connaught geworden, und seine Gemahlin war Decca, die Tochter Finnins, Königs von Munster, wie Eva vorhergesagt. Die Königin hatte von den redenden Schwänen gehört und wünschte sie zu haben. Als Kemoc sie herzugeben sich weigerte, wollte sie selbst sie holen. Aber Largnen holte sie ein und ging statt ihrer zu Kemoc. Kemoc bestand auf seiner Weigerung. Der König aber drang gewaltsam in seine Zelle ein, faßte die Schwäne an den zwei Silberketten und zog sie vom Altare weg, um sie zur Königin zu bringen, während Kemoc ängstlich ihm folgte.

Der König war noch nicht weit des Weges gekommen, als plötzlich das weiße Federkleid dahinschwand und die Schwäne wieder Menschengestalt annahmen. Finola ward in ein uraltes Mütterchen verwandelt und die drei Söhne in drei schwache Greise, mit schneeweißem Haar, hager und voll Falten.

Als der König das sah, starrte er erschrocken auf und eilte davon, ohne ein Wort zu sagen, während Kemoc ihm bittere Vorwürfe machte.

Die Kinder Lirs aber wandten sich zu Kemoc, und Finola sprach:

„Komm, heiliger Mönch, und taufe uns ohne Verzug; denn unser Tod ist nahe. Du wirst um uns trauern, o Kemoc; aber fürwahr, es wird dir nicht schmerzlicher sein, uns zu verlassen, als es uns ist, dich zu verlassen. Mach uns ein Grab hier und begrabe uns zusammen; und wie ich oft meinen Brüdern Schutz gab, als wir Schwäne waren, so lege uns ins Grab: Conn zu meiner Rechten, Ficra zu meiner Linken und Aed vor meinem Angesicht.

„Komm, Priester, mit dem heil'gen Buch,
Tauf und begrab uns hier.
Komm' schnell, komm' schnell, die Stunde drängt,
Des Todes harren wir.

Grab uns ein Grab — ein tief', tief Grab:
Laß ruhn uns ungestört
Bei deinem Kirchlein, wo zuerst
Wir Christi Ruf gehört.

Und wie ich meine Brüder lieb
Beschirmt im Meeresschaum,
Conn, Ficra unter'm Flügelpaar
Und Aed im weichen Flaum:

So leg sie rechts und links von mir,
Ich bitte dich, recht nah',
Und Aed vor meinem Angesicht,
Daß mich ihr Arm umfah'.

Wie auf der langen Wanderschaft,
Vereinigt ruhen wir.
Komm, Priester, schnell! Es drängt der Tod —
Tauf und begrab uns hier!"

Dann wurden die Kinder Lirs getauft, und sie starben alsbald darauf. Und als sie starben, schaute Kemoc auf, und siehe, er schaute ein Gesicht: vier liebliche Kinder mit leichten Silberschwingen und freudestrahlendem Antlitz. Sie blickten einen Augenblick auf ihn; aber während sie ihn anblickten, schwebten sie empor, und er sah sie nicht mehr. Und er ward mit Freude erfüllt; denn er wußte, daß sie gen Himmel gegangen waren; aber als er niederwärts blickte auf die vier Leiber, die vor ihm lagen, wurde er betrübt und weinte.

Und Kemoc ließ neben der kleinen Kirche ein weites Grab graben; und die Kinder Lirs wurden zusammen begraben, wie Finola angeordnet hatte — Conn zu ihrer Rechten, Ficra zu ihrer Linken und Aed vor ihrem Angesicht. Und er schüttete einen Grabhügel über ihnen auf und errichtete einen Leichen-

stein, mit ihren Namen in Oganschrift darauf eingegraben, worauf er die Klage für sie anstimmte, und die Leichengebräuche wurden vollzogen.

So weit haben wir berichtet die traurige Geschichte des Schicksals der Kinder Lirs.

Viel reicher an Handlung, Leben und Farbe ist „das Schicksal der Kinder Turenns". Bove Derg, der König der Dedannans, ist noch am Leben, aber nicht mehr oberster Herrscher. An seiner Statt regiert Nuada mit dem Silberherz, auf dem Hügel von Usna, doch auch er nicht als unabhängiger König. Denn die Fomorier aus dem Lande Lochlann haben die Dedannans unterjocht und tributpflichtig gemacht. Jeder Mann der Dedannans muß ihnen jährlich eine Unze Gold entrichten, dazu lastet eine Steuer auf dem Flechten der Mulde, auf den Mühlsteinen, auf dem Backen der Brotkuchen, und wer die Steuer verweigert, dem wird von den Tyrannen die Nase abgeschnitten. König und Volk sind schon an diese Abhängigkeit gewöhnt und stehen ehrfurchtsvoll vor den neunmalneun Steuereinnehmern auf, welche erschienen sind, die Jahressteuer einzutreiben. Ja der freie Mann wagt nicht, den eigenen Sohn zu züchtigen, ehe er ihre Einwilligung eingeholt.

Da plötzlich steht ein Befreier auf, Luga mit den langen Armen, der Pflegesohn Mannanan Mac Lirs, angetan mit Mannanans undurchdringlicher Rüstung, geschützt durch Mannanans unverletzlichen Brustschild — er reitet Mannanans Stute, Enbarr mit der fliegenden Mähne; an seiner Seite hängt Mannanans Schwert, der „Antworter", das unheilbare Wunden schlägt, und von seinem Helm blitzen zwei Edelgesteine, der Sommersonne gleich.

Er dringt in die Volksversammlung ein und schlägt vor König und Volk die Steuerbeamten nieder, bis auf neun; diese sollen Botschaft bringen nach Lochlann von dem, was sie geschaut. Dann hebt er sein Banner und ruft die Stämme Erins zum gemeinsamen Befreiungskampfe auf.

Doch während seine Scharen sich sammeln, begegnen die drei Söhne Turenns, Brian, Ur und Urcar, seinem Vater Kian auf der Heide. Alte Feindschaft trennt sie. Sie benützen die Gelegenheit, den Vereinzelten anzufallen. Umsonst verwandelt er sich mittelst Druidenkunst in ein Schwein. Brian besitzt ähnliche Künste und verwandelt seine beiden Brüder in scharfspürende Jagdhunde. Bald ist Kian entdeckt und aufgespürt. Ur und Urcar nehmen dann wieder Menschengestalt an. Auch Kian wird Zeit gegönnt, sich wieder in einen Menschen umzuwandeln; aber dann morden ihn die drei grausamen Brüder, nicht mit Schwert und Lanze, sondern sie werfen ihn mit runden Steinen, bis er als unförmliche Masse zusammensinkt.

Unterdessen besiegt Luga der Held die Fomorians in gewaltiger Feldschlacht — er kämpft zuletzt Mann an Mann gegen Bras, ihren König, bis

dieser die Waffen streckt und ihm bei Sonne, Mond und allen Elementen schwört, nie wieder gegen ihn die Waffen zu tragen. Herrlich ist der Sieg, reich die Beute, Erin frei. Aber Lugas Vater fehlt unter den triumphierenden Helden. Vor König und Volk fordert Luga Rache an dem Mörder. Doch die Söhne Turenns stehen am Königsthron, gestehen ihren begangenen Mord und bieten sich an, den Mord durch einen Lösepreis zu sühnen. Luga geht darauf ein und fordert als Lösepreis drei Äpfel, die Haut eines Schweines, einen Speer, zwei Stuten und einen Wagen, sieben Schweine, einen jungen Hund, einen Bratspieß, dreimaligen Ruf auf einem Hügel.

Die Parteien werden einig und beschwören den Vertrag. Dann erklärt Luga näher seine Forderung:

„Die drei Äpfel, die ich fordere, sind die Äpfel des Gartens Hisberna im Osten der Welt, und andere will ich nicht haben. Keine andern Äpfel in der Welt gleichen ihnen an Schönheit und an den geheimen Kräften, die sie besitzen. Ihre Farbe ist die Farbe geglätteten Goldes; sie schmecken wie Honig, und wenn ein verwundeter Krieger oder ein Mann in tödlichem Siechtum davon ißt, so ist er alsbald geheilt. Und sie nehmen nicht ab beim Essen, sie bleiben so groß und so vollkommen am Ende wie am Anfang. Überdies mag der Held, der sie besitzt, mit ihnen jedwede Heldentat verrichten, die er will, indem er sie wirft, und der Apfel wird von selbst zu ihm zurückkehren. Und obwohl ihr drei wackere Krieger seid, ihr Söhne Turenns, so glaub' ich, werdet ihr's nicht leicht finden, diese Äpfel zu entführen; denn es ist lange vorausgesagt, daß einst drei junge Krieger von dem Eiland im Westen kommen werden, um sie gewaltsam zu rauben, so daß der König Wachen ausgestellt hat, um eurer Ankunft zu harren.

Die Schweinshaut, die ich begehre, gehört Tuis, dem König von Griechenland. Als das Schwein am Leben war, wurde das Wasser, durch das es ging, in neun Tagen in Wein verwandelt, und alle Kranken und Verwundeten, welche seine Haut berührten, wurden auf einmal gesund, solange noch ein Funke des Lebens in ihnen war. Nun sagten die Druiden dem König, daß die Kraft nicht in dem Schwein selbst läge, sondern in seiner Haut; so ließ der König es töten und abhäuten, und er hat jetzt die Haut. Auch sie, ihr tapfern Recken, ist ein Teil meines Lösepreises, den ihr schwer erringen werdet, sei's mit Freundschaft oder Gewalt.

„Der Speer, den ich von euch verlange, ist der vergiftete Speer Pezars, des Königs von Persien. Sein Name ist „der Schlächter". Zu Friedenszeit wird seine glühende, feurige Spitze allzeit in einem großen Kessel Wasser aufbewahrt, um zu verhindern, daß er des Königs Palast niederbrennt; und zu Kriegszeit kann der Kämpfer, der ihn zum Schlachtfeld trägt, jegliche

Heldentat vollbringen, die ihm beliebt. Und es wird nichts Leichtes sein, diesen Speer von dem König von Persien zu erlangen.

„Die zwei Stuten und der Wagen gehören Dobar, dem König von Sigar. Der Wagen übertrifft alle Wagen der Welt an Schönheit der Gestalt und an Tüchtigkeit der Arbeit. Die zwei edeln Stuten haben ihresgleichen nicht an Stärke und Schnelligkeit, und sie fliegen mit gleicher Behendigkeit über die See dahin wie über das Land.

„Die sieben Schweine, die ich verlange, sind die Schweine Asals, des Königs der Goldenen Säulen. Wer immer davon ißt, wird weder Siechtum noch Krankheit leiden; und wenn man sie heute schlachtet und ißt, so sind sie morgen wieder lebendig und heil.

„Der junge Hund gehört dem König von Iroda, und sein Name ist Failinis. Er strahlt so herrlich wie die Sonne am Sommerhimmel; und jedes wilde Tier des Waldes, das ihn sieht, fällt vor ihm machtlos zur Erde.

„Der Bratspieß gehört den kriegerischen Weibern der Insel Fincara. Sie sind dreimal fünfzig an der Zahl, und wehe dem Krieger, der ihrem Hause naht; denn ihrer jede hält im Einzelkampf drei wackern Mannen stand; und sie gaben noch keinem einen Bratspieß, ohne erst im Kampf überwältigt zu sein.

„Der Hügel, auf dem ihr dreimal rufen müßt, ist der Hügel Midkenas im Norden von Lochlann. Midkena und seine Söhne bewachen allzeit diesen Hügel; denn sie stehen unter dem Gelübde, keinen darauf ruhen zu lassen. Überdies waren sie es, die meinen Vater in der Kriegskunst und in Waffentaten unterrichteten, und sie liebten ihn gar sehr; so daß, wenn auch ich euch seinen Tod vergäbe, sie es nicht tun würden. Und wenn es euch gelingen sollte, alles übrige des Lösepreises zusammenzubringen, wird euch dies, glaube ich, nicht gelingen; denn sie werden sicherlich meines Vaters Tod an euch rächen. Und dies, ihr Söhne Turenns, ist der Lösepreis, den ich von euch fordere."

Umsonst verlangen die Söhne Turenns von Luga zur Vollbringung der geforderten Heldentaten Enbarr mit der fliegenden Mähne, die Stute Mannanans; aber Mannanans Kanoe, den „Wogenkehrer", kann er ihnen nicht abschlagen; denn das ist ihm verwehrt. Mit Hilfe dieses wunderbaren Bootes bestehen sie dann glücklich die geforderten Abenteuer, entführen, erst in Habichte, dann in Schwäne verwandelt, die drei Äpfel Hesperiens, erkämpfen sich die wunderbare Schweinshaut und ebenso den Speer des Königs von Persien, nachdem sie zuvor vergeblich versucht, den beiden Königen ihre Zauberkleinodien als Gastgeschenk mit ihrer Sangeskunst abzulocken. Den Wagen des Königs von Sigar erringt Brian teils mit List, teils mit Gewalt. Der König der Goldenen Säulen lieferte ihnen darauf gutwillig ohne Widerstand die sieben Schweine aus, der König von Iroda nach

kurzem Kampf den jungen Hund Failinis. Dann kehren die Söhne Turenns zu Luga zurück und bringen ihm ihre bisherige Beute. Obwohl Luga nun selbst anerkennt, daß sie als Lösegeld angenommen werden könnte für jeden, der bisher erschlagen wurde und noch erschlagen werden wird bis ans Ende der Zeiten, beharrt er doch auf seinen zwei übrigen Forderungen.

Den Bratspieß erlangt Brian mühelos, indem er in das Haus der nordischen Amazonen eindringt, diese, von seinem Mut und seiner Schönheit eingenommen, ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Aber auf Midkenas Hügel entwickelt sich ein schrecklicher, blutiger Kampf. Zwar fallen Midkena und seine Söhne von der Hand der drei Söhne Turenns; aber auch diese sind tödlich verwundet. Nur mit Mühe gelang Brian zur Spitze des Hügels und tut mit erlöschender Stimme den dreimaligen Ruf.

Die drei verwundeten Helden werden nach Erin gebracht zu Turenn, ihrem Vater. Es stände in Lugas Macht, sie noch zu retten. Allein er verweigert die goldenen Äpfel, die ihnen Leben und Gesundheit zurückbringen könnten. „Du und deine Brüder haben eine ruchlose und herzlose Tat getan", ruft er in ungesättigter Rache den drei Sterbenden zu, „als ihr meinen Vater umbrachtet. Für diese Tat müßt ihr leiden, und nur mit eurem Tode werde ich mich befriedigen."

Da sterben die drei Helden dahin; Turenn und Ethnea, Vater und Schwester, halten ihnen die Totenklage und sinken dann selbst entseelt an den drei Leichen nieder. Ein Grab umfängt sie alle.

„Das Schicksal der Kinder Turenns", „Das Schicksal der Kinder Lirs" und „Das Schicksal der Kinder Usnas" bildeten eine Art Trilogie unter dem Namen: „Die drei traurigsten Geschichten". Die älteste Fassung der ersteren Erzählung ist in dem Buche von „Lecan" enthalten und datiert schon aus dem Jahre 1416. Sie ist teils in Versen, teils in Prosa ausgeführt, enthält indes bloß die Angabe des „Lösepreises", nicht die Ausführung der einzelnen Abenteuer. Während diese späterer Zeit anzugehören scheint, ist der Kern der Geschichte unzweifelhaft noch viel älteren Ursprungs; denn Bezüge auf die drei Söhne Turenns finden sich schon im Buche von Leinster (1130), in einem Gedichte Flanns von Monasterboice (welcher 1056 starb) und in Cormacs Glossar (das um 900 geschrieben wurde).

Wenigstens ebenso alt sind drei andere der von Dr Joyce mitgeteilten Sagen: „Das Überfließen des Sees Neagh und Geschichte Libans der Seejungfer", „Connla der Goldhaarige und die Elfenmaid", und „Die Reise Maildouns". Alle drei sind dem ältesten gälischen Sammelkodex entnommen, der bis jetzt vorhanden ist, dem sog. „Buch der dunkelbraunen Kuh" (Leabhar na h-Uidhre). Das Buch ist eine Abschrift von älteren Büchern und stammt von Mälmuire Mac Ceilechair, welcher 1106 starb.

Am merkwürdigsten ist wohl die Reise Maildouns, eine kleine Odyssee von sehr phantastischem Charakter. Der keltische Forscher O'Curry nimmt an, daß der Dichtung eine wirkliche Reise zu Grunde liege, und setzt dieselbe, nach inneren Gründen, in das 8. Jahrhundert. Maildoun ist ein Waisenkind, dessen Vater von Piraten getötet worden, und das die Mutter nun der Königin des Stammes Owenaght übergibt. Der wunderschöne Knabe wird von der Königin wie ihr eigen Kind großgezogen und von jedermann bevorzugt. Eifersucht anderer Knaben führt ihn auf die Frage, wer sein Vater sei, und so wird ihm das bisherige Geheimnis eröffnet, sein Vater sei von Piraten gemordet worden. Mit 60 Mann zieht er auf einem Kahne aus, seinen Vater zu rächen. Die Reise ist weniger eine Kette lebhafter, spannender Abenteuer als ein Panorama phantastischer Gestalten. Denn nachdem die Reisenden gleich bei der ersten Ausfahrt den Mörder entdeckt, verschlägt ein plötzlicher Sturm sie vom Gestade, weil Maildoun die Vorschriften der Druiden nicht genau beobachtet, sondern außer seinen 60 Mann noch seine drei Pflegebrüder mitgenommen hatte. Drei Tage werden sie auf hoher See umhergetrieben — dann fahren sie zwischen einer mit Ungeheuern bevölkerten Inselwelt dahin — die Insel der Riesenenten, die Terrasseninsel der Vögel sind die ersten Stationen, dann kommt eine Insel mit nur einem Ungeheuer, halb Pferd, halb Hund, mit blauen Klauen — auf einer andern halten die Dämonen ein Wettrennen. Darauf landen sie am Palaste des Stillschweigens, erquicken sich nach langer Hungerqual an dem wunderbaren Apfelbaum und beobachten die Insel der blutdürstigen Tiere. Weiter erscheint ein Ungeheuer, dessen borstiges Fell festsitzt, während der Leib drinnen sich unaufhaltsam wie eine Windmühle dreht — dann die Insel der feuerglühenden Tiere, der Palast der kleinen Katze, die Insel, wo alles sich weiß oder schwarz färbt, die Insel des brennenden Flusses, die Insel des Höllenmüllers, die Insel der Weinenden, die Insel mit den vier kostbaren Mauern, der Palast der Kristallbrücke.

Wieder auf andern Inseln begegnen sie redenden Vögeln und riesigen Schmieden; dann lenkt ihr Kahn in die Kristallsee. Unter den Wogen schauen sie ein liebliches Land, etwas weiter staut sich die See wie eine Mauer um eine Insel auf, bildet auf einer andern Insel einen breiten Wasserbogen. Darauf folgt die Insel, die auf einer Säule steht, die Insel der verzauberten Weintrauben, die Insel mit dem Wundersee, die Insel der Lachenden, die Insel der Seligen. Das Ganze ist ein rechtes Märchenland, aus dem sich kaum eine Allegorie herausphilosophieren läßt, ein Kranz von Phantasieträumen, wie sie wohl ein einsamer Wanderer in der Inselwelt der Hebriden erträumt haben mag. Nur zweimal machen die Seefahrer längeren Halt: zuerst bei der „Königin mit dem magischen Fadenknäuel", welche Maildoun stete Jugend verspricht und ihn zum Verdruß der Gefährten ein

ganzes Jahr auf ihrer Insel festhält; dann bei dem alten Eremiten auf dem Felsen, der ihnen die Geschichte seiner Schuld und Buße erzählt:

„Ich wurde geboren und aufgezogen auf dem Eiland Tory. Als ich zum Mann erwachsen war, wurde ich Koch bei der Brüderschaft des Klosters, und ein böser Koch war ich; denn täglich verkaufte ich einen Teil der mir anvertrauten Nahrung und kaufte insgeheim auserlesene und seltene Dinge mit dem Gelde. Ja ich tat noch Schlimmeres; ich machte geheime, unterirdische Zugänge zu der Kirche und den dazu gehörigen Häusern und stahl von Zeit zu Zeit große Mengen goldener Gewänder, gold- und erzgeschmückter Bücherdeckel und andere heilige und kostbare Dinge. Ich wurde bald sehr reich und hatte meine Zimmer gefüllt mit kostbaren Pfühlen, mit Gewändern jeglicher Farbe, leinenen und wollenen, mit ehernen Krügen und Kesseln und mit goldenen Agraffen und Armbändern. Nichts fehlte in meinem Hause an Ausstattung und Schmuck, wie man's von einem Mann von Rang im Leben erwartet, und ich wurde sehr stolz und übermütig."

Für diese Finanzoperationen an den Gütern toter Hand mußte der Klosterkoch aber harte Buße tun. Nachdem er eines Tages glücklich alle seine Schätze auf ein Schiff gebracht und einige Tage ruhig auf dem Meer vorangeschifft, wird sein Schiff plötzlich von einem geheimnisvollen Greise festgehalten, der auf dem Kamme einer Welle daherfährt.

„Wohin gehst du?" fragte er.

„Ich weiß nicht", antwortete ich; „aber das weiß ich, ich habe meine Freude daran, wie mein Kahn so sanft, so artig über die Wellen dahinschwebt.

„Du würdest dich nicht freuen", erwiderte der Greis, „wenn du die Scharen sähest, welche dich in diesem Augenblick umlagern."

„Was für Scharen?" fragte ich, und er antwortete:

„All der Raum um dich, soweit der Blick reicht über die See und hinauf zu den Wolken, ist eine gewaltige, drohend aufragende Masse von Dämonen, wegen deines Geizes, deines Diebstahls, deines Stolzes und deiner übrigen Verbrechen und Laster."

Dann fragte er mich: „Weißt du, weshalb dein Boot innehielt?"

Ich antwortete: „Nein", und er sagte: „Ich habe es innegehalten, und es wird sich nicht vom Platze bewegen, bis du mir zu tun versprichst, was ich dich heiße."

Ich antwortete, daß es vielleicht nicht in meiner Macht stehe, seinem Geheiß zu entsprechen.

„Es steht in deiner Macht", antwortete er, „und wenn du's mir verweigerst, so werden die Qualen der Hölle dein Anteil sein."

Dann kam er hart an mein Boot, hielt seine Hand auf mich und ließ mich schwören, das zu tun, was er fordere.

„Was ich verlange", sagte er, „ist, daß du in diesem Augenblick alle die übelerworbenen Schätze, die du im Boote hast, in die See wirfst."

Das tat mir sehr leid, und ich erwiderte: „Es ist ein Jammer, daß all diese köstlichen Dinge verloren gehen sollen."

Hierauf antwortete er: „Sie werden nicht verloren sein. Es wird jemand kommen und sie aufheben. Jetzt tue, was ich sage."

So warf ich denn, gar sehr gegen meinen Willen, all die kostbaren Dinge über Bord und behielt bloß einen kleinen Holzbecher, daraus zu trinken.

Für die Weiterreise erhält der nun verarmte Klosterkoch sieben Brottuchen und einen Becher Wasser. An einer öden Felseninsel hält der Kahn. Die magere Kost reicht für sieben Jahre; dann muß der Büßer drei Tage fasten. Von da ab bringt ihm ein Fischotter täglich einen Salm, wieder sieben Jahre lang — dann wieder dreitägiges Fasten; dann bekommt er abermals etwas Fisch und etwas Brot dazu. Bei dieser zweiten Bußperiode treffen ihn Maildoun und seine Genossen.

Ältere Sagen, wie die Reise selbst und die Erzählung von der Königin mit dem wunderbaren Fadenknäuel, haben sich hier offenbar mit Mönchslegenden vermischt. So wird denn auch am Schluß das ursprüngliche Motiv der Geschichte, die Blutrache, verlassen, indem Maildoun dem Mörder seines Vaters verzeiht und unter seinem gastlichen Dache ausruht, während Diuran Lekerd, einer der Fahrtgenossen, das Silber, das er von dem großen Netz der Silbersäule abgeschnitten, als Votivgeschenk am Hochaltar von Armagh niederlegt.

Einen ähnlichen legendenhaften Abschluß hat die Geschichte „Libans der Meermaid", der Tochter des Königs Ecca, welche bei dem Überfluten des Sees Neagh am Leben bleibt und auf ihren Wunsch zur Hälfte in einen Fisch verwandelt wird. Nachdem sie so 300 Jahre, d. i. von der Zeit Eccas, des Sohnes Marid, bis auf die Zeit Compalls von Bangor, im Meere herumgeschwommen, wird sie endlich vom heiligen Mönche Beoc bei einer Romfahrt durch ihren Gesang erkannt und durch Fergus von Miluc mit einem Netz ans Land gezogen. Sie erhält die Wahl, entweder noch 300 Jahre auf Erden zu leben oder unmittelbar nach der Taufe zu sterben und sofort in den Himmel einzugehen. Sie wählt das letztere, wird getauft und stirbt, und das Volk widmet ihr fürder eine Art frommer Verehrung.

Die Geschichte „Connlas des Goldhaarigen" dagegen hält sich ganz im Gebiet der Märchenpoesie. Vor Connla, dem Erbprinzen Conns des Hundertbezwingers, steht plötzlich eine Fee, die ihn einladet in das Land, wo ewige Jugend blüht. Ihr erster Blick bezaubert ihn. Anhänglichkeit an Vater, Familie und Heimat schwinden vor ihrer Einladung dahin, ihr ins Land der Feen zu folgen:

„Ich komme aus dem Lande der Lebenden — einem Land, wo weder Tod noch Alter noch Unrecht ist. Die Bewohner der Erde nennen uns Aesshee, denn wir haben unsere Wohnstätte zwischen großen, lieblichen, grünen Hügeln. Fröhlich vertreiben wir uns die Zeit bei festlichen Mahlen und unschuldigen

Freuden, wir werden nie alt; und unter uns gibt es weder Feindschaft noch Streit."

Der König und sein Gefolge vernehmen ihre Worte, doch ohne ihre Gestalt zu sehen. Da der König seinen Sohn fragt, mit wem er rede, antwortet sie an dessen Statt:

„Connla spricht mit einer lieblichen, edelgebornen Maid, die wird nie sterben und nie altern. Ich liebe Connla den Goldhaarigen, und ich bin gekommen, ihn mit mir zu nehmen nach Moy-mell, auf die Wiese nie endender Freude. An dem Tage, da er mit mir kommt, wird er König werden, und er wird für immer herrschen im Feenland, ohne Weinen und ohne Trauer. Komm mit mir, geliebter Connla, und du sollst bewahren die Schönheit und Würde deiner Gestalt frei von des Alters Falten bis zum schrecklichen Tag des Gerichts."

König Conn fordert nun seinen Druiden Coran auf, den Zauber der Sirene zu brechen. Zweimal gelingt es ihm. Er nötigt die Feenmaid, zu entweichen. Doch jedesmal wirft sie Connla einen Apfel zu. Und einen ganzen Monat ißt und trinkt der Prinz nicht mehr, außer von dem wundersamen Apfel, der ihm Leben und Kraft erhält, durch das Essen sich nicht vermindert, sondern immer voll und ganz bleibt. Am Ende des Monats erscheint die Fee abermals und wiederholt ihre bezaubernde Lockung vor dem König und seinem ganzen Hof. Connla, sonst in Gegenwart der wunderbaren Maid still und schweigsam, klagt jetzt dem Vater seinen Jammer:

„Vater, ich bin sehr unglücklich; denn obwohl ich mein Volk über alles liebe, bin ich doch in Trauer um diese Maid.

„Ein Land der Jugend, ein Land der Ruh',
Von Kummer frei und Weh,
Liegt fern dem gold'nen Westen zu
An den Grenzen der goldenen See.
Hell wie Kristall, ein leichter Kahn —
Kein sterblich Aug' ihn sah —
Bringt uns hinüber auf kurzer Bahn,
Vor Abend sind wir da.
Bald sind wir am Strand,
In dem sonnigen Land,
Frei von Dämonen und Weh,
In dem Land der Ruh'
Gen Westen zu,
Am Rande der bläulichen See.

Ein lieblich Land in ewigem Grün;
Licht schlängelt der Bach sich zum Tal,
Der Sommer währet das ganze Jahr
In leuchtendem Sonnenstrahl.

Ein friedlich Land voll sanfter Lust,
Ein Lenz voll Lieb' und Licht.
Nicht Kummer, nicht Trauer ängstigt die Brust,
Wir sterben, wir altern nicht.
Das Land der Jugend,
Der Liebe, der Tugend,
Frei von Schmerzen und Weh,
Das Land der Ruh',
Gen Westen zu,
Am Rande der bläulichen See."

Connla vermag dem Zaubergesang nicht zu widerstehen. Plötzlich eilt er hinweg von seines Vaters Seite, steigt in das festgebaute, strahlende, blitzende Kristallboot und entschwebt auf demselben mit der Fee langsam, vor den erstaunten Blicken des Königs und des ganzen Volkes, über die leuchtende See gen Westen hin. Niemand weiß, was aus Connla geworden ist; denn er ward seitdem nie mehr in seiner Heimat gesehen.

2. Sagenkreis der Fenis.

Der zweite Sagenkreis der altirischen Heldenbücher ist die Sage von Finn und den Fenis; man könnte ihn auch den Sagenkreis der Fenier nennen. Denn von jener alten Heldenzunft hat der berüchtigte neuere Geheimbund sich seinen Namen hergeholt.

Dieser Name bezeichnet nicht, wie jener der Dedannans, einen gesonderten Volksstamm, sondern den Kriegerstand Irlands während seiner letzten vorgeschichtlichen Periode. Während nämlich jede der irischen Provinzen ihr eigenes kleines Heer unter gesonderter Anführung besaß, waren diese vereinzelten Wehrkräfte zugleich zu einem größeren gemeinschaftlichen Heere unter einem Oberfeldherrn vereinigt. Das geschah allerdings hauptsächlich zu größeren kriegerischen Unternehmungen gegen gemeinsame äußere Feinde, führte aber auch zur Zeit des Friedens eine gewisse Gemeinsamkeit herbei. Die Fenis waren die reguläre Kriegsmacht der Iren in jener mythischen Zeit. Galt es Krieg, so rief sie der König durch ihren Oberfeldherrn unter die Waffen. War Frieden, so erzählt die Sage, „teilten sie das Jahr in zwei Teile. Während der ersten Hälfte, nämlich vom Beltane (1. November) bis zum Samin (1. Mai), jagten sie jeden Tag mit ihren Hunden, und während der zweiten Hälfte, vom Samin zum Beltane, lebten sie in den Häusern und Betas (Herbergen) von Erin, so daß in dem ganzen Land kein Häuptling oder großer Herr, oder Besitzer einer Herberge war, der nicht während der Winterhälfte des Jahres neun der Fenis im Quartier hatte". Geschlossene Einheit hielt sie nur bei Kriegen nach außen zusammen, sonst stand öfters Clan gegen Clan und befehdete sich im eigenen Lande. So trennte z. B. eine alte, erbitterte Feindschaft den Clan Baskin von Leinster

von dem Clan Morna in Connaught, und wenn letzterer auch einem Anführer aus dem Clan Baskin zeitweilig sich fügte, war es nur gezwungener-, widerwilligerweise.

Ihre Blütezeit erlebten die Fenis unter dem König Cormac Mac Art, der nach alten Chroniken von 226 bis 266 über Irland geherrscht haben soll und als eine Art von irischem Alfred geschildert wird, d. h. als ein zugleich sehr tapferer und gelehrter, weiser König. Er schrieb selbst eine „Unterweisung für Könige" (Teguse Righ), wovon noch Abschriften in den Büchern von Leinster und Ballymote vorhanden sein sollen, ließ die Annalen des Reiches sammeln und aufschreiben und errichtete in der Königsstadt Tara drei Schulen: eine für Kriegskunst, eine für Gesetzeskunde und eine für Geschichte. Unter ihm lebte der größte und berühmteste Feldherr der Fenis, Finn, der Sohn Cumals, der seinerseits wieder der volkstümlichste Held der vorigen Sagenperiode war. Finns Palast stand auf dem Hügel von Allen, eine Stunde rechts von der Bahn, wenn man von Newbridge nach Kildare fährt. Neuere Patrioten haben den Hügel mit einer Säule geziert, zu dankbarer Erinnerung an den sagenhaften Helden.

Um Finn, den Helden und Feldherrn, gruppieren sich die übrigen Helden der Feni-Sagen: Oisin (Ossian), sein Sohn, zugleich Held und Barde; Oskar, sein Enkel, der Jugendschöne; Dermat O'Dyna mit dem glänzenden Angesicht; Kylta, Mac Ronan, der Schnellfüßige; Dering, der Mann des Wissens; Ligan Lumina, der Schnelläufer; Fergus Finvel, der Dichter; Gaul Mac Morna, der kühne Häuptling des Clan Morna; Conan Mail oder Conan der Kahle, die lustige Person der kriegerischen Tafelrunde.

Einige dieser Namen sind durch Macphersons Ossian allgemein bekannt, so Ossian selbst, der König Cormac, Finn oder Fingal und der einst von den Damen vielbetrauerte junge Oskar. Wie aber die Gleichheit der Namen dafür spricht, daß Macpherson Stoffe und Namen seiner Dichtungen wirklich zum Teil aus alten keltischen Sagen geschöpft hat, die durch mündliche Überlieferung im schottischen Hochlande fortlebten, so weist auch die Verschiedenheit zwischen seinem Ossian und den altirischen Sagen darauf hin, daß er die schlichten, alten Heldenlieder ganz nach seiner subjektiven Richtung umgemodelt und daß höchst wahrscheinlich alle Sentimentalität, Tränenseligkeit, Nebelhaftigkeit und Verschwommenheit seines Ossian von ihm selbst herrührt. Ja Cormac, Finn, Ossian, Oskar sind in den altirischen Heldenbüchern ganz andere Gestalten als bei Macpherson: bei dem Ossian des 18. Jahrhunderts vage, unbestimmte, in Nebel gehüllte Traumgestalten, zwischen ihren Kämpfen beständig seufzend und klagend, von Minona, Selma und einer ganzen Schar sentimentaler Bardenfräulein begleitet; in den Volksbüchern der Vorzeit dagegen klar, bestimmt gezeichnete, faßbare

Menschenkinder, mit Fleisch und Blut, mit Haut und Haar, mit ausgeprägter Eigentümlichkeit, nicht klagend, sondern handelnd, und so weit von aller Sentimentalität entfernt, daß Kraft, Jugendmut und wilde Tatenlust entschieden die Signatur der Sage bilden, froher Humor und Komik nicht selten in echt volkstümlicher Weise die Tragik der Aventüren begleiten und unterbrechen.

Der tiefere Grund, weshalb Macpherson so ganz im innersten Wesen von dem Charakter der alten Sage abgewichen, mag wohl darin zu suchen sein, daß er als erleuchtetes Kind des 18. Jahrhunderts wohl eine sentimentale Verehrung für einen halbrousseauschen Naturzustand, für eine allgemein menschliche Liebe, Tugend und Heldentapferkeit besitzen mochte, aber den naiven Wunderglauben nicht verstand, aus welchem die Volksdichtung hervorgegangen, von dem sie wesentlich bedingt wird, ohne den sie ebensowenig bestehen kann als die homerische Dichtung ohne die Götter des Olymps und ihr Eingreifen ins Menschenleben. Allerdings entbehren die Heldenbücher der Iren einer in bestimmten Persönlichkeiten ausgestalteten Mythologie: aber um so mehr ist dem schlichten Naturvolke Wald und Feld, Land und See, die ganze Natur voll wunderbarer Mächte und geheimnisvoller Gewalten, von deren Wirkung das Menschenleben bedingt ist. Nicht List und Gewalt, nicht kluge Berechnung und persönliche Tapferkeit allein entscheiden das Glück der Jagd oder das Los der Schlacht, sondern eine geheimnisvolle Fügung, die nicht in des Menschen Macht steht, verborgene Zauberkräfte, die ihm angeboren oder wunderbar mitgeteilt sind, prophetisches Wissen, das zum voraus sein Handeln leitet, unerklärliche Hilfe, die ihn plötzlich dem Untergang entreißt. Vermöge solcher außerordentlicher Gaben können die Helden vieles vorauswissen, sich unsichtbar machen, sich verwandeln, andere bezaubern und entzaubern, die See zu Pferde durchreiten, vom Wasser unverletzt unterirdische Länder besuchen, sich gegen Wunden stichfest machen und andern diesen Vorteil entziehen; aber all das hat wiederum seine Grenze, und gerade diese Begrenzung führt im bunten Zusammentreffen mit den natürlichen Kräften, mit List und Berechnung, Leidenschaft und Tapferkeit ein stets lebendiges, mannigfaltiges, phantasiereiches Bild, Verwicklung und Spannung herbei. Indem Macpherson diese Wunder- und Märchenwelt vernachlässigte und aufgab, nahm er der keltischen Sage gerade ihr Hauptlebenselement. Statt des bunten, farbenreichen Teppichs blieb ihm nur ein Nebelflor in den Händen, um „edle Wilde" damit zu umhüllen. Statt der lebhaften Verwicklung, die sich aus dem Zusammenstoß freien Willens und unausweichlicher Notwendigkeit, bewußten Handelns und verborgener Zauberkraft ergab, blieb nur das dunkle Gefühl einer entschwundenen Heldenwelt und die Totenklage um ihre Schönheit und Größe. Um letzterer nachzuhelfen, gab Macpherson den Helden einen hohen Kothurn, malte sie mit künstlichen, beschreibenden

Beiworten und Vergleichen und legte ihnen überschwengliche, pathetische Reden in den Mund, welche zu der Einfachheit der ursprünglichen Sage im schroffsten Gegensatze stehen. So ist Fingal vor allem ein langweiliger Kothurnheld geworden:

„Es ist Fingal, Fürst der Wüsten, der kommt und Hilfe
Dem grünen, beströmten Erin verleiht." — „Ich sah",
Sprach Moran, „den Feldherrn, gleich dem schimmernden Fels,
Sein Lanzenschaft ist die wettergetroff'ne Fichte,
Sein Schild ist der Mond im Aufgang; er saß am Gestade,
Wie Nebelgewölk in schweigender Höh' — —
Es scholl sein Wort, wie die Flut an den Felsen braust.
Wer ist in diesem Lande mir gleich? Es bestehn
Die Helden mich nicht! Sie fallen, von meinem Arm
Gestürzet! Wer mag in dem Kampf begegnen Swaran,
Als Fingal, der Fürst der umstürmten Selma? Einst,
Da auf Malmors Höh' wir kämpften, stürzten wir hin
Mit den Fersen den Hain! Es sanken umgekehrt
Die Felsen, Bäch' entflohn, mit verändertem Lauf
Errauschend, fort von uns; wir erneuten den Kampf
Drei Tag'; es standen entfernt die Helden und bebten." [1]

Die alte Sage hat nichts von diesem beschreibenden Apparat, keinen schimmernden Fels, keinen Mondschild, keine wettergetroffene Fichte, kein Nebelgewölk — sein Wort tönt nicht wie Brandung am Felsen, noch wirft er Wälder und Felsen um. Das Charakteristische an Finn ist nicht persönliche Tapferkeit — darin tut es ihm Sohn und Enkel und mancher seiner Mannen gleich —, sondern der Feldherrnberuf und das Feldherrntalent. Er ist der erste im Rat und der erste im Feld, er steht an der Spitze aller gemeinsamen Unternehmungen, er hat die Klugheit und Weisheit, die Berechnung und das Ansehen, dessen es zur obersten Kriegsleitung bedarf. Er ist dazu aber auch schon von früher Jugend an durch außerordentliche Gaben ausgerüstet. Als Knabe lebte er bei dem alten Dichter Linn-Fec und war dessen Diener unter dem falschen Namen Demna; denn Linn-Fec gehörte dem Stamme Morna an, mit welchem Finns Geschlecht in alter Zwietracht lebte. Als Diener Linn-Fecs aber angelte er den „Salm der Erkenntnis", der in dem Teiche Linn-Fecs schwamm, und berührte den Fisch beim Braten mit dem Daumen. Hierdurch erlangte er, einer alten Weissagung gemäß, die Gabe der Ahnung und Voraussicht und ward ein „Mann der Erkenntnis". Wie er unwillkürlich beim Braten des Fisches den angebrannten Daumen in den Mund steckte, um ihn zu kühlen, so brauchte er fürder nur den Daumen an den Zahn der Erkenntnis zu legen, um die Zukunft vorauszuschauen.

[1] Die Gedichte von Ossian, nach Macpherson übersetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, 1806, Perthes, 4 u. 5.

Dieser naiv-märchenhafte Zug zerstört schon ganz die pathetische Gestalt Fingals, wie sie Macpherson gezeichnet. An die Stelle eines künstlichen Epenhelden tritt ein echter Volksheld, den die Seinen mit Ehrfurcht als eine Art von Propheten betrachten. Eine zahlreiche Heldenfamilie stützt mit ihren Waffentaten sein Ansehen und erweitert seinen Ruhm. Von etwas Anmaßung und Eifersucht ist er nicht frei; der Held ist ein Mensch, und zwar ein kräftiger Naturmensch; aber eben dies entrückt ihn den Macphersonschen Wolken und bringt ihn seinem Volke näher. Seine Gabe der Voraussicht schneidet nicht alle Fährlichkeiten ab, noch überwindet sie alle Schwierigkeiten; er bleibt an die eigene Tapferkeit und an den Beistand anderer gewiesen. Hieraus ergibt sich dann die phantasiereiche, tragische Verwicklung der Sage.

Merkwürdig ist gerade in dieser Hinsicht die „Sage von dem Königspalast bei den Eibischbäumen". Sie hebt mit einer großen nordischen Invasion an, mit welcher Colga, der König von Lochlann, ganz Irland überzieht. In gewaltiger Feldschlacht stehen sich beide Völker gegenüber. Den Entscheid derselben führt weder der König Cormac Mac Art, noch der Oberfeldherr Finn herbei, sondern Finns Enkel, der tapfere Oskar. Dieser stürzt sich im Kampfgewühl auf den feindlichen König und erschlägt ihn, worauf die Männer von Lochlann entfliehen. Aber sie werden alle erschlagen, bis auf Colgas Sohn, Midac, dessen Finn seiner Jugend wegen schont. Ja er läßt ihn sorgfältig erziehen, nimmt ihn in das Heer der Fenis auf und gibt ihm einen ansehnlichen Posten, wie es einem Fürsten gebührt, so daß Midac die ganze Kampfesweise der Fenis, all ihre Schlupfwinkel und Kriegsgeheimnisse kennen lernt.

Finn ist zu edel und hochgesinnt, um von seiner großherzigen Handlungsweise irgend etwas Schlimmes zu befürchten. Erst nachdem Midac sich bei den Fenis schon völlig eingebürgert, macht der dicke, kahle, realistische Conan Mail bei einem Kriegsrat der Anführer darauf aufmerksam:

„Es scheint mir, o König, du und die Fenis überhaupt befinden sich gegenwärtig in großer Gefahr. Denn ihr habt in eurem Hause und unter eurem Volke einen Jüngling, der guten Grund zur Feindschaft gegen euch hat, d. i. Midac, den Sohn des Königs von Lochlann. Wurden nicht durch euch sein Vater und seine Brüder und viele seiner Freunde erschlagen? Nun bemerke ich, daß dieser junge Prinz schweigsam ist und sich zurückzieht und wenig mit denen spricht, die um ihn sind. Und überdies sehe ich, daß er Tag für Tag sich Mühe gibt, alles über die Fenis zu erfahren; und da er Freunde in Lochlann hat, mächtige Männer mit Heeren und Schiffen, so fürchte ich, der Tag könnte kommen, wo der Prinz sein Wissen zu unserem Untergang benützt."

Auf Conans Vorschlag wird beschlossen, dem Prinzen ein eigenes kleines Territorium zu übertragen und ihn so von der Gemeinschaft der Fenis in

anständiger, ehrenvoller Weise zu trennen. Er bekommt die freie Wahl, sich in ganz Irland zwei Cantreds (Bezirke von 100 Dörfern) auszusuchen, wo er will. Er wählt den Distrikt Kenri am Flusse Shannon und den daranstoßenden Distrikt der Inseln, beide sehr reich und wohlhabend und trefflich geeignet, eine Flotte aus Lochlann landen zu lassen und einen Einfall in Irland zu ermöglichen. Da baut er sich zwei Paläste, den Palast an den Eibischbäumen und den Palast auf den Inseln, lebt ganz abgeschlossen für sich und nimmt an den Fenis gar keinen Anteil mehr.

Erst nach 14 Jahren findet er sich wieder einmal bei Finn und seinen Helden ein, die auf der Ebene von Hy Conall Gavra jagen — in herrlichem Rittergewand, mit prächtiger Rüstung angetan. Finn erkennt ihn nicht, löst aber die Rätselgedichte sofort, welche der unbekannte kriegerische Sängerheld ihm vorträgt. Conan Mail jedoch hat den Prinzen sofort erkannt.

„Du bist, o König, der weiseste und weitsichtigste der Fenis, und du hast die schweren Dichterrätsel dieses Kriegers gelöst und erklärt. Doch in diesem Falle unterscheidest du nicht einen Freund von einem Feind; denn dieser Mann ist Midac, den du mit vielen Ehren in deinem eigenen Haus aufgezogen und dann reich gemacht hast und der jetzt dein bitterer Feind ist und der Feind aller Fenis. Hier hat er 14 Jahre gelebt ohne Gemeinschaft oder Verbindung mit seinen früheren Gefährten. Und obwohl er in die Schar der Fenis aufgenommen, hat er während dieser ganzen Zeit dich nie zu einem Festmahl eingeladen, nie einen seiner alten Freunde besucht, noch irgend einem der Fenis, Meister oder Mann, Nahrung oder Lebensunterhalt gegeben."

Finn ist abermals zu großherzig, um ernstlicher auf Conans Warnung zu achten. Er läßt nicht nur Midacs Entschuldigungen gelten, sondern nimmt sofort seine Einladung zu einem Festmahle an, das er ihm im Palast der Eibischbäume geben will. Die Helden beratschlagen nur, wer mit Finn in den Palast gehen und wer an ihrem augenblicklichen Standort, dem Hügel von Knockfierna, bleiben soll, um sowohl die von der Jagd noch nicht zurückgekehrten Fenis, als auch Finn und seine Begleiter zu erwarten. So sind die Fenis in drei Scharen geteilt, und das gereicht ihnen erst zu harter Bedrängnis, dann aber auch zur Rettung.

Unter den Helden, welche Finn zu dem Palast begleiten, sind sein junger Sohn Aed, der dicke, gemütliche Conan Mail und Gaul, der tapfere Führer des Clan Morna. Der Palast ragt auf einem Felsen empor, an dessen Fuß ein breiter Strom dahinfließt. Ein steiler Pfad führt hinab zu einer Furt an dem felsigen Ufer. Um den herrlichen Palast breiten sich liebliche Wiesen aus und prangen Eibischbäume mit ihren scharlachroten Beeren. Der Palast selbst ist ganz leer. Kein Diener, keine lebendige Seele, die Gäste zu empfangen.

Sie fürchten einen Hinterhalt; doch die Pracht der stolzen Banketthalle lockt sie durch die weite offene Tür. In der Mitte lodert ein helles, behagliches Feuer, ohne allen Rauch, und füllt das Gemach mit süßem Wohlduft. Rundum liegen weiche Pfühle mit reichen Decken und sanften, wolligen Fellen; die kreisförmige Wand des Gemachs ist mit Schnitzwerk geziert, gut gefügt und glatt wie Elfenbein; jedes Brett hat eine andere Farbe von oben und unten, von der Flur bis zur Decke, und so strahlt das ganze Gemach in wunderbarem Farbenwechsel. Das alles ladet sie ein, trotz ihrer Besorgnis Platz zu nehmen.

Doch jetzt tritt Midac schweigend ein, entfernt sich wieder — und der ganze Saal ist plötzlich umgewandelt. Finn klagt, daß Midac nicht zurückkehrt. Gaul Mac Morna bemerkt, daß das Feuer raucht und abscheulich dampft. Die stattlichen, geschnitzten Wände verwandeln sich in schlechtgefügte, rohe Bretter — statt der sieben großen Tore hat der Saal nur noch ein kleines, enges Pförtchen nach Norden — statt auf weichen Pfühlen sitzen die Gäste auf der feuchten, kalten Erde — und wie sie aufspringen wollen, um dem Zauberpalast zu entrinnen, da fühlen sich alle fest an ihren Platz gebannt. Finn berührt nun mit dem Daumen den Zahn der Erkenntnis und verkündet seinen Gefährten das schreckliche Los, das ihnen droht.

Vierzehn Jahre lang hat Midac nur den Untergang der Fenis geplant, und er ist jetzt nahe am Ziel. In seiner andern Wohnung, dem Inselpalast, beherbergt er ein Heer von Fremdlingen, um die Fenis auszurotten. An ihrer Spitze steht Sinsar, der Schlachtenkönig aus Griechenland, der Herrscher der Welt; an seiner Seite sitzt sein Sohn Borba, der Stolze, und sechzehn ihm untertane Fürsten. Mit ihnen verbunden sind die drei Könige von der Insel des Stromes, gewaltig und blutdürstig wie Drachen und zugleich die gefährlichsten Zauberer. Sie haben durch ihre Hexerei die Helden der Fenis jeden an seinen Platz gebannt, und der Zauber kann nur dadurch gelöst werden, daß der Platz mit dem Blute dieser drei Herrscher bespritzt wird. Bald werden Sinsars Leute kommen und die Hilflosen dahinmorden.

Während einige der Fenis über das schreckliche, ihnen drohende Los in Klagen und Tränen ausbrechen, rafft Finn sich zusammen:

„Es ziemt uns nicht, meine Freunde, da wir Helden sind, gleich Weibern zu jammern und zu weinen, auch wo uns der Tod bedroht; denn Klagen und Tränen werden uns nichts nützen. Laßt uns lieber den Dord-Fian singen, süß und trauervoll, nach unserer Gewohnheit, daß er uns ein Trost sei, eh' wir sterben."

Da hören die andern zu weinen auf, und alle sangen insgemein den Dord-Fian in sanfter, trauernder Melodie.

Das ist vorläufig ihre Rettung. Denn beunruhigt von dem langen Ausbleiben Finns und seiner Gefährten, sind Ficna, der Sohn Finns, und Innsa, ein Pflegesohn Finns, auf Oisins Aufforderung ausgegangen, ihren Vater und Führer zu suchen. Schon bricht die Nacht herein, als der Klang des Dord-Fian sie auf die rechte Fährte führt. Mit Schrecken sehen sie Finn und seine Genossen an die Erde festgebannt, mit noch größerem Erstaunen hören sie von der drohenden Gefahr. Finn fordert sie zur schleunigen Flucht auf. Aber die beiden treuen Söhne wollen ihren Vater nicht verlassen. Eines kann vielleicht noch retten — die enge Furt, durch welche der Feind allein den verzauberten Palast erreichen kann, diese läßt sich allenfalls von wenigen gegen viele verteidigen. Hier stellte sich also Innsa auf, während Ficna über die Furt dringt, um des Feindes Macht und Stellung auszukundschaften.

Zuerst erscheint ein Irla (Häuptling) des Herrschers der Welt an der engen Furt. Er hofft durch einen kühnen Handstreich der Hauptarmee zuvorzukommen und unsterblichen Ruhm zu verdienen. Innsa hält ihn glücklich auf, erschlägt alle Gefährten, die der Irla vorausschickt, unterliegt aber, von Wunden und Müdigkeit erschöpft, dem Irla, der zuletzt auf ihn eindringt. Der Irla schlägt ihm das Haupt ab, wagt aber nicht, allein weiter vorzudringen, sondern will Innsas Haupt nach dem Inselpalast bringen. Unterwegs fällt er aber Ficna in die Hände, der ihn nach kurzem Kampfe überwältigt und sein Haupt mit dem Haupte Innsas zugleich zu Finn in den Palast trägt. Trauernd über den Tod seines geliebten Sohnes, schöpft Finn doch einige Hoffnung auf Entsatz.

Ficna geht an die Furt zurück und besiegt den zweiten Irla, der sich ihrer bemächtigen will. Aber nun erhebt sich Midac selbst mit einer auserlesenen Schar, um die Furt zu erzwingen. Ficna hält sich tapfer, er haut ein wie ein Habicht unter die Schar kleiner Vögel, wie ein Wolf unter die Schafherde. Aber dem Ermattenden treten stets neue Scharen gegenüber, zuletzt Midac, der, noch ganz frisch und unversehrt, mit tödlicher Hast und Grimm auf ihn einstürmt. Sie kämpfen Mann gegen Mann an der mit den Leichen der Erschlagenen überhäuften Furt. Ficna, schwer verwundet, droht zu unterliegen, als im fahlen Mondschein Dermat O'Dyna und Fatha Conan herbeieilen zum Entsatz.

Dermats Speer trifft Midac tödlich, aber fast im selben Augenblick von Midacs Schwert getroffen, sinkt der tapfere Ficna zur Erde. Dermat bringt die Häupter beider zu Finn in den Palast. Der betrübte Vater trauert tief um den wackern, treuen Sohn; doch erwacht neue Hoffnung in ihm, wenn es nur Dermat O'Dyna gelingt, die Furt bis zum Morgen zu verteidigen.

Eine halb komische Episode mischt sich jetzt in die einfachen, großartigen Kampfszenen. Der dicke Conan Mail, sonst ein gewaltiger Esser, fühlt nämlich einen schrecklichen Appetit:

„Unglücklich war die Stunde, in der ich in diesen Palast kam, und kalt und unbehaglich ist der Lehm, auf dem ich sitze, der Lehm der Insel des Stromes. Aber das Schlimmste von allem ist, so lange ohne Speise und Trank zu sein. Und während ich hier sitze, von Hunger und Durst gequält, ist Fülle von Bier und Wein und schmackhafter Speise drüben im Inselpalast. Ich halt es nimmer länger aus, und ich beschwöre dich, Dermat, bring mir aus dem Palast so viel zu essen, als ich kann, und ein Trinkhorn voll Wein."

„Verflucht sei die Zunge, welche diese selbstischen Worte sprach", antwortet Dermat. „Ein Heer von Fremden sucht euern Tod zu vollführen, und niemand ist zu eurer Verteidigung da als Fatha und ich. Das ist doch wahrhaft Arbeit genug für zwei wackere Männer! Und nun soll ich meinen Posten verlassen und ein Werk voll Gefahr auf mich nehmen, um Speise zu bringen dem gefräßigen Conan Mail!"

„Ach, Dermat Na-Man", antwortet Conan, „wär' es eine liebliche Maid mit strahlenden Augen und goldenem Haar, die diese kleine Bitte stellte, schnell und diensteifrig würdest du hinfliegen, um ihr zu gefallen, und du würdest dir wenig machen aus Gefahr und Müh'. Aber mir versagst du's, und der Grund ist leicht zu sehen. Denn früher hast du viermal meine Freierspläne durchkreuzt, und jetzt freut es dich, mich in diesem Kerker Hungers sterben zu sehen."

Dieser bittere Spott trifft. Während Fatha die Furt bewacht, schleicht Dermat zu dem Inselpalast, wo die Herrscher und die Krieger noch immer wohlgemut und siegesgewiß tafeln. Er erschlägt einen Diener, der eben ein neues Gericht auftragen will, vor der Türe des Saales, erschlägt einen zweiten, der mit einem vollen Trinkhorn Wein herbeikommt, eilt mit der Beute zurück und bringt Conan zu essen und zu trinken. Dann wacht er an der Furt, wo Fatha eingeschlafen.

Inzwischen wird der Tod Midacs im Inselpalaste ruchbar. Die drei Könige der Insel des Stromes ziehen aus, um ihn zu rächen und Finn zu töten; doch Fatha und Dermat halten ihre Scharen auf an der verhängnisvollen Furt, Dermat erlegt die drei Könige, bringt ihre Köpfe in den verzauberten Palast, ihr Blut löst den Zauber, Finn und seine Begleiter sind befreit, nur ihre Kraft ist noch gebunden bis zum Morgengrauen. Bis dahin verteidigen Fatha und Dermat die Furt gegen den Prinzen Borba den Stolzen, der mittlerweile mit gewaltiger Heeresmacht ausgezogen, um die drei Könige zu rächen. Es sind zu viele gegen nur zwei. Fatha und Dermat kommen hart ins Gedränge; doch beim ersten Morgengrauen kehrt den verzauberten Helden ihre volle Kraft wieder, und Gaul Mac Morna erlegt Borba den Stolzen im erbitterten Zweikampf.

Nun kommt es zur großen, entscheidenden Feldschlacht. Oisin mit den übrigen Fenis treffen ein. Finn als Oberfeldherr ordnet die Truppen. Von

der andern Seite zieht der Herrscher der Welt herbei, ergrimmt und rache-schnaubend über den Tod seines Sohnes. Lange wogt die Schlacht hin und her. „Der große König Finn selbst eilte hoch und herrlich von Schar zu Schar, jetzt kämpfend in den vordersten Reihen, jetzt seine Freunde und Gefährten ermutigend, und seine mächtige Stimme drang klar empor über das Dröhnen der Waffen und über den Kriegsruf der Kämpfenden. Und wo immer er hindrang, da wuchs der Mut der Fenis hoch empor, und ihre Tapferkeit und ihre Kühnheit schwoll an, so daß die Reihen ihrer Feinde gelichtet und zerstreut vor ihnen zurücksanken."

Mitten im Waffengetümmel der Schlacht aber erspäht der jugendliche Oskar den Herrscher der Welt, dringt bis zu ihm vor und ficht mit ihm einen lange schwankenden Zweikampf.

„Es schien, als müßten beide fallen; denn jeder brachte dem andern viele Wunden bei. Des Königs Wut kannte keine Grenzen wegen des langen Widerstandes; denn beim ersten Blick verachtete er Oskar wegen seiner Jugend und seiner Schönheit; und er machte einen Anfall auf ihn, daß Oskars Freunde, die es schauten, für ihn zitterten; denn während dieses Anfalles verteidigte der junge Held sich nun nicht mehr. Aber jetzt, nachdem er eine Weile gewichen war, gedachte er der Taten und des Ruhmes seiner Vorväter und griff selbst den König an, und mit einem Schlag, dem kein Schild widerstehen konnte, schlug er das Haupt von des Königs Rumpf."

Damit ist die Schlacht entschieden. Nur wenige der Feinde entkommen ans Gestade, lösen ihre Schiffe und segeln hinweg, um in der Heimat den Tod ihres Königs und den Untergang ihres Heeres zu verkünden.

Während das komische Element in der erzählten Sage mehr episodisch und begleitend auftritt, gelangt es dagegen in der Erzählung vom Gilla Dacker zu entschiedener Herrschaft, indes das Wunderbare und Heldenhafte mit naiver Ernsthaftigkeit die Handlung begleitet. Don Quichotte hat in dieser Erzählung eine hübsche Anzahl Vorreiter gefunden, und der romantische Klepper Rosinante ein höchst würdiges Stammtier.

Die Geschichte beginnt ganz kühl und trocken mit einer allgemeinen Angabe über das Leben der Fenis, daß sie nämlich die Hälfte des Jahres der Jagd widmeten, die andere Hälfte zu Hause zubrächten. Auf einer Ratsversammlung wird beschlossen, zunächst in Munster zu jagen. Ganz Munster, von Ardpatrick bis Cratloe am Shannon, wird abgejagt: ein langer Katalog von Eigennamen gibt die Versicherung, daß bei der Jagd keine bedeutendere Jagdstrecke außer acht geblieben. Bei einer der Jagdpartien, an welchen Finn mit all den früher erwähnten Hauptheldeu teilnimmt, fällt es dem Kriegerfürsten plötzlich ein, daß man vor den Dedannans und ihrer Arglist nicht sicher sei. Er stellt einen seiner Leute auf dem höchsten Hügel als Wächter aus — — und richtig, kaum ist für Rekognoszierung gesorgt, da

fehlt es auch nicht an dem erwarteten Abenteuer. Während der König und die Seinen sich am Schachspiel ergötzen wollen, erscheint plötzlich der nordische Don Quichotte.

Es war der abscheulichste Riese, den man je gesehen. Er hatte einen mächtigen, dicken Leib, aufgebläht und aufgedunsen zu gewaltiger Größe. Seine Beine waren plump und krumm, seine Füße breit, platt, nach innen gebogen. Seine Hände, Arme und Schultern waren knochig und dick und sahen kräftig aus, sein Hals war lang und dünn. Er hatte dicke Lippen, lange, gebogene Zähne, und sein Gesicht war über und über mit buschigem Haar bewachsen. Er war vollständig gewaffnet, aber alle seine Waffen waren rostig, schmutzig und erbärmlich. Ein breiter Schild von schmutziger, rußiger Farbe, rauh und zerschlagen, hing über seinem Rücken; er hatte ein langes, schweres, gerades Schwert an seiner linken Hüfte, und er hielt in seiner linken Hand zwei dickstielige und breitspurige Speere, alt und rostig, sie sahen drein, als ob sie seit Jahren nie mehr gebraucht worden wären. In seiner rechten Hand hielt er eine Eisenkeule, die er auf dem Boden hinter sich herschleppte, und während sie dahinging, zog sie eine so tiefe Spur wie die Furche eines mit Ochsen bespannten Pfluges. Das Pferd, das er führte, war verhältnismäßig noch größer als der Riese selbst und ebenso häßlich. Sein großer Leib war über und über mit spärlichem, wirrem Haar bewachsen, rußig schwarz; man konnte durch seine Haut hindurch alle seine Rippen zählen und alle Ecken seiner massigen Knochen; seine Beine waren krumm und knotig; sein Hals war schief, und was sein Maul betrifft, so war es so lang und schwer, daß der Kopf zweimal so groß für den Leib aussah.

Der Riese hielt das Tier an einem dicken Zügel und schien es mit Gewalt voranzureißen; denn es war so faul und kaum voranzubringen. Von Zeit zu Zeit suchte es still zu stehen. Dann gab ihm der Riese mit seiner ehernen Keule einen Schlag auf die Rippen, daß es schallte wie der dumpfe Donner einer großen Woge gegen die rauhen Klippen am Meeresstrand. Wenn er es am Zügel vorwärts zog, so war es zu verwundern, daß er dem Pferd nicht den Kopf vom Leibe riß, und anderseits gab das Pferd dem Zügel bisweilen einen so schrecklichen Stoß nach hinten, daß es gleichfalls ein Wunder war, daß dem Riesen der Arm nicht vom Leibe gerissen wurde.

Bei der Ankunft des Riesen schlägt der Wächter sofort Alarm. Die Helden versammeln sich, und Finn fragt den Riesen, wer er sei und was er wolle. Dieser beugt vor dem König Haupt und Knie und antwortet sodann:

„König der Fenis! Ich will dir auf alles antworten, soweit ich kann. Ob ich von edlem oder unedlem Stamme bin, das kann ich wahrhaftig nicht sagen; denn ich weiß nicht, wer mein Vater und meine Mutter waren.

Was meine Heimat betrifft, so bin ich ein Fomor (Riese) von Lochlann in dem Norden; aber ich habe keinen besondern Wohnplatz, denn ich reise beständig von einem Land zum andern, diene den großen Herren und Edeln der Welt, und erhalte Lohn für meine Dienste.

„Im Verlaufe meiner Wanderungen habe ich oft von dir gehört, o König, und von deiner Größe, deinem Glanze und königlichen Güte, und ich bin gekommen, dich zu besuchen und dich zu bitten, daß du mich für ein Jahr in deine Dienste nimmst, und nach Verlauf dieser Zeit will ich meinen Lohn fordern nach meinem Gebrauch.

„Du fragst mich auch, weshalb ich keinen Diener für dieses mein großes Pferd halte. Der Grund ist dieser: Bei jeder Mahlzeit, die ich nehme, muß mir mein Herr so viel Speise und Trank geben, als für hundert Menschen ausreichten, und was immer für ein Herr oder Häuptling mich in seine Dienste nimmt, ist es genug für ihn, daß er für mich zu sorgen hat, ohne daß er mir auch noch einen Diener ernähren muß.

„Ferner bin ich so schwach und faul, daß ich nie imstande wäre, auf dem Marsch irgend einem Begleiter Schritt zu halten, und das ist der Grund, weshalb ich überhaupt ein Pferd halte.

„Mein Name ist der: Gilla Dacker (fauler Kerl), und nicht ohne Grund werde ich so genannt. Denn niemals war ein trägerer oder schlechterer Diener, als ich bin, oder einer, der bei der täglichen Arbeit für seinen Meister so viel brummt wie ich. Und mit niemand in der ganzen Welt ist es so schwierig fertig zu werden als mit mir. Denn so gut und edel ich mir auch meinen Herrn denken mag, oder wie freundlich er mich auch behandeln mag, ich werde ihm wahrscheinlich am Ende nur mit harten Worten und elenden Vorwürfen vergelten.

„Das, o Finn, ist, was ich dir über mich zu sagen habe, und das ist meine Antwort auf deine Fragen."

Dieser wunderlichen Selbstanklage ungeachtet, nimmt Finn den Gilla Dacker in seinen Dienst auf. Der kolossale Gaul wird ausgeschirrt und zu den Pferden der Fenis auf die gemeinsame Weide gebracht. Doch anstatt zu fressen, rennt er wie behext auf der ganzen Weide herum, schlägt nach vorn und hinten aus, beißt, stößt und treibt es so arg, daß zuletzt keines der andern Pferde mehr heil bleibt. Eben will das Untier auch auf die Pferde des dicken Conan Mail losgehen, als dieser den Riesen zu Hilfe ruft. Dieser bringt es zum Stehen; aber nun steht es auch bocksteif wie Holz. Conan Mail steigt hinauf und sucht es aus dem Bereiche seiner eigenen Pferde wegzubringen. Doch das Tier rührt sich nicht. Auf einen spöttischen Zuruf Fergus Finnvels, des Poeten, beginnt Conan dasselbe mit Füßen und Fäusten zu bearbeiten. Alles umsonst. Conan ruft die Helden der Fenis zu Hilfe. Ihrer vierzehn steigen auf den Gaul und schlagen ihn mit

Händen und Füßen. Auch das ist vergeblich. Da klagt der Gilla Dacker über Mißhandlung seines Tieres, nimmt seinen Abschied und geht, erst langsam, dann schneller, endlich eilig wie der Sturm. Hinter ihm drein setzt sich alsbald auch das Riesenpferd in Bewegung, erst im Schritt, dann Trab, Galopp, endlich in sausendem Hurra, wie eine Windsbraut, durch Fermorc nach der Höhe Slieve Lougher, nach Corca Divna bis Cloghan Kincat an der tiefen, grünen See. Der Schnelläufer Ligan Lumina, der nachgerannt und es glücklich noch an der Küste beim Schweif erfaßt, wird mitgerafft in die Wogen hinein. Conan schreit vergeblich um Hilfe; die fünfzehn Fenis sind wie festgenagelt auf dem Rücken des schnaubenden Pferdes und ebenso Ligan an dessen Schweif. Alle verschwinden im Meer, doch dasselbe weicht von dem Pferde zurück, und keiner der Reiter wird von dem Schaume seiner Wogen benetzt.

Wie soll nun König Finn der entführten Leute wieder habhaft werden? Zur rechten Stunde kommen zwei junge Königssöhne herbei, Feradach und Foltlebar, der eine Schiffsbaumeister, der andere Pilot, aber beide für ihr Geschäft mit wunderbaren Kräften ausgerüstet. — Mit einer Axt und einer Art Schleuder (Crann-tav' all) hext Feradach gleich ein Schiff herbei, König Finn steigt mit fünfzehn erlesenen Helden ein, und Foltlebar findet durch seine Zauberkraft alsbald die Fährte des Wunderpferdes. Die Fährte führt bis zu einer riesigen Felsklippe, die glatt wie Glas aus dem Meere aufragt. Da wird guter Rat wieder teuer.

In den Vordergrund der Erzählung tritt nun der jugendliche Held Dermat O'Dyna mit dem strahlenden Angesicht, der Liebling der Frauen. Er leistet das unbegreifliche Kunststück, den glatten Felsen in voller Rüstung emporzuklimmen, gewinnt oben die Aussicht in ein neues, wunderbares Land, gelangt zu einem einsamen Brunnen im Walde, besteht einen dreimaligen Ringkampf mit dem Zauberer, der den Brunnen hütet und sich nach jedem Kampf in den Brunnen stürzt und verschwindet. Das vierte Mal aber umschlingt Dermat O'Dyna den Zauberer so fest, daß er mit ihm in den Brunnen stürzt. Da tut sich vor ihm ein neues, herrliches Land auf — das Land Tir-fa-tonn — das Land unter den Wogen. Nach vielen glorreichen Kämpfen und Abenteuern, welche Dermat O'Dyna in dem unterseeischen Reiche, Finn mit den Seinen am Meeresstrande bestehen, treffen die Helden endlich zusammen und finden, unter Führung Foltlebars, endlich auch die entführten Freunde wieder im Lande der „Verheißung", im Palaste des Zauberers Avarta. Es wird Friede geschlossen. Finn fordert von dem Zauberer nicht einmal eine Entschädigung. Der dicke Conan Mail jedoch erhebt Einsprache dagegen:

„Wenig hast du erduldet, o Finn! bei dieser ganzen Geschichte, und du magst wohl deine Entschädigung aufgeben. Doch hättest du, wie wir,

gelitten von den scharfen Knochen und von dem rauhen Rücken des entsetzlichen Riesengauls, auf einer langen Reise von Erin in das Land der Verheißung, durch weite Meere, struppige Wälder und über rauhe Felsspitzen, so würdest du wohl eine Entschädigung fordern."

Avarta bietet, sehr erheitert, eine Entschädigung an. Conan fordert, daß der Zauberer mit fünfzehn seiner besten und edelsten Leute denselben Ritt auf dem Pferd des Gilla Dacker nach Erin machen solle. Avarta geht hierauf ein, und nachdem die Fenis auf ihren Schiffen in ihr geliebtes Erin zurückgekehrt, sehen sie eines Tages den Gilla Dacker durch das Meer herankommen — hinter ihm her das gewaltige Pferd und auf demselben die erlesene Ritterschaft des Zauberers Avarta.

Eine nicht viel günstigere Rolle ist dem beleibten Helden Conan Mail in einer andern Erzählung zugeteilt, deren Verwicklung wesentlich auf dem Gesetz der Blutrache beruht. Es ist die „Jagd von Slieve Fuad". Ailna, die Witwe Mergahs von den scharfen Speeren, sinnt unaufhörlich auf Rache an den Fenis, welche ihren Gatten getötet haben, verwandelt sich in eine Hirschkuh und lockt unter dieser Gestalt den König Finn und seine Gefährten in die Gewalt ihres Bruders Dryantore, eines Riesen und Zauberers, der sie in Fesseln schlägt, um sie in einem Kerker dem Hungertode zu überantworten. Um die süße Musik Daras zu hören, hebt er zwar für einige Frist den Zauber auf, welcher die Fenis kraftlos und elend in seine Gewalt gibt. Die Fenis kommen auf den Klang der ihnen bekannten, lieblichen Melodie herbei; aber auf ihren Schlachtruf verzaubert der Riese seine Gefangenen wieder und beginnt sie hinzumorden, jeden Tag ein paar. Bei Conan Mail verfehlt er den sichern Schlag und schindet ihn bloß über den ganzen Rücken hin. Doch diese Frist rettet Conan und mit ihm die übrigen Gefangenen. Durch eine List gelingt es ihm, dem Riesen sein Trinkhorn zu entführen und damit erst Finn und Oskar von dem Zauber zu lösen. Ailna sinkt tot dahin. Der Riese Dryantore versucht einen letzten Kampf mit dem jungen Oskar, der ihn aber mit seinem langen, glatten Speer an der Pforte des Palastes durchbohrt. Finn verhält sich bei der ganzen Geschichte völlig passiv. Conan Mail wird zum Schluß noch einmal als Feigling gekennzeichnet, indem er dem Riesen durchschlüpft und nur durch Oskars Dazwischenkunft Rettung findet.

Auch in der „Jagd von Slieve Cullinn" wird König Finn völlig machtlos der Gewalt eines feindlichen Zaubers überlassen. Die zwei schönen Töchter des Dedannan-Schmiedes Culand Milucra und Aina, wünschen beide Finn zum Gemahl. Bei einem Spaziergange verrät Aina ihrer Schwester, daß sie nie einen Mann mit grauen Haaren heiraten würde. Nun ist Milucras Plan gefaßt: sie behext einen See bei Slieve Cullinn, so daß jeder, der darin badet, grau wird. Bei einer Jagd wird Finn in diesen

See gelockt, indem die schönste Maid unter vielen Tränen ihn bittet, ihr in den Fluten des Sees einen verlorenen Goldring herauszufischen. Finn wird durch dieses Bad zum welken, schwachen, schneelockigen Greis. So finden nach langer Suche die Fenis ihren König an dem Ufer liegen. Der Zauber wird zwar teilweise gelöst; er erhält seine Kraft wieder; aber sein Haar bleibt zeitlebens silbergrau. Die teilweise Entzauberung vermittelt Oskar, dessen Anmut Milucra bewegt, König Finn das rettende goldene Trinkhorn zum Trunke zu reichen.

Zu einem vollständigen kleinen Roman dehnt sich die Dichtung von der „Flucht und Verfolgung Dermats und Granias" aus, in welcher die zwei Hauptheldeu der Feni-Sage, Finn und Dermat O'Dyna, sich als Rivalen gegenüberstehen. Finn, der schon alternde, aber kluge, mächtige, allen Zauber durchschauende, gewaltige König — und Dermat, der noch blühende, die Frauen bezaubernde, von magischen Kräften beschirmte jugendliche Held.

Finn hat nach dem Tode seiner ersten Gattin Manissa, auf den Rat Derings, eine neue Braut ausersehen, Grania, die Tochter des Königs Cormac, eine Großenkelin Conns, des Hundertbezwingers. Cormac verspricht seinem Gesandten ihre Hand; doch als Finn selbst in Tara, der Königsstadt, erscheint, um unter glänzenden Festlichkeiten die Braut heimzuführen, reicht diese ihm und seinen ergebensten Freunden beim Mahle einen Schlaftrunk und erklärt dem jugendlichen Dermat O'Dyna ihre Liebe. Dermat schwankt lange zwischen der Treue gegen seinen Herrn und zwischen der Liebe zu Grania, willigt aber endlich doch ein, sie zu entführen. Noch einmal warnt er sie:

„Übel wird diesem bräutlichen Bunde entsprießen, beiden, dir und mir. Viel besser würde es dir sein, Finn zu wählen und auf mich zu verzichten; denn von Stunde an werden wir wandern, heimatlos und ruhelos, stets fliehend vor seinem Zorn. Kehre darum zurück, kehre zurück; denn die Schläfer sind noch nicht aufgewacht, und Finn wird nie erfahren, was geschehen ist."

Doch die Liebe ist blind gegen alle Gefahren, Grania besteht auf ihrem Entschluß, und nun gibt Dermat nach, wird ihr Gemahl und Beschützer. Was er aber vorausgesehen, das trifft in reichem Maße ein. Es gibt für die Flüchtigen nicht mehr Ruhe, nicht mehr Rast. Jeden Augenblick ist Finn mit den Seinen ihnen auf der Ferse; wenn wunderbare Zauberkräfte sie ihm verhüllen oder entziehen, spürt er sie von neuem auf — und die Liebe Dermats zu seiner Braut läßt die Glut seiner Eifersucht von neuem auflodern. Der ganze weitere Roman webt sich aus den Leiden und Abenteuern des fliehenden Paares; trotz der vielen wunderbaren Interventionen bringen die einfachen Motive der Handlung eine natürliche Spannung hervor.

Nach all den vielen Leiden der Verfolgung ist den beiden Liebenden nur eine kurze Zeit der Ruhe und des Friedens gewährt. Dann tritt das Schicksal dazwischen, das dem edelsten, schönsten und liebenswürdigsten Helden einen frühen Tod zudenkt. Mit der Haupthandlung ist die Katastrophe durch Finns unauslöschliche Eifersucht und Rachsucht verbunden. Er könnte Dermat retten; aber er will nicht. Er brauchte dem von seinen Wunden todesmatten Helden nur einen Trunk Wasser aus dem naheliegenden Quell zu reichen, und Dermat würde gesunden. Aber er verweigert es.

Vergebens entschuldigt der Sterbende, so gut er kann, die Entführung Granias; vergebens zählt er dem König alle ihm geleisteten Dienste auf. Selbst als Oskar für ihn Fürbitte einlegt, leugnet Finn, daß ein Quell in der Nähe sei. Erst da Dermat ihn der Lüge überführt, tritt er an die Quelle, schöpft, gießt aber das geschöpfte Wasser alsbald wieder aus. Er schöpft ein zweites Mal; aber beim Gedanken an Grania gießt er es wieder aus. Da kann Oskar sein Herzeleid und seine Wut nicht mehr bezähmen. „Ich schwöre dir, o König!“ ruft er aus, „wenn du das Wasser nicht bringst, so kommt nur einer von uns zweien — du oder ich — lebendig von diesem Hügel.“ Auf diese Worte, und eingeschüchtert durch die zürnenden Blicke der andern, taucht Finn seine hohle Hand zum dritten Mal in den Quell; aber bevor er Dermat erreicht, läßt dieser sein Haupt rückwärts sinken und stirbt. Dreimal erheben die anwesenden Fenis ihren schmerzlichen Klageruf, und Oskar spricht, mit zornfunkelndem Blicke gegen Finn:

„Daß du doch selbst hier lägest an Stelle Dermats! Denn das edelste Herz der Fenis hat aufgehört zu schlagen, und unser Hort in Kampf und Gefahr ist dahin.“

Und Oskar weinte, und Oisin und Dering und Mac Luga weinten auch; denn Dermat wurde von allen sehr geliebt. Finn verstummt bei der allgemeinen Trauer und flieht wie ein Feigling von der Todesstätte, um nicht von Dermats Beschützer, dem greisen Angus von Braga, überrascht zu werden. Die weitere Klage Granias und Angus' um den toten Helden ist mit derselben rührenden Einfachheit erzählt.

Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, wie sehr diese anschauliche Einfachheit der Erzählung von dem Macphersonschen Ossian abweicht. Finn und Dermat O'Dyna, Grania und Angus sind in verhältnismäßig wenigen Zügen so deutlich charakterisiert, wie man es nur von einem Volksepos wünschen kann. Aus ihrem Charakter heraus entwickelt sich die Handlung mit natürlicher Wahrheit und Lebendigkeit — in ebenso ungesuchter Weise schreitet sie ihrem tragischen Abschluß entgegen, ohne daß das Wunderbare einer unsichtbaren Zauberwelt das Interesse an der Schilderung rein menschlicher Verhältnisse, Leidenschaften und Verwickelungen zerstört.

Auch da, wo die Sage sich der christlichen Ära nähert und die frühere Heldenwelt allmählich entschwindet, nimmt sie nicht in übertriebenen bombastischen Klageakkorden von Land und Volk Abschied, sondern kleidet sich abermals ins Gewand der schlichtesten Erzählung. Finns Sohn, Oisin, überlebt den Untergang der Fenis in der Schlacht von Gavra noch um volle zwei Jahrhunderte und trifft so noch mit dem hl. Patrick zusammen, der ihn nach der Ursache seines so hohen Alters fragt.

Die Erzählung, welche sich an diese Frage knüpft, gleicht in ihrem Grundmotiv und manchen Zügen derjenigen von Connla dem Goldhaarigen und der Elfenmaid. Während Oisin mit Finn und den übrigen Helden an einem duftigen Frühlingsmorgen an dem See von Killarney jagt und die Bäume blühen und die Vögel singen, erscheint plötzlich vor ihnen die schönste aller Jungfrauen, Niam mit dem goldenen Haar, die Tochter des Königs von Tirnanoge am Westmeer. Auf einer schneeweißen Stute reitet sie daher, in dunklem Gewande mit goldenem Geschmeide, von dem reichen Schmuck ihres wallenden Haares umflattert. Auf Finns Frage, was sie wolle, ob ihr Gemahl sie verlassen, oder welches Übel sie betroffen habe, erwidert sie:

„Mein Gemahl hat mich nicht verlassen; denn ich war nie einem Manne getraut, noch verlobt. Aber ich liebe deinen edeln Sohn Oisin, und das ist's, was mich nach Erin geführt. Nicht ohne Grund habe ich ihm meine Liebe geschenkt und diese lange Reise unternommen; denn ich habe oft von seiner Tapferkeit, seiner Anmut und seinem Edelsinn gehört. Viele Fürsten und Häuptlinge haben um mich gefreit; doch ich war gleichgültig gegen alle Männer und wollte nie heiraten, bis mein Herz von Liebe bewegt ward zu Oisin, deinem lieben Sohn.

Ihre Verheißungen an Oisin lauten ebenso glänzend als jene der Elfenmaid. Er soll König werden in Tirnanoge, dem Lande der Jugend. Da ist Fest und Jubel alle Tage des Jahres. Hundert Krieger sollen sein Geleit sein und Harfner ihn beständig mit den süßesten Liedern erfreuen. Sein Diadem wird ihn vor jeglicher Gefahr beschirmen, kein Tod und kein Alter ihm nahen, sondern unverwelkliche Schönheit und Kraft sein Anteil sein.

Wie Conn fühlt auch Oisin sein Herz alsobald gefangen, nimmt trotz aller Abmahnung Abschied von Vater und Freunden und reitet mit Niam, auf demselben Pferd, über Land und Meer dahin ins Land der ewigen Jugend. Während die andere Sage indes hier abbricht und nur die Aussicht in ein unbekanntes Feenland eröffnet, läßt diese uns Oisins Schicksale weiter verfolgen. Glänzend besteht er unterwegs ein ritterliches Abenteuer, indem er eine unglückliche Königstochter aus der Gewalt eines Riesen befreit. Glücklich langt er dann im Lande Tirnanoge an, feiert ein herrliches Hochzeitsfest mit Niam und lebt und herrscht an ihrer Seite dreihundert Jahre lang. Da befällt ihn Heimweh nach seinem Vater, nach seinen

Freunden, nach dem grünen Erin. Niam und ihr Vater geben, obwohl nur mit Widerstreben, ihre Einwilligung zu einem Besuche daselbst; Niam aber warnt ihn, nie von der weißen Stute herabzusteigen; sonst könne er niemals mehr zu ihr zurückkehren.

Wohlbehalten erreicht Oisin die Gestade von Erin und reist im ganzen Land herum. Aber niemand kennt ihn mehr. Finn und die übrigen Fenis ruhen längst im Grabe. Nur dunkel hat sich die Erinnerung an sie erhalten. Das neue Geschlecht, das Irland bewohnt, ist klein und schwach. Oisin wird wie ein Riese angestaunt. An einem Stein, den Oskar mit der rechten Hand gefaßt und fortgeschleudert haben würde, arbeitete eine ganze Volksschar und konnte ihn nicht vom Fleck bewegen. Oisin will ihnen helfen; aber während er mit der einen Hand den Stein wegschleudert, bricht des Pferdes Sattelgurt, der Sattel fällt herab, Oisin steht auf dem ebenen Boden, und im selben Augenblick entflieht das wunderbare Pferd, die Kraft weicht aus Oisins Sehnen, die Schönheit aus seinem Angesicht, das Licht aus seinen Augen — als armer, welker Greis, tiefgefurcht, schwach und blind, liegt er am Boden.

„Die weiße Stute," so erzählt er St Patrick, „ward nicht mehr gesehen. Das Licht der Augen, meine Jugend und meine Kraft erhielt ich nicht mehr zurück, und so habe ich fürder gelebt, ohne Unterlaß trauernd um die traute, goldhaarige Niam, mein Weib, und immer sinnend an Finn, meinen Vater, und an die verlorenen Gefährten meiner Jugend."

Das ist das letzte Lebewohl der altirischen Sage an die Helden- und Zauberwelt der Fenis. Ihre Gestalten verschwinden vor dem Lichtstrahl des Christentums. Die irische Harfe geht an neue Barden über.

Altirische Marienlitanei[1].

Eine altirische Marienlitanei, welche Eugen O'Curry, Professor der keltischen Sprache an der katholischen Universität zu Dublin, schon Anfang der sechziger Jahre der Vergessenheit entrissen hat, wurde damals außerhalb Irlands wenig bekannt[2]. Sie ist jetzt abermals neu herausgegeben bei M. H. Gill and Son, Dublin 1879, und verdient, als altehrwürdiges Dokument der Marienverehrung früherer Jahrhunderte wie auch als schöner Ausdruck dieser Andacht an sich, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Sie lautet:

„Große Maria. Maria, größte unter den Marien. Größte unter den Frauen. Königin der Engel. Herrin der Himmel. Weib voll der Gnade des Heiligen Geistes. Selige und Seligste. Mutter der ewigen Glorie.

[1] Stimmen aus Maria-Laach XVIII (1880) 128.

[2] Doch wurde sie kirchlicherseits von Pius IX., unter Verleihung eines Ablasses von 100 Tagen, den Gläubigen zum Gebet empfohlen, 5. September 1862.

Mutter der himmlischen und irdischen Kirche. Mutter der Liebe und Milde. Mutter des goldenen Lichtes. Zier des Himmels. Vorbotin des Friedens. Tür des Himmels. Goldener Schrein. Thron der Liebe und Barmherzigkeit. Heiligtum der Gottheit. Zierde der Jungfrauen. Herrin der Stämme. Quell der Gärten. Läuterung von Sünden. Abwaschung der Seelen. Mutter der Waisen. Amme der Säuglinge. Zuflucht der Unglücklichen. Meeresstrom. Magd Gottes. Mutter Christi. Sitz der Gottheit. Schön wie eine Taube. Hold wie der Mond. Glänzend wie die Sonne. Austilgung der Schmach Evas. Wiederherstellung des Lebens. Vollkommenheit der Frauen. Erste unter den Jungfrauen. Verschlossener Garten. Versiegelter Quell. Mutter Gottes. Ewige Jungfrau. Heilige Jungfrau. Kluge Jungfrau. Gnädige Jungfrau. Keusche Jungfrau. Tempel des lebendigen Gottes. Thron des ewigen Königs. Wohnung des Heiligen Geistes. Jungfrau aus der Wurzel Jesses. Zeder des Libanon. Zypresse des Berges Sion. Purpurrose des Landes Jakob. Fruchtbar wie der Ölbaum. Blühend wie die Palme. Erhabene Gebärerin. Licht von Nazareth. Ruhm Jerusalems. Zierde der Welt. Edelste im christlichen Volke. Königin des Lebens. Himmelsleiter."

Die Litanei fand sich mit noch andern Stücken ähnlichen Inhaltes in einem Codex der Königl. Irischen Akademie, welcher früher unter dem Namen Leabhar Mor Duna Doighre = Das große Buch von Duna Doighre, auch als Buch von Clonsost (oder Clonsast) bekannt war. Sie rührt nach der Ansicht Professor O'Currys aus der Mitte des achten Jahrhunderts her und war wahrscheinlich im Kloster des hl. Berchan zu Clonsost in Übung, welcher Heilige im Martyrologium von Donegal mit dem hl. Columkill, Moling und Brennan von Birr zu den vier Propheten Irlands gezählt wird.

Aubrey de Vere.

Eine literarische Skizze[1].

Wenn wir den Blick des Lesers in den folgenden Zeilen auf Irland lenken, so geschieht es nicht, um ihn in die hochgehenden Wogen jenes politischen Kampfes hineinzuziehen, der, zunächst die Selbständigkeit Irlands berührend, zugleich aber tief eingreifend in die Verhältnisse der britischen Gesamtmonarchie, kürzlich noch die beiden Häuser des Parlaments angelegentlich beschäftigte und das ganze zeitunglesende Publikum auf beiden Inseln monatelang in lebhaftester Spannung erhielt. Der Dichter, welchen wir unsern Lesern vorführen möchten, hat in diesem Kampfe keine Rolle gespielt. Es ist ein freundlicher, liebenswürdiger Greis, schon den Achtzigern

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLVI (1894) 71—89 193—206.

nahe, dessen Herz zwar zeitlebens innig und warm für seine engere Heimat Irland schlug, der Leid und Freude derselben in den tiefstempfundenen Weisen besungen hat, der aber der staubigen und wirren Arena des politischen Lebens stets mehr oder weniger fern geblieben ist und seine reichen Talente hauptsächlich der Aufgabe zuwandte, religiös-christliche Bildung diesseits wie jenseits der Irischen See in echt katholischer Liebe zu fördern. Sein eigener Bildungsgang führte ihn früh mit Wordsworth, damals einem der gefeiertsten englischen Dichter, zusammen; seine poetischen Leistungen erregten Matthew Arnolds und Swinburnes Bewunderung; engere Freundschaft verband ihn mit Savage Landor, Sir Henry Taylor, Browning, Alfred Tennyson und andern hervorragenden Repräsentanten der neueren englischen Literatur. Geachtet und geliebt in den angesehensten protestantischen Literaturkreisen, gehörte er aber zugleich durch seine um das Jahr 1850 erfolgte Konversion dem Kreise jener ausgezeichneten Persönlichkeiten an, durch welche das katholische Leben in England einen Frühling feierte: Newman, Faber, Ward, Manning, Lady Fullerton, Hope-Scott. Mitgliedern des einen wie des andern Kreises hat er einzelne seiner Schriften zugeeignet; aber auch das Andenken Walter Scotts, Southeys und Wordsworths hat er bei diesen Widmungen nicht vergessen, und ganz charakteristisch ist es, daß er ein Bändchen seiner Schriften „Chaucer, dem Vater der englischen Poesie", gewidmet hat. Dankbar und liebevoll sah er zu den Männern der Vergangenheit empor, an denen er sich gebildet; dankbar und liebevoll schloß er sich den besten seiner Zeitgenossen an, unbekümmert um Gunst und Ungunst der nächsten Zeitungsnummer.

I. Die de Veres sind ein irisches Baronengeschlecht, noch am Beginn dieses Jahrhunderts protestantisch. Ihr Stammsitz, Curragh Chase, liegt in der Grafschaft Limerick ungemein malerisch an einem waldumsäumten See, unfern der Stadt Adare, die in mehreren wohlerhaltenen Kirchen noch lebendige, eindrucksvolle Erinnerungen mittelalterlicher Zeit bewahrt hat. Hier wurde Aubrey als dritter Sohn des Barons Sir Aubrey de Vere 1814 geboren und erbte von den Eltern nicht nur die verwandtschaftliche Beziehung zu mehreren vornehmen Familien (die Mutter war eine Schwester des Lord Monteagle), sondern speziell vom Vater auch die dichterische Begabung[1]. Das Doppeldrama „Maria Tudor", das in Komposition und Führung, dramatischer Kraft und Wirksamkeit dem gleichnamigen Stücke

[1] Der Vater, Sir Aubrey de Vere, war damals erst 26 Jahre alt. Derselbe wurde den 28. August 1788, ebenfalls zu Curragh Chase, geboren, besuchte die Schule von Harrow, wo er unter andern Lord Byron und Sir Robert Peel zu Schulkameraden hatte, und verheiratete sich schon, bevor er 19 Jahre zählte, am 12. Mai 1807. Von seinen Dramen erschien Julian the Apostate 1822, The Duke of Mercya 1823, sein bedeutendstes, Maria Tudor, 1847, nachdem er bereits am 28. Juli 1846 in seinem 58. Lebensjahr das Zeitliche gesegnet hatte.

Tennysons bedeutend überlegen ist, zwei andere Dramen: „Julian der Apostat“ und „Der Herzog von Mercia“, ein Band Sonette und eine stattliche Sammlung lyrischer und epigrammatischer Dichtungen zeugen von der vielseitigen Bildung, dem feinen Kunstgefühl und dem echten poetischen Talent des älteren Aubrey de Vere. Er schwärmte ziemlich stark für die Königin Elisabeth, besaß aber doch so viel Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl, um das dramatische Bild ihrer älteren katholischen Schwester nicht zu einem tendenziösen Schauergemälde werden zu lassen. In der elegischen „Klage Irlands“ schlägt er tief ergreifende patriotische Akkorde an. Seine Lyrik ist von mächtigem Naturgefühl und religiösem Ernste getragen. Anspielungen auf die Klassiker und Übersetzungen aus dem Italienischen kennzeichnen ihn als einen Vertrauten der besten Renaissanceliteratur. Eines seiner Sonette feiert begeistert einen Tag, welchen er im Jahre 1833 mit dem Dichter Wordsworth in dessen Poeteneinsamkeit zu Rydal zubrachte.

„Er war“, so erzählt uns der Sohn, „schon einer von Wordsworths wärmsten Bewunderern, als deren Zahl noch sehr gering war, und widmete ihm 1842 ein Bändchen Gedichte. Er lehrte mich, als ich ein Junge von 18 Jahren war, den großen Barden würdigen. Ich hatte sehr begeistert Lord Byrons Poesie gepriesen. Mein Vater erwiderte: ‚Wordsworth ist der große Dichter der neueren Zeiten.‘ Sehr erfreut, fragte ich: ‚Und was mögen denn seine besondern Vorzüge sein?‘ Die Antwort war: ‚Sie sind mannigfach; z. B. Tiefe, Weitblick, Erhabenheit und, was in der modernen Poesie selten ist, eine vollständige Reinheit. In seiner „Laodamia“ sind es vorzüglich Majestät und Pathos.‘ Es war, als hätte sich eine starke, ruhige Hand auf mein Haupt gelegt und mich an den Platz gefesselt, bis ich das Stück zu Ende gelesen hatte. Wie ich so las, tat sich eine neue, bisher ungeahnte Welt vor mir auf, weit und immer weiter sich ausdehnend in heitere Unendlichkeit. Die Region war mir unbekannt, aber die volle Harmonie des Gemäldes bezeugte ihre Wirklichkeit. Oben und rundum schwebte wirklich

Ein freierer Äther, göttlichere Luft,
Und Felder strahlend wie in Purpurglut.

Und als ich an den Vers kam:

Hier wohnet sanfte Lust — erhabne Leiden,

da fühlte ich, daß keine geringeren Bewohner tauglich wären, in so vornehmen Hallen ein- und auszugehen. Ich war in einen andern Planeten der Dichtkunst entrückt, — einen mit mächtigerem Laufe und einem längeren Jahre. Meine Auffassung der Poesie wurde eine weitere, und die Byronschwärmerei fiel mir ab wie eine Fessel, der ich entwachsen. Die rasche Empfänglichkeit und die unerfahrene Einbildung der Jugend bewirken, daß sie sich, trotz ihres besseren Strebens oder wegen desselben, einer falschen Größe gefangen gibt, und die wahre Größe, einmal geoffenbart, befreit sie wieder. Schon 1824 erklärte Walter Savage Landor in seinem ‚Phantasiegespräch zwischen Southey und Porson‘ die ‚Laodamia‘ von Wordsworth ‚für eine Dichtung, welche Sophokles sich zur Ehre angerechnet hätte und welche zum Teil mit Jubel in jenen Gefilden vernommen würde, die er beschritt‘ — nämlich in den elysäischen Gefilden.“

Schon im Jahre 1843, noch ehe er seine Studien am Trinity College zu Dublin vollendet hatte, lernte Aubrey den greisen Dichter persönlich kennen, besuchte ihn dann in den nächsten vier Jahren wiederholt in seiner idyllischen Einsamkeit, durchstreifte mit ihm Berg und Tal und brachte sogar mehrere Tage unter seinem gastlichen Dache zu.

„Den tiefsten Eindruck auf mich", sagt er mit Rücksicht auf diesen vertrauten Verkehr, „machte die männliche Einfachheit und edle Rechtschaffenheit, die ihn charakterisierte. In einem seiner späteren Sonette bezeichnet er sich ‚als einen treuen Mann, der lang im Dienste der Dichtkunst stand'; weil er ein treuer, wahrer Mann war, darum war er auch ein wahrer Dichter, und es war unmöglich, ihn näher kennen zu lernen, ohne hieran erinnert zu werden. Jedenfalls mußte man in ihm einen Mann von originellem, kräftigem Genius erkennen; aber seine kräftige und treue sittliche Natur, seine intellektuelle Aufrichtigkeit, die sorgliche Gewissenhaftigkeit seiner Phantasie, wenn ich so sagen darf, waren es, welche diesen Genius befähigten, sein großes Werk zu tun und dem künftigen England den tüchtigsten Grundstock tiefgefühlter und wahrhaftiger Poesie zu vermachen, die ihm seit den Zeiten Elisabeths zu teil ward. Es lag in seiner Natur eine Wahrhaftigkeit, welche, wäre sie nicht mit einer ebenso bemerkenswerten idealisierenden Phantasie verbunden gewesen, manchen hätte prosaisch erscheinen müssen; und doch, hätte er diesen Zug nicht besessen, so hätten die Erzeugnisse seiner Phantasie der Wirklichkeit entbehrt. Sie hätten noch eine tiefe und gesunde Philosophie darstellen mögen; aber sie wären jenes menschlichen Interesses entkleidet geblieben, dessen sie in noch höherem Grade bedürfen. Alle kleinen Umstände der Nachbarschaft waren ihm wichtig.

„Die Wahrheit und die Idealität, welche in Wordsworths poetischen Naturbeschreibungen so trefflich verbunden sind, machten sich nicht weniger geltend, wenn die Natur der Gegenstand seines Gesprächs war. In seiner tiefen Verehrung für die Natur betrachtete er alle poetischen Zeichnungen mit äußerster Strenge, und wenn diese Beschreibungen nicht wahr waren, und zwar wahr nach beiden Seiten hin, so erregten sie seinen Zorn um so mehr, je geschickter sie sonst ausgeführt waren, weil er dann eine falsche Vorspiegelung und Täuschung darin erblickte."

In den Zeiten der sog. Aufklärung und der großen Revolution aufgewachsen und zeitweilig für sie schwärmend, hatte Wordsworth von der geoffenbarten Religion, deren Lehren und Forderungen nur eine verschwommene Vorstellung; allein er war, weit von dem Stolze Byrons entfernt, eine im Herzensgrund fromme, demütige, redliche Seele, voll tiefer Ehrfurcht für Gott, als dessen Meisterwerk er die Natur liebevoll betrachtete, voll Liebe zu den Menschen, voll Ehrfurcht für das Sittengesetz und voll fester Überzeugung, daß seiner nach diesem Leben ein besseres harre. Im Alltagsleben ein strammer Anglikaner und als solcher den Katholiken sehr abgeneigt, fühlte er sich als Dichter doch zu manchen Erscheinungen der Kirche hingezogen, wie zu den großen Orden und Gelehrten des Mittelalters, und in einem Sonett auf die seligste Jungfrau spielt er sogar auf deren unbefleckte Empfängnis an. Er nennt sie darin:

Our tainted nature's solitary boast —
Der sündbelasteten Natur einsamen Ruhm.

Acht Jahre, d. h. bis zu Wordsworths Tode (1850), blieb de Vere in freundschaftlicher Beziehung zu ihm. Aus den ersten dieser Jahre, 1842 und 1843, stammen die frühesten Gedichtsammlungen, welche er herausgab und welche deutlich den Einfluß des Meisters bekunden. Poems Meditative and Lyrical lautet der Titel, auf dem bei dem einen Bändchen das Stück Fall of Rora, bei dem andern Antar and Zora hervorgehoben ist. Die beiden Bändchen enthalten alles, was Aubrey de Vere vor seinem Übertritt zur katholischen Kirche an weltlicher Poesie veröffentlichte.

Dieser Übertritt fand um das Jahr 1850 statt; Näheres ist aber darüber nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Um dieselbe Zeit kehrten auch zwei seiner Brüder, der Stammhalter der Familie Vere de Vere und Stephan de Vere, letzterer ebenfalls poetisch veranlagt, und zwei ihrer Nachbarn, Lord Dunraven (Vater des jetzigen Lords dieses Namens) und Mr. Monsell (jetzt Lord Emly), in den Schoß der katholischen Kirche zurück.

Unzweifelhaft hat die poetische Richtung, in die Aubrey de Vere durch Wordsworth geleitet wurde, nicht wenig dazu beigetragen, ihn diesem wichtigen Lebensentscheid entgegenzuführen und ihm denselben zu erleichtern. Die innige, liebevolle Naturauffassung, die ihn sympathisch zu Wordsworth hingezogen, vertiefte sich durch den geheiligten, symbolischen Charakter, den die Offenbarung der sichtbaren Schöpfung verleiht; was aber an den Anschauungen des älteren Dichters unklar, unsicher und verschwommen war, das lichtete sich zu klaren, festen Überzeugungen, ohne den Schleier des Geheimnisses zu zerstören, der hienieden über allem Göttlichen waltet und der Glauben und Leben, Geschichte und Legende, Natur und Ich wunderbar umschwebt, der Quell einer Schönheit und eines Genusses, die über das Sichtbare und Geschaffene hinausreichen. Zur Natur gesellte sich die Gnade, und diese war es, welche den Dichter fürder als Lieblingsgegenstand beschäftigte.

II. Eine nicht unbeträchtliche Zahl sinniger Gedichte zeichnet uns die verschiedenen Stimmungen, welche den Konvertiten auf seinem Heimwege zur alten Mutterkirche begleiteten, insbesondere die Befriedigung des Herzens, die er in ihr fand, und die warme Liebe und Begeisterung, mit welcher er ihren Glauben umfing. Bezeichnend stehen in einer seiner ersten Gedichtsammlungen (vom Jahre 1855) nebeneinander zwei Stücke: „Moderne Philosophie“ und „Betrachtungen eines Protestanten in Rom“. Mit vernichtender Ironie hält er in jenem Gericht über den unsäglichen Wirrwarr, den Selbstsucht und Eigendünkel im Reiche des modernen Wissens angerichtet; in weihevollster Stimmung entwickelt er in diesem die erhabenen Ideen, welche das christliche Rom verkörpert und welche in ihrer majestätischen Größe und Macht alle Proteste eines kleinlichen Individualismus überwältigen. Ebenso originell als ergreifend schildert er den Verlust, den die

nichtkatholischen Völker durch das Aufgeben der Marienverehrung erlitten, in dem folgenden Gedichte:

Wie armen Kindern, denen fremde Leute
Der Mutter Leiche trugen trauernd fort,
So ist's den Völkern, denen nimmer heute
Du Mutter bist und treuer Gnadenhort.

Ach, arme Kindlein! Alles ist so düster,
Die fremden Männer und ihr dumpfer Schritt,
Ihr ernster Blick, unheimliches Geflüster —
Stumm nahmen sie den Sarg, den schwarzen, mit.

Von Zimmer fliehn die Kinder jetzt zu Zimmer — —
Ach, alles leer — verödet Dach und Fach;
Das Vaterhaus — ein Vaterhaus ist's nimmer —
Sie suchen — und sie wissen kaum, wonach.

Die Jahre fliehn. Es wächst von Tag zu Tage
Im jungen Herzen Selbstsucht, Leidenschaft.
„Ach, wie verändert!" tönt der Nachbarn Klage;
Still weint die alte, treue Dienerschaft.

Und doch gibt's Stunden, wo vor den Verwaisten
Schwebt traumgleich einer Mutter trautes Bild.
Es regt sich Lieb' im Herzen, dem vereisten,
Die Stirn wird klar, die Stimme sanft und mild.

So geht's den Völkern, die dich einst verloren,
Maria! und mit dir des Segens Bahn.
O zeig das Kind, das du für sie geboren,
Und nimm sie wiederum als Kinder an!

Je tiefer der Dichter das Los der Völker empfand, die sich durch die Kirchentrennung gewissermaßen auch der Mutter des Heilandes entzogen, desto freudiger jubelte sein Herz auf im Anblick der Größe und Majestät, welche die von Christus gestiftete Kirche im Laufe der Menschengeschichte entfaltet, der Gnadenschätze, die sie in sich birgt, und der seligen Verheißungen, die ihr zuteil geworden:

Wer ist sie, die triumphierend
Felsenfest auf Felsen ragt,
Jene Stadt, die allen Stürmen
Siegreich trotzt und unverzagt?
Wer ist sie, die ihre Arme
Segnend breitet um die Welt,
Die der Schöpfung Lobgesänge
Gott bringt dar im Himmelszelt?
Ihr gehören Reich und Zepter.
Huldigt, Völker, ihrer Würde!
Wahrheit ist bei ihr und Freiheit,
Süß ihr Joch, leicht ihre Bürde.

Wie der Mond borgt seine Strahlen
Von der Sonne unsichtbar,
So aus Christus Licht und Leben
Schöpft die Kirche wunderbar.
Seine Hand leiht ihrer Heilkraft
Lebensbrot und Schlüsselmacht.
Seine Braut ist sie, sein Tempel,
Drin der Menschgewordne wacht.
Ihr gehören Reich und Zepter.
Huldigt, Völker, ihrer Würde!
Wahrheit ist bei ihr und Freiheit,
Süß ihr Joch, leicht ihre Bürde.

Sieh! ein Weltreich um das andre
Wogengleich steigt und vergeht:
Glorreich wie der Stern des Morgens
Sie in wirrem Wechsel steht.
Um die Erde rankt ihr Weinstock,
Alle Völker faßt ihr Haus.
Heil ist ihren Kindern, selig
Ruht bei ihr der Fremdling aus.
Ihr gehören Reich und Zepter,
Huldigt, Völker, ihrer Würde!
Wahrheit ist bei ihr und Freiheit,
Süß ihr Joch, leicht ihre Bürde.

Wie ihr Bräutigam, göttlich, menschlich,
Kämpfend und gekrönt zugleich,
Singt sie Gottes Erdenwallen
Und der Menschheit Glorienreich;
Freud' und Trauer unsrer Jahre
Wandelt sie in Harmonie;
Himmelan den Weihrauch schwingend,
Trocknet alle Tränen sie.
Ihr gehören Reich und Zepter.
Huldigt, Völker, ihrer Würde!
Wahrheit ist bei ihr und Freiheit,
Süß ihr Joch, leicht ihre Bürde.

III. Wie über die Konversion Aubrey de Veres, so ist auch über seine weiteren Lebensschicksale und Lebensverhältnisse so gut wie nichts bekannt geworden. Gleich den Dichtern früherer Zeit, als es noch keine Zeitungen und keine Interviewer gab, hat er sich begnügt, dann und wann, oft erst wieder nach mehrjährigem Zwischenraum, ein Bändchen Gedichte der Öffentlichkeit zu übergeben. Er erklärte auch wohl in einer kurzen Einleitung den Grund der Stoffwahl, Quelle oder Anregung der Gedichte, sein poetisches Programm im einzelnen oder ganzen. Aber alles Persönliche behielt er strengstens für sich. Weder Briefe noch Tagebücher, weder ausführlichere Selbstbekenntnisse noch gelegentliche biographische Notizen zeichnen uns seine

Individualität in konkreten Farben. Nur seine Gedichte lassen uns einigermaßen in sein Seelenleben blicken und einige äußere Lebensumstände erraten; einige Äußerungen von Freunden fügen diesen wenigen Umrissen noch ein paar Striche hinzu.

Ein Kranz von gedankenvollen Reisesonetten vom Jahre 1855 bürgt uns dafür, daß der Dichter, wie so viele andere, dem Zuge angelsächsischer und keltischer Wanderlust gefolgt ist. Er hat Giotto in Florenz, Correggio in Parma bewundert, er hat auf dem Campo Santo zu Pisa geträumt und in der Kathedrale daselbst Andrea del Sarto liebgewonnen, Venedig am Morgen wie am Abend angestaunt, in Tassos Haus zu Sorrent und in der Sibyllenhöhle zu Cumä seine Betrachtungen angestellt, Mailand und Ravenna besucht und in der heiligen Kapelle zu Loreto gebetet. Freudig hat er am Rütli die Wiege schweizerischer Freiheit gegrüßt und in den Felsen der Tirolerberge Gottes Nähe inniger empfunden, hoch oben am Montblanc eine Blume gepflückt und an der Schönheit der Alpen seine Seele gelabt. Auch über den Golf von Lepanto ist er gesegelt und sah den Mond untergehen über dem alten Korinth. Am tiefsten aber hat sich seine Seele in Italien eingenistet und da wieder im ewigen Rom mit seinen jahrtausendalten Trümmern, seinen herrlichen Domen, seinen weltumspannenden Erinnerungen, seinen heiligen Gräbern und seinem unsterblichen Pontifikat. Diese Eindrücke, wahrscheinlich später wiederum erneuert, kehren in vielen andern Dichtungen wieder. In höherem Sinne als Byron könnte der Dichter wohl Rom „die Stadt seiner Seele" nennen.

Nur eine teilweise Ergänzung finden diese poetischen Reisebilder in den „Malerischen Skizzen aus Griechenland und der Türkei", welche der Dichter 1850 erst in der Dublin Review, dann in zwei Bänden erscheinen ließ, und in welchen feine Beobachtung und poetisches Gefühl sich wechselseitig ergänzen.

Schon 1848, als Aubrey noch wenig bekannt war, machten seine Gedichte auf den damals bereits 74jährigen Dichter Savage Landor durch ihre Formvollendung und ihre künstlerische Feinheit so tiefen Eindruck, daß er ihn in einem eigenen Gedichte als Sangesgenossen willkommen hieß. Besonders wünschte er ihm aber dazu Glück, daß er mitten im trüben Strudel der Revolution das Banner des Idealen so hochhielt:

Mach deinen stolzen Namen stolzer noch
Für deine Söhne, Freund Aubrey de Vere!
Heg keine Angst vor der Hyänenrasse,
Die wechselnd heult und lächelt, die kein Futter
Noch Stock, nicht Zucht, nicht Liebe bänd'gen kann.
Es kommt ein Cromwell schon, der festen Herzens
Und fester Hand das tolle Treiben dämpft,
Mit sicherm Blick das wilde Grinsen meistert!

Komm, steig mit mir der Dichtung Höh'n hinan
Mit festerm Schritt als ich; uns hindert keiner,
Und wenige folgen; frei und ungestört
Labt uns des Berges Luft, die süße Quelle.
Zeig du den Weg! Ich hab' ihn einst gekannt;
Doch mag mein trübrer Blick die Spur verfehlen.
Reich mir die Hand! Voran! Dein Schritt ist leicht,
Du führst mich sicher!

Sara Coleridge, die Schwester des Dichters Coleridge, charakterisierte Aubrey de Vere im Jahre 1850 (in einem Briefe an Professor Reed in Philadelphia) folgendermaßen:

„Ich habe viel mit Dichtern zusammengelebt und habe größere Dichter gekannt als ihn. Aber einen Mann, der vollständiger Dichter gewesen wäre, mehr Dichter in seinem ganzen Sinn und Wesen, habe ich nie gekannt noch getroffen. Er ist äußerst liebenswürdig und vereint eine fast weibliche Zartheit und Innigkeit mit vollendeter Männlichkeit, in positivem wie negativem Sinn. Er ist ganz Einfalt und doch voll Grazie und Anmut; er liebt Spiel und Scherz, doch ohne je den tiefernsten Zug zu verlieren, der seine Natur beherrscht. Es ist so ziemlich seine Gewohnheit, ad libitum zu idealisieren; aber wenn das ein Fehler ist, so ist es der Fehler eines edlen, groß-angelegten Geistes. Seine Seele gleicht seinem Antlitz, das nur Auge und Stirn zu sein scheint; nicht daß es unproportioniert wäre, aber Auge und Stirn allein fesseln den Blick und beherrschen die ganze Physiognomie."

Die Liebenswürdigkeit seines Charakters bezeugt auch Sir Henry Taylor in seiner eigenen Autobiographie. Er sagt von ihm, daß er tausend andere Freunde aufgewogen, und er schätzte sich glücklich, durch seine Frau, eine Tochter des Lord Monteagle, mit ihm in Verwandtschaft getreten zu sein: „Nach meiner Verheiratung fand ich bald, welch reichen Brautschatz von Freundschaft meine Frau mir in Aubrey de Vere mitgebracht hatte." Als eine Dame einmal den Charakter Aubreys streng kritisierte, erwiderte ihr Sir Henry Taylor: „Wenn man die Tugenden Aubreys in zwei Teile schiede, würde die Hälfte noch hinreichen, um einen Heiligen auszumachen." Dieses Urteil hat um so mehr Gewicht, als Taylor die Konversion seines Freundes anfänglich mit sehr ungünstigem Auge betrachtete und sich erst nach Jahresfrist damit versöhnte. Noch 1850 erklärte er die damaligen poetischen Betrachtungen seines Freundes für das „Flattern eines verwundeten Vogels" im Gegensatz zu dem Fluge eines emporschwebenden Vogels; aber im Oktober des folgenden Jahres schon fühlte er sich zu dem Geständnis gedrängt: „Ich habe mich getäuscht. Er hat in dieser Kirche Frieden und Glück gefunden."

IV. Die Werke Aubrey de Veres[1] umfassen mehrere Bändchen vermischter, meist jedoch lyrischer Gedichte, vier Sammlungen epischer Gedichte, welche

[1] The Search after Proserpine and other Poems, 1850. — Picturesque Sketches of Greece and Turkey, 1850. — English Misrule and Irish Misdeeds, 1850. —

ſich je durch Einheit oder Verwandtſchaft des Stoffes zu einem größeren Ganzen geſtalten, zwei Dramen und zwei Bände Eſſays, vorwiegend literaturhiſtoriſch-kritiſchen Inhalts.

In ſeiner Lyrik ſchließt ſich Aubrey de Vere, wie ſchon geſagt, anfänglich an die beſchauliche, naturbeſchreibende Lyrik ſeines Meiſters Wordsworth an. In England gereichte es ihm zu nicht geringer Empfehlung, daß er in ſeiner Ode to the Daffodil und in ſeiner Autumnal Ode den klaren, ſchlichten Ausdruck, den mächtigen Schwung und die Erhabenheit ſeines Vorbildes durchaus erreichte, nach dem Urteil mancher noch übertraf. Auch in neueren Beſprechungen des Dichters werden ſie mit Recht immer und immer wieder geprieſen. Dieſe beiden Naturſchilderungen des Frühlings und des Herbſtes ſind von wirklich bezaubernder Wahrheit und Schönheit und werden jeden anſprechen, der dem herrſchenden Modegeſchmack nicht jede ernſte Beſchaulichkeit geopfert hat.

Aubrey iſt indes nicht einſeitig der Führung Wordsworths gefolgt. „Das Kinderbrautfeſt", ein Lied „Auf Burns' Hochland-Mary" und „Pſyche, eines alten Dichters Liebe" ſind feine Klänge einer weltlichen, faſt modernen Romantik, die ſich träumeriſch über den Realismus des Alltäglichen erhebt. Von dem erſteren Gedichte ſagt Sir Henry Taylor: „Wenn Spenſers Geiſt dieſe Erde beſuchte, um nachzuſehen, was ſeit ſeinem Hingang daſelbſt in ſeiner Art und Weiſe geleiſtet worden, ſo würde er wohl nichts finden, was ihn mehr erfreuen würde als dieſes Gedicht." Auch Swinburne, ein ſehr unparteiiſcher Beurteiler, ſpricht von einem lyriſchen Gedichte Aubrey de Veres, das an Zauber und Zartheit vollkommen Shelley erreichte und von dieſem verfaßt ſein könnte. Hätte de Vere in freier, ungebundener Weltlichkeit dem Zeitgeiſt huldigen wollen, ſo hätte er ſich wohl raſch den rauſchenden Beifall gewinnen können. Der Geiſt des Dichters war indes zu tief und ernſt, zu ſehr dem Religiöſen zugewandt, um derartigen Verlockungen zu folgen. In ſeinen „Gedichten" von 1855 iſt die weitaus überwiegende Menge entweder religiöſen Inhalts oder ernſt religiös gefärbt. In erſchütternden Klageliedern ſchildert er die ſchweren Leiden Irlands und das Unrecht, das die Schweſterinſel ihm angetan; in formvollendeten Sonetten entwickelt er die bedeutſamſten Ideen über Kunſt, Literatur und Leben; in gedankentiefen Betrachtungen

---

Poems, 1855. — May Carols, 1857. The Legends of Saint Patrick, 1872. — Alexander the Great, a dramatic poem, 1874. — Saint Thomas of Canterbury, 1876. — Legends of Saxon Saints, 1879. — The Foray of Queen Meave and other Legends of Ireland's Heroic Age, 1882. — Legends and Records of the Church and the Empire, 1887. — St Peter's Chair, 1888. — The Poetical Works of Aubrey de Vere, 3 Bde, 1884. — Essays, chiefly on Poetry, 3 Bde, 1877. — Eine gute „Auswahl" aus den verſchiedenen Werken bietet John Dennis, Aubrey de Vere's Poems. A Selection, London 1890, Cassell & Comp.

zeichnet er die verschiedenen Geistesströmungen der Neuzeit. Eine der gedankenvollsten und zugleich echt poetisch gestalteten ist sein Tale of modern times (Eine moderne Geschichte), worin er die hauptsächlichsten Irrungen des modernen Geistes, besonders den krankhaften Wissensdünkel, seine notwendige Folge, den Pessimismus, und die einzige Rettung, die Rückkehr zum Glauben, in meisterhaften Strophen zur Darstellung bringt. Ein reicher Blütenstrauß geistlicher Lieder und Hymnen krönt endlich diese Sammlung.

Das genügte indes dem Frommsinn des Dichters nicht. In einem eigenen Bändchen, May Carols, das man einen poetischen Maimonat nennen könnte, legte er (1857) einen auserwählten Kranz rein geistlicher Lyrik am Altar der Maienkönigin nieder. Die Einleitung dazu gibt uns gewissermaßen sein neues poetisches Programm, indem er sich über die in dem Bändchen eingestreuten naturbeschreibenden Gedichte also äußert:

„Sie sind ein Versuch, die äußere Natur zu christianisieren. Die Natur wie die Kunst muß vergeistigt werden, soll sie nicht als Bollwerk in die Hand einer feindlichen Macht fallen. Die sichtbare Welt ist etwas Passives, was seine Bedeutung erst durch etwas über ihr erhält. In heidnischen Zeiten fand sie ihre Erklärung im Pantheismus, und zum Pantheismus oder vielmehr zum Götzendienst, welcher die volkstümliche Form des Pantheismus ist, zieht sie ein geheimer, wenn auch verhaltener Drang hin, der sich nicht bloß in der Literatur äußert. Eine Welt ohne Gottheit, eine Materie ohne Seele ist dem Menschengeiste unerträglich. Auf der andern Seite ist manches in der gefallenen Menschennatur, was vor dem erhabenen Gedanken eines Schöpfers zurückbebt und darum Ruhe sucht in der Vorstellung einer verhüllten Gottheit, die durch das ganze Weltall sich hinergießt, dessen Seele, nicht dessen Schöpfer. Bloße Personifikationen wie Flußnymphen und Waldgötter gewinnen die Phantasie und nötigen der Seele keine Ehrfurcht ab. Gegen eine so verführerische Macht gibt es kein Heilmittel als im echten Christenglauben, dem einzigen wirklich praktischen Theismus. Die ganze Wahrheit hält den Weltlauf besser aus als die halbe, und Geister, die sich von der Vorstellung eines Gottes abgestoßen fühlen, welcher der Welt ganz ferne stände und sie nur geschaffen hätte, um sie seinen allgemeinen Gesetzen zu überlassen, drängen sich liebend zu den Füßen eines Gottes, der Mensch geworden. Mit andern Worten, die Menschwerdung ist das Komplement, die Vollendung der Schöpfung. In ihr offenbart sich die wahre Natur jenes Bandes, das die sichtbare und die unsichtbare Welt verknüpft. Als ‚das Wort Fleisch geworden', da ward eine Brücke über den Abgrund geschlagen, der sonst für ewig das Unendliche vom Endlichen getrennt hätte. Dieselbe erhabene Wahrheit, welche uns die Lehre von der Schöpfung wieder heimisch macht, weiht und heiligt diese Schöpfung, gestaltet sie wieder zu einem Eden, das eines sündenlosen Adams und einer sündenlosen Eva würdig wäre, ja erhebt sie zu einem himmlischen Jerusalem, dem Wohnplatz des Lammes und seiner Braut."

Von dieser Grundanschauung ist nicht bloß die liebliche Marienminne de Veres getragen, sie beherrscht auch seine übrige Lyrik und klingt als mächtiger Grundakkord in seinen andern Dichtungen wider. Er bleibt aber nicht bei frostiger Reflexion. Die tief philosophischen und religiösen Gedanken haben im Herzen gezündet und das Gefühlsleben mit sich fortgerissen, und

das dichterische Auge findet darum in Natur und Menschheit sein eigenes Lieben und Sehnen wieder. Man muß diese Wärme des religiösen Gefühls mit sich bringen, um seine Lieder ganz und voll zu genießen. Dann aber gewinnen die einfachsten Situationen und Gegenstände einen neuen, echt poetischen Zauber, die Natur selbst wird zu einem ergreifenden Symbol des Übersinnlichen und Übernatürlichen, wie in dem folgenden Abendsang:

O möchte die Tanne dort auf dem Fels
Den goldenen Glanz nicht verlieren!
O möchte das schimmernde Abendlicht
Auf ewig die Hügel zieren!

Die Pappeln, die dort im sanften Wind
Still flüsternd, zitternd erbeben,
O möchten sie immer mit glitzerndem Stamm
An des Baches Spiegel sich heben!

O möchte die Möve, die silberweiß
In weitem, mächtigem Bogen,
Gleich einer Schneeflocke im Ozean,
Hinschwimmt auf blauen Wogen:

O möchte sie nie unserm Auge entfliehn,
Nein, friedlich weiterschweben,
Und der sterbende Tag, — so schön, so schön —
Unsterblich weiterleben!

So sonnenhell, so friedlich still,
Als nahte der Wünsche Gewährung,
Was erwartet die Erde? Erlösung wohl?
O nein! — den Tag der Verklärung.

Sie träumt eine Erde, herrlich erneut,
Unsterblich im ewigen Worte.
Sie singt: Ich bin nicht der selige Dom,
Nur Treppe bin ich und Pforte!

Wie der Natur, so ist auch der Kunst in der christlichen Heilsökonomie eine höhere Aufgabe gestellt, als bloßen Sinnenreiz zu gewähren. Auch sie ist geadelt und erhält durch diese Erhebung eine neue, schönere Beziehung zur Natur. Sehr treffend zeichnet das der Dichter in einem seiner Mailieder:

Tota pulchra. Ganz schön bist du!

Von Blumenzauber ein verlorner Strahl,
Ein süßes Lied, das sterbend gleich verklingt,
Ihr Dichter, Menschen, was ist allzumal
Die Schönheit mehr, die jubelnd ihr besingt?

Und ach! wie oft entstellt die Sünde nicht
Des kurzen Zaubers launenhafte Spur?
Wie oft birgt nicht ein lächelnd Angesicht
Des ew'gen Grames düstern Anfang nur? — —

Doch du, o mildes, himmlisch reines Licht,
Durch Gnadenhauch der Sünde Macht entrückt,
In dir harmonisch sich zum Kranze flicht,
Was reine Geister selig je entzückt.

Was immer Geist und Herz mit sanfter Gunst
Zu Gott emporzieht, licht und sonnenhell,
Ist dein, Maria! — Jeder wahren Kunst
Bist Mutter du und ungetrübter Quell.

Die Bilder, zart und rein wie Himmelslicht,
Die einst der Glaube schuf in bessrer Zeit,
Ein Festkalender sind sie, ein Gedicht,
Das deinem Ruhm die Kirche hat geweiht.

Und die Natur hält keinem geizend vor,
Was das Geheimnis stets des Schönen war;
Wer recht dich liebt, dem öffnet sich das Tor
Zu ihrem Heiligtum und Festaltar.

V. Dieses poetische Programm schließt natürlich weder eine weltliche Lyrik aus, noch auch sonst die größte Mannigfaltigkeit der Stoffe und Formen; es behauptet nur ein Vorwiegen des Religiösen und eine heilsame Veredelung des Weltlichen durch eine ernste, auf das Ewige gerichtete Überzeugung. In der Tat entwickelte der Dichter in der Sammlung Inisfail, der zwei unserer Proben entnommen, eine Fülle und einen Reichtum, daß man dieselbe mit Recht eine lyrische Chronik Irlands nennen könnte. Er hat hier den durchaus gelungenen Versuch gemacht, seine Heimat, Land und Volk, in einem Kranz von Balladen und Liedern zu schildern, wie sie aus dem Volksleben selbst hervorzusprießen pflegen. Romantische Züge aus der älteren Volksgeschichte wechseln darin mit Liedern, die in Stimmung, Ton und Ausdruck aus dem Volke selbst herausgegriffen sind, und mit Gedichten, die zwar subjektiver klingen, aber harmonisch mit den andern zusammenstimmen und sie echt künstlerisch ergänzen. Durch die Glätte und Feinheit der Form ist auch hier vielfach der klassisch geschulte Kunstdichter erkennbar, daran gewohnt, die schwierigsten Strophen melodisch zu bemeistern; aber der schlichte Volkston läßt sich nicht besser treffen, als er es z. B. in seinem Gedichte The Wedding of the Clans getan. Es ist das Geplauder eines Mädchens, das in einen fremden Clan hineinheiraten soll, am Vorabend seiner Vermählung.

Weit weniger volkstümlich ist das Legendenbuch ausgefallen, das der Dichter dem großen Landesheiligen Irlands, Sankt Patrick, gewidmet hat. Er hatte hier den volkstümlichsten Stoff vor sich, den er nur immer hätte treffen können. Die Bekehrung keines Volkes zum Christentum vollzog sich so friedlich und gemütlich wie diejenige der Grünen Insel. Die Gestalt Patricks, verwandt mit der der altirischen Barden und Weisen, doch weit

über sie hinausragend in übernatürlicher Würde und Weihe, ist nicht nur reichlich mit den größten Wundern umwoben, sondern durch die Volkssage selbst mit den älteren Sagenhelden verknüpft. Altkeltische Lieder und Erzählungen ergänzen poetisch, was die lateinische Klosterlegende über das Gebetsleben, die Predigt und die Wunder des Heiligen berichtet. Im Volke lebt seine Verehrung noch in unvermindertem Ansehen fort; in Kirchen und Kapellen, Bildern und Statuen, Liedern und Andachten, heiligen Plätzen und Quellen ist ganz Irland voll der Erinnerung an ihn. All das hat Aubrey de Vere mit der Sorgfalt eines Gelehrten und mit der Liebe eines Dichters gesammelt, sein Herz ganz davon erfüllt und dann sein Werk damit begonnen, daß er Geburt und Taufe des Heiligen in eine kurze Volksballade zusammendrängte. Dann aber gab er plötzlich die volkstümliche Form auf und gestaltete den übrigen Teil der Legende in anscheinend schlichtem, aber in Wirklichkeit künstlichem Blankvers. Er handhabt diese Form meisterhaft; allein sie ist nun einmal nicht aus demselben Grund und Boden hervorgewachsen wie die Legende selbst und macht darum mehr den Eindruck eines fein durchgearbeiteten akademischen Idylls als einer einfachen, volksmäßigen Legende.

Als nun am Imber Dea das Schiff des Heils,
Das Erins Zukunft trug, den Sand berührte,
Just wo ein Fluß, ein Waldestal durchschlängelnd,
In matterm Lauf sich in das Meer ergoß,
Stieg Patrick aus, des Eilands großer Erbe,
Nach langer Wanderung und kniete nieder
Und dankte Gott. Der grünen Matten Friede,
Gebettet zwischen Meer und Berg in Purpur,
Des Himmels Frieden glich. Die Sonn' war unter,
Doch prangten die „Zwei Speere", Zwillingsgipfel,
In ihrem letzten Strahl noch. Stunden flohen;
Die Brüder ruhten aus am Meeresstrand,
Indes der Patriarch noch immer kniete,
Gott dankend für des Lebens Gnadenführung,
Von frühen Jahren an, wo er dem Sklaven
An Dalriadas Hügeln Trost gewährt,
Durch Leid ihn läuternd, der Verbannung Land
Ihm zu der Seele Heimat umgeschaffen.
Die Nacht stieg auf, und betend fuhr er fort.
Die Sterne leuchteten am kalten blauen Himmel,
Der Mond ging auf — und Patrick betet noch.

So wird Patricks erste Landung in Irland erzählt. In diesem Gebete bereitet sich der Heilige auf die erste schwere Prüfung vor, die seiner harrt. Dann geht die Fahrt weiter:

Drei Tage predigt er den Herrn.
Am vierten ging's zu Schiff. Von Kap zu Kap
Sie fuhren. Fröhlich drang der Herden Brüllen

Von grünen Weideplätzen fern herüber,
Von fernen Hügeln her des Kornes Duft.
Des Abends hielten sie am Imber Domnand
Und festigten den Kiel im Silbersand.

Beim Morgendämmern kam das Volk herbei,
Scharen von Kriegern, Jägern, jungen Hirten,
Auch Mägdlein, deren Lippen voll und rot,
Bergkirschen gleich, die Augen schwarz umwimpert,
Der Blick lebendig, scharf wie Lanzenstahl.
Sie brachten Milch und Fleisch und machten Feuer
Und breiteten im Gras das schlichte Mahl.
Gar mancher kniete bald am Ufer nieder
Und nahm die heil'ge Botschaft Christi an,
Vollkräftige Männer, andre, denen Siechtum
Des Lebens Hoffnung brach, und greise Häupter,
Die oft die ernste Frage sich gestellt:
Gibt's übers Grab hinaus noch was zu hoffen?
Seemüde Schiffer, längst nach Ruh' gelüstend,
Auch das Geschlecht, das oft vereinigt trägt
Den Doppelkranz der Keuschheit und der Liebe,
Grüßt staunensvoll die reine Jungfrau-Mutter,
Und freudig preist die Kinderschar das Christkind
Und plaudert fromm von ihm.

Bald breiten sie die Segel wieder aus,
Und wieder rudern sie am grasigen Ufer
Im Waldesschatten. Flücht'ge Rehe springen
Blitzschnell vorbei. Oft tönt von weitem her
Der Kampfruf kriegerischer Clans, doch öfter
Ländlicher Tänze Reigen und das Treiben
Des bunten, lustigen Marktes. Wohl auch drängte
Am Strand das Volk um einen Barden sich,
Des Lied die Herzen fortriß, wie der Sturm
Des Waldes Blätter. Immer nordwärts noch
Ging ihre Fahrt. Des Abends ballten Nebel
Sich um den Strand; der Wind pfeift scharf und schrill,
Dicht strömt der Regen auf die trübe See.
Hart war die Nachtfahrt. Doch am nächsten Mittag
Zeigt sich die Mündung eines großen Stroms,
Strahlend wie aufgelöste goldne Locken.
Das Ufer, bald erreicht, voll Lilien prangt,
Wie voll Vielliebchen eine Wiese im April.
Da stand ein Wald. Sie stiegen aus voll Freude
Und dankten Gott und sahen zu den Wellen,
Die scherzend zu den alten Bäumen drangen
Und unter ihrem Schatten sich verloren.
Müd sank in Schlummer Patrick hier. Da plötzlich
Scheu wie ein halbzahm Reh, schlüpft' aus dem Busche

Hervor ein Knabe, lieblich anzusehn,
Ein Feenkind, von königlichen Zügen.
Er kam, floh, kam dann wieder, endlich steckt' er
Dem Heil'gen eine Blume an die Brust
Und ging dann wieder, holte neue Blumen
Und barg sie alle an des Heiligen Brust.
Die Mönche schalten: „Wecke nicht den Meister
Aus seinem Schlaf!" Doch Patrick war erwacht
Und sah das Kind und sprach: „O wehrt ihm nicht!
Der Erbe meines Reiches ist dies Kind."
Die Brüder sagten: „Willst du mit uns ziehn?"
Und er: „Ich will." Und weil so sanft er aussah.
So nannten sie Benignus ihn. Der Knabe
Gehörte fürder Christus an. Sie fanden
Bei seinen Eltern Obdach für die Nacht.
Doch nirgends wollte mehr der Knabe schlafen
Als zu des Meisters Füßen. Bis zum Tode
Blieb er bei Patrick, und als zweiter führt' er
Nach ihm den Bischofsstab in Ardmacha.

In diesem Stil, auf dessen hohe künstlerische Vorzüge wir nicht aufmerksam zu machen brauchen, schreitet die Erzählung voran. Der Blankvers begünstigt ebensosehr behaglich breites Ausmalen wie gelegentlich lakonische Kürze der Erzählung, die schlichteste Form der Darstellung wie das kräftigste rhetorische Pathos. Ein Meisterstück einfach erhabener Diktion ist zumal die Abschiedsrede des Heiligen vor seinem Sterben. Nur in einigen wenigen Episoden hat der Dichter den Blankvers mit gereimten Balladenstrophen vertauscht, so namentlich in jenen, in welchen er, gemäß der alten Volkssage, den hl. Patrick mit dem berühmten Barden Oisin — bekannter unter dem Namen Ossian — zusammenführt. Die Ossianssage, die einst bei der Gründung der neueren deutschen Literatur eine so hervorragende Rolle spielte, ist hier aus der tränenseligen Werther- und Lotte-Sphäre in ihren naturgemäßen heimischen Boden zurückgepflanzt und sehr schön mit der Patrickslegende verbunden. Von sechs Begegnungen St Patricks mit Ossian, welche der Dichter in das Leben des Heiligen verwoben hat, möge die fünfte, „Ossians Vision", als Probe gelten:

Oisins Vision.

In dichten Flocken trieb der Schnee,
Trüb stieg der Tag empor.
Schneeweiß Oisin, der Sängergreis,
Saß vor dem Klostertor.

Sein Kinn ruht auf der hagern Hand.
Im Kampf einst eisenhart;
Zur Erde strömt, weitum bekannt,
Ein Silberstrom, sein Bart.

Die Sonne schaut sein Aug' nicht mehr.
Doch fühlt es ihren Strahl,
Und da sie aufging, draus hervor
Sich eine Träne stahl.

Bedächtig sprach er: „Dreimal schon
Mir der Gedanke kam.
Patrick, daß dreimal älter ich,
Als man im Volk mich nahm.

„Denn wo im prächt'gen Königshof
Mein Vater Fionn gehaust,
Der Wind alljetzt im hohen Wald
Ob Trümmern klagend saust.

„Drei Ulmen schon auf Oskars Grab
Wuchsen und starben wohl;
Der Eichbaum an des Vaters Gruft
Ist morsch schon längst und hohl.

„Patrick, im Volk ging um die Mär',
Ich lebte bei einer Fee
In steter Jugend hundert Jahr'
Tief unten in einer See.

„Und als ich heimkam, hatt' der Tod
Mir all meine Lieben geraubt;
In jener Stunde fiel der Schnee
Des Alters auf mein Haupt.

„Es war ein Lied, ein Jugendtraum.
Den nahmen sie für wahr.
Der Traum, den wirklich ich erlebt,
Ward keinem offenbar.

„Von vielem Lieben sang ich wohl,
Das Liebste sang ich nicht.
Patrick, von diesem einen Traum
Geb' ich dir nun Bericht:

„Auf Gabhras Feld mein Oskar fiel
Und Fionn, mein Vater, sank.
Der Sturm weht über Gräber hin,
Da ward das Herz mir krank.

„Nicht labte mehr der Lerche Sang,
Nicht Schlachtruf meinen Sinn.
In einer Schlucht drum eines Tags
Zu sterben sank ich hin.

„Und Kälte stahl sich in mein Herz,
Zu sterben schon ich glaubt'.
Da sah ich Engel, die schlugen hoch
Die Schwingen ob meinem Haupt.

„Sie sprachen: ‚In diesem stillen Tal
Dem Mann zu schlummern frommt
Ein Menschenalter, bis daß der Herr,
Bis Christus nach Erin kommt;

„‚Daß, eh' dem Land entschwunden ist
Der Vorwelt großer Tag,
Der Helden und der Heil'gen Zeit
Ein Brautfest feiern mag.

„‚Von Helden sang er, die Tod gebracht,
Sich selbst dem Tod geweiht;
Wir wollen ihm singen ein schön'res Lied
Vom Tod, der die Menschen befreit.

„‚Ein Menschenalter — ein Stündchen nur
Für uns — soll schlummern der Mann,
Wie ein Kindlein in der Wiege schläft,
Das nimmer Böses sann.'

„Patrick, war Wahrheit dies Gesicht?
War's eitel Schein und Schaum?
Ich sollte harren, bis er kam? — —
Nein, nein, es war kein Traum!

„Denn weißer als des Dornbuschs Schnee
Mein greises Haupt schon war,
Eh' jene noch, die heute greis,
Der Mutterschoß gebar.

„Drei Ulmen schon auf Oskars Grab
Wuchsen und starben wohl.
Der Eichbaum an des Vaters Gruft
Ist morsch schon lang und hohl."

Die Mönche sprachen: „Sein Hirn ist toll!"
Doch Patrick sprach: „O nein!
O Gott! du liebst dies greise Kind!
Möcht' ihm mein Leben weihn."

Und Patrick rief: „Der Durst nach Gott
Füllt, Oisin, deine Brust.
Er, der verwundet hat dein Herz,
Gibt bald dir Himmelsluft."

Nicht weniger ergreifend ist der Tod des alten Barden geschildert, auf welchen der Dichter dann unmittelbar den seligen Hinscheid des Apostels folgen läßt, so daß gleichsam ein Strahl der Verklärung vom Sterbelager des Heiligen auf das Heldentum der heidnischen Sage zurückfließt. Doch bleibt dem Christentum dabei seine erhabene Stellung ganz und voll gewahrt. In der Durchführung der Einzelheiten wie im Gesamtplane ist die Dichtung

ein sehr wohlberechnetes und abgerundetes Kunstwerk, eine einheitliche moderne Epopöe, wenn auch mehr Kunstdichtung als Volksdichtung, mehr von feinem angelsächsischen Formgefühl beherrscht als von der urwüchsigen Kraft der keltischen Legende.

Der Dichter zählte schon 58 Jahre, als er diesen Patrickssang der Öffentlichkeit übergab. In seinen folgenden Werken blieb er zwar dem epischen Gebiete treu, zog es aber vor, sich keinen so engen, einheitlichen Rahmen mehr zu ziehen. In einem Kranze von nicht weniger formgewandten poetischen Erzählungen verherrlichte er (1879) die „Sächsischen Heiligen", dann (1882) eine Reihe der schönsten altirischen Volkssagen und (1887) eine Anzahl von Legenden und Erinnerungen aus den ersten drei christlichen Jahrhunderten. Sie im einzelnen zu analysieren, würde zu weit führen. Je nach Stoff und Stimmung weisen diese Erzählungen die mannigfachste Behandlungsweise auf. Der Dichter weiß das Bedeutsamste in kurze, scharfwirkende Balladenform zusammenzudrängen; er liebt es aber auch wohl, als weitblickender Geschichtsphilosoph seine Betrachtung in gedankenvollen Monologen auszuspinnen. Die verschiedenartigsten Strophen wechseln mit tadellosem Blankvers. Die reizende Mannigfaltigkeit der einzelnen Stücke wird aber nicht etwa nur lose von den religiösen und patriotischen Gesichtspunkten des Dichters zusammengehalten, sondern auch durch innere Verwandtschaft und eine von feinem Geschmack zeugende Gruppierung.

Über einige der von ihm behandelten irischen Sagen wurde eingehend in einem früheren Aufsatze gesprochen[1]. Dieselben sind nicht nur voll von kühnen, heroischen Zügen, das Spiegelbild einer längst untergegangenen, urwüchsigen Heldenwelt, sondern auch reich an märchenhafter Phantastik und frischem, fröhlichem Volkshumor. Seinem ernsten Charakter gemäß, hat Aubrey de Vere die letzteren Elemente zurücktreten lassen, mit um so mehr Begeisterung aber und in wahrhaft großen Zügen das Heldenzeitalter Erins geschildert. Von den drei Epopöen The Sons of Usnach, The Children of Lir und The Foray of Queen Meave verdienen die erste und die dritte entschieden den Vorzug. Sie bilden ein meisterhaftes Seitenstück zu den epischen Gedichten, in welchen Tennyson die Artussage erneuert hat. Die Heldin des ersten ist Deirdré, die Tochter des Barden Felim, schon in der Wiege von düstern Voraussagungen bedroht, von König Conor Mac Nessa zu seiner Braut bestimmt und fern auf einer Insel einsam auferzogen. Doch kein Menschenwitz vermag das Schicksal abzuwenden. Naisi, einer der drei Söhne Usnachs (die zwei andern sind Ardan und Ainlé), gewinnt ihre Liebe und entführt sie, von seinen zwei Brüdern unterstützt, nach Loch Etive in Schottland. Der König entdeckt aber ihren Aufenthalt,

[1] Altirische Sagen und Geschichten. Siehe oben S. 695 ff.

und nun entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Mannen des Königs und den drei Söhnen Usnachs, der mit dem Untergang der letzteren endigt. Der letzte Abschied Naisis von Deirdré ist ein prächtiges romantisches Gegenbild zu jenem Hektors von Andromache:

In neither face that hour was fear:
She saw in his a sadness infinite:
He saw in hers content and princely cheer,
At last she spake: — — —

„O Love, not thus upon that causeway old
We stood that day, chaunting our nuptials high,
Yet nothing is that was not then foretold, —
Hast thou not happy been? more happy I,
That hour thy love; for three glad years thy bride,
That ran, and slept and wakened by thy side!

„The good must still the auspice be of good;
They never loved, who dream that Love can die!
In lordlier strength, in happier sanctitude
Be sure he waits us in some realm more high.
All thanks, thou Power Unknown!" the spake and kissed
With all her young bright face her husband's breast.

Züge männlich starken Heldenmuts mischen sich in ihrem Charakter mit der Zartheit, Hingebung, Liebe und Sorglichkeit einer Andromache. Sie schrickt anfänglich scheu wie ein Reh vor dem ihr drohenden Geschick zurück; erst in der Stunde der Gefahr wacht jener Mut wieder in ihr auf, den sie in der Zeit ihrer ersten Liebe bewiesen; aber da der Tod ihr in ihrem Gatten alles geraubt, bricht ihre Kraft zusammen — und nachdem sie den Tod des Helden betrauert, sinkt sie entseelt an dem offenen Grabe nieder.

Während das Interesse in dieser Epopöe hauptsächlich auf dem Charakter Deirdrés ruht, den der Dichter, mit Benutzung der Sage, überaus poetisch idealisiert und verklärt hat, teilt es sich in der andern zwischen der Königin Meave und ihrem jugendlichen Gegner Cuchullain. Meave, eine Art keltischer Semiramis, vereinigt die unter sich hadernden Clans des Südens zum gemeinsamen Kampf gegen Ulster, das sich aber wie ein Mann zur Abwehr rüstet. Die Entscheidung erfolgt in dem berühmten Combat at the Ford (Schlacht an der Furth), wo Cuchullain, ein jugendlicher Held wie Hektor, den Scharen Meaves gegenübersteht. Durch Liebe zu Meaves jugendlicher Tochter läßt sich Ferdia, bis dahin der treueste Freund und Jugendgenosse Cuchullains, bewegen, den Übergang über die Furth zu erzwingen. Er findet aber dabei seinen Tod. Cuchullain, schwer verwundet, an des Freundes Leiche vom tiefsten Gram erfaßt, leistet keinen Widerstand mehr, und Königin Meave dringt siegreich nach Ulster vor. Während sie aber schon damit beschäftigt ist, die Beute zu teilen, stellt sich der verbannte König Fergus an

die Spitze der Ulstermänner, schlägt das Heer der Königin und rächt so den Tod der Söhne Usnachs. Der Edelmut Cuchullains rettet Meave vom Tode. Beide Gestalten, die phantastische, kriegerische Königin wie den Heldenjüngling Cuchullain, hat der Dichter aus der Sage herübergenommen, aber in seinen prächtigen Versen mit neuem poetischen Zauber umkleidet. Gewaltige Schlachtenbilder geben ihnen Bewegung und Leben, und die irische Landschaft mit ihren weißen Mooren, wilden Felsklippen, Seen und Meer bietet einen entsprechenden Hintergrund. Statt der melancholischen Nebelgestalten des Macphersonschen Ossian, für die einst Herder und Goethe geschwärmt, haben wir hier eine wirkliche altirische Epopöe, welche, aus dem Volke herausgewachsen, eine gewisse Verwandtschaft mit der Heldenwelt Homers hat.

VI. Von den zwei dramatischen Dichtungen Aubrey de Veres zeichnet die eine, „St. Thomas von Canterbury" (1876), den gewaltigen Kampf zwischen Staat und Kirche, wie er sich in ergreifendster tragischer Gestalt im Leben dieses Heiligen darstellt; das andere, „Alexander der Große" (1874), den tragischen Untergang jenes gewaltigen Eroberers, dessen Erinnerung nicht nur die Literatur der Griechen und Römer, sondern auch jene des mittelalterlichen Europas und der verschiedensten asiatischen Völker in so weitem Umfang beherrscht. Während Tennyson in einem seiner letzten Werke, „Becket", den kirchenpolitischen Kampf des hl. Thomas in einer sehr phantasiereichen, für die Bühne wirkungsvollen Weise mit dem bekannten und vielbehandelten Rosamunde-Roman verkittet hat, beschränkt sich Aubrey de Vere auf jenen an sich hinreichenden und viel bedeutsameren Stoff und führt ihn mit einer dramatischen Kraft und Lebendigkeit durch, welche jeden ernsten katholischen Leser in hohem Grade befriedigen wird. Von protestantischer Seite hat sein „Alexander" größere Anerkennung gefunden und wurde geradezu als eine seiner besten Leistungen bezeichnet. Auch hier weicht er übrigens von der landläufigen Behandlungsweise des Stoffes ab, welche die Siegeslaufbahn des weltbewegenden Mazedoniers meist nur als Rahmen für seine Liebschaften und Ausschweifungen nahm. Wie durch Aubreys ganze Lyrik und Epik ein reiner, jungfräulicher Hauch weht, so hat er es auch hier verschmäht, sein Stück auf verfängliche Motive aufzubauen. Um so tiefer und mächtiger hat er jenen Ehrgeiz aufgefaßt und zur Darstellung gebracht, der die eigentliche Seele des Titelhelden ausmacht. Die Schuld, an welcher Alexander zu Grunde geht, ist die Maßlosigkeit seiner Leidenschaft, die, sich entzündend an berechtigten Erfolgen, keine Grenzen in Zeit und Raum mehr anerkennt und zügellos über die ihm von Gottes Ratschluß gesetzten Schranken hinausstürmt. Die psychologische Darstellung, fußend auf gründlicher, ernster Erfassung der Geschichte und getragen von einem feinen Verständnis griechischer Bildung, erhält eine höhere Würde und Weihe dadurch, daß der Dichter,

unbekümmert um die sich widersprechenden Einfälle ungläubiger Bibelkritik, die providentielle Stellung Alexanders so auffaßt, wie sie in der Pragmatik des Alten Testamentes teils gegeben, teils angedeutet ist. Daran knüpft sich dann die berechtigte, tief poetische Fiktion, daß der Weltstürmer im Tempel von Jerusalem selbst den prophetischen Mahnruf erhalten habe: Bis hierher und nicht weiter! Die Szene ist für die Tragödie von entscheidender Wichtigkeit, in klassischer Einfachheit und Größe behandelt (II. Akt, 7. Szene):

Inneres des Tempels von Jerusalem. Der jüdische Hohepriester. Alexander.

Der Hohepriester.

Das ist die Rolle, die ich dir erwähnt:
Die Vision, die unser Seher schaute,
Verbannt in Susa, am Choaspesstrand:
„Ich sah im Geist ein zweigehörntes Tier;
Westwärts stieß es und nordwärts und gen Süden,
Und niemand hielt ihm stand. Und danach stürmte
Von Westen her ein andres Ungeheuer
Über das Antlitz dieser Erde her,
Sie nicht berührend, auf gewalt'gen Schwingen,
Weit mächtiger an Raschheit und Gewalt.
Es traf das Tier im Flug und riß es nieder,
Und keiner rettet' es. Und eine Stimme
Drang von dem Mittelstromland her zu mir:
Das Tier, das du geschaut, das ist der König,
Des Meder- und des Perserreiches Herr,
Und der ihn schlagen wird, das ist der Grieche."

Alexander (nach einigem Nachsinnen).

Wollt ihr zu mir stehn? retten eure Stadt?

Der Hohepriester.

Wir dürfen, wollen nicht.

Alexander.

Und doch! Ihr müßt!
Mein ist das Reich.

Der Hohepriester.

Geschrieben ist geschrieben.

Alexander.

Welch Opfer war es, das ihr jüngst gefeiert?
Ich sah dergleichen nicht.

Der Hohepriester.

Der Schatten war's
Zukünft'gen Wesens. Frag mich weiter nicht.
Prophetisch sind wir. Unser ist die Hoffnung.

Volk Gottes sind wir und stehn drum allein.
Gewaltsam mögen uns die Herrscher beugen,
Durchschauen nicht.

Alexander.

Auch ich hab' ein Geheimnis.
Ich glaub' dir, Priester. Was ich erst beschlossen,
Bereu' ich jetzt und nehme es zurück.
Ich heische nicht Tribut, und keine Satzung
Verhäng' ich eurer Stadt. — —
Mich künden eure alten Seher an.
Sprich, reden sie auch von dem Perser Cyrus?

Der Hohepriester.

Mit seinem Namen, vor zweihundert Jahren.
Vernimm die Worte: „Cyrus ist mein Hirt.
Ich stütze seine Rechte, und ich löse
Vor ihm der Könige Herzen. Eisentore
Brech' ich, und ich zersprenge eh'rne Bande."

Alexander.

Weit klafften Babels Tore in der Nacht,
Als jäh der Euphrat sank.

Der Hohepriester (liest).

„Trocknet, ihr Ströme!
Das Tier der Wüste soll in Babel hausen,
Der Drache ruhn in seinen Prachtpalästen,
Der Vogel schrein ob dem versiegten Pfuhl."
Halt deine Hand, Jüngling, von Babel weg.
Es ist gerichtet. Sonst teilst du den Fluch!

Alexander.

Der Tag neigt sich. Führ weiter mich zum Tore.
Gerecht will ich die ganze Welt regieren,
Göttlich gerecht.

Der Hohepriester.

Nimm, Jüngling, dich in acht.
Der Seher Gottes hat dir wohl verheißen
Die Krone Persiens, doch nicht die der Welt.
Wer diese trägt, muß sein ein Fürst des Friedens.
Beherrschen diese Welt. Zwei Pfade gibt es. —

Alexander.

Ich will die zwei betrachten und erwägen
Und wählen dann — —

Der Hohepriester.

Verzeihe, König, mir.
Vor einem Weilchen trafst du schon die Wahl.

Ein Höh'rer kennt sie, und du wirst sie kennen.
Auf Gott vertraust du nicht, und jener Mann,
Auf den du baust, wird dich im Stiche lassen.

Alexander.

Was für ein Mann?

Der Hohepriester.

Du selbst.

Alexander.

Da hast du recht!
Ich bau' auf keinen andern. Du, den Wahrheit
So kühn macht, lebe wohl!

Das Gegenbild zu dieser ruhig-feierlichen Szene bietet die 8. Szene des V. Aktes, wo Alexander im Palaste zu Babylon, bereits sterbenskrank, noch in wildem Fieber von der Vollendung seines Weltreiches träumt und dessen Sturz doch schon hereinbrechen sieht. Ptolemäus wacht an seinem Lager.

Der Palast in Babylon. Alexanders Zimmer. Alexander. Ptolemäus.

Alexander.

Mitten im Lauf gehemmt — —

Ptolemäus.

Die Götter mögen — —

Alexander.

Ich bin mir selbst im Weg. Ich kann nicht weiter.
Der Marsch war auf den dritten Tag bestimmt;
Nun ist der fünfte.

Ptolemäus.

Ach, zu schnell verrinnen — —

Alexander.

So hat die Bosheit oder Lässigkeit
Der übermächt'gen Götter uns gehemmt.
Verkrüppelt bin ich, lahmgelegt, beschämt.
Doch kann der Geist noch handeln, wenn dem Körper
Bewegung ist versagt. Sechs Audienzen
Hab' ich gegeben heut. Der Thessaler-Oberst
Blieb aus mit seinen Schmieden. Nehordates
Hat Opis nicht versorgt.

Ptolemäus.

Herr! Deine Augen
Sind Blut, nur Blut. — Wo fühlest du den Schmerz?

Alexander.

Mit Schmerz hab' oft gekämpft ich und gesiegt.
Wär' nicht in Hirn und Herz und Hand dies Feuer.
Mir wäre wohl. Die Kraft ist nicht gebrochen. —
Ans Werk! Die Karten her! Schick Botschaft schleunigst
Heraklides, er soll am Kasp'schen Meer
Für Kundschaft ein Geschwader baun und sehn,
Ob nicht ein Wasserweg führt zum Euxinus.
Gäb's einen, wär' vom Hellespont zum Indus
Sechs Wochen Marsch gespart.

Ptolemäus.

Ich bitt' dich, König,
Nur eine Stunde gönn dir Ruh', nur eine! —

Alexander.

Ruf mir Nearch zurück. Er soll vertragen
Sich mit den Arabern, mit ihrer Hilfe
Und eignem Heer ganz Afrika durchziehn
Bis zu des Herakles Säulen, ostwärts dann
Im Bogen wenden sich zum Mittelmeer.
Nah bei Italien oder bei Karthago
Trifft er die Westarmee. Was starrst du so? — —

Ptolemäus.

Geschehn soll alles!

Alexander.

Diesen Abend noch
Schick nach Ägypten. An der Küste hin
Fehlt uns ein Weg. Gleich Feuer quält sein Land
Das Auge mir.

Ptolemäus.

Gedrosias Verwüstung
Ruft mir zurück das überhitzte Hirn.

Alexander.

Mein Hirn ist unversehrt. Ich wache darüber.
Schleicht über seinen Kreis ein Wölkchen nur
Abirrender Gedanken, wirst du bald
Es wissen: denn dann schweigt mein Mund auf immer.

Ptolemäus.

Dein Denken, Herr, ist klar noch, kräftig, hell.

Alexander.

Das Licht von einem Brande macht es hell,
Vom Scheiterhaufen strahlt's.

Ptolemäus.

Ihr ew'gen Götter!
Dem hohen Dulder gönnt des Schlafes Balsam!

Alexander.

Schlaf? Kannst du schützen mich vor bösen Träumen?
Ich sag' dir einen. Sieh! Ich starb, und ein Jahrhundert
Lag zwischen Assurs Königen ich begraben
Am See dort, in der altersgrauen Gruft.
Da tönte plötzlich ein Trompetenschall,
Der konnte eine ganze Welt erwecken.
Ich war nicht schuld. Ich konnte mich nicht regen,
Ich konnte nicht zur Schlacht. Doch sah ich alles.

Ptolemäus.

Was sahst du, Herr?

Alexander.

Zwölf Zelte aufgeschlagen
Mit meinem Banner. Auf zwölf Hügeln standen sie.
Auf Schilden trugen sie, wenn nicht Einbildung
Mich täuschte, alle hochberühmte Namen:
Cithäron, Hämon, Taurus, Libanus,
Paropamisus, und der große Kaukasus,
Und andere fünf, und Athos in der Mitte.
Dann stürmten von den Zelten der zwölf Hügel
Zwölf Alexander, so wie ich gewappnet,
Gekrönt, mit einem Heere in die Ebene,
Die unter ihren Schritten scheu erbebte,
Und über zwölf der Ströme zogen sie:
Euphrat und Issus, Tigris, Indus, Oxus
Und andre, hochberühmt. Und dann sich treffend,
Die zwölf — sie wuchsen riesengroß zum Himmel
Und kämpften, Brust an Brust — und sanken nieder.
Nur vier zuletzt noch standen blutend da,
Auf's Schwert gestützt — und starrten auf einander.
Wie so sie standen, schwebt von Westen her,
Der über Roms Banditenbrut sich wölbt,
Langsam anwachsend eine schwarze Wolke,
Und überwältigt ganz das Morgenland,
Und Feuerregen prasselt aus ihr nieder. —
Die Erde barst — es schwanden die zwölf Ströme,
Und die zwölf Berge bröckelten zusammen,
Von den zwölf Heeren war nichts übrig mehr.
Die Sonn' erlosch, es starb des Mondes Schein,
Und von den taumelnden Gestirnen nieder
Floß Blut — in Riesentropfen groß wie Sterne,
Bis daß die Erde ganz ein Blutmeer war,
Und aus dem Blut rief eine Frauenstimme:
Das Königshaus ist tot!

Die erschütternde Szene spinnt sich noch weiter. Der Eroberer hat nirgends wahre Liebe und wahres Vertrauen gefunden, wie auch er es keinem schenkte. Mit seiner physischen Kraft bricht für ihn alles zusammen. In die Klagen des Sterbenden tönt erschütternd der Psalmengesang gefangener Hebräer.

Sieh! Süßen Schlummer gibt der Herr und Freude,
Ein Land der Rast hält er für uns bereit.
Er führet Israel auf grüne Weide,
Zum heil'gen Berge seiner Seligkeit.

O selig, deren Hände rein von Schuld,
Die frei sein Joch von Jugend auf getragen!
Es prangt Jerusalem in neuer Huld,
In Lieb' und Eintracht alle Herzen schlagen.

Alexander versteht das Lied nicht. Es tönt ihm wie Mißklang. Noch einmal rafft er sich auf, gibt Befehle dahin und dorthin — und sinkt dann mitten im Fiebertraum seiner Eroberungen zusammen. Das Ganze ist von ergreifender, echt tragischer Gewalt und könnte, gut inszeniert, auch auf der Bühne seine Wirkung nicht verfehlen. Welch ein Gegensatz liegt in dieser einfachen Größe und Hoheit zu der effekthaschenden modernen Tendenzmalerei, wie sie in Ibsens „Gespenstern" z. B. so unverdienten und wohlfeilen Beifall gefunden!

Ich kann nicht umhin, hier das Urteil eines protestantischen Kritikers anzuführen, dem dieser Gegensatz nicht entgangen ist und der auch die beiden Dramen Aubrey de Veres in geistreicher Weise verglichen hat[1]:

„Bewußt und absichtlich bietet uns Mr de Vere eine epische und dramatische Poesie, die keine modernen Lieblingsideen widerhallt. Er schmeichelt unserer Eitelkeit nicht mit der Andeutung, daß seine Helden schließlich nur Travestien von uns selbst sind. Er opfert das Lob der Leihbibliotheken, indem er an seinem St Patrick und an seinem St Thomas keine Makel duldet und nicht einmal Alexander verstattet, den kaiserlichen Mantel seines Stolzes zu beschmutzen. Er verstattet dem komischen Element keinen oder nur sehr geringen Zutritt, um die Wucht seiner tragischen und pathetischen Szenen zu mäßigen — er will jene Wucht fühlen lassen; er vertraut darauf, daß die Bedeutsamkeit seiner Helden, daß der tiefere Sinn und die furchtbare Verantwortlichkeit des Menschenlebens, von der sie Zeugnis geben, und die Offenbarung, an die er glaubt, ihnen Gehör verschaffen werden, wenigstens bei den Zehntausend, die ihre Knie noch nicht vor Baal gebeugt. Er verachtet es völlig, ‚subtil' zu sein nach der eklektischen Art der modernen Schreiber. Sein Gegensatz zu den kleinlichen Anatomen moralischen und geistigen Siechtums liegt am Tage. Er schreibt, als ob Milton und Corneille noch anerkannte Dichter wären, und von der ‚Mystik des Sensualismus' wendet er sich ab wie von einem offenen Grabe. Er stemmt sich mutig dem landläufigen Tendenzstrom entgegen, mit standhaftem Glauben an die älteren Überlieferungen über die Stellung des Menschen im Weltall, und er duldet

[1] The Spectator, 25. Oct. 1884.

nicht, sich durch (angebliche) physische Entdeckungen von dem losreißen zu lassen, was er für die wahre und bleibende Grundlage seiner Kunst hält. Der Kritiker, der ihn verstehen will, muß sich selbst von der herrschenden Strömung losmachen, und das ist nicht leicht. Dennoch, wenn wir auf Stellen der edelsten, männlichen Begeisterung, auf die gedankenreichsten Verse stoßen, wenn wir versuchen, die Ideen zu ergreifen, die der Dichter in das schimmernde Gewebe von Alexanders Stolz, oder in das noch glänzendere Wachstum von St Thomas' Demut verwoben hat: finden wir in diesem wenig gelesenen Dichter Eigenschaften, welche uns zu seiner Bewunderung nicht so sehr einladen als zwingen. Der Tadel seiner Impopularität trifft nicht ihn, sondern ein Publikum, das schwer an Blasiertheit, Zweifelsucht und Enttäuschung krankt. Leute, die Gespenster für Götter und Götter für Gespenster nehmen, müssen notwendig Mr de Vere den Rücken drehen, der seine Religion so mannhaft geradeaus bekennt, in der Geschichte der Offenbarung wiederfindet und über der Tragödie der Menschheit das triumphierende Kreuz erhebt.

„Die Ideen Aubrey de Veres sind biblischer als diejenigen Miltons, weil sie katholischer sind und nicht weniger das Neue als das Alte Testament widerspiegeln. Alexanders Fall ist der Fall Luzifers: er widersetzt sich allen Schranken des Raumes und der Zeit und setzt seine eigene Hoffnung der messianischen entgegen, die ihm in jener schönen Szene in Jerusalem mitgeteilt wird, welche die eigentliche Motivierung des Dramas enthält. St Thomas bildet die Antithese zu dem ‚Griechenkönig' der Propheten. Er ist der Märtyrer der kirchlichen Rechte. Er ist das siegreiche Opfer der Opferidee, einer Idee, welche tief in jeder Dramatik wurzelt, die an unser besseres und edelstes Streben appelliert. Mr de Vere mag manchen ungelegen sein; aber wenn die Poesie des Mittelalters irgendwelche Beweiskraft hat, wenn die Faust- und Don Juan-Sagen eine unsterbliche Lebenskraft besitzen, wenn Calderon noch heute Bewunderung verdient, so hat er vollkommen recht, zu glauben, daß die Beziehungen der Menschen zum Unsichtbaren einen tauglichen Gegenstand der Dramatik bilden, obwohl das weder die Auffassung der Griechen noch die der Elisabethischen Periode ist, sondern jene der christlichen Mystik. Durch die Katastrophe des Martyrtums werden in der Tat Mitleid und Furcht in ihrem innersten Kerne modifiziert, aber Mr de Vere ist dieser Schwierigkeit gewachsen. Sein ‚St Thomas' ist zwar eher eine geschichtliche ‚Rettung', voll edler und beredter Stellen, als die Tragödie einer Seele, die im Kampf mit der göttlichen Führung liegt; eine solche aber ist sein ‚Alexander' — nach unserer Ansicht das schönste neuere Drama in Aufbau, Kraft der Diktion und dichterischer Einheit."

VII. Lange Jahre hindurch hat Aubrey de Vere mehrere der hervorragendsten Zeitschriften Englands mit wertvollen Beiträgen bereichert, ohne daß davon Kunde in weitere Kreise gedrungen wäre. Erst eine im Jahre 1887 veranstaltete Sammlung seiner Essays in zwei Bänden hat den Schleier gelüftet und zeigt uns in dem gedankenreichen, formgewandten Dichter zugleich einen ebenso belesenen, feinsinnigen Kritiker und Literaturkenner, der die Schätze der älteren englischen Literatur wie die zeitgenössischen Leistungen seiner Landsleute in langjährigem, liebevollem Studium durchgearbeitet hat.

Zwei dieser Aufsätze sind Spenser gewidmet, einem Dichter, der zwar heute fast nur von Literaturbeflissenen studiert wird, der aber als Führer

der Renaissanceperiode an der Spitze der neueren englischen Literatur steht und einen tiefgreifenden Einfluß auf ihre Entwicklung gehabt hat. In dem einen Aufsatz zeichnet de Vere seine charakteristischen Eigentümlichkeiten, in dem andern bespricht er seinen philosophischen Gehalt. Mit großer Liebe vertieft er sich in den ebensosehr noch vom Mittelalter als von der Renaissance beeinflußten Dichter und schält aus dessen buntem allegorischen Spiel den wirklich schönen, poetischen Kern heraus, ist indes keineswegs blind für seine Schwächen und Mängel, sondern hebt auch an Spensers Hauptwerk, der Faery Queen (Feenkönigin), die Schattenseiten in zutreffender Analyse hervor.

„Das ernsteste Gebrechen der Faery Queen", sagt er, „liegt unzweifelhaft im Aufbau. Bei Chaucer, den Spenser so treuherzig als seinen Meister verehrte und anerkannte, bilden die Erzählungen für sich ein abgeschlossenes Ganze; man kann dem Faden deshalb leicht folgen; das Interesse bleibt ungeschwächt, und mit der Katastrophe ist der Schluß da. Aber in der Faery Queen sind die Geschichten ineinander verwoben; dieselben Ritter und Damen treten in mehreren derselben der Reihe nach wieder auf; die Erzählung wird abgebrochen, wo das Interesse am lebhaftesten gefesselt ist; hernach wird der Leser wieder eingeladen, den Schicksalen von Personen zu folgen, die er bereits vergessen. Das heißt uns doppelt täuschen. Ein kurzes Gedicht mag die Vollendung einer Blume haben, ein Epos die stattliche Masse eines Baumes, welcher die Mannigfaltigkeit der Zweige mit der Einheit des Stammes verbindet; aber ein Roman von so verworrener Art ist weder Blume noch Baum er ist ein Labyrinth von niedrigem Buschwerk, durch das man sich nur schwierig durchringt. Standhaftigkeit mag alle Schwierigkeiten überwinden, aber ist das auch gelungen, so erdrücken die Einzelheiten das Ganze, und dieses verliert jenen Eindruck der Vollendung, den nur il più nell' uno macht. Nehmen wir die Erzählung von den Schwestern Belphöbe und Amoret. Es ist eine der lieblichsten, tiefsinnigsten und originellsten Sagen; doch den meisten Lesern entschwindet ihre Schönheit, ja sogar ihre Bedeutung in den Unterbrechungen, die sie verwirren. Tasso fiel nicht diesem Fehler anheim; ebensowenig Walter Scott, obgleich er Romanzen, nicht eigentliche Epopöen schrieb. Ariosto war es, der seinen Scharfsinn dadurch zu zeigen suchte, daß er abwechselnd sein Gewebe verwirrte und dann seinen Faden wieder aufnahm; und seine Leser, welche Unterhaltung und Aufregung, nicht Rührung und Erhebung suchten, vermißten nichts. Aber Spensers Dichtung war mit kostbarerem Gehalte befrachtet; und der Verlust, den er durch jene Verwirrung erlitt, war darum ein ernster. Hier war abermal ein ihm nahestehendes Vorbild sein böser Genius. Er war immer am größten, wenn er sich am wenigsten anlehnte; aber er hatte jene Bescheidenheit, welche edeln, feingebildeten Naturen eigen ist; weit entfernt, seine eigene Größe zur vollen Geltung bringen zu wollen, war er sich ihrer nicht einmal bewußt. Das Proömium seines großen Werkes beleuchtet diesen Mangel. Instinktartig hatte er sich den edelsten Stoff auserlesen; aber er war sich seiner Größe nicht bewußt, sonst hätte er seine Anrufung der Muse nicht mit einer zweiten an Venus, Mars, Cupido und Königin Elisabeth verbunden."

Die hohe geistige Bedeutsamkeit Spensers hat schon Shakespeare anerkannt.

Spenser to me, whose deep conceit is such
As, passing all conceit, needs no defence,

De Vere knüpft hieran die für die Geschichte der Renaissancepoesie sehr zutreffende Bemerkung:

„In einem Buche der Faery Queen ist mehr Philosophie als in allen Cantos seiner italienischen Vorbilder. In Italien waren die Denker im allgemeinen entweder schlaue Politiker oder von der Welt zurückgezogene Theologen; und die späteren Dichter, Tasso natürlich ausgenommen, suchten mehr einen glänzenden Hof mit Liedern und leichten Erzählungen zu unterhalten, als den Spuren Dantes hinauf in die Höhen ernsten Denkens zu folgen. England dagegen vereinte praktischen und beschaulichen Sinn mit den phantasiereichen Neigungen der südlichen Völker, stärkte dadurch jenen Geist wie diese Neigungen und gelangte so zu einer Stellung, die sich weder über die Region gedankenvoller Poesie verlor noch unter dieselbe herabsank."

In eingehender, fesselndster Darstellung weist de Vere nach, daß Spensers Weltanschauung noch auf der Grundlage der christlich-mittelalterlichen ruht und weit von jener des Lukrez entfernt ist.

„Es war ein Glück für England", sagt er, „daß eine im wesentlichen der Philosophie des Lukrez diametral entgegengesetzte Weltanschauung die Poesie jenes großen Mannes inspirierte, welcher die Elisabethische Literaturperiode eröffnete und in dessen Grab die jüngeren Dichter jener Zeit ihre Federn warfen, um ihn als ihren Lehrmeister anzuerkennen, wie er selbst Chaucer als den seinen anerkannt hatte. Sein Genius hätte sonst auf die englische Literatur jenen zwar anregenden, aber zugleich sensualistischen und verkümmernden Einfluß ausgeübt, den Boccaccio sicherlich auf Italien ausgeübt hat und den nichts mehr hätte gutmachen können. Spensers Philosophie war zugleich ideal und traditionell. Sie verlor sich nicht ins Einzelne, aber große Ideen brüteten darüber. Er prahlte nicht damit, der große Erklärer eines selbstgewählten Meisters zu sein. Sein demütiger Stolz war es, daß sein in langer Arbeit herangereiftes Werk die besten Sittenlehren der hauptsächlichsten Meister des Altertums und der christlichen Jahrhunderte in sich schloß. Es war keine polemische Waffe. Es war nicht von Haß beseelt. Es umfaßte eine anspruchslose, doch zusammenhängende Logik; aber in seiner genialen Kraft reichte es weit über diese engen Schranken hinaus, erstreckte sich in weitestem Umfang über alle menschlichen Sympathien und schwebte zu den höchsten Zielen der Menschheit empor."

Unter den neueren Dichtern hat Aubrey de Vere seine Aufmerksamkeit vorzüglich Wordsworth zugewandt. Ein langer Aufsatz handelt von dessen poetischer Begabung und Leidenschaft, ein zweiter über dessen Weisheit und Wahrheit; in einem dritten endlich hat der Freund und Schüler seine persönlichen Erinnerungen an den Meister gesammelt. Die drei Aufsätze, aus der innigsten Vertrautheit mit den Werken Wordsworths hervorgegangen, gehören zu dem Besten, was über diesen Dichter geschrieben worden ist, und gewähren mehr Einblick in dessen Wesen und Dichten als die meist abfälligen Urteile, welche durch vielverbreitete literaturgeschichtliche Werke in ziemlich weite Kreise gedrungen sind. Es ist wahr, der Freund schreibt hier über den Freund; aber er spricht kein Urteil aus, das er nicht mit Stellen aus Wordsworth belegte und das dem Leser nicht volle Freiheit und die Möglichkeit gewährte, sich selbst ein eigenes zu bilden.

Als besonders interessant dürfte ein Aufsatz hervorgehoben werden, der den Titel führt: „Die zwei Hauptschulen englischer Poesie. Poetische Gewandtheit. Shelley und Keats". Aubrey de Vere hält hier eine überaus geistreiche Rundschau über die gesamte Entwicklung der neueren englischen Dichtung, um dann den Gegensatz zu beleuchten, der zwischen Wordsworth und Coleridge einerseits und Keats und Shelley anderseits besteht. In diese Untersuchung mischen sich die bedeutsamsten ästhetischen Prinzipienfragen, besonders die über die Berechtigung jenes hellenischen Schönheitskultus, dem Keats und Shelley, allerdings in durchaus verschiedener Art und Weise, huldigten. Man ist allzu leicht geneigt, den Gegensatz jener beiden Schulen — oder vielleicht besser gesagt, Richtungen — nur von der religiösen Seite aufzufassen, und in Deutschland dankt Shelley sein Ansehen in nicht geringem Grade dem Umstande, daß er als prometheischer Freibeuter und Stürmer gegen die positiv-christliche Weltanschauung aufgefaßt wird; doch so wichtig und entscheidend hier auch der religiöse Gesichtspunkt sein mag, der ausschließlich maßgebende kann er nicht sein. Das herbe Urteil, das man über Shelley zu fällen sich versucht fühlte, mäßigt und mildert sich in manchen Punkten, wenn man ihn im Zusammenhang mit der gesamten Literaturentwicklung betrachtet, während anderseits freilich eine gründliche Analyse des modernen Hellenismus, wie de Vere sie hier vornimmt, denselben schon vom rein ästhetischen und literaturgeschichtlichen Standpunkt aus in sehr bedenklichem Licht erscheinen läßt.

Den ursprünglichsten Keim jenes Gegensatzes glaubt de Vere — und wohl mit Recht — in einem viel allgemeineren, nämlich demjenigen zwischen nationaler Volkspoesie und künstlicher Schulpoesie zu finden, der in der Literatur aller Völker zu Tage tritt und der in der geistigen Entwicklung der Völker selbst begründet ist. Auch in England konnte dieser Gegensatz nicht ausbleiben.

„In Shakespeare und Milton fanden die zwei großen Richtungen ihre Hauptrepräsentanten. Der erste ist der größte der Volksdichter, obwohl er gelegentlich den nationalen Dichtungskreis mit dem allgemein idealen vertauschte; und Milton ist kein Volksdichter, obwohl seine Poesie ebensosehr aus religiöser Begeisterung als aus seiner Phantasie schöpfte und dem stürmischen Puritanismus seiner Zeit und seines Landes einen Realismus abgewann, den man in der idealen Schule selten trifft. Der Unterschied im Charakter der beiden Dichter spiegelt sich in der Aufnahme, die ihre Werke fanden. Shakespeares Sympathien waren entschieden populär, und deshalb ist er allzeit ein Liebling des Volkes geblieben. Er geht über das Verständnis des Volkes hinaus, aber nicht über dessen Neigung. Seine Dramen bieten mehrere Flächen des Interesses, die übereinander liegen wie die konzentrischen Schichten der Rinde, welche das jährliche Wachstum der Bäume hervorbringt; und während das schärfste philosophische Auge kaum zum innersten Kern vordringt, freut sich das oberflächlichste an dem, was die schöne Außenhülle bietet. Wo noch irgend einige Liebe zum Drama herrscht, da genießt selbst das alltäglichste Publikum Shakespeares Stücke. Wenn

aber einer demselben Publikum eine Seite aus dem ‚Verlorenen Paradiese' vorlesen wollte, würde er keineswegs wie die Rhapsoden und Balladensänger der Vorzeit, ja nicht einmal wie ein Methodistenprediger empfangen werden, er würde rasch die Menge auseinander scheuchen. Das Publikum, das Milton verlangte, war ein ‚gewähltes'. Shakespeare verlangte gar keines; aber wenn die Leute kamen, mochte er denken: ‚Je mehr, desto besser!' Der letztere schrieb für die Bühne, aber er nahm sich selten die Zeit, seine Stücke zu publizieren; der erstere verschrieb sich feierlich einen auserwählten Chor, bestehend aus würdevollen Theologen, hochweisen Patrioten und tugendhaften Bürgern, und wenn dieses gewählte Publikum ihn auspfiff, wie es gelegentlich geschah, dann schimpfte er sie auf Hebräisch und Griechisch ins Gesicht ‚Esel, Affen und Hunde', deren Anteil auf ewig mit jenen Ketzern sein sollte, die über Latonas Zwillingsgeburt gespottet hatten."

Wie die beiden Richtungen schon vor Shakespeare und Milton bestanden, so führten sie auch in der Folgezeit einen für die gesamte Literatur sehr heilsamen Wettstreit herbei, bis beide in der Zeit Ludwigs XIV. dem ganz Europa überflutenden französischen Klassizismus erlagen. Schon in der Zeit der großen Revolution tauchte indes der Gegensatz wieder auf und fand in Wordsworth, Coleridge, Southey einerseits, in Shelley, Keats, Landor anderseits seine hervorragendsten Repräsentanten.

Über Savage Landor enthält die Sammlung noch einen besondern Aufsatz, der ihn sehr eingehend charakterisiert. Die poetische Tätigkeit Sir Henry Taylors ist in fünf Essays ausführlicher geschildert.

Zu den zwölf Literaturaufsätzen gesellen sich drei, die von religiös-ethischen Gegenständen handeln und uns in jene Sphäre zurückführen, in welcher der tiefernste Geist des Dichters allein sein volles Genügen fand.

Der erste ist apologetisch und trägt den Titel „Die subjektiven Schwierigkeiten in Bezug auf Religion: Kommt der Unglaube von etwas in der Religion oder von etwas in den Ungläubigen?" Durchaus fern von jenem polternden Ton, der so leicht in religiöse Polemik sich einschleicht, oder von jener „göttlichen Grobheit", welche manche für die Signatur des Volkstümlichen halten, in leicht verständlicher Weise, aber zugleich in vollendet feiner und eleganter Form widerlegt Aubrey de Vere hier die landläufigsten Einwürfe gegen Religion und Glauben, besonders jene, mit welchen die oberflächlich gebildete sog. höhere Gesellschaft nur allzuoft ihren Unglauben zu bemänteln und zu entschuldigen sucht. Meisterhaft zeichnet er vorab die innere Haltlosigkeit des modernen Materialismus, Agnostizismus und Positivismus.

„Die Erkenntnis, daß Gott existiert," sagt er gegen den Schluß der trefflichen Abhandlung, „kräftigt das Gewissen und erleuchtet es, heiligt die Vernunft und demütigt sie, befreit den Willen, indem sie an Stelle der Sklaverei aus kleinlichen Motiven die freudige Unterwerfung unter ein heiliges Gesetz setzt. Sie ist die Mutter fortschreitender Weisheit und geistlicher Bildung. Sie gibt dem Menschen die Kraft, gerecht zu handeln und geduldig zu leiden. Sie verwandelt die Anarchie der wirren

Leidenschaften in ein königliches Gemeinwesen wohl abgestufter Gewalten. Durch Jahrhunderte hat sie die Tränen der Witwe getrocknet und ward sie dem Fuß der Waise zum führenden Stab. Doch das sind nur geringere Gaben; denn ihr höherer Ruhm ist es, daß sie eine innere Welt der Heiligkeit und des Friedens schafft, ein ‚verborgenes Leben' des Geschöpfes mit dem Schöpfer, ein Unterpfand des glorreichen Lebens in ihm. Die Laune einer undankbaren, ruhelosen Zeit mag sich einbilden, solche Gnadengaben auszurotten; aber eine wahre Philosophie wird eine so selbstmörderische, entehrende Rebellion verwerfen. Was immer der Theoretiker bejahen oder verneinen mag: das Christentum behauptet, vor allem ein Leben zu sein, ein individuelles Leben, ein soziales Leben, und trotz der Ärgernisse jener, welche den Namen der Religion nur zum Scheine tragen, hat die Erfahrung ihren Anspruch bestätigt. Wir leben in einer Zeit der Experimentalforschung: ein selbstgenügsamer Skeptiker würde wohl daran tun, Experimentalforscher zu werden und die Religion praktisch dadurch zu versuchen, daß er nach ihr lebte. In den Kreis seiner Forschungen sollte er aufs sorgfältigste diejenige ziehen, ob er selbst bisher ein ehrlicher und ehrfurchtsvoller Forscher gewesen ist. Man hat uns gesagt, und mit Recht, daß ‚ehrlicher Zweifel' viel Glauben in sich schließt. Aber ehrlich ist der Zweifel nicht, wenn er stolz ist, wenn er frech ist, wenn er so zuversichtlich ist, als ob entschlossenes Verneinen schon eine gründliche Überzeugung wäre, oder so gleichgültig, als ob die göttliche Wahrheit ein geringerer Gewinn wäre als ‚der Kampf, in dem die Kraft sich schult'."

Wie dieser Aufsatz Zeugnis ablegt von der tiefen religiösen Bildung und der klaren und festen Überzeugung des Verfassers, so bezeugt der zweite, „Ein Heiliger" (A Saint), sein inniges Verständnis jenes verborgenen geistlichen Lebens, das er als die eigentliche Hochblüte der Religion bezeichnet. Wohl nie hat ein Weltmann für Weltleute das Leben des hl. Aloysius von Gonzaga so anmutig skizziert, so verständnisvoll erklärt, mit so viel Liebe und Andacht gegen Vorurteil und Mißverständnis verteidigt, als es hier geschehen. Nicht weniger fesselnd ist der dritte dieser Aufsätze: „Menschliche Gefühle in frühchristlicher Zeit. Brief des Eremiten Ambrosius an Marcella. A. D. 410."

In seiner Prosa wie in seiner Poesie zeigt der Dichter dasselbe tiefe Gemüt, dieselbe an klassischen Vorbildern herangereifte Ruhe, Klarheit und Einfachheit des Stils, denselben Reichtum der Sprache, denselben feinen künstlerischen Takt. Die religiösen Wirren und Kämpfe der Gegenwart sind ihm nicht unbekannt. In mächtigen Wellenschlägen sind sie in Literatur und Leben auch zu ihm gedrungen. Doch der Gottesfriede, den er in der Kirche gefunden, hat für ihn ihre stürmische Wucht gebrochen. Als friedlicher Kämpfer mit den Waffen der Wahrheit, der Schönheit und der Liebe tritt er ihnen entgegen, fest überzeugt, daß die Macht der wahren Ideale sie ebenso überleben und überwinden wird wie der Glaube die bunten Irrtümer unserer Zeit.

Mit Tennysons Poesie weist diejenige Aubrey de Veres manche Berührungspunkte auf. Beide haben den großen Märtyrerbischof von Canterbury dramatisch verherrlicht; beide haben in weiterem Umfang aus dem Sagenschatze des Mittelalters geschöpft und den religiös-ritterlichen Geist,

der darin waltet, poetisch neu belebt; beide haben dem modernen Leben manches liebliche Genrebild abgelauscht; beide haben in tiefsinniger Gedankendichtung die höchsten Fragen der Menschheit berührt; beide stehen dem materialistischen Zeitgeiste als edle, christliche Idealisten gegenüber; beide zeichnen sich durch das feinste Formgefühl, klassisches Maßhalten und zarte Anmut aus. Während der Engländer aber voller in die Gestaltenfülle des bunten Weltlebens hineingriff, auch in älteren Stoffen vielfach die Neuzeit spiegelte und so die Gegenwart mächtiger in sein Interesse zog, hat der Irländer sich mehr in die eigentlich religiösen, christlichen Ideen vertieft, sie konsequenter erfaßt, voller und harmonischer zur Darstellung gebracht, sie als verklärendes Element auch in die weltliche Dichtung hineingezogen, aber eben dadurch sich von dem bunten Strom der Menge abgesondert, welche in der Poesie mehr leichte Unterhaltung als eine ernste Erinnerung an die wichtigsten und entscheidendsten Fragen des Lebens sucht. Schon als Konvertit konnte Aubrey de Vere kaum jene Popularität erwarten, welche dem anglikanischen Dichter von selbst zu teil wurde. Nicht bloß katholische Priester begrüßten indes seine Marienlieder und seine Heiligenlegenden mit herzlichem Willkomm; nicht bloß die Katholiken Irlands freuten sich, durch ihren Landsmann die Erinnerung an die alten Ossianischen Helden, an St Patrick und an die schönsten Sagen der Vorzeit neu belebt zu sehen: auch aus der Mitte der vorwiegend noch protestantischen, englischen Gesellschaft heraus, noch vor Tennysons und Brownings Tod, ward ihm das ehrenvolle Zeugnis zu teil:

„Kein Dichter unserer Zeit hat mehr geleistet, um seine Leser aus kleinlichen und vorübergehenden Interessen emporzuraffen; kein Dichter hat mit edlerer Standhaftigkeit gekämpft und gerungen, um den Blick seiner Leser zu den eigentlichen Quellen der Poesie emporzurichten. Mag auch die Luft dieser Höhen für die modernen Lotusesser etwas kalt und dünn sein, wir hegen das Vertrauen, daß es noch Leute gibt, die ihre gesunde Reinheit ertragen können. Sie werden sich belohnt finden durch weitere Rundsicht und durch den Anblick edlerer Gestalten, als sie irgend ein anderer Dichter unserer Tage dargeboten hat, mögen auch ein oder zwei andere Dichter über weniger würdige Gegenstände schöner gesungen haben."

Geschichte der nordamerikanischen Literatur[1].

In mehreren seiner zahlreichen Werke hat sich der schreiblustige Karl Knortz, ein Repräsentant des aufgeklärten liberalen Deutschtums in Neuyork, schon mit der nordamerikanischen Literatur beschäftigt. Er hat die Märchen und Sagen der Indianer bearbeitet, über ihre Mythologie und Kultur geschrieben; er hat Longfellows „Hiawatha", „Evangeline", „Miles Standish",

[1] Im handschriftlichen Nachlaß.

Whittiers „Eingeschneit", Whitmans „Grashalme" und kleinere Gedichte verschiedener Verfasser ins Deutsche übersetzt und literarisch-biographische Studien über Longfellow, Margareth Fuller und Walt Whitman verfaßt. In den zu Berlin 1891 ans Licht gegebenen zwei Bänden seiner „Geschichte der nordamerikanischen Literatur" holt er einmal weiter aus und führt uns auf mehr als 900 Seiten in langer Reihe die großen wie kleinen Dichter und Schriftsteller vor, welche seit den Tagen der ersten Besiedelung am Aufbau einer angloamerikanischen Literatur gearbeitet haben, und zwar in folgender Gruppierung.

I. Band. 1. Die Literatur der Kolonialperiode. — 2. Die Literatur der Revolutionsperiode. — 3. Die Literatur von 1800 bis 1830. — 4. Die Literaturperiode von 1830 bis 1850. — 5. James Fenimore Cooper. — 6. Irving. Paulding. — 7. William Cullen Bryant. — 8. Prescott und Ticknor. — 9. Philosophen und Unitarier. — 10. Emerson und Thoreau. — 11. Hawthorne. Holmes. — 12. Poe. Hayne. Lanier. Ryan. Timrod. — 13. Longfellow. Stedman. Willson. Piatt. — 14. Bayard Taylor. — 15. James Freeman Clarke.

II. Band. 1. Walt Whitman. — 2. J. Miller. Bret Harte. Cable. O'Reilly — 3. Fields. Whittier. Cary. Very. — 4. Burrit. Calvert. Higginson. — 5. James Russel Lowell. — 6. Journalistik und Nationalökonomie. — 7. Max Adeler. Leband. Pennsylvanisch-Deutsch. Kreolen. Skandinavisches. Negerlieder. Kinderlieder. Studentenlieder. — 8. Gallagher. Lowell. Tilton. Carleton. Burroughs. Warner. — 9. Historiker. — 10. Nachdruck. Angelsächsisch. Schiller. Lessing. Dante. — 10. Dichter und Dichterinnen der Gegenwart: I. (310—338). II. (339—373). III. (374—426). — 11. Perry. Matthews. Underwood. Tyler. Kennedy. Harrison. Haldeman. Benjamin. Griffis. Bausmann. Harman. Hortt. Alger. — 12. Humoristen, Novellisten und Essayisten der Gegenwart.

In diesen 27 Abschnitten gibt das Werk[1] Aufschluß über nahezu ein halbes Tausend (wenn wir richtig gezählt, 489) Dichter und Schriftsteller, welche seit der Kolonialzeit, hauptsächlich aber vom Beginn des laufenden Jahrhunderts bis auf unserer Tage sich an der Entwicklung der angloamerikanischen Literatur (innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten) beteiligt haben. Über die meisten ist dieser Aufschluß allerdings ein sehr summarischer und erstreckt sich nicht über die unerläßlichsten Lebensdaten und einige kurze literarische Notizen hinaus. Die bedeutenderen aber erhalten eine eingehendere Charakteristik. Einigen wenigen endlich, nämlich Fenimore Cooper, Cullen Bryant, Bayard Taylor, Walt Whitman, Freeman Clarke und James Russel Lowell, ist je ein eigenes Kapitel gewidmet. Die Angaben sind zwar nicht mit der Bestimmtheit, Vollständigkeit und Übersichtlichkeit eines Gödeke, aber doch mit viel Fleiß und Sorgfalt aus den betreffenden Schriftstellern selbst, Monographien,

[1] Von hier an Besprechung des Knortzschen Werkes in der Literar. Rundschau 1892, Nr 8, S. 244—246.

Zeitschriften, Nekrologen, Kritiken und anderem Material zusammengestellt, bei den begünstigten Schriftstellern von beträchtlicher Reichhaltigkeit und sachlich durchweg richtig und verläßlich. Auch in seinen Urteilen ist Knortz vielfach recht treffend, wo nicht sein subjektiver Standpunkt einer objektiven Auffassung entgegentritt. Da nur ein sehr geringer Teil all jener Schriftsteller Zutritt in deutsche Nachschlagwerke gefunden hat, die Literatur der Vereinigten Staaten bis dahin in deutschgeschriebenen Literaturwerken nur als Anhang zur englischen, und dann noch sehr kümmerlich, behandelt wurde, so ist diese Zusammenstellung schon als Nachschlagewerk von nicht geringem Werte, und wir sind dem Verfasser dafür zu Dank verpflichtet. Sie gewährt aber auch zugleich einen sehr interessanten und belehrenden Einblick in den heutigen Stand der amerikanischen Literatur, und wenn auch mehrere Kapitel etwas nach Art eines Schiffskataloges ausgefallen sind, Ausführung und Darstellung überhaupt mehr einer Sammlung lose aneinander gereihter Essays als einer durchgearbeiteten wissenschaftlichen Literaturgeschichte entspricht, so ist in den ersten Kapiteln doch ein Anlauf zu einer solchen gemacht, und manche weitere Abschnitte, wie jene über die ganz besonders hervorgehobenen erwähnten Schriftsteller, über Philosophen und Unitarier, Journalistik und Nationalökonomie, sind recht fesselnd gehalten, wenn auch nicht ganz frei von den bekannten Unarten des amerikanischen Zeitungsstils.

Charakteristisch für den Standpunkt des Verfassers ist es, daß er gegen das ziemlich übereinstimmende Urteil der ganzen zivilisierten Welt nicht mehr Longfellow als den bedeutendsten Dichter der Vereinigten Staaten anerkennt, sondern Walt Whitman, und zwar als „einen Dichter ersten Ranges" (II 4), ganz unbedenklich an dessen Stelle setzt. Walt Whitman aber bedeutet soviel als — Trennung der amerikanischen Literatur von allen Einflüssen bisheriger Überlieferung, geschichtlichen Zusammenhangs, europäischer Poesie und christlicher Bildung — vollständige Revolution des ganzen Geisteslebens — demokratische Barbarei. Das gesteht Knortz selber ganz offen ein, nur die aus dieser Richtung folgende Barbarei sucht er etwas sub rosa zu halten.

Zu gutem Glück ist schon Walt Whitman nicht ganz konsequent, indem er wenigstens die verrottete englische Sprache, diese Sprache der Aristokraten und Könige, beibehalten und versucht hat, rasende Prosa in langen Zeilen darin zu schreiben, von denen Knortz sagt: „Ja allmählich scheint es einem, als walte auch eine gewisse Metrik in diesen Streckversen; doch wird man vergeblich nach einer Klassifikation derselben suchen." Knortz ist aber noch viel inkonsequenter. Anstatt jene ganze Literatur der Vergangenheit, „die nur Giftstoffe für das Lebensblut der Demokratie entfaltet", ewiger Vergessenheit zu überantworten, erzählt er mit ziemlicher Ausführlichkeit, was die begabtesten amerikanischen Dichter getan und gedichtet haben, um christlich-

europäische Bildung aus der Alten Welt in die Neue zu verpflanzen und unter Einwirkung derselben eine nach Stoff, Gehalt und Geist einigermaßen selbständige Literatur zu begründen. Denn gerade die einsichtigsten und genialsten Amerikaner haben es am klarsten gefühlt, daß eine Unabhängigkeitserklärung auf dem Gebiete der Literatur und Kunst ihre Heimat der Barbarei entgegenführen müßte. Alle sind darum nach Europa gepilgert, um sich dort selbst einen Teil ihrer Bildung zu holen, und ohne Rücksicht auf altklassische Literatur, auf Shakespeare, Walter Scott, Byron und Shelley, die Lake Poets, Tennyson, kurz auf die Literatur Alt-Englands und der übrigen europäischen Kulturländer ist die amerikanische Literatur gar nicht zu verstehen noch richtig zu beurteilen. Es ist sehr zu bedauern, daß Knortz diesen naturgemäßen, geschichtlichen Zusammenhang statt mit Liebe, wie sie ein internationaler Schönheitssinn notwendig einflößen müßte, mit politischer Abneigung betrachtet. Daher rühren eine Menge schiefer und unbilliger Urteile, die ganz verworrene Gruppierung und der Mangel einer klaren, übersichtlichen Zeichnung der verschiedenen Hauptrichtungen in der amerikanischen Literatur. Alles löst sich in individuelle Einzelbilder auf.

In religiöser Hinsicht huldigt Knortz dem schrankenlosesten Individualismus. Dogmen sind für ihn ein überwundener Standpunkt; in Literatur und Leben kommt es nur auf tätiges Christentum an. Gegen die protestantischen Prediger zieht er deshalb nicht selten derb zu Felde. Selbst die Unitarier sind ihm nicht freisinnig genug, die katholische Kirche natürlich einer der dunkelsten Überreste des Mittelalters. Dennoch hat er, dem allgemeinen Zuge der öffentlichen Meinung folgend, auch einige Katholiken in seine Literaturgeschichte aufgenommen. Der irische Priester Abram J. Ryan in Mobile, the poet-priest of the South, findet eine ziemlich gnädige und zutreffende Besprechung unter den Hauptdichtern des Südens, ebenso der irische Flüchtling John Boyle O'Reilly, der Kriegsdichter Theodor O'Hara und die Konvertitin Chambers-Ketchum, letztere mit der Bemerkung: „Die Frauen sind in Amerika hauptsächlich die Hüterinnen der in zahllosen Sekten zerteilten christlichen Religion; sie sind die zuverlässigste und opferfreudigste Leibgarde der Pfaffen, was letztere bekanntlich trefflich zu würdigen wissen." Ähnliche Stilblüten wiederholen sich öfters. Der verdienstvolle Historiker John Gilmary Shea ist (II 272) als Jahn Gilmany verdruckt, bei dem Literaturhistoriker Brother Azarias wird über den „beschränkten Standpunkt des engherzigen Katholizismus" geklagt (II 293). Der ausgezeichnete Jurist Robert Walsh (I 81) ist nicht als Katholik angegeben.

Sehr bedeutende Schriftsteller, wie die weltbekannten Publizisten O. Brownson und J. Th. Hecker, die Bischöfe Hughes, Ireland und Spalding, der Historiker E. B. O'Callaghan, die Novellistin A. H. Dorsey u. a., sind vollständig übergangen, so daß es durchaus unmöglich ist, aus dem Buche ein

entsprechendes Bild von den literarischen Leistungen der amerikanischen Katholiken zu gewinnen. Möchte recht bald einmal ein katholischer Deutsch-amerikaner ein solches Bild liefern und eine objektive Geschichte der nordamerikanischen Literatur von dem „beschränkten Standpunkt des engherzigen Katholizismus" aus, d. h. von der freien und offenen Warte des weltumspannenden Katholizismus, dessen zivilisatorische Bedeutung für Literatur und Leben auch von einsichtigen Protestanten Amerikas oft genug Anerkennung gefunden hat!

Die Romantik in Nordamerika[1].

Die romantische Schule in Deutschland war bekanntlich keine vereinzelte, auf Jena und Berlin beschränkte, kurze, meteorhafte Erscheinung, sondern eine der vielen Lebensäußerungen einer allgemeinen, mächtigen Bewegung, deren erste Stöße schon weit in das 18. Jahrhundert zurückreichen und deren Wellenschläge noch im Geistesleben der Gegenwart fühlbar sind. Sie war wesentlich eine Revolution gegen den Rokokoklassizismus und den seichten Rationalismus, die vereint als Mode Literatur und Kunst be-

[1] Im handschriftlichen Nachlaß, wohl das Bruchstück eines begonnenen und nicht vollendeten Aufsatzes, trotzdem inhaltlich von Wert. — Dem geistigen Leben innerhalb der großen Nordamerikanischen Union war Baumgartner vom Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn an mit Aufmerksamkeit gefolgt. Von 1876 bis 1878 veröffentlichte er in den Stimmen aus Maria-Laach (Bd XI—XV) eine lange Reihe von Artikeln über amerikanische Zustände, die auf gründlicher Orientierung beruhten und zu ihrer Zeit große Beachtung fanden; so stellte er auch für die zweite Auflage des Kirchenlexikons (IX 453—490) 1895 den umfangreichen Beitrag über die kirchlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Bereits 1877 war sein schönes Werk über Longfellow erschienen, 1887 dessen zweite Auflage, 1892 die Studie über Edgar Allan Poe. Er hatte seitdem nicht aufgehört, amerikanische Literaturerzeugnisse im Auge zu behalten, die er ab und zu in den „Stimmen aus Maria-Laach" zur Besprechung brachte. Noch 1903 trat er daselbst (LXV 99) mit seinen Bedenken hervor gegen die ins Deutsche übertragene und starkem Mißbrauch ausgesetzte Sammlung „Gelegenheit" Mgr Spaldings von Peoria, und noch 1908 besprach er in wohlwollendster Weise die Gedichte eines ihm völlig fremden anglikanischen Geistlichen in Cincinnati (Ewald Haun, Aus der Tiefe; vgl. Stimmen aus Maria-Laach LXXV 231). Es hat daher nichts Überraschendes, daß sich in seinem schriftlichen Nachlaß auf einer Liste von Arbeitsprojekten, die er für die kommenden Jahre bereit hielt, auch eine Abteilung befand, die direkt und ausschließlich die Literatur der Vereinigten Staaten betreffen sollte. Sechs Themata stehen für Amerika numeriert verzeichnet und von andern Aufsatzthemen gesondert, jedoch ohne jede weitere Erklärung: 1. Der Amerikanismus und die amerikanische Literatur; 2. Die romantische Richtung in Nordamerika; 3. Thomas Moore und die „Irische Harfe"; 4. Irische Dichter in Nordamerika; 5. Aubrey de Vere; 6. Ein Verteidiger der Jesuitenmoral (Mayoni). Das oben veröffentlichte Fragment ist älteren Ursprungs als diese Liste.

herrschten. Während aber die politische Revolution nur niederriß und zerstörte, war diese literarische Revolution von Anfang an aufs Aufbauen gerichtet, indem sie auf die Stoffe und Formen des Mittelalters, die glänzende Poesie der katholischen Völker, Dante, Calderon und Shakespeare, ältere Volks- und Ritterdichtung, auf den Glauben an das Übersinnliche und Wunderbare, auf katholische Ideen und Anschauungen zurückgriff, die antike Poesie vom Rokoko der Schule losriß und als lebendige Erscheinung der allgemeinen Weltliteratur eingliederte, endlich mit dem engherzigen Territorialgeist des Protestantismus noch gründlicher brach und die Erzeugnisse aller Völker, der ältesten wie der neuesten, ihre Lieder und Sagen, ihre Epen und Schauspiele, ihre Spruchweisheit und Wissenschaft in den Kreis der Erforschung, der Nachahmung, des Geisteslebens überhaupt hineinzog. Herder, Goethe, Schiller haben dazu mächtig beigetragen, die Gebrüder Schlegel und ihre Freunde die ganze Richtung programmäßig systematisiert und in die weitesten Kreise verpflanzt. In England haben Walter Scott und Byron den alten Bann gebrochen und die Zopfpoesie überwunden; in Frankreich erhoben Chateaubriand und de Maistre mit dem Banner der Romantik auch jenes des alten Glaubens zugleich, während Manzoni in dem noch tiefreligiösen Italien nur mit der unfruchtbaren Erbschaft des Zopfklassizismus zu brechen hatte. In den protestantischen Ländern vollzog sich wenigstens die poetische Rückkehr zum Mittelalter, in Dänemark durch Öhlenschläger und Grundtvig, in Norwegen durch Steffens und Munch, in Schweden durch Tegnér und Geijer. Selbst nach Rußland drang die gewaltige Bewegung, und an die Stelle jener akademischen Hofpoeten, die unter Katharina geblüht, traten Romantiker wie Puschkin und Hermontow. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus hat das gesamte Literaturleben Europas noch vorwiegend unter den Impulsen gestanden, die ihm die Romantik gegeben, und es ist darum nicht zu verwundern, daß sie auch über das Atlantische Meer gedrungen ist und der neuesten aller Literaturen, der angloamerikanischen, ihren Stempel aufgedrückt hat.

Der amerikanische Dichter Edgar Allan Poe (1809—1849) [1].

„Ist alles in Zeit und Raum
Nur ein Traum in einem Traum?"

Ein sehr kleines Bändchen Gedichte, eine Reihe von Novellen und ein paar kurze Abhandlungen sind alles, was Edgar Allan Poe der Nachwelt hinterlassen hat. Er hat damit zu seinen Lebzeiten nicht besonderes Glück

[1] Stimmen aus Maria-Laach XLII (1892) 67—90.

gehabt. Nach seinem Tode hat sein eigener Testamentsvollstrecker und der Herausgeber seiner Werke, Dr Griswold, ihn an der Hand seiner Papiere in das ungünstigste Licht gerückt. In Frankreich machte ihn zuerst der selbst exzentrische Charles Pierre Baudelaire bekannt, der wegen seines Gedichtes Les fleurs du mal 1857 von der Polizei verurteilt wurde und später im Irrenhause starb. In Amerika und England fand Poes Poesie erst nach und nach zahlreichere Bewunderer, sein Leben eine nachsichtigere und mildere Beurteilung. Im allgemeinen wurde von Kritikern der verschiedensten Völker und Richtungen fast unbedingt und ausnahmslos Longfellow ihm vorgezogen und als der bedeutendste Dichter Nordamerikas betrachtet. Erst im Laufe des letzten Jahrzehnts ließen sich Stimmen vernehmen, welche jenes allgemeine Urteil bestritten, ja geradezu umzukehren versuchten.

„Sicher ist", so sagt z. B. ein deutscher Kritiker über Poe, „daß ihm an Originalität der Erfindung, an Kühnheit der Phantasie und vor allem an sprachlicher Meisterschaft kein amerikanischer Dichter nahekommt. Seine metrischen Dichtungen füllen nur ein dünnes Bändchen, aber dieses wiegt schwerer als viele Bände von Cullen Bryant, Longfellow und Taylor. Edgar Poe ist der größte Künstler unter den amerikanischen Dichtern." [1]

Fußt dieses Abgehen von dem frühern allgemeinen Urteil nur auf individuellen Gründen? Beruht es vielleicht auf einer Wandlung des Geschmacks und des Geisteslebens überhaupt? Oder ist es in den Werken Poes selbst begründet, und bedeutet es soviel als Gerechtigkeit gegen ein bis dahin mißkanntes Genie?

Zur Lösung dieser Fragen wollen wir dem Leser das nötige Material kurz zu bieten versuchen. Denn wir möchten ebensowenig gegen einen unglücklichen Dichter ungerecht sein, als ihn deshalb übermäßig hochstellen, weil er allenfalls den obwaltenden Verirrungen des herrschenden Geschmacks oder gar vielverbreiteten religiösen Irrtümern mehr entspräche.

1. Edgar Allan Poe wurde am 19. Februar[2] 1809, also zwei Jahre nach Longfellow und als dessen näherer Landsmann, zu Boston im Staate Massachusetts geboren, aber unter sehr verschiedenartigen Familienverhältnissen. Während Longfellows Vater ein solider, wackerer Rechtsgelehrter war, der im Volksmund the honest lawyer hieß, war Poes Vater zwar der Sohn eines angesehenen Generals der jungen Union, der als Generalquartiermeister den großen Freiheitskampf mitgekämpft und Lafayettes persönliche Freundschaft genossen hatte, aber erst ein 18jähriger Advokatie-

[1] So Eduard Engel, Geschichte der englischen Literatur, Leipzig, Friedrich, 1883, 630. Dieser Auffassung entsprechend ist Poe ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 629—637), während sämtliche übrigen amerikanischen Dichter als dii minorum gentium in drei Gruppen auf ungefähr 50 Seiten abgehandelt werden.

[2] Nach Stoddard; andere geben den 19. Januar als seinen Geburtstag an.

lehrling, als er sich in die englische Schauspielerin Elisabeth Arnold verliebte, sie gegen den Willen seiner Eltern heiratete und nun selbst Schauspieler ward. Während einer Schauspielsaison in Boston, in welcher Frau Poe als „Julia" und „Ophelia" auftrat, erblickte Edgar das Licht der Welt. Zwei Jahre später starb die Mutter zu Richmond; der Gatte folgte ihr bald ins Grab. Der verwaiste Edgar wurde von einem Kaufmann Mr. John Allan in Richmond an Kindes Statt angenommen, seine zwei unmündigen Geschwisterchen von zwei andern mildtätigen Familien.

Allan und seine Frau, reiche, kinderlose Leute, meinten es mit dem Kleinen herzlich gut, sorgten für ihn wie für ein eigen Kind und waren bald stolz auf seine Schönheit, seine Lebhaftigkeit und selbst seine Unarten. Aber auf Erziehung verstanden sie sich nicht, und daß in dem Kerlchen ein Genie steckte, das ganz besonderer Pflege bedurft hätte, konnte kein Mensch ahnen. Edgar ward also in der besten Absicht regelrecht verhätschelt und verzogen. Überall setzte er seinen Willen durch. Er regierte das Haus. In der Kinderschule, in welcher eine Dame die Sprößlinge der vornehmeren Familien erzog, machte er dumme Streiche, und als ihn die Lehrerin gleich andern zu strafen wagte, wurde er von der Schule weggenommen.

Im Jahre 1816 machten Herr Allan und Frau eine Reise nach Europa und sahen sich England, Irland und Schottland an. Edgar ward mitgenommen und dann in einer Schule untergebracht, zu Stoke Newington bei London, wo er fünf bis sechs Jahre blieb. Die Schule war ein altes, düsteres, unregelmäßiges Gebäude aus der Zeit der Königin Elisabeth, mitten in einem ärmlichen Dorf, von alten, knorrigen Bäumen umgeben; der Vorsteher der Schule, Dr Brunsby, ein steifer, feierlicher Geistlicher vom alten Schlag, war zugleich Dorfpastor. Weder in den klassischen Studien noch in den Realfächern scheint es Edgar in dieser Schule weit gebracht zu haben; die Erinnerung an die düstere Abgeschlossenheit hat er später in einer Novelle verewigt.

Zu den Pflegeeltern nach Richmond zurückgekehrt, studierte Edgar noch drei bis vier Jahre daselbst weiter, unter den besten Lehrern, die zu haben waren. Die frühere Verhätschelung wurde auch jetzt wieder fortgesetzt, und Herr Allan las seinen Freunden mit großer Befriedigung die Spottverse vor, welche sein Pflegesohn verübte, obwohl dieselben nichts Besonderes daran fanden. Edgar zeigte neben den vielen Unarten übrigens ein auffallendes Talent zum Erzählen und Deklamieren und ein tieffühlendes, fast nur zu empfindsames Gemüt, das eine wahrhaft erziehliche Leitung überaus leicht gemacht haben würde. Allein daran fehlte es gründlich. Ohne je gelernt zu haben, sich einzuschränken oder zu überwinden, kam er mit 17 Jahren an die Universität von Virginia, um alte und neue Sprachen zu studieren, und brachte da ein Schuljahr zu — vom 1. Februar bis 15. Dezember

1826. Nach dem Zeugnis des akademischen Vorstandes Dr S. Maugin wurde nichts Nachteiliges gegen ihn bekannt; er studierte fleißig, erwarb sich „Auszeichnung" im Französischen, und wenn er keinen Grad erwarb, so wurden in jenem Jahre überhaupt keine Diplome erteilt. Im geheimen ergab er sich aber leidenschaftlich dem Kartenspiel und dem Champagnertrinken und geriet dadurch in so ungeheure Schulden, daß es zwischen ihm und seinen Pflegeeltern unausweichlich zum Bruche kommen mußte.

Daß er mit Schimpf von der Universität ausgestoßen worden, dann als Freiwilliger nach Griechenland gezogen, um dort den Freiheitskampf mitzukämpfen; daß er nach St Petersburg geraten, mit der Polizei in Kollision gekommen und nur durch Dazwischenkunft des amerikanischen Gesandten vor der Knute und vor Sibirien bewahrt geblieben sei — —, das alles ist zwar aus seiner frühesten Biographie in verschiedene Literaturwerke und Lexika[1] übergegangen, beruht aber, nach den sorgfältigen Untersuchungen R. J. Stoddards, teils auf unerwiesenen Gerüchten, teils auf einer Verwechslung Edgar Poes mit seinem Bruder William Henry Leonhard, dem auf seinen abenteuerlichen Wanderfahrten wirklich ähnliches begegnete. Edgar aber kam nach der Rückkehr von der Schule in Stoke Newington nicht mehr nach Europa, überhaupt nicht über die Vereinigten Staaten hinaus.

Frau Allan wußte den gerechten Unmut ihres Mannes über die Spielwut und die kolossalen Schulden ihres Pflegesohnes noch für einmal zu beschwichtigen, und Edgar erhielt Muße, die erste Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, auszufeilen und herauszugeben. Dieselbe erschien 1829 in Baltimore unter dem Titel: Al Aaraaf, Tamerlan, and Minor poems. Für die Ausstattung mußte wieder Herrn Allans Börse herhalten; denn die wenigen Gedichte wurden pomphaft auf 70 Seiten auseinander gedruckt, da doch zwei Bogen dafür hätten hinreichen können.

Während die Jugendgedichte Longfellows die kindliche Frömmigkeit, das schlichte Naturgefühl und die patriotische Begeisterung eines offenen, frischen Jünglingsherzens spiegeln, durchhaucht die weit melodischeren, formvollendeteren Strophen Poes eine mondscheinselige Träumerei und Schwärmerei, ein Anflug verfrühter, leidenschaftlicher Liebe und Melancholie und altkluger Beschaulichkeit. Es ist viel phantastische Mache dabei. Er hat sich schon in Thomas Moores „Peri und das Paradies", Milton und Byron vertieft und will nun noch etwas Neues, ganz Unerhörtes bringen. Das ist der Stern „Al Aaraaf", den Tycho de Brahe entdeckte, der einige Tage heller als Jupiter leuchtete, dann plötzlich verschwand und nie mehr gesehen ward.

[1] So noch in der neuesten (4.) Auflage von Meyers Konversationslexikon (1890) und in Engels „Engl. Literaturgeschichte" 630, obwohl von beiden Stoddards Memoir zitiert wird.

Daraus phantasierte sich nun der junge Dichter eine verliebte Sternmythe zusammen, in der eine Flut von Blumenduft, Sternenglanz, geographische und mythologische Erudition bunt durcheinander schwimmen.

But two: they fell: for Heaven no grace imparts
To those who fear not for their beating hearts.
A maiden-angel and her seraph-lover

Nur zwei: sie fielen: keine Gnade spendet
Der Himmel denen, die ihr Herz nicht hüten.
Ein Engelsmädchen und ihr Seraph-Liebster —

„Tamerlan" leidet an demselben gesuchten, exotischen Charakter. Doch hat der phantastische Traum hier etwas mehr Haut und Haar und faßbare Gestalt gewonnen. Der Welteroberer, als Jüngling gedacht, erzählt seinem Vater das Aufkeimen seiner ersten Liebe und deren Ringen mit seinen Welteroberungsplänen — alles in hyperlyrischer Begeisterung und mit überwucherndem Blütenschmuck. Es ist schwer, sich den asiatischen Wüterich als einen so sentimentalen Troubadour zu denken; aber an wirklich poetischen Stellen fehlt es nicht:

Idea! which bindest life around
With music of so strong a sound,
And beauty of so wild a birth,
Farewell! for I have won the Earth.

Idee! die du in Zauberklängen
Das Menschenleben hüllest ein,
Mit wilder, wundersamer Schönheit,
Leb wohl! Ich nenn' die Erde mein!

Der junge Dichter sollte sich nun für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden und wählte den Soldatenstand. Unter Verwendung des Generals Scott, des Oberrichters Marshall und anderer einflußreicher Gönner verschaffte ihm Herr Allan einen Platz in der Offiziersschule zu Westpoint. Es herrschte hier ernste militärische Ordnung und Zucht. Den meisten Kadetten war es darum zu tun, etwas zu lernen und sich auszuzeichnen. Poe aber setzte sein altes Schlaraffenleben fort, studierte nichts von den vorgeschriebenen Unterrichtsgegenständen, sondern las Dichter und unterhielt seine Mitschüler damit, dieselben kritisch zu zerzausen. Kein englischer Poet fand vor ihm Gnade, selbst nicht Byron und Shakespeare. Da er an keinen Champagner kommen konnte, schmuggelte er Branntwein. Das Trinken setzte seinen Nerven zu, und er sah jetzt schon viel älter aus, als er wirklich war. Sein müder, schlaffer, mißvergnügter Blick machte auf seine Altersgenossen einen unauslöschlichen Eindruck.

Nur fünf Monate befand er sich in der Anstalt, als er am 7. Januar 1831 erstens wegen grober Vernachlässigung aller und jeder Dienstpflicht,

zweitens wegen Ungehorsams im Dienst vor ein militärisches Gericht gestellt und in beiden Punkten für „schuldig" befunden wurde. Die Strafe lautete auf „Entlassung aus dem Kriegsdienst der Vereinigten Staaten" und wurde am 6. März vom Kriegsdepartement bestätigt.

Das Unglück brach aber nicht vereinzelt über Edgar herein. Frau Allan, seine bisherige mitleidige Fürsprecherin, war inzwischen gestorben. Herr Allan hatte sich wieder verheiratet, und ein Kind aus dieser zweiten Ehe schloß Edgar von der bereits sicher erwarteten Erbschaft aus. Drei Jahre später starb er und hinterließ drei kleine Kinder als Erben. Poe war nun ohne Vermögen, ohne Familie, ohne Lebensstellung.

In seiner Not beschloß er, eine zweite Auflage seiner Gedichte zu veranstalten. Eine Anzahl seiner Mitkadetten, die sich oft an seinen zahlreichen Spottversen und Ulkgedichten erlustigt hatten, meinten, dieselben nun gedruckt zu erhalten, und zahlten bereitwillig zum voraus den hohen Subskriptionspreis: 2 Dollar 50 Cents das Exemplar. Poe verließ so die Anstalt nicht ganz ohne Barschaft, aber seine mitleidigen Kollegen fanden sich sehr enttäuscht. Das elend ausgestattete Bändchen, welches sie für ihr Geld bekamen, enthielt auf seinen 50 Seiten kein einziges von den närrischen Stücken, die sie gehofft und erwartet hatten.

2. Die zweite Ausgabe von Poes Gedichten (von 1831) ist ein seltsames, merkwürdiges Büchlein. Während junge Dichter gewöhnlich ihr Herz an jeden ihrer Erstlinge zu hängen pflegen und darum kaum etwas in der Mappe behalten können, ist Poe streng wählerisch und in der Wahl selbst kühl und überlegend wie ein Greis. Der strengste Zensor hätte vom rein künstlerischen Standpunkt aus kaum strenger gegen ihn sein können, als er es selbst gegen sich war. Von der ersten Ausgabe behielt er nur zwei Stücke bei, mit allen übrigen räumte er auf; von neuen Gedichten kamen nur acht hinzu und dazu eine kurze Einleitung in Prosa.

Die Einleitung ist ein Brief, an B. gerichtet, womit er Bulwer gemeint haben soll, obwohl er mit demselben in durchaus keiner persönlichen Beziehung stand. Er tritt darin ziemlich keck auf, erklärt das Durchschnittspublikum wie die Dutzendpoeten für durchaus unzurechnungsfähig, echte Poesie zu beurteilen, und vertraut sich darum nur dem Urteil echter Dichterseelen an. Mit viel Witz und Schärfe wendet er sich gegen die damaligen Lieblinge des Publikums, die sogenannte „Lake School" (Southey, Wordsworth und Coleridge), die metaphysischen Dichter, besonders den frommen Wordsworth, welcher mehr als die übrigen den Wert der Poesie von dem religiös-sittlichen Gehalt und von den religiös-sittlichen Schranken abhängig machte.

„Gegen die Subtilitäten", sagt er, „welche aus der Poesie ein Studium machen möchten — nicht eine Leidenschaft —, geziemt es dem Metaphysiker zu philosophieren, dem Dichter zu protestieren. Wordsworth und Coleridge sind jedoch schon bejahrte

Männer; der eine von Kindheit an an Betrachtung gewöhnt, der andere ein Riese an Verstand und Wissen. Das Mißtrauen, mit welchem ich ihre Autorität zu bestreiten wage, würde deshalb ein überwältigendes sein, fühlte ich nicht aus tiefstem Herzensgrunde, daß Gelehrsamkeit wenig mit der Phantasie, Verstand mit den Leidenschaften, Alter mit der Poesie zu tun hat. . . . Wordsworth ist zu tadeln, daß er seine Jugend in Betrachtung aufgezehrt hat mit der Absicht, dann in seinen Mannesjahren zu poetisieren. Mit dem Wachstum seines Verstandes ist das Licht, das denselben offenbaren sollte, langsam entschwunden. Sein Urteil ist infolgedessen zu korrekt. Man wird das nicht verstehen, aber die alten Goten in Deutschland würden das verstanden haben, welche wichtige Staatsangelegenheiten zweimal zu beraten pflegten, einmal, wenn sie betrunken waren, und einmal, wenn sie nüchtern waren — nüchtern, damit es nicht an den nötigen Formalitäten fehlen möchte, betrunken, weil sie sonst der Kraft ermangeln dürften. . . .

„Was ist Poesie? Poesie! Diese proteusartige Idee mit so vielen Namen wie das neunfach betitelte Corcyra! ‚Geben Sie mir', so bat ich vor einiger Zeit einen Gelehrten, ‚geben Sie mir eine Definition der Poesie.' — ‚Très volontiers' und er ging an seine Bibliothek, brachte mir einen Dr Johnson und überwältigte mich mit einer Definition. Schatten des unsterblichen Shakespeare! Ich glaubte dich mit deinen geistreichen Augen hohnlächeln zu sehen über den Unverstand dieser lächerlichen Ursa Maior. Denken Sie an Poesie, lieber B., denken Sie an Poesie, und dann denken Sie an — Dr Samuel Johnson! Denken Sie an alles, was luftig und feenhaft ist, und dann an alles, was häßlich und steif: denken Sie an die kolossale Masse, an den Elefanten! Und dann — dann denken Sie an den Sturm — an den Sommernachtstraum — Prospero — Oberon — und Titania!"

In dem ersten Gedicht „Introduction" spricht sich Poe dann noch genauer über seine poetische Richtung aus. Die Romanzendichtung mit ihrem träumerischen Naturgefühl war ihm, nach diesem Geständnisse, von Kindesbeinen an „ein bunter Papagei, ein ganz vorlauter Vogel, der ihn buchstabieren lehrte". Dann kamen wilde Jahre, zu wild, um sich im Lied zu spiegeln. Als träger Junge hatte er aber Anakreon gelesen und Wein getrunken und früh herausgefunden, daß Anakreons Verse mitunter fast leidenschaftlich wären, und daß durch eine sonderbare Gehirnschemie all seine Freuden sich in Qual, seine Unbefangenheit in wilde Begier, sein Verstand in Liebe und sein Wein in Feuer auflösten. „Und noch jung und in Torheit versunken, verliebte ich mich in die Melancholie und warf meine ganz irdische Ruhe und Zufriedenheit spielend weg."

I could not love except where Death
Was mingling his with Beauty's breath —
Or Hymen, Time and Destiny
Were stalking between her and me.

Ich konnte lieben nur, wo schon der Tod
Mit seinem Hauch der Schönheit Glanz umschlich,
Ein Ehebund, das Schicksal und die Zeit
Sich grausam drängten zwischen sie und mich.

Dann spricht er von „ewigen Kondorjahren", welche den Himmel mit ihrem Donner so erschüttert hätten, daß keine Zeit für eitle Sorge geblieben sei — eine nicht üble Hyperbel für einen eben mit Entlassung bestraften Kadetten von 22 Jahren — und nun ist er so ruhig, gedämpft wie ein Sechziger oder Siebziger.

Doch jetzt ist meine Seele frei,
Mit Ruhm wie Qualen ist's vorbei,
Die schwarze Nacht in Grau verschwommen,
Und alles Feuer fast verglommen.

In diesen kurzen Licht- und Schattenstrichen ist Poes Dichtung besser gekennzeichnet, als es später durch irgend einen Kritiker geschehen ist. Die zehn Gedichte bestätigen völlig, was er da von sich sagt. Als Probe mag „Die verdammte Stadt" dienen, die er später als „Die Stadt im Meere" nur mit geringen Abänderungen in seine letzte Sammlung aufnahm. Das Stück lautet in endgültiger Fassung also:

Die Stadt im Meere.

Einen Thron hat der Tod sich gebaut
Fern, fern, wo kaum Einer ihn schaut;
Die Stadt liegt weithin im Westen,
Wo die Guten, die Bösen, die Schlimmsten, die Besten
Sind eingegangen zu ewiger Rast.
Da gleicht nicht Altar, nicht Turm, nicht Palast
(Die grauen Türme kein Zittern erfaßt)
Dem, was wir kennen und messen.
Rings, von den Winden vergessen,
Ruhn bleiern unter des Himmels Bogen
Die starren, traurigen Wogen.

Kein Strahl vom heiligen Himmel quillt
Herab in die Stadt, von Nacht umhüllt,
Nur Licht aus dem tiefen, düsteren Meer
Strömt über ihre Türmchen daher,
Klettert an ihren Zinnen hinauf,
An Kuppeln Türmen Säulen und Knauf,
An den Königshallen und Tempelmassen,
An den Mauern, die dies Babel umfassen,
Hinauf die durchbrochenen Erker und Flanken,
Versteinerte Blätter und Efeuranken,
Hinauf die Altäre, die Friese und Stäbe,
Bekränzt mit Viole, Rose und Rebe,
Und bleiern unter des Himmels Bogen
Ruhen die starren, traurigen Wogen,
Und die Schatten verwachsen mit den Zinnen,
Als wären sie all in die Luft gebaut,
Und von dem höchsten Turme drinnen
Riesig der Tod herniederschaut.

Offene Gräber und Tempelschwellen
Klaffen neben den leuchtenden Wellen,
Doch kein Gold, kein Diamant
An der Götzen Gesicht und Gewand,
Kein Geschmeid, um die Toten gelegt,
Die starren Wogen bewegt.
Keine Furche kräuselt je
Den endlosen Spiegel der See,
Kein Hauch bringt Kundschaft daher,
Daß es gibt noch ein glückliches Meer,
Kein Heben, kein Senken läßt ahnen
Bewegte, freundliche Bahnen.

Doch horch! Es regt sich die Luft!
Es bewegt sich die Wolkengruft,
Als hätten die Türme, seitwärts gerüttelt,
Die Wellen aus ihrem Schlummer geschüttelt,
Als hätten sie gerissen entzwei
Den dumpfen Himmel, grau wie Blei.
Es glühn die Wogen in roter Glut,
Es atmet langsam Ebb' und Flut,
Und es dringt ein Schmerzgestöhn empor,
Es beginnt in den Tiefen die Stadt zu versinken,
Aus tausend Schlünden bricht die Hölle hervor,
Ihr Willkomm zu winken.

„Feenland" und „Irene" sind zwei Nachtstücke, der Text zu melancholischen Mondlandschaften mit traurig verliebtem Grundmotiv, „Das Tal Nis" (nach der syrischen Legende „Das Tal der Unruhe") ein ähnliches Bild tiefeinschneidender, dumpfer Trauer.

„Israfel" schildert in einigen melodischen Strophen den Apoll des mohammedanischen Paradieses nach den Versen des Koran: „Und der Engel Israfel, dessen Herz eine Laute ist und der die süßeste Stimme hat von sämtlichen Geschöpfen Gottes."

„Der Päan" ist ein Trauerlied auf eine früh verstorbene Geliebte, welcher zu Ehren der Dichter kein christliches Requiem anstimmen will, sondern zu besserer Huldigung ihrer Schönheit einen heidnischen Päan.

Dann folgen noch aus der ersten Sammlung „Al Aaraaf" und „Tamerlan".

Der allen Stücken gemeinsame Grundton tiefer Trauer und des Sehnens nach einer schöneren, glücklicheren Welt übertönt bei weitem und dämpft die weichen Liebesklänge, die übrigens nie in Üppigkeit ausarten. Die Richtung ist eine träumerisch-ideale, und die abgemessene Form bezeugt einen bereits hohen Grad künstlerischer Reife — zu viel für einen noch so jungen Dichter. Wer gesundes Aug' und Ohr hat, wird sich bald aus dem narkotischen und exotischen Duft seiner nächtlichen Traumblumen nach Sonnenlicht und frischer, freier Frühlingsluft sehnen.

3. Ohne Hemd und Strümpfe, in abgetragenem Rock und zerrissenen Stiefeln, bis an den Hals zugeknöpft, hager und mit eingefallenen Augen meldete sich Poe im Sommer 1833 bei dem Redakteur des „Saturday Visitor" in Baltimore, der im Namen der Verleger zwei Preise ausgeschrieben hatte, einen für die beste Erzählung und einen für das beste Gedicht, welches man der Redaktion einliefern würde. Wo sich Poe seit seiner Entlassung vom Militärdienst bis auf diese Zeit herumgetrieben, ist nicht sicher, ziemlich sicher dagegen, daß er das äußerste Elend eines heruntergekommenen Genies ganz und voll zu kosten bekam. Er bewarb sich um die beiden Preise und lieferte nebst einem Gedicht sechs kleine Prosaskizzen ein. Zu seinem Glück hatte er sich eine zierliche, deutliche Handschrift bewahrt. Die Preisrichter konnten seine Einsendung ohne Beschwerde lesen und beschlossen, beide Preise „dem ersten Genie zuzuerkennen, das leserlich geschrieben". Der Inhalt gefiel auch, und John Kennedy, einer der Preisrichter, selbst ein Novellist, nahm sich des unglücklichen Verfassers an, versorgte ihn mit anständigen Kleidern, brachte ihn in bessere Gesellschaft und verschaffte ihm literarische Arbeit. Auf seine Verwendung trat Poe im März 1835 bei der Redaktion des „Southern Literary Messenger" in Richmond ein und hatte gleich mit seinem ersten Beitrag, der Erzählung „Berenice", glücklichen Erfolg. Im Dezember übernahm er selbst die Redaktion und konnte nun alles drucken lassen, was er in der Mappe hatte. Denn sein Name zog, seine Erzählungen gefielen allgemein. Er hätte sich jetzt gründlich aus seinem bisherigen Elend herausarbeiten können, wenn er mit seinen Talenten haushälterisch umzugehen gewußt hätte. Allein sein Hang, alles scharf und unnachsichtlich zu kritisieren, verwickelte ihn bald in lästige Händel, die Kritisierwut artete bei ihm selbst in literarische Raufluft aus, und der Hang zum Trinken trat mit neuer Gewalt auf.

„Wenn Sie wieder diese Wege wandeln", schrieb ihm warnend sein Verleger, ein schlichter, braver Mann, „so fürchte ich, daß alle ihre guten Entschlüsse vergeblich sein und Sie sich schließlich Ihren Verstand vertrinken werden. Wenn Sie sich auf Ihre eigene Kraft verlassen, dann sind Sie verloren. Wenn Sie nicht Ihren Herrn und Schöpfer um Hilfe anrufen, werden Sie sich nicht retten. Wie leid es mir tut, mich von Ihnen zu trennen, das weiß nur er und ich. Ich habe Sie herzlich liebgewonnen und liebe Sie noch; ich möchte gerne sagen, kommen Sie wieder zu mir zurück, ließe mich nicht die Kenntnis Ihres früheren Lebens fürchten, daß es doch bald wieder zu abermaliger Trennung kommen müßte. . . . Sie haben schöne Talente, Edgar, und Sie sollten dieselben achten, wie sich selbst auch. Lernen Sie sich selbst achten, und Sie werden bald finden, daß Sie geachtet werden. Trennen Sie sich von der Flasche und von den Kneipkumpanen für immer."

Poe versuchte das Wirtshaus zu meiden, aber es gelang ihm nicht. Er fiel wieder in seine Trunksucht zurück, und sein Verleger trennte sich im Januar 1837 unwiderruflich von ihm. Seine Lage war nun um so trauriger,

als er inzwischen geheiratet hatte — seine junge Base Virginia Clemm, die ihm keine Mitgift brachte, als ihr nettes Gesichtchen, einen sanften Charakter und ihre Liebe, aber sonst keinen Cent.

Das junge Paar zog erst nach Baltimore, dann nach Philadelphia und endlich nach Neuyork. Hier ließ Poe im Sommer die umfangreichste seiner Novellen erscheinen: „Die Geschichte des Artur Gordon Pym von Nantucket", die in Amerika wenig Aufsehen machte, aber in England sehr günstige Aufnahme fand. Nach Philadelphia zurückgekehrt, verband er sich 1839 mit dem nach Amerika eingewanderten Engländer William E. Burton, der aus einem Theologiekandidaten erst Schauspieler und dann Literat geworden war, zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, „The Gentlemen's Magazine", von dem er aber bereits nach Jahresfrist wieder zurücktrat. Wegen seiner Reizbarkeit, Anmaßung und Empfindlichkeit hielt es kein Mensch lange mit Poe aus. Ein halbes Jahr nach seinem Rücktritt wurde die Zeitschrift mit einer andern verschmolzen und jetzt „Graham's Magazine" getauft. Poe übernahm die Redaktion, ward aber bald derselben überdrüssig und bewarb sich — aber vergeblich — um eine Staatsanstellung in Washington. So führte er anderthalb Jahre die Zeitschrift weiter, welche übrigens zu den beliebtesten in den Vereinigten Staaten zählte. Neben den eigentlichen Redaktionsgeschäften schrieb er hauptsächlich literarische Kritiken und erzählende Feuilletons, nur selten ein Gedicht.

Als Novellist gelangte er bald zu hohem Ansehen, so daß ihm Longfellow am 19. März 1841 schrieb: „Sie irren sich, wenn Sie meinen, ‚Sie seien mir nicht vorteilhaft bekannt'. Im Gegenteil, alles, was ich aus Ihrer Feder gelesen habe, hat mich mit einer hohen Vorstellung von Ihrem Talent erfüllt, und ich glaube, daß Sie einen Platz unter den ersten Romanschriftstellern des Landes einzunehmen berufen sind, wenn Sie das zu Ihrem Ziel machen." [1]

Im Jahre 1844 siedelte Poe wieder nach Neuyork über. Er fand hier Beschäftigung als Hilfsredakteur und Kritiker bei einer Abendzeitung, dem „Mirror", die von N. P. Willis und General George S. Morris geleitet wurde. Sie hatten einerseits Achtung vor seiner literarischen Befähigung, anderseits aber so viel Ungünstiges über sein persönliches Verhalten gehört, daß sie nicht allzu viel, am wenigsten eine regelmäßige und standhafte Arbeit von ihm erwarteten. Er hatte sich indes allmählich doch ein wenig gebessert, hielt seine Bureaustunden fleißig inne und ließ sich auch herbei, auf die Wünsche der Chefredakteure einzugehen, wenn diese eine Abänderung verlangten, ohne gleich aufzubrausen oder ihnen eine Szene zu machen. Wenn er ziemlich bald, im Januar 1845, aus der Redaktion wieder austrat, so

[1] Sam. Longfellow, Life of H. W. Longfellow I, London 1886, 377.

war es diesmal nicht wegen eines Zerwürfnisses, sondern lediglich, um als selbständiger Redakteur „The Broadway Journal", eine eigene Zeitung, zu übernehmen. Gleichzeitig trat er auch mit einer neuen Zeitschrift „The American Review" in Verbindung und ließ in der Februarnummer derselben ein Gedicht erscheinen, das seinen Ruf als Dichter in ganz Amerika und England verbreiten sollte.

4. Das berühmteste Gedicht Poes trägt den Titel „Der Rabe". Wie in mehreren früheren Gedichten, spielt auch hier wieder eine verstorbene Geliebte, Lenore, die Hauptrolle. Um das aber nicht subjektiv und damit allzu tragisch zu nehmen, muß man wissen, daß Poe um diese Zeit sich ganz erträglich stand, daß seine von ihm zärtlich geliebte Frau Virginia noch lebte, und daß ihre Mutter, Frau Clemm, eine treffliche Hausfrau, den kleinen Hausstand mit der rücksichtsvollsten und artigsten Sorgfalt führte. „In seinem einfachen, aber poetischen Heim", so schildert die begabte Dichterin Mrs Osgood den kleinen Familienkreis, „erschien mir der Charakter Edgar Poes in seinem schönsten Lichte. Mutwillig, herzlich, witzig — abwechselnd gelehrig und launisch wie ein verhätscheltes Kind — hatte er für seine junge, liebenswürdige, angebetete Frau und für alle Besucher, mitten unter den aufregendsten literarischen Arbeiten, ein freundliches Wort, ein gütiges Lächeln, eine anmutige und höfliche Aufmerksamkeit."

Das Gedicht ganz genau metrisch nach dem Original zu übersetzen, mit denselben Reimen, ist aus dem Grunde unmöglich, weil es sich äußerlich auf dem Reimwort nevermore (oder more) aufbaut, das in sämtlichen 18 Strophen den Schlußreim bildet, und zwar so, daß von den elf Zeilen einer jeden Strophe je drei darauf reimen, während von den Zwischenzeilen gewöhnlich je drei unter sich klingen. Zu diesem Reimspiel, das für das Ohr vortrefflich wirkt, standen dem englischen Dichter fast ungezwungen 20 Reime auf ore zu Gebot[1]. Bei den Zwischenreimen aber machte er sich die Sache leicht, indem er z. B. lent thee, sent thee, nepenthe reimte und sogar folgende prosaische Wendung nicht verschmähte:

Something at my window lattice,
Let me see, then, what thereat is,

was fast an den Vers erinnert:

Twinkle, twinkle, little bat,
How I wonder what you are at.

Die Hauptsache bleibt der Sinn und Rhythmus, und wir verzichten deshalb darauf, den Wortsinn um des Reimes willen abzuändern.

[1] Nevermore, Lenore, lore, door, nothing more, floor, evermore, before, implore, explore, yore, wore, shore, bore, outpour, store, core, o'er, ashore, adore.

Der Rabe.

Mitternacht war's, dumpf und schaurig,
Als ich müd' und matt noch träumte
Über sonderbaren Büchern,
  Weisheit längst verscholl'ner Zeit —
Als ich nickte, fast entschlummert;
Plötzlich da erscholl ein Klopfen,
Wie wenn einer leise pochte,
  Pocht' an meiner Zimmertür.
„Ein Besucher ist's", so brummt' ich,
  „Pochend an der Zimmertür —
    Das nur ist's und weiter nichts."

Ach! Genau ich mich entsinne,
Im Dezember war's, dem fahlen.
Jede Kohle sterbend malte
  Ihr Gespenst hin auf die Flur.
Sehnend wünscht' ich, es wär' Morgen;
Denn vergeblich in den Büchern
Sucht' ich Trost in meiner Trauer
  Um die tote Leonor,
Um die Maid, die selt'ne, lichte,
  Engel nennen sie Lenor
    Namenlos hier immerdar.

Jedes düstre, vage Rauschen
In des Purpurvorhangs Seide
Füllte schrill mich mit phantast'schen
  Schrecken, nie gefühlt zuvor.
Und das Klopfen meines Herzens
Drum zu stillen, wiederholt' ich:
„Ein Besucher ist's, der fordert
  Einlaß an der Zimmertür,
    Das nur ist's, und weiter nichts."

Jetzt ward meine Seele mut'ger,
Und ich zauderte nicht länger.
„Madam oder Herr!" so sprach ich,
  „Um Vergebung bitt' ich sehr,
Aber ich war eingeschlummert,
Als so leis Sie kamen klopfen,
Als so schwach Sie kamen pochen,
  Pochen an der Zimmertür,
Daß ich glaubte, mich zu täuschen — —"
  Weit riß ich die Tür nun auf — —
    Dunkel nur, und weiter nichts.

Tief hinein ins Dunkel starrend,
Stand ich lange, staunend, fürchtend,
Zweifelnd, Wunderträume träumend,
  Die ich früher nie gewagt.

Doch rings blieb es totenstille,
Und die Stille gab kein Zeichen,
Und kein Wort erscholl, nur eines,
  Das ich lispelte: „Lenor!"
Und ein Echo bracht' mein Lispeln
  Dumpfer mir zurück: „Lenor!"
    Dies allein — und weiter nichts.

Und ich ging zurück ins Zimmer,
In mir brannte heiß die Seele,
Wied'rum hörte ich das Pochen
  Etwas lauter als zuvor.
„Sicher", sprach ich, „sicher ist das
Etwas an dem Fenstergitter.
Laß mich sehen, was es da gibt,
  Und dem Rätsel forschen nach;
Laß mein Herz ein wenig rasten
  Und dem Rätsel forschen nach:
    's ist der Wind und weiter nichts."

Offen macht' ich nun den Laden,
Als mit Rascheln und Geflatter
Kam herein ein mächt'ger Rabe
  Wie aus alter, heil'ger Zeit,
Nicht den kleinsten Knicks er machte,
Kein Minütchen blieb, noch ruht' er,
Vornehm, gleich Lord oder Lady,
  Flog er nach der Zimmertür,
Flog auf der Minerva Büste
  Just ob meiner Zimmertür.
    Flog und saß — und weiter nichts.

Dann entlockt' der schwarze Vogel
Meinem düstern Geist ein Lächeln.
Durch die ernste, strenge Würde,
  Die sein Wesen trug zur Schau.
„Ist dein Kamm dir auch geschoren",
Sprach ich, „bist du doch nicht feige.
Grimmer, alter Geisterrabe,
  Wandernd aus dem Reich der Nacht.
Welchen hohen Namen trägst du
  In der Nacht pluton'schem Reich?" —
    Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Sehr erstaunt hört' ich den plumpen
Vogel mir so deutlich sprechen,
Ob auch wenig Sinn die Antwort,
  Wenig Wichtigkeit besaß.
Denn wir müssen doch gestehen,
Daß kein Mensch lebt, der noch jemals
Einen Vogel hat gesehen

Über seiner Zimmertür,
Vogel — Tier — auf einer Büste —
Just ob seiner Zimmertür —
Mit dem Namen: „Nimmermehr."

Doch der Rabe, auf der stillen
Büste sitzend, sprach dies eine
Wort nur, gleichsam seine Seele
Legend in das eine Wort.
Nichts ließ weiter er vernehmen,
Keine Feder ließ er rascheln,
Bis ich endlich lauter murrte;
„Andre Freunde längst mich flohn,
Morgen wird auch er mich lassen,
Wie mein Hoffen schwand bevor."
Sprach der Vogel: „Nimmermehr."

Staunend hörte ich das Schweigen
Durch so treffend Wort gebrochen.
„Traun!" sprach ich, „was er geäußert,
Ist sein ganzes Kapital,
Aufgerafft bei einem Lehrer,
Dem das Unglück auf den Fersen
Herzlos immer näher rückte,
Bis ein einzig Lied ihm blieb,
Bis der Hoffnung Trauermärsche
Wichen dem Verzweiflungslied:
.Nimmermehr — ach, nimmermehr!"

Doch der Rabe noch entlockte
Meinem düstern Geist ein Lächeln,
Stracks rollt' ich den Polstersessel
Hin vor Vogel, Büste, Tür.
Dann mich in den Sammet senkend,
Spann ich Traum an Traum, bedenkend,
Was das grimme, geisterhafte,
Plumpe, hag're Unglückstier
Meinte mit dem „Nimmermehr".

Dieses sucht' ich zu ergründen,
Doch verratend keine Silbe
Vor dem Tier, dess' Feueraugen
Brannten mir durch Mark und Bein.
Dies und mehr sah ich erwägend,
Mit dem Haupt bequem mich lehnend
Auf des Kissens Sammethülle,
Das die Lampe matt beschien,
Dessen Purpursammethülle
Mit dem matten Glanz darüber
Sie wird drücken nimmermehr.

Dann schien mir, ich atme Weihrauch,
Duftend aus verborgnen Schalen;
Engel schwangen sie; ihr Fußfall
Tönte auf der weichen Flur.
„Ärmster!“ rief ich, „Gott gewährt dir
Jetzt durch seine Engelsboten
Linderung und süße Labe
In der Trauer um Lenor.
Schlürfe, schlürf die süße Labe
Und vergiß, vergiß Lenor!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

„Seher!“ sprach ich, „böses Wesen!
Seher, ob Tier oder Teufel!
Ob dich der Versucher sandte,
Oder Sturm verschlug zu mir,
Traurig, aber unerschrocken
In dies spukgequälte Ödland,
In dies Heim, wo Schrecknis waltet,
Ich beschwör' dich, sag mir klar,
Gibt's in Gilead, gibt es Hoffnung? — —
Ich beschwör' dich, sag mir's klar!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

„Seher!“ sprach ich, „böses Wesen!
Seher, ob Tier oder Teufel!
Bei dem Himmel uns zu Häupten,
Bei Gott, der uns beide schuf,
Sag der schmerzbelad'nen Seele,
Wird sie einst im fernen Eden
Selig nahn der Maid, der heil'gen,
Engel heißen sie Lenor,
Selig nahn der Maid, der hehren,
Engel nennen sie Lenor!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

„Sei dies Wort Signal zum Scheiden,
Vogel oder Teufel!“ schrie ich.
„Kehr hinaus in Sturm und Wetter,
In der Nacht plutonisch Reich!
Laß zurück mir keine Feder
Als ein Zeichen deiner Lüge.
Laß allein mich, ungebrochen
Von der Büste komm herab!
Fort! aus meinem Herz den Schnabel!
Fort! von meiner Tür dein Bild!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

Und der Rabe, nicht sich mucksend,
Sitzt noch immer, sitzt noch immer
Auf Minervas blasser Büste
Just ob meiner Zimmertür.

Und sein Auge sticht so bohrend,
Wie ein Dämon auf der Lauer,
Und die Lampe, ihn beleuchtend,
Malt sein Schattenbild am Grund — —
Und nie wird sich wieder heben
Aus dem Schattenbild am Grund
Meine Seele — nimmermehr!

Sicherlich ist dieses Gedicht sehr eigenartig. Mag man seinen Aufbau etwas zu sehr gekünstelt, die Ausführung stellenweise zu breit finden: es kann sich neben Bürgers „Leonore" (an welche dieser Name unwillkürlich erinnert), neben Coleridges „Lied des alten Matrosen" und neben Longfellows „Skelett in Waffenrüstung" und „Wanduhr an der Treppe" sehen lassen. Der nüchterne Realismus, mit welchem es die Situation schildert, sticht schroff von den genannten Gedichten ab und weckt den Eindruck des Unheimlichen und Schaurigen in ganz anderer Weise. Es erhält dadurch einen echt modernen Zug, aber eben dieser durchkreuzt und verwischt teilweise wieder die Empfindung des Wunderbaren, und das Ganze klingt schließlich rein subjektiv und lyrisch in jene tiefe, untröstliche Trauer aus, welche fast die ganze Poesie Poes durchweht. Die zwei angezogenen Gedichte Longfellows haben bei gleicher, wenn nicht höherer künstlerischen Vollendung einen viel bedeutenderen Gehalt.

5. Poe zeichnete das Gedicht in der „American Review" mit dem Pseudonym „Quarles". Der wirkliche Verfasser wurde indes bald herausgespürt und fand so viel Anklang, daß die Redaktion mehr Gedichte von ihm zu erhalten wünschte. Rasche Fruchtbarkeit war indes nicht seine Sache, und so begnügte er sich, zwei der früheren, schon vor 14 Jahren gedruckten Gedichte mit neuem Titel und einigen Abänderungen einzureichen. Den „Raben" nebst einigen andern Stückchen gab er separat in einem Bändchen heraus.

In seinem eigenen Organ, dem „Broadway Journal", druckte er fast alles wieder ab, was er früher geschrieben hatte, Erzählungen sowohl als Gedichte. Das schadete ihm jedoch nicht. Seine Erzählungen wurden viel und gern gelesen. Eine derselben, „Die Mörder der Rue Morgue", wurde in Paris fast gleichzeitig von zwei Zeitschriften als Feuilleton veröffentlicht und führte einen Prozeß zwischen denselben herbei, der den wirklichen Verfasser, Un romancier Américain nommé Poë, ans Tageslicht brachte. Die Revue des deux Mondes beschäftigte sich jetzt mit ihm, seine besten Novellen wurden übersetzt, und die vornehmen Familien Neuyorks luden ihn mit seiner Frau in ihre Salons, wo sein Konversationstalent ihm viele Bewunderer verschaffte.

Seine Frau kränkelte jedoch schon damals. Er selbst arbeitete mit regem Künstlerfleiß und stets mit hohen Anforderungen an sein Talent. Aber was

seine Schriften an künstlerischem Wert gewannen, das verloren sie meist an Popularität, und so kam er nie aus seinen Geldschwierigkeiten heraus, sondern litt mit seiner Frau drückenden Mangel. Mehr als einmal geschah es, daß die arme kränkliche Frau in leichter, abgetragener Kleidung von einer Redaktion zur andern laufen mußte, um einen Aufsatz ihres Mannes unterzubringen und so Geld für die laufenden Ausgaben zu erhalten, während er selbst krank zu Hause lag. Das „Broadway Journal" ging schon im Januar 1845 wieder ein, und Poe schrieb nun für ein „Magazin" in Philadelphia eine Reihe von kleinen Aufsätzen über „Die Schriftsteller Neuyorks". In Fordham, einer kleinen Stadt bei Neuyork, wohin er im Sommer übersiedelte, wurde seine Frau ernstlich krank und bettlägerig, so daß ihre Mutter sie nicht mehr verlassen konnte. Auch er erkrankte jetzt, und da er nichts verdienen konnte, kam es so weit, daß wohlwollende Leute in einer Zeitung zur Unterstützung für ihn auffordern mußten. Solche wurde ihm reichlich zu teil; aber im Januar schied seine Frau an der Schwindsucht dahin, die mit so viel Geduld und Hingebung seine schweren Lebensschicksale geteilt hatte. Er widmete ihr einen seltsamen, phantastischen Trauersang; aber besser als in dessen gekünstelten Wendungen drückt sich seine Liebe zu ihr in einem Sonett aus, das er nach ihrem Tode an ihre Mutter richtete:

An meine Mutter.

Ich fühl's, daß in des Himmels lichten Kreisen
Die Engel keinen süßern Namen kennen,
Voll Lieb' und Andacht, seligem Lobpreisen,
Als jenen, den mit uns sie Mutter nennen.

Drum gab ich längst dir diesen teuren Namen,
Seitdem du mehr als Mutter mir gewesen;
Da Tod und Grab Virginia mir nahmen,
Fiel dir mein Herz zu, meines Wesens Wesen.

Die mich gebar, die ich so früh verloren,
War meine Mutter nur, doch du, du bist
Der Einen Mutter, die ich mir erkoren,
Mehr drum, als mir die eigne Mutter ist,
Unendlich mehr. Des eignen Lebens Licht
Galt mir so viel als die Geliebte nicht.

Die Trennung schnitt unendlich tief in sein Leben ein. Er suchte nach Trost, aber leider nicht da, wo er zu finden gewesen wäre, in der Religion, sondern in philosophischen Spekulationen. Er wollte jetzt das Problem des Weltalls ergründen und gelangte dadurch in ein wunderliches Gewirr pantheistischer Anschauungen. Um wieder die Mittel zur Gründung einer eigenen Zeitschrift zu erwerben, begann er in Neuyork eine Reihe von Vorlesungen über seine philosophischen Ideen zu halten und gab sie bald darauf unter

dem Titel: „Eureka. Ein Gedicht in Prosa", heraus. Er hatte sich so in das neue Thema verbohrt, daß er den fabelhaftesten Erfolg davon hoffte und bei dem Verleger Putnam gleich eine Auflage von 50 000 Exemplaren beantragte. Er mußte sich jedoch mit 500 begnügen, und auch damit hatte er wenig Erfolg. Dagegen gelangen ihm um diese Zeit noch einige gute Gedichte.

Im Sommer 1849 reiste er nach Richmond, um neue literarische Beziehungen anzuknüpfen, fiel aber daselbst in die Hände seiner einstigen Trinkgesellen und brachte sein weniges Geld bis auf den letzten Heller durch. Im jämmerlichsten Zustande meldete er sich dann bei Mr John R. Thompson, dem Redakteur des „Messenger", der sich seiner erbarmte und ihm ebenso liebreich half wie früher Kennedy. Er nahm seine Arbeiten wieder auf, hielt mit gutem Erfolg eine öffentliche Vorlesung und leitete alles ein, um sich zum zweitenmal zu verheiraten. Am 2. oder 3. Oktober verließ er Richmond, um seine Schwiegermutter Mrs Clemm in Neuyork zu seiner Hochzeit abzuholen. Doch unterwegs ließ er sich von einem Bekannten wieder zum Trinken verleiten, und so kam er in einem Zustand von Delirium in Baltimore an. Als er hier in den Straßen auf- und ablief — es war gerade ein Wahltag —, wurde er von den Agenten eines politischen Klubs aufgegriffen, die Nacht in einen Keller eingesperrt und folgenden Tags zur Abstimmung in elf verschiedene Wahllokale geschleppt. In dem letzten derselben wurde er dann am nächsten Tag bewußtlos aufgefunden und in ein Hospital gebracht. Hier kam er noch einmal zu sich, aber nur um die jammervollen Worte herauszustottern: „Mein bester Freund wäre, der mir das Lebenslicht ausbliese." Dann starb er, elend und verlassen. Erst lange nach seinem Tode, am 17. November 1875, wurde ihm in Baltimore ein Denkmal gesetzt, für welches hauptsächlich die Lehrer der Stadt die nötigen Mittel gesammelt hatten.

6. Es ist seltsam, daß die gegenwärtige Zeit ebenso geneigt ist, Genie und Talent in Zweifel zu ziehen, sobald sie sich in den Schranken der göttlichen Gesetze sanft und harmonisch entwickeln, als ihm begeistert zu huldigen, sobald es sich gegen Gott empört oder durch schnöden Mißbrauch sich und andere mit eben den Gaben unglücklich macht, welche ihm zum eigenen und allgemeinen Besten verliehen waren. Von Schuld ist Poe offenbar nicht freizusprechen; indes flößt sein jammervolles Los doch immerhin einiges Mitleid ein. Ein brutaler Schlemmer war er nicht, sondern ein gutmütiger, bis zum Leichtsinn kindlicher und dann wieder bis zur Verzweiflung melancholischer Gemütsmensch, den Temperament, verkehrte Erziehung, schlechter Umgang und der Mangel einer sichern Lebensstellung ins Elend brachten. Schon seinem Äußern nach wird er als eine zarte, fast mädchenhafte Erscheinung geschildert, und diesem Äußern entsprach die Zartheit, Empfindlichkeit,

Beweglichkeit und das feinbesaitete Gefühlsleben seiner Seele. Dieses sensitive und nervöse Wesen schlug aber bei ihm nicht die frivole, schmutzige Richtung eines Heine oder Musset ein, sondern hielt sich in den Höhen eines träumerischen, platonischen Idealismus. Poe hat einen lesenswerten kleinen Aufsatz über „Das Prinzip der Poesie" geschrieben, worin er der Dichtkunst eine hohe Aufgabe stellt.

Als Prinzip der Dichtkunst bezeichnet er „strikt und einfachhin das menschliche Streben nach himmlischer Schönheit" (the human aspiration for supernal beauty); „die Offenbarung dieses Prinzips aber", sagt er weiter, „findet sich stets in einer erhebenden Anregung der Seele (an elevating excitement of the Soul), durchaus unabhängig von der Leidenschaft, welche in der Berauschung des Herzens, und von der Wahrheit, in welcher die Befriedigung der Vernunft besteht. Denn was die Leidenschaft betrifft, so geht ihr Streben leider eher dahin, die Seele zu erniedrigen, als zu erheben. Liebe dagegen — Liebe — der wahre göttliche Eros — die Uranische Venus, soweit sie sich von der Dionäischen durchaus trennt — ist ohne Frage der reinste und wahrste aller poetischen Gegenstände. Und was die Wahrheit betrifft, so werden wir allerdings durch das Erlangen der Wahrheit zur Erkenntnis einer Harmonie geführt, wo wir zuvor keine wahrnahmen, und wir empfinden sofort die poetische Wirkung — aber diese Wirkung bezieht sich nur auf die Harmonie und nicht im mindesten auf die Wahrheit selbst, welche nur dazu diente, die Harmonie zu offenbaren.

„Wir werden indes unmittelbarer einen klaren Begriff von dem erhalten, was wahre Poesie ist, wenn wir einige der einfachen Elemente aufzählen, welche im Dichter selbst die poetische Wirkung hervorbringen. Er erkennt die Ambrosia, die seine Seele nährt, in den hellen Gestirnen, die am Himmel strahlen — in den Wellenlinien der Blumen — in den buschigen Sträußen der Gesträuche — im Wogen der Kornfelder — im Rauschen hoher Tropenbäume — im blauen Duft der Berge — in den Bildungen der Wolken — in dem Blitzen halbverborgener Bäche — in der Stille einsamer Seen — in der sternspiegelnden Tiefe verstohlener Quellen. Er nimmt sie wahr in den Liedern der Vögel — in der Äolsharfe — in dem Seufzen des Nachtwindes — in dem düstern Rauschen des Hochwaldes — in der Klagestimme der Brandung am Uferrand — im frischen Hauch der Wälder — im Duft des Veilchens — im üppigen Wohlgeruch der Hyazinthe — in dem feinen Hauch, der zur Abendzeit über grenzenlose, unerforschte Meeresstrecken von fernen, noch unentdeckten Inseln ihm zuströmt. Er anerkennt sie in allen edlen Gedanken — in allen unweltlichen Beweggründen — in allen heiligen Impulsen — in allen ritterlichen, großmütigen, das eigene Selbst opfernden Taten. Er fühlt sie in der Schönheit des Weibes — in der Anmut ihres Schrittes — in dem Glanz ihres Auges — in der Melodie ihrer Stimme —

in ihrem sanften Lachen — in ihrem Seufzen — in dem harmonischen Rauschen ihrer Gewänder. Er fühlt sie tief in ihrem gewinnenden Liebreiz — in ihrer glühenden Begeisterung — in ihrer milden Barmherzigkeit — in ihrem sanften und hingebenden Dulden — aber vor allem, weit vor allem beugt er sich vor ihr, verehrt er sie in der Treue, in der Reinheit, in der Kraft, in der ganz und gar himmlischen Majestät ihrer Liebe."

Diese poetische Umschreibung der Poesie umfaßt wirklich fast alles, was die Dichter zu allen Zeiten und in allen Zungen sangen und verherrlichten. Das religiöse und das patriotische Element ist darin nach seinem ganzen Umfang mit eingeschlossen. Aber wie es nur zu oft in der Literatur ganzer Völker der Fall ist, tritt auch bei Poe schließlich die himmlische Liebe vor der irdischen Liebe zurück, und Frauenminne erhält praktisch jenen ersten Platz im Herzen, der nach seiner eigenen Theorie eigentlich der Gottesliebe gebührte.

Was Poe fehlte, das war der rechte, religiöse Halt, den eben nur das Christentum zu bieten im stande ist. Nur ein paar seiner Gedichte gehen über den engsten Kreis subjektiver Gefühlswelt hinaus, und in diesen wenigen denkt und spricht er wie ein moderner Heide, dem das Kreuz ein unbekanntes Zeichen geworden ist. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht seine Elegie auf das „Kolosseum" in Rom.

Das Kolosseum.

Sinnbild des alten Rom! Reliquienschrein,
Zur Andacht frommer Nachwelt hinterlassen
Von Heldenaltern, reich an Pomp und Macht.
Ach! endlich — endlich — nach so vielen Tagen
Mühsel'ger Pilgerschaft und heißen Durstes
Nach jener Poesie, die in dir quillt,
Knie ich verändert, ein demüt'ger Mann,
In deinem Schatten, trinke ganz mich voll
An deiner Größe, Traurigkeit und Glorie!

O Riesengröße! Alter! Weltgeschichte!
Verheerung! Totenstille! düstre Nacht!
Ich fühl' euch jetzt — euch nun in voller Kraft.
O Wahrspruch, sich'rer, als ein Judenkönig
Je gab im Garten zu Gethsemane!
O Zauber, mächt'ger, als je ein Chaldäer
Dem stillen Lauf der Sterne abgewann!
Hier, wo ein Held fiel, fällt nun eine Säule!
Hier, wo in Gold des Adlers Bild erstrahlte,
Da hält die Fledermaus die Nachtvigil!
Hier, wo das goldne Haar der Römerinnen
Im Winde wogte, wogt jetzt Rohr und Distel;

Hier, wo auf gold'nem Thron der Cäsar saß,
Schlüpft geisterhaft in ihre Marmorwohnung,
Vom Schein der Mondessichel matt bestrahlt,
Die Steineidechse rasch und still dahin.

Doch halt! Die Mauern — und die Bogen drauf,
Efeuumgrünt — die schwarzen Säulenschäfte
Die bröckeligen Simse, Kapitäler —
Der quergerißne Fries — die Nischentrümmer —
Der halbe Architrav — sind Wrack — Ruine —
Sind diese Steine — graue Steine — alles,
Was vom Koloß und seinem Ruhm dem Schicksal
Und mir der Zahn der Zeit noch übrig ließ?

„Nicht alles", sprach das Echo, „nein, nicht alles!
Prophetenworte tönen immerdar
Aus unsern Trümmern laut ans Ohr des Weisen,
Den Melodien der Memnonssäule gleich;
Ins Herz der Mächtigsten tönt unser Machtwort
Und lenkt beherrschend alle Riesengeister.
Wir sind nicht machtlos — wir verblaßten Steine,
Nicht ganz ist unsre Kraft dahin — nicht unser Ruf —
Nicht ganz der Zauber unsres hohen Ruhmes,
Das Wunderbare, das uns rings umgibt,
Noch das Geheimnis, das in uns verborgen —
Nicht die Erinnerungen, die an uns
Und um uns hängen, kleben, wie ein Kleid,
Ein Festgewand, das mehr als Ruhm bedeutet."

Was dieses Festgewand bedeutet, sagt er nicht. Von dem Triumph des Christentums auf dieser blutigen Arena weiß er nichts zu melden. Das Kreuz entgeht seinem Blick. Ein christliches Rom ist ihm unbekannt. Christus ist ihm nur ein „Judenkönig". Die Engelwelt spielt in seinen Gedichten eine große Rolle, aber nicht im christlichen Sinn, sondern in jener verschwommenen, phantastischen Bedeutung, in welcher Thomas Moore die orientalischen Engelsmärchen umgedichtet hatte. Seine Engel sind nicht erhabene Geister, welche den Thron des Dreieinigen umgeben und als seine Diener dem Menschen schützend zur Seite stehen, sondern ein verklärter orientalischer Mädchenhof, der ätherisch über der Erde schwebt und machtlos dem Jammer dieser Erde zusieht. Die Erde selbst, die Menschheit und ihre Geschichte sieht Poe mit einem verzweifelt düstern Blicke an, aber man würde ihm wohl unrecht tun, wenn man ihn einfach mit den Pessimisten unserer Tage zusammenwerfen wollte. Die Hoffnung auf den Himmel klingt oft in seinen düstersten Gedichten wider, und erst als er, ohne jede philosophische Vorbildung, im Elend der letzten Lebensjahre sein pantheistisches Weltsystem ausbrütete, verfiel er auf den seltsamen Trost: „Der Schmerz über den Verlust unserer individuellen Identität hört auf, wenn wir weiter erwägen, daß der oben beschriebene Prozeß

nichts mehr und nichts weniger als ein Absorptionsprozeß ist, durch den jede individuelle Intelligenz alle andern Intelligenzen (d. h. die des Universums) in ihre eigene aufnimmt. Damit Gott alles in allem werde, muß jeder Gott werden."

Aus solcher grenzenlosen Verschwommenheit und Verworrenheit sind Gedichte wie das folgende zu erklären, das fast so frivol und traurig wie das Glaubensbekenntnis eines modernen Pessimisten tönt.

Die siegreiche Schlange.

(The Conqueror Worm.)

Es ist eine Galavorstellung heut' nacht,
In späten, einsamen Jahren.
Mit Schwingen und Schleiern in himmlischer Tracht
Sitzen Engel in dichten Scharen
Im weiten Theater. Sie weinen sehr:
Die Szenen viel Rührung nähren;
Indes tönt aus dem Orchester daher
Die hehre Musik der Sphären.

Und Mimen, gestaltet nach Gottes Bild,
Die murmeln verschiedene Rollen;
Sie kommen und gehn, bald sanft, bald wild,
Doch Puppen, ohn' eigenen Willen.
Unfaßbare Mächte nach ihrem Sinn
Die Szenerie wandeln und färben,
Sie rauschen auf Kondorschwingen dahin
Und stiften geheim Verderben.

Das bunte Drama sicherlich
Kommt nie dem Gedächtnis abhanden,
Mit dem Phantom, das für immer entwich,
Das die Menge nicht verstanden.
Im selben Kreise, zum selben Punkt
Dreht stets sich das Rad des Geschickes,
Ein wenig Narrheit, viel Sünde und Grau'n,
Das ist die Seele des Stückes.

Doch sieh! In des Schauspiels Bakchanal
Stiehlt sich ein Ungeheuer
Von draußen kriechend in den Saal,
Gehüllt in blutrot Feuer.
Es wälzt sich daher — und die Spieler all
Verschwinden in seinem Rachen.
Die Engel weinen ob ihrem Fall,
Und Menschenblut mästet den Drachen.

Die Lichter sind aus — das Stück ist aus,
Und über die zuckenden Glieder
Wie ein Leichentuch, in Sturmgebraus,
Der Vorhang rasselt nieder.

Die Engel schlagen den Schleier zurück,
Stehn auf und gestehen es bange:
„Die Menschheit" heiße das schreckliche Stück,
Und der Held sei „die siegreiche Schlange".

7. Das Streben Poes, etwas Neues, Ungewöhnliches, Seltsames zu bieten, und seine künstlerische Sorgsamkeit für die Form lähmten seine Fruchtbarkeit fast bis zum Erfrieren. Außer den genannten Stücken liegen aus einer Zeit von 18 Jahren (1831—1849) noch ungefähr 20 Gedichte vor, alle von geringem Umfang, ein paar von nur 8—12 Zeilen — also meist nur ein Gedicht auf ein Jahr. Darunter sind nun einige von wahrhaft klassischer Abrundung und Schönheit, wie dasjenige „An Helena", das ein anderer Dichter wohl als „Die Juninacht" überschrieben haben würde, das „Für Anni", eine Schilderung seiner Genesung nach schwerer Krankheit, „Anabel Lee", ein Trauerlied in Balladenform auf eine frühverstorbene Geliebte, „Lenor", dasselbe Thema in rein lyrischer Fassung. An Mannigfaltigkeit der Stoffe, der Stimmungen, der Formen, der Sprache selbst steht die Sammlung weit hinter der gesamten Lyrik Longfellows zurück, um an die epischen und dramatischen Werke des letzteren nicht zu erinnern. Gegenüber Leistungen wie „Evangeline" und „Hiawatha" ist es geradezu lächerlich, Poe für den größeren Dichter erklären zu wollen, und ich glaube, die Voreingenommenheit für ihn, die sich in letzter Zeit geltend machte, rührt lediglich daher, daß die betreffenden Kritiker an Pantheismus, Pessimismus, Melancholie und andern modernen Übeln leiden, die in Poes Dichtungen einen gewissen Anklang finden, während Longfellows Poesie noch ganz aus christlichen Vorstellungen und Anschauungen herauswächst.

So abgerundet die meisten Gedichte Poes sein mögen, in einzelnen tritt vor lauter Künstelei die hellste Geschmacklosigkeit zu Tage, wie z. B. in den „Glocken", wo ihn die versuchte Nachahmung des Glockenklangs zum ungenießbarsten Reimgebimmel verführt hat.

Keeping time, time, time
In a sort of Runic rhyme,
To the throbbing of the bells —
Of the bells, bells, bells —
To the sobbing of the bells;
Keeping time, time, time,
As he knells, knells, knells,
In a happy Runic rhyme,
To the rolling of the bells,
Of the bells, bells, bells,
To the tolling of the bells,
Of the bells, bells, bells, bells,
Bells, bells, bells,
To the moaning and the groaning of the bells.

Dergleichen mag man auf einer Musikpartitur begreiflich finden, wo der Komponist dem letzten Amen verzweifelnd nachjagt, aber Poesie ist das nicht mehr.

Weit verhängnisvoller aber ist das ewige Einerlei in den Gedichten. In „Ulalume", „Anabel Lee", „An Eine im Paradiese", „Die Schläferin", „Eulalie", „Brautballade" kehrt unter verschiedenen Formen und Abtönungen stets dasselbe Leitmotiv und derselbe Grundakkord wieder: untröstliche Trauer um die entrissene Geliebte. Versucht der Dichter diesen Gefühlskreis zu verlassen, so schwankt er wie ein Träumer einher, schildert uns ein im blassen Mondschein schwimmendes „Traumland" und einen ebenso verschwommenen „Palast, in dem es umgeht"; als fahrender Ritter sucht er umsonst ein „Eldorado", und sein Leben, ja die ganze Welt kommt ihm nur mehr als „ein Traum in einem Traum" vor. Zwischen all diesen düstern Nachtphantasien erquickt uns kein einziger sonniger, herzerfreuender Klang, außer einem kleinen Gebet, das der in seinen Anschauungen sonst so verworrene Dichter an die Madonna richtet:

Am Morgen — am Mittag — am Abend spät
Vernahmst du, Maria, mein Bittgebet!
In Glück und Not — in Freud' und Pein —
Mutter Gottes! woll' mit mir sein!
In frohen Tagen, hell und klar,
Als kein Wölkchen am Himmel war,
Da riefst du zu dir mich in Mutterhuld
Und hüteteſt liebend mich vor Schuld.
Jetzt, wo der Sturm Vergangenheit
Und Gegenwart mit Nacht umbräut,
Laß hoffen mich zukünftig Glück,
Strahlend, Mutter, in deinem Blick.

Als Kritiker hat Poe ein paarmal Longfellow wegen einzelner Gedichte angegriffen, indem er deren Originalität in Zweifel zog, doch ziemlich ungerecht und erfolglos. In seiner Abhandlung über „Das poetische Prinzip" führt er dagegen eines von dessen kleineren Gedichten als Muster seinen Ausdrucks, treffender Bilder und bezaubernder Natürlichkeit an und reiht ihn unbedenklich unter die vorzüglichsten neueren Dichter. Seinem Begriff von der Poesie aber hat Longfellow bei weitem mehr, harmonischer und vielseitiger entsprochen als er selbst.

Rudyard Kipling.

Ein angloindischer Erzähler und Dichter[1].

Der wachsende Weltverkehr durchsetzt nicht bloß die politische, sondern auch die belletristische Tagesliteratur immer mehr mit internationalen, kosmo-

[1] Stimmen aus Maria-Laach LVII (1899) 535—548.

politischen Elementen. Während noch am Anfang des Jahrhunderts vorzugsweise nur Franzosen und Engländer mit unsern eigenen Schriftstellern in Wettbewerb traten, drängen sich jetzt Russen und Norweger, Italiener und Spanier, Schweden und Dänen, Polen und Ungarn immer zahlreicher in unsere Feuilletons, Zeitschriften und Romanbibliotheken ein. Amerika hat sich längst einen hervorragenden Platz auf dem literarischen Weltmarkt erobert. In Rudyard Kipling hat nunmehr auch das englische Indien seine Vertretung gefunden, und die Zeit dürfte nicht so fern sein, wo China und Japan, Australien und Tasmanien, die Staaten von Südamerika und die Inseln des Stillen Ozeans das bunte Gewirr der modernen Novellistik mit Originalbeiträgen vermehren werden.

1. In Europa ist Rudyard Kipling dermalen noch eine Novität. Erst 1890 fanden seine Schriften in England und von hier aus in dem ausgedehnten Sprachgebiet des Englischen weitere Verbreitung. In Deutschland wurde die allgemeine Aufmerksamkeit erst dadurch auf ihn gelenkt, daß während seiner Erkrankung im April 1899 der deutsche Kaiser selbst ihn mit einem teilnehmenden Telegramm beehrte und damit auch seinen Werken eine ganz ungewöhnliche Huldigung zollte. Ob die Nachwelt, beim bunten Wettbewerb der Völker, der unabsehbaren belletristischen Fruchtbarkeit und den sich drängenden Neuheiten, jener Huldigung beitreten wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist Kipling eine interessante, nach mancher Seite hin anziehende Erscheinung.

Kipling ist kein eigentlicher Inder. Seine Familie soll ursprünglich aus Holland stammen. Der Vater war indes Engländer, die Eltern der Mutter, einer geborenen Macdonald, gehörten Schottland und Irland an. Die Großväter von väterlicher wie von mütterlicher Seite waren Methodistenprediger, der Vater John Lockwood Kipling war Direktor der Kunstschule in Lahore, ein geistreicher, feingebildeter Mann, welcher in den verschiedenen Volkssprachen und Religionen Indiens gut zu Hause war. Rudyard, im Jahre 1865 zu Lahore geboren, lernte schon als Kind Hindustani zugleich und Englisch sprechen. Seine Bonne, ein römisch-katholisches Mädchen, nahm ihn mit in die katholische Missionskirche, während er durch andere Dienstboten schon in jungen Jahren den Kult der Mohammedaner, Parsis und Hindus kennen lernte. Als Knabe wurde er behufs besserer Ausbildung nach England geschickt und studierte unter dem Einfluß eines geistlichen methodistischen Onkels erst in einer Anstalt in Yorkshire, dann in dem United Service College zu Westward Ho in Nord Devonshire. Das Leben in beiden Schulen hat er in den überaus lebendigen Kindergeschichten Ba, Ba, Black Sheep und Stalky & Cie. sehr anschaulich geschildert. Siebzehn Jahre alt kehrte er 1882 nach Indien zurück und trat als angehender Journalist in den Dienst der Redaktion der „Zivil- und Militär-Zeitung" von Lahore. Wie es da

zuging, hat er selbst in der Novelle „Der Mann, der König sein wollte“ lebendig beschrieben.

Ein Zeitungsbureau scheint, zum Nachteil der Disziplin, alle nur erdenklichen Arten von Leuten anzuziehen. Da kommen Damen von der Zenana-Mission und ersuchen den Redakteur, augenblicklich alle seine übrigen Obliegenheiten beiseite zu legen und eine Preisverteilung in einem Hinterhäuschen eines völlig unzugänglichen Dorfes zu beschreiben; Colonels, die bei einer Beförderung übergangen worden, setzen sich hin und entwerfen Skizzen zu zehn, zwölf und vierundzwanzig Leitartikeln zu Gunsten der Seniorität gegen willkürliche Auswahl. Missionäre wünschen zu wissen, weshalb man sie nicht den gewöhnlichen Mitteln der Beschimpfung entrinnen ließ, und fluchen unter dem Schutz des Redaktions-„Wir“ gegen einen Amtsbruder; verkrachte Theatergesellschaften erscheinen scharenweise, um zu erklären, weshalb sie ihre Annoncen nicht bezahlen können, versprechen aber solches mit Zins und Zinseszins nach ihrer Rückkehr von Neu-Seeland oder Tahiti zu tun; Erfinder von Punkah-Ziehmaschinen, Wagenkoppeln, unzerbrechlichen Schwertern und Wagenachsen erscheinen mit spezifizierten Preiskuranten und Sprechstunden; Tee- und Handelsgesellschaften kommen herbei und arbeiten ihre Prospekte mit den Federn der Redaktion aus. Sekretäre von Ballkomitees verlangen mit lautem Geschrei, daß man die Glorie ihres letzten Tanzes ausführlicher behandle; seltsame Damen rauschen herein und sagen: „Ich wünsche 100 Damenkarten sofort gedruckt, seien sie so gütig“, was offenbar auch zur Pflicht einer Redaktion gehört, und jeder verlotterte Bummler, der je die große Heerstraße dahergetrampelt, verlangt Anstellung als Leser von Druckbogen. Und während dieser ganzen Zeit schellt die Telephonglocke wie verrückt, und auf dem Kontinent werden Könige getötet, und Kaiserreiche gehen an andere Gebieter über, und Mr Gladstone ruft Schwefel auf die Britischen Kolonien herab, und die kleinen schwarzen Austragejungen flennen wie müde Bienchen „Kaa-pi cha-ha-heh“ (Copy wanted — ein Abdruck wird verlangt), und das meiste Papier ist noch so weiß wie Modreds Schild.

Nun, das ist noch der angenehme Teil des Jahres. Aber es gibt ein anderes Halbjahr, wo niemand zum Besuch kommt und das Thermometer Grad um Grad bis zuoberst im Glase steigt, und die Stube so dunkel wird, daß man kaum eben lesen kann und die Pressen glühend heiß anzurühren sind und niemand mehr etwas schreibt als Nachrichten über die Ferienbelustigungen in den Bergstationen oder Todesanzeigen. Das Telephon wird dann zum klingenden Schreckbild; denn es meldet dir den plötzlichen Tod von Männern und Frauen, die du näher gekannt, und die prickelnde Hitze umgibt dich wie ein Gewand, und du sitzest nieder und schreibst: Ein leichtes Zunehmen der Krankheit wird aus dem Khuda-Janta-Khan-Distrikt gemeldet. Der Ausbruch ist seiner Natur

nach rein sporadisch, und dank den energischen Maßregeln der Distriktbehörden hat er schon nahezu sein Ende erreicht. Mit tiefem Bedauern melden wir indes den Tod usw.

Dann bricht die Krankheit wirklich aus, und je weniger darüber gemeldet und berichtet wird, desto besser für den Frieden der Abonnenten. Die Kaiserreiche und Könige aber gehen ebenso egoistisch wie zuvor ihrer Kurzweil nach, und der Hauptredakteur meint, daß ein tägliches Blatt wirklich einmal in 24 Stunden erscheinen muß, und die Leute in den Bergstationen sagen mitten unter ihren Belustigungen: „Gnädiger Himmel! Warum kann das Blatt denn nicht lustiger sein? Hier oben ist doch genug los!“

Das ist die dunkle Mondhälfte, und wie die Annoncen sagen: „Das muß man durchmachen, um es zu würdigen.“

In dieser Jahreszeit war es, und zwar in einem ungewöhnlich schlimmen Jahr, daß die letzte Wochennummer des Blattes in den Druck kam, Samstagnachts, d. h. Sonntagmorgen nach dem Brauch der Londoner Zeitungen. Das war eine große Erleichterung; denn unmittelbar nachdem das Blatt gesetzt war, fiel das Thermometer für eine Halbstunde von 96° auf fast 84°, und bei dieser Kälte — man hat keinen Begriff, wie kalt es bei 84° im Grase ist, bis man darum betet — konnte ein müder Mann etwas einschlafen, bis die Hitze ihn wieder weckte.

In so strammer Schule, unter allen Mühseligkeiten einer erdrückenden Geschäftsprosa, eines entnervenden Klimas, kleinstädtisch-enger und doch wieder verwirrend bunter Verhältnisse bildete sich Rudyard Kipling von der Pike auf zum echt modernen Journalisten heran. Sein frischer, elastischer Geist trotzte allen diesen erschöpfenden Mühsalen und schien im Kampfe mit ihnen an Kraft und Leben zu gewinnen. Eine tiefere religiös-wissenschaftliche Bildung konnte er sich in diesem wirren Mischmasch von Orient und Okzident, in diesem autodidaktischen von der Hand in den Mund-Leben nicht erwerben, aber eine Masse der verschiedensten Kenntnisse, ein tiefer Blick in Welt- und Menschenleben, den umfassendsten psychologischen Scharfblick und eine reiche persönliche Erfahrung. Einen wirklich poetischen Geist, das Auge eines Künstlers und Beobachters, eine schaffende Sprachgewalt und Reichtum der Erfindung brachte er mit, besonders aber einen fröhlichen, unbändigen Humor. Bei aller strengen Arbeit war er den ganzen Tag zum Lachen und Scherzen aufgelegt.

Was ihm Herzen und Leser gewann und schon vor dem zwanzigsten Jahr seinen Ruf als Schriftsteller begründete, waren die kurzen Erzählungen, die er als Feuilleton in dem Blatte von Lahore zum besten gab, und die drolligen Gedichte, mit welchen er dessen lustige Ecke füllte. Der Redakteur für den eigentlichen Hauptteil der Zeitung, ein Mohammedaner namens

Rukn-eddin, und der Geschäftsführer für die Annoncen lagen sich beständig in den Haaren. Kiplings heitere Beiträge halfen oft diesen Streit ausgleichen: duobus litigantibus tertius gaudet! Freilich beurteilte Rukneddin die Güte der Gedichte hauptsächlich nach dem Spatium. Das wichtigste war, daß sie den freien Raum genau ausfüllten. „Ihre Verse sind sehr gut", sagte er wohl. „Heute haben sie gerade die rechte Länge. Liefern Sie bald wieder ein Gedicht. Eines, das die dritte Spalte füllt, ist gerade das rechte. Das kann man immer gut auf die dritte Seite bringen."

An eine Ausgabe der Gedichte in Buchform dachte Kipling zunächst nicht. Nachdem er indes schon eine große Anzahl beisammen hatte, machte er sich den Spaß, eine Auswahl derselben zu drucken, wofür ihm in den freien Stunden die Zeitungspresse zur Verfügung stand. Als Format wählte er das längliche der offiziellen Regierungsbriefkuverts und ließ nur die eine Seite des Papiers bedrucken, dasselbe mit Draht heften und braun einbinden, so daß das Ganze wie eine Verwaltungsmitteilung aussah. Es wurden ein paar hundert Exemplare gedruckt und an sämtliche Verwaltungsbureaux in Indien, von Aden bis Singapore, von Quetta bis Colombo, verschickt. Das drollige Büchlein fand die günstigste Aufnahme. Der Preis, ein paar Rupien, lief von überall richtig ein und kam ungeteilt dem Verfasser zu. Bloß über das närrische Format wurde geklagt. Man verlangte eine Ausgabe in gewöhnlicher Buchform. Kipling kam dem Wunsche gerne nach und veranstaltete eine vermehrte und verbesserte Auflage. Bald wurden neue Auflagen nötig. Das Büchlein verbreitete sich östlich bis Singapore und fand seinen Weg auch nach London. Von 1889 an war Kipling ein gemachter Mann. Wie seine Gedichte, so wurden auch seine kleinen Erzählungen überall bewundert.

Er lieferte inzwischen für die „Zivil- und Militär-Zeitung" von Lahore und später für den „Pionier von Allahabad" alle Arten von journalistischen Beiträgen, diente auch als Spezialkorrespondent in Radschputana und in den nördlichen Grenzprovinzen. Dabei lernte er Indien nach allen Richtungen hin kennen, die ungeheuern Stromebenen wie die Abhänge des Himalaja, die alten Städte der Mogule und die Kolonialniederlassungen der Engländer, das Lagerleben der angloindischen Armee und das Leben und Treiben an indischen Fürstenhöfen.

Als er im Jahre 1889 über China und Nordamerika nach England reiste, wurde er schon überall als eine Berühmtheit gefeiert. Drei Jahre später ließ er sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nieder, heiratete hier eine Amerikanerin, Miß Balestier, und baute sich ein Poetenheim zu Brattleboro' in den Bergen von Vermont. Nach dreijährigem Aufenthalt in Amerika reiste er 1895 wieder nach London und arbeitete als Spezialkorrespondent für die „Times" und „Morning Post".

2. Seine Weltberühmtheit wie seine Beliebtheit bei Leuten der verschiedensten Stände dankt Rudyard Kipling unzweifelhaft zunächst seinen kleinen Erzählungen, die er in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht hat: Soldiers three („Drei Soldaten", worin gewisse Stellen aus dem Leben und den Abenteuern der Füsiliere Terence Mulvany, Stanley Ortheris und John Learoyd vorgeführt werden, nebst andern Geschichten), The phantom rickshaw, Mine own people, The story of the Gadsbys, Many inventions, Plain tales from the Hills, Jungle books u. a. Indien mit seinem bunten Völkergewühl, seinen mannigfaltigen Sprachen, Religionen, Sitten, Gebräuchen und Überlieferungen hat als ein gewissermaßen noch neuer, kaum bearbeiteter Stoff zum Erfolg dieser Erzählungen nicht wenig beigetragen. Man wird hier wie mit einem Zauberschlag in eine ferne, wildfremde Welt versetzt, in welcher die bekannten Kulturverhältnisse der eingewanderten und herrschenden Europäer selbst ganz ungewohnte Formen annehmen, ein Nachklang altorientalischen Märchenzaubers die schlichten, primitiven Zustände der Eingeborenen verklärt, Asien und Europa in den wirrsten und sonderbarsten Gegensätzen aufeinander stoßen, die Natur selbst mit ihren subtropischen und tropischen Formen, ihrem wunderbaren Reichtum der Erzählung einen neuen, überraschenden Hintergrund gewährt. Die Gesellschaft der in Indien wohnenden Europäer bietet an sich keine solche Fülle und Mannigfaltigkeit an verschiedenen Typen wie etwa eine europäische Großstadt oder ein ganzes europäisches Land; aber England, Irland und Schottland sind darin doch in den verschiedensten Gestalten vertreten, ebenso die religiösen Richtungen und Schattierungen Großbritanniens vom Katholizismus durch alle Sektenverschiedenheiten des Protestantismus bis zum völligen Agnostizismus und zur Apostasie. Recht, Verwaltung, Gerichtswesen, Polizei, Unterricht und Schule, Geldgeschäfte, Journalismus und Handel, häusliches und geselliges Leben, Verkehr, Vergnügen, Laster und Tugend spiegeln die britische Eigenart wider, aber meist in einer Umformung, die humoristische und komische Kontraste erweckt. Sogar die heimatlichen Unterhaltungen, Bälle und Konzerte, Kricket und Lawntennis bekommen an den Abhängen des Himalaja oder im Palmenschatten altindischer Fürstenstädte ein neues Gepräge. Selbst der englische Bankier und Geschäftsmann, der schottische Prediger, der irische Soldat scheinen da gewissermaßen ein anderes Wesen zu werden. Dazu kommen dann aber die braune Dienerschaft, die indische Dorfbevölkerung, die Mohammedaner und Parsis der Städte, die afghanischen Grenzer, die chinesischen Opiumraucher, das ganze Babylon von Mythologie, Aberglauben, Wahnglauben, Volks- und Sprachmischungen, das die Jahrtausende im Fünfströmeland wie an den Ufern des Ganges zurückgelassen haben.

Mit einem solchen Bilderbuch hätte wohl schon ein weniger beanlagter Novellist als Rudyard Kipling sein Glück machen können. Hätte er erst

ein Jahrzent sog. vergleichende Religionswissenschaft, Geschichte und Kulturgeschichte, dazu die Novellistik der europäischen Völker studiert, so hätte er wohl ganze Romanbibliotheken à la Ebers zu stande bringen können. Damit hätte aber vielleicht das bunte Bilderbuch einen guten Teil seines Reizes verloren. Statt jener gelehrten Vorbereitung brachte der siebzehnjährige Novellist nicht viel mehr von Europa zurück als eine tüchtige sprachliche Schulung, die volle Frische seiner Jugend und ein wahrhaft geniales Erzählertalent.

Genial ist vor allem seine Beobachtungsgabe zu nennen. Die betäubende Buntheit des Schauspiels berückt ihn nicht, stört ihn nicht, verwirrt ihn nicht. Mit der Bestimmtheit und Klarheit eines ergrauten Psychologen faßt er die einzelnen Erscheinungen in ihrem nächsten Zusammenhang auf, in der ganzen vollen Einheit, die sie im wirklichen Leben besitzen, greift einen einzelnen, oft anekdotenhaften, aber immer packenden Zug heraus und gestaltet ihn zugleich zur fesselnden Handlung wie zur lebenswahren Charakteristik. Alle seine Gestalten leben, handeln, sprechen in wenig Worten ihre ganze Individualität aus. Es sind keine Marionetten, es sind keine Papiermaché-figuren, nach documents humains künstlich ausgearbeitet; es sind Wirklichkeiten, von einem poetischen, verständnisinnigen Dichter aus dem Leben photographiert. Man glaubt, sie gesehen, gesprochen zu haben. Man möchte noch gerne mehr von ihnen hören; aber so kurz die Geschichten sind, es fehlt ihnen nie an einem befriedigenden Schluß. Als Hauptvorzug seiner Auffassung wie seiner Darstellung bezeichnet der englische Kritiker Henry James wohl mit Recht die naive Jugendfrische, welche seine Erzählungen belebt.

„Ich möchte diese außerordentliche Jugendlichkeit sein Fensterbrett nennen — die Stütze, auf die er sich etwas übermütig lehnt, während er, die Pfeife im Mund, auf das bunte Schauspiel der Menschheit herabsieht.“ Als andere charakteristische Eigenschaften bezeichnet er „seine wunderbare Leichtigkeit, die nur von seiner sichern Stoffwahl übertroffen wird, sein keckes Temperament, die Biegsamkeit seines Talentes, seine Ungeniertheit, die stets an das Rauchkabinett erinnert, seine freundschaftliche Vertrautheit mit Indien, so rasch, so vollständig und zugleich so selbständig erworben, seine Freude an Kampf und Schlacht, sein Interesse für die Frauen und nicht minder für die Männer und überhaupt alles, seine Entschlossenheit, sich über nichts täuschen zu lassen, seine Begeisterung für das britische Weltreich, seine Liebe für das häusliche Leben, für den schlichten Soldaten und den gemeinen Mann“.

3. Da es nicht möglich ist, in einer kurzen Skizze die unabsehbare Menge der von ihm gezeichneten Gestalten vorzuführen, müssen wir uns begnügen, wenigstens von seiner Art zu erzählen eine Probe zu geben. Wir wählen hierzu das heitere Geschichtchen „Von dem rebellischen Elefanten“, das echt indisches Kolorit besitzt.

Es war einmal ein Kaffeepflanzer in Indien, der ein Stück Waldland roden wollte, um eine Kaffeepflanzung anzulegen. Nachdem er alle Bäume gefällt und das Unterholz verbrannt hatte, waren die Baumstrünke noch übrig. Dynamit ist teuer und langsames Feuer langsam. Das beste Mittel, Baumstrünke wegzubringen, ist der Fürst aller Tiere, der Elefant. Er wird den Strunk entweder mit seinen Stoßzähnen ausreißen, wenn er welche hat, oder ihn an Stricken herausziehen. Der Pflanzer mietete sich also Elefanten, erst einzelne, dann zu zwei und drei, und ging ans Werk. Der beste aller Elefanten gehörte dem schlechtesten aller Treiber oder Mahauts; das vorzügliche Tier hieß Moti Gudsch. Es stand im unbedingten Besitz seines Mahauts, was unter dem Regiment der Eingebornen nie der Fall gewesen wäre; denn Moti Gudsch war ein Geschöpf, nach welchem Könige verlangt hätten, und sein Name bedeutete in Übersetzung Perle der Elefanten. Weil das Land unter britischer Herrschaft stand, genoß Deesa, der Mahaut, ungestört seines Besitzes. Er war ein Verschwender. Wenn er durch die Kraft seines Elefanten genug Geld hatte, trank er sich einen gehörigen Rausch an und schlug dem Moti Gudsch mit einem Zeltpflock auf die zarten Hufe seiner Vorderfüße. Moti Gudsch stampfte bei solchen Gelegenheiten Deesa nie zu tot; denn er wußte, daß Deesa, nachdem er ihn geprügelt, seinen Rüssel umarmen und weinen und ihn seine Liebe und sein Leben und die Leber seiner Seele nennen würde. Moti Gudsch trank sehr gern Branntwein, mit Vorliebe Arrak, obwohl er sich auch Palmtoddy gefallen ließ, wenn es nichts Besseres gab. Deesa legte sich dann gewöhnlich zwischen den Vorderfüßen des Moti Gudsch zum Schlafe nieder, und da Deesa sich zum Schlafe die Mitte der Straße zu wählen pflegte und Moti Gudsch strenge Wache über ihn hielt, und kein Pferd, keine Fußgänger noch Wagen passieren ließ, stockte aller Handel und Wandel, bis Deesa sich würdigte, aufzuwachen.

Während des Rodens auf der Plantage gab es kein Schläfchen. Der Arbeitslohn war zu hoch, um ihn aufs Spiel zu setzen. Deesa saß auf dem Nacken des Moti Gudsch und befehligte ihn, während Moti Gudsch die Baumstrünke ausrodete; denn er besaß ein paar prächtige Stoßzähne; er zog auch wohl am Ende eines Strickes; denn er hatte ein paar prächtige Schultern, während Deesa ihm hinter die Ohren schlug und ihn den König aller Elefanten nannte. Am Abend spülte dann Moti Gudsch seine drei Zentner Grünes mit einem Quart Arrak hinunter, und Deesa trank sich auch seinen Teil daran und sang Lieder zwischen den Füßen des Moti Gudsch, bis es Zeit war, sich schlafen zu legen. Einmal die Woche führte Deesa den Moti Gudsch hinab an den Fluß, und Moti Gudsch lag behaglich im seichten Wasser, bis Deesa mit einem Schrubber von Kokosbast und einem Backstein über ihn kam. Moti Gudsch verwechselte den wuchtigen Schlag des letzteren

nie mit dem Patsch des ersteren, der ihn mahnte, aufzustehen und sich auf die andere Seite zu legen. Dann untersuchte Deesa seine Füße, prüfte seine Augen und hob den Rand seiner mächtigen Ohren auf, wenn sich etwa Wunden oder ein Keim von Augenentzündung zeigten. Nach der Inspektion erhoben sich die beiden wieder mit einem Lied vom Meeresstrand; Moti Gudsch, ganz schwarz und glänzend, schwang einen abgerissenen, zwölf Fuß langen Baumast in seinem Rüssel, und Deesa knüpfte sein eigenes langes, nasses Haar auf.

So führten sie ein friedliches, einträgliches Leben, bis Deesa das Verlangen in sich aufsteigen fühlte, wieder einmal einen tiefen Trunk zu tun. Er wünschte einen Rausch. Die kleinen Tränke, die nirgends hinführten, brachten ihn um alle Manneskraft.

Er ging zu dem Pflanzer und sagte weinend: „Meine Mutter ist gestorben."

„Sie starb bei der letzten Pflanzung vor zwei Monaten, und sie starb schon einmal früher, als du letztes Jahr bei mir arbeitetest", sagte der Pflanzer, der das Treiben der Eingebornen schon ein wenig kannte.

„Dann war es meine Tante, und sie war ganz wie eine Mutter für mich", sagte Deesa, noch mehr weinend. „Sie hat achtzehn kleine Kinder ohne jegliche Nahrung hinterlassen, und ich muß ihre kleinen Mägen stopfen", sagte Deesa, indem er sein Haupt auf den Boden beugte.

„Wer brachte dir die Nachricht?" fragte der Pflanzer.

„Die Post", sagte Deesa.

„Seit voriger Woche ist keine Post hier eingetroffen. Geh heim an dein Geschäft."

„Eine verheerende Krankheit hat mein Dorf heimgesucht, und alle meine Weiber sind am Sterben", schrie Deesa, diesmal wirklich in Tränen.

„Rufe Chihun, der von Deesas Dorf kommt!" sagte der Pflanzer. „Chihun, hat der Mann da ein Weib?"

„Der?" sagte Chihun. „O nein! Kein Weib aus unserem Dorf würde den eines Blickes würdigen. Sie würden eher den Elefanten heiraten."

Chihun lachte laut auf. Deesa weinte und schluchzte.

„Du wirst gleich in Nöten geraten", sagte der Pflanzer. „Geh heim an dein Werk."

„Nun will ich beim Himmel die Wahrheit sagen", schluchzte Deesa auf wie in plötzlicher Eingebung. „Ich habe zwei Monate keinen Rausch gehabt. Ich will fort, um mich ordentlich zu betrinken, weit weg von dieser himmlischen Plantage. So werde ich keine Störung verursachen."

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Pflanzers. „Deesa", sagte er, „du hast die Wahrheit gesagt, und ich würde dir sofort Urlaub geben, wenn man etwas mit Moti Gudsch anfangen könnte, während du fort bist. Aber du weißt, er gehorcht nur deinen Befehlen."

„Möge das Licht des Himmels 40 000 Jahre leben! Ich werde nur kurze zehn Tage abwesend sein. Danach werde ich wiederkehren, bei meiner Treu und Ehre und Seele. Gibt mir der Himmelssohn für diese unbedeutende Frist gnädigst Bewilligung, Moti Gudsch herbeizurufen?"

Die Bewilligung ward erteilt, und auf den schrillen Pfiff Deesas wankte der gewaltige Stoßzahnträger aus dem Schatten einer Baumgruppe, wo er sich mit Staub überschüttet hatte, bis sein Meister wieder käme.

„Licht meines Herzens, Beschützer der Trunkenen, Berg der Macht, schenk mir Gehör!" sagte Deesa, indem er sich ihm gegenüberstellte.

Moti Gudsch gab Gehör und grüßte mit seinem Rüssel. „Ich gehe fort", sagte Deesa.

Moti Gudsch zwinkerte mit den Augen. Er liebte das Herumstreichen ebensosehr als sein Herr. Man konnte dabei den Weg entlang alle Arten guter Dinge aufschnappen.

„Aber du, du närrisches, altes Schwein, du mußt daheimbleiben und arbeiten."

Das Zwinkern erstarb, als Moti Gudsch versuchte, sich fröhlich zu zeigen. Er verabscheute das Wurzelausreißen in der Plantage. Es tat seinen Zähnen weh.

„Ich gehe für zehn Tage fort, Entzückendster! Halt deinen Vorderfuß auf, und ich will dir die Sache darauf einprägen, du warzige Kröte von Schmutz und Schlamm!" Deesa nahm einen Zeltpflock und schlug Gudsch auf die Hufe. Moti Gudsch grunzte und watschelte von einem Fuß auf den andern.

„Zehn Tage", sagte Deesa, „wirst du arbeiten und ziehen und Bäume auswurzeln, wie Chihun dir befehlen wird. Nimm Chihun auf und setze ihn auf deinen Nacken!" Moti Gudsch krümmte die Spitze seines Rüssels, Chihun setzte seinen Fuß hinein und wurde so auf den Nacken des Elefanten geschwungen. Deesa übergab Chihun den mächtigen Ankis — den eisernen Elefantenstachel.

Chihun puffte den Kopf des Moti Gudsch wie ein Straßenarbeiter seine Pflastersteine.

Moti Gudsch trompetete.

„Sei still, du Schwein aus dem Hinterwald! Chihun ist dein Mahaut für zehn Tage. Und nun sag mir Lebewohl, mein Herzensbeest! O mein Herr, mein König, Juwel aller erschaffenen Elefanten, Lilie der ganzen Herde! Bewahre deine kostbare Gesundheit und sei brav! Adieu."

Moti Gudsch wand seinen Rüssel um Deesa und schwang ihn zweimal in der Luft. Das war seine Art, Lebewohl zu sagen.

„Er wird nun schon arbeiten", sagte Deesa zu dem Pflanzer. „Kann ich gehen?"

Der Pflanzer nickte, und Deesa verschwand im Wald. Moti Gudsch kehrte um, um Baumstrünke zu roden.

Zehn Tage geht alles gut. Als aber Deesa auf die versprochene Frist nicht zurückkehrt, wird Moti Gudsch unwillig und hört auf zu arbeiten.

„Wenn du nicht arbeiten willst, so sollst du auch nicht essen", sagte Chihun zornig. „Du bist ein wilder Elefant und gar kein erzogenes Tier. Packe dich fort in die Dschungels."

Chihuns kleines braunes Kind krabbelte an der Tür der Hütte herum und streckte seine fetten Ärmchen nach dem Riesenschatten vor der Türe aus. Moti Gudsch wußte wohl, daß das Kind Chihun das Teuerste auf Erden wäre. Er streckte seinen Rüssel aus mit einer verlockenden Biegung am Ende, und das braune Kind warf sich jauchzend hinein. Moti Gudsch machte rasch und zog den Rüssel empor, bis das braune Kind zwölf Fuß über dem Kopf seines Vaters schrie.

„Großer Herr!" sagte Chihun, „die besten Mehlkuchen, zwölf an Zahl, zwei Fuß breit und in Rum getaucht, sollst du augenblicklich haben und zwei Zentner frisch geschnittenes Zuckerrohr dazu. Nur bring mir das arme Ding wieder heil auf den Boden, das mein Herz und Leben ist."

Moti Gudsch ließ das Kind behaglich zwischen seinen Vorderfüßen nieder, mit denen er Chihuns Hütte zu Zahnstochern hätte zermalmen können, und wartete auf sein Futter. Er fraß es, und das braune Kind krabbelte hinweg.

Bevor es zu weiteren Fährlichkeiten kommt, kehrt Deesa endlich glücklich zurück und bringt Moti Gudsch wieder in das gewohnte Geleise.

4. Zartbesaitete Gemüter dürften sich wohl nicht allerwegen mit Kiplings Erzählungen befreunden. Er weiß zwar in der „Geschichte der Gadsbys" das Schnick-Schnack-Geplauder junger Dämchen, die Seufzer alter Koketten, das verliebte Gepiepe und das erste Schmollen eines neuvermählten Paares, das Flüstern des Krankenzimmers, die Vaterfreuden über ein phänomenales Baby u. dgl. in feinster Weise zu skizzieren; aber auch in den Salon hinein dringt gelegentlich etwas von dem, was Henry James den Duft der „Rauchkabine" nennt. Seine ersten Lieblingsfiguren waren nicht eben feine Gentlemen, sondern die tapfern Füsiliere und Kasernenhelden Mulvany, Ortheris und Learoyd, die stark nach Whisky und Tabak duften, nichts weniger als Tugendmuster sind und eine Mischung von englisch-irisch-schottischem Dialekt mit gelegentlich hindostanisch-arabischen Brocken reden, für die man in keinem akademischen Lexikon Aufschluß findet und die sich auf Deutsch gar nicht wiedergeben lassen. Auch die Offiziere, Beamten, Residenten, Kaufleute, Reisenden, die er auftreten läßt, führen nicht gerade das erbaulichste Leben. Von Trunk, Ausschweifung, leichtfertigen und sogar ehebrecherischen Verhältnissen ist des öfteren die Rede. Ein armes Offizierchen erschießt sich wegen einiger beleidigenden Worte, die ihm eine vielumworbene

Salondame zugeschleudert, und seine älteren Freunde, die zu spät gekommen, den verhängnisvollen Schuß zu verhindern, melden seinen Angehörigen in England aus lauter Mitleid und Humanität, daß er plötzlich der Cholera zum Opfer gefallen. Die Europäer schnapsen und lumpen, lügen und schwindeln überhaupt fast ärger als die ihnen unterworfenen Inder, die Nachkommen jener Urarier, die von unsern gelehrten Indologen und Pantheisten als die größten Wahrheitsfreunde der Welt so überschwenglich gepriesen zu werden pflegen. Ja so schlecht führen sich die Christen sein sollenden Engländer auf, daß das protestantische Missionswesen eine klägliche Rolle spielt und man „ohne die Wohltat eines Klerus" (without benefit of clergy) besser durchs Leben kommt als mit den Traktätchen. Fast schreckhaft düster und peinlich wirken die Skizzen, welche von den Nachtseiten Kalkuttas, „der Stadt der schrecklichen Nacht" (The city of dreadful night), entworfen werden.

Bei vielen Geschichten hat der Stoff einen so immoralischen Hautgout, daß man sie anständigerweise kaum lesen könnte, wenn sie Zola oder einem ähnlichen Franzosen in die Hände gefallen und nach deren Art breit ausgeführt wären. Das sind sie aber glücklicherweise nicht. Kipling vertuscht zwar die unschönen Dinge nicht, redet vielmehr sehr offen und mitunter derb, fast mit zynischem Anflug; aber er spekuliert sichtlich nicht auf Erregung niederer Leidenschaften, er berichtet nur ziemlich skrupellos, wie es das Zeitungsschreiben mit sich bringt, und läßt in der Gesamtheit des Kulturbildes schon durchblicken, daß ihm nicht nur vor dem unendlichen Jammer graut, den Sünde und Verbrechen über die Menschheit bringen, sondern auch vor dem trüben Quell des Lasters selbst, wenn er auch direkt nicht zu moralisieren pflegt.

Als Philosoph und Theolog tritt Kipling überhaupt kaum auf; er bleibt bei seinem Metier, dem Feuilleton. Er will unterhalten und ergötzen. Er ist dabei nicht wählerisch, aber sein gesunder Menschenverstand und ein gewisses low church-Christentum bewahrten ihn vor schlimmen Exzessen. Bedeutende Aufschlüsse über den Hinduismus und seine mannigfaltigen Formen, den Mohammedanismus und den Parsismus, wie ihre Stellung zum Christentum sind aus seinen Erzählungen nicht zu gewinnen. Da kann man bei Wilson, Hunter und andern mehr lernen, da bleibt auch Novellisten in größerem Stil noch viel zu tun. Welchem Bekenntnis Kipling selbst huldigt, ist aus seinen Erzählungen kaum zu ersehen. In einer derselben, „Die Bekehrung des Aurelian Mac Goggin", macht er sich zwar ziemlich deutlich über den modernen Agnostizismus und Positivismus lustig, gibt aber nicht zu verstehen, welche Form des Christentums er für die richtige hält; ja indem er den Positivismus praktisch ad hominem widerlegt, stellt er seine Widerlegung selbst wieder in eine komische oder halb komische Beleuchtung.

„Die Bekehrung des Aurelian Mac Goggin“ hebt also an:

Das ist genau genommen keine Geschichte. Es ist ein Traktätchen, und ich bin unendlich stolz darauf. Ein Traktätchen verfassen, das ist ein Festmahl.

Jedermann hat ein Recht auf seine eigenen Überzeugungen, aber niemand — am wenigsten ein junger Herr — hat das Recht, sie andern Leuten in die Gurgel hinabzustopfen. Die Regierung schickt dann und wann wundersame Zivilbeamte, doch Mac Goggin war der sonderbarste seit langer Zeit. Er war geschickt, von glänzendster Geschicklichkeit — aber seine Geschicklichkeit nahm in ihrem Wirken nicht den richtigen Weg. Anstatt sich an das Studium der Volkssprachen zu halten, hatte er Bücher gelesen, die, wie ich glaube, von einem Manne namens Comte und einem Manne namens Spencer und einem Professor Clifford geschrieben waren. (Man wird diese Bücher in der Bibliothek finden.) Sie behandeln das Innere des Menschen vom Standpunkt von Leuten, die keinen Magen haben. Es war ihm nicht verboten, sie zu lesen, aber seine Mutter würde ihn angeschmatzt haben. Sie gärten in seinem Kopf, und er kam nach Indien mit einer Religion, die weit, weit über seine Arbeit hinaus verdünnt war. Sie war kaum ein Credo mehr. Sie bewies nur, daß die Menschen keine Seelen hätten, und daß es keinen Gott und kein Jenseits gebe, und daß wir uns irgendwie zum Besten der Menschheit durchquälen müssen.

Einer ihrer untergeordneten Grundsätze schien zu sein, daß es nur noch eine größere Sünde gebe, als einen Befehl zu geben, nämlich einem solchen zu gehorchen. So sagte wenigstens Mac Goggin; ich vermute indes, daß er seine Elementarschulbücher falsch verstanden hat.

Ich sage kein Wort gegen sein Credo. Es wurde in der Stadt London fabriziert, wo es nur Maschinen, Asphalt und Bauten gibt, alles in dichten Nebel eingehüllt. Ganz natürlich verfällt da einer auf den Glauben, es gebe nichts Höheres als ihn selbst, und daß die Metropolitanverwaltung der öffentlichen Arbeiten alles gemacht hat. Aber hierzulande, wo man wirklich die Menschheit — die rohe, braune, nackte Menschheit — sieht und nichts zwischen ihr und dem strahlenden Himmel und nichts unter den Füßen als die ausgetretene, ausgenutzte Erde, da stirbt jene Vorstellung hinweg, und die meisten Leute kommen auf einfachere Anschauungen zurück. Der Grund ist der: Der Deputierte steht über dem Assistenten, der Kommissär über dem Deputierten, der Leutnant-Gouverneur über dem Kommissär, der Vizekönig über allen vier, unter den Befehlen des Staatssekretariats, das der Kaiserin verantwortlich ist. Wenn die Kaiserin nicht ihrem Schöpfer verantwortlich ist — wenn es keinen Schöpfer gibt, dem sie verantwortlich sein kann —, dann muß unser ganzes Verwaltungssystem falsch sein. Das ist offenbar unmöglich. Zu Hause mag man die Leute entschuldigen. Sie bleiben guten

Teils im Stall und werden intellektuell übermütig. Nimmst du ein sich bäumendes, vom Haber gestochenes Pferd zum Reiten, so geifert und schäumt es über das Gebiß, bis du die Gabeln daran nicht mehr sehen kannst. Aber das Gebiß ist und bleibt doch da. In Indien werden die Leute nicht vom Haber gestochen. Klima und Arbeit verstatten nicht, Brickspiel mit Worten zu treiben.

Hätte Mac Goggin sein Credo mit den großen Anfangsbuchstaben und den Endungen auf „ismus" bei sich behalten, so würde sich niemand darum gekümmert haben; aber seine Großväter von beiden Seiten waren Methodistenprediger gewesen, und die Neigung zum Predigen zeigte sich auch bei ihm. Er wollte jeden in seinem Klub zu der Einsicht bringen, daß er keine Seele habe, und ihm helfen, des Schöpfers loszuwerden. Wie viele gute Leute ihm sagten, hatte er unzweifelhaft keine Seele, weil er noch so jung war, aber daraus folge nicht, daß die ihm an Alter überlegenen auch noch so unentwickelt wären; ob es aber eine andere Welt gebe oder nicht, darüber wollte einer erst seine Zeitung noch nachlesen. „Darauf kommt's nicht an — darauf kommt's nicht an!" pflegte Aurelian dann zu sagen. Da warfen die Herren die Sofakissen nach ihm und rieten ihm, an einen besondern Ort zu gehen, an welchen er glaubte. Sie nannten ihn den „Blastoderm", da er behauptete, von irgend einer Familie dieses Namens in prähistorischen Zeiten abzustammen, und suchten ihn durch Spott und Gelächter zum Stillschweigen zu bringen; denn er war eine unerträgliche Langweile für den Klub und dazu ein Stein des Anstoßes für die älteren Herren.

Infolge seines Hochmuts will Aurelian Mac Goggin alles besser machen als andere Leute, arbeitet ohne Rast und Ruh, überanstrengt sich, wird von einem Schlage getroffen, der ihm den Gebrauch der Zunge und das Gedächtnis raubt. Die Sprache kommt langsam wieder, aber das Gedächtnis will nicht wieder kommen. Der Arzt schickt ihn deshalb in die Berge.

„Aber ich verstehe es nicht", sagte der Blastoderm. „Es war doch mein eigener Geist und mein eigenes Gedächtnis.

„Ich kann nicht helfen", sagte der Doktor. „Es gibt viele Dinge, die wir nicht verstehen können, und nach der Zeit, welche Sie unter meiner Behandlung standen, werden Sie genau ermessen, wie viel ein Mensch auf dieser Welt sein eigen nennen kann."

Der Schlag schüchterte den Blastoderm ein. Er konnte ihn nicht begreifen. Er ging ins Gebirge in Furcht und Zittern, voll Besorgnis, ob es ihm gelingen würde, den angefangenen Satz zu Ende zu bringen.

Das gab ihm ein heilsames Gefühl von Mißtrauen. Die richtige Erklärung, daß er sich überanstrengt, befriedigte ihn nicht. Ein gewisses Etwas hatte die Sprache von seinen Lippen gewischt, wie eine Mutter dem Kinde die Milch von den Lippen wischt, und er war bange — schrecklich bange.

Weiter kommt es mit der Bekehrung des Herrn Aurelian Mac Goggin nicht. Es ist immerhin ein erster Schritt. Aber für einzelne Menschen wie für ganze Völker reicht es doch nicht hin, ein „gewisses Etwas" über sich anzuerkennen, in dessen Macht Augenlicht, Gesundheit und Leben steht. Gerade ein Riesenreich wie Indien, mit seiner verwickelten Religionsgeschichte, drängt doch auf eine tiefere Lösung der Welträtsel.

5. Kipling hat sich auch im Roman versucht, aber hier nicht so viele Lorbeeren geerntet wie mit seinen Erzählungen. Sein Roman „Das erloschene Licht" (The light that failed) spielt in England, und zwar im Kreise von Künstlern und von Zeitungsspezialkorrespondenten, welche anfangs in Ägypten, später im Sudan wider den Mahdi tätig sind. Ein paar junge Leutchen, die sich schon als Kinder kennen und lieben gelernt, kommen auseinander und widmen sich beide der Malkunst. Sie finden sich in London wieder, aber Liebe und Lebensglück scheitern daran, daß Maisie, ohne besonderes Talent für die Kunst, in eitler Selbsttäuschung Erfolge erringen will, während Dick, der sich als Spezialzeichner in Ägypten emporgearbeitet, sie durch ein Kunstwerk übertrumpfen und enttäuschen will, dabei aber erblindet und völlig schiffbrüchig, seinen Freunden in den Sudan nachreist und dort durch eine feindliche Kugel von seinen Lebensqualen erlöst wird. Viele Stellen, besonders das erste Leben und Treiben der beiden Kinder, sind überaus poetisch. Über dem Ganzen aber lagert ein düsterer pessimistischer Londoner Nebel. In der Zeichnung der Erblindung erreicht Kipling die hohe psychologische Kunst nicht, die Collins in seiner „Blinden Miß Finch" entwickelt. Mit der feinen künstlerischen Durcharbeitung des klassischen englischen Romans überhaupt kann seine frische, kecke Jugendlichkeit sich nicht messen; doch die Darstellung ist überaus lebenswahr, packend und oft tief ergreifend.

Nach Amerika verschlagen, hat es Kipling nicht verabsäumt, auch die Neue Welt, die Heimat seiner Braut, in seiner Weise zu studieren und zu schildern. Das geschieht in der Erzählung „Die mutigen Kapitäne" (Captains courageous). Dieser Titel bezeichnet nicht etwa amerikanische Seehelden oder Piraten, sondern gewöhnliche Fischer, welche an den Küsten von Neufundland dem Stockfischfang obliegen. Sie retten Harvey Cheyne, den Sohn eines amerikanischen Eisenbahnkönigs, der eine zu starke Zigarre geraucht hat und, von Übelkeit erfaßt, von dem Verdeck eines transatlantischen Dampfers in die See gerollt ist. Er benimmt sich seinen Lebensrettern gegenüber als ein hochmütiger Protz, wird aber von ihnen allgemach gebändigt, indem sie ihn zwingen, am Fischfang teilzunehmen. Bei der rauhen Arbeit legt er sein anmaßendes Wesen ab und wird ganz vernünftig. So wird der Kabeljau zum Mittelpunkt einer Fabel, welche die Unarten des amerikanischen Geldprotzentums wie die guten und schönen Seiten der Yankees in ergötzlichster Weise zeichnet.

Kiplings Gedichte dankten ihre Eigenart und Beliebtheit teils dem modernen, soldatischen Volkston und einer Jovialität, die mitunter ziemlich tief herabsteigt, teils glänzend ausgeführten exotischen Stoffen, teils der Begeisterung, mit welcher er das „größere Britannien", das englische Weltreich, besungen, teils dem religiös-sittlichen Ernst, der einzelne dieser patriotischen Gedichte beherrscht. Im Gegensatz zu den modernen Revolutionsdichtern besingt Kipling herzhaft Autorität und Gehorsam, Gott und Religion. In einem solchen patriotisch-martialischen Liede ruft er sogar die Madonna an:

„Maria, schmerzensreiche,
O rett' mit holdem Flehn
Die Seelen, die schon morgen
Vor Gott, dem Richter, stehn.
Vom Weib sind sie geboren,
In Not sie alle sind;
Den Freunden wie den Feinden,
Madonna, zeig dein Kind!"

IV. Zur Literatur der skandinavischen Länder.

Geschichte der skandinavischen Literatur[1].

Die in Deutschland stark gepflegte Verehrung des Schwedenkönigs Gustav Adolf hat schon Tausende dazu veranlaßt, sich in Schmähungen und Streitrufen wider die katholische Kirche zu ergehen, aber bis jetzt noch keinen protestantischen Gelehrten bewogen, ein brauchbares Handbuch der schwedischen Literaturgeschichte zu schreiben. Tausende reden jeden Augenblick von Weltliteratur; nur wenigen dürfte bekannt sein, daß es bis vor zehn Jahren noch kein ordentliches Werk gab, das die Literaturen des skandinavischen Nordens übersichtlich behandelte. Den ersten solchen Versuch machte der Däne Winkel-Horn 1879. Sein kurzer Abriß ist gut gruppiert, klar und fließend geschrieben, mit den nötigsten Literaturangaben und brauchbarem Register versehen, in Bezug auf Dänemark und Schweden ziemlich reichhaltig, in Bezug auf Norwegen und Island aber mager, fast unzureichend. Die ganze ältere Literatur bis zur „Reformation" ist auf ungefähr 100 Seiten zusammengedrängt. Diese Zahlen sprechen schon für sich.

Eine ausführlichere, die vorhandenen Lücken ergänzende, die magern Analysen belebende, mit charakteristischen Proben versehene Darstellung war durchaus wünschenswert. Ph. Schweitzer[2] hat dieser Periode den dreifachen Raum zugewendet, und wer billig sein will, der wird gestehen müssen, daß Schweitzer seinen Vorgänger nicht nur durch den Umfang des Gebotenen, sondern auch durch Selbständigkeit, Vielseitigkeit, poetisches Verständnis, Wärme und Schönheit der Darstellung entschieden übertrifft. An Präzision und Klarheit, nüchterner philologischer Genauigkeit steht er hinter ihm zurück. Die Hauptteilung des Stoffes nach den drei im Grunde verschiedenen Sprachen und Literaturen — der isländischen, der norwegisch-dänischen und der schwedischen —, wie sie Winkel-Horn adoptiert, dürfte für deutsche Leser wohl vorzuziehen sein. Die gemeinsame Behandlung wirkt etwas verwirrend, und selbst die gegenseitigen Einwirkungen der drei Literaturen würden deutlicher hervortreten, wenn sie getrennt abgehandelt würden. Dessenungeachtet

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXVI (1889) 91—95.

[2] Geschichte der skandinavischen Literatur. 2 Bde, Leipzig 1886 u. 1888.

wird Schweitzers Buch den Anforderungen einer populären Literaturgeschichte in hohem Maße gerecht. Wir können sie jedem, der eine erste Orientierung über dieses Gebiet sucht, nur empfehlen, und wir hielten es für einen Vorteil, wenn man sich in katholischen Kreisen mehr als bisher um das Geistesleben des Nordens interessieren würde.

Nächst den homerischen Gedichten hat die profane Weltliteratur nichts Kernigeres, Urwüchsigeres und zugleich Erhabeneres aufzuweisen als die Götter- und Heldenlieder der Edda. Sie ragen wie die eisgekrönten Felskuppen Norwegens und Islands in das Ameisengewühl unserer überfeinerten Tagesliteratur hinein. Es weht da der erquickende Hauch noch unverkümmerter Natur, die ganze Kraftfülle urgermanischen Wesens. Man hat Schweitzer vorgeworfen, daß er hier die neuere deutsche Edda-Forschung nicht genug berücksichtigt habe, und von diesem Vorwurfe wird er sich nicht ganz freisprechen lassen. In diesem Punkte ist indes Hilfe leicht. Deutsche Bücher sind ja leicht zur Hand, nicht aber die vielen Werke nordischer Forscher und Kritiker, welche Schweitzer benützt hat und welche denn doch in diesen Dingen ein schwerwiegendes Wort mitzureden haben. Für den Zweck aber, den er sich gesetzt, war es viel wichtiger, Inhalt und Charakter der Gesänge selbst anschaulich zu skizzieren, als die Hypothesen zu besprechen, über welche die gelehrte Forschung ihre Streitigkeiten noch nicht zum Austrage gebracht hat. Eine geschichtlich-ethnographische Einleitung versetzt in die Länder, die Zeiten, die Sitten, in welchen jene Gesänge ihre bleibende Gestaltung gefunden haben; treffende Analysen und Proben teilen uns ihren Inhalt mit. Von höchster Bedeutung aber ist, daß die Edda hier nicht wie ein noch rätselhafter erratischer Block dasteht, sondern als der organische Ausgangspunkt der auf sie folgenden Literatur. Der lebensvolle Zusammenhang derselben Volksindividualität verbindet sie mit der altnordischen Prosaerzählung oder Saga; dieselbe Mythologie und Heldensage, dieselben Formen und Bilder, dieselbe poetische Sprache verbinden sie mit der ältesten Skaldendichtung. Und wie diese schon in den frühesten Olafsliedern christlichen Gehalt bekommt, verkünden in der Edda selbst einzelne Gesänge schon das nahende Christentum, während mit dem Sólarljód sich die christlich-religiöse Dichtung des Mittelalters eröffnet, um nicht mehr zu versiegen, bis protestantischer Haß 1550 das Blut des letzten katholischen Bischofs forderte, der zugleich Islands letzter großer Skalde war.

Die Sagaliteratur, die ältere weltliche Skaldendichtung, Roman und Legende, die religiöse Skaldendichtung, die glänzende Geschichtsliteratur, die juristische und anderweitige wissenschaftliche Literatur, die Rimurdichtung, das nordische Volkslied — kurz die gesamte isländische Literatur des katholischen Mittelalters sind noch nie von einem Deutschen so eingehend, liebevoll und in ihrem inneren Zusammenhang besprochen worden. Auch die außerisländischen

Literaturdenkmale, wie das Hexaemeron des dänischen Erzbischofs Anders Sunesön, das Engelbrechtslied des schwedischen Bischofs Thomas von Strengnäs, der Rosenkranz des dänischen Priesters Michael von Odense, die Geschichte des Saxo-Grammaticus, die Offenbarungen der hl. Birgitta, die schwedische Bibelübersetzung des Magisters Matthias († 1350), der Lucidarius, die dänische Bibelübersetzung von 1480 usw. sind an passendem Orte in dieses glänzende Literaturbild eingereiht[1]. Sichtlich mit der meisten Liebe ausgeführt ist jene Partie, welche vom Volksliede des späteren Mittelalters handelt. Schweitzer teilt die Begeisterung eines Gottfried v. Herder, eines J. Grimm, eines Brentano, eines Geyer für diese Dichtungsart, in welcher die Volksseele am unmittelbarsten und vollsten sich ausspricht. Mit Geyers Worten bemerkt er, daß die Macht, Glut und Tiefe der Phantasie, wie sie in der alten Skaldenpoesie sich offenbart, hier vom Geiste des Christentums gemildert erscheint, und daß ihr Tiefsinn deshalb uns mit freundlichem Kindesblick entgegenschaut. Die Schönheit und Fülle dieser Poesie schreibt er vorzugsweise der Weihe, Idealität und Freude zu, welche gerade die Religion über das gesamte Volksleben ergoß.

„Die christliche Religion mit ihrer Predigt der Liebe und Vergebung, mit ihren majestätischen Domen und buntfarbigen Formen, mit ihrer Predigt der Bruderliebe und dem für alle gemeinsamen Oberhaupt trat an Stelle des Opferglaubens und der Blutrache. Der christliche Geist verschmolz mit dem germanischen Volksgeist, der Katholizismus durchdrang als Lebenselement die Massen. Die Freude und Befriedigung an der Kirche, an den Gaben derselben, die Sicherheit des Glaubens und Wissens, das hieraus fließende geistige Wohlgefühl war so lebendig, so allgemein, so tief empfunden, daß es jede Lebensäußerung des Volksgeistes färbte und besonders die höheren Stände, den Adel, die Ritterschaft zu einem christlichen Adel, einer christ-

[1] Den Inhalt des ganzen ersten Bandes (Altskandinavische Literatur von den ältesten Zeiten) skizziert P. Baumgartner in der „Literar. Rundschau" 1887 (Nr 7) 217: „Schweitzer teilt die altskandinavische Literatur in drei Perioden: 1. von den ältesten Zeiten bis ca 600 n. Chr.; 2. die Zeit der ‚dänischen Zunge', ca 600 bis 1120; 3. Trennung der nordischen Sprachen und Literaturen, 1120 bis 1520. Der erste Abschnitt ist aber noch nicht streng literaturgeschichtlich, sondern vielmehr eine geschichtliche und kulturgeschichtliche Einleitung, wie schon die Unterabteilungen: Steinzeit, Bronzezeit und ältere Eiszeit, andeuten. Diese zieht sich noch in zwei Kapiteln: Geschichte und Kultur, Religion und Weltanschauung, in den folgenden Abschnitt hinein. Nun erst beginnt die eigentliche älteste Literatur, die uns in den bekannten vier Gruppen vorgeführt wird: 1. Die mythischen Lieder der älteren Edda; 2. Die heroischen Lieder der älteren Edda; 3. Die Sögur- und 4. Die Skaldendichtung. Die zweite oder nach Schweitzer dritte Periode ist dann in zehn Unterabteilungen gruppiert: 1. Geschichte und Kultur; 2. Lygisögur, Romane und Legenden; 3. Skaldendichtung; 4. Rima; 5. Poetische Erzeugnisse des außerisländischen Nordens; 6. Die altskandinavische Gesetzgebung; 7. Das 12. Jahrhundert; 8. Das 13. Jahrhundert; 9. Das 14. Jahrhundert; 10. Das 15. und 16. Jahrhundert bis zur Reformation."

lichen Ritterschaft stempelte. Während das Leben und die Dichtung im Norden bisher ein vorherrschend episches Gepräge getragen hatten, machten sich nun lyrische Momente geltend. Neben dem Ehrgeiz wurde die Liebe eine Haupttriebfeder für die Taten des Ritters; zum Preise und Schutze der Frauen brach er die Lanze, zum Preise Gottes bekämpfte er die Heiden" (II 13).

Wie in Deutschland, so hat das Volkslied freilich auch im Norden seine Schattenseiten. In derber Lebenslust durchbricht es mitunter die Schranken der Sitte und läßt der Leidenschaft keck die Zügel schießen. Im ganzen indes wird jeder Freund von Poesie diesen Abschnitt mit seinen vielen anziehenden Proben mit Vergnügen lesen. Zu bedauern ist nur, daß er nicht dem ersten Bande einverleibt ist. Dahin gehört er naturgemäß, so sehr sich auch der Verfasser bemüht, die herrliche Entwicklung des katholischen Volkslebens und des katholischen Volksgeistes mit der „Reformation" in Beziehung zu bringen. Damit hat sie schlechterdings nichts zu tun; wohl aber steht das Volkslied des 15. Jahrhunderts noch in innigstem Zusammenhang mit der isländischen und färöischen Rimurdichtung und mit der religiösen Poesie der vorausgegangenen Zeit. Dem weltlichen Volksliede geht eine sehr reiche geistliche Volksdichtung zur Seite, welche der Verfasser nicht genugsam gewürdigt hat. Im ganzen muß man ihm aber Dank wissen, daß er den christlich-germanischen Charakter der altnordischen Literatur — einer der schönsten und reichsten des Mittelalters — in etwas richtigere Beleuchtung rückte. Zu bedauern ist es indes, daß er dieses Verdienst durch unschöne und gehaltlose Tiraden gegen die katholische Kirche herabgemindert hat, die allerdings sachlich durch den objektiven Gehalt seiner Darstellung widerlegt werden[1].

„Es würde dem Werke unzweifelhaft zum Vorteil gereicht haben, wenn das Nötige über Geschichte, Kulturgeschichte, Mythenbildung, Religion und Recht in ein einleitendes Kapitel zusammengedrängt und die eigentliche Literaturgeschichte da begonnen worden wäre, wo sie eigentlich beginnt, mit den zwei katholischen Priestern Saemundr Sigfusson (1055—1133) und Ari Frodi (1068—1148), die zuerst eine schriftliche, also eigentliche Literatur im skandinavischen Norden eröffnet haben, bei Schweitzer aber erst im dritten Zeitraum, gegen Ende des Werkes hin, auftauchen. Der Grund hierfür liegt nicht in subjektiven, individuellen Ideen des Verfassers, sondern in weitverbreiteten religiösen Anschauungen über das nordische Heidentum und den Katholizismus überhaupt, die, zu entschiedenen Gunsten des Heidentums, als unversöhnliche Gegensätze gedacht werden: das Heidentum als germanische Nationalreligion und Vorläufer des echten Christentums, d. h. des Protestantismus, der Katholizismus aber als sein romanischer Widerpart. Diese Auffassung ist schon an die Spitze des Werkes gerückt und tritt dann wiederholt hervor:

„‚Die Blüte der heidnisch-nordgermanischen Volksdichtung fällt in die Zeit der Runenschrift. Das lateinische Alphabet ward dem nordischen Geiste erst im 12. Jahr-

[1] Den eingehenderen Nachweis dieser Selbstwiderlegung erbrachte P. Baumgartner bei Besprechung von Band I des Schweitzerschen Werkes in der „Literar. Rundschau" 1887, Nr 13, S. 217 f, aus welcher der wichtigere Teil hier eingeschaltet sei.

hundert dienstbar gemacht, doch schon mehr als ein Jahrhundert früher war die römisch-christliche Kultur als fremdes, zerstörendes Element in das nationale Leben der Skandinaven eingedrungen und hatte die aufwärts (?) strebende Kraft desselben gebrochen. Wie der von der Schleuder geschnellte Stein am Ende seiner Bahn der Erde zustrebt und im Staube seine letzten Sprünge macht, so sinkt der Flug des nordischen Geistes nach Ein- und Durchführung des Christentums von seiner Höhe; bald sehen wir die letzten müden Versuche der ihm durch nationale Impulse mitgeteilten Kraft und endlich den Tod derselben. Erst fünf Jahrhunderte nach Annahme des Christentums durch den isländischen Freistaat, fünf Jahrhunderte nach dem Martertode des hl. Ólafr, welcher dem neuen Glauben in Norwegen zum Siege verhalf, schmiegt sich der nordische Geist, neuen Antrieben gehorchend, wieder empor und hat noch nicht die Mittagshöhe seiner Bahn erreicht.'

„Zum Glück widerlegt das ganze Werk diese unhaltbaren Sätze, die an seiner Spitze stehen. Wenn Schweitzer auch die hochbedeutende Rolle völlig unberücksichtigt läßt, welche das keltische Element und die älteste irische Kirche in den ersten Jahrhunderten isländischer Geschichte spielt, und den Einfluß vernachlässigt, den das Christentum schon vor dem Ende des 10. Jahrhunderts auf Norwegen und Schweden gewann: so erfahren wir doch, daß ‚die alte Kultur sich selbst vernichtete', und es fehlt auch die Andeutung nicht, daß das Christentum bereits auf die Mythenbildung der eddischen Gesänge nicht ohne Einfluß geblieben ist. Etwas später vernehmen wir, daß das ganz und gar christliche, d. h. katholische ‚Sólarljóð' (das mit dem Gebete für die Verstorbenen: Requiem aeternam dona eis, Domine, schließt) ‚zu den schönsten Erzeugnissen der alten Literatur gehört und den Ernst, die pathetische Erhabenheit, die ungekünstelte Sprache der schönsten Eddalieder trägt'. Dann wird die alte, allgemeine Überlieferung mitgeteilt, daß schon der Priester Saemundr Fróði die eddischen Lieder gesammelt hat, daß Snorri Sturluson aber sie jedenfalls einzeln oder gesammelt in schriftlichen Aufzeichnungen vor sich hatte, woraus hervorgeht, daß ihre Sammlung und Erhaltung dem ‚zerstörenden Element' der ‚römisch-christlichen Kultur' zu danken ist. Wie herrlich die Saga, die historische wie die poetische, im christlichen Island blühte, ist S. 71 ff zu lesen. Der König Harald Hardraade, der dort als Gönner der Sagamänner erwähnt wird, war ein leiblicher Bruder des hl. Ólafr mütterlicherseits. Ja die ganze unerschöpflich reiche Sagaliteratur gehört in ihrer letzten, geschriebenen Redaktion der katholischen Zeit an.

„Vergeblich sucht Schweitzer S. 127 noch einmal den Katholizismus als Erbfeind von der altskandinavischen Literatur abzuschütteln, indem er sagt: ‚Der Katholizismus beherrschte nun das ganze nationale Leben, und er schien dauernd gegründet. Aber die Zeit schritt unaufhaltsam vorwärts. Ein gesunder Organismus läßt nicht ab, bis er das Fremde, das sich ihm nicht assimilieren will, wieder ausgeschieden hat.'

„Bereits S. 34 wird das mit der wohlbegründeten Tatsache widerlegt: ‚Die geistige Arbeit des Nordens ist in den Jahrhunderten bis zur Kalmarer Union eine außerordentlich bedeutende; der Geschichtsforschung und Erzählungskunst der Isländer hat das damalige Europa nichts Ähnliches an die Seite zu stellen.'

„Von den katholischen Schulen zu Oddi, Haukadalr, Skálholt und Hólar heißt es ebendaselbst: ‚Genannte Schulen dienten nicht bloß kirchlichen Zwecken, die Träger der Bildung daselbst waren nicht bloß Kleriker, die Sprache des Unterrichts nicht bloß lateinisch; eine mehr allseitige und zugleich nationale Bildung ward an ihnen erzielt als selbst an den großen Wissenschaftssitzen Europas' usw. Von der um die Mitte des 14. Jahrhunderts gedichteten ‚Lilja' des Augustiners Eystein Ásgrimsson urteilt Schweitzer: ‚Lilja ist eine Perle in der so reich mit Edelsteinen besetzten

isländischen Dichterkrone, eines der formschönsten und am tiefsten gefühlten christlichen Lieder aller Zeiten und aller Länder.'[1] Und die nationale Blüte der Poesie reicht sogar in die Zeit der Glaubenstrennung hinüber. ‚Der letzte bedeutende Skald aus Islands katholischer Zeit, ja der größte Dichter des gesamten Nordens in zwei Jahrhunderten war Jón Arason', der letzte katholische Bischof von Hólar, um des Glaubens willen am 7. November 1550 enthauptet. Wir haben fünf religiöse Gedichte von ihm. ‚Pislargrátr' ist im alten Versmaß, nach Vorbild der ‚Lilja', und reicht wohl an diese heran, weniger durch den Glanz der Bilder und Schilderungen als durch den kräftigen Ton, den frommen, gläubigen, ‚fast evangelischen' Sinn. Von einem andern Gedichte des Bischofs, ‚Ljómur', sagt Schweitzer, daß es ‚zuweilen die Kraft der kriegerischen Volkslieder erreicht'. Eine Stelle desselben vergleicht er sogar ausdrücklich mit einem der schönsten Lieder der Edda. Kurz, in seinen Tatsachen weist das Werk vollständig nach, daß sich in Skandinavien, vorab Island, der nationale Geist schon vom Anfange des 11. Jahrhunderts an — allerdings nach langer Vorbereitung — lebenskräftig mit der Ideenwelt der katholischen Kirche verband und so jene reiche, großartige Literatur hervorrief, welche erst mit der Enthauptung des letzten katholischen Bischofs ihr Ende fand. Nicht der isländische Volksgeist hat dann den Katholizismus als etwas ihm Fremdes, Zerstörendes abgeschüttelt, sondern der dänische Cäsaropapismus hat Island gewaltsam von der katholischen Kirche losgerissen; ein höchst profaischer Verräter hat den letzten großen Patrioten, Dichter und Bischof des alten Island aufs Schafott geliefert. Mit der Glaubenstrennung beginnt nicht eine neue Morgenröte, sondern der völlige Verfall der Literatur für nahezu drei Jahrhunderte." [2]

Wie in Deutschland, so geht auch in Skandinavien der Glaubenstrennung keine unheimliche, trübe Nacht geistiger Knechtschaft, religiöser Unwissenheit, literarischer Barbarei voraus, sondern eine Zeit frischen, freien Lebens und Strebens, mannigfacher religiöser Erneuerung, reger literarischer Tätigkeit, materiellen Fortschritts, ja der muntersten Volkspoesie. Mit der Glaubenstrennung aber begann eine Zeit des sichtlichen Verfalls, der für Island fast drei Jahrhunderte dauerte, für die übrigen nordischen Länder wenigstens an 200 Jahre. An die Stelle des freudigen Besitzes der religiösen Wahrheit trat der Zweifel, an die Stelle eines das ganze Leben verklärenden Gottesdienstes nüchterne Bibelkritik und Postillen, an die Stelle des Volksliedes hämische Satire und Polemik, an die Stelle der lebendigen nationalen Volksüberlieferung die gelehrte historische Forschung, an die Stelle der Volkssprache vielfach das Latein der Schule. Den Prozeß aber, welchen die neue „Theologie" durchmachte, bezeichnet Schweitzer sehr treffend mit der lakonischen Inhaltsangabe:

„Der altlutherische Glaube verknöchert und verliert die Herrschaft über die Gemüter. Protest des Pietismus. Protest des Rationalismus. Der Rationalismus geht in Freidenkerei über."

---

[1] Vgl. A. Baumgartner, Die Lilie. Isländische Mariendichtung aus dem 14. Jahrhundert, von Eystein Ásgrimsson, Augustiner von Thykkviboer. Übersetzt und mit Einleitung versehen, Freiburg 1884.

[2] So weit die Darlegung in der „Literar. Rundschau" 1887, Nr 7.

Gerade Katholiken sind es, die in dieser Periode des Verfalles noch bedeutsam hervorragen: so der dänische Kontroversist Paul Helgesön, der dänische Konvertit und Gelehrte Niels Stensen, der schwedische Historiker und Dramatiker Messenius. In dem isländischen Psalmendichter Hallgrimur Pjetursson und dem frommen norwegischen Volksdichter Peter Daß waltet noch, wie in Paulus Gerhardt, der freundliche Nachklang einer besseren Zeit. Was die Geistesbildung in Island am meisten förderte, waren unzweifelhaft nicht die vielen trockenen Erbauungsschriften, sondern der Umstand, daß die tüchtigsten Männer, wie Bischof Oddur Einarsson von Skálholt (1559—1630), Arngrimur Jónsson (1568—1648), Magnus Olafsson (1574—1656) und der geschichtskundige Bauer Björn Jónsson von Skardsá, dem Studium der nationalen Vergangenheit sich widmeten. So war es möglich, daß der gelehrte Bischof Brynjólfr Sveinsson (1605—1675) die schönsten Denkmale nordischer Poesie dem Untergang entriß und Arni Magnusson (1663—1730) durch seinen unermüdlichen Sammelfleiß die Wiederbelebung der altnordischen Geschichte und Literatur in weitestem Umfang eröffnete.

Die Literaturperiode, die man eigentlich protestantisch nennen kann, umfaßt kaum zwei Jahrhunderte. Mit dem großen norwegischen Lustspieldichter Ludwig Holberg beginnt schon die Zeit der Aufklärung, der Skepsis und Revolution. Erst nachdem die Macht des orthodoxen Luthertums gebrochen, kann die Literatur sich wieder freier entwickeln. Diese Neubelebung der norwegisch-dänischen Literatur durch Holberg, Ewald, Wessel usw. ist trefflich beschrieben, der Einfluß Klopstocks und seiner Schule eingehend genug dargestellt.

Von den Schweden sind Dalin, Bellmann, Kellgren, von Leopold, Franzén, Wallin, das Gustavianische Zeitalter überhaupt in gedrängter, wohlgetroffener Zeichnung charakterisiert.

Ein besonderes Verdienst hat Schweitzer sich um die fast unbeachtete isländische Literatur des 18. Jahrhunderts, besonders den Dichter Eggert Olafsson erworben, der in seinem Lehrgedicht „Búnadarbálkur" das isländische Landleben sehr anschaulich und stellenweise echt dichterisch schilderte. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die isländische Literatur allein in Bezug auf Form und Charakter in ununterbrochenem, lebendigem Zusammenhang mit ihrer großen Vergangenheit geblieben ist, dabei aber Assimilationsfähigkeit genug besaß, auch neuere Bildungselemente sich anzueignen. Wie der folgende Band Schweitzers zweifellos dartun wird, fand die nordische Romantik gerade in der isländischen Literatur und im alten Volksliede ihre herrlichsten Stoffe, ihre schönsten Anregungen, den belebenden Hauch, der die Poesie für einige Jahrzehnte verjüngen sollte. Wie sich der Abfall von diesen Quellen echter nationaler Poesie rächte, davon ist Ibsen ein sprechendes Beispiel.

Die Dichtung auf Island im 15. und 16. Jahrhundert.

(Nach dem Werke von Jón Þorkelsson 1888[1].)

Þorkelssons Werk ist eine fach- und quellenmäßige Untersuchung über die isländische Poesie im 15. und 16. Jahrhundert[2]. Man könnte es mit den Ausgrabungen einer verschollenen Kulturperiode vergleichen. Mit der Edda und der weltlichen Saga konnte sich nämlich die altprotestantische Geschichtsbaumeisterei schon befreunden; die spezifisch katholische Literatur aber war für sie mehr oder weniger eine Verlegenheit. Sie wurde deshalb so weit als möglich ignoriert, namentlich soweit sie dem 15. und 16. Jahrhundert angehörte und sich nicht dazu verwenden ließ, dem Lichte des „Evangeliums" als dunkler Hintergrund zu dienen. Alle Schätze der Arna-Magnäischen Urkundensammlung in Kopenhagen, alle ihm nur sonst erreichbaren gedruckten und ungedruckten Quellen hat nun Þorkelsson mit erstaunlichem Bienenfleiße durchforscht, um von der isländischen Dichtung im 15. und 16. Jahrhundert ein möglichst getreues, aktenmäßiges Bild zu geben.

Schon die gehaltvolle Einleitung bietet die interessantesten Aufschlüsse über den Entwicklungsgang der religiösen Kunstdichtung auf Island, über den sukzessiven Einfluß deutscher, schwedischer, französischer und englischer Bildung, über die Schulverhältnisse des Mittelalters, besonders die bischöflichen Schulen von Skálholt und Hólar, die religiöse Literatur des 14. Jahrhunderts. Bis tief ins 16. Jahrhundert hinein haben sich die isländischen Klöster als die wichtigsten Bildungsstätten der fernen Insel bewährt. Auch hier hat ein katholischer Bischof zuerst die Buchdruckerkunst eingeführt, und ein Brevier war das erste Buch, das die Reihe isländischer Druckschriften eröffnete. Den Verfall Islands im Anfang des 15. Jahrhunderts führt der Verfasser nicht auf mönchische und papistische Bosheit zurück, sondern mit urkundlicher Objektivität auf die furchtbaren Seuchen, durch welche einige Klöster ganz entvölkert, der Klerus der Diözese Hólar bis auf zehn Mann dahingerafft wurde, dann auf die Ausbeutung der Insel durch englische Kaufleute und Freibeuter und endlich auf die sehr nachteilige Besetzung der zwei Bischofsstühle mit Fremden, wofür jedoch nicht die Kirche, sondern die politischen Herren der Insel die Last trifft. „Wie groß und verderblich auch der Einfluß war, den das 15. und 16. Jahrhundert auf die Sprache ausübte, so haben die späteren Jahrhunderte dieselbe doch weit mehr aufs Spiel gesetzt. Und so sehr auch die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts hinter der früheren zurücksteht, so ist sie doch das einzige Bindeglied zwischen uns und der Vorzeit und deshalb von unschätzbarer Wichtigkeit für uns."

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXVI (1889) 95—98.

[2] Om Digtningen på Island i det 15. og 16. Århundrede, Kjöbenhavn 1888.

Das Werk selbst behandelt in drei Abschnitten:

1. die religiöse Dichtung von 1400 bis zur „Reformation";
2. die Rimur- und Volksdichtung dieser Zeit;
3. die mit Namen bekannten Dichter von 1400 bis ungefähr 1600.

Für die Hagiographie und Kirchengeschichte bieten besonders der erste und dritte Abschnitt manche interessante Notizen. Auf urkundliche Nachrichten gestützt, teilt uns Þorkelsson z. B. mit, daß auf Island ungefähr 52 Kirchen dem hl. Olaf geweiht waren, über 150 der allerseligsten Jungfrau (127 sind mit Namen verzeichnet), 58 dem hl. Petrus, 22 dem hl. Johannes Evangelist, 23 dem hl. Johannes dem Täufer, 13 dem heiligen Apostel Andreas, 3 dem hl. Paulus usw. Mit derselben Gewissenhaftigkeit sind Zahl und Titel der Lieder und Legenden verzeichnet, welche den verschiedenen Heiligen gewidmet sind. An Legenden haben sich aus dieser Zeit nicht weniger als 26 der seligsten Jungfrau erhalten, 17 des hl. Olaf, 13 des hl. Petrus, 7 des hl. Johannes Evangelist, 11 des hl. Johannes Baptista, 6 des hl. Andreas. Von meist größeren Liedern werden aufgezählt 54 auf Maria, 5 auf St Olaf, 13 auf verschiedene Apostel. An einem 45strophigen Hymnus auf das wundertätige Kreuz zu Kaldardarnes reihen sich acht andere Kreuzlieder. Von andern Heiligen sind bevorzugt St Nikolaus, St Thomas von Canterbury, St Magnus, der Orkney-Jarl, St Christoph, St Ignatius Martyr, St Michael Arch., St Cäcilia, St Katharina, St Margareta, St Magdalena, St Dorothea, St Agnes, St Barbara. Wie vielfach in hymnologischen Sammlungen finden sich auch hier Variationen derselben Gedanken und Empfindungen, schwächere Anklänge besserer Muster und anderes Minderwertige zusammengetragen. Unter den mitgeteilten Proben sind aber auch Strophen von bezaubernder Anmut und Frömmigkeit. Von den Liedern auf die kirchlichen Festzeiten sind mehrere in die späteren Gesangbücher übergegangen. Vom innigsten Glauben durchweht ist das Wallfahrtslied zu dem Kreuze in Kaldardarnes, das noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts an den Festen Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung von frommen Scharen besucht wurde. Der erste lutherische Bischof Gizur Einarsson entfernte es 1548 und stellte es in einen Winkel. Da er aber bald darauf starb, dauerte die Verehrung des Kreuzes fort, bis es der Bischof Gisli Jónsson in Stücke schlug. Nun suchten sich die guten Leute aber Splitter und Stücke desselben zu verschaffen und bewahrten sie andächtig als Reliquien. An die Stelle des großen Kreuzes, das ursprünglich aus Rom nach Island gekommen war, wurde später ein kleineres gesetzt. Die Andacht zum Kreuze lebte unausrottbar im Volke weiter. Wie die Gesamtheit dieser religiösen Lieder beweist, war das Volk von Island bis in die Zeit der Glaubenstrennung in seiner Religion wohlunterrichtet, fromm und eifrig und seinem Glauben begeistert ergeben.

Aber ein großer Teil dieser Poesie hat auch literarischen Wert. In den Dichtungen eines Jón Pálsson Mariuskald (1380—1471), eines Sigurdur blindi (um 1460 bis etwa 1530) und des Bischofs Jón Arason (1484—1550) erhebt sich Form und Sprache zu einer Schönheit, welche den besten Leistungen des 14. Jahrhunderts nahekommt. Sigurd der Blinde schrieb ein Gegenstück zu der „Lilja" des Eystein Ásgrimsson, „Rosa" betitelt, das ähnlich wie die „Lilja" das gesamte Leben Christi in Beziehung zu Maria besingt. Die Dichtungen Jón Arasons setzt Þorkelsson

als bekannt voraus, verteidigt aber den Bischof mit hinreichender Evidenz gegen den Vorwurf, daß er keine lateinische Schulbildung besessen habe. Eines seiner schönsten Gedichte, „Ljómur", lebte als Volkslied auf den Faröern fort bis in die Gegenwart.

Im ganzen führt Þorkelsson 61 Dichter namentlich auf, von denen noch 21 der katholischen Zeit angehören, mit genauer Angabe ihrer Werke, soweit sich dieselben noch auffinden ließen. Überaus interessant ist auch der zweite Abschnitt, welcher die sog. Rimur- und die Volksdichtung in ihrer Entwicklung, ihren verschiedenen Arten und ihrer Geschichte ebenso genau und quellenmäßig behandelt. Diese Darstellung bestätigt die Tatsache, daß das isländische Volk auch am Vorabend der Glaubenstrennung seine frühere Neigung zur Poesie nicht verloren hatte, daß hoch und niedrig, alt und jung vielmehr eine unerschöpfliche Sangeslust betätigten. Ganz erlosch dieselbe auch nach der Glaubenstrennung nicht; aber an die Stelle der früheren zarten Marienminne trat ein philisterhaftes Moralisieren und Psalmodieren. Um die mitunter etwas freie Volksdichtung der letzten katholischen Zeit zu verdrängen, wurde nahezu die ganze Bibel in Reime gebracht: Evas Rimur, Jórsalas Rimur, Tobias' Rimur, Jesu Sirachs Rimur, Esthers Rimur, Moses' Rimur, Bileams Rimur, Samsons des Starken Rimur, Gideons Rimur, Sauls und Davids Rimur, Elisäus' Rimur, Elias' Rimur, Jonas' Rimur, Pilatus' Rimur, Machabäa Rimur, Adams Rimur, Enochs Rimur, Salomons Rimur, Noas Rimur, Königsbücher-Rimur usw. Die schöne „Lilja" des Eystein Ásgrimsson purgierte der gelehrte Arngrimur Jónsson (Vidalin) von der papistischen Abgötterei, d. h. von ihren schönsten Strophen; später erschien auch das noch zu gefährlich, und es wurde eine neue „Die spätere reine Lilja" (Seinni hreinni Lilja) herausgegeben. In einem flachen Gedicht „Mariuvísur" erklärt der Pfarrer Einar Sigurdsson um 1600, „die Päpste hätten die Predigt verdorben", und

„Um Mariens Tod die Meinung war,
Wie die Mönche es wollten haben,
Sie wär' gestiegen zum Himmel klar
Mit Leib und Seel' in der Engel Schar;
Doch ist sie auf Erden begraben."

„Wie die Reformation auf Island", gesteht Þorkelsson, „im ganzen mit beklagenswerter Rücksichtslosigkeit eingeführt wurde, so wurde auch alles aufgeboten, um die letzten Erinnerungen an die früheren Religionsgebräuche aus den Gemütern auszumerzen." Ganz ist dieses jedoch nicht gelungen. Vielfach im Volke lebte die Marienverehrung noch fort, und schon im 17. Jahrhundert fand sie an dem lutherischen Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt, dem berühmten Sammler der Edda, einen begeisterten Anhänger. Er verfaßte nicht nur ein Votivgedicht „Vom Kreuze", sondern mehrere

lateinische Elegien und Oden ad Beatam Virginem. Eine derselben enthält den rührenden Hilferuf des bereits im Elende schmachtenden Inselvolkes:

Sic longum faveas gentibus indigis
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento
Mater sedula filio!

Solche und ähnliche Mitteilungen bestätigen die erfreuliche Tatsache, daß im skandinavischen Norden eine objektivere und vorurteilsfreiere Anschauungsweise über die Literatur und Geschichte der katholischen Zeiten sich Bahn bricht.

Isländische Dichter der Neuzeit.

(Nach J. C. Poestion 1897[1].)

Die neuisländische Literatur hat nunmehr an einem katholischen Gelehrten, J. C. Poestion, Bibliothekar im k. k. Ministerium des Innern zu Wien, einen ebenso liebevollen wie fachkundigen Bearbeiter gefunden[2]. Er hat zwar Island nie selbst besucht, aber durch ein unermüdliches Studium aller einschlägigen Literatur und regen Verkehr mit isländischen Gelehrten und Schriftstellern seit mehr als 16 Jahren sich in so seltenem Grade in die isländische Sprache, Literatur und Geschichte hineingelebt, daß er wohl für einen der besten Kenner derselben gelten mag. Er hat eine zweibändige „Einleitung in das Studium des Altnordischen" geschrieben, eine dänische, eine norwegische, eine schwedische, eine isländische Grammatik verfaßt, eine stattliche Reihe altisländischer, neuisländischer, dänischer und norwegischer Schriften trefflich ins Deutsche übersetzt, durch geistvolle Berichte in Zeitschriften einen Einblick in das neuere Literaturleben Islands vermittelt. Sein 1885 erschienenes Buch „Island, das Land und seine Bewohner" kann wohl als das genaueste und zuverlässigste geographische Handbuch über Island bezeichnet werden. Die reifste Frucht seiner jahrelangen Studien bietet jedoch das vorliegende Werk, das sich zwar in seinem bescheidenen Haupttitel nur als eine poetisch-biographische Blumenlese ankündigt, tatsächlich aber eine überaus gründliche Geschichte der neuisländischen Literatur umfaßt.

---

[1] Stimmen aus Maria-Laach LV (1898) 84—87.

[2] P. Baumgartner selbst, der nach seiner Islandfahrt (1883) seine Studien über Land und Leute in den „Stimmen aus Maria-Laach" (XXVII—XXXIV [1884 bis 1888]) veröffentlichte, hatte die verschiedenen Perioden und hauptsächlichsten Erscheinungen der isländischen Literatur dabei ziemlich eingehend berücksichtigt und auch von neuzeitlichen Dichtern manche Proben in eigener Übersetzung eingeflochten. Aber eine erschöpfende Geschichte der neuisländischen Literatur lag nicht im Plane.

Nach einer kurzen allgemeinen Orientierung über Land und Volk hebt die Einleitung jene eigenartigen Seiten des Volkslebens hervor, welche mit dem Ursprung und Charakter der neuisländischen Literatur in innigster Beziehung stehen und derselben teilweise ihre Eigentümlichkeit aufgeprägt haben: die abendlichen Unterhaltungen, zumal während der langen Winterzeit; das Lesen der alten Sögur, das in neuester Zeit durch Romane, Zeitschriften und Zeitungen allerdings einige Einbuße erlitten hat; das Rezitieren der sog. Rimur, durch welche ein großer Teil älterer Poesie, volksmäßig umgestaltet, in patriarchalischer Weise weiterlebt; die Sangeswettkämpfe und Improvisationen, die ebenfalls noch ein Erbstück älterer Zeit sind; die Pflege der Volksdichtung überhaupt, die sich in allen Arten von Gelegenheitsgedichten, Totenklagen, Huldigungsversen, Naturbeschreibungen, Genrebildern, Bauernliedern, Schifferliedern, poetischen Episteln, Hohn- und Spottgedichten, kundgibt.

Der Isländer gibt dabei ungemein viel auf das Formale, Reim, Stabreim (Alliteration), Versbau, und so haben sich beim Volke selbst die alten Strophenformen der Edda, wenn auch nicht mit der Strenge der früheren Prosodie, erhalten. Nicht minder förderlich war es für die Poesie, daß das isländische Volk, wie kaum ein anderes, Neigung zu höherer Bildung besitzt und sich mit Rücksicht auf seine ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse auch wirklich zu einem hohen Grade von Bildung emporgeschwungen hat, daß zahlreiche Gelehrte, namentlich aus den Reihen der Geistlichkeit und der Beamten, dieses Streben unterstützten, und daß auch das weibliche Geschlecht für die Pflege der Literatur und der allgemeinen Bildung in seinem bescheidenen häuslichen Kreis viel Verständnis und Eifer an den Tag legte. Nur so war es möglich, daß das isländische Volk, trotz einer 300jährigen Leidensgeschichte, ähnlich wie das irische, ein durch und durch poetisches Volk geblieben ist und sich aus den Trümmern seiner mittelalterlichen Überlieferungen wieder eine neue Literatur geschaffen hat.

Von dieser Literatur entwirft uns Poestion nun zunächst ein zusammenhängendes Gesamtbild unter dem Titel „Übersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation".

Ein Rückblick auf die letzten Zeiten des Mittelalters, zum Teil auch auf die Anfänge und die Blüte der altisländischen Literatur vergegenwärtigt uns mehr den Verfall, der sich im 14. und 15. Jahrhundert auf allen Punkten geltend machte, als die glänzende Literatur und Kultur, welche dieser Zeit vorausging, und das viele Gute, das sich davon bis hinein ins 16. Jahrhundert vererbte.

Dann schildert uns der Verfasser die „Reformation", welche die bisherigen kirchlichen, politischen und literarischen Verhältnisse in Trümmer

schlug, ohne vorderhand etwas Besseres an ihre Stelle setzen zu können. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts leitet der Bischof Gudbrandur Porlákson mit seiner Bibelübersetzung (1586), seinem Psalmen- und Liederbuch eine neue Periode des religiösen Lebens und der Literatur ein. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wird dann die Geschichte und Literatur des Mittelalters zum Gegenstand gelehrter Forschung, und der Auffinder der Edda, Bischof Brynjólfr Sveinsson, neigte sich sogar wieder einer katholisierenden Richtung zu; auf dem Gebiete der Poesie wird aber nicht viel Bedeutendes geleistet. Nur der Psalmendichter Hallgrimur Pjetursson ragt weit über das Gewöhnliche hinaus, während der Humorist Stefán Olafsson mit seinen „Pferdeliedern" schon mehr den Galgenhumor des schwergeprüften Volkes zum Ausdruck bringt. Die bedeutendsten und bezeichnendsten Gestalten des 18. Jahrhunderts sind der gelehrte Archäolog und Handschriftensammler Árni Magnusson und der Geograph und Naturbeschreiber Eggert Olafsson. Eine reichere und vielseitigere Entwicklung des Geisteslebens überhaupt und besonders der Poesie führte erst das 19. Jahrhundert herbei, zugleich mit dem Wiedererwachen des nationalen Geistes und dem Streben nach politischer und wirtschaftlicher Selbständigkeit. Wie bei den vorausgehenden, gibt Poestion zunächst die Umrisse der politischen Geschichte und deren Einwirkung auf das Geistesleben im allgemeinen; dann führt er nach Fächern die Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Literatur vor.

Der Wert dieses zugleich kulturgeschichtlichen und literaturgeschichtlichen Gesamtbildes liegt vorzüglich in der Masse des geschichtlichen Details, das aus größeren Quellenwerken wie aus kleineren Spezialschriften, Monographien und Aufsätzen aller Art mit immensem Fleiß zum Ganzen verarbeitet und stets mit den betreffenden Quellenangaben versehen ist. Poestion hat so gewissermaßen alle vorausgehende Spezialliteratur in einem leicht zu überschauenden Repertorium gesammelt, das als Fundgrube für weitere Forschung von bleibendem Werte ist. Die Gruppierung nach Jahrhunderten und Fächern ist zwar mechanisch und eintönig, hat jedoch den Vorzug besserer Übersichtlichkeit. Die Darstellung ist im ganzen ungemein objektiv, meist unmittelbar auf gewichtige und unparteiische Zeugnisse gestützt. Nur an wenigen Stellen hat sie, vielleicht durch Anlehnung an protestantische Quellen, einen Anhauch erhalten, der das katholische Gefühl etwas fremdartig anmutet.

Der Verfall Islands während des ausgehenden Mittelalters ist wohl etwas zu grell geschildert, ohne genügend das viele Gute hervorzuheben, das noch immer weiter blühte, sowie die politischen Mißverhältnisse zu betonen, an welchen die Kirche keine Schuld trug und welche sie von manchem Vorwurf entlasten. Ohne die Objektivität irgendwie zu beeinträchtigen, hätte

auch deutlicher gezeigt werden können, wieviel Gutes sich aus der mittelalterlich-katholischen Zeit noch in die spätere lutherische vererbt hat, und wie gerade an diesen Überresten der Vergangenheit Volksleben und Volkspoesie den Ansatzpunkt zu einer eigenartigen, echt nationalen Erneuerung der Poesie und des Geisteslebens gefunden haben, während die Verbindung mit dem dänischen Staatskirchentum mehr die Zufuhr fremder Elemente begünstigte und das isländische Geistesleben in die Schwankungen und Veränderungen des dänischen hineinzog. Hiervon abgesehen, ist die gesamte Entwicklung des isländischen Geisteslebens mit aller nur erwünschten Vollständigkeit und Genauigkeit gezeichnet.

Mit diesem Gesamtbild ist die nötige Unterlage und der geschichtliche Hintergrund geschaffen, der den zweiten und Hauptteil des Werkes für jedermann verständlich und genußreich macht. Unter dem Titel „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung" treten hier die Hauptgestalten der neuisländischen Literatur einzeln aus dem Gesamtbilde hervor und werden durch kurze Biographien, literarische Würdigung und bezeichnende Proben eingehender gezeichnet. Diese literaturgeschichtlichen Porträts stehen an wissenschaftlichem Wert nicht hinter dem Gesamtbilde zurück, das dadurch noch wesentlich vertieft wird, sie bieten dazu aber auch noch einen reichen ästhetischen Genuß. Von den 24 Dichtern gehören Hallgrimur Pjetursson und Stefán Olafsson noch dem 17. Jahrhundert an, Páll Jónsson (Vidalin), Árni Böðvarsson, Gunnar Pálsson und Eggert Olafsson dem 18., Jón Þorláksson, Sigurður Pjetursson und Benedikt Gröndal der Ältere leiten ins 19. hinüber, die sämtlichen andern gehören dem 19. Jahrhundert an; die jüngsten derselben sind unter dem Titel „Jung-Island" zusammengestellt.

War es schon nicht leicht, aus kleineren und größeren Monographien, isländischen und dänischen Zeitschriften und Privatmitteilungen das biographische Material über so viele Dichter zu gewinnen, so war es wohl noch schwieriger, all ihrer Werke bis auf vereinzelte Broschüren, Festschriften und Flugblätter habhaft zu werden, über die zum Teil sehr umfangreichen Leistungen ein sicheres und gediegenes Urteil zu gewinnen, aus dem biographischen Rohstoff ein treffendes Bild herauszugestalten und aus den vielen Gedichten gerade recht bezeichnende als Proben hervorzuheben und treu zu übersetzen. Soweit ich beurteilen kann, hat Poestion diese schwierige Aufgabe sehr glücklich gelöst. Von den ungefähr 115 Proben hat er mehr als 90 selbst übersetzt, und zwar nicht nur genau und treu, sondern auch schön. Unter den von ihm entworfenen Charakterbildern finden sich viele überaus merkwürdige, eigenartige Gestalten, die jeden Leser anziehen werden.

Das altnordiſche Sonnenlied.

(Sólarljóð.)

Ein chriſtlicher Geſang der Edda[1].

Eine Divina Commedia im Keime, über 300 Jahre vor Dante, allerdings nur in einigen kräftigen Umriſſen ausgeführt, ohne ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie, aber tief poetiſch, in der markigen Sprache des ſkandinaviſchen Nordens, in der runenhaften Bilderſprache und den Versmaßen der älteren Edda, ja ein Teil der Edda ſelbſt — das iſt wohl nicht bloß eine literariſche Merkwürdigkeit, ſondern ein geſchichtliches Denkmal, das als das älteſte chriſtliche von Skandinavien über die gelehrten Fachkreiſe hinaus gekannt zu werden verdient. Ein ſolches Gedicht iſt das altnordiſche Sólarljóð, d. i. Sonnenlied. Wenn es nichtsdeſtoweniger von allen Liedern der Edda bei uns bis dahin die wenigſte Beachtung gefunden hat, ſo liegt das nicht am Mangel inneren Wertes, ſondern daran, daß die Gelehrten ſelbſt über den Begriff, Urſprung und Umfang der Edda nicht völlig einig waren, daß auch die übrigen Lieder der Edda nur langſam während des gegenwärtigen Jahrhunderts in Deutſchland ſich einbürgerten, und daß dabei das linguiſtiſche und mythologiſche Intereſſe bei weitem das hiſtoriſche, religiöſe und poetiſche überwog, ja beinahe verdrängte[2].

Man glaubte in den Göttermythen der Edda die Religion der germaniſchen Stämme wieder aufgefunden zu haben und entwarf im Anſchluß daran ein ſo hochpoetiſches, idealiſiertes Bild von ihrem Geiſtesleben, daß man faſt verführt werden mußte, ihren Übertritt zum Chriſtentum zu bedauern. Erblickte doch Jakob Grimm in der katholiſchen Marienverehrung nur das Wiederaufleben „ſchuldloſer, aber heidniſcher Anſchauungen, mit denen auch die Kirche allgemach eine feiner ausgeklügelte, in zahlreichen Legenden und Predigten verſponnene, feierlichere Andacht (attentio) zuſammenfließen ließ“[3], in der Heiligen- und Reliquienverehrung aber „das polytheiſtiſche Prinzip in

---

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXIV (1888) 419—443.

[2] Joh. Gottfried v. Herder überſetzte drei der ſchönſten Eddalieder: Völuſpá, Vegtamskvida und Odins Runenlied (Hávamál) nach den unvollſtändigen Texten, die er bei Reſenius (Edda Islandorum, Hafn. 1665—1673) und Bartholinus (De causis cont. mortis, Hafn. 1689) vorfand, und gab ſie als Proben isländiſcher Poeſie in ſeinen „Volksliedern“ (1778 u. 1779) oder, wie ſie ſpäter hießen, „Stimmen der Völker“. Ein Jahr zuvor erſchien die Überſetzung von Schimmelmann: Die isländiſche Edda, Stettin 1777. Erſt nach längerer Pauſe folgten dann die Überſetzungen von Von der Hagen (1814), der Gebrüder Grimm (1815), Majer (1818), Studach (1829), Ettmüller (1837), Simrock (1851, 8. Aufl. 1882), v. Wolzogen (1876), B. Wenzel (1877).

[3] Deutſche Mythologie, 3. Ausg., Göttingen 1854, Vorrede XXXII ff.

seiner Fortregung", und fand in den Kirchen und Kapellen des Mittelalters „mit schwülem Grabgeruch ein Anbeten toter Knochen, deren Echtheit und Wunderkraft selten beglaubigt, zuweilen ganz unmöglich scheint"[1]. Da wäre es doch offenbar fast besser gewesen, die germanischen Stämme wären ruhig bei ihrer so schönen und sinnigen Mythologie geblieben, bis Dr Martin Luther ihnen das richtige Gotteswort gebracht hätte. Grimms Freund, der Historiker Dahlmann, hat das auch ziemlich deutlich herausgesagt, indem er die Einführung des Christentums auf Island geradezu betrauert: „Gewiß, dem Isländer wurde von allen Söhnen des Nordens am meisten geraubt, als ihm seine Götter verleidet wurden, der Dienst des weißen Christus siegte. Er verlor alles, worin er Meister war, seine alte Naturanschauung und mit ihr den bildlichen Grund aller seiner Wissenschaft; seine Lehre von der Schöpfung der Welt und ihrem Untergange, welcher wohl nur in diesem Lande des Frostes und der Gluten sich so durchbilden konnte, wie er in Völuspá dasteht, verlor allen zusammengesparten Reichtum der Phantasie, welcher der Sohn seiner Armut war und sein Trost für Mangel an Kriegsfreude und Kriegsruhm, — um in der Lehre des Südens ein Schüler zu werden und zu bleiben."[2]

Auch Simrock hat sich von einer solchen übertriebenen Wertschätzung des nordischen Heidentums nicht freigehalten. Er bedauert nicht bloß, daß der Eifer der christlichen Priester das Heidentum in Deutschland bis auf die letzten Spuren ausgetilgt habe, er nennt auch die beiden Edden geradezu „gleichsam die nordische Bibel und somit auch die unsrige, da der Glaube der Nordmänner im wesentlichen mit dem deutschen übereinstimmt", und knüpft daran die seltsame Bemerkung:

„Wollen die Deutschen nun die ihrem Geiste eingeborenen und noch einwohnenden Götter verehren, wollen sie den Geist ihrer ältesten Geschichte zu sich sprechen lassen, so müssen sie nach diesem äußersten Thule (Island) wandern, und die Früchte kosten, die unter dem starrsten aller Himmel gereift sind."[3]

Bei einer solchen Auffassung des altnordischen und des germanischen Heidentums überhaupt kann es nicht befremden, wenn das einzige ausgesprochen christliche Lied der älteren Edda in Deutschland eine sehr stiefmütterliche Aufnahme fand. Es kam nicht gelegen. Die wunderliche Idee

---

[1] Deutsche Mythologie, 3. Ausg., Vorrede XLV.

[2] Geschichte von Dänemark II, Hamburg 1841, 265.

[3] Die Edda, die ältere und die jüngere, Stuttgart 1851, 319. — In seinem „Handbuch der deutschen Mythologie" gibt er jedoch zu, „daß die heidnische Form des religiösen Bewußtseins sich ausgelebt hatte, als das Christentum in die Welt trat oder doch als es den nordischen Völkern verkündigt wurde" (5. Aufl., Bonn 1878, S. 2).

Dahlmanns, das isländische Volk hätte durch die Annahme des Christentums seine poetische Schöpferkraft wie die wertvollsten religiösen Anschauungen eingebüßt, wurde durch dasselbe schlagend widerlegt. Gegenüber den kühnen Hypothesen, welche die Edda ins 6. Jahrhundert oder in ein noch höheres Altertum hinaufversetzten, rückte es die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit nahe, daß auch andere Lieder derselben nicht lange vor der ersten christlichen Periode entstanden sein können, daß „Völuspá und die Bibel" nicht bloß an einer Stelle „aneinander stoßen", wie J. Grimm meint, sondern auch in der Zeit ihrer Abfassung sich ziemlich nahe berühren[1], daß die Edda überhaupt kein abgeschlossenes Denkmal einer völlig heidnischen Vorzeit ist, sondern selbst schon den Übergang von der altheidnischen Mythenpoesie zur christlichen Skaldendichtung und zu der übrigen glänzenden Literatur Islands im christlichen Mittelalter bezeichnet. Das alles war aber nicht „germanisch" genug. Während Völuspá deshalb eine ganze Reihe von Erklärern beschäftigte, wurde das Sólarljóð kaum vorübergehend erwähnt. Als Simrock seine Übersetzung der beiden Edden zum erstenmal herausgab, bestritt er geradezu die Echtheit desselben, weil es christlich, also nicht altertümlich genug sei, und ließ es einfach weg[2]. Erst bei späteren Auflagen trug er es dann nach, aber nur als „Anhang", ohne es, gleich den übrigen Stücken, für sich im Zusammenhang mit den übrigen Liedern zu erklären[3]. Da andere Schriftsteller diesem Beispiele folgten, so ist es gekommen, daß, außer Fachgelehrten, sich kaum jemand um jene merkwürdige Dichtung zu kümmern pflegt.

Ein glücklicheres Los blühte ihr im skandinavischen Norden. Hier hielten die Sprachforscher und Geschichtschreiber, Altertumsforscher und Literaturhistoriker fast ausnahmslos das Sólarljóð hoch in Ehren — als ein den übrigen Eddaliedern gleichwertiges, hochbedeutsames Sprachdenkmal. Es wurde mit diesen zusammen herausgegeben, erforscht und kommentiert. Isländer und Norweger, Schweden und Dänen bemühten sich darum. Es

---

[1] Schon der isländische Kirchenhistoriker Finn Jónsson hat gewichtige Momente zusammengestellt, welche christliche Einflüsse auf den Dichter der Völuspá wahrscheinlich machen (Hist. Eccl. Islandiae I, Hafn. 1772, 23 24). Vgl. dazu die Ausführungen Weinholds in Haupts Zeitschrift VI 311 ff u. Vigfusson, Corp. Poet. Boreale I. Introd. LXVII. Bd II 645—352.

[2] Simrock, Edda[1] 322.

[3] Simrock, Edda[8]. „Die Lieder selbst sind mit wenigen Ausnahmen so altertümlich, daß sie aus christlicher Zeit nicht herrühren können; das Sólarlied aber muß ihr angehören, da es christliche und heidnische Vorstellungen mischt, weshalb es als nicht eddisch von uns ausgeschlossen wird, obgleich es sich in allen Handschriften findet; jedoch liefern wir es, seiner großen Schönheit wegen, in einem Anhang nach." — Daß sich das Gedicht in allen Handschriften findet, ist übrigens irrig; es ist nur in Papierhandschriften aus dem 17. Jahrhundert erhalten.

wurde wiederholt ins Lateinische[1], Dänische[2] und Schwedische[3] übersetzt und drang aus der gelehrten Literatur auch in die Volksliteratur hinüber. So reihte es der Schwede Afzelius seiner volkstümlichen Geschichte von Schweden, der Norweger Landstad seinen norwegischen Volksliedern ein[4]. Die Kirchenhistoriker erkannten darin ein überaus wichtiges Zeugnis für die erste christliche Periode, die Literaturhistoriker fanden darin ein merkwürdiges Bindeglied zwischen der älteren heidnischen und der christlichen Skaldenpoesie.

Der dänische Literaturforscher N. M. Petersen[5] nennt es ein „herrliches Gedicht" (et ypperligt digt), reiht es an die schönsten mythischen Lieder der Edda und bemerkt mit vielem Recht, daß seine Verwandtschaft mit denselben daran mahnt, die Edda nicht allzusehr en bloc für eine absolut heidnische Sammlung zu nehmen. „Es bleibt eine Frage, ob das Christliche nicht in mehrere der Dichtungen eingreift, so daß sie in dieselbe Zeit gehören. Das Sólarljóð ist deutlich, aber es gibt noch mehr Beweise, daß man das Christliche mit dem Heidnischen verband: Grógaldr, Christi Zusammenstellung mit Baldur, vielleicht auch der schöne Schluß der Völuspá, worin von dem Allmächtigen und vom Weltgericht die Rede ist, so daß auch Völuspá aus der christlichen Zeit herrühren könnte."

„Nachdem die Sonne des Christentums nun aufgegangen war", sagt der schwedische Sagenforscher Afzelius[6], „muß ein herrlicher Gesang, das ‚Sonnenlied' genannt, als ein hervorragendes Geschichtsdenkmal aus dieser oder der eben vorangegangenen Zeit hier aufbewahrt werden. Wie unsere Vorväter in dem ersten Zeitraum sich den Geist des Christentums angeeignet hatten, erhellt daraus; wir sehen daraus auch, wie die Königsskalden, ebenso wie sie zuvor das blutige Schlachtfeld und den ruhmreichen Tod gefeiert hatten, jetzt die Hoffnung der Frömmigkeit, die erhabene Sitten- und Tugendlehre des Christentums besangen."

Ähnlich lautet das Urteil des norwegischen Kirchenhistorikers A. Chr. Bang[7]: „Daß sich während des 11. Jahrhunderts unter dem Volke ein

---

[1] Finn Magnusen führt deren vier an: eine von dem isländischen Prästr Gudmund Högneson in Island verfaßt, eine zweite von Jón Olafsen in Kopenhagen geschrieben, eine dritte aus Schweden und eine vierte von Gudmund Magnusen.

[2] Sandvig, Danske sange af det aeldste tidsrum, Kjöbenh. 1780. — Finn Magnusen, Den aeldre Edda, Kjöbenh. 1821—1823. 4 Bde.

[3] Afzelius, Saemund den Vises Edda, Stockh. 1818.

[4] Norske Folkeviser I 67 ff.

[5] Den Oldnordiske Literaturs Historie. Annaler for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Kjöbenh. 1861, 111 113.

[6] Arv. Aug. Afzelius, Svenska Folkets Sago-Häfder. Andra Uppl. III, Stockholm 1844, 5 ff.

[7] A. Chr. Bang, Udsigt over den Norske Kirkes Historie under Katholicismen, Kristiania 1887, 81.

nicht geringer Aufschwung in religiöser Hinsicht vollzog, dafür erbringt das um diese Zeit abgefaßte Gedicht ‚Sólarljóð' ein unwidersprechliches Zeugnis. Hier herrscht doch wirklich eine religiöse Stimmung und ein Ernst, mit dem es wohl tut, sich bekannt zu machen."

Der dänische Kirchenhistoriker A. D. Jörgensen benützt die Dichtung in seinem trefflichen Werke über „die Begründung und erste Entwicklung der nordischen Kirche", um die Schilderung der kirchlichen Anschauungen des Nordens während der ersten Zeit durch Mitteilung eines dieser Zeit selbst entsproßten Geistesproduktes zusammenzufassen, nämlich des bekannten Sonnengesanges. Derselbe ist aufbewahrt in einer Sammlung alter Lieder, die uns aus dem 13. Jahrhundert überliefert ist und jetzt „die ältere Edda" genannt wird; schon damals hat man ihre Abfassung in eine ferne Vorzeit versetzt, und die heidnischen Bilder, die häufig gebraucht werden, machen es in hohem Grade wahrscheinlich, daß er der ersten Zeit des Christentums auf Island oder in Norwegen angehört[1].

Der isländische Sprachforscher und Literaturhistoriker Gudbrand Vigfusson[2], der die Dichtung in zwei voneinander ursprünglich getrennte zerlegt, glaubt, daß denselben das Hávamál oder sonst die ältesten Eddalieder als Vorbild gedient haben. „Daß unsere Gedichte alt sind (11. Jahrhundert?), darüber kann kein Zweifel bestehen; sie sind in einem alten Versmaß und beobachten die Quantität genau. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der oder die Verfasser die Völuspá gekannt haben mögen. Die geistige Beziehung zwischen den zwei Dichtern — der eine ein Heide mit leichten Anflügen von Christentum, der andere ein Christ mit heidnischen Erinnerungen — erlaubt uns, ihre Werke nebeneinander zu stellen. Der Gegenstand des Sonnengesanges war ein Lieblingsthema im 10. und 11. Jahrhundert, und wir haben eine Anzahl mittelalterlicher Visionen, Vorläufer der großen Commedia, welche sie alle in den Schatten stellte."

In erfreulicher Unparteilichkeit schließt sich diesen Äußerungen nordischer Gelehrter auch das Urteil eines neueren deutschen Literaturhistorikers an. „Das Sólarljóð", so urteilt Dr Ph. Schweitzer[3], „gehört zu den schönsten Erzeugnissen der alten Literatur und trägt den Ernst, die pathetische Erhabenheit, die ungekünstelte Sprache der schönsten Eddalieder. Mit ihm tritt die christliche Dichtung würdig in das geistige Leben der Normannen ein."

Wo, wann und von wem das Sonnenlied gedichtet worden ist, das wird sich wohl nie mehr genau feststellen lassen. Alle sichern Angaben

---

[1] A. D. Jörgensen, Den Nordiske Kirkes Grundlaeggelse og förste Udvikling I, Kjöbenh. 1874—1878, 593 ff.

[2] Gudbrand Vigfusson, Corpus Poeticum Boreale, Oxford 1883, Introduct. LXVIII; I 203 ff.

[3] Geschichte der altskandinavischen Literatur, Leipzig 1885, 147.

fehlen. Nur mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß es auf Island, und zwar zwischen dem Ende des 9. und der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstanden sein wird[1]. Mag der Kern der eddischen Mythen auch auf allgemeinen arischen Stammsagen beruhen, mag er sich auch zum Teil noch gemeinschaftlich mit den Sagen anderer germanischer Stämme entwickelt, zum Teil dann auf der skandinavischen Halbinsel seine eigentümlichere Fassung gewonnen haben: ihre letzte dichterische Gestalt haben sie auf Island erhalten, von da sind sie nach Norwegen als Edda zurückgekehrt. Island ist der Hauptsitz der nordischen Literatur, das Vaterland der meisten Skalden: Island allein hat die alten Götter- und Heldenlieder als kostbares Vermächtnis aufbewahrt und den Forschungen der späten Nachwelt überliefert. Gilt das aber von der älteren Edda überhaupt, so gilt es auch vom Sólarljóð.

Man hat sich dabei aber Island nicht als arme, trostlose Einöde zu denken, vom übrigen Europa abgetrennt, ohne jeden Verkehr mit den bereits christlich gewordenen Völkern, beschaulich träumend von seiner Asenlehre, von Riesen und Zwergen, Odin und Thor. Als Naddoðr, Garðar und Flóki um 860 die große Nordinsel entdeckten, waren England, Irland, Schottland schon längst christliche Länder und hatten ihre christliche Kultur und Literatur. In keltischen Liedern erklang das Lob des hl. Patrick und des hl. Brandan über die Westinseln dahin. Das Kloster Iona auf den Hebriden war längst ein leuchtender Mittelpunkt religiösen Lebens, ja einer ausgebreiteten Missionstätigkeit, als daselbst Abt Adamnan († 704) das Leben, die Wunder und Visionen des hl. Kolumba in klassischer Schönheit beschrieb[2]. Northumbrien hatte schon seinen ehrwürdigen Beda († 735) gehabt, der um das ferne Thule im Norden wußte; Kaedmon hatte daselbst die Schrecken der Hölle und die Freuden des Himmels in angelsächsischer Sprache besungen[3], Kynewulf die Höllenfahrt und Auferstehung Christi gefeiert und die schönsten Legenden in den alliterierenden Maßen des Nordens erzählt[4]. Bis hinauf zu den Orkaden war das Lob Gottes schon in den Sprachen und Rhythmen der bekehrten Völker ertönt. Nach Island selbst waren ein Jahrhundert vor den norwegischen Entdeckern keltische Mönche von den Westinseln aus

---

[1] Bang teilt es dem 11. Jahrhundert, Vigfusson dem Anfang des 11. Jahrhunderts, Jörgensen, Finn Magnusen und Afzelius der „ältesten christlichen Zeit" zu. Bergmann hält nach einer alten isländischen Volksüberlieferung den Saemund Sigfusson Hinn Fróði († 1133) für den Verfasser.

[2] Adamnan, De Vita B. Columbae (Migne, P. lat. LXXXVIII 759 ff).

[3] V. Beda, Hist. Eccl. l. 4, c. 23 (Migne, P. lat. XCV 213).

[4] B. ten Brink, Geschichte der englischen Literatur I, Berlin 1877, 64 ff. — J. H. Kirkland, A Study on the Anglo-Saxon poem. The Harrowing of Hell. Halle 1885.

gedrungen und hatten das Land Christo geweiht[1]. Irische Bücher, Glocken und Krummstäbe bezeugten den nachfolgenden skandinavischen Ansiedlern ihren Aufenthalt; unter dem Namen „Papar" lebte ihr Andenken bei denselben fort. Gleichzeitig mit den heidnischen Norwegern, welche von 874 an Island bevölkerten, zogen auch Christen und christliche Frauen keltischen Stammes aus den Westinseln daselbst ein[2]. Das Landnámabók hat zahlreiche Namen derselben erhalten[3]. Mochten Heidenleute aus Norwegen Tempelerde und Tempelpfosten mit sich nehmen, um dem Gotte Thor auf Island einen neuen „Hóf" zu bauen[4]: Örlyggr, der auf den Hebriden bei einem Bischof namens Patrick erzogen worden war, brachte eine Eisenglocke, ein Meßbuch und geweihte Erde mit, um dem hl. Kolumba eine Kirche zu errichten[5].

Unterdessen dauerten die Vikingerzüge, die schon ein Jahrhundert zuvor begonnen hatten, beständig fort. Zweimal wurde das Kloster Jona um diese Zeit von den Nordmännern verheert (797 und 824)[6]. Sie beunruhigten Irland, Nordfrankreich, Aquitanien, Spanien, England. Nach Grönland und Amerika drangen sie vor wie nach Sizilien und Konstantinopel. Zwei Jahre nachdem die Besiedelung Irlands begonnen, fuhr ein Normannenheer die Seine hinauf und belagerte Paris[7]. Durch das ganze 10. Jahrhundert begegnen uns diese wilden Heerfahrten, und unter ihren Häuptern finden wir isländische Krieger und Skalden, in Norwegen ebenso zu Haus wie auf ihrem fernen Eilande. Den Sommer brachten sie mit Raubzügen zu, den Winter über rasteten sie in irgend einer heimischen Bucht (Vík). So wenig ein solches Räuberleben zu Land und See den Eingang christlicher Zivilisation begünstigen mochte, wurden doch die wilden Recken mit derselben bekannt, und manche aus ihnen nahmen den Glauben an. So empfing der Isländer Egill Skallagrimsson (geb. 906, † 990) am Hofe des Königs Athelstan von Northumbrien um 930 mit 360 andern Nordmännern das Kreuzzeichen[8]. Am Hofe desselben Königs empfing Hákon

[1] Dicuil, De mensura orbis terrae. Ed. Walkenaer, Paris. 1807, c. VII.

[2] Etwas zu viel gesagt ist wohl, wenn Jörgensen meint: „Island erhielt, wie bekannt, seine ersten und meisten Ansiedler von Irland und den schottischen Inseln." A. a. O. I 209 ff.

[3] Landnámabók. Skálholti 1688, 13 41 52 106 115 174 (I 15; II 11 16; III 12 16; V 15). [4] Eyrbyggja Saga c. 4.

[5] Landnámabók 13 (I 15). St Kolumba wird daselbst „Kolumbylla" genannt, verschrieben statt „Kolumkylla". Vgl. Ven. Beda, Hist. Eccl. lib. 5. cap. 9 (Migne, P. lat. XCV 242).

[6] P. A. Munch, Det norske Folks historie I, Kristiana 1852, 419 437 443.

[7] Ebd. I 632 ff.

[8] Egils Saga Skallagrimssonar c. 50. — Finn Jónsson, Hist. Eccl. Isl. I 40. — ten Brink vermutet, daß der isländische Skalde sogar auf die angelsächsische Dichtung eingewirkt habe, indem um diese Zeit erst das nordische Versmaß Runhenda bei den Angelsachsen auftritt (a. a. O. I 109).

der Gute (935—951), jenem zu Ehren Athelstanfostri genannt, die heilige Taufe und brachte dann angelsächsische Priester mit nach Norwegen[1]. Wurden auch seine Christianisierungsversuche von den heidnischen Thröndern gewaltsam abgewiesen, so nahmen doch vereinzelte Norweger und Isländer die Botschaft des Heiles an, in andern wurde der Glaube an die alten Götter wenigstens wankend, und wenn den christlichen König auch ein heidnisches Loblied („Hákonarmál") zu Odin nach Walhalla berief, so war die innere Kraft des Heidentums doch um diese Zeit schon sehr erschüttert. Wie das Heidentum von da an langsam zusammenbröckelte, der eigentliche Glaube an die Götter abnahm, christliche Vorstellungen sich langsam Bahn brachen, dafür bieten die Njálssaga und andere isländische Sögur zahlreiche Belege dar[2]. An den alten Sitten und Gebräuchen, besonders an den Mahlzeiten und großen Gelagen zu Ehren der Götter, am Genuß des Opferfleisches, an den Kulthandlungen, welche mit dem Rechtsleben verwachsen waren, auch an zahlreichen abergläubischen Vorstellungen hing das Volk noch mit großer Zähigkeit; aber die innere Verehrung, der Glaube an die Götter schwand dahin. Man hatte von einem höheren und mächtigeren Gotte gehört, und einzelne fingen an, diesen anzurufen. Christliche und heidnische Strömungen wogten wirr durcheinander. Heiden näherten sich langsam dem Christentum; Bekehrte oder Halbbekehrte sanken wieder in das Heidentum zurück. Abkömmlinge von Christen machten wieder die Opferfeste mit, die Heiden begannen die Taufe nachzuahmen, indem sie die neugeborenen Kinder mit Wasser begossen und ihnen dabei den Namen gaben, wobei sogar eine Art Patenverhältnis aufkam[3]. Bei vielen war der Glaube an die Götter dem Glauben an die eigene stolze Kraft gewichen[4], ein Glaube, welcher dem unruhigen Treiben der Vikinger, ihren Raubzügen zu Land und See, ihren Rechtshändeln, Zweikämpfen, Mordbrennereien und Gewalttaten aller Art am besten entsprach. Der Viking stellte sich selbst an die Stelle des Gottes Thor, schwang statt des Hammers sein gewaltiges Schlachtschwert und erkämpfte sich damit Gold, Ruhm und Genuß.

In diese wilde, abenteuerliche Welt muß man sich versetzen, wenn man das Sólarljóð richtig auffassen will. Den Wolken eines sich verziehenden mächtigen Gewitters vergleichbar, ragen noch die Phantasiegestalten der alten

[1] Heimskringla, Haralds Saga Harfagra c. 43—45. — Hákonar Saga goða, c. 1—3 16—20.

[2] Niáls Saga c. 89 101. — Laxdaela Saga c. 40. — Jüngere Olafs S. Tryggo c. 200. — Harðar S. Gimkelssonar c. 19. — Landnámabók I c. 5 7 11; II c. 4; III c. 11.

[3] K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum II, München 1855, 226 278.

[4] Ebd. II 247 ff 259 ff.

Mythologie in sie hinein, Odin und Freyja, Nördr, der Meergott, und Nidi, der Gott des Neumonds, vor allem aber Hel, die Tochter Lokis und die Schwester des Fenriswolfs und der ungeheuern Schlange, die unersättlich nach Menschenblut Gierige. Doch die Götter sind an die Grenze des Jenseits zurückgedrängt, regieren die Welt nicht mehr. Da waltet stolzer Übermut, nimmer befriedigte Gier nach Habe und Genuß, Verrat, der eifersüchtige Kampf um Liebeslust, Raub und Gewalttat. Der ist der Glückliche, der die meisten Speere warf, die meisten Schilde brach, die meisten Goldspangen erbeutete, die schönsten Frauen entführt, die weitesten Meere durchfurcht, Männer zittern und Weiber weinen gemacht hat. Solchen ungezähmten Recken, den letzten Überresten der heidnischen Germanenstämme, die vor dem Christentum gleichsam bis an die Grenzen der bekannten Welt zurückgewichen waren, das Evangelium der Liebe zu predigen, wäre eine aussichtslose Aufgabe gewesen, wenn sich die wilde Naturkraft nicht selbst einigermaßen ausgetobt, die Berührung mit christlichen Elementen sie nicht im Laufe von mehr als hundert Jahren langsam umgewandelt und nach und nach gebändigt hätte. In den alten Anschauungen über den Untergang alles Großen und Herrlichen, der Welt und der Asen selbst mischte sich halb mythologisch die christliche Ankündigung des Weltgerichts, die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, die Botschaft des Mächtigen von oben, der alles erneuern soll. Was aber auch den todesmutigen Viking erschüttern mußte, das war der Tod, das Scheiden aus dieser Welt in ein unbekanntes Jenseits, voll Qual für den Frevler, voll ewiger Wonne für den Schuldlosen oder Büßenden. An diesem Punkte setzt unser Gedicht ein. Der Name Christi oder Mariä kommt nicht darin vor. Statt des Gebots der Feindesliebe finden wir darin die Warnung vor falschen Freunden. Es tönt stellenweise so urwüchsig, als hätte es einer gedichtet, der noch nicht getauft war, sondern nur das Kreuzzeichen empfangen hatte. Doch andere Stellen bezeugen klar und deutlich den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit, an die Notwendigkeit der Gnade, des Gebetes, an die Pflicht der äußeren Gottesverehrung und Sonntagsheiligung, an die Macht der Buße, an die Gemeinschaft der Heiligen.

Das Gedicht ist, wie erst aus späteren Strophen ersichtlich wird, die Rede eines verstorbenen Isländers, der seinem Sohne im Traume erscheint, ihm zuerst eine Reihe väterlicher Belehrungen über seine christlichen Pflichten erteilt und ihm dann in einer Art Vision die letzten Dinge, seinen eigenen Tod, die Qualen der Verdammten in der Hölle und die Wonnen der Seligen im Paradiese schildert. Dann fügt er einige rätselhafte Strophen von altmythologischem Gepräge hinzu und gebietet dem Sohne, das Lied als geistiges Vermächtnis, als kurzen Abriß der Weisheit sich zu merken und in Ehren zu halten. Der erste Teil erinnert an die Spruchweisheit des „Hávamál“,

der zweite an die Gesichte der „Völuspá". Der übrige Inhalt ist in den ältesten (mangelhaften) Niederschriften folgendermaßen gruppiert:

I. Des Vaters Lehren:

1. Die Geschichte vom bekehrten Räuber. An der Bekehrung eines Räubers wird die Notwendigkeit und Macht der Gnade gezeigt. Str. 1—7.

2. Warnungen an Beispielen:
   a. Vor der Anhänglichkeit an irdisches Gut (Unnar u. Sävald). Str. 8 9.
   b. Vor der Liebe Macht (Svásodr u. Skart Hedinn). Str. 10—14.
   c. Vor Stolz und Übermut (Rádný u. Bébogi). Str. 15—18.
   d. Vor unklugem Vertrauen auf schmeichlerische Feinde (Sörli). Str. 19—24.

3. Mahnungen zur Tugend (die sieben Räte):
   a. Anrufung der Engel und Heiligen. Str. 25.
   b. Genugtuung für Handlungen des Zornes. Str. 26.
   c. Notwendigkeit des Verkehrs mit Gott. Str. 27.
   d. Notwendigkeit häufigen Gebets. Str. 28.
   e. Notwendigkeit, sich rechtzeitig auf den Tod vorzubereiten. Str. 29.
   f. Notwendigkeit eines reinen Lebens. Str. 30.
   g. Notwendigkeit glaubensvoller Einfalt. Str. 31.

4. Zusammenfassung der sieben Räte. Str. 32.

II. Die letzten Dinge:

1. Der Tod.
   a. Anhänglichkeit der Menschen an das Leben und an dessen täuschende Güter. Str. 33—35.
   b. Vergeblicher Kampf gegen den herannahenden Tod. Str. 36—38.
   c. Die sieben Tage der Krankheit. Str. 39—45.
   d. Das Hinscheiden und die Todesnacht. Str. 46—48.
   e. Nichtigkeit alles Irdischen. Str. 49 50.
   f. Das Begräbnis. Str. 51.
   g. Die Fahrt zur Unterwelt. Str. 52.

2. Die Hölle.

   Eintritt in die Hölle. Str. 53. — Die Höllendrachen. Str. 54.
   Der Sonnenhirsch. Str. 55. — Die sieben Söhne Nids. Str. 56.
   Die blutige Mühle mit den Höllenweibern. Str. 57 58.
   Die Gewalttätigen. Str. 59. — Die verstockt Ungläubigen. Str. 60.
   Die Neidischen. Str. 61. — Die Habsüchtigen. Str. 62.
   Die Lügner. Str. 63. — Die Räuber. Str. 64.
   Die Verächter des Gottesdienstes. Str. 65. — Die Prunksüchtigen. Str. 66.
   Die Verleumder. Str. 67. — Gesamtbild. Str. 68.

3. Der Himmel.

   Die Wohltäter der Kirche. Str. 69.
   Die Wohltäter der Armen. Str. 70.
   Die Befolger des Fastengebots. Str. 71.
   Die treuen Erfüller ihrer Kindespflicht. Str. 72.

Diejenigen, die ihr Fleiſch kreuzigten. Str. 73.
Die ſchuldlos Ermordeten. Str. 74.
Gebet zum dreieinigen Gott. Str. 75.

III. Der Schluß:

1. Die Rätſelrunen des Hirſchhorns.
   Bingvör, Liſtvör und Augiarn. Str. 76.
   Freyja. Str. 77.
   Der Zwerg Vigdvalinn und das Hirſchhorn. Str. 78.
   Die neun Töchter Niörds. Str. 79.
   Svafr und Svafrlogi. Str. 80.
2. Schlußmahnung.
   Benennung des Liedes. Str. 81.
   Trennung und Schlußgebet. Str. 82.
   Lob des Geſanges. Str. 83.

Daß die Schilderung des Himmels nicht in ſo vollſtändiger Weiſe erhalten iſt als jene der Hölle, wird ſchon dadurch nahe gelegt, daß hier die gleichlautende Eingangsſtrophe fehlt, mit welcher die Schilderung des Todes und der Hölle beginnt und welche der beliebte Parallelismus auch hier erforderte. Wahrſcheinlich ſind mit dem Übergang auch andere Strophen verloren gegangen. Doch wir wollen nun das Gedicht ſelbſt folgen laſſen[1], und zwar in derſelben Anordnung, in welcher es aus den Handſchriften in ſämtliche ältere Ausgaben übergegangen iſt. Wenn ſich nämlich gleich die Scheidung des Gedichtes in zwei, wie ſie Vigfuſſon vorgenommen hat: „Die chriſtliche Weisheit“ (Str. 80; 1—32; 76—79) und „Das Sonnenlied“ (33—75; 81—83), mit einer gewiſſen Verſchiedenheit des Stils und einer größeren poetiſchen Abrundung der zwei Teile begründen läßt, ſo gibt doch auch die alte Reihenfolge einen ganz guten Zuſammenhang und entbehrt nicht dichteriſcher Schönheit.

Sólarljóð.

1. Gut raffte weg und Blut den Wandernden
   Der herzloſe Unhold.
   Über den Weg, den er bewachte,
   Mochte lebend keiner kommen.

---

[1] Zu Grund gelegt iſt der ſorgfältig revidierte Text mit den Emendationen und Konjekturen von G. Vigfuſſon (Corpus Poet. Boreale I 204—207 508—511). Verglichen wurden die Kommentare von Finn Magnuſen (Den aeldre Edda III 189—230), Bergmann (Les Chants de Sôl, Strasbourg-Paris 1858), F. W. Peterſſon (Solsången, Öfversättning från Isländskan jemte Upplysningar, Köpenhamn 1862), ſowie die Überſetzungen von Afzelius (Svenska Folkets Sago-Häfder III 5—22), Jörgenſen (Grundlaeggelsen etc. 595—605), Thorpe (bei Longfellow Tauchn. Ed. of Brit. Class. Bd 991, S. 413—416), Simrock (Edda[8] 320—330).

2. Allein aß er alle Tage,
Keinen Mann lud er zum Mahle,
Bis müd einst und machtlos
Ein Gast durch die Gasse kam.

3. Durstig tat der Dürftige,
Nach Speise schmachtend;
Zagenden Herzens zeigt' er Vertraun
Dem, der als Wüt'rich sonst immer waltete.

4. Trank und Speise gab der dem Todmüden
Gutwillig, gerne;
Gottes gedachte er, gut bewirtet' er ihn;
Denn ihn reute sein Räuberleben.

5. Auf sprang jener, Böses sann er,
Mit Undank vergalt er die Gabe.
Seine Schuld schwoll; im Schlummer mordete
Er den Weisen, sonst Wachsamen.

6. Des Himmels Gott rief dieser zu Hilfe,
Da verwundet er erwachte;
Und so nahm seine Sünden der andre auf sich,
Der den Schuldlosen treubrüchig tötete.

7. Heilige Engel vom Himmel stiegen
Und holten seine Seele zu sich;
In reinem Leben wird er leben
Ewig mit dem allmächtigen Gott.

---

8. Über Reichtum und Heil richtet kein Mensch,
Ob ihm auch alles gerne glückte.
Mancher findet, was er flieht;
Keiner bestellt den Frieden sich selbst.

9. Sävald und Unnar[1] sannen wohl nicht,
Daß ihr Glück zerstieben sollte.
Bloß wurden sie, von allem bar,
Sie flohen gleich Wölfen in den Wald.

---

10. Leid hat vielen die Liebe gebracht[2];
Oft kommt von Weibern Wehe.
Zur Schmach sie wurden, ob schön auch sie schuf
Der gütige Gott.

---

[1] Keine historischen oder anderweitig bekannten Namen; man hat an Vikinger zu denken, welche nach allgemeiner Sitte viel Reichtum zusammenrafften, dann friedlos erklärt wurden und als vogelfrei (útilegumenn) ein elendes Leben führten.

[2] Wörtlich: „Der Liebe (Wollust) Macht hat viele betrübt."

11. Eins waren Svafodr und Skart Hedinn [1],
Keiner mochte den andern missen,
Bis sie wüteten um ein Weib;
Das war ihnen gestellt zum Sturze.

12. Nichts wünschten sie mehr als die weiße Maid,
Nicht Fest [2], nicht frohe Tage.
Nichts sannen sie mehr, nichts sahen sie
Als ihren lichten Leib.

13. Es ward ihnen düster die dunkle Nacht.
Nimmer mochten süß sie schlummern [3].
Aus ihrem Harm quoll Todeshaß
Zwischen Herzensfreunden.

14. Dem Übermaß folgt immerdar
Grimmiger Entgelt.
Im Schwertstreit [4] um das stolze Weib
Durchbohrten sich beide.

---

15. Frevlen Mut soll hegen kein Mann!
Bewährt hab' ich das sicher gesehn.
Meist fallen, die ihm folgen,
Aus Gottes Gnade.

16. Reich waren sie, Radny und Vebogi,
Und glaubten allein das Glück zu pachten:
Da darben sie nun und drehen die Wunden
An dem Herde hin und her.

17. Sie pochten auf sich und prunkten stolz
Als die einzigen über allen;
Aber es wandte ihr Wohlergehen
Anders der allmächtige Gott.

18. Wollust in buntem Wechsel sie suchten
Und sparten Goldes beim Spiele nicht.
Nun büßen sie's beide, da bettelnd sie gehen
Zwischen Frost und Feuer.

---

19. Deinen Feinden gib Folge nie [5],
Ob sie auch schmeichelnde Worte sprechen,
Wergeld dir verheißen; zur Warnung laß
Anderer Schaden dir weislich werden.

---

[1] Ebenfalls anderweitig unbekannte Namen. Magnusen erinnert an den Zweikampf zwischen Hrafn u. Gunnlaug Ormstunga (Gunnlaugs Saga Ormstunga); doch läßt sich die Anspielung nicht genauer nachweisen.

[2] Wörtlich: „Spiel".

[3] Wörtlich: „Keinen süßen Schlaf fanden sie mehr."

[4] A holm þeir gengo, „sie gingen zum Holm" (Insel), d. h. Zweikampf.

[5] Wörtlich: „Deinen Feinden traue du niemals."

20. So ging es Sörli, dem Gutberatnen,
Da er sich gab in Vigulfs Gewalt.
Treulich vertraut' er ihm. Doch jener trog ihn,
Der vergossen seines Bruders Blut.

21. Geleit gab er ihnen in guten Treuen,
Sie versprachen Wergeld dagegen.
Gut Freund schienen sie gastlich beim Trunke,
Doch alles war Trug und Tücke nur.

22. Denn gleich darauf, am andern Tag,
Da sie ritten nach Rygjardal [1],
Da traf ihr Schwert den schuldlosen Mann,
Und sie ließen sein Leben schwinden.

23. Sie schleppten den Leichnam zur hehlenden Schlucht,
Tief bargen sie ihn im Brunnen [2].
Heimlich sollt's bleiben. Doch sah es der Herr,
Der Heilige vom Himmel herab.

24. Seine Seele rief der selige Gott
In seine wahre Wonne.
Die Mörder aber, mein' ich, werden
Spät aus ihren Qualen kommen.

25. Bitte die Disen [3], die Gott dienenden [4],
Zu sein dir hold im Herzen;
Die Woche drauf nach deinem Willen
Wird sich alles zum Wohl dir wenden.

26. Werke des Zorns, die wild du begangen,
Nicht mit mehr des Bösen büße;
Trauernde tröste mit guten Taten,
Dann wird sich fühlen selig die Seele.

27. Zum Herrn sollst du rufen um Heil und Segen,
Denn alles Herrliche schuf seine Hand.
Vielen Schaden schafft sich ein jeder,
Der Fehde mit seinem Vater führt [5].

[1] „Das Tal zwischen den Bergen" (Magnusen). — „Das Riesental", abgel. von Rygr, Riesin (Petersson). — Vigfusson übersetzt Ryedal und hält den Namen für nicht-isländisch.

[2] Wörtlich: „Und sie warfen ihn in einen Brunnen (Sumpf) nieder."

[3] Disir, in den heidnischen Liedern „Göttinnen, heilige Jungfrauen oder weibliche Schutzgeister", hier „Maria und andere Heilige" (Magnusen). — Im Heliand heißt die heilige Jungfrau Idis, bei Ottfried Itis. Siehe Simrock, Mythol. 362 469.

[4] Drottins mäla, „die Schutzheiligen des Wortes Gottes" (Jörgensen), Les protectrices conversant avec le Seigneur (Bergmann). Wörtlich: „Die Schutzgeister der Reden des Herrn".

[5] Text unsicher. — „Wehe dem Mann, der in Streit mit seinem Vater lebt" (Jörgensen). — „Großen Schaden zieht sich der Mann zu, der in Fehde mit seinem Vater liegt" (Magnusen).

28. Fleißig muß um das man flehen,
Deſſen man ſich dürftig deucht.
Er bleibt in Not ſtets[1], der nie betet;
Niemand achtet des Schweigenden Schaden.

29. Zu ſpät kam ich, ob auch zeitig beſchieden,
Zu des Schiedsrichters Schwelle.
Den Richtſpruch mißt' ich, den er mir maß,
Das Mahl erlangt, der ſich meldet[2].

30. Der Schuld wegen iſt's, daß ſchmerzlich wir fahren
Fort aus dieſer Welt des Wehs.
Keiner bebt, der nicht Böſes begangen;
Gut iſt's, jeden Makel zu meiden.

31. Wölfen wohl ähnlich werden alle,
Die Hinterliſt hegen.
Sie werden's fühlen, wenn ihre Füße
Müſſen gehn durch glühende Gaſſen.

32. Freundliche Räte, fein verbunden,
Lehr' ich dich ſieben zuſammen.
Wahre ſie wohl, wirf ſie nicht weg;
Immer nützen ſie dem, der ſie nimmt[3].

33. Nun iſt zu ſagen, wie ſelig ich war
In der Wonne Welt,
Und fürder, wie der Völker Söhne
Wider Wunſch zu Grabe wallen.

34. Stolz und Luſt täuſchen der Sterblichen Söhne,
Die nach Reichtümern ringen.
Leuchtendes Gold wird zu langem Leide,
Manchem brachten Schätze Schaden[4].

35. Glücklich in allem galt ich den Menſchen,
Denn wenig wußt' ich voraus.
Zu kurzem Weilen[5] der Herr dieſe Welt ſchuf,
Doch voller Freude.

[1] Allz á völ (Vigfuſſon): alls án verðr. „Alles muß entbehren" (Mag.). „Manque de tout" (Bergm.).

[2] Sá hefir krös es krefr. Wörtlich: „So erhält den Leckerbiſſen, der ihn verlangt."

[3] Hier ſchließt nach Vigfuſſon der Hauptteil des einen Gedichtes, und es beginnt das eigentliche „Sonnenlied". Mir ſcheint der Anfang des folgenden Verſes: Frá þvi es at segja, eher einem Übergang als dem Beginn eines neuen Gedichtes zu entſprechen.

[4] Wörtlich: „Viele hat Reichtum betört."

[5] Dvalarheim von dvala, Aufenthalt.

36. Krumm saß ich da, langsam dahingeknickt,
Mächtig lüstete mich, zu leben.
Doch der behielt recht, der reicher an Macht war,
Der Todgeweihten Lauf ist getan [1].

37. Hels Fesseln wurden fest und fester
Um die Glieder mir gegürtet [2].
Sprengen wollt' ich sie, zu stark waren sie:
Leicht ist's dem Losen, zu wandeln [3].

38. Ich allein weiß, wie allerwegen
Leiden um mich sich lud.
Hels Mägde [4] holten mich heim
Grausig alle Abend [5].

39. Die Sonne sah ich, den schönen Tagesstern
In der Sturmwelt Tiefen tauchen.
Der Hölle Pforten hört' ich drüben
Donnernd dröhnen [6].

40. Die Sonne sah ich, schaurig blutig gestreift,
Fast ward ich da der Welt entrückt.
Glorreicher schien sie mir zu glühen,
Als ich jemals sie gesehn.

41. Die Sonne sah ich, da schien es mir,
Als säh' ich einen gütigen Gott.
Die leuchtende grüßt' ich, zum letztenmale [7]
Mich ihr neigend hienieden [8].

---

[1] „Für den zum Tode Bestimmten (feigr) geht der Weg voran" (Magnusen).

[2] Wörtlich: „Um die Seiten gezogen". Vgl. Caedmon (Wright): But around me lie iron bonds, pressed with this cord of chain; I am powerless. Me have so hard the clasps of hell, so firmly grasped.

[3] K. Maurer (Bekehrung ꝛc. II 74) faßt diese Strophen noch als Ausdruck heidnischer Vorstellungen: „Traurig ist darum auch schon die Ladung in Hels Reich; mit harten Banden umspannt sie den ihr Verfallenen; gern würde er sie zerreißen, aber er vermag es nicht; Angst bedrängt ihn, und gräßlich laden ihn alle Abend der Hel Mädchen (Heljar meyjar) heim: die Sonne sieht er in trauriges Dunkel versinken und hört bereits den dumpfen Ton des Gitters der Hel." Seiner Ansicht, daß in der heidnischen Unterwelt nicht von Strafen und Qualen die Rede sei, steht Völuspá Str. 44 45 nicht entgegen, wenn man diese schon als eine Einwirkung christlicher Einflüsse faßt. Vgl. Simrock, Edda 339.

[4] „Der Hel Mägde" sind die bösen Nornen. Vgl. Gisla Saga Sursonar c. 24 30.

[5] Nun beginnen die Strophen, von welchen die Dichtung ihren Namen führt.

[6] þióta þungliga, erdröhnen „schwer", dumpf.

[7] Wörtlich: „Ihr neigte ich mich zum letztenmale in der Menschenwelt."

[8] Von einem Enkel des ersten isländischen Ansiedlers Ingólfr, welcher Reykjavik gründete, erzählt das Landnámabók (I. Tl, K. 9): „Sein (Thorsteins) Sohn war Thorkell Mani, der Gesetzessprecher, der von allen Heidenleuten auf Island, soweit man weiß, der am besten gesittete war. In seiner letzten Krankheit (hélsott) ließ

42. Die Sonne ſah ich, ſo ſie ſtrahlte:
Mir deuchte mein Wiſſen zu weichen.
Doch drüben rauſchten die rollenden Ströme [1],
In Blut tief getaucht.

43. Die Sonne ſah ich, im Schauen zitternd
Voll des Schreckens, vom Schlag getroffen,
Mein Herz war vom heftigen Schmerz
Zerfahren in Fetzen.

44. Die Sonne ſah ich, ſelten ſo traurig,
Faſt war ich dieſer Welt entwandt;
Die Zunge ward mir hart wie Holz,
Von außen faßte Froſt mich.

45. Die Sonne ſah ich — dann nie mehr
Nach dieſem traurigen Tage.
Bergfluten floſſen um mich zuſammen,
Ein End' ward der Pein, ich wanderte weg.

46. Es floh der Hoffnungsſtern [2] — fürchterlich ward mir
Fort aus der bangen Bruſt.
Hoch auf flog er, haltend nirgends,
Daß er möchte Frieden finden.

47. Länger als alle war die eine Nacht.
Starr lag ich auf Stroh.
Wahr befand ſich Gottes Wort da:
Moder iſt der Menſch nur.

48. Würdige das und wiſſ' es, wirkender Gott [3],
Der du ſchufeſt Himmel und Erde!
Wie freudlos viel hinfahren,
Ob ſie der Freunde auch viele zählten [4].

49. Seiner Werke Lohn wirbt jeder.
Selig iſt, der Tüchtiges tat.
Für all meinen Reichtum ward zur Raſt mir
Von Sand ein Bett gebreitet.

---

er ſich in die Sonnenſtrahlen tragen und befahl ſich in die Hände des Gottes, der die Sonne geſchaffen hat. Er hatte auch ſo rein gelebt wie die Chriſten, die am beſten geſittet ſind." Vgl. Maurer, Bekehrung ꝛc. II 253. Vigfuſſon I 508.

[1] Gylfar-straumar, boiling streams (Vigfuſſon); Magnuſen, Bergmann uſw. leſen Gjallar-straumar „die Ströme Giölls", eines Fluſſes der Unterwelt. Simrock, Myth. 77. — J. Grimm, Myth. II 762.

[2] Magnuſen und Petersſon nehmen den Stern aſtrologiſch; Jörgenſen verſteht unter dem Stern die Seele, welche die Hoffnung der Ewigkeit in ſich trägt, aber entflieht, da der Tod, die Neugeburt der Seele, eintrifft.

[3] Text unſicher.

[4] Ebenfalls. „Obſchon ſie ihre Verwandten verlaſſen" (Magnuſen). „Gewaltſam von ihren Verwandten werden ſie geſchieden" (Afzelius).

50. Des Fleisches Lüste die Leute betören,
Zu viel daraus macht sich mancher.
Des Bades Lauge ward mir am leidsten,
Weit mehr als alles[1].

51. Auf dem Nornensitz[2] saß ich neun Tage,
Dann ward ich auf einen Hengst gehoben.
Zaubersonnen[3] zuckten schrecklich
Aus wirr zerriss'nen Wolken nieder[4].

52. Nach innen und außen, deucht mir, durchfuhr ich
Siegeshimmel[5] sieben.
Oben und unten forscht' ich nach Fährten,
Wo ich fände die gradeste Gasse.

53. Nun ist zu sagen, was zuerst ich sah,
Da ich nach Qualheim kam.
Versengte Vögel, die Seelen waren,
Dicht umher wie Fliegen flogen[6].

54. Gen Westen sah ich die Wahndrachen[7] fliegen,
Hinter sich lassend brennende Bahnen;
Die Schwingen schüttelten sie; mir schien,
Erd' und Himmel zersprängen.

55. Den Sonnenhirsch[8] sah ich südwärts fahren:
Ihn zügelten zwei am Zaum;
Das Feld faßten die Füße noch,
Doch ragten die Hörner zum Himmel.

---

[1] „Der Reiche, dem der Gebrauch des Bades im Leben sehr angenehm war, findet jetzt das Waschen der Leiche ganz unausstehlich" (Magnusen).

[2] Auf der Leichenbahre.

[3] Gygjar sólir. Troldenes Sol er Maanen (Magnusen), „Hexensonnen" (Vigfusson).

[4] Wörtlich: „aus den Fenstern der tropfenden Wolken".

[5] Was die sieben sigr-himma bedeuten, ist ungewiß; Magnusen nimmt sie für das Fegfeuer.

[6] Vgl. Dante, Inferno 5, 25 ff.

La bufera infernal, che mai non resta
Mena gli spirti con la sua rapina,
Voltando e percotendo li molesta.

[7] Vánar-dreka, nach Vánar-gandr gebildet, einem Namen des Fenriswolf.

[8] „Der Hirsch war bei mehreren alten Völkern — auch in der Edda (unter dem Namen Eikthyrnir) — ein Sinnbild des Äthers und der Sonne" (Magnusen). Er gehört zu den Tieren, welche die Weltesche benagen. „Ekthyrnir heißt der Hirsch vor Heervaters Saal, der an Lärads Laube zehrt. Von seinem Horngeweih tropft es nach Hvergelmir: davon stammen alle Ströme" (Grimnism. Str. 26). Vgl. Simrock, Myth. 37 282 330.

56. Nordwärts ſah ich Nids[1] Söhne reiten,
Es waren ihrer ſieben zuſammen.
Aus vollem Horn tranken ſie friſchen Meth
Vom Brunnen Baug-Röriß[2].

57. Der Wind ſchwieg, die Waſſer legten ſich;
Da hört' ich ein kreiſchend Knarren.
Ihren Männern truggewohnte Weiber
Mahlten Moder zum Mahle.

58. Bluttriefende Steine die traurigen Weiber
Düſter drehten.
Blutige Herzen hingen zur Bruſt heraus,
Von Leid müd ohne Maß.

59. Verſtümmelte Männer ſah matt ich wandeln
Durch glühende Gaſſen:
Ihr Antlitz ſchien allzeit zu ſprühen
Von Hexenblut rauchend rot[3].

60. Manche Männer ſah' ich, zu Moder geworden,
Die nicht empfangen der Sterbenden Stärkung[4].
Heidniſche Sterne ſtanden überm Haupte ihnen
In Schreckenszeichen gezogen.

61. Männer ſah ich da, die einſt mannigfach
Um anderer Glück Neid nährten.
Blutige Runen die Bruſt durchfurchten,
Gar peinlich eingeprägt.

62. Männer ſah ich da, mutlos, freudlos,
Die waren weit vom Weg verirrt.
Das gewinnt, wer an dieſer Welt
Eitelkeit zum Affen wird.

---

[1] Nidi, der Name des Neumondes. Vgl. Grimm, Myth. II 673.

[2] Baug-rori, der Ring-Schüttler, der Goldaufhäufer — entſpricht dem bibliſchen Mammon.

[3] Man vergleiche das allgemeine Bild, das Völuſpá Str. 44 und 45 von der Hölle gibt: „Einen Saal ſeh' ich, der Sonne fern in Naſtrand, die Türen ſind nordwärts gekehrt, Gifttropfen träufeln durch das Getäfel; aus Schlangenrücken iſt der Saal gewunden. Im ſtarrenden Strom ſtehen und waten Meuchelmörder und Meineidige und die anderer Liebſten ins Ohr geraunt. Da ſaugt Nidhöggr der Verſtorbenen Leichen, der Menſchenwürger." Auch Dante verſetzt Luzifer ſelbſt in einen Eisſtrom: Lo'mperador del doloroso regno Da mezzo 'l petto uscìa fuor della ghiaccia (Inf. 34, 28).

[4] Wörtlich: „die nicht den (letzten) Dienſt erhalten". — Unter dem „Dienſt" verſteht Magnuſen „die letzte Ölung"; es iſt wohl aber an die Sakramente der Sterbenden überhaupt zu denken, nicht aber an „das letzte Geleit", wie Simrock überſetzt.

63. Männer sah ich da, die in manchen Dingen
Trüg'risch andrer Gut griffen.
In Flocken fuhren sie zu Fegjarns[1] Burg
Und trugen Bürden von Blei[2].

64. Männer sah ich da, die manchem hatten
Gut und Blut geraubt.
In die Brust der Bösen sich bohrten
Grimmige Giftdrachen.

65. Männer sah ich da, die am mindesten wollten
Halten heilige Tage.
Ihre Hände waren an heiße Steine
Schmerzlich geschmiedet[3].

66. Männer sah ich da, frevlen Mutes,
Die einst prunkten in prächtigem Staat:
Ihre Gewande waren wundervoll
Von Feuer umfangen.

67. Männer sah ich da, die manches Wort
Auf andre Leute gelogen:
Der Hölle Raben aus ihrem Haupte
Unbarmherzig die Augen hackten[4].

68. Alles Weh mag einer nicht wissen,
Das die Höllenbewohner haben.
Süße Sünden werden zu sauren Bußen,
Immer folgt das Leid der Lust[5].

— —

69. Männer sah ich da[6], manchmal hatten
Gaben nach Gottes Gebot sie gebracht:
Helle Kerzen überm Haupte ihnen
Glommen glänzendschön.

70. Männer sah ich da, die mannhaft edel
Brachten den Notleidenden Lind'rung,
Engel lasen heil'ge Bücher und Himmelsschriften[7]
Überm Haupte ihnen.

[1] Fégjarn adj. geizig, habsüchtig — hier personifiziert „die Burg des Geizes".

[2] Vgl. Dante, Inferno 7, 25 ff.

[3] Die Strafe entspricht der verbotenen Handarbeit an heiligen Tagen (Arni Magnusson).

[4] Nach heidnischer Vorstellung mußten die Lügner (gleich den übrigen Verdammten) durch einen Strom waten. Vgl. Sigurdarkvida fáfnisbana önnur Str. 3 4. — Dagegen droht Menglada dem Fjölsvidr (im Fjölvinnsmál Str. 45) mit dem Aushacken der Augen durch Raben, wenn er lüge.

[5] So wörtlich; Simrock übersetzt: „Hochmut kommt vor dem Fall".

[6] Hier fehlt, wie oben bemerkt, offenbar eine überleitende Strophe, mit welcher wahrscheinlich noch andere verloren gegangen sind.

[7] ok himna-skript, so ergänzt Vigfusson den sonst unvollständigen Vers.

71. Männer sah ich da, die mutvoll zähmten
Fastend einst ihr Fleisch:
Engel Gottes neigten sich vor ihnen allen,
Das ist höchste Herrlichkeit [1].

72. Männer sah ich da, mit ihrer Mutter teilend
Brachen sie ihr Brot [2]:
Auf Himmelsstrahlen stand das Lager ihnen
Zur Ruhe gerüstet.

73. Heil'ge Jungfrauen hatten, rein gewaschen
Schön von jeder Schuld,
Jene Männer, die an manchem Tage
Gepeinigt sich selbst.

74. Hehre Wagen sah ich hoch zum Himmel fahren,
Grad empor zu Gott.
Männer lenkten sie, die Mord entraffte,
Frei von jedem Fehl.

75. Allmächt'ger Vater, gleichmächt'ger Sohn,
Heiliger Geist des Himmels!
Dich bitt' ich, scheide, der du uns geschaffen,
Uns von allem Übel auch!

---

76. Bingvör und Listvör sitzen an Herdis' Pforten [3]
Auf Augiarns [4] Thron.
Nornenblut fällt aus ihren Nasen,
Das weckt Fehde unter den Völkern.

77. Odins Weib [5] rudert auf der Erde Schiff,
Lechzend nach Lust.
Ihre Segel werden spät gefaltet,
Sie hängen stramm an großen Stricken.

[1] Wörtlich: „das ist höchste Wonne".

[2] Jörgensen nimmt módar als Plural von móda, Fluß, und übersetzt: „denen der Fluß Speise in den Mund gegeben" (d. h. welche die Abstinenz beobachteten). Die andern Erklärer lesen módur, Pluralform von módir, Mutter, und beziehen die Strophe auf die Belohnung der Kindesliebe. Daß die heidnischen Normänner diese Pflicht wenig achteten und daß gerade in diesem Punkt das Christentum das Naturgesetz wieder zu Ansehen brachte, steht fest. Vgl. Bergmann, Le Chants de Sól 146 147. Maurer, Bekehrung ꝛc. II 181 ff.

[3] Vigfusson zieht diese und die folgende Strophe ganz in Zweifel. Die älteren Erklärer lesen „Bjugvör und Listvör" und nehmen sie als Kriegsgottheiten, Personifikationen von Gewalt und List, Herdis für „Odin".

[4] Agjarn, ehrgeizig, habsüchtig. „Auf dem Thron der Habsucht" (Vigfusson).

[5] Odins kván, Freyja, die nordische Venus, über welche Loki spottet: „Schweige du, Freyja! Dich kenn' ich vollends. Keines Makels mangelst du. Der Asen und Alfen, die hier inne sind, bist du jedes Buhlerin" (Oegisdrekka, Str. 30).

78. Erbe! Dein Vater, ich hab' dir enträtselt
Und Solkatlas Söhne[1]
Das Hirschhorn[2], das vom Grabhügel holte
Der weise Vigdvalinn[3].

79. Hier ruhen die Runen, die eingeritzt haben
Njörds Töcher, die neune,
Baugvörr die älteste und Kreppvörr die jüngste,
Und ihre Schwestern, die sieben.

80. Wie viele Greuel haben begangen
Svafr und Svafrlogi!
Blut sie weckten und Wunden sie sogen
— — — — — —[4]

81. Dieses Lied, das ich dich lehrte,
Sollst du weiter den Lebenden liefern:
Das **Sonnenlied**, das soll man nie
Zeihen können der kleinsten Lüge.

82. Hier scheiden wir, wir schauen uns wieder
Am ewigen Ehrentag[5].
Schenk, mein Herr! den Entschlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben[6].

83. Weisheit, hehre, ward dir enthüllt im Traum,
Du sahst sie bestätigt selber.
Vordem im Volke war keiner so kundig,
Daß er hätte gehört das Sonnenlied singen.

[1] Sólköltlo syuir nach Magnusen „die Söhne der Himmelswölbung" (des Himmels), d. h. die Engel oder himmlischen Geister.

[2] Das Hirschhorn, Symbol des Blitzes, des Sonnenhirsches und der Unterwelt; der Sinn wäre etwa: „Mit der Hilfe der Engel habe ich dir die Rätsel des Grabes und des Jenseits gelöst."

[3] Vigdvalinn, der „Kampfzwerg" (Vigfusson) oder „Kampfberuhiger" (Magnusen). Wie er kommen auch die neun Töchter Njörds (des Meergottes) sonst nicht vor und bleiben darum rätselhaft.

[4] Text ganz unsicher; Magnusen liest: undir illum eyvana, „unter allen bösen Vanen"; Bergmann: undir öllum Eyvana; sous l'Éternel-Habitué de tous (dem Himmel); Afzelius läßt die ganze Strophe weg; Bugge und Vigfusson setzen sie als Fragment an die Spitze des ganzen Gedichtes. Dem Sinn nach schließt sie sich besser an Str. 76 und 77 an, wo der Dichter nochmals Umschau über die blutigen Kämpfe der Gegenwart hält.

[5] Wörtlich: „am Tag der großen Freude".

[6] Mit Recht bemerkt Vigfusson (I 500), daß diese beiden Verse (im Norden) sehr berühmt sind: auf seine Frage, wo sie herstammen, ist zu erwidern, daß die doppelte Bitte für Lebende und Verstorbene in die ältesten Liturgien hinaufreicht und dem katholischen Geiste so nahe liegt wie die Bitten des Vaterunsers. Wörtlich beisammen finden wir sie in dem Missale Gothicum (in Natale S. Stephani Proto-

Am dunkelſten wird die Dichtung gegen den Schluß hin. Laſſen ſich hier auch nicht alle einzelnen Verſe völlig befriedigend erklären, ſo gibt doch das Ganze auch in ſeiner alten Anordnung einen guten Zuſammenhang. Nachdem der Vater die ſchöne Anrufung an die heiligſte Dreifaltigkeit geſprochen, blickt er vom Himmel auf die Erde zurück, auf ſein noch zwiſchen Heidentum und Chriſtentum ringendes Nordland, auf das Treiben der damals noch immer fortdauernden Vikingerzüge. Odin herrſcht noch über einen großen Teil der Welt; an ſeinen Toren thronen Liſt und Gewalt auf dem Herrſcherſtuhl des Geizes. Odins Weib, die Sinnenluſt, fährt noch mit vollen Segeln einher. Das Heidentum waltet noch mächtig unter den Menſchen. Es zeugt aber gegen ſich ſelbſt. An den Runen, die geheimnisvoll der alte Glaube auf das Hirſchhorn eingeritzt, erklärt der Vater dem Sohne die Elemente des neuen. Habſucht und Gewalt mögen weiter unter den Menſchen herrſchen und noch Ströme Bluts vergießen: für den Chriſten iſt die Sonne aufgegangen, iſt das Sonnenlied erklungen. Es bietet die

martyris) aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts: Tribue, quaesumus, ut viventes salutem, defuncti requiem consequantur aeternam (Mabillon, De Liturgia Gallica Paris. 1792, 194). Vgl. die Meſſe auf das Feſt der hl. Ferreolus und Ferrucio: ut non solum viventibus praesidia, verum etiam defunctis caris nostris requiem obtinere mereantur (ebd. 270). — Im Liber Sacramentorum des hl. Gregorius M. (Ende des 6. Jahrhunderts) lautet das Gebet für einen Verſtorbenen: Praesta, Domine, quaesumus, ut anima famuli tui, cuius anniversarium depositionis diem celebramus, his purgata sacrificiis, indulgentiam pariter et requiem capiat sempiternam (Migne, P. lat. LXXVIII 217). Im Liber Antiphonarius desſelben Papſtes aber begegnen wir (In agenda mortuorum) dem Anfang der jetzigen Totenmeſſe: Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis (Migne a. a. O. 722). Einer der Codices (exemplar Compendiense S. Cornelii) ſtammt aus dem 9. Jahrhundert und enthält von derſelben Hand eine Proſa, aus der hervorgeht, daß damals die Normannen Frankreich beunruhigten. Da das Kloſter zu Compiègne von Karl dem Kahlen (843—877) geſtiftet wurde, ſo fallen dieſe Unruhen mit den Vikingerzügen unter Sigfrid, Haaſtein und Gange-Rolf, dem Sohne des Mörejarls Ragnwalds zuſammen. Vgl. P. A. Munch, Det Norske Folks Historie I, Kristiania 1852, 633 ff. — Migne a. a. O. 637. — Daß das Gebet, wie es die römiſche und gotiſch-fränkiſche Liturgie enthält, dem Sinne nach in die älteſte chriſtliche Vorzeit zurückdatiert, beweiſen die Apoſtoliſchen Konſtitutionen (lib. 8, cap. 41), wo das Gebet für die Verſtorbenen mit den Worten beginnt: *Ὑπὲρ ἀναπαυσαμένων ἐν Χριστῷ ἀδελφῶν*, Pro fratribus qui in Christo quieverunt, und nicht nur ihrer Seele der Himmel erfleht wird (*χῶρος εὐσεβῶν ἀνειμένος*), ſondern auch ihrem Leibe eine friedliche Ruheſtätte hienieden (*γῆ εὐθείων συναναπαυομένη*). Bingham, Origenes X, Halae 1729, 64 65. Schon in der älteſten chriſtlichen Zeit der germaniſchen Länder wurden die Katafalke und Prachtgräber in den Kirchen, wie derjenige des hl. Olaf, den die Heimskringla beſchreibt (Magnus S. goda c. 10), einfach Requies (oder auch Pausatio) genannt (Chronicon Laureshamenense) — Eigil in Vita S. Sturmii Abbatis fuldensis n. 20: Super sepulchrum vero beati Martyris Bonifacii auro argentoque compositam composuit arcam, quam solemus Requiem appellare. Vgl. Du Cange, Requies.

Wahrheit, wenn auch dem Sohne nur in traumhafter Vision mitgeteilt; es gewährt die sichere Hoffnung ewigen Wiedersehens am Tag der großen Freude. Der Christenglaube — denn er ist das Lied der ewigen Sonne — vereint Vater und Sohn auch über das Grab hinaus. Der Vater kann den Sohn mahnen, der Sohn für den Vater flehen. Verstorbene und Lebende umfängt das heilige Liebesflehen:

„Schenk, mein Herr! den Entschlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben!"

Wie „Völuspá" und „Hávamál" zeigt uns auch das „Sólarljód" gar manche schöne und erhebende Seite des germanischen Volksgeistes: Kraft, männlichen Ernst, tiefes Naturgefühl, treue Anhänglichkeit an die Seinen. Wie jene Dichtungen jedoch und wie die zahlreichen Sögur aus der Zeit, welche der Christianisierung vorangeht, gemahnt auch das Sonnenlied unwidersprechlich an die Tatsache, daß die vorchristliche Kultur der germanischen Stämme von vielen neueren Geschichtschreibern, Mythenforschern und Dichtern mit viel zu günstigen Farben ausgemalt und idealisiert worden ist, als hätte ihnen das Christentum kaum mehr etwas bringen können, höchstens etwa eine kleine spekulative Verfeinerung des Gottesbegriffs, als hätten diese edlen Urgermanen kaum einen Anteil an der allgemeinen Erbschuld gehabt. Dem ist aber nicht so. In kraftvoller Lapidarschrift weisen uns die Runen der Edda das Gegenteil. Stolz, Übermut, Wollust, Unmäßigkeit, Grausamkeit, Betrug, Hinterlist, Raub, Mord und Mordbrennerei charakterisieren die Götter ebenso wie jene des heidnischen Olymps[1]. Und wie die Götter, so war auch der größere Teil ihrer Verehrer. Die raffinierten Laster der entarteten Römerwelt mochten den Germanen des Nordens fern geblieben sein; schöne Züge der Rechtlichkeit, der Treue, der Gattenliebe und andere natürliche Tugenden können wir vielfach an ihnen bewundern: aber um sie sittenrein zu finden, muß dem Worte Sittenreinheit erst die widersprechendste Deutung gegeben werden. Der Dichter des Sonnenliedes hat das Island und Norwegen seiner Zeit besser gekannt als die deutschen „Monotheisten", die heute für Odin und Freyja schwärmen. Wenn er seinen Sohn zuvörderst vor den rohesten Gewalttaten warnte und seine übrigen Belehrungen nur in eine Welt passen, wo blutige Gewalttat an der Tagesordnung war, so hat er seine guten Gründe gehabt. Die übrigen Geschichtsquellen beweisen das zur Genüge. Noch auf dem Althing, an welchem die offizielle Annahme des Christentums in Beratung gezogen wurde, war von Menschenopfern die Rede, und noch Jahrzehnte vergingen danach, ehe dem Aussetzen kränklicher Kinder

[1] Horum temporum mores quales fuerint, abunde testantur historiae. Tot enim incendia, homicidia, rapinae, adulteria et fraudes memorantur, ut pudeat pigeatve enumerare (Ioh. Finn, Hist. Eccl. Islandiae I 84).

ein Ende gemacht war. Erst die großen Glaubenswahrheiten des Christentums haben Licht gebracht in die lange nordische Finsternis, deren mythologische Traumgestalten wir als poetische Phantasiegebilde bewundern mögen, die aber als Religion uns nur mit Widerwillen und Abscheu erfüllen können. Eine wahre sittliche Bildung ist auch im Norden erst eingezogen, als der Hammer des Tor dem Kreuze der Welterlösung weichen mußte und als an die Stelle der unheimlichen Zauberformeln das Bekenntnis des dreieinigen Gottes trat.

Die Edda[1].

Island ist das einzige der germanischen Länder, das seine alte Sprache seit einem Jahrtausend nahezu unverändert bewahrt hat — jene Norraena oder Danska tunga, welche einst den ganzen skandinavischen Norden beherrschte, eine schöne, an Worten und Formen reiche, höchst gesetzmäßig ausgebildete, klangvolle und poetische Sprache, in mancher Hinsicht den Tochtersprachen überlegen, welche sich aus ihr entwickelt haben und nunmehr die Landessprachen Dänemarks und der Skandinavischen Halbinsel sind.

Mit diesem köstlichen Erbstück brachten die norwegischen Auswanderer und Landnáma-Männer des 9. Jahrhunderts reichen andern Baustoff zu einer künftigen Literatur mit aus der alten Heimat herüber: eine spekulativ zwar sehr unbefriedigende, aber poetisch anschauliche und fruchtbare Göttersage, welche alle Kräfte und Erscheinungen der Natur vermenschlichte und zu einer großen Welttragödie verband; eine Heldensage voll der reichsten und ergreifendsten Motive; eine volksmäßige Spruchweisheit, die neben einiger Spreu doch auch die schönsten Kerngedanken enthielt; ein sehr entwickeltes Rechtssystem, welches, obwohl noch ungeschrieben, doch in lebendiger Wirksamkeit alle privaten und öffentlichen Verhältnisse umspannte und in demokratischen Volksversammlungen von den fähigsten Männern stets weiter ausgebildet ward; dann Liebe und Übung der Dichtkunst sowohl seitens eigentlicher Skalden oder Dichter von Beruf als auch von seiten des Volkes; endlich Familienüberlieferungen, durch welche jeder Clan mit der früheren Heimat in Verbindung stand und seinen Ruf in der neuen begründete.

[1] Island und die Färöer[3], Freiburg 1902, 318—324. — Baumgartner hatte bereits in den „Stimmen aus Maria-Laach" die Geschichte der isländischen Literatur ziemlich eingehend behandelt: „Aus Islands Vorzeit" (XXVIII 521 ff); „Islands mittelalterliche Literatur" (XXIX) 160 ff; „Das altnordische Sonnenlied" (XXXIV 419 ff); in seinem Werke „Island und die Färöer" bietet er in sechs Kapiteln eine vollständige Literaturgeschichte bis zu den Umwälzungen der „Reformation". Einen gedrängten Überblick über die gesamte isländische Literatur bis in die neueste Zeit aber im Kirchenlexikon VI[1] (1889) 979—991. Der kurze Aufsatz über die Edda ist hier nochmals aufgenommen worden der Vollständigkeit der Sache halber.

Während beliebte Dichtungen im treuen Gedächtnis des Volkes weiterlebten und zu andern anregten, schufen die jugendkräftige Phantasie und das abenteuerliche Leben der Kolonisten der Poesie wie der Geschichte beständig neuen Stoff. Alle Küsten der Nordsee, die britischen Inseln, die Orkneys und Färöer, Grönland und Amerika, besonders aber die alte Heimat Norwegen ward von ihren Meerdrachen besucht. Island selbst war unaufhörlich der Schauplatz neuer Kämpfe. Mit dem Christentum drang ein Element der gewaltigsten Verwicklung und Gärung in das Leben des Inselvolkes. Religion, Kult, Bildung, Gesetzgebung, öffentliches und privates Leben gestalteten sich langsam um ohne gewaltsam entscheidenden Kampf, aber unter desto häufigerem kleinen Zusammenstoß. Jahrzehnte lebten Christentum und Heidentum sich stets berührend, bekämpfend, mischend und entzweiend, nebeneinander fort, das erstere politisch siegreich, das andere durch alte Gewohnheit noch die Geister fesselnd.

Das höchste Kleinod der isländischen Literatur und zugleich das Bindeglied, welches sie am innigsten mit dem deutschen und mit dem europäischen Geistesleben überhaupt verbindet, sind unzweifelhaft jene Götter- und Heldensagen, welche ohne eine eigentliche künstlerische Zusammengehörigkeit in der sog. *älteren Edda* gesammelt sind. Man mag sie mit einer Wunderblume vergleichen, deren Keime gleich allen älteren abendländischen Volksüberlieferungen im fernen Orient wurzelt, deren Gezweige sich dann in mannigfacher Verschlingung über das Abendland hinrankte und sich bereits entfaltete, als die heutigen germanischen und skandinavischen Völker noch dieselbe Göttersage umfing. Von den ersten norwegischen Ansiedlern ward sie hinübergepflanzt auf die entlegene Insel und entwickelte sich hier unter dem matten Schein der Polarsonne und unter der Feuerpracht des Nordlichtes zum seltsamsten Eisgebilde voll grotesker Phantastik, voll wilden urwüchsigen Lebens in seinen Figuren, aber starr und kalt in seinen Farben, das Bild einer längst untergegangenen Welt.

Welche Bestandteile der gemeinsamen indogermanischen Abstammung, welche der germanischen Völkerfamilie überhaupt, welche hinwieder dem skandinavischen Elemente und insbesondere den Isländern zuzuschreiben sind, die diese merkwürdigen Dichtungen zuerst fixierten, wann die schriftliche Aufzeichnung stattfand und wer dabei im Spiele war: alle diese Fragen und andere mit ihnen zusammenhängende haben schon ganze Scharen gelehrter Forscher beschäftigt, und doch hat sich das darüber waltende Dunkel noch keineswegs gelichtet. Sicher ist, daß man sie nicht als ein ausschließliches Heiligtum des skandinavischen Nordens betrachten darf, daß sie aber noch viel weniger unter die deutsche Nationalflagge gehören, daß vielmehr das nächste und beste Recht darauf jenes Volk hat, in dessen Sprache sie geschrieben sind und das der letzte Hüter des alten germanischen Mythenschatzes

war, als derselbe, als Religion entwertet, immer weiter in den Norden geflüchtet wurde und auch da endlich seine religiöse Bedeutung verlor, um als Dichtung der fruchtbare Keim einer ganzen Literatur zu werden.

Von den sechzehn mythologischen Dichtungen ist bei weitem die großartigste der Spruch der nordischen Sibylle, die „Völuspá". Weltanfang, Weltuntergang und Welterneuerung, die ganze Theogonie und Weltgeschichte ist hier in eine ergreifende Vision zusammengedrängt, die den nicht Vorbereiteten erst wie ein indischer Götzentempel anstarren mag, aber den ruhig Forschenden immer mehr wie eine gewaltige Elegie anmuten wird, welche das nordische Heidentum, seinen nahen Sturz ahnend, sich selbst gesungen. Im „Grimnismál" und „Vafthrudnismál" werden einzelne Züge des großen Gesamtbildes weiter ausgemalt, in dem ersteren besonders die zwölf Himmelsburgen, in dem andern einige Momente der Schöpfungsgeschichte und des Weltendes. Die Vorboten, Anzeichen und bangen Ahnungen sind in „Ódins Rabenzauber" (Hrafnagaldr Ódins) ergreifend ausgeführt, nicht weniger schön die Ahnungen der Götter über Baldurs Tod in der „Vegtamskvidá" (dem Liede vom Wanderer). Das einfachste, klarste und künstlerisch abgerundetste der nordischen Lieder ist die „Thrymskvida" oder „Hamarsheimt" (die Heimholung des Hammers). Um sich seinen Hammer wieder zu verschaffen, der in die Hände des Riesen Thrym geraten ist, verkleidet sich der rotbärtige Gott Thórr als Freyja und läßt sich in Lokis Begleitung als Braut anmelden. Zur Verlobung reicht Thrym den Hammer her, den aber Thórr nur ergreift, um den Riesen und sein ganzes Geschlecht zu zermalmen. Ebenso listig, standhaft, kraftvoll zeigt sich der beliebteste der nordischen Volksgötter in der „Hýmiskvida", wo er mit dem Riesen Hymir auf den Fischfang auszieht und ihm nach verschiedenen Kraftproben endlich den Bierkessel entreißt, dessen die Götter zu ihrem Festmahl bedürfen. Im „Hárbardsljód" dagegen, einem Gespräch zwischen dem unter dem Namen Hárbard verborgenen Odinn und Thórr, zieht dieser, der Beschirmer der Erde, des Ackerbaus und alles irdischen Waltens, den kürzeren gegen den mächtigsten der Asen, seinen Vater, den Beherrscher der Geisterwelt und den Heerführer im großen Götterkampfe. Das Fragespiel „Alvißmál" ahmt das „Vafthrudnismál" nach. Wie dort Odinn in den mannigfachsten Fragen über den Riesen Vafthrudnir triumphiert, so gewinnt hier Thórr dem klugen Zwerg Alviß den Vorrang ab. Während in den bisherigen Dichtungen Odinn und Thórr im Vordergrund stehen, schildert „Skirnisför" die Werbung des Gottes Freyr durch seinen Diener Skirnir um die schöne Riesentochter Gerdr, das „Hyndluljód" den zärtlichen Anteil der Göttin Freyja an ihrem sterblichen Günstling Ottar und an dessen Genealogie, das „Rigsmál" endlich die Abstammung der verschiedenen menschlichen Stämme von dem Gotte Heimdall.

Einen weiteren Umblick über die Mythologie gewährt „Ögisdrecka“ (Ögirs Trinkgelage), die dramatisch lebhafte Schilderung eines großen Gelages bei dem Meergott Ögir, bei welchem Loki, der Stifter alles Bösen, der Satan des nordischen Göttervolkes, der Reihe nach alle Götter verhöhnt, lästert und in derbster Weise verspottet, bis der abwesende Thórr endlich erscheint und seinem Unwesen ein Ende macht. Das Ganze ist eine so furchtbare Satire, daß man darin sogar den Angriff eines christlichen Skalden gegen das Götzentum hat erblicken wollen; doch paßt der Schluß keineswegs zu dieser Annahme, und in Lokis Treiben ist an sich kein Widerspruch gegen eine Götterwelt, die von vornherein dem schließlichen Untergang geweiht erscheint.

An die meist balladenartig lebhaft dialogisierten Sagen reiht sich im „Hávamál“ (Lied des Hohen) ein kerniges, bildreiches Spruchbuch, das Odinn in den Mund gelegt ist, aber die Weisheit eines alten Viking nicht übersteigt, welcher die Erfahrungen seiner Kämpfe, Geschäfte, Liebesabenteuer, Feindschaften und Freundschaften seines ganzen privaten und öffentlichen Lebens mit großer Ruhe und Gemütlichkeit zum besten gibt, nicht ohne einen wehmütigen Nachklang von unglücklicher Liebe, zugleich aber mit hoher Verehrung für die Macht der Runen, Poesie, Wissen und Weisheit. Der letzte Teil des Hávamál, das sog. Runenlied Odinns ist in „Grógaldr“ (Erweckung der Gróa) nachgeahmt, worin Mutter Gróa ihrem Sohn zehn segenbringende Runensprüche mit auf seine Lebensfahrt gibt. Die Erwähnung, daß das Zusammentreffen mit christlichen Leichen kein Unheil bringe, weist bereits auf christliche Einflüsse hin. Ganz christlich aber ist das Sonnenlied (Sólarljód).

Rätselhaft ist trotz vieler Forschungen das „Fjölsvinnsmál“ geblieben. Es schildert die Rückkehr eines Wanderers namens Vindkaldr zu der Burg seiner Braut Menglöd. Der Wächter Fjölsvidr wehrt ihm den Eintritt, was zu einer weitläufigen Beschreibung der mythischen Burg, ihres Gartens, ihrer Umgebung und ihrer Insassen führt. Am Schluß erklärt sich der Wanderer als der Bräutigam, dem Menglöd trotz seiner langen Abwesenheit treu geblieben; Menglöd kommt, erkennt ihn und das freudige Wiedersehen klingt in die frohe Zuversicht aus, ewig selig zusammenzuleben. Nach Grimms Erklärung wäre Menglöd Freyja selbst, die Göttin der Liebe und des Frühlings.

Wie die alte Göttersage, so hat sich auch die Heldensage bei den Nordmännern nicht zu einem einheitlichen, geschlossenen Epos gestaltet. Die unruhige Phantasie, stets durch neue Taten beschäftigt, durch kein Schrifttum und keine friedliche Kultur gefesselt, faßte nur sprungweise bald diesen bald jenen Hauptzug der Sagen ins Auge, zeichnete ihn in großen Umrissen hin und schenkte ihm ihre ganze ungeteilte Begeisterung. Die einzelnen Teile

ordnen sich nicht zur geglätteten Mosaik zusammen, aber die ursprüngliche Kraft und Leidenschaft des alten Volks- und Heldentums spricht sich darin ebenso gewaltig aus als in den deutschen Heldenbüchern. Von den einundzwanzig für sich abgeschlossenen Heldendichtungen ist eine dem Schmiede Völundre, dem deutschen Wieland, gewidmet, eine andere erzählt den Heldentod des Helgi, des Sohnes König Hjövards, zwei die Taten und Geschicke eines andern Helgi, des Hundingtöters; die übrigen endlich verherrlichen die verschiedenen Helden der Völsungen, Niflungen und Gjukungen, besonders Sigurdr, Brynhildr, Gudrún, Atli und Högni. Die feierliche Weissagung des Gripir führt Sigurdr (den deutschen Siegfried) als Hauptheld ein; dann folgt die Geschichte des unheilbringenden Schatzes, um dessentwillen König Hreidmar von seinem Sohne Fáfnir ermordet wird. Die Entzweiung der Brüder Fáfnir und Reginn, Reginns Bund mit Sigurdr, Sigurdrs Sieg über den in Drachengestalt seinen Schatz hütenden Fáfnir, Reginns Tötung durch Sigurdr, welcher nunmehr alleiniger Herr des Schatzes ist und stolz zu Gjukis Burg reitet. Auf dem Wege entdeckt er Brynhildr und entzaubert sie von dem durch Odinn über sie verhängten Schlafe, freit und heiratet Gudrún (die Chriemhild des Nibelungenliedes), erwirbt Brynhildr für seinen Schwager Gunnar, Gjukis Sohn. Brynhildr in Sigurdr verliebt, auf Gudrún neidisch und deshalb unglücklich, reizt Gunnar zu dessen Morde auf. Högni mahnt davon ab, aber Guthorm vollzieht die Bluttat. Brynhildr ersticht sich, um im Tod mit Sigurdr vereint zu sein. Dann folgt Gudrúns Verheiratung mit Atli (Etzel), Atlis Verrat an den Gjukungen Gunnar und Högni. Nachdem Atli beide schrecklichem Tod überantwortet, erhebt sich Gudrún als Rächerin, tötet ihre mit Atli erzeugten Söhne, läßt Atli ihr Herz essen und ihr Blut trinken, durchbohrt ihn selbst in trunkenem Schlummer und steckt die Burg in Brand. Ihr schreckensvolles Jammerschicksal ist damit noch nicht erfüllt. Der König Jörmundrekr läßt ihre Tochter Svanhildr, seine Gattin, von Rossen zerstampfen; Gudrún reizt dafür ihre Söhne Hamdir und Sörli zur Rache auf; diese hauen Jörmundrekr Hände und Füße ab und werden endlich selbst auf Odinns Dazwischenkunft getötet. Als jammervolle Niobe aller Kinder beraubt, durch Ströme von Racheblut besudelt, ruft sie endlich den Schatten ihres geliebten Sigurdr herbei und besteigt den Scheiterhaufen.

Einer der ergreifendsten Momente im Verlauf dieser gewaltigen Tragödie ist die Klage Gudrúns an Sigurdrs Leiche, wie sie im ersten sog. Gudrúnlied beschrieben wird.

„Gudrún", so erzählt die Prosa-Einleitung zu dem weit älteren Gesang, „saß über dem toten Sigurdr gelehnt. Sie weinte nicht wie andere Frauen, aber das Herz sprang ihr beinahe vor Gram. Es traten zu ihr hin sowohl Frauen als Männer, um sie zu trösten, aber das war nicht leicht. Es

geht der Bericht unter den Leuten, daß Gudrún von Fáfnirs Herz gegessen habe, und daß sie deshalb der Vögel Stimme verstehe. Das aber wird von Gudrún berichtet:

Einst wars, daß Gudrún gerne wollt' sterben,
Da sie saß sorgenvoll über Sigurd.
Sie kannte kein Schreien, kein Schlagen der Hände,
Sie wehklagte nimmer wie andere Weiber.

Es kamen Jarle, hofkundige Männer,
Des harten Wehes Wucht ihr zu lösen,
Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
Schmerzvoll sie meinte schier zu zerspringen.

Blühend saßen Jarlarbräute,
Goldgeschmückte vor Gudrún,
Ihren Kummer klagte jede,
Was nur Bitteres bracht' das Leben.

Da sprach dies Gjaflaug, Gjúkis Schwester:
„Ich auf Erden bin die Ärmste.
Fünf der Männer mir sind gestorben,
Zwei der Töchter, drei der Schwestern,
Acht Brüder, allein bin ich übrig."

Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
So trug sie Leid um des Liebsten Tod
Und Kummer um die Leiche des Königs.

Da sprach dies Herborg, Hunnenlands Herrin:
„Herberen Harm hab' ich zu melden.
Mir sieben Söhne, südwärts kämpfend,
Und als achter der Gatte mir fielen.

„Vater und Mutter, vier der Brüder
Fern im Winde faßte die Woge,
Es brach die Welle des Schiffes Wände.

„Selbst sollt' ich schmücken, selber sorgen,
Selber bestatten ihre Leichen:
All das erlitt ich in einem Halbjahr,
Und kein Mensch mich mochte getrösten.

„Sklavin dann ward ich, Schlachtgefangene
Selben Halbjahrs; seither blieb ich's.
Sollte schmücken, Schuhe binden
Des Jarles Weib jeden Morgen.

„Eifersüchtig immer sie quält' mich
Und mit harten Hieben sie schlug mich;
Bessern Hausherrn fand ich keinen,
Von Hausfrauen keine schlecht're."

Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
So trug sie Leid um des Liebsten Tod
Und Kummer um die Leiche des Königs.

Da sprach dies Gullrönd, Gjúkis Tochter:
„Wenig weißt Mutter, wenn auch sonst weise,
Jungen Weibes Weh du zu lindern.
Hüte dich, die Leiche des Herrschers zu hüllen."

Rasch den Schleier riß sie von Sigurd,
Wandte die Wange hin zu dem Weibe:
„Schau den Geliebten, leg Mund an Lippe,
Den Hals umfange, wie einst den heilen!"

Auf sah Gudrún nur einmal,
Sah blutig das Haar des Helden umronnen,
Die lichten Augen des Königs erloschen,
Des Fürsten Brust vom Schwert durchfurcht.

Da sank Gudrún nieder aufs Polster,
Es riß das Stirnband, rot ward das Antlitz,
Und Regentropfen rannen nieder zum Kniee.

So schrecklich sich die Gestalt der nordischen Chriemhild oder Gudrún ausnimmt, wenn man die gesamte Sage überblickt, so tief ergreifend mildert sie sich in einzelnen Liedern, während andere allerdings die volle Herbheit des heidnischen Rachegefühls nicht sparen. So klingt das Atlamál (der Gesang von Atli) in die Verse aus:

Selig heißt seitdem, dem solch eine kühne
Tochter gegönnt ist, wie Gjúki zeugte,
Überleben wird in allen Landen
Der Vermählten Feindschaft, wo sie Menschen hören.

Das „Gudrunarhvöt" — der letzte Abschied Gudrúns vom Leben — schließt dagegen mit den Worten, welche sehr deutlich jene Rührung bezeichnen, die den Griechen als Hauptwirkung der Tragödie galt:

Allen Männern werde sanfter zu Mut,
Allen Schönen lindr' es die Schmerzen,
Wenn sie mein Harmlied hören.

Ein strenges Silbenmaß, einen scharf gegliederten Strophenbau und den eigentlichen Schlußreim kennt die älteste nordische Poesie nicht; doch die zum Stabreim verbundene Assonanz und Alliteration verlieh der Dichtersprache sowohl Wohlklang als auch ein rhythmisches Gepräge und reichte hin, das Gedächtnis zu fesseln. An Großartigkeit, Kraft, Schwung und Lebendigkeit der Darstellung aber erreichen die eddischen Dichtungen völlig die beste mythische Volkspoesie der höchststehenden Völker.

Völuspá[1].

Die Völuspá, das großartigste und erhabenste, aber auch dunkelste der eddischen Gedichte, hat schon zahllose Forscher beschäftigt und die widersprechendsten Hypothesen und Deutungen hervorgerufen. Während Jakob Grimm sie als ein unangreifbares Denkmal echter altgermanischer Mythenpoesie betrachtete, stritt schon Bergmann das Alter derselben kritisch an, der Däne Jessen hielt sie bis auf einige interpolierte Verse für eine Dichtung heidnischen Ursprungs, der Norweger Bang führte sie auf Nachwirkungen der sibyllinischen Orakel zurück, sein Landsmann Bugge aber auf Einflüsse jüdisch-christlicher Legenden und griechisch-römischer Mythen; der Isländer Vigfusson verwarf den Einfluß der Antike, nahm aber einen solchen von seiten christlicher Iren an; Edzardi und Rydberg erklärten sich gegen diese Theorien, am entschiedensten indes bekämpfte sie Müllenhoff und suchte mit seiner umfassenden Kenntnis des germanischen Altertums die Anschauungsweise Grimms zu verteidigen und festzuhalten. Obwohl Schüler und Verehrer Müllenhoffs, hat sich Elard Hugo Meyer nicht versagen können, die vielumstrittene Dichtung und das auf sie bezügliche weitschichtige Aktenmaterial von neuem zu prüfen, und er ist dadurch (Völuspa, Berlin 1889) zu einer völlig neuen Hypothese gelangt, welche weit über die Annahmen Jessens, Bangs, Vigfussons und selbst Bugges hinausgeht. Nach ihm ist nämlich die Völuspá, weit entfernt, ein echt heidnisches Mythengedicht zu sein, ganz und gar eine theologische Kunstdichtung des schon christlichen Mittelalters und verhüllt unter alten Mythennamen und Bildern weiter nichts als eine unter dem Einfluß kontinentaler Predigten entstandene Katechese; verfaßt ist sie etwa in dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts, und ihr mutmaßlicher Verfasser ist Saemund Sigfusson der Weise (geb. 1056, † 1133).

„Ihr allerdings tiefer Gehalt ist Eigentum weder des Dichters noch seines Landes, sondern aus der Fremde geholt, und da er außerdem künstlich mythisiert worden, vermag er nicht die selbwachsene Idee eines reinen Kunstwerkes zu ersetzen. Die Völuspá steht darum tief unter den erhabenen Prophetien des Alten Testamentes, mit denen man sie wohl verglichen hat, ist überhaupt trotz ihrer Form weniger eine echte Weissagung als ein mit großem Geschick und überraschender Plastik durchgeführtes Rätselgedicht. Ihr Verfasser hat die Skaldenkunst ins geistliche Schulhaus verpflanzt und dort einen neuen Zweig aus ihr hervorgetrieben, die eddische oder vielmehr oddische Poesie (Anspielung auf Oddi, Saemunds Wohnort), eine von vielen herrlichen Farben leuchtende, aber in einem flüchtigen Jahrhundert rasch dahinwelkende Treibhauspoesie! Erst mit ihrer Wiederentdeckung im 17. Jahrhundert fing sie an, für die heiligste und schönste Blume des ältesten und echtesten nordischen Heidentums zu

[1] Literarische Rundschau 1891, Nr 1, S. 18—21.

gelten, und namentlich die Völuspá, die in Wirklichkeit die Summe christlicher Theologie enthält, gilt bis heute für die Summe der heidnisch-germanischen (Völuspa 293 und 294).

Das ist das Ergebnis der Schrift, welche in kurzer Einleitung den Fragestandpunkt darlegt, dann den christlichen Ursprung und Gehalt an den einzelnen Strophen nachzuweisen versucht, endlich die Einzelergebnisse zusammensetzt und noch weiter zu erklären und zu begründen strebt.

Bei aller Bewunderung, welche das ausgebreitete philologische und mythologische Wissen Hugo Meyers von Seite zu Seite einflößt, kann man sich doch am Schlusse des Zweifels nicht erwehren: Soll eine Dichtung, welche die hervorragendsten isländischen, norwegischen, schwedischen, dänischen und deutschen Forscher seit zwei Jahrhunderten ausnahmslos für echt heidnisch oder wenigstens für vorwiegend heidnisch gehalten haben, wirklich weiter nichts als eine in mythologischen Runen abgefaßte Katechese sein? Sollten in Strophe 1 und 2 nur die sibyllinischen Orakel und die Schriften des Honorius von Autun, in 3—18 die Genesis und die Genesiskommentare von Ambrosius, Isidor und Honorius, in 19—26 wieder die Genesis mit denselben Kommentatoren, in 27—35 wieder Honorius von Autun nebst der Apokalypse, in 36—39 Ezechiel, in 45—66 das Evangelium, die Propheten und die Apokalypse in altnordischer Fassung bearbeitet sein? Sollten bloß die Strophen 40—44 (Vorzeichen des jüngsten Gerichtes in der Natur) teilweise auf heidnischer Überlieferung beruhen? Die nötige Bildung zu einer derartigen seltsamen Schularbeit hatten damals höchstens einige wenige isländische Geistliche, die ersten Bischöfe, dann Ari hinn Fróði, der 1148 starb, Saemundr Sigfusson, Gísli Finnson und der Magister Richinna an der Kathedralschule zu Hólar. Von den damaligen gelehrten Laien kannte wohl keiner die Werke des hl. Ambrosius, Isidor und die sämtlichen Schriften des Honorius von Autun. Höchstens 20 Jahre später (1152) besang Einar Skúlason in seinem Festlied „Geisli" die Grunddogmen der christlichen Lehre in der einfachsten, klarsten Fassung, die von der Völuspá so weit absticht als ein schlichter Katechismus von einem mythologischen Handbuch. Was soll nun den Saemundr oder irgend einen andern Priester bewogen haben, eine christliche Katechese in die Sprache altheidnischer Mythologie umzusetzen, nachdem Island schon 125 Jahre christlich war, zwei Diözesen mit geordneten kirchlichen Verhältnissen hatte und in Thingeyrar seit 1133 bereits das erste Kloster besaß? Wenn Bischof Jón Ögmundarson (Bischof von Hólar 1106—1121) sogar die alten Namen der Wochentage in christliche umwandelte, welchem isländischen Priester sollte es dann einfallen, den drei göttlichen Personen die Namen Ódinn, Hoenir und Lódurr zu geben, Christus mit Baldur zu verwechseln, den Calix aureus Babylon (Jr 21, 7) in den Zaubertrank der Hexe „Gullveig"

umzuwandeln und die Erlösung der sündigen Seele durch den Gekreuzigten in einen neuen Baldurmythus zu verarbeiten? Die Bischöfe Isleifr, Gizurr und Thorlákr von Skálholt waren ebenso eifrig für eigentlich christliche Bildung besorgt wie Jón Ögmundarson; Saemundr, durch langjährigen Aufenthalt im Ausland gebildet, nach den isländischen Geschichtsquellen nicht bloß der weiseste und gelehrteste, sondern auch der beste Kleriker seiner Zeit, mit seinem gleichaltrigen Freunde, dem Bischof Jón, zugleich die Hauptstütze des Christentums, konnte kaum auf ein Unternehmen verfallen, das für die christliche Bildung seines Volkes völlig unnütz, wenn nicht geradezu schädlich gewesen wäre.

Weit größere Schwierigkeiten für Meyers Hypothese ergeben sich daraus, daß sich dieselbe in den wichtigsten Punkten auf die Annahme stützt, die Schriften des Honorius von Autun wären schon vor der Mitte des 12. Jahrhunderts in Island bekannt gewesen. Das ist aber nicht glaublich, da Honorius erst zwischen den Jahren 1112—1137 schrieb, seine Werke sich erst nach Mitte des Jahrhunderts hauptsächlich im südöstlichen Deutschland verbreiteten, in Island selbst kein Zeugnis für eine so frühe Verbreitung vorhanden ist. Von den zahlreichen Werken des fruchtbaren Kirchenschriftstellers ist übrigens nur sein Elucidarium in isländischer Sprache vorhanden, und wäre dasselbe auch dem Saemundr zur Kenntnis gekommen, so hätte es ihm doch zur Abfassung einer Völuspá nicht die mindeste Anregung und Hilfe gewähren können. Denn es ist ein für jene Zeit ganz vorzüglich abgefaßter Abriß der christlichen Lehre, ein größerer Katechismus, schlicht, klar, einfach gehalten, ohne die geringste Verwandtschaft mit dem mythisch-prophetischen Stil der Völuspá. Die andern Schriften des Honorius, auf welche Meyer sich vorzüglich stützt, stehen ebenfalls in gar keinem inneren Zusammenhang mit der Völuspá. So ist z. B. an der Stelle der Scala coeli maior, aus welcher Meyer die von ihm konjekturierten nio ívister (neun Höllenräume) herleiten will, nicht von neun Straforten der Verdammten, sondern von neun Arten menschlichen Leidens die Rede, von welchen sich nur die letzten drei ausschließlich auf das Jenseits beziehen. Es sind nämlich:

1. Trennung von geliebten Menschen; 2. Verlust äußerer Güter; 3. körperlicher Schmerz; 4. Tod; 5. qualvolle Träume; 6. schreckenerregende Phantasie; 7. die Qualen der vom Körper getrennten Seele; 8. der geistige Schmerz der vom Körper getrennten Seele; 9. die Höllenqual von Leib und Seele nach der Auferstehung (c. 9. Migne CLXXII 1234).

Auch im 18. Kapitel (das. col. 1237) ist nicht von verschiedenen Graden der eigentlichen Höllenqual die Rede; es werden daselbst zudem sieben (nicht neun) inferni aufgezählt, und von diesen sind drei nur bildlich genommen. Damit fällt die ganze Konjektur. Ähnlich verhält es sich mit

dem „Honoriusmärchen“ (S. 100) oder dem geiſtlichen „Pſycheroman“, wie Meyer (S. 98) die zweite Praefatio des Honorius zu ſeinem Kommentar in Canticum Cantic. nennt. Dieſe Vorrede (Migne CLXXII 353—358), welche mit Rückſicht auf das Hohelied ein erhabenes Bild des göttlichen Heilsplanes für die Menſchheit entwirft, faßt wohl den babyloniſchen Turmbau allegoriſch als einen Kampf des Böſen gegen die mit Gott verlobte menſchliche Natur auf, aber keineswegs als den wirklichen „erſten Weltkrieg“ (þat vas enn folkvíg fyrst í heimi); nur mit willkürlicher Verſchiebung des Sinnes und Zuziehung ganz fremder Elemente ließe ſich die Regina des Honorius, d. h. die verſtoßene Engelnatur, in jene Zauberin Gullveig der Völuſpá verwandeln, die, mit Speeren geſpießt und von Flammen umlodert, dreimal verbrannt, dreimal wiedergeboren wird, opt, ósjaldan — und doch immer lebt. Es ſind nur ganz allgemeine Berührungspunkte vorhanden, welche den Mythus durchaus unabhängig von der Darſtellung des Honorius erſcheinen laſſen. So wenig haltbar aber auch deshalb die Hypotheſe erſcheinen mag, ſo nützliche Dienſte kann doch das reiche vom Verfaſſer zuſammengetragene Material zu weiterer Erforſchung der Dichtung leiſten und wird in dieſem Sinne vielen willkommen ſein. An chriſtlichen Einflüſſen auf die Völuſpá iſt nicht zu zweifeln, nur wird man ſie in einer Zeit ſuchen müſſen, wo das Heidentum noch die Oberhand hatte, das Chriſtentum nur langſam und zunächſt von Irland und England her auf die religiöſen Vorſtellungen der Nordmänner einwirken konnte.

Ein proteſtantiſcher Mariendichter[1].

Biſchof Brynjólfr Sveinsſon von Skálholt.

I. Der Name der Edda, jedem geläufig als Titel der wertvollſten Sammlung altnordiſcher Poeſie, ſtammt nicht aus dem Mittelalter her. Biſchof Brynjólfr Sveinsſon von Skálholt hat ihn, ſoviel man weiß, zuerſt auf eine Kopie jener älteſten Handſchrift geſetzt, welche durch ihn nach Kopenhagen gelangte und als Codex Regius eine der Grundlagen der Edda-Forſchung bildet. Auf ihn geht auch die lange allgemein verbreitete Annahme zurück, daß Saemundr der Weiſe der Sammler (teilweiſe auch der Verfaſſer) jenes Liederbuches geweſen. Denn der volle Titel, den er ihm gab, lautete: Edda Saemundar hinns fróda. Doch nicht bloß durch dieſe Zufälligkeit, ſondern weit mehr durch ſeinen unermüdlichen Forſcherfleiß und die ausgedehnteſten Studien hat der isländiſche Biſchof ſeinen Namen für immer mit jenem der Edda verknüpft. Er hat ähnliche Verdienſte um dieſelbe wie die Mönche des Mittelalters um die alten Klaſſiker: er hat der modernen Forſchung

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXVIII (1890) 508—525.

ihren Stoff gerettet und die Wege gebahnt. Nicht weniger merkwürdig ist vielleicht, daß dieser gelehrteste Bischof Islands im 17. Jahrhundert, ein Jahrhundert nach Einführung der neuen Lehre, ganz entschieden katholisierte. Einige Nachrichten über ihn dürften nicht ohne Interesse sein[1].

Das Licht der Welt erblickte Brynjólfr[2] Sveinsson ein paar Jahre nach Calderon, am 14. Dezember 1605, nur 55 Jahre nachdem sein mütterlicher Urgroßvater, Jón Arason, der letzte katholische Bischof von Hólar, um seines Glaubens willen enthauptet worden war, zu Holt am Önundarfjord, einer jener wilden, öden Buchten des nordwestlichen Island, die dem Polarkreis am meisten sich nähern, wo buchstäblich Europa mit seiner Zivilisation ein Ende nimmt und die Polarwelt anfängt. Sein Großvater väterlicherseits, Simon, war noch ein Diener des letzten katholischen Bischofs Gizurr von Skálholt gewesen, hatte aber seiner Väter Glauben mit der neuen Lehre vertauscht und war Prediger, erst in Kálfhólt, dann in Hruni (unfern der Hekla), geworden. Das Predigeramt erbte sich fort in seinem Sohne Svein (dänisch Svend), der 67 Jahre des Pfarramtes in Holt, 45 zugleich der Würde eines Propstes im westlichen Teile des Kreises Ísafjörðr waltete, und so wurde denn auch der Knabe Brynjólfr zum Predigeramte herangezogen. Mit zwölf Jahren hatte das kluge, frühreife Kind schon fünfmal die ganze Heilige Schrift durchgelesen, und zwar nicht in neugieriger Hast, sondern so, daß es von dem Gelesenen Rechenschaft geben konnte. So sorgfältig vorgebildet, kam der Knabe an die Lateinschule zu Skálholt, und nachdem er den sechsjährigen Kurs vollendet, an die Universität zu Kopenhagen. Hier hörte er vor allem Theologie und zeichnete sich so sehr aus, daß der damalige Bischof Oddr Einarsson auf ihn eifersüchtig wurde und, obwohl er ihn mehrmals als seinen künftigen Nachfolger bezeichnet hatte, doch jetzt, mit Rücksicht auf seinen eigenen Sohn, seine Promotion hintertrieb. Wirklich wurde nach dem Tode des Bischofs 1631 nicht der von einigen vorgeschlagene Brynjólfr, sondern Gísli, der Sohn des Bischofs, zu dessen Nachfolger erkoren. Von einigen begüterten Landsleuten unterstützt, ging Brynjólfr nun ein zweites Mal nach Dänemark und verlegte sich diesmal hauptsächlich auf das Studium des Griechischen, in welchem er sich eine solche Fertigkeit erwarb, daß er das Staunen eines damals in Kopenhagen anwesenden Griechen, Nikephoros aus Korinth, sowie des gelehrten Bischofs Resenius erweckte. Der letztere wurde so für ihn eingenommen, daß er ihm

[1] Ausführlicheres über ihn bietet Finni Johannaei Historia Eccl. Islandiae III, Havniae 1775, 602—664.

[2] Der Name ist zusammengesetzt aus Brynja (die Brünne, der Panzer) und úlfr (der Wolf), daher der Bischof ⊔ zu seinem Anagramm nahm, d. h. Lupus loricatus. Sveinn (wovon das englische swain) bedeutet „Knabe".

die Stelle eines Konrektors an der Schule zu Roeskilde verschaffte, woselbst Brynjólfr den Grad eines Magisters der Philosophie erhielt und sechs Jahre lang mit günstigem Erfolg dozierte. Im Jahre 1638 legte er jedoch diese Stelle nieder und gedachte sich mittelst einer Studienreise durch ganz Europa noch weiter auszubilden, wozu er ein Stipendium erhalten hatte. Vorher wollte er aber doch erst seinen Vater und seine Freunde am Önundarfjörðr noch einmal wiedersehen und von ihnen Abschied nehmen; seine Mutter war mittlerweile schon gestorben. Und so reiste er denn zunächst nach Island und besuchte die Althingsversammlung in Thingvellir. Er traf den Bischof Gísli Oddsson gerade am Sterben. Den versammelten Geistlichen und Laien, denen nun die Wahl eines neuen Bischofs oblag, erschien der gelehrte Konrektor wie ein Engel vom Himmel gesandt. Die Wahl fiel auf ihn, und trotz seines Widerstandes nötigte man ihm nicht nur den Auftrag auf, die Leiche des Bischofs nach Skálholt zu begleiten und feierlich zu beerdigen, sondern auch die Akten seiner Wahl persönlich nach Kopenhagen zu bringen. Widerwillig gab er nach, und nachdem er in treuer Sohnesliebe seinen greisen Vater in Holt besucht, überbrachte er seine Ernennungsakten persönlich dem Konsistorium in Kopenhagen, unterbreitete demselben aber zugleich ein wohlmotiviertes Ablehnungsschreiben. Das Konsistorium ging jedoch auf seine Gründe nicht ein, empfahl ihn vielmehr um seiner wissenschaftlichen Befähigung willen dem König aufs wärmste. Dieser forderte nicht nur die Annahme, sondern berief den gelehrten Isländer nach Glückstadt, wo er eben weilte, nahm ihm persönlich den Eid der Treue ab und zog ihn an seine Tafel. All diese Gunst hinderte aber nicht, daß er vor Brochmand, seinem früheren Lehrer, jetzt Bischof von Själland, und einer Anzahl Universitätsprofessoren noch ein strenges, sechsstündiges Examen zu bestehen hatte. Darauf wurde er dann am Sonntag Jubilate (5. Mai) 1639 ordiniert und langte am 29. Juni in seiner isländischen Residenz an.

II. Fünfunddreißig Jahre stand Brynjólfr Sveinsson als Superintendent den östlichen, südlichen und westlichen Teilen Islands vor, die noch genau nach der Zirkumskription der katholischen Zeit zum Bistum vereinigt waren. Er nahm sich seines Amtes mit großem Eifer an und förderte das Wohl seiner Landsleute sowohl in religiöser und wissenschaftlicher als materieller Hinsicht. Er gab sich viele Mühe, die allgemeine Synode, wie sie ehedem in den katholischen Zeiten alljährlich auf St Peter und Paul, ungefähr gleichzeitig mit dem Althing in Thingvellir, gehalten wurde, wieder ins Leben zu rufen. Das gelang ihm zwar nicht, da die meisten Prediger seit der Glaubenstrennung zu schlecht gestellt waren, um alljährlich die Reise zu machen, die besser bepfründeten sich unter mancherlei Vorwänden dieser Pflicht entzogen; doch brachte er es so weit, daß wenigstens die Pröpste mit je zwei Predigern aus jedem Syssel sich zu gemeinschaftlicher Beratung

einfanden. Ebenso gelang es ihm, die Aufhebung der aus Laien und Geistlichen gemischten Gerichte in rein kirchlichen Dingen zu erwirken. Der betreffende Beschluß, von dem Ort der Beratung „Vaelugerdis Dóm" genannt, ist ungemein interessant, weil er mit Zuziehung der einschlägigen Stellen der Heiligen Schrift (Röm 13, 1; 1 Petr 2, 13 14) in griechischem und isländischem Text die Autorität der bürgerlichen Gewalt in bürgerlichen Dingen ganz und voll anerkennt, dann aber nicht nur auf königliche Ordonnanzen und Schutzbriefe seit der Glaubenstrennung verweist und sie nach 1 Tim 5, 19 erklärt, sondern ausdrücklich und ganz entschieden auf das mittelalterliche Kirchenrecht (Kristin-réttr, Kristindóms-Bálkr þeim fulla, Magnúsar Kungs och Jóns Erkibiskups Sáttargörð) zurückgreift, um die volle Unabhängigkeit der geistlichen Gerichtsbarkeit von weltlichen Richtern zu behaupten. Die gesamte Geistlichkeit schloß sich ihm an, und der mutige Beschluß erlangte Geltung. Bei der gewaltsamen Einziehung des Kirchengutes zur Zeit der Glaubenstrennung waren viele Güter in die Hände von angesehneren Kirchen und auch von Laien als Kirchenpatronen gefallen, während die meisten Prediger in den dürftigsten Verhältnissen lebten, manche nahezu darben mußten. Auch hier suchte Brynjólfr Wandel zu schaffen und erwirkte vom König, daß solche Güter zu möglichst hohem Preise veräußert und aus dem Ertrag ein Hilfsfonds für arme Prediger gegründet wurde. Es kamen bis zum Jahre 1664 durch diesen Verkauf 2040 Joachimstaler ein, die aber dem königlichen Gouverneur Bielke übergeben werden mußten. Unter seinen Händen trugen sie zehn Jahre lang nicht nur keine Zinsen, sondern schmolzen sogar auf 1721 Taler herab, die dann endlich nach der Bestimmung des Königs zur Verwendung kamen. Auch für die Predigerswitwen erlangte der Bischof vom König eine ständige Unterstützung.

Während des ganzen Mittelalters hatte das Recht gegolten, daß alle Auswürfe des Meeres, infolge von Schiffbruch, demjenigen gehören sollten, auf dessen Grund sie angeschwemmt wurden. Es war das für die armen Insulaner keine unwichtige Sache, zumal sie namentlich im Lande selbst kein Holz hatten. Auch dieses Recht aber war im Laufe der „Reformationszeit" ihnen genommen und ausschließlich dem König zugesprochen worden. Vergeblich verwandte sich Bischof Brynjólfr, das alte, durch Jahrhunderte geübte Recht seinen bedrängten Landsleuten wieder zu erwerben; es wurde indes auf sein Gesuch fürder zu Gunsten der Kirchen eine Ausnahme gemacht: diese durften das auf ihrem Grund angeschwemmte Holz zu Bauten oder Reparaturen an sich ziehen. Das galt schon als eine hohe königliche Gnade. Als im Jahre 1627 türkische Piraten die Insel überfielen und etwa 400 Einwohner in die Sklaverei nach Algier schleppten, war kein dänisches Kriegsschiff da, um sie zu verteidigen. Im Jahre 1663 befürchtete man wieder ähnliche Einfälle, und der Gouverneur schlug den Isländern vor, entweder

auf ihre Kosten ein dänisches Kriegsschiff kommen zu lassen oder selbst ein solches mit dänischer Bemannung zu kaufen. Die Isländer brachten indes das nötige Geld nicht zusammen und hatten, nach allen gemachten Erfahrungen, vor dänischen Beschützern fast ebenso viel Furcht als vor türkischen Piraten. Sie wiesen alle derartigen Vorschläge ab und waren nur durch das Ansehen des Bischofs dazu zu bewegen, daß sie die Gouverneurswohnung zu Bessastadir notdürftig befestigen halfen. Die Verarmung nahm indessen beständig zu, und als endlich Christian V. sie durch den Admiral Jens Rodsteen auffordern ließ, sich selbst wieder dem Seehandel zu widmen, war es zu spät. Alle Aufforderungen des Bischofs blieben vergeblich. Die meisten hatten kaum das Nötige zum Leben, und die wenigen, die noch etwas aus dem allgemeinen Schiffbruch des Landes gerettet hatten, wagten nicht, diesen Rest von Besitz aufs Spiel zu setzen. Trotz dieser jammervollen Zustände verlor der wackere Superintendent den Mut nicht, erneuerte mit fast übermenschlichen Anstrengungen seine Kathedrale zu Skálholt, deren Neubau auf 2040 Taler zu stehen kam, förderte die damit verbundene Lateinschule, hob das religiöse Leben durch häufige und eifrige Visitationen, wie durch kleinere Synoden in einzelnen Landeskreisen, sorgte treulich für die Armen und benützte das Ansehen, das er bei den Königen und Gouverneuren genoß, hauptsächlich dazu, die Bedrängnisse seiner Landsleute nach besten Kräften zu mildern. Durch dieses Bestreben ward er bald der angesehenste und volkstümlichste Mann auf der Insel.

Nach der Schilderung der Zeitgenossen war er von außergewöhnlich hohem Wuchs, stark, gedrungen, kräftig und abgehärtet, sein Blick scharf und durchdringend, die Gesichtsfarbe hell, wie meist bei den Isländern. Das rote Haar trug er kurz geschoren, der lange rote Bart aber wallte bis auf den Gürtel nieder. Im Kirchenornat sah er wie ein Patriarch der alten Zeit aus. Im alltäglichen Leben aber war er freundlich und gemütlich, die Leutseligkeit selbst. An Strapazen von Jugend auf gewöhnt, nahm er mit der Kost des gewöhnlichen Volkes vorlieb und mied allen Aufwand. Seine Treue und Redlichkeit war über jeden Zweifel erhaben. Hatte er in rascher Aufwallung jemand verletzt, so machte er es dreifach wieder gut. Alt und jung sah mit Liebe und Verehrung zu ihm auf. Was er sagte, galt wie ein Orakel.

Sehr anschaulich zeichnet ihn Jón Halldorson in seinem noch ungedruckten „Leben der Bischöfe" (Biskupa Aefi), wie er ihn als Knabe von neun Jahren zum erstenmal bei einer Versammlung in Thingvellir gesehen. In einem stattlichen Zelt am Althingshügel, nördlich von der noch erhaltenen Kirche, hielt der Bischof Rat mit den Geistlichen und freien Bauern, während der kleine Jón und andere Knaben ihren Herren draußen die Pferde hielten. Nachdem der Abschiedstrunk herumgegangen war, trat Magister Brynjólfr

plötzlich allein heraus. „Er war ganz lustig und fragte den ersten von uns Jungen, der ihn grüßte, nach seinem Namen und nach seiner Familie und nach seinen Voreltern, bis er nichts mehr aus ihm herausbringen konnte; er forderte, daß der Knabe ihm stramm in die Augen sehen sollte; auf dieselbe Weise fragte er einen nach dem andern aus, zuletzt mich, den jüngsten. Und allen sagte er etwas Liebes, ehe er sich von ihnen wegwandte, mir aber tippte er freundlich auf den Kopf und sagte: ‚Auf mir ruht das Alter und auf dir die Jugend; du bist noch gar jung, und ich bin zu alt, als daß ich noch etwas Gutes für dich tun könnte.' Und damit ging er in das Zelt zurück." [1]

Diese kleine Szene und der bleibende Eindruck ihrer Erinnerung zeichnet den Volksmann. Den berühmten Bischof noch gekannt zu haben, war für den späteren Prediger ein Lebensereignis.

III. Den über die Insel weit hinausreichenden Ruf dankte Magister Brynjólfr aber nicht seiner pastoralen Wirksamkeit, sondern seinen unausgesetzten Studien. Bei all den ausgebreiteten Geschäftssorgen, die ihn belästigten, wußte er sich Zeit und Muße zu verschaffen, um die Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend fortzusetzen.

Schon während seiner Universitätsjahre in Kopenhagen war in Dänemark das Interesse für altnordische Mythologie, Geschichte und Literatur mächtig erwacht. Man beschäftigte sich mit den Göttern der skandinavischen Halbinsel ebenso einläßlich wie bisher mit jenen von Hellas und Rom. Sie hatten sich gleichsam nach Island geflüchtet; man holte sie von da zurück und versuchte, auf der Grundlage des Saxo Grammaticus, mit Hilfe der alten mythischen Lieder, eine Urgeschichte des Nordens zu konstruieren, die Königsgeschlechter von Dänemark, Norwegen und Schweden auf Odinn zurückzuführen, die wunderlichen Göttergeschlechter in ein System zu bringen und die dunkeln Sagen ähnlich wie jene des klassischen Altertums zu erklären. Nachdem die dänischen Gelehrten aber sich einmal für diesen neuen Zweig des Studiums erwärmt hatten, ermangelten auch die Könige nicht, dasselbe zu unterstützen. Die Isländer waren dabei sehr willkommen, da sich bei ihnen die alte Sprache des Nordens noch fast unverändert erhalten hatte und ihnen die alten Schriften am leichtesten zugänglich waren. Kaspar Bartholin, unter dessen Rektorat Brynjólfr seine Studien begann, war auf diesem Gebiete wenig tätig, um so mehr Ole Worm (Olaus Wormius), der zugleich Medizin, Anatomie, Philologie und Geschichte trieb, neben einem medizinischen Handbuch und einem Traktat über die Nieren auch „Hesiodische Fragen" verfaßte und die Physik des Aristoteles kommentierte, eine Geschichte Norwegens (1623), eine Genealogie der dänischen Könige (1642), eine

[1] Gudbrand Vigfusson, Corpus Poëticum Boreale I. Prolegomena XXIII.

dänische Archäologie und eine dänische Chronologie (1643), ein Runenlexikon und einen Leitfaden der ältesten dänischen Poesie (1650 und 1652) und eine Menge kleinerer antiquarischer Abhandlungen herausgab. Mit ihm kam Brynjólfr schon als Student in regen literarischen Verkehr, der brieflich fortgesetzt wurde, als der Studiosus Professor und schließlich isländischer Bischof geworden war. In fast allen Fächern belesen, auch in medizinischen Fragen nicht unbewandert, kam er auch mit zahlreichen andern Gelehrten in Briefwechsel, so daß seine später gesammelte Korrespondenz 20 Bände füllte. Besonders bemerkenswert war jene mit Bischof Resenius, dem Herausgeber der älteren Edda, und mit Stephan Stefanius, dem Herausgeber des Saxo Grammaticus.

Wie Stefanius nahm auch er das bedeutsame Werk Saxos Danorum regum heroumque historiae (aus dem Ende des 11. Jahrhunderts) zur Grundlage seiner altnordischen Forschungen. Auf Anregung des berühmten Erzbischofs Absalon von Lund, des Gründers von Kopenhagen, geschrieben, ist dieses großartige Sagenbuch zugleich eine der wichtigsten Quellen nordischer Sagengeschichte und eines der schönsten Denkmäler dänischer Bildung im Mittelalter. Erasmus von Rotterdam bewunderte die schöne lateinische Form, welche der Schreiber des dänischen Erzbischofs seinem Stoff zu geben wußte: „Er hat die Geschichte seines Volkes mit Glanz und Hoheit im Stil bearbeitet. Ich preise seinen lebhaften, feurigen Geist, seinen niemals von Erschlaffung oder Ermüdung zeugenden Vortrag nicht minder als seine ungewöhnliche Sprachfülle, seinen Reichtum an guten Lehren und seine bewundernswerte Mannigfaltigkeit an Bildern, so daß man nicht genug darüber staunen kann, woher ein Däne zu jener Zeit eine so große Kraft in seiner Beredsamkeit nehmen konnte.“ Bot der gewandte dänische Stilist auch der späteren, eigentlich geschichtlichen Forschung verhältnismäßig geringe Ausbeute, weit geringere als die isländischen Sagenschreiber, da er auf Chronologie und historische Genauigkeit wenig Wert legte, so ward er um so kostbarer für den Sagenforscher, da sich in ihm die zahlreichsten alten Volksüberlieferungen, Lieder und Erzählungen vereinigt fanden. Schritt für Schritt verfolgte Brynjólfr seine Angaben und sammelte zu jedem Kapitel, was er zu dessen Erklärung aus altisländischen Dichtungen und Prosaerzählungen Einschlägiges finden konnte. In dieser Weise kommentierte er zehn Bücher des Saxo Grammaticus; zwei davon sandte er, sobald sie vollendet waren, zur Benützung 1641 seinem Freunde Stefanius. Als er aber so weit war, begann ihm die ganze Arbeit zu mißfallen, und er verfiel auf den Plan, alles gesammelte Material zu einem systematischen Werke über die nordischen Altertümer umzuarbeiten und die nordische Mythologie, nach dem Geschmacke jener Zeit, sowohl mit der griechischen und römischen zu vergleichen, als auch mit den Geheimlehren der Pythagoreer und den Philosophemen der Platoniker in Verbindung zu

bringen[1]. Zu diesem Zweck bat er Ole Worm 1649, ihm die nötigen Bücher zu verschaffen. Eine ansehnliche Sendung erhielt er in diesem Jahre, weitere sollten in den folgenden Jahren folgen. Ob aber diese Umarbeitung zustande kam, ist unsicher, gewiß dagegen, daß die hinterlassenen Manuskripte bei dem großen Brande in Kopenhagen 1728 mit einem großen Teil der Arnamagnäischen Sammlung zu Grunde gegangen sind. Worm kannte wenigstens einige Partien des Werkes und schätzte es danach ungemein hoch. Die Kenntnisse des Verfassers erlangten solches Ansehen, daß ihm am 3. Mai 1650 die Stelle eines königlichen Historiographen in Kopenhagen angeboten wurde; er lehnte jedoch dankend ab, indem er den eben begonnenen Neubau seiner Kathedrale zur Entschuldigung anführte, bot sich aber dem König an, die historische Forschung von Island aus durch Sammeln der Geschichtsquellen nach bestem Vermögen zu unterstützen. Nachdem er mühsam manches zusammengebracht, erließ er 1656 auf dem Althing eine öffentliche Aufforderung an alle Besitzer alter Bücher, ihm solche zu vollem Preise zu verkaufen oder, wenn sie dieselben nicht verkaufen wollten, zur Anfertigung von Abschriften zu leihen, oder endlich, je nach ihrem Belieben, dem König zu schenken. So strömten viele alte Bücher zusammen; um manche mußte aber der Bischof selbst größere Anstrengung machen, so um das überaus wertvolle sog. Flateyjarbók, einen in den Jahren 1387—1395 geschriebenen Codex, der eine Menge von Dokumenten zur norwegischen Geschichte in sich vereint. Der Bauer auf der kleinen öden Insel Flatey, welcher im Besitze dieses literarischen Schatzes stand, war durch keine Bitten dahin zu bringen, denselben abzutreten, bis Magister Brynjólfr selbst zu ihm kam. Da gab er ihn her und erhielt zum Lohne ein kleines Grundstück. König Friedrich III. ließ viele der ihm zugesandten Geschichtswerke ins Lateinische übertragen. Der Hauptübersetzer Thormodr Torfason (Torfaeus genannt) ward dadurch zu dem Plane einer umfassenden Geschichte der dänischen Könige angeregt und kam, mit Empfehlungen des Monarchen selbst versehen, 1662 nach Island, um noch weitere Quellen zu sammeln. Brynjólfr unterstützte ihn aufs ausgiebigste und fuhr fort, sowohl die königliche Bibliothek als auch einzelne Gelehrte mit isländischen Handschriften zu bereichern. Durch das Vertrauen und Ansehen, das er bei den Isländern genoß, war er imstande, vieles von ihnen zu erlangen, was sie einem andern vielleicht abgeschlagen hätten; durch seine Kenntnis war er befähigt, den Wert der Handschriften und Bücher zu würdigen. Auch seine eigene Forschung ward dadurch gefördert, und er war auch auf die Mehrung seiner eigenen Bibliothek bedacht, bis schwere häusliche Prüfungen ihm die Lust daran verleideten.

[1] Mit einem ungeheuern Aufwand von Gelehrsamkeit suchte später (1675—1702) der Schwede Olof Rudbeck nachzuweisen, daß das alte Schweden identisch mit Platos Wunderland „Atlantis" sei.

IV. Von ſeinen ſieben Kindern ſtarben drei Knaben und zwei Mädchen früh dahin. Halldor, der einzige Sohn, der ihm blieb (geb. 1642), war ein braver Junge, doch ohne beſonderes Talent, und hatte an der Lateinſchule ſo wenig Erfolg, daß der Vater, der angeſehenſte Isländer ſeiner Zeit, alle Hoffnung verlor, derſelbe möchte je eine der ſeinen entſprechende Stellung einnehmen. Er wollte ihm deshalb wenigſtens das Anſehen verſchaffen, das auf der entlegenen Inſel ein längerer Aufenthalt in andern Ländern zu gewähren pflegt, und ſchickte ihn darum nach England. Hier erkrankte er aber und verlangte ſehr, nach ſeiner Heimat zurückzukehren; doch wegen des holländiſch-engliſchen Krieges war die Verbindung unterbrochen, und Halldor ſtarb zu Yarmouth im Oktober 1666. Der tiefbetrübte Vater ſandte für ſein Grab eine im Geſchmacke jener Zeit verfaßte Inſchrift:

Hallthoris Yslandi cineres, humus Anglica, serva
Depositumque bona quandoque redde fide.

Noch weit tiefer erſchütterte ihn das Los ſeiner einzigen Tochter Ragnheidr. Sie war ein ſchönes, hochbegabtes Mädchen, ſein Augapfel, die letzte Hoffnung ſeiner alten Tage. Doch der junge Pfarrgehilfe Dadi (David) Halldorſon, ein gewiſſenloſer Menſch, dem der Vater unverdientes Vertrauen geſchenkt, brachte das unglückliche Kind um Unſchuld und Ehre, häufte noch anderweitige Schmach auf des Biſchofs Haus, ſtiftete unerhörtes Ärgernis und zerſtörte für immer das Glück der Familie. Ragnheidr ertrug den furchtbaren Schlag nicht. Sie erkrankte und ſtarb im Frühjahr 1662 an der Schwindſucht dahin. Der tiefgebeugte Vater überlebte das letzte ſeiner Kinder noch zwölf Jahre. Er ſtarb erſt am 31. Juli 1674[1]. Doch er empfand ſeine Vereinſamung ſchwer. Er hatte niemand mehr, auf den er ſeinen Namen vererben, niemand, der ſeine wiſſenſchaftliche Tätigkeit fortſetzen und ſich der von ihm geſammelten Bücherſchätze freuen konnte. So wanderten nun nach und nach auch ſeine koſtbarſten Handſchriften nach Kopenhagen, darunter jene der älteren Edda, welche ſpäter den Namen Codex Regius erhielt. Dieſe umfaßt all die Götter- und Heldenlieder, welche man in den heutigen Ausgaben der Edda beiſammen findet, mit Ausnahme des Rigsmál, des Hyndluljód, welche ſich nur in andern Pergamentcodices erhalten haben, ſowie das Grógaldr, das Fjölſvinnsmál und das Sólarljód, von welchen nur Papierhandſchriften vorliegen.

V. Seiner Stellung gemäß beſchäftigte ſich Biſchof Brynjólfr aber auch mit theologiſchen Studien. Neben umfangreichen Viſitations- und Synodalberichten, die er ſorgfältig ausarbeitete, unternahm er eine neue Überſetzung

[1] Die isländiſche Schriftſtellerin Torfhildr Hólm in Winnipeg (Britiſch-Nordamerika) hat dieſe traurige Familiengeſchichte zum Vorwurf eines Romans genommen, des erſten, welchen die neuisländiſche Literatur beſitzt.

des Neuen Testamentes aus dem Griechischen, wobei er es darauf ablegte, mit Beiziehung des älteren isländischen Wortschatzes jeden einzelnen Ausdruck viel genauer wiederzugeben, als es die Bischöfe Gudbrandr und Thorlák angestrebt hatten. Die archaistische Färbung gefiel indes seinem Kollegen Thorlák Skulason, Bischof von Hólar, nicht. Da Hólar eine Druckerei besaß, Skálholt aber nicht, gab sich Brynjólfr große Mühe, vom König die Bewilligung zu einer eigenen Presse zu erlangen. Bischof Thorlák, der jedoch selbst 1644 eine neue Bibel herausgegeben hatte, scheint diesen Bemühungen entgegengearbeitet und in Kopenhagen mächtigere Gönner und Freunde gefunden zu haben. Die Bewilligung wurde lange hinausgeschoben, endlich ausgefertigt, aber nie offiziell dem Bittenden zugestellt. So blieb die Übersetzung ungedruckt, und Brynjólfr verzichtete auf weitere Projekte, da er sich auf die Korrektoren in Hólar nicht verlassen konnte.

In Kopenhagen muß er der Neigung zum „Papismus" angeklagt worden sein; denn Pontoppidan meldet von ihm, er habe täglich das Brevier und den Rosenkranz gebetet und im Verkehr mit Gelehrten allerlei Zweifel über das Luthertum geäußert. Finnr Jónsson, der Kirchenhistoriker Islands, stellt dies in Abrede und bezeichnet es geradezu als „Verleumdung", führt jedoch keine Zeugen für seine Behauptung an, gibt vielmehr manches zu, was eher zu Gunsten Pontoppidans sprechen dürfte. Brynjólfr duldete nicht, daß man von seinem Vorfahren Jón Arason verächtlich oder ungünstig sprach. Er redete ganz entschieden der Verehrung des heiligen Kreuzes und der Heiligenbilder das Wort, indem er erklärte, daß dabei gar nicht von einer Anbetung die Rede sei, wohl aber solche ehrwürdige Darstellungen und Zeichen der heiligen Geheimnisse ungemein wirksam seien, um wahre Gefühle der Andacht und frommen Eifer in der Seele zu erwecken. Er ließ in der Kirche ein großes Kruzifix aufrichten, und vor diesem pflegte er zu beten. Während des Gottesdienstes nahm er nicht den für ihn bestimmten Ehrenplatz ein, sondern ließ sich in der sog. Liebfrauenkapelle, an der Nordseite der Kirche, einen abgeschlossenen Raum herrichten, wo er zwar die Predigt hören, aber nichts sehen konnte als sein Kruzifix. Hier wohnte er auch jeden Abend einer Lesung aus der Bibel bei und kam oft weinenden Auges von dieser Andacht. Über das Reformationswerk Luthers lautete sein Urteil: „Unsere Mutter, die Kirche, ist durch lange Sorglosigkeit der Wächter an ihrem Haupte gar sehr unsauber geworden; aber Luther nahm den Roßkamm und riß nicht bloß den Schmutz, sondern Haar und Haut und alles herunter!" Als ein angesehener Mann starb, der ihm und andern sehr abgeneigt gewesen, sagte er halb scherzend: „Nun, der mag seine hundert Jahre im Fegfeuer bleiben!" Den katholischen Heiligen- und Festkalender hielt er hoch in Ehren und merkte sich bei allen wichtigen häuslichen Ereignissen den betreffenden Patron. Er war am 14. September, Kreuzerhöhung (Krossmessa),

und zwar an einem Freitag geboren und ehrte diesen Tag damit, daß er alle Freitage fastete. Konrektor in Roeskilde wurde er am Festtag des hl. Dionys des Areopagiten. Eines seiner Kinder wurde am 8. September (Fest Mariä Geburt) geboren, ein anderes am 8. Dezember (Fest der Unbefleckten Empfängnis), ein drittes am 19. September (Fest des hl. Januarius). Auf all das achtete er, ohne abergläubische Vorstellungen an das Zusammentreffen zu knüpfen, mit frommer Pietät. Ein Psalterium Marianum, das er sich selbst eigenhändig abgeschrieben, findet sich noch in der Arnamagnäischen Sammlung (AM. 97, 8°) in Kopenhagen.

VI. Er dachte aber nicht nur in manchen Dingen katholisch, er dichtete auch in diesem Sinn. Bischof Finnr Jónsson erwähnt ausdrücklich sein „Votivgedicht vom Kreuze" (Carmen votivum de cruce), obwohl dasselbe nicht gedruckt, sondern nur in zwei Abschriften erhalten ist; er scheint an der Andacht zum Kreuze keinen Anstoß genommen zu haben. Das Gedicht beginnt also:

Triste iugum Christi meditor celebrare Deoque
Auspice deposita denique stare fide,
Saepius admonitus fueram, qui nominis huius,
Saepius, heu, fateor destituisse diem.

Am merkwürdigsten ist der Schluß, worin der Dichter erklärt, nicht enden zu wollen, ohne sein „Amen" zu sagen und ohne nach „altem Brauch" seine Stirne mit dem Kreuze zu bezeichnen:

Desino, si carmen votivum clauserit amen
Et frontem veteri trivero more cruce.

Nach dem Vorbild zahlreicher mittelalterlicher Landsleute erkor sich Brynjólfr aber auch die allerseligste Jungfrau zum Gegenstand einer ganzen Reihe von Gedichten[1]. Es sind lateinische Schulpoesien im Geschmack jener Zeit, weit abstehend von der poetischen Kraft, Fülle und Schönheit der „Lilja" des Eysteinn Ásgrimsson. Selbst die Form ist mitunter sehr schwach. Man gewahrt leicht, daß der Verfasser Horaz, Virgil, Ovid kennt, auch neulateinische Dichter gelesen hat. Er hat einen ansehnlichen Wortvorrat, aber eine

[1] Auch diese Gedichte sind nicht zum Drucke gelangt, doch sind sie in des Verfassers eigener Handschrift erhalten, offenbar ein erster Entwurf mit Korrekturen, Synonymen usw. zwischen den Zeilen. Das merkwürdige Manuskript ist durch den berühmten Patrioten Jón Sigurdsson an die Landesbibliothek zu Reykjavik gelangt (J. Sig. Nr 318, 4°). Eine von dem Bibliothekar Hallgrimr Melsted genommene Abschrift wurde mir vor einigen Jahren von dem seither verstorbenen Professor Gisli Brynjúlfsson in Kopenhagen (vgl. unten S. 871 ff) zur Einsichtnahme geliehen. Nach derselben Kopie hat auch Jón Þorkelsson (Om Digtningen i Island i det 15. og 16. Århundrede, Kjöbenhavn 1888, 113 114) einige Distichen und Strophen mitgeteilt, ohne indes Inhalt und Bedeutung der Dichtung eingehender zu würdigen.

vollständige Herrschaft über die klassische Form und Sprache besitzt er nicht. Man wird durch holpernde Verse, falsche Formen, unrichtige Prosodie, lästige Breiten und die verschiedensten andern Fehler gestört. Doch der isländische Humanist hat poetische Begabung und wirkliche Begeisterung. Durch die scheinbaren Spielereien klingt ein tiefer, religiöser Ernst — ganz unverkennbar. Ohne psychologischen Wert für die Beurteilung des merkwürdigen Mannes sind sie jedenfalls nicht.

Ein langes erstes Gedicht (von 367 Hexametern) kündigt sich in seinem Inhalt ziemlich deutlich als der Anfang und erste Gesang eines ganzen Marienlebens an. Gleich die Anrufung legt alle protestantischen Vorurteile beiseite und stellt ihnen jenes Wort des Magnifikat entgegen, das, genau erwogen, eigentlich allen Gegnern der Marienverehrung den Mund schließen könnte: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter."

Virgo Dei genetrix, quam dicere saecula debent
Omnia quotquot erunt, ipsa te vate, beatam,
Te muliebre decus modulis inducere surdis
Audeo, Maeoniis licet es sublimior hymnis.

Dann versucht er, Maria zu schildern in ihrer seligen Herrlichkeit, ganz in Gott versenkt und von der Fülle seiner Wonne beglückt. Engel dienen ihr und bringen ihr Botschaft von dieser Erde, da sie, der Menschheit entstammend, mit ihr auf ewig verbunden bleibt. Wegen ihrer Teilnahme am Erlösungswerk aber hat ihr göttlicher Sohn sie zugleich über alle erhoben:

Filius ante omnes nunc te magis omnibus ornat.

Wie im „Salve Regina" wird dann der Herrlichkeit der Mutter das Leid ihrer noch verbannten Kinder gegenübergestellt. Der Dichter häuft Lobesworte, um die Vollkommenheiten der Himmelskönigin zu bezeichnen, und die mehr überströmende als schöne Häufung klingt in das Engelslob aus:

Plena Dei, composque tui, locuplesque favoris.

Darauf stützt sich das Gebet:

Progeniem Domini propria ratione tuamque
Ut poteris precibusque piis studioque iuvato!
Contigit illud enim tibi soli ut germinis esses
Filia, sponsa, parens, uxor et integra virgo.

Ausdrücklich weist er dann den alten protestantischen Vorwurf zurück, daß die Verehrung Mariä die Christo schuldige Anbetung und Liebe verkürze und beeinträchtige:

Nec metuo, ne quis Domini de laudibus hilum
Detrahat hoc vitio, quod te colat.

Denn was in ihr verehrt wird, das ist der in ihr weilende und waltende, lebende und tätige Geist Gottes. Sie ist nur der Tempel, in dem Gott thront, nur ein Quell, dem Fluten des Gnadenlebens entströmen, nur ein Spiegelbild des Lichtstrahls, den Gott entsendet. Christus ist der Baum, sie nur eine Frucht desselben, Christus die Rebe, sie nur ein Edelreis daran. Wer das Spiegelbild der Sonne bewundert, tut der Sonne selbst keinen Eintrag; wer an den Zweigen sich freut, verkürzt die Ehre des Baumes nicht; wer den Tempel besucht, flieht nicht vor dem darin wohnenden Gott. Wie man den Herrn in den Wundern der sichtbaren Schöpfung erkennen und loben soll, so weit mehr in seinen höchsten Meisterwerken, den Schöpfungen der Gnade:

Haud minus ac residet Deus in dominatibus orbis,
At satius divos Deus implet et imbuit.

Maria ist mit Christus aufs innigste vereint; darum soll man sie nicht trennen:

Quae bene composuit Dominus, ne dissipet hostis
Foedera coniugii, neque censor adulteret audax.

Nach dieser langen Einleitung (V. 1—101) folgen dann die verschiedenen Geheimnisse: der Name Mariä (102—147), die Geburt Mariä (148—158), die Vermählung Mariä (159—182), die Jungfrauschaft und Muttergottes-würde (183—202), Verkündigung und Menschwerdung (203—319), die Heimsuchung (320—367). Die Auffassung ist im wesentlichen diejenige eines mittelalterlichen Dichters. Die Würde der Jungfrauschaft wird mit innigster Verehrung hervorgehoben, der hl. Joseph als ihr treuer Beschützer anerkannt:

Sed datus ille tuae custos nivaeque sequester
Integritatis erat, tabulis et nomine coniux.

Die Form wechselt nun; es folgen 88 Distichen in altmanischem Versmaß, 31 Distichen im Archilochium quartum, 40 gewöhnliche Distichen (Hexameter mit Pentameter), 81 Distichen im hipponakteischen (trochäischen) Versmaß, 30 Strophen im vierten asklepiadeischen Metrum, wieder 25 gewöhnliche Distichen, abermal 9 asklepiadeische Strophen und endlich ein Schlußgedicht in vierfüßigen Trochäen. Da sich diese mehr als tausend (1051) Verse in der Handschrift ohne Unterbrechung und Titelüberschriften aneinanderreihen, so weiß man zuerst nicht, was das Ganze soll. Man denkt natürlich an getrennte epische Fragmente, Elegien, Oden, und da die verschiedenen Teile außerdem durch ein ganz unzugehöriges Gedicht in Trochäen unterbrochen werden, so wird man noch mehr verwirrt. Erst wenn man alles genau überschaut, gewahrt man, daß man eine einheitlich geplante Dichtung vor sich hat, die aber durch den sonderbaren, willkürlichen Wechsel der Versmaße die Einheit der äußeren Struktur und Form verloren hat.

Der zweite Abschnitt schließt sich, trotz des veränderten Versmaßes, in demselben erzählenden Ton an die Schlußpartien des ersten an. Die Reise nach Bethlehem, die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und Könige werden ziemlich kurz geschildert, etwas ausführlicher die Darbringung im Tempel und Simeons Weissagung, kurz die Flucht nach Ägypten, wieder weitläufiger dagegen der Kindermord in Bethlehem, dann einfacher die Rückkehr nach Nazareth, die Osterreise und das Verbleiben Jesu im Tempel, endlich das verborgene Leben in Nazareth. Ganz ungesucht wendet sich die Betrachtung aber immer mit Vorliebe der Mutter des Erlösers zu. Bei der Geburt Christi wird ihre unversehrte Mutterschaft hervorgehoben, und bei dem Wiederfinden im Tempel redet der Dichter Maria also an:

Sed tua sola tamen, mater, mysteria nosti
Sacramentaque recondita servas;
Quae tibi de puero fuerant patefacta stupendo
Colligis et studiosa reservas.

Der dritte Abschnitt behandelt den Aufenthalt Christi in der Wüste, das vierzigtägige Fasten, die Versuchung, die Taufe, die Wahl der Apostel und endlich den Beginn des öffentlichen Lebens, von dem aber, dem Hauptgesichtspunkt entsprechend, nur die Hochzeit von Kana, das erste Wunder auf Bitten Mariä, etwas einläßlicher berührt ist.

Nur übergangsweise zeichnet der Dichter im vierten Abschnitt die Lehrtätigkeit und die Wunder des öffentlichen Lebens, indem er das glänzende Bild abermals auf die gebenedeite Mutter des Heilandes bezieht:

Haec tuus omnipotens peragit miracula, Virgo,
Filius imperio, voce facitque mera,
Condita cui similem pepererunt saecula nullum
Nec subitura ferent tempus in omne parem.

Es folgt nun das letzte Abendmahl, das Leiden und der Kreuzestod Christi. Bei der Einsetzung des heiligsten Altarssakramentes betont der Dichter überaus schön die innige Beziehung, in welche die Gläubigen durch den Empfang desselben mit der Mutter Christi treten:

Quando edimus bibimusque tui sacra pignora nati,
Mox tua progenies seminiumque sumus.
Et tu diva parens genetricis more vicissim
Christiferos homines altera mater amas.

Die Worte Christi vom Kreuze herab an Maria sind übergangen, das Leiden der Mutter dagegen ist mit frommster Teilnahme geschildert.

Für die Geheimnisse der Auferstehung, die den fünften Abschnitt bilden, ist ein kürzeres Versmaß (Hipponacteum) gewählt, das in gewissem Sinn der freudigeren Stimmung sich anschmiegt. Das Niedersteigen der Seele

Chriſti, das die Dichter von jeher viel beſchäftigt hat (auch Island hatte ſeine Niðrstigningar-Saga), iſt kurz und kräftig gezeichnet; länger verweilt die Darſtellung dagegen bei dem Beſuche, den der Auferſtandene ſeiner vielgeliebten Mutter macht. Davon ſteht nichts in den Evangelien. Das weiß der Überſetzer des Neuen Teſtamentes ſehr wohl. Nichtsdeſtoweniger iſt er feſt überzeugt, daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung zuerſt ſeiner Mutter erſchienen iſt:

Paruisse nam tibi,
Licet tacetur, autumare fas est.

Sie allein hat den Glauben an die Auferſtehung unverbrüchlich feſtgehalten, als alle übrigen Freunde Chriſti wankten und ſchwankten, ſie ging nicht mit den andern Frauen hinaus zum Grabe, weil ſie feſt von der nahenden Auferſtehung überzeugt war:

Tenax resuscitationis et stirps,
Ceteris cadentibus,
Dei favore tu superstes extas;
Proinde iure temperas
Ab unctione gratis instituta,
Delibuta spiritu,
Negotiumque fallis otiosum.

Oder ſollte ſie, die an dem Leiden Chriſti den innigſten Anteil gehabt, an ſeinem Siegesjubel keinen Anteil haben?

An relicta crederis
In hoc agone tristiore mortis,
Ceteris ovantibus
Novoque sole reddito beatis,
Mater in doloribus
Gemens tremensque non es erigenda?

Als Stütze und Hort der erſten chriſtlichen Gemeinde nimmt ſie aber auch Anteil an allen Erſcheinungen und Gnaden, womit der ſiegreiche Erlöſer die Seinen während der vierzig Tage erfreut, bis er, glorreich gen Himmel fahrend, zu ſeinem Vater zurückkehrt. Ihr offenbart er ſchon jetzt ſeine Herrlichkeit und verbürgt auch ihr im Himmel einen königlichen Thron:

Haec sub exitum tibi
Revelat ipse, gratiamque confert,
Et fidem facit tibi
In hoc honore principis futurae.

Der ſechſte Abſchnitt feiert die Pfingſtgeheimniſſe. Maria erſcheint hier als Königin (Princeps) inmitten der Apoſtel, harrend und betend, voll Sehnſucht nach dem Heiligen Geiſt. Schon in dieſer Vorbereitung verwirklichen ſich an ihr die von Chriſtus verkündeten Seligkeiten:

Haec est pauperies indiga spiritus,
Haec est esuries iustitiae et sitis,
Quam praestare beatam
Messis copia debeat.

Mit hohem Schwung und mächtiger Begeisterung ist in den Wundern des Pfingsttages die Gründung und das Walten der christlichen Kirche beschrieben. Maria steht aber auch hier Christus zunächst, sie ist die Königin seiner sichtbaren Kirche. Die ganze Dichtung erreicht hier ihren Höhepunkt. Tief durchdrungen von der erhabenen Stellung und Macht Mariä, wendet sich der Dichter in innigstem Gebet zu ihr:

Tu, Regina, Dei dotibus inclyta,
Ceu collum capiti proxima subsides;
Quidvis accipis inde,
Et, quod suscipis, impetras.

Excellens superum gloria civium,
Angustis fer opem rebus et asperis,
Cui non defuit unquam
Praesens copia gratiae.

Quas debent inopes reddere gratias
Pro summis homines muneribus Deo,
Clemens atque benigna
Nostro nomine solvito.

Sic longum faveas gentibus indigis,
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento,
Mater sedula, Filio.

Der siebte und letzte Abschnitt ist im selben Strophenversmaß gehalten. Der Dichter beschreibt hier kurz die Ausbreitung des Christentums, die ersten Eroberungen und Siege der Kirche, an welchen Maria durch ihr mächtiges Gebet Anteil nimmt. Dann folgt ihr Tod und ihre Aufnahme in den Himmel.

Ein Fragment, das in 25 gewöhnlichen Distichen die Lage Mariä während des Leidens Christi, bei seinem Tode und bei der Kreuzesabnahme schildert, ist wohl als ein Versuch zu betrachten, den betreffenden Teil des Ganzen noch sorgfältiger umzugestalten. Ein anderes Bruchstück in Trochäen paßt ganz und gar nicht in den Zusammenhang. Ein letztes Gedicht, ebenfalls in Trochäen, läßt sich dagegen als nachträgliches Schlußgedicht auffassen. Es dürfte aus den letzten Lebensjahren des Dichters stammen. Er empfiehlt der allerseligsten Jungfrau sein Volk, das im Elend schmachtet und von wildem Sturm umhergeschleudert wird. Er erfleht für sich Gnade und Hilfe, um, von Mühen und Leiden niedergedrückt, nicht darin unterzugehen. Die Form ist mangelhaft, aber der Ton überaus herzlich und innig.

Scheiden wir die zwei genannten Bruchstücke aus, so haben wir in den übrigen Gedichten ein völlig einheitlich gedachtes „Marienleben" vor uns, das keine erhebliche Lücke aufweist. Es ist sehr zu bedauern, daß Bischof Brynjólfr nicht Zeit und Muße gehabt hat, diesen ersten Entwurf sorgfältiger auszuarbeiten, die vielen Fehler und Mängel auszumerzen und das Ganze auch in der äußeren Form einheitlicher zu gestalten.

Auch in ihrem gegenwärtigen Zustand ist seine Dichtung aber ein beredtes Zeugnis seiner innigen Liebe und Verehrung zu Maria, einer Liebe und Verehrung, welche in allen Stücken der katholischen Andacht zu der jungfräulichen Mutter des Herrn entspricht. Die Nachricht des Pontoppidan, daß der isländische Bischof nach Weise der „Papisten" den Rosenkranz gebetet habe, gewinnt dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Denn alle Geheimnisse des Rosenkranzes finden wir, mit zarter Frömmigkeit aufgefaßt, in der Dichtung wieder. Das Lob der Himmelskönigin, das der Augustiner Eystein Ásgrimsson in seiner „Lilja" im Beginn des 14. Jahrhunderts so herrlich angestimmt, das Sigurðr der Blinde in seiner „Rosa" kurz vor der Glaubenstrennung so begeistert erneuert, ist auch im 17. Jahrhundert auf dem fernsten Inselande Europas nicht ausgeklungen. Ein lutherischer Bischof, der gebildetste und angesehenste Isländer seiner Zeit, hat schon hundert Jahre nach der sog. „Reformation" begriffen, daß Maria sich nicht von Christus trennen läßt, daß ein wahrer, inniger Glaube an den Erlöser vielmehr auch notwendig zur Verehrung seiner Mutter führt.

Gísli Brynjúlfsson (1827—1888)[1].

Ein neuisländischer Dichter.

Der am 29. Mai 1888 zu Kopenhagen verstorbene isländische Dichter Gísli Brynjúlfsson hat keine umfangreiche Sammlung von Werken, ja nicht einmal eine größere Dichtung hinterlassen. Fast alle seine Gedichte und Prosaaufsätze sind in verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken zerstreut, und der Tod hat ihn aus seiner akademischen Lehrtätigkeit an der Universität Kopenhagen abberufen, ehe es ihm möglich wurde, seine verstreuten Arbeiten zu einem Ganzen zu vereinigen. Dennoch hat er als Schriftsteller wie als akademischer Lehrer einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Bildung seines Heimatlandes Island ausgeübt, und Jón Sigurdsson, der hochverdiente Patriot und Historiker, nahm keinen Anstand, den jüngeren Freund für einen der besten neuisländischen Skalden und für einen der tüchtigsten Kenner der altnordischen Literatur zu erklären. Ungemein universell gebildet, war Brynjúlfsson auch mit der neueren deutschen Literatur wohl vertraut und

[1] Historisch-politische Blätter CII (1888) 757—764.

hat unter anderem Heines Loreley meisterlich ins Isländische übertragen. Ebenso fein ist seine Übersetzung von Goethes „Freudvoll und leidvoll".

Durch seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse, sein feines Formgefühl und seinen dichterischen Genius wäre er, wie wenige, veranlagt gewesen, die bedeutendsten Meisterwerke der deutschen Literatur bei seinen Landsleuten einzubürgern. Daß dieses nicht geschehen ist, begreift sich indes, wenn man sich die Hauptdaten seines Lebens vergegenwärtigt.

Gísli Brynjúlfsson, oder nach dem gewöhnlichen isländischen Gebrauch eigentlich Gísli Gíslason zu nennen, war der Sohn des Gísli Brynjúlfsson, Pfarrers zu Hólmur. Er wurde am 3. September 1827 geboren. Der Vater starb zwei Monate vor seiner Geburt. Genötigt, ihr Heim zu verlassen, zog die verwitwete Mutter aus dem Ostland erst nach dem Nordland und endlich nach mehrfachem Wohnungswechsel nach Reykjavik, wo der junge begabte Knabe eine gute Vorbildung erhielt. Im Jahre 1841 bezog er das Gymnasium zu Bessestadir und zeichnete sich daselbst so sehr aus, daß er 1845 das Examen Artium zu Kopenhagen glänzend bestehen konnte. Im folgenden Jahre bestand er noch ein zweites Examen und reiste dann 1847 nach Island zurück, um seine Mutter mit sich nach Kopenhagen zu nehmen, wo er sich weiteren wissenschaftlichen Studien widmen wollte. Im Herbst 1848 wurde er arna-magnäischer Stipendiat, 1851 Mitglied der kgl. Nord. Oldskrift-Selskab und beschäftigte sich vorzugsweise mit altnordischen Studien. Von 1848 an beteiligte er sich auch als Redakteur oder Mitarbeiter an mehreren isländischen und dänischen Zeitschriften, 1848 bis 1853 an Ny Fèlagrit; 1848 bis 1849 am Nordurfari, dessen beide Jahrgänge mit Artikeln von ihm eingeleitet wurden; von 1850 ab an den Annaler for Nordisk Oldkyndighed, später an Goldschmidts Nord og Syd usw.

Als Hauptfach pflegte er indes das Studium der heimischen Literatur.

„Seine Kenntnisse in der isländischen Literatur", so lautet das Urteil Jón Sigurdssons, „von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten sind gründlich und umfassend, besonders im poetischen Fach, wie er denn seit mehreren Jahren eine vollständige Sammlung der Überreste der ältesten Dichtungen vorbereitet hat, welche sich in Handschriften und Sögur verstreut finden. Als arna-magnäischer Stipendiat hatte er seit 1848 die vorzüglichste Gelegenheit gehabt, diese Studien zu pflegen, und hat durch seine umfassenden Kenntnisse und seinen Scharfsinn bei den größten Kennern Ansehen gewonnen."

Nach Br. Snorrasons Tod vollendete Brynjúlfsson 1850 dessen Ausgabe der Saga af Flóres og Blankiflúr und ergänzte dessen Anmerkungen zu den skandinavischen Bearbeitungen dieses Romans. Im nächsten Jahre (1851) erschien von ihm die Saga af Tristram og Isönd mit dänischer Übersetzung und Bemerkungen über den Einfluß der Normannen auf die Entwicklung des altfranzösischen Romans. Zu J. G. Stephens' Universitätsfestschrift

1853 lieferte er die isländische Übersetzung des altenglischen Abgar-Liedes und ebenso einer altenglischen Homilie. Auch an der wichtigen Publikation Safn til Sögu Islands (1856) war er beteiligt, und, wie es scheint, in nicht unerheblicher Weise, da die Vorrede von ihm zugleich mit Jón Sigurdsson und Konrad Gislason gezeichnet ist. Was ihn befähigte, diese ausgezeichneten Forscher zu unterstützen, war außer seiner Kenntnis der altnordischen Literatur auch seine kritische Findigkeit und seine Vertrautheit mit den altklassischen Sprachen, wie mit dem Englischen, Angelsächsischen, Französischen, Spanischen, Dänischen, Schwedischen. Obwohl er sich nur einmal auf einer Reise kürzere Zeit in England aufhielt, beherrschte er die Sprache doch so vollkommen, daß er treffliche Gedichte in derselben zu stande brachte. Zürnend stellt er in einem derselben die romantische Zeit der alten Seekönige der merkantilen, industriellen, russenfreundlichen Politik des modernen England gegenüber:

There was a time, when kings were kings
And earls were not in vain,
But flew to war on eagle-wings
And rode upon the main:
The sea-kings' and the wikings' crew
Did then create the world anew.

Und jetzt — —

What is she now, the Ocean-isle,
The shelter of the men,
Who even in their death did smile
And won the battle then?
What is she now? Let those, who sell
Her strength, the cottonbrokers, tell!

O what a sight to see the land,
Where Shakespeare lived and died,
Now crumbling down — her men to stand
Have neither heart nor pride,
But bow and lisp and shun the waves
To soothe the emperor of the slaves!

Man wird sich über diese jugendlich romantische Begeisterung für die alten Seekönige nicht wundern, wenn man bedenkt, daß Brynjúlfssons poetische Anfänge gerade in die Jahre 1847 und 1848 fallen, und daß ihn einerseits seine Studien mit einem wahren Hochgefühl für die alten Ruhmeszeiten Skandinaviens erfüllen mußten, während anderseits der Sturm und Drang jener Zeit sein poetisches Gemüt mit brausendem Freiheitsenthusiasmus durchglühten. Dieser wurde indes durch ein feines Kunstgefühl gezügelt, das, an alten und modernen Klassikern gebildet, den Dichter verhinderte, sich in wilden Revolutionstiraden auszulassen. Die uns vorliegende, leider unvollendete, Sammlung seiner Gedichte zerfällt in drei Gruppen: einen Kranz

von Liebesgedichten (Lofnarljód), welche mit warmer, echt poetischer Empfindung die feinste Vollendung der Form verbinden; eine Reihe Freiheitslieder (Frelsikvaedi íslenzk og almenn), von welchen die einen der isländischen Nationalbewegung und ihrem tapfern Führer Jón Sigurdsson gewidmet sind, andere die Freiheitsbegeisterung des Jahres 1848 in weiterem Rahmen, aber durchaus poetisch zum Ausdruck bringen; endlich eine Anzahl trefflicher Übersetzungen aus Byron, Shelley, Thomas Moore, Burns, Heine und von einigen altgriechischen Epigrammen. In der Behandlung der altnordischen Formen wie in der Nachbildung moderner Versmaße zeigt sich der Dichter dabei gleich gewandt.

Unzweifelhaft hätte Brynjúlfsson als Dichter weit Bedeutenderes leisten können, wenn er sich ganz der Dichtkunst hätte widmen können. Allein mit all seinen fleißigen Studien gelang es ihm kaum, sich eine unabhängige, seinem Talente völlig entsprechende Lebensstellung zu erkämpfen. Im Jahre 1854 bewarb er sich um eine Stelle als Professor in Lund. Jón Sigurdsson, Konrad Gislason, Werlauff, C. C. Rafn, Karl Save, der isländische Bischof P. Pjetursson und der Rektor des Gymnasiums von Reykjavik Bjarin Jónsson empfahlen ihn aufs wärmste. George Stephens, der Professor des Altenglischen an der Kopenhagener Universität, sagte in seinem Empfehlungsschreiben: ‚If I had it in my power, I would transplant Mr Brynjúlfsson to the halls of Venerable Oxford. But, alas, we have there no such chair! England is still where Scandinavia was 100 years ago, too much fettered by „latinism“ vigorously to study our northern mothertongue.‘ All die glänzenden Empfehlungen halfen jedoch nichts. Brynjúlfsson erhielt den Lehrstuhl in Lund nicht.

Auf Anregung des Dichters Björnstjerne Björnson hielt er 1872 zu Kopenhagen eine Reihe Vorlesungen über nordische Mythologie, welche großen Anklang fanden. Im Jahre 1874 wurde er zum Dozenten der altnordischen Literatur an der Universität ernannt und wirkte als solcher bis zu seinem Tode. Sein angenehmer, fesselnder Vortrag, der ihn schon als Althingsmann in Reykjavik beliebt gemacht hatte, verschaffte ihm auch als Professor ein ansehnliches Auditorium. Leider zog er sich durch eine Reihe von Artikeln in dänischen Zeitungen, welche gegen einflußreiche Persönlichkeiten in Island gerichtet waren, großen Haß und bittere Streitigkeiten zu, welche ihm seine letzten Lebensjahre vergällten. Seine Tätigkeit als Dichter wie als Gelehrter litt darunter. Mehrere Zeitschriften verschlossen ihm ihre Spalten; Bitterkeit und Melancholie störten seine Produktivität. Die Saga of Tristram og Ísönd samt Möttulssaga erlebte 1878 eine neue Ausgabe. Sonst erschien von ihm keine größere Arbeit mehr. Dagegen hat er eine große Anzahl von Gedichten hinterlassen.

Obwohl Brynjúlfssons Talente durch die äußere Ungunst der Verhältnisse nicht zur vollen, ihnen entsprechenden Tätigkeit gelangt sind, so hat er doch durch seine Dichtungen und Aufsätze, seine Vorlesungen und seinen persönlichen Verkehr die weitere Entwicklung der neuisländischen Literatur, das Studium der altnordischen Mythologie und auch die nationale Bewegung seiner Heimatinsel mächtig gefördert.

Auf mythologischem Gebiete interessieren ihn namentlich die vielfachen Analogien zwischen der altnordischen und hellenischen Mythologie. Anstatt sprachvergleichend jeden mythologischen Ausdruck bis an die Grenze der prähistorischen Zeiten zu verfolgen und aus den symbolischen Zeichen kühne Hypothesen aufzubauen, hielt er sich an das Näherliegende, Geschichtliche, Sichere und verfolgte in den Götter- und Heldensagen der verwandten Völker jene Züge der Gemeinsamkeit, welche seine eigenen Landsleute für das Studium der altklassischen Kunst und Literatur interessieren konnten, anderseits aber auch in ebenso anregender Weise die poetische Fülle und Schönheit der nordischen Sagenwelt erkennen ließen. Er war mehr Humanist als Philolog, was aber bei dem heutigen Überwuchern der philologischen Kleinforschung nur als Vorteil betrachtet werden kann.

Als Dichter und namentlich als Übersetzer hätte Brynjúlfsson der neuisländischen Literatur bei größerer Fruchtbarkeit vielleicht gefährlich werden können. Es ist durchaus charakteristisch für den ernstreligiösen Charakter des isländischen Volkes, daß von den Lieblingsdichtern des modernen Europa, trotz des gesteigerten Weltverkehrs, noch keiner ins Isländische übersetzt worden, während Homer, Klopstock, Milton vorzügliche Übersetzer gefunden haben, ebenso einige Werke Shakespeares und Tegnérs. Brynjúlfsson war der erste, der Byron zu übersetzen begann und damit der neueren Revolutionsliteratur das Tor öffnete. Großen Anklang scheint er damit jedoch nicht gefunden zu haben. Was ihn zu Byron hinzog, war übrigens keineswegs der zerrissene, weltschmerzliche Gehalt seiner Dichtungen, sondern die reiche, schöne Form und der unbändige, freiheitsdürstende Geist des Dichters, in welchem er eine innere Verwandtschaft mit dem Geist der alten Nordmänner zu erblicken glaubte. Ebensosehr fühlte er sich zu Robert Burns und zu dem irischen Dichter Thomas Moore hingezogen. Das hing mit seinen andern Studien zusammen.

Als Literaturhistoriker hatte er nämlich gleich von Anbeginn ein lebhaftes Interesse für die Beziehungen gefaßt, welche seine Heimatinsel mit England und Irland verbanden. Irische Mönche hatten Island zuerst besiedelt. Isländische Ansiedler hatten sich mit den skandinavischen Landnámamännern in den Besitz der Insel geteilt und dem Christentum die Pfade vorbereitet. Ein nicht unansehnlicher Teil der ältesten isländischen Literatur weist auf schottische und irische Einflüsse hin. Gerade diesen Beziehungen forschte

Brynjúlfsson mit emsigstem Fleiße nach und umfaßte sie mit der Begeisterung des Dichters. In Thomas Moore erblickte er den poetischen Erben eines Kormaks Ögmungdarson und anderer irischer Barden, durch welche die nördliche Insel mit den Sagen und Dichtungen Irlands in Verbindung trat. Die Hallen von Tara waren ihm eine heilige Stätte. Für Grattan, Curran und O'Connell schwärmte er wie für die Helden des eigenen Volkes. Obwohl von protestantischen Vorurteilen keineswegs frei, gelangte er doch durch seine altnordischen Studien zu der klaren und festen Überzeugung, daß das Mittelalter für Island die Zeit der Freiheit, der Kraft, des nationalen Glückes und Wohlstandes war, daß mit der Zerstörung der alten Kirche die jahrhundertelange Nacht der Knechtschaft begonnen. Die Bischöfe der alten Zeit verehrte er als die mächtigsten Stützen des einstigen Volksgeistes. In einem Gedicht auf die Pariser Junitage von 1848 weiht er dem Erzbischof d'Affre ein ehrendes Gedächtnis und macht dazu die erklärende Bemerkung:

„In dem Pariser Aufstand fiel unter andern ein glorreicher Mann, der damalige Erzbischof von Paris, Msgr d'Affre. Er hatte den Geist und Charakter der alten katholischen Bischöfe, wie wir sie einst auch auf Island besaßen; er wollte eine Versöhnung anbahnen und ging im erzbischöflichen Ornate mitten unter seine Herde; aber da erhielt er den tödlichen Schuß und fiel im Kampfgewühle mit hohem Ruhme."

Ein herrliches Gedicht widmete er dem letzten Bischof der katholischen Zeit, Jón Arason, der 1550 um des Glaubens willen zu Skálholt enthauptet wurde. Die Schlußstrophen lauten:

Es fiel sein Haupt, das alte, das Island so viel tat,
So war's des Schicksals Wille, so des Verräters Rat.
Doch späte Enkel fassen, was dieser Greis getan!
Island wird wieder schauen solch einen Bischofsmann!

In Schmerz und Sorge trauert um ihn das ganze Land,
Kein Sänger weiß mehr Lieder, kein Held ihm auferstand,
Und aus den Sklavenketten kein freier Mann erwacht:
Auf Island ruht der Schlummer dreihundertjähriger Nacht.

So schwanden hin die Tage. Doch Hoffnung winkt am Ziel!
Das Land ist nicht verloren; ein einzig Haupt nur fiel.
Laßt uns die Herzen härten an dem, was uns geraubt,
Laßt nimmer uns vergessen dies blut'ge Bischofshaupt.

Es war so alt, ehrwürdig! Doch alles Alte fällt;
Der Berge Zinnen fallen, es sinkt die Pracht der Welt.
Doch grünend steigt die Erde von neuem aus dem Meer,
Und neue Sonnen strahlen leuchtend rings umher!

Diese Hinneigung zu den großen katholischen Erinnerungen des Mittelalters mag mitbeigetragen haben, daß Brynjúlfsson in den protestantischen

und aufgeklärten Kreisen des Nordens nicht die verdiente Sympathie und Unterstützung fand. Persönlich war er ein überaus liebenswürdiger Charakter, ein angenehmer Gesellschafter, ein stiller anspruchsloser Gelehrter, der im Grunde lieber monatelang an seinen Büchern saß, als sich produktiv am überhasteten Wettlauf der modernen Publizistik zu beteiligen. Seine Mutter, die er 1847 aus Island in sein Heim zu Kopenhagen holte, hat er, obwohl selbst nicht in glänzenden Verhältnissen lebend, treu bis zu seiner eigenen letzten Krankheit verpflegt. Völlig erblindet, trauerte die 89jährige Greisin am Sarge ihres dankbaren Sohnes.

Brynjúlfssons Gedichte[1].

Gísli Brynjúlfsson ist den begabtesten isländischen Dichtern der Neuzeit beizuzählen, wenn er auch eine geringere Fruchtbarkeit entwickelt hat und auf Island selbst weniger volkstümlich geworden ist als andere. Die Sammlung seiner Gedichte, Ljódmaeli Gísla Brynjúlfssonar (Kaupmannahöfn 1891), wurde noch von ihm selbst begonnen, nach seinem Tode von zwei jungen Gelehrten, Halldór Bjarnason und Bjarni Jónsson, vollendet und herausgegeben. Sie bietet dem Literaturfreund, ohne ängstliche Auswahl, so ziemlich alles, was der feinfühlige Kenner der nordischen Poesie an eigenen Dichtungen hinterlassen hat, d. h. einen Kranz überaus formvollendeter Minnelieder, eine stattliche Zahl patriotischer Gesänge, die sich hauptsächlich auf das Wiedererwachen und die politische Befreiung seiner Heimatinsel beziehen, tiefgefühlte Naturbilder und religiöse Klänge, eine Menge charakteristischer Gelegenheitsgedichte, welche sowohl Island als das politische Leben Europas zum Gegenstand haben, ganz vorzügliche Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen und endlich einige dänische und englische Gedichte, welche die vollständige Vertrautheit des Dichters mit diesen ihm ursprünglich fremden Sprachen bekunden. Sein erstes schriftstellerisches Auftreten fiel in das Sturmjahr 1848. Mit dem ganzen Ungestüm brausender Jugend begrüßte er die Revolution und verherrlichte in einem langen Zyklus von Gedichten den ungarischen Aufstand, in welchem er zumeist die Sache der Freiheit verkörpert glaubte. Doch begeisterte er sich schon damals auch für die Sache der katholischen Iren und bewunderte in den Pariser Junitagen den heldenmütigen Erzbischof d'Affre von Paris, in welchem er Geist und Charakter der einstigen katholischen Bischöfe Islands wiedererstanden sah. Die isländische Verfassungsfrage lenkte ihn bald auf näherliegende Gegenstände, und da er, wie kaum ein anderer, in der Sprache, Poesie, Mythologie und Prosaliteratur der Vorzeit bewandert war, konnte er ihren Freiheitssinn in ihren eigenen

[1] Literarische Rundschau 1892, Nr 1, S. 23 u. 24.

altklassischen Formen besingen und neu beleben. Nach und nach mit der ganzen modernen Literatur bekannt geworden, sich daran bildend und anregend, übersetzte er mit vollendeter Meisterschaft eine große Zahl kleinerer Gedichte von Shakespeare, Byron, Thomas Moore, Burns, Goethe, Heine, Öhlenschläger, Tegnér, Th. Gray, Björnson, Grundtvig. Wie er in einem sehr schönen Gedichte den letzten Bischof von Hólar, Jón Arason, feierte, so übertrug er auch in klassisches Isländisch das Stabat Mater, das Dies irae, ein paar Stellen aus Dantes Divina Commedia, darunter das herrliche Gebet des hl. Bernhard an Maria, und verfaßte selbst ein paar innige Gedichte zu Ehren der Himmelskönigin, wobei er auch die Marienandacht des Bischofs Brynjúlfr Sveinsson in Erinnerung bringt. An Eigenart, Kraft und Schwung steht er hinter andern neuisländischen Dichtern zurück, aber an feinem Kunstgefühl und Vollendung der Form dürfte er wohl alle überragen wie auch durch den Umfang seiner Kenntnisse auf dem Gebiete der modernen Sprachen und Literaturen.

Esaias Tegnér (1782—1846)[1].

Das Hauptschaustück für die Touristen im Dome von Lund bilden die wunderlichen Gestalten des Riesen Finn und seiner Frau, eine Spielerei, welche noch aus mittelalterlicher Zeit herrührt und ein Stück Volkslegende verkörpert.

Der hl. Laurentius, so lautet die Sage, ging durch Berg und Wald und sann darüber, wie er dem Herrn zu Ehren eine recht schöne, würdige Kirche erbauen möchte. Da trat aus einem Berge ein ungeheurer Riese hervor und versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, bedingte sich aber als Arbeitslohn Sonne und Mond und St Lars' (Laurentius) beide Augen aus, wenn ihm dieser nicht, nach vollendetem Werk, seinen Namen sagen könnte. Den wußte der Heilige nicht und konnte ihn auch kaum erfahren. Denn die ausbedungene Frist war so kurz, daß es unmöglich schien, in derselben eine Kirche zu bauen oder den Namen des Riesen auszukundschaften. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit erhob sich der Bau, und der Tag nahte schon, wo der Unhold kommen sollte, um seinen Lohn zu holen. Da wanderte St Lars betrübt durch Berg und Tal und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Plötzlich aber hörte er ein Kind weinen, und die Mutter sang:

Still, still, Kleiner, Söhnchen mein!
Morgen kommt Finn, dein Vater, heim,
Der bringt dir Sonne und Mondenschein
Und Sankt Lars' beide Augen.

Nun wußte St Lars des Riesen Namen und hatte Macht über ihn. Als aber der Unhold das merkte, kam er mit seiner Frau in die Halle der vollendeten Kirche und faßte einen Pfeiler und seine Frau auch, und sie wollten den Pfeiler einreißen und so die ganze Kirche zerstören. Aber im selben Augenblick machte St Lars das Kreuz-

[1] Baumgartner, Durch Skandinavien nach St Petersburg[3] (1901) 398—409.

zeichen über sie und rief: „Hier sollt ihr versteinert bleiben bis zum jüngsten Tag!" Und so geschah es. So wie sie dastanden, wurden sie in Stein verwandelt: an dem einen Pfeiler der Riese und an dem andern die Riesenfrau mit dem Kind auf dem Arm.

Tegnér hat die Sage in einem Gedicht balladenartig behandelt, das aber nur als Prolog zu einer Epopöe dienen sollte, in welcher er dem berühmten Erzbischof Absalon, dem Gründer Kopenhagens, eine Liebesgeschichte andichten und zugleich Abälard und Heloise zu verherrlichen beabsichtigte. Es kam von dieser Epopöe, „glücklicherweise" darf man sagen, nur ein Gesang zu stande. Wiederholt setzte er an, blieb aber immer stecken. „Gerda", eine Tochter des Riesen Finn, sollte die Jugendliebe Absalons werden; allein wenn der Dichter sich in die altnordische Mythologie hinein versenkte, fand er keine Brücke mehr in dem Walten und Wirken eines Bischofs, der schon ganz der beglaubigten Geschichte angehört, und indem er Absalons kirchlicher Bedeutung nachträumte, kam er in einen katholischen Ideenkreis hinein, den er nicht weiter zu verfolgen wagte. Wie viele seiner Zeitgenossen wandte er sich unbefriedigt von der sog. „Philosophie" und Aufklärerei des 18. Jahrhunderts ab, die alles Christliche, alles Übernatürliche, allen Glauben zerstörte; aber ebensosehr war er von Vorurteil gegen die katholische Kirche erfüllt, die er als Feindin jedes freien Gedankens betrachtete, und wandte sich deshalb in der Poesie vorzugsweise dem verspäteten nordischen Heidentum des Mittelalters zu; in der Religion aber wollte er die philosophische Entwicklung des Protestantismus nicht gelten lassen, sondern zu Luthers einfältigem Bibelglauben zurückkehren.

In seiner merkwürdigen Jubelrede auf das Reformationsfest von 1817 sagt er u. a.:

„Das 18. Jahrhundert faßte im allgemeinen nur das eine Element der Reformation auf, die Denkfreiheit, und erhob sie, auf Kosten des Glaubens, als einzige rechtmäßige Herrscherin auf den Thron. Manche sahen deshalb diesen Zeitraum als die eigentliche Vollendung dessen an, was Luther begonnen, als den echten Protestantismus, der wider alles protestierte, was man ehedem für heilig und göttlich ansah. Aber in Wahrheit war das nicht der Sieg des Protestantismus, sondern dessen Karikatur; das war nicht Luthers Geist, sondern derjenige einer einseitigen Verirrung. Die verschmähte Religion rächte sich selbst, und der Gedanke, seines Himmels beraubt, kroch mit erlahmten Schwingen auf der Erde."

Mit den Romantikern ist er aber auch nicht zufrieden.

„Beherrschte uns zuvor der nüchterne Verstand, so ist nun hinwieder die Phantasie losgekommen, das leichte, rosenumwobene Götterkind, das mit seinen Flügeln in der Sonne schwebt. Im Gefühl seiner neu eroberten Freiheit äugelt es überall hinein, auch wo es eigentlich nicht hingehört. Es teilt seinen warmen Odem der Zeit mit, und darum hüpfen ihre Pulse stärker und unregelmäßiger als zuvor. Wir leben gleichsam im Tauwetter. Die Fluten brausen gewaltig; aber daran ist die Frühlingssonne schuld, welche schmelzt und befreit. Man spricht von Zeichen der Zeit im

Süden, man fürchtet sich oder scheint sich wenigstens vor Jesuitismus und Papstgewalt zu fürchten, man verheißt uns eitel Finsternis und Barbarei für die Zukunft. Ich liebe diesen Nachtwächterruf am hellen Tage nicht. Woher sollte denn eigentlich die Papstgewalt kommen? Sie ist tot, sie ist schon lange tot gewesen, und in ihrer balsamierten Mumie, die noch dasteht, lebt kein Geist. Den Toten weckt keiner mehr auf bis zum jüngsten Gericht. Die lächerlichen Versuche, dieses Gespenst aufzubeschwören, die man da und dort noch im Ernste macht, müssen eher unser Mitleid als unsere Besorgnis erwecken. Die Zeit ist ein für allemal der Papstgewalt entwachsen. Die Bäume, die man in unsern Tagen fällt, taugen nicht zu Religionsscheiterhaufen. Das Holz ist zu grün, und die Flammen zünden nicht. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das Mittelalter, das man uns wieder prophezeit, offenbar eine Zeit ganz anderer Richtung, von einer ganz andern Bedeutung war als die gegenwärtige. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das ganze gegenwärtige europäische Bildungssystem der gerade Gegensatz des hierarchischen ist. Die Hierarchie kann nicht wiederkommen. Die Ursachen, welche diese notwendig machten, machten sie zu ihrer Zeit auch möglich; aber diese finden sich nicht mehr vor, sie haben sich schon lange nicht mehr vorgefunden. Die Denkart, welche sie voraussetzte, ist längst verdrängt. Sie ist ein Kronprätendent, der wie der englische Prätendent (der Kardinal Stuart) ins Kloster gegangen. Die katholische Kirche steht freilich noch, aber es wohnt von selbst ein ganz anderer Geist in ihr. Von dem alten papistischen Spuk hat Europa ebensowenig zu fürchten, als die Insurgenten in Amerika den toten hl. Ignatius zu fürchten brauchen, welchen ein gewisser katholischer König neulich zu seinem Feldmarschall ernannt haben soll."

So dachte der gefeiertste der schwedischen Dichter über die katholische Kirche, da er noch als Professor der Ästhetik und des Griechischen an der Universität Lund wirkte, träumte und dichtete. Weitaus die größte Anzahl seiner protestantischen Landsleute mochten damals mehr oder minder diese Anschauungen teilen, und viele mögen sie heute noch teilen. . . .

Der freie Platz in Lund, nordöstlich vom Dom, trägt den Namen Tegnérs und ist mit seinem Standbilde geschmückt, um welches alljährlich sein Geburtstag (der 13. November 1782) mit Aufzügen und Reden der Studenten gefeiert wird. Der Dichter ist übrigens nicht in der Nähe von Lund geboren, sondern in Wermland, zu Kyrkerud, am westlichen Ufer des Wenersees, wo sein Vater als Hilfsgeistlicher eine kleine Landfiliale pastorierte. Dieser starb früh, und schon mit neun Jahren war der Knabe teils an die Wohltätigkeit fremder Leute, teils an die eigene Lernbegier gewiesen. Nachdem er mit den Kindern einer begüterten Familie eine Zeitlang Hausunterricht genossen, konnte er mit 16 Jahren sich bereits selbst als Hauslehrer weiter helfen.

„Diesen Sommer", so schrieb er in diesem Alter (1798) an seinen Pflegevater, „gedenke ich auf die Lesung der griechischen und römischen Autoren zu verwenden. Das ist eine lecture, die, notwendig für alle Wissenszweige, überdies den Geschmack veredelt, den Verstand bildet, uns Gefühl und jugement für das Schöne gibt, uns eine richtige Würdigung für den echten Geist des Altertums verleiht und so nicht weniger Nutzen als Vergnügen bringt."

Und dieser Entschluß wurde gehalten. In sieben Monaten las er die Ilias dreimal, die Odyssee zweimal, obwohl er nur eine alte Folioausgabe des Homer ohne alle philologischen Hilfsmittel zur Verfügung hatte und sich autodidaktisch durch die homerischen Formen hindurcharbeiten mußte, und dazu noch Virgil, Horaz und Ovids „Metamorphosen". Im Alter von 19 Jahren promovierte er als Doktor der Philosophie zu Lund, ward bald Professor der Ästhetik, dann 1812 Professor der griechischen Literatur daselbst und endlich 1824 Bischof von Wexiö. Als solcher starb er 1846, nachdem ihn einige Jahre zuvor eine Gemütskrankheit zeitweilig arbeitsunfähig gemacht hatte. Durch theologische Leistungen hat er sich nicht hervorgetan, aber seine geistlichen Reden und Schulreden sind Musterstücke der schönsten rednerischen Prosa, die Schweden besitzt.

Als Dichter ist Tegnér eine überaus freundliche Erscheinung. Die schwedische Poesie unmittelbar vor ihm lehnte sich in Ideen und Form vorzugsweise an die Geschmacksrichtung der Aufklärungsperiode. Voltaire, Pope, Locke waren die Geister, zu denen man bewundernd aufsah; französische Klassizität und Bildung galt als leitende Norm. Nach französischem Muster gründete Gustav III. 1773 sein königliches Operntheater und 1786 die schwedische Akademie. Geistreichigkeit, Formgewandtheit, höfische Feinheit zeichneten die Dichter aus, die er an sich zog und mit denen er wohl selbst dramatische Pläne entwarf, wie Kellgren und Leopold. Graf Oxenstjerna übersetzte Tasso und Milton in mustergültiger Form. Adlerbeth übertrug Virgil, Horaz, Ovid in schwedische Verse. Daneben dichtete ganz von eigenen und Volksgnaden der von Lebenslust überschäumende Improvisator und Volkspoet Bellmann von Liebe, Wein und Frühling, gelegentlich auch von der Vergänglichkeit alles Irdischen — eine Praterpoesie, die sich als Echo der kurzen nordischen Sommerfreuden bis auf den heutigen Tag in der höchsten Volksgunst erhalten hat. Zwischen den bezopften Akademikern, die an klassischen Tragödien, Opern und Balletten ziselierten, und dem lustigen Picknicksänger, der am Mälar lachend und scherzend mitten unter dem ausgelassenen jungen Volk sein Punschglas schwang, tauchte nun mit dem Beginne des Jahrhunderts eine kleine Schar neuer Leute auf, frisch von der Universität, noch in des Lebens Mai, die aber weder der einen noch der andern Richtung huldigten. Durch Stephens und Öhlenschläger war die deutsche Romantik in sie gefahren. Sie wollten nichts mehr von Paris, von Boileau und Voltaire wissen, und bloß Punsch zu trinken war ihnen auch nicht poetisch genug. In der mittelalterlichen Vorzeit des Nordens, die seit zwei Jahrhunderten kaum noch einige trockene Altertumsforscher beschäftigt hatte, ging ihnen urplötzlich eine neue, farbenglühende, lebensprühende Welt auf. Es war nicht das spätere Mittelalter: das vermochten sie mit ihren protestantischen Anschauungen nicht recht in Einklang zu bringen; aber

die Götter der Edda, die Helden der Vikingerzeit, die Kämpfe des alten Skandinaviens, das alte Volkslied und der Glanz des Rittertums erwachte für sie zu neuem Leben. Ein jugendliches nationales Selbstgefühl begeisterte sie. Für die Poesie kam ein neuer Frühlingstag, wie ihn Schweden seither nicht wieder erlebt hat.

In diese Zeit freudigen Wiedererwachens fallen Tegnérs erste Gedichte, die allgemeine Bewunderung erregten: sein „Kriegslied an die Landwehr von Schonen" (1808) und sein patriotischer Kampfesruf „Svea" (1811). Sie waren aus der allgemeinen Stimmung hervorgequollen und fanden darum in allen Herzen freudigen Widerhall. Der Dichter ließ sich indes von dem ersten glänzenden Erfolg nicht zu der Einseitigkeit hinreißen, in welche ein Teil seiner romantischen Freunde verfiel, indem sie den bisherigen Literaturgeschmack aufs Messer bekämpften. Sich selbst schulend an den höchsten Vorbildern des klassischen Altertums, gab er sich nicht der ersten wilden Begeisterung hin, sondern ließ seine der Vorzeit und dem Volksleben entnommenen Stoffe mit zartem Künstlerfleiß zur abgerundeten Form heranreifen. Erst 1820 erschien sein erstes größeres Werk, „Die Nachtmahlskinder", ein liebliches religiöses Volksidyll, dann 1822 „Axel", eine kleine Liebes- und Kampfesepopöe, die in den Zeiten Karls XII. spielte, und endlich 1825 seine Frithjofs-Saga, der berühmteste Versuch, die alte Sagapoesie des Nordens neu aufleben zu lassen, und das schönste Werk der schwedischen Literatur, in Deutschland ebenso volkstümlich geworden wie in seinem Heimatland. „Die Nachtmahlskinder" hat Longfellow in die neuere angloamerikanische Literatur eingebürgert. „Axel" hat kein Geringerer als der Sänger von „Dreizehnlinden" ins Deutsche übertragen, und diese gefeierte Dichtung selbst weist in manchen Zügen auf den Einfluß Tegnérs hin.

Wenig gekannt sind dagegen außerhalb Schwedens Tegnérs kleinere Gedichte, seine prächtigen Oden, Hymnen, Lieder, seine gedankenreichen und weihevollen Festgesänge, seine anmutigen, melodischen Gelegenheitsgedichte. Alles ist längst übersetzt, aber es ist den Übersetzern nicht gelungen, die klangvolle Musik der schwedischen Sprache in das Deutsche hinüberzuzaubern. Nur die Schönheit der Bilder, die Kraft und Anmut des Gedankens läßt sich annähernd wiedergeben, und auch das ist noch schwer, weil das Schwedische wie das Englische eine Menge einsilbiger Stammwörter hat, wo uns nur zwei- und dreisilbige Worte zu Gebote stehen. Es wird dadurch oft unmöglich, einen schwedischen Vers voll gleichwertig mit derselben Silbenzahl in einen deutschen zu drängen. Nur als matten Widerhall wage ich es, eines seiner schönsten Gedichte, seinen Gesang an die Sonne, wenigstens im selben Rhythmus wiederzugeben:

Dir, Sonne, mein Sang,
Hochstrahlend Gestirn!
Um den fürstlichen Thron
Tief in dämmernder Nacht
Hast du Welten bestellt
Als Vasallen. Du blickst
Auf ihr Flehen herab;
Doch in Licht ist dein Gang.

Sieh, tot ist Natur.
Gespenstisch die Nacht
Auf verblichene Pracht
Ihre Sargdecke legt;
Aus traurigem Heim
Manch Lämpchen erglimmt,
Doch du steigst, und in Glut
Der Osten schwimmt.
Gleich der Rose entknospt
Die Schöpfung aufs neu',
Und sie lebt und sie glüht.
Froh blickst du herab
Auf das schimmernde Blatt,
Auf den flammenden Berg.
Und die Lebensgewalt,
Die erfroren und starr,
Quillt mächtig und mild.
Hold wiegend dein Bild,
Bis ermattend du schaust
Nach dem westlichen Saal,
Wo dem hoffenden Blick,
Wo dem ringenden Herz
Zu der Seligkeit Land
Weit sich öffnet das Tor.
O du Himmelssohn,
Sprich, wo kommst du her?
Warst du selber dabei,
Als der Ewige saß
Und in leuchtende Nacht
Warf die flammende Saat?
Oder standst du vielleicht
Am unsichtbaren Thron
Hoch über der Welt
Als Engel zu Dienst,
Bis du stolz nicht ertrugst,
Was vom Thron er befahl,
Und er zürnend dich nahm
An dem strahlenden Hals
Und verächtlich dich warf
Ins Blaue als Ball,
Zu verkünden fortan
Die verleugnete Macht?
Drum eilst du voran
So unruhig, so schnell;
Und kein tröstender Freund
Beut dem Wanderer Rast.
Drum noch glüht dir die Wang',
Und heut noch hüllst
Du in Wolken sie ein.
Du betrauerst den Tag,
Da der Rächer dich warf
Aus dem heiligen Kreis,
Und weit von ihm weg
In die Wüste du sankst.

Sag, wirst du nicht müd'
Auf dem einsamen Gang?
Wird der Weg dir nicht lang,
Den so oftmals du ziehst?
Du kommst schon daher
Das vieltausendste Jahr,
Und graut dir noch nicht
Das goldstrahlende Haar?
Wie ein Held ziehst voran
Du die glänzende Bahn,
Und dicht um dich drängt
Sich dein zahllos Gefolg.
Doch es nahet die Stund',
Da dein goldenes Rund
Springt entzwei, und sein Knall
Mahnt den Weltbau zum Fall.
Wie stürzendes Haus
Sinkt die Schöpfung mit dir
In des Chaos Graus,
Und die fliehende Zeit,
Wie ein Adler im Flug
Vom Pfeile durchbohrt,
Fällt tot in den Staub.
Zieht ein Engel dann aus,
Wo du weiltest dereinst,
Wie ein goldner Schwan
Durch das blauende Meer,
Sieh, da blickt er umher
Im verödeten Raum,
Und er findet dich nicht.
Deine Prüfung ist voll,
Und schon lange versöhnt
Dich der Ewige schloß
Wie ein Kind in den Arm.

Und da ruhst du nun aus
Am Vaterherz.

Drum kreise voran
In Licht deine Bahn,
Wo Verklärung dein harrt.
Nach endloser Nacht
Werd' ich wieder dich schaun
In schönerem Blau,
Und mit schönerem Klang
Wird dich grüßen mein Sang!

Man darf hier nicht theologisch tüfteln und deuteln wollen. Jeder weiß, daß die Sonne nicht Luzifer noch sonst ein gefallener Engel ist, daß die gefallenen Engel nicht begnadigt wurden, und daß Gott die Sonne weder als verklärtes Erdengebilde noch als versöhnten Engel an sein Vaterherz drücken wird. Aber jeder fühlt auch, daß die Sonne, das erhabenste, herrlichste und wohltätigste aller Naturgebilde, uns unwillkürlich zum Bilde des Göttlichen und Menschlichen wird, daß in ihrer Herrlichkeit die Größe des Schöpfers sich spiegelt, in ihrem Lauf und Wandel Leid und Freude, Furcht und Hoffnung des Menschenherzens. Und wenn mit der Sonne die Pracht der ganzen sichtbaren Schöpfung zusammenstürzt: uns kann der Ewige versöhnt an sein Vaterherz drücken, wenn wir die kurze Spanne des Erdenlebens treu als Prüfung bestanden.

Die tiefsten religiösen, biblischen Anklänge mit dem edelsten Naturgefühl zu verbinden, darin liegt die bezaubernde Gewalt dieser Lyrik, die nicht sucht und schraubt, sondern schaut, fühlt, klingt.

Als 1823 Kronprinz Oskar sich mit der katholischen Herzogin Josephine von Leuchtenberg vermählte, durfte die Kronprinzessin und künftige Königin katholisch bleiben. Ihre gewinnende Erscheinung versöhnte jung und alt, und selbst Tegnér bewillkommnete das kronprinzliche Paar mit den herzlichsten Segenswünschen[1]:

O Gott, zu dem sich unsere Väter wandten,
In dem sie unsres Nordens Rettung fanden,
Halt segnend deine Hand ob Stadt und Landen!
Heil sei dem König, Glück dem Land gewährt,
Der Sturm von uns gebannt, der um die Erde fährt!

Der Thron der Karolinger, Odins Erbe,
In Oskars Namen neuen Glanz erwerbe
Und Glück, das nimmer wanke, nimmer sterbe!
Dem Wunderstrahl der Mittnachtssonne gleich
Laß leuchten seine Stirn, die Krone und sein Reich!

Daß Rosen mild den Glanz der Krone heben,
Vergißmeinnicht den Lorbeer traut umweben,
Eint sich mit Oskars Josephines Leben;
Blauäugig, licht und rosig schwebt sie hin,
Gleich wie im Mondenglanz die Elfenkönigin.

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXIII (1887) 298.

In Schwedens Sälen walte Licht und Frieden,
Glück sei den ärmsten Hütten auch beschieden!
Und naht der Kampf, den zögernd wir gemieden,
Umbrausen seine Wogen unsern Strand,
Dann breite Gott um Fürst und Volk die treue Hand!

Wenn die Schweden sich heute rühmen, die Franzosen des Nordens zu sein, so danken sie es dem freigeistigen, prachtliebenden, lebenslustigen und kunstsinnigen König Gustav III.[1] Er war es, der das Land nach langer Zerrüttung wieder nach innen und außen hob, ihm eine gesunde Verfassung gab, die Übermacht des ewig ruhestörerischen Adels brach, die Tortur aufhob, Preßfreiheit einführte, dem Handel und der Industrie freiere Entwicklung verschaffte und dann jene Blüte der Literatur und Kunst begründete, auf der noch heute das Geistesleben Schwedens fußt. Der Bildhauer Sergel, wie die Dichter Kellgren, Leopold und Bellmann erfreuten sich seiner persönlichen Freundschaft. Er hat die Bühne von Stockholm auf den Rang der ersten Hauptstädte Europas erhoben, und das große Theater, das er gebaut und in dem er seinen tragischen Tod fand, ist noch heute ein sehr ansehnliches, trefflich eingerichtetes und sehr geschmackvoll dekoriertes Schauspielhaus. Es wird gegenwärtig nur für die Oper gebraucht, heißt aber noch immer Stora Teatern, das große Theater. Sein Denkmal hat der König nicht in dessen Nähe erhalten, sondern dem Nationalmuseum gegenüber, mitten auf den Quais des Hafens, wo die großen Meerschiffe vor Anker liegen. Die Gestalt des Königs lehnt sich auf ein Schiffssteuer, zum Andenken an die Seekämpfe, die er geführt. Sein Hauptruhm wird aber immer Kunst und Literatur bleiben. Das hat Tegnér in einem seiner „Zeitbilder" entwickelt:

Am Ufer stand ich unterm Königsschlosse,
Vorüber war des Tages Lärmgewühl,
Die Straßen leer vom lauten, bunten Trosse,
Auf König Gustav still das Mondlicht fiel.
Fest sah er drein, so freundlich ohne Zagen,
Gleichwie ein Friedenstal im Donnerhall,
Ein Siegeskranz, von Blütenzier getragen,
Ein Heldenbild, gemildert von Behagen,
Der Blick halb der des Aars, halb der der Nachtigall.

O Wundernacht, die nur dem Künstler eigen!
Dies schlachtgewalt'ge, sangesfrohe Herz!
Im Bilde sich des Königs Taten zeigen,
Ein Gustavslied steht lebend hier in Erz!

[1] Durch Skandinavien nach St Petersburg[3] 357—359; „Stimmen aus Maria-Laach" XXXIII (1887) 304—306.

Ja, so war er, wenn heim er kam vom Streiten,
Wenn er dem Volk einflößte seinen Hauch, —
Des Friedens Künste lieblich ihn geleiten;
Denn große Geister formen ihre Zeiten,
Und Gustavs Zeit trägt darum Gustavs Züge auch.

Kind war ich, als er stand im Sonnenglanze,
Ich denk' der Zeit noch wohl, so jugendschön
Mit ihren Liedern, ihrem Hoffnungskranze,
Dem neuen Leben, das wir sahn erstehn.
Dem Lenze glich sie, wenn der linde Regen
Aus blauem Himmel löst des Winters Zwang,
Es grünt und sproßt und jauchzt an allen Wegen,
Die Wangen blühn, die Herzen froh sich regen,
Und ringsum waltet Lust und Mut und Vogelsang.

In Purpur saß der Zaub'rer auf dem Throne,
Sein Wunderzepter schuf von Stund' zu Stund'
Die Herzen um im weiten Ring der Krone,
Weckt' neue Blüten aus dem Felsengrund.
Der alte Traum von Kriegsruhm, Schlachtgedränge
Verwandelt sich in holde Friedenstracht,
Lorbeer und Eichen blühn im Festgepränge,
Es lehren Licht und Sitte milde Sänge,
Die Kraft schor ihren Bart, und das Gesetz ward Macht.
— — — — — — — — — — —
Es lag ein Schimmer über Gustavs Tagen,
Phantastisch, fremd und eitel — nun, so sei's —
Doch voll von Sonnenschein, und willst du klagen,
Was heut wir sind, wir sind's um ihren Preis.
Unfrei wird jeder Grund, wo Bildung sprießet,
Nur Barbarei war einstens Väterbrauch,
Jetzt blüht das Recht, die Sprache milder fließet,
In hellem Sang sich Licht und Lust ergießet,
Und was Gustavisch war, das ist heut Schwedisch auch.

Seitdem Tegnér diese Verse geschrieben, hat sich natürlich in Stockholm, wie in Schweden überhaupt, gar manches geändert. Schon unter Gustav III. machte sich neben der Aufklärung und dem französischen Kunstgeschmack auch urwüchsiges Volkstum geltend; denn bei aller Liederlichkeit haben Bellmanns Lieder und Improvisationen etwas echt Volkstümliches und Gemütliches, es sind Stimmungsbilder der kecken, unverwüstlichen Lebenslust, die an den Ufern des Mälar waltete und noch heute keineswegs versiegt ist. Es kamen dann die von deutscher Philosophie angewehten Phosphoristen, welche im Wirtshaus die Geister flüstern hörten und im Nachtigallenschlag Metaphysik witterten. Es kamen Tegnér und Geijer und die übrigen tüchtigen Romantiker der gotischen Schule, die tapfer zurück in die alte Sage und Geschichte griffen und damit Kunst und Poesie lebendig erneuerten. Aber im

katholischen Mittelalter wagten sie sich nicht einheimisch zu machen, und so griff denn eine neue Aufklärung um sich, realistischer und materialistischer als die alte.

Die Frithjof-Sage[1].

Die altnorwegische Geschichte ist so wild und tragisch wie nur die englische, und nach den alten Berichten drangen königliche Pracht und die Künste des Südens auch in diese fernen Täler ein. Doch die Umwälzungen späterer Zeiten haben alles spurlos hinweggeräumt. Nur eine Erinnerung ist noch ziemlich allgemein lebendig, freilich mehr eine sagenhafte als geschichtliche. Es ist die Frithjof-Saga, welche Tegnér, der große schwedische Romantiker, durch sein herrliches Gedicht weltberühmt gemacht hat. Bei Framnaes, einem Vorgebirge, das von Süden her weit in den Sognefjord vorspringt, soll Frithjofs Vater, Thorstein, gewohnt haben, gegenüber aber, an dem sich hier nach Norden öffnenden Seitenarm, dem Fjaerlandsfjord, König Bele mit seinen zwei Söhnen Helgi und Halfdan. An der Stelle, die heute Balholmen heißt, soll jener Hof Balderhage gestanden haben, wo der Lichtgott Baldur in besonderer Weise verehrt ward, kein Blut vergossen werden durfte, jede unheilige Handlung aufs strengste verboten war.

Tegnérs Dichtung ist allgemein bekannt; nicht so die merkwürdige Quelle, aus der er sie geschöpft hat, eine isländische Saga oder Prosaerzählung, die wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert, und zwar in Island, niedergeschrieben wurde und von der zwei Pergamenthandschriften noch erhalten sind. Der Inhalt dieser Erzählung ist kurz folgender:

Uralter Zwist schien durch die Versöhnung des Königs Bele mit Thorstein endlich beigelegt. Schön Ingeborg[2] und Frithjof der Starke wurden als Jugendgespielen gemeinsam bei dem Bauer Hilding aufgezogen, und zärtliche Liebe versprach früh, die beiden Familien aufs innigste zu verbinden. Aber Beles Söhne waren ebenso stolz, feindselig und unverträglich, als Frithjof freundlich und gut war. Da König Bele starb und Frithjof um Ingeborgs Hand warb, ward er von ihren beiden Brüdern übermütig abgewiesen, weil er keinen Fürstennamen trage. Frithjof schwur ihnen Rache. Als König Ring (nach dem einen Bericht König von Schweden, nach dem andern König von Ringerike) unter Kriegsdrohung Tribut von ihnen heischte, sandten sie vergeblich den alten Hilding zu dem schwer beleidigten Frithjof, um ihn zur Heeresfolge aufzufordern. Er saß am Schachbrett und wies mit Spielausdrücken verblümt die Aufforderung zurück. Beles Söhne mußten ohne ihn in den Krieg ziehen; um die Schwester vor dem erzürnten Freier sicherzustellen, brachten sie dieselbe zu Baldurs heiligem Gehege. Aber Frithjof kehrte sich nicht an die Heiligkeit des Ortes. Er besuchte Ingeborg, warb um sie, schwur ihr ewige Treue und wechselte Ringe

[1] Baumgartner, Durch Skandinavien nach St Petersburg[3] 60—66; Stimmen aus Maria-Laach XXXIII (1887) 346—351.

[2] Isländisch Ingibjörg, dänisch Ingebjörg, schwedisch Ingeborg: ebenso Fridhjófr, Fridthjof, Frithjof.

mit ihr. Zuletzt gab er ihr einen herrlichen Armring, der ihm zu eigen war, und sie mußte ihm versprechen, sich nie von demselben zu trennen, außer wenn sie ihm denselben zurückgeben wollte. Unterdessen werden ihre beiden Brüder von König Ring besiegt: er verlangt als Siegesbeute ein Drittel ihres Besitzes und die Hand Ingeborgs. Zürnend vernehmen sie bei ihrer Rückkehr, wie Frithjof aufs neue um Ingeborg geworben. Sie lassen ihm nur eine Wahl: entweder für immer in die Verbannung zu gehen, oder aber nach den Orkneys zu ziehen und den Tribut zu holen, den der dortige Herrscher Angantyr ihnen seit Beles Tod schuldete. Frithjof zieht das kühne Wagnis der Verbannung vor. Auf seinem Schiff Ellida segelt er mit seinem wackern Bruder Björn und dreißig Genossen nach den fernen Inseln hin. Doch kaum ist er abgefahren, so rauben die zwei bösen Brüder all sein Gut, brennen ihm Haus und Hof nieder und bestellen zwei Zauberinnen, um ihm im Solundar- (West-) Meer Sturm zu erregen. Die Hexen tun alles, was in ihren Kräften steht; aber Frithjof und seine Begleiter erproben sich als Helden, trotzen fröhlich singend dem Sturme und bewältigen endlich auch die zwei Zauberinnen, welche auf einem Walfisch sitzend dem Schiff voranzogen und das Unwetter heraufbeschworen. Glücklich landen sie in den Orkneys und werden von Angantyr eingeladen, bei ihm zu überwintern. Tribut will dieser nicht zahlen, aber er bietet Frithjof so viel Geld an, als er benötige, um sich freizukaufen.

Im Frühjahr zieht der Held nach Hause. Er findet seinen Hof in Framnaes eingeäschert. Er fährt sogleich hinüber an den Balestrand. Beles Söhne sind eben an einem feierlichen Opfer in Baldurshag. Frithjof macht am Strande ihre sämtlichen Schiffe untauglich und dringt dann stürmisch in den Opfersaal ein, wo die zwei Könige fröhlich schmausen, die Weiber am Feuer sitzen, um die mit Fett bestrichenen Götterbilder zu trocknen. „Willst du nun deinen Tribut haben?" ruft der zürnende Held und wirft Helgi einen goldgefüllten Beutel ins Gesicht, daß ihm zwei Zähne brechen und das Blut aus dem Munde quillt. Dann stürzt er über Helgis Weib her. Denn sie trägt an ihrem Arm den kostbaren Armring, den er einst Ingeborg geschenkt und den diese auf König Rings Geheiß an ihre Brüder zurückgesandt, um ihn Frithjof wieder zu erstatten. Rasend schleppte er sie an dem Ring zur Türe, bis er endlich vom Arme weicht. Vergeblich kommt ihr Halfdans Weib zu Hilfe, während Halfdan selbst den stürzenden Helgi in seinen Armen hält. Die Bilder des Gottes Baldur, mit denen die zwei Frauen beschäftigt waren, fallen bei dem Tumult ins Feuer und verbrennen, und die Flamme faßt rasch das Haus. Frithjof mit dem erbeuteten Armring und Björn eilen zurück zu ihrem Schiffe und rudern hinaus ins Meer. Helgi und Halfdan wollen sie verfolgen, finden aber alle ihre Schiffe leck. Helgi will den Verwegenen einen Pfeil nachsenden; doch vor Wut spannt er den Bogen zu stark, und dieser bricht.

Frithjof ist nun gerettet und gerächt, aber als „Wolf im Heiligtum" (varger i véum), als Heiligtumsschänder ist seines Bleibens in der Heimat nicht mehr. Er wird Vikin, d. h. ein wilder Seeabenteurer. Angantyr beherbergt ihn einen Winter lang. Dann zieht er seeräuberisch auf allen Meeren herum. Doch nur grausame Vikinger und böse Menschen werden von ihm gebrandschatzt; friedlichen Kaufleuten und Bauern tut er nichts zuleide. Durch seine Kühnheit erringt er reichlich Ruhm und Gold. Als armer Salzbrenner (Saltkarl) verkleidet, schleicht er sich an den Hof des Königs Ring und bleibt da einen Winter, während seine Gefährten ihre Meerfahrten fortsetzen. Königin Ingeborg ahnt nichts; aber der König glaubt, daß in der hohen mächtigen Gestalt etwas mehr stecke als ein gewöhnlicher Dienstmann. Er fragt ihn nach seinem Namen.

„Ich hieß Frithjof" (Friedensdieb), lautet die Antwort, „als ich mit den Vikingern fuhr; Herthjof (Heerdieb), als ich die Weiber um ihre toten Männer weinen machte; Geirthjof (Spießdieb), als ich den Wurfspieß schleuderte; Eythjof (Inseldieb), als ich an den Schären raubte; Helthjof (Höllendieb), als ich Säuglinge spießte; Valthjof (Walddieb), als ich über Männer herrschte: aber jetzt bin ich eine Stunde mit Salzbrennern herumgezogen und bedarf der Hilfe." Ingeborg merkt noch immer nichts; der König aber verlangt, daß der Fremde Mantel und Kapuze abwerfe, und da stand er denn in dunkelblauem Leibrock, den ein Silbergürtel hielt, eine herrliche Gestalt, mit dem Ring am Arme, den einst Ingeborg getragen. Die Königin wird blutrot; auch der König erkennt den Ring und sagt: „Du mußt lange Salz gebrannt haben, bevor du diesen Ring erhieltest." Doch Frithjof antwortet, der Ring sei ein Erbstück von seinem Vater her. Er gibt sich nicht zu erkennen. Als hoher Gast geehrt, bleibt er den ganzen Winter über an König Rings Hof. Bei einer Fahrt auf dem Eise rettet er dem König und Ingeborg das Leben mit solcher Kraft und Behendigkeit, daß der König ausruft: „Das war in Wahrheit ein guter Tag! Nicht einmal Frithjof der Starke hätte es besser machen können, wenn er hier gewesen wäre."

Erst im Frühjahr bei einer Jagd gewinnt König Ring volle Gewißheit, daß der Fremde kein anderer als Frithjof ist. Er will ihn nun für immer bei sich behalten; doch Frithjof nimmt die Einladung nicht an. Es kommt zum Abschied, und Frithjof schenkt Ingeborg zum zweitenmal den herrlichen Ring. Noch einmal dringt der König in ihn, zu bleiben und sich seines Reiches und seiner noch kleinen Kinder anzunehmen.

„Ich", sprach er, „fühle mich krank und erwarte raschen Tod; ich schenke dir mein Weib und all mein Eigentum, und ich will dir dazu auch den Königstitel geben." Frithjof dankte ihm, sagte aber, er wolle sich mit dem Titel eines Jarl begnügen. König Ring starb bald darauf nach kurzem Krankenlager und wurde mit vielen Kostbarkeiten begraben. Das Totenmahl für ihn und Frithjofs Hochzeit wurden zusammen gefeiert.

Als Ingeborgs Brüder davon hörten, ergrimmten sie sehr, entboten ein Heer und zogen wider Frithjof zu Felde. Doch dieser überwand sie. Helgi fiel von seiner eigenen Hand, Halfdan unterwarf sich und ward Frithjofs Lehensmann. Frithjof selbst ward nun König am Sognefjord.

So lautet kurz zusammengedrängt die alte Erzählung, wie sie, wohl nicht ohne Anhaltspunkt an wirklichen Namen, Personen und Begebenheiten, am Sognefjord selbst entstand und weiter ausgeschmückt wurde, durch mündliche Mitteilung nach Island gelangte und dort einen Aufzeichner fand. Was an der Sage geschichtlicher Grund, was bloße Ausschmückung ist, läßt sich, wie in den meisten Fällen, nicht mehr mit völliger Gewißheit bestimmen. Daß sie nicht völlig erdichtet ist, sondern auf alten Volksüberlieferungen fußt, das wird durch die ältesten isländischen Geschichtsquellen glaubhaft gemacht. Björn Buna, ein mächtiger Häuptling am Sognefjord, war einer der hervorragendsten Landnámamänner, d. h. jener freiheitsliebenden Tapfern, welche einst von Island Besitz ergriffen. Auf ihn weisen die Geschlechtsregister der edelsten isländischen Familien als auf ihren Stammvater zurück.

Die Kunde von einem Frithjof mag also — bei dem steten Verkehr Islands mit dem Mutterlande — aus dem Sognefjord selbst in die ferne Insel hinübergelangt sein. Um die Zeit aber, da er nach dem ganzen Kulturbilde der Sage gelebt haben sollte, hatten die Vikinger noch nicht auf den Orkneys festen Fuß gefaßt. König Ring ist eine fabelhafte Persönlichkeit, über dessen Reich nicht einmal die Berichte übereinstimmen. Und so ist denn der ganze Roman mit seiner bunten Verwicklung, seinen Gewalttaten, Abenteuern und Zaubervorstellungen eine Dichtung des späteren Mittelalters, ähnlich wie das Nibelungenlied ein beredter Zeuge, daß die katholische Kirche weder den poetischen Geist der germanischen Völker noch ihre reckenhaften alten Volksüberlieferungen daniedergehalten hat. Erst als die skandinavischen Reiche von ihr sich trennten, ist die altnordische Volkspoesie allmählich aus den Bergen Islands und Norwegens in den Staub der Bibliotheken gewandert, um dort in späteren Jahrhunderten den Sprach- und Geschichtsforschern Arbeit zu geben.

Es war unzweifelhaft unter dem Einfluß der deutschen Romantik, daß Tegnér den toten Schatz der Frithjof-Saga gehoben und neu belebt hat. Seine Dichtung ist erst 1825 erschienen. Diese Neugestaltung ist im ganzen ein Meisterwerk. Wohl kaum als Gewinn ist es zwar zu erachten, daß er die Liebespartien, welche die mittelalterliche Dichtung nur eben andeutet, mit der ganzen Glut eines Minnedichters weitläufig ausführte, ja mit einem fast berauschenden Rosen- und Lilienduft überschüttete, den Dienst Freyjas und Baldurs und überhaupt das altnordische Götzentum in humanitärem Sinne verklärte, dagegen alle jene Momente vernachlässigte, welche in der alten Erzählung an die Schattenseiten des germanischen Heidentums erinnerten. Frithjof spießt keine Säuglinge mehr, noch macht er Weiber weinen. Die Kraftstelle, wo er sich Frieddieb, Heerdieb, Spießdieb, Inseldieb, Höllendieb, Walddieb nennt, hat der moderne Romantiker ganz weggelassen. Dagegen verfällt sein Frithjof in der langen, fast sentimentalen Abschiedsszene von Ingeborg auf den durchaus ungermanischen Gedanken, seinem lieben Nordland abzuschwören und mit der Geliebten nach dem sonnigen Hellas auszuwandern:

Was gilt der Norden mir, was mir ein Volk,
Das vor dem Machtwort seiner Priester zittert,
Und will mit frecher Faust ins Herz mir greifen,
In meines Wesens heil'gen Blütenkelch?
Bei Freyja! Nimmer sollen sie erreichen das!
Ein armer Sklav' mag an der Scholle haften,
Wo er geboren ward. Doch ich will frei sein,
Frei wie der Bergwind. Eine Handvoll Staub
Von meines Vaters Grab und jenem Beles
Hat Raum auf unserm Schiff, und das ist alles,

Was wir von unserer Heimaterde brauchen.
Geliebte! Noch strahlt eine andere Sonne
Als jene, die hier bleich den Schnee bescheint;
Ein andrer Himmel, schöner als der hier,
Und milde Sterne schaun mit Götterglanz
Von ihm herab in warmen Sommernächten
Zum Lorbeerhain auf ein treuselig Paar.
Mein Vater, Thorstein Vikingsson, fuhr weit
Im Krieg herum und hat uns oft erzählt
Beim Schein der Glut in langen Winternächten
Vom griech'schen Meer und dessen Inselwelt,
Und grünen Wäldern in den hellen Wogen.
Ein mächtiges Geschlecht wohnt' einstens dort
Und hohe Götter in den Marmortempeln.
Jetzt stehn verlassen sie, es wuchert Gras
Auf ödem Pfad, und eine Blume wächst da
Aus Runenschrift, die alte Weisheit kündet,
Und schlanke Pfeilerstämme grünen da,
Umwunden von des Südens reichen Ranken.
Doch rund umher trägt ungesäte Ernte
Die Erde von sich selbst, was Menschen brauchen.
Und goldne Äpfel glühn im dunkeln Laub,
Und rote Trauben schmücken Zweig an Zweig
Und schwellen üppig so wie deine Lippen.
Da, Ingeborg, da baun wir in den Wogen
Ein kleines Norden, schöner als das hier;
Mit unsrer treuen Liebe füllen wir
Die lichten Tempelhallen und erfreun
In Menschenglück uns der vergessnen Götter.

Das geht weit über den Klassizismus hinaus, den Öhlenschläger im „Hakon Jarl" und andern Bearbeitungen altnordischer Stoffe entwickelt. Dieser Zug ist durch und durch modern. In die alte Sage paßt er nicht, und mitten in der Felsenherrlichkeit des Sognefjord klingt er wie ein ganz fremder, störender Ton. In allem übrigen aber, bis in die kleinsten Umstände hinein, hat Tegnér sich an seine mittelalterliche Vorlage gehalten, so daß sich sein Verdienst vielfach darauf beschränkt, ihre kraftvollen Erfindungen, ihre gewaltige Runenschrift in die weicheren Formen der klangvollsten melodischen Verse übersetzt zu haben. Den eigentlichen Lebensquellen des Mittelalters hat sich der schwedische Romantiker allerdings dabei weit weniger genähert als z. B. Walter Scott. Die Scheu vor der katholischen Kirche hat wohl auch andere skandinavische Dichter über das katholische Mittelalter hinweg in das altnordische oder klassische Heidentum zurückgedrängt; aber doch fehlt es auch nicht an Klängen, welche germanische Kraft mit echt christlicher Begeisterung vereinen.

Die Literaturgeschichte Norwegens[1].

Die norwegische Literatur fällt bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Sprache und Stoff großenteils mit der isländischen Literatur zusammen[2]. Zwar bildeten sich in der Sprache, wie sie auf Island und wie sie in Norwegen gesprochen wurde, nach und nach abweichende Eigentümlichkeiten aus. Manche Literaturerzeugnisse, wie der „Königsspiegel", die von König Hakon Sverrisson bearbeitete Barlaam- und Josaphats-Saga, die Chronik des Mönches Dietrich von Nidaros, der Reisebericht des Franziskaners Mauritius, viele Ritterromane, Gesetze und Urkunden, weisen sich als spezifisch norwegisch aus. Die meisten norwegischen Könige und Fürsten begünstigten Dichtkunst und Literatur. Von den altnordischen Skalden aber, die bis zum Jahre 1400 namhaft gemacht werden, sind nur 45 Norweger, einer Däne, die übrigen 379 Isländer; der Anteil der Norweger an der Prosaliteratur ist ein noch geringerer. Die reiche Sagaliteratur wie die Geschichtschreibung und die religiöse Literatur gehören zum weitaus größeren Teile Island an. Auch nachdem Norwegen 1380 mit Dänemark vereinigt worden, erlangte es keine selbständige Literatur. In den Bergtälern erhielt sich der ältere Volksdialekt, an den Verkehrsplätzen mischte sich derselbe mit dem Dänischen, das sich schon viel weiter von der einst gemeinsamen altnordischen Sprache entfernt hatte.

Zur Errichtung einer eigenen Universität erhielt Erich (von Pommern) von Papst Martin V. 1418 die nötigen Vollmachten und Privilegien; es kam aber nicht dazu. Dagegen besuchten zahlreiche Norweger die 1419 errichtete Universität Rostock, wo sie später ein eigenes Collegium Norwegianorum oder Regentia Sancti Olavi hatten. Ebenso studierten Norweger in Paris, Bologna, Oxford, Löwen. Das Provinzialkonzil zu Oslo (1436) schrieb ausdrücklich vor, daß der Erzbischof und seine Suffraganen je einen oder mehrere Kleriker an ausländischen Hochschulen

---

[1] Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon IX² (1895) 502/512.

[2] Vgl. J. E. Kraft (1814—1853), Norsk Forfatterlexicon, Christiania 1863, 6 Bde; L. Dietrichson, Omrids af den norske Literaturs Hist., Kjöbenh. 1866—1869; P. Botten Hansen, La Norvège littéraire, Christ. 1868; Halvorsen (1814—1880). Norsk Forfatterlexicon, Krist. 1881 ff; H. Jaeger, Litteraturhistoriske Pennetegninger, Kopenh. 1878; A. E. Eriksen, Dansk og Norsk Literaturhistorie, Kristiania 1878; Fr. Winkel Horn, Den danske Litteraturs Historie, Kjöbenh. 1879; Derſ., Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens, Leipzig 1880; Phil. Schweitzer, Geschichte der skandinavischen Literatur, 3 Bde, Leipzig 1886—1889; G. Brandes, Det moderne Gjennembruds Maend., Kjöbenh. 1883; A. Baumgartner, Nordische Fahrten II, Freiburg 1901, 166 ff 215 ff 258 ff 277 ff. Über Wergeland und Welhaven, Björnson und Ibsen liegt bereits eine umfangreiche Spezialliteratur vor.

ausbilden lassen sollten. Der vorletzte Erzbischof von Drontheim, Erich Walkendorff (1513—1522), ließ das Missale und Breviarium Nidrosiense drucken. Von den 29 sicher nachweisbaren Klöstern waren mehrere mit Schulen verbunden. Politische Wirren hielten jedoch schon im 15. Jahrhundert das geistige Leben vielfach danieder. Die seit 1519 gewaltsam durchgeführte Glaubenstrennung zerstörte die vorhandenen Bildungsstätten, ohne sie durch andere zu ersetzen, zerschnitt gründlich die Verbindung mit der übrigen katholischen Welt, führte neue Wirrsale herbei und brachte das Land in vollkommene Abhängigkeit von Dänemark. Wie die Isländer, waren auch die Norweger gezwungen, ihre höhere Bildung in Kopenhagen zu suchen, was mit vielen Schwierigkeiten verbunden war und jede Selbständigkeit lähmte. Aus dem ganzen 16. Jahrhundert sind kaum ein paar Schriftsteller bekannt; Laurits Hansen begann die vergessene Königssögur zu übersetzen, Absalon Pedersen (gest. 1574) lieferte eine „Beschreibung Norwegens", Peder Klausson (1545—1614) verfaßte ebenfalls eine „Beschreibung Norwegens" und übersetzte die altnorwegischen Königssögur, die dann der dänische Gelehrte Ole Worm (1633) herausgab; die Dichtkunst verstummte gänzlich bis auf das Volkslied, das als Stabreimerei im Volk kümmerlich weiter vegetierte. Das 17. Jahrhundert hat einen einzigen nennenswerten Dichter aufzuweisen, Peder Daß (1647—1708), einen eingewanderten Schotten, der 1689 die Pfarrei Alstahoug im Nordland erhielt. Seine „Katechismuslieder", seine biblischen Gedichte, seine „Dalevisen", besonders aber seine „Nordlands Trompet" sind bis heute volkstümlich geblieben, stehen aber poetisch nicht sehr hoch. An ihn reiht sich noch die Pfarrersfrau Dorothea Engelbrektsdatter, die „elfte Muse" (Sappho als zehnte gedacht), deren geistliche Gedichte in frommer Treuherzigkeit den seinigen gleichen.

Nicht einmal auf Island hat die Glaubenstrennung in geistiger Hinsicht so zerstörend und lähmend gewirkt wie auf Norwegen. Von patriotischen Norwegern selbst ist deshalb diese Periode als eine „mehrhundertjährige Nacht" bezeichnet worden, und mit Recht. Kaum noch als Vorbote einer Dämmerung zu betrachten ist der urwüchsige Dramatiker Ludwig Holberg (1684—1754); denn obwohl in Bergen geboren, brachte er doch nach längeren Reisen sein ganzes übriges Leben als Professor und Schriftsteller in Kopenhagen zu und gehört der dänischen Literatur an. Durch seine freieren Ansichten rüttelte er übrigens mächtig an der Orthodoxie, dem Grundpfeiler der herrschenden Staatskirche, wie an dem hergebrachten Zopftum in seinen verschiedenen Formen, und sein durchschlagender Erfolg ermutigte andere Norweger, sich der Literatur zuzuwenden.

1. Erste Ansätze zu einer eigenen Literatur (1750—1830). Linnés bahnbrechende Leistungen regten auch in Norwegen zu naturwissenschaftlicher Tätigkeit an. Bischof J. E. Gunnerus (1718—1773) widmete

sich eifrig der Botanik und Zoologie und gründete (1760) zu Drontheim „Det Throndhjemske Videnskabsselskab". Weiteren Ruf erlangte der Botaniker Martin Wahl (1749—1804), ein Schüler Linnés, der sich aber mit Dänen in Kopenhagen zu der „Selskab til Naturhistoriens Fremme" verband. Gerhard Schöning (1722—1780) begann eine Norwegische Reichsgeschichte zu schreiben, mit der er aber nur bis zum Jahre 1000 gelangte; ebenso vollendete er von einer neuen Auflage der „Heimskringla" nur zwei Bände, den dritten gab der Isländer Skúli Thorlacius heraus. Christian Braunmann Tullin, Fabrikbesitzer in Christiania (1728—1765), machte sich durch naturbeschreibende Gedichte in der Art Hallers (Maidagen, Om Söfartens Oprindelse og Virkninger, Om Skabningens Ypperlighed) einen Namen und gewann zwei Preise in Kopenhagen. In ähnlicher Richtung und mit ebenso günstigem Erfolg dichteten P. Chr. Stenersen (gest. 1776), Th. R. de Stockfleth (gest. 1808), P. H. Frimann (gest. 1839). Das Interesse für die Schönheit ihres Landes weckte bald auch patriotisches Gefühl, dieses hinwieder das Verlangen nach größerer Selbständigkeit, nach politischer Gleichberechtigung, nach einer eigenen norwegischen Universität. Die Norweger in Kopenhagen taten sich (1772) zu einer „Norwegischen Gesellschaft" zusammen, die sowohl der dänischen „Gesellschaft zur Förderung der schönen und nützlichen Wissenschaften" als auch den Nachtretern Klopstocks (die sich 1775 zur „Dänischen Literaturgesellschaft" vereinigten) selbständig gegenübertrat. Außer dem erwähnten P. H. Frimann, der als Volksdichter viel Anklang fand, gesellte sich zu ihnen dessen Bruder Klaus, dann der Epigrammatiker Klaus Fasting, der Elegiendichter Jonas Rein, die Lyriker Johann Vibe und Jens Zetlitz, und Johann Nordal Brun, der sich sowohl durch patriotische Gesänge als auch durch Dramen hervortat.

Die Bühne war noch vom Geschmacke Voltaires beherrscht. Obwohl ein hochpathetisches Stück des Norwegers Niels Krog Bredal, „Die Thronfolge in Sidon" (1771), von der Kritik hart mitgenommen worden war und sogar zu Theaterprügeleien geführt hatte, wagte sich Johann Nordal Brun (1772) mit einem ähnlichen Stück, „Zarine", auf die Bühne und fand Beifall. Gegen diese ganze Richtung trat aber ebenfalls ein Norweger, Johann Hermann Wessel (1742—1785), noch im selben Jahre mit der grausamen Parodie „Kjaerlighed uden Strömper" (Liebe ohne Strümpfe) auf, welche zwar das sentimentale Pathos nicht alsbald von der Bühne verdrängte, aber doch eine Opposition dagegen wachrief.

E. Storm trat der Norwegischen Gesellschaft nicht bei, dichtete aber vorzügliche Lieder im eigentlichen Volksdialekt. Ch. H. Pram hielt sich zu den Dänen; er verfaßte das erste größere dänische Epos, „Stærkodder" (1785), dem „Oberon" Wielands nachgebildet, und gründete mit dem Dänen Knud Lyne Rahbek die Zeitschrift „Minerva", gleich der 1791 von Rahbek allein geleiteten

„Den danske Tilskuer" ein Organ für allgemeine Volksaufklärung. Eine Menge junger Kräfte geriet in das seichte Fahrwasser dieser Aufklärerei, die besonders in Kopenhagen üppig emporblühte. Der begabteste der jüngeren Norweger, Henrik Steffens (1773—1845), geboren in Stavanger, durch Schelling für dessen Naturphilosophie und für die Romantik gewonnen, selbst voll tiefen Naturgefühls, brachte zwar die ersten Keime der Romantik in den Norden und wirkte sehr anregend in Kopenhagen, wandte sich aber nach kurzer Zeit wieder Deutschland zu und starb als Professor in Berlin.

Das ganze Geistesleben Norwegens hatte zu lange in Abhängigkeit von Dänemark gestanden, als daß die Errichtung einer eigenen Universität in Christiania (1811), die Ablösung von Dänemark, die Personalunion mit Schweden und die ziemlich freie, selbständige Verfassung von Eidsvold (1814) einen sofortigen Umschwung hätten bewirken können. Das politische Leben beschäftigte vorläufig die besten Kräfte, und das neubelebte Selbständigkeitsgefühl, die „Norskhed", machte sich in prosaischen wie poetischen Überschwenglichkeiten Luft. Eine Kraftleistung dieser Art ist das von H. A. Bjerregaard (1792—1842) verfaßte Vaterlandslied „Sönner af Norge"; in seinem „Fjeldeventyret" brachte er auch ein Stück Alltagsleben auf die Bühne. Maurits Kristopher Hansen (1794—1842) zog erst das Bauernleben, nach und nach auch das Stadtleben in seine romantisch angehauchte Novellistik hinein, das letztere mit mehr Glück als das erstere. An diese zwei Dichter schließen sich mit ihren patriotischen Liedern S. O. Wolff, J. St. Munch, C. N. Schwach, der Dramatiker E. Falsen und der Ästhetiker L. Sagen. Dieselben bringen wohl die Freude über die erlangte Unabhängigkeit, aber doch nicht die norwegische Eigenart zum Ausdruck.

2. Sturm und Drang. Romantik (1830—1860). Die Julibewegung, die ganz Europa durchzuckte, regte nicht bloß den norwegischen Bauernstand, den eigentlichen Kern der Bevölkerung, zu stärkerer Beteiligung am politischen Leben an, sie fuhr auch in die Literatur.

Ihr Sprecher ward Henrik Wergeland (1808—1845), Sohn eines Mannes, der sich vom Viehhirten zum Pfarrer und zum Mitglied der Reichsversammlung von Eidsvold emporgearbeitet hatte. Als 21jähriger Student veröffentlichte er seine formlose, ungeheuerliche, von revolutionärer Schwärmerei beherrschte Dichtung „Die Schöpfung, der Mensch und der Messias", von ihm selbst „Der Menschheit Epos und des Republikaners Bibel" genannt. Sie füllt 720 Seiten und ist ein gärendes Chaos von politischer Wühlerei, Bibelreminiszenzen und Naturbegeisterung. Alle Fesseln sollten gesprengt werden, nicht bloß die der bisherigen Literaturentwicklung, sondern auch die der Form und des künstlerischen Geschmacks. Für das Volk schwärmend, die Volkssprache in ihrer urwüchsigen Kraft beherrschend, fand Wergeland im Volke den mächtigsten Widerhall, unter den Gebildeten aber auch den

entschiedensten Widerspruch. Als Freiheitsagitator zog er im Lande herum, gründete Vereine für das Gemeinwohl, donnerte gegen die Kornwucherer, die Beamten, die schwedische Einmischung in norwegischen Sachen, die Bedrückung der Juden, die Ausländerei in Mode und Literatur, den Luxus und die Eleganz der vornehmen Welt. Er war indes mehr Enthusiast als Revolutionär, und viele seiner kleineren Gedichte sind von der innigsten, wahrsten Liebe zum Volke eingegeben, echte Volkspoesie.

Gegen seine Überschwenglichkeiten erhob sich erfolgreich der feinsinnige Kunstdichter Joh. Sebast. C. Welhaven (1807—1873), erst in einer scharfen Kritik seines Hauptwerkes, dann in einem meisterhaften Sonettenkranz „Norwegens Dämmerung" (1834), der in schönster Form die absurden Forderungen Wergelands an den Pranger stellte, aber zugleich einer echt nationalen Poesie die Bahnen wies. Der Streit rief eine ganze Literatur hervor. In den breiten Massen blieb Wergeland volkstümlich, in den höheren Kreisen dagegen gewann Welhavens Richtung, welche zwischen Romantik und Klassizismus, Nationalgeist und Wertschätzung fremder Bildung freundlich vermittelte, vorläufig die Oberhand. In Welhavens eigenen Liedern, Balladen, Reiseskizzen, literaturgeschichtlichen Essays vereinigt sich eine herzliche Vaterlandsliebe mit der feinsten formellen Vollendung.

Einen stärkeren romantischen Zug hat Andreas Munch (1811—1884), ein ebenso feinfühliger Lyriker, aber mit melancholischem Anhauch; eine Gedichtsammlung nannte er „Sorg og Tröst" (Trauer und Trost). Er lebt und webt gern im katholischen Mittelalter. Zeuge dessen ist sein beliebter Romanzenkranz „Der Königstochter Brautfahrt". In seinem Einakter „Ein Abend auf Giske" verherrlicht er liebevoll den hl. Olaf; in seinem „Papst und Reformator" steht Hadrian VI. fast günstiger da als Luther; ein Lied auf die restaurierte Kathedrale von Drontheim tönt beinahe katholisch; in andern Dichtungen protestiert er allerdings wieder gegen solche Anwandlungen. Wie Welhaven war auch er zu fein künstlerisch, um viel ins Volk zu dringen; doch hat er das Volkswesen in einigen beliebten Gedichten, wie „Die Brautfahrt im Hardanger", sehr anmutig gefeiert. Großartig ist sein Drama „Salomon de Caus", die Tragödie „Lord William Russel" dagegen leidet an weichem Lyrismus.

Wie in Deutschland, so regte auch in Norwegen die Romantik zur Sammlung der Volksmärchen, Volkssagen und Volkslieder an. Hieran beteiligten sich A. Faye, M. B. Landstad, S. Bugge; am wertvollsten ist die Sammlung von Volksmärchen, zu der sich J. Moe (1813—1882) und P. Chr. Asbjörnsen (1816—1885) vereinigten. Diese Märchen und Sagen reichen in alte Zeit hinauf und haben in Stoff und Darstellung viel Verwandtes mit der altnordischen Saga; sie sind voll echter Volkspoesie und spiegeln ebenso die gewaltige Natur des Landes als Leben,

Treiben und Charakter der wackern bäuerlichen Bevölkerung. Asbjörnsen ließ der gemeinsamen Sammlung noch weitere folgen. Moe verlegte sich auf Kunstpoesie und pflegte mit Glück das religiöse Volkslied. Die meisten übrigen Dichter und Schriftsteller wandten sich mit Vorliebe der Schilderung ihrer Heimat und des Volkslebens zu, so B. Herre, R. Oestgaard, B. Landstad, P. A. Jensen, P. Riis, H. H. Schultze, H. Meltzer, J. B. Barth, J. A. Friis. Als feiner Kunstlyriker bewährte sich der Geolog Th. Kjerulf, ein Schüler Welhavens; der Kraft und dem Schwung Wergelands eiferte Chr. Monsen nach.

Aus dem zunehmenden Nationalgefühl erwuchs der Gedanke der sog. „Maalstraever" (Sprachstreber), die verschiedenen Volksdialekte zur einheitlichen Sprache zu vereinen und als Landessprache dem Dänischen gegenüberzustellen. Den großen sprachlichen und poetischen Reichtum der Volkssprache verkörperte Ivar Aasen (1813—1896) in seinem „Ordbog over det norske Folkesprog", neue Ausgabe mit dem Titel „Norsk Ordbog med dansk Forklaring" (Christiania 1873) sowie in Dichtungen, welche er in der Volkssprache verfaßte. A. O. Vinje begnügte sich, dieselbe gelegentlich zu verwenden, besonders in seiner poetischen Erzählung „Storegut". Kristopher Janson (geb. 1841) schrieb dagegen ganze Erzählungen in der Volkssprache, die dann für das Stadtvolk ins Norwegisch-Dänische übersetzt wurden.

Die bedeutsamsten und reifsten Früchte, welche die Romantik zeitigte, gehören dem Gebiete der Geschichte und der Sprachwissenschaft an. Die Poesie hatte in die Zeiten des Mittelalters zurückgeführt; da gab es ein Norwegen voll selbständiger Kraft, Macht und Größe. Mochten dabei einzelne Dichter sich mehr von dem altheidnischen als dem katholischen Skandinavien angemutet fühlen, eine ernste Geschichtschreibung untersuchte bedächtig die alte Ruhmeszeit und grub die Überlieferungen aus, welche eine 300jährige Trennung abgerissen, unterbrochen, teilweise verschüttet und zerstört hatte. An der Spitze dieser gediegenen Forscher steht Peder A. Munch (1810 bis 1863), der Bruder des Dichters, mit seinem umfassenden Werk „Det Norske Folks Historie" und zahlreichen Monographien; dann Rudolf Keyser (1803 bis 1864) mit seinen eingehenden Arbeiten über Kirchen- und Kulturgeschichte, „Den Norske Kirkes Historie", „Norges Historie", „Nordmaendenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen", „Norges Stats- og Retsforfatning i Middelalderen". Munch hielt sich für seine Vorarbeiten lange in Rom, Keyser mehrere Jahre in Island auf. Beide zusammen edierten die alten Gesetzbücher „Norges gamle Love" (1846—1849). Christian Lange (1810 bis 1861) schrieb die Geschichte der norwegischen Klöster und gab mit C. R. Unger das Diplomatarium Norvegicum heraus, nach seinem Tode von H. J. Huitfeldt (geb. 1834) fortgesetzt. Unger selbst (geb. 1817) veröffentlichte eine lange Reihe der wichtigsten altnordischen Quellen und

Literaturschätze in streng kritischen Ausgaben. A. C. Bang (geb. 1840) vertiefte die bisherigen Forschungen über die mittelalterliche Kirche, für deren Würdigung auch die kunstgeschichtlichen Studien von Nicolaysen und Dietrichson und die Legendenforschungen von Ludw. Daae von Bedeutung waren. Sophus Bugge (geb. 1833), einer der tüchtigsten Kenner der Runeninschriften, gab eine epochemachende Edition der Edda heraus (1867) und zog zu deren Erklärung namentlich christliche Einflüsse und Überlieferungen heran, bereicherte auch sonst die historische Sprachwissenschaft mit zahlreichen Untersuchungen. Jahrhundertalte Vorurteile gegen die katholische Kirche sind durch diese Studien ganz oder teilweise beseitigt worden, und man trifft bei norwegischen Theologen nicht selten eine relativ freundliche Auffassung des Katholizismus. — Auch die neuere Geschichte fand mannigfache Pflege, vor allem an Ernst Sars (geb. 1835), L. Daae (geb. 1834), A. Faye (1802—1869), G. Storm (geb. 1845), M. Birkeland (geb. 1830), Fr. Nielsen (geb. 1846).

Obwohl das Land nur eine Universität besitzt (Christiania, 1886 mit 43 ordentlichen und 10 außerordentlichen Professoren und ungefähr 1500 Studenten), ist seit 1811 auch für die übrigen Wissenschaften Erhebliches geleistet worden. Der Theolog W. A. Wexel (1797—1866) bekämpfte lebhaft den Rationalismus und kam dadurch in Fehde mit dem Philosophen Niels Treschow (1751—1833), der die Lehre Kants zwar nicht adoptierte, aber sich doch manches daraus aneignete. Wexels „Andagtsbog for Menigmand" ist nächst der Bibel das verbreitetste Buch in Norwegen, seine „Christelig Huuspostille" ebenfalls sehr beliebt. Gisle Johnson (geb. 1822) verteidigte das orthodoxe Luthertum gegen den von Dänemark eindringenden Grundtvigianismus. C. P. Caspari, von jüdischen Eltern in Dessau geboren (1814—1892), 1838 zum Christentum übergetreten, seit 1847 in Norwegen, zeichnete sich als Orientalist, Exeget und Dogmenhistoriker aus. J. Monrad (1816—1897) zeigte sich als gewandter Vertreter der Hegelschen Philosophie, F. W. Bugge entwickelte ein System der höheren Pädagogik. Auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und Politik zeichneten sich A. M. Schweigaard, T. H. Aschehoug, Fr. Stang und F. Hallager aus; in den Naturwissenschaften der Astronom Kristopher Hansteen, die Mathematiker Ole J. Broch und N. H. Abel, die Zoologen Mich. Sars, G. O. Sars, R. Collett, die Geologen M. Keilhau und Th. Kjerulf; in den Sprachwissenschaften außer den schon genannten Soph. Bugge und C. R. Unger auch der Germanist Joh. Fritzner (1812—1893), der Orientalist K. A. Holmboe, der um Erforschung der lappischen Sprache verdiente N. Stockfleth und J. A. Friis. Der berühmte Indologe Chr. Lassen (1800—1876) gehört durch Geburt und erste Erziehung ebenfalls Norwegen an.

In einem Land, dessen Bevölkerung noch vorherrschend dem Bauernstand angehört, welcher starke demokratische Neigungen und ausgedehnte politische

Rechte besitzt, mußte übrigens die Politik vielfach auf Kosten der Bildung das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Volksagitation für Erringung noch größerer politischer Freiheiten, sowie für Lostrennung von Schweden, Bemühungen, das alte patriarchalische Volksleben durch andere Einrichtungen zu verdrängen, Kampf gegen die bestehende lutherische Staatskirche haben seit Wergeland eine Menge kleiner Volkstribunen beschäftigt, unter denen Sören Jaabäk (1814—1894) durch seine Popularität hervorragt. Volksleben und Literatur haben unter diesem politischen Treiben gelitten, und die häufige Polemik unter den verschiedenen protestantischen Richtungen hat nicht wenig dazu beigetragen, den Wirrwarr noch zu vermehren.

3. Die Modernen (1860—1892). Die zwei gefeiertsten neueren Dichter, Björnson und Ibsen, schließen sich in ihren Anfängen noch der Romantik an. Björnstjerne Björnson, 1832 auf einem Pfarrhof im Dovregebirge geboren, in einem der herrlichsten Felsentäler, dem Romstal, aufgewachsen, dann in Molde (am Meer) und in Christiania herangebildet, begann seine Schriftstellerlaufbahn mit dem Einakter „Zwischen den Schlachten" (1852), der eine Episode aus dem Leben des Königs Sverrir dramatisiert. Wahrer, poetischer und fesselnder als irgend einer seiner Vorgänger schilderte er dann auf dem Hintergrunde der herrlichsten Naturszenerie das norwegische Bauernleben in den spannendsten Erzählungen (Synnöve Solbakken, 1857; Arne, 1858; En glad Gut und Smaastykkar [kleinere Erzählungen], 1868; Fiskerjenten, 1872). Daneben bearbeitete er Stoffe aus der alten Heldenzeit in den Dramen „Hulda" (1858), „Kong Sverre" (1861), „Sigurd Slembe" (1862), „Sigurd Jorsalfar" (1872) und in dem Epos „Arnljot Gelline" (1870); nur zwei Stücke stehen außer jenem nordischen Rahmen: „Maria Stuart" (1864) und die „Neuvermählten" (1865). Als nationaler Dramatiker steht Björnson in diesen Werken bedeutsam, als Novellist unübertroffen da; auch seine Lyrik (in Auswahl 1870) besitzt eine ähnliche poetische Frische wie seine Novellen. Die endlosen Streitigkeiten, die das öffentliche Leben Norwegens durchwogten, Kritik und Politik rissen ihn jedoch aus dem romantischen Lande in ihre Wirbel hinein, machten ihn zum politischen wie sozialen Agitator und stellten auch sein poetisches Talent in den Dienst der modernen Tagesfragen. In den neuen Dramen (En Fallit, 1874; Redaktörn, 1874; Kongen, 1877; Leonarda, 1879; Det nye System, 1879; En Hanske, 1883; Over Aevne, 1883; Geographie und Liebe, 1886) pulsiert ein echt dichterischer Geist, aber Björnson ist darin nicht mehr der gemütliche Chronist der alten Zeit, sondern der moderne Pfadsucher, der weder mit Religion und mit Politik noch mit Wissenschaft und Volkstum im reinen ist; allerdings bleibt er für sein Land und Volk begeistert, überträgt aber die Tagespublizistik in die Poesie und stellt der Poesie Probleme, welche sie nicht zu lösen vermag. (Er starb 1910 zu Paris.)

Ibsen, geb. 1828 zu Skien im südlichen Norwegen (gest. 1906), hat weder die lyrische Frische, noch den Frohmut, noch das Erzählertalent Björnsons, überragt ihn aber als Dramatiker. Er begann als Apothekerlehrling 1848 mit Revolutionsgedichten und einem wilden Drama „Catilina"; erst 1850 ward er Universitätsstudent, 1852 Theaterdirektor in Bergen, dann 1857 bis 1862 Theaterdirektor in Christiania. In dieser Stellung schrieb er die Dramen „Frau Inger zu Östrot" (1855), „Das Fest auf Solhoug" (1856), „Nordische Heerfahrt nach Helgoland" (1858), „Die Komödie der Liebe" (1862) und bald darauf noch „Die Kronprätendenten". Der Sagenstoff zu „Nordische Heerfahrt nach Helgoland" ist mit urgermanischer Kraft in Komposition und Sprache durchgeführt, die aber ins Übermaß schreitet. Die historischen Stoffe „Frau Inger" und „Kronprätendenten" sind ebenfalls kraftvoll dramatisch ausgeführt, aber die Geschichte ist dabei arg mißhandelt. In der „Komödie der Liebe" zeichnete der Dichter ironisch manche Verhältnisse der Gegenwart; sie erregte einen Sturm des Unwillens gegen ihn, und über das Theater selbst brach der Konkurs herein. Er verließ nun das undankbare Heimatland und brachte fast 30 Jahre in der Fremde zu, erst in Rom, dann in Dresden und München. In meisterhafter Form und Sprache schrieb er nun zuerst drei religiös-philosophische Dramen: „Brand" (1866), die Tragödie des starren norwegischen Luthertums; „Peer Gynt" (1867), eine Art von norwegischem Faust, dessen Held aber ein phantastischer, zwischen Aberglauben und Unglauben schwankender Norweger ist; „Kaiser und Galiläer" (1873), eine phantastische Zeichnung des Kaisers Julian, die zum Schluß statt Heidentum und Christentum eine neue Weltreligion durch Mischung beider in Aussicht stellt. „Brand" und „Peer Gynt" sind Ibsens gehaltvollste wie formvollendetste Schöpfungen, voll kühner, echt nordischer Phantastik und hinwieder voll lebenswahrer Zeichnungen des norwegischen Volkscharakters. Dem herrschenden Bühnengeschmacke waren sie jedoch zu hoch und zu ernst. Zum Liebling des modernen Publikums wurde Ibsen erst durch eine neue Reihe von Dramen, in welchen er von 1869 an mit meisterlicher Bühnentechnik und schneidend scharfer Charakteristik, aber zugleich mit trostlosem pessimistischem Anhauche, durch und durch realistisch, in Prosadialog die Schäden der modernen Gesellschaft auf die Bühne brachte, sowohl das politische Elend (Der Bund der Jugend; Die Stützen der Gesellschaft; Der Volksfeind) als auch das Familienelend, unglückliche Ehe, Liebe, Libertinage und Lastervererbung (Ein Puppenheim; Die Gespenster; Rosmersholm; Die Wildente). Das Kolorit ist in allem norwegisch, die behandelten Skandale aber der ganzen überzivilisierten Gesellschaft gemein. Ibsen fand deshalb in ganz Europa Interesse und Beifall. Obgleich er aber bei weitem ernster und tiefer ist als die französischen Realisten, fehlt es ihm doch an dem

unersetzbaren christlichen Gehalte, und er vermag die schreienden Dissonanzen nicht zu lösen, in die seine Dramatik ausklingt und die zusammen wie eine Art Bankrotterklärung der modernen Gesellschaft lauten.

Freundlichere Seiten des norwegischen Volkslebens schildern in ihren Erzählungen, Romanen und Novellen Magdalena Thoresen, geb. Kragh (1819—1903), Marie Colban (1814—1884), Jonas Lie (1833 bis 1908) und Kristofer Kristofersen (1851). Kamilla Collett dagegen (1813—1895), eine Schwester Wergelands, greift in ihrem Roman „Des Amtmanns Töchter" herb die modernen Gesellschaftsverhältnisse an. Ein noch schärferer Kritiker der norwegischen Sozialverhältnisse, besonders der orthodoxen Geistlichkeit, der Beamten, der Handels- und Industriewelt, ist Alexander Kjelland (geb. 1849) in seinen Novellen und Dramen.

Arne Garborg (geb. 1851) erneuerte den Versuch der Maalstraever, indem er eine größere Erzählung (En Fritenkjar — Ein Freimann, 1881) in Ivar Aasens Sprache schrieb; trefflich persiflierte er in seinem „Bauernstudenten" (1883) den durch moderne Halbbildung und Großmannssucht herbeigeführten Ruin des Bauernstandes; aber mit seinem „Ungdom" (1884) und „Mannfolk" eröffnete er den verderblichen Reigen einer eigentlichen Bohèmeliteratur, welche an Gemeinheit kaum hinter ähnlichen Pariser Leistungen zurücksteht und mit Recht lebhaften Widerspruch beim besseren Teile des Publikums wachrief. Zu dieser neuesten Schule, welche die Mißverhältnisse der Ehe bekämpft, um die freie Liebe zu proklamieren, gehören Hans Jäger (geb. 1854) und Chr. Krogh. Gegen diese Schmutzliteratur hat sich in neuester Zeit Björnson als Sittlichkeitsprediger erhoben. Das beständige Rütteln an allen bestehenden sozialen Verhältnissen, die religiöse Zerfahrenheit und das stetige Fortschreiten moderner Überkultur in die stillen Bergtäler hinein lassen indes das einst so kräftige, gesunde Volkstum mehr als je bedroht erscheinen.

Reiches Material zur Beurteilung der neueren Verhältnisse bieten die statistischen Arbeiten und Kulturschilderungen von Eilert Sundt (1817 bis 1875) über Sittlichkeit, Sterblichkeit, Trunk und Mäßigkeit, Aberglauben, Bauart usw.

Den ersten Anfang zu einer katholischen Literatur bildet die anziehende Konversionsschrift des Barnabiten P. Johann Daniel Stub „Ledsagelse fra Fordomme til religios Sandhed med kjaerlighedsfulde Mindeblik til Faedrelandet" (Bergen 1861). Der Verfasser, 1813 in Bergen geboren, kam als junger Kaufmann nach Genua, trat hier 1830 zur katholischen Kirche zurück, schloß sich 1832 dem Barnabitenorden an, ward 1837 in Rom zum Priester geweiht, dann Oberer des Klosters in Turin, später Missionar in Göteborg (Schweden) und zuletzt in seiner Vaterstadt Bergen, wo er in zahlreichen kleinen apologetischen Schriften die katholische Kirche

verteidigte[1]. Seit 1890 erscheint in Christiania ein katholisches Wochenblatt St Olaf.

Henrik Ibsen (1828—1906).

Ein literarisches Charakterbild[2].

Zwanzig Jahre lang dichtete der Norweger Henrik Ibsen für sein „felsenfestes Klippenvolk", ohne daß die Hüter der Weltliteratur in Deutschland sich um ihn gekümmert hätten. Nachdem ihm dann Strodtmann und andere Übersetzer ihre Huld zugewandt, vergingen abermals fast zwanzig Jahre, ehe er im Residenztheater zu Berlin im Jahre 1887 der Löwe des Tages ward, 14000 Bewerber sich herbeidrängten, um die erste und einzige von der Polizei bewilligte Vorstellung seiner „Gespenster" mitanzusehen, Tausende von Exemplaren des „gefährlichen" Stückes auf einen Schlag von Leipzig bestellt wurden, die ganze Presse den Namen „Ibsen" widerhallte. „Wie quälend!" hörte man das Publikum ein über das andere Mal während der Vorstellung rufen; aber die „berufenen Kritiker" fehlten nicht, welche hoch und teuer versicherten, daß das von dem Stück hervorgerufene Grauen gar nicht von dem hochästhetischen Gruſel verschieden sei, den einst die Athener beim Anhören des „Königs Ödipus" empfunden, und daß sie selbst also mit einer tragischen Läuterung ihrer Affekte, gebildeter, gehobener, veredelter das Residenztheater verlassen hätten. Freilich erhoben sich auch andere Stimmen, welche den vorgeblichen neuen Sophokles geradezu für einen nordischen Zola erklärten, und einige seiner begeistertsten Verehrer, besonders der als „genialer" Freidenker und Zukunftsmann sich aufspielende Georg Brandes in Kopenhagen, deklamierten mit solcher Wärme von Ibsens Realismus, Materialismus, Pessimismus und von seinem siegreichen Sturmlauf gegen alle ererbten Vorurteile und die ganz verrottete alte Welt (d. h. Religion und bestehende Ordnung)[3], daß der neue Sophokles jedem ehrlichen Christen in nicht sehr günstigem

---

[1] Vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert I 2, Schaffhausen 1871, 1—23.

[2] Stimmen aus Maria-Laach XXXIV (1888) 554—576.

[3] Die feierlichsten Trompetenstöße zu Ibsens Ehre enthält seine Schrift Det moderne Gjennembruds Maend (Die Männer des modernen Durchbruchs). En Raekk Portraeter (Kjöbenhavn 1883, 66—139). Fast gleichzeitig erschien dieser feierliche Literaturtusch in Paul Lindaus „Nord und Süd" XXVII (1882, 247 bis 281) auch auf deutsch. — Stark panegyristisch, aber doch etwas gediegener, ist L. Passarges Schrift: Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur (Leipzig 1883). — Die ständige Reklame für Ibsen in der „Frankfurter Zeitung" besorgt seit mehreren Jahren Otto Brahm (heißt nach Kürschner [1885] eigentlich Abrahamson), der auf einer „Gespenster"-Fahrt im Dezember 1886 zu Ibsens Ehre sogar zu Halle im Schnee stecken blieb. „Wir aber harren hoffend auf das dritte Reich, auf das, was werden wird und kommen soll",

Licht erscheinen mußte. Zu besonderem Verdienste wurde ihm noch angerechnet, die Lehre von der Unfreiheit des Willens und die darwinistische Vererbungstheorie mit genialem Blick und Griff auf die Bühne gebracht und die wahre Freiheit des Menschengeschlechtes dadurch in großartigstem Umfang gefördert zu haben.

Wir überlassen es den Philosophen, zu untersuchen, inwiefern die Freiheit hauptsächlich durch deren völlige Negation gefördert wird, inwiefern die darwinistische Vererbungstheorie sich noch halten läßt oder gar zur Grundlage der Moral gemacht werden kann. Aber wir möchten keinen Poeten auf das Lob schlimmer Freunde hin ungehört verurteilen und wenden uns deshalb zu den Werken des Gefeierten und Geschmähten selbst, um uns über seine Verdienste ein Urteil zu bilden.

Vor allem muß man sich dabei vergegenwärtigen, daß Ibsen nicht wie ein Meteor oder Wunderzeichen plötzlich vom Himmel gefallen ist, um die Bühne der Gegenwart mit seinen Strahlen zu erleuchten. Die norwegische Literatur hat mit ihm weder begonnen noch ganz urplötzlich eine neue Epoche erlebt. Er steht vielmehr, um recht modern und darwinistisch zu reden, als merkwürdiger Deszendent am Schlusse einer langen literaturhistorischen Entwicklungsreihe, durch den Kampf ums Dasein stark variiert, aber schließlich, trotz aller Einflüsse deutscher Philosophie, englischer Deszendenzhypothesen und französischer Bühnenrealistik, ein Sohn des Nordens, der seine Abkunft weder verleugnen kann noch will, als Dichter aus dem Schoß der skandinavischen Romantik hervorgegangen, in langsamem Trennungsprozeß von ihr abgefallen,

---

erklärt dieser deutsch-semitische „Durchbruchsmann" in einer Vorrede zu der eben erschienenen Übersetzung von Ibsens „Kaiser und Galiläer" (Berlin 1888, Fischer, S. XVII). — An Brandes' Auffassung schließt sich das Porträt Ibsens von Eugen Zabel in „Unsere Zeit" (XVII a, 1881, 513—531). — Eine sehr richtige und gehaltvolle Abfertigung der „Gespenster" schrieb dagegen Eugen Sierke in derselben Zeitschrift (XXIII b, 1887, 185—204). — Verschiedene Einzelheiten bieten P. Botten-Hansen (Henrik Ibsen; Illustr. Nyhedsblad 1863, Nr 29 30), A. Falkmann (Illustr. Tidende 1867, Nr 383 384), L. Dietrichson (Ny Illustr. Tidende 1869, Nr 34); eine ausführlichere Kritik der Werke Ibsens zwei Schriften von Valfrid Vasenius, Dozent an der Universität Helsingfors (Henrik Ibsens Dramatiska Diktning i dess första Skede, Helsingfors 1879. — Henrik Ibsen ett Skaldeporträtt, Stockholm 1882). Als Festschrift zum 60. Geburtstage des Dichters veröffentlichte soeben Henrik Jäger: Henrik Ibsen, 1828—1888. Et literaert Livsbillede, Kjöbenhavn 1888, Gyldendal. Diese neue Lobrede enthält wenig neue Aufschlüsse, aber vier Porträts des Dichters aus verschiedenen Lebensperioden, welche eine sehr merkwürdige physiognomische Entwicklung darstellen. [Von der später erschienenen massenhaften Literatur sei nachgetragen das von persönlicher Vorliebe nicht unbeeinflußte, im übrigen gut gearbeitete und trefflich orientierende Werkchen von Johannes Mayrhofer, Henrik Ibsen. Ein literarisches Charakterbild, Berlin 1911.]

endlich als Bühnenrealist ihr enfant terrible, ihr Gegensatz, ihre Geißel geworden.

Als Ibsen am 20. März 1828 in der kleinen Küstenstadt Skien im Süden der Halbinsel geboren wurde, waren die Zeiten längst vorüber, wo die Literatur der drei nordischen Reiche, durch die Glaubenstrennung von ihrer geschichtlichen und poetischen Vergangenheit losgerissen, ihr Leben von lutherischen Psalmen und Kirchenliedern und einem schwachen Nachhall der kontinentalen Literatur des Siècle de Louis le Grand kümmerlich fristete. Holberg, von Geburt Norweger, hatte sich eine freiere Denkungsart und nationale Selbständigkeit zu behaupten gewußt. Wessel, ebenfalls Norweger, hatte die französische Zopfpoesie köstlich ironisiert. „In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts", so sagt einer der tüchtigsten norwegischen Schriftsteller selbst, „war man in Dänemark so weit gekommen, daß man ernstlich an eine Verbindung der heimischen Poesie mit den Bildern der nordischen Vorzeit dachte. Die alten Pergamente waren entrollt, die historische Schule, welche die nordische Forschung lenkte, hatte sich längst einen berühmten Namen erworben und in hohem Grad auf die Dichtung eingewirkt. Da setzte die Hochschule (von Christiania) die Preisaufgabe aus: „Wäre es vorteilhaft für die schöne Literatur des Nordens, daß die nordische Mythologie allgemein angenommen und an Stelle der griechischen eingeführt würde?" [1] Die beste Antwort gab der deutsch-dänische Romantiker Adam Gottlob Öhlenschläger, indem er, ganz im Sinne und Geiste der deutschen Romantiker, herzhaft nicht in die bloßen mythologischen Formeln der altnordischen Zeit, sondern in die Sage, Poesie und Geschichte des Mittelalters zurückgriff und dasselbe für die Poesie gewissermaßen zurückeroberte. Mit seinem großartigen Drama „Hakon Jarl" eröffnete er schon 1805 eine lange Reihe dramatischer und epischer Dichtungen, welche aus dieser Quelle schöpften und in allen drei Reichen, Dänemark, Schweden und Norwegen, als gemeinsam „nordisch"-national eine mächtige Begeisterung hervorriefen. Es folgten dann „Palnatoke" (der nordische Tell, 1807), das volkstümliche Ritterschauspiel „Axel und Walburg", „Stärkodder" (1812), „Helge und Yrsa (1814), „Hagbarth und Signe" (1815), „Die Wäringer in Miklagaard" (Konstantinopel) (1826), „Amleth" (Hamlet nach der Sage bei Saxo Grammaticus, 1846), „Kjartan und Gudrun" (1848), „Ragnar Lodbrock" (1849). Die letzten dieser Werke reichen bis in die Zeit hinein, wo Ibsen zu dichten begann. Die Wirkung war nach Welhavens Zeugnis eine gewaltige. „Was die historische Forschung nicht ausrichten konnte, das erreichte die Dichtung." [2] Der Geist der Vorzeit lebte von neuem auf und verband sich innig, lebensvoll mit dem Dichten

[1] J. S. Welhaven, Samlede Skrifter VI, Kjöbenh. 1868, 228.
[2] Ebd. VI 229.

und Trachten der Gegenwart, mit der Kultur der drei nordischen Reiche. Das Bewußtsein der großen Vergangenheit drang in immer weitere und weitere Kreise ein.

„Die Geschichte selbst bekam nun ein anderes Aussehen; denn ihre Züge hellten sich auf und wurden wieder kenntlich · in den Taten der Väter zeigte sich des Stammes unvergängliche Grundkraft, in ihrer Sprache hörte das Volk seine eigene Stimme wieder. Die Sprache nahm diesen Eindruck auf und sagte sich nach und nach von dem Klang der erborgten Wendungen los, den sie eben noch festlich angestimmt hatte. Der Geist unserer Sprache ward mit einem Male reich an eigenem Erbgold und fühlt stets mehr und mehr dieses Besitzes Wert und Bedeutung. . . . Da erhielt die nordische Poesie eine neue, eigene Grundlage, breit und mächtig genug, um eine gesamte, selbständige Volksentwicklung zu stützen. . . . Des heutigen Dichters Leben war reich an großen, lohnenden Aufgaben, und er ging Zeiten und Zuständen entgegen, die gerade dazu angetan waren, seinem Wirken die volle Kraft und Bedeutung anzuweisen." [2]

Eine kleine Störung erlitt diese gesunde, nationale Literaturentwicklung durch eine Richtung, welche noch nationaler sein wollte. Nachdem Norwegen im Jahre 1814 wieder ein selbständiger Staat geworden war, übertrug sich das Hochgefühl der sog. Eidsvoldsmänner auch auf die Literatur und rief den Gedanken hervor, auch Sprache und Literatur von der dänischen möglichst loszureißen. Zündend wirkte in dieser Hinsicht Wergelands formlose, aber enthusiastische Dichtung: „Die Schöpfung, der Mensch und der Messias". Dem halbtrunkenen, ästhetischen Radikalismus, der sich von allen bisherigen Überlieferungen gewaltsam losreißen wollte, erstand jedoch in dem feinsinnigen, echt künstlerisch angelegten Welhaven schon im Jahre 1832 ein völlig gewachsener, ja überlegener Gegner, der die Idee des Nationalen in richtigere Bahnen wies. Sein Sonettenkranz „Norwegens Dämmerung" (1834) ist dem Gehalt wie der Form nach ein Meisterwerk, und sein kräftiges Auftreten rettete auch für Norwegen die von Öhlenschläger angebahnte Richtung, welche die klassischen Studien, die Bildung wie die Formen des Südens freundlich zu ihrer Gestaltung heranzog, aber namentlich bei den Schätzen der älteren Geschichte, der Volkssage und Volksüberlieferung ihre Stoffe suchte, das Heimische in Pflege eines echten Volksgeistes, aber zugleich in Berührung mit Dänemark und dem übrigen skandinavischen Norden wie mit dem Auslande harmonisch weiterzubilden bestrebt war. Als Professor der Ästhetik an der Universität Christiania übte Welhaven bis zu seinem Tode (1873) in diesem Sinne einen ungemein günstigen Einfluß aus. Andreas Munch und andere tüchtige Talente widmeten sich in ähnlichem Sinne der holden Dichtkunst, während bald darauf Bischof Moe und der Naturforscher Asbjörnson die alten Volksmärchen sammelten, Peter Andreas Munch und andere treffliche Historiker

[1] Ebd. VI 230 231.

die vergrabenen Schätze altnorwegischer Geschichte aus langverschütteten Schachten ans Tageslicht holten und dem vielgeschmähten Mittelalter, der Glanzzeit norwegischer Tatkraft und Größe, das verdiente Denkmal setzten. Das benachbarte Schweden war seit den zwanziger Jahren in ähnlichem Fahrwasser, wie Tegnérs Frithjofssage und Geijers poetische und historische Werke beweisen.

Das war die Zeit, in welcher Ibsen vom Kinde zum Knaben und Jüngling emporwuchs. Sein Vater war ein Kaufmann, dessen Geschäft sehr zurückgegangen war und der deshalb nicht zur Aristokratie des Kleinstädtchens Skien gehörte. Mit 16 Jahren ward der junge Henrik in dem südlich gelegenen, noch kleineren Städtchen Grimstad als Apothekerlehrling untergebracht. In diesem winzigen Örtchen von 800 Einwohnern sollte er sich neben seinem Lehrlingsdienst so viel Latein und sonstige Kenntnisse erwerben, um später das Maturitätsexamen in Christiania machen und dann als Mediziner an die Universität übergehen zu können. Diese Lage drückte ein wenig auf des Jünglings lebendigen, phantasiereichen Geist, und früh mit des Lebens Not ringend, nahm er begierig die Stimmung in sich auf, welche die herandämmernde Revolution von 1848 bis in den Norden hin verbreitete.

„Die Zeit war stark genug bewegt", so erzählt er selbst, „die Februarrevolution, die Aufstände in Ungarn, der schleswigische Krieg — alles dies griff mächtig in meine Entwicklung ein. Ich richtete donnernde Gedichte an die Magyaren, in welchen ich sie im Interesse der Freiheit und der Menschenrechte dringend mahnte, in dem gerechten Kampfe gegen die ‚Tyrannen' auszuhalten; ich schrieb eine lange Reihe von Sonetten an König Oskar, die, soweit ich mich erinnere, besonders die Aufforderung enthielten, alle kleinlichen Bedenken beiseite zu setzen und ohne Verzug an die Spitze seines Heeres an die äußerste Grenze Schleswigs den Brüdern zu Hilfe zu eilen . . . Aufrichtig gesagt, berechtigte auch mein sonstiges Auftreten nicht zu der begründeten Annahme, daß man bei mir auf einen besondern Zuwachs von bürgerlichen Tugenden zu rechnen haben werde, indem ich mit Epigrammen und Karikaturen verschiedene Leute angriff, auf deren freundliche Gesinnung ich eigentlich Gewicht legte. Überhaupt stand ich, während der Stürme einer großen Zeit draußen, auf einer Art Kriegsfuß mit der Gesellschaft, deren kleinliche Verhältnisse und Lebensbedingungen mich einengten."

Bei solcher Stimmung las sich der junge Poet aus Cicero und Sallust natürlich kein erhebendes Bild der römischen Republik heraus, sondern nur einen unbändigen Tyrannenhaß, und verfaßte mit 20 Jahren seine erste Tragödie, „Catilina" — ein von Widersprüchen strotzendes, in jeder Hinsicht tolles poetisches Ungeheuer.

Sich für einen so ausgesprochenen Schurken wie diesen Catilina begeistern zu können, ihn zum Helden einer Dichtung zu machen, das setzt schon einen ziemlich herben Widerspruchsgeist, eine ungesunde Verfassung von Kopf

und Herz voraus. Aber noch bedenklicher ist die Ausstattung, welche der junge Dichter seinem Liebling mit auf den Weg gab. Aus einem ordinären Verbrecher hob er ihn zu einem hochsinnigen Idealisten empor, der nur aus Idealismus Wüstling und Verschwörer wird. Wie die meisten Heldengeschöpfe einer noch ganz grasgrünen, unausgegorenen Poetenphantasie, hat dieser Catilina einen unbeschreiblichen Tatendrang, dem eine Welt nicht genügen könnte, vielleicht kaum zwei. Er allein weiß, wie die römische Republik regiert werden sollte; er und kein anderer müßte an der Spitze stehen, und doch weiß er für sich selbst nicht einmal, was er will. Aber weder den Konsuln noch dem Senatus Populusque Romanus fällt es ein, diesen Schwärmer über Staatsangelegenheiten auch nur zu befragen. Darüber wird er böse — verzweifelt gleichgültig — dann genial faul und endlich liederlich. Statt mit seiner schönen und braven Frau Aurelia anständig zu leben und seine Güter zu verwalten, stellt er andern Römerinnen nach und entehrt u. a. eine gewisse Silvia, die sich aus Verzweiflung darüber in den Tiber stürzt. Dann dringt er mit einem ähnlich gesinnten Freund, Curius, in den Vestatempel ein, um sich einer Vestalin namens Furia zu bemächtigen, in die er sich bei einem Götterfestzuge verliebt hat. Furia will aber nichts von ihm wissen, wenn er ihr nicht erst schwört, ihre entehrte Schwester Silvia zu rächen. Er schwört, aber gleich darauf stellt sich heraus, daß er selbst der Verführer war. Die heilige Lampe erlischt. Furia wird lebendig eingemauert und wäre des Todes, wenn Freund Curius, der ebenfalls in sie verliebt ist, sie nicht nächtlicherweile wieder ausmauerte. Wie ein Hampelmann bald nach rechts, bald nach links gezogen, schwankt dieser saubere Catilina nun eine Weile zwischen Aurelia und Furia hin und her. Aurelia will mit ihm nach Gallien, um dort gemütlich auf dem Lande zu leben; Furia dagegen drückt ihm die Brandfackel in die Hand, um den Senat zu stürzen und Rom zu verjüngen. Er bleibt. Die Verschwörung kommt zu stande, wird aber gleich durch inneren Zwiespalt der Verschwörer durchkreuzt. Curius wirbt um Furia. Das verruchte Weib verspricht sich auch ihm bedingungsweise, wenn er das Komplott an den Senat verrate. Das geschieht; die in die Verschwörung gezogenen Allobroger fallen ab, und die Verschworenen müssen nach Etrurien fliehen. Da gibt es nun allerlei Zeltszenen. Catilina spielt Schach und hat Geistererscheinungen. Der Verrat spinnt sich indes weiter. Die aufrührerische Bande wird von den Legionen geschlagen und zersprengt. Catilina reißt zwar mit Aurelia und Furia zeitig genug aus, um nicht in der Schlacht zu fallen. Aber da doch nun alles aus ist, ersticht er erst seine Frau Aurelia und läßt sich dann von Fräulein Furia erstechen. Diese leistet ihm diesen Liebesdienst und ladet ihn mit sich zum Tartarus; Aurelia aber ruft ihn sterbend nach Elysium hinüber. „Denn", heißt es, „die Liebe überwindet den Geist der Nacht."

Ibsens Schulkameraden waren über diese Tragik entzückt. Einer von ihnen, Schulerud, brachte das Stück nach Christiania, um es gleich aufführen zu lassen. Als es vom Theater zurückgewiesen wurde, ließen es die Freunde auf eigene Kosten drucken. Der Verfasser nannte sich Brynjolf Bjarme. Das Publikum von Christiania war indes zu vernünftig und fein gebildet, um das wildphantastische Schauer- und Revolutionsstück schön zu finden. Es sollen nur etwa 30 Exemplare abgegangen sein. Die übrigen verkaufte Ibsen mit seinen Freunden als Makulatur, da sie sämtlich arme Teufel waren und sich in Christiania, wohin sie im Sommer 1850 übergesiedelt waren, oft kaum ein Mittagessen gönnen konnten. Das Stück hatte nichtsdestoweniger für Ibsens Leben einen entscheidenden Erfolg. Der Musiker Ole Bull, welcher unter unsäglichen Schwierigkeiten am 2. Januar 1850 ein norwegisches Nationaltheater in Bergen eröffnet hatte, wurde durch dasselbe auf Ibsen aufmerksam und warb ihn als Theaterdichter für das neue Institut an. Dieses war noch im Werden. Man mußte beständig Musik- und Deklamationsunterricht halten, um die Schauspieler notdürftig für ihr Geschäft heranzuschulen. Sechs Jahre (1852—1857) arbeitete Ibsen für dieses Theater; dann siedelte er als „artistischer Direktor" an das Norske-Theater in Christiania über und hielt hier abermals sechs Jahre (1857 bis 1863) aus. Als Student in Christiania hatte er eine gute Zahl lyrischer und satirischer Gedichte verfaßt, welche er mit Produkten seiner Freunde in einer eigens dazu gegründeten Wochenschrift, „Andhrimner", veröffentlichte. Diesen Zweig der Poesie ließ er jedoch jetzt beinahe ganz fahren, um sich ausschließlich der Dramatik zu widmen. Von der Pike auf dienend an einem Theater, das sich selbst gleichsam aus dem rohesten Rohstoff heraus entwickelte, lernte er die dramatische Technik nach allen Seiten hin praktisch kennen. Dabei produzierte er fleißig, anfänglich jedes Jahr ein Stück. Er gründete sich auch seinen häuslichen Herd, indem er im Jahre 1858 Susanna Thoresen, die Tochter eines Pfarrers zu Bergen und Stieftochter der berühmten Schriftstellerin Magdalena Thoresen, heimführte.

Von den Stücken, welche Ibsen als Theaterdichter — alljährlich pünktlich eines auf den 2. Januar — zu Bergen verfaßte, sind nur zwei: „Das Fest auf Solhaug" (Gildet paa Solhaug, 1856) und „Frau Inger auf Östrot" (1855), später zum Druck gelangt. Die andern: „Die Sankt-Johannis-Nacht" (Sankthansnatten, 1853), „Das Hünengrab" (1854) und „Olaf Liljekrans" (1857), deuten sich schon in ihren Titeln als Kinder der herrschenden Romantik an und waren es auch, ebenso die zwei Stücke, welche der Dichter später veröffentlichte, und die erste Novität „Nordische Heerfahrt" (Haermaendene paa Helgeland), die er im Jahre 1858 als artistischer Direktor am „Norwegischen" Theater der Hauptstadt erscheinen ließ. Trotz seiner schroff ausgeprägten Individualität konnte er als Theaterdichter an

einem kaum gegründeten, noch um die Existenz ringenden Theater es nicht wohl wagen, dem herrschenden Geschmack geradezu entgegenzutreten. Er schmiegte sich ihm also an, so gut es ging, vorab in der Stoffwahl, und begnügte sich, den romantischen Stoff — Märchen, Sage, Geschichte — mit einem stärkeren Ferment moderner Leidenschaftlichkeit, mit mehr realistischer Färbung zu durchdringen. Der freundlich sonnige Blick des Optimisten war ihm jedoch versagt. Es war etwas Herbes, Unruhiges, Unzufriedenes, Revolutionäres in seinem Wesen. Die herrliche, grandiose Natur seines Landes, die Urkraft seiner ältesten Poesie, die trefflichen Eigenschaften seines im Kampfe mit der Natur abgehärteten Volkes, das viele Gute und Schöne, was sich aus den großen Tagen des Mittelalters noch auf die Gegenwart vererbt hatte, die Tatkraft, womit das norwegische Volk sich seine politische Selbständigkeit nach „jahrhundertlanger Nacht" wieder errungen hatte, der sichtliche Aufschwung, den es nach allen Seiten hin nahm — — das alles fand in Ibsens Geist keinen ruhigen, klaren, ungetrübten Spiegel; er sah es nur halb oder nicht und genoß deshalb auch nicht viel davon. Schweigsam, verschlossen, satirisch und träumerisch zugleich angelegt, heftete er — gleich Leopardi und andern Revolutionsdichtern — seinen Blick fast beständig auf utopische Zustände, von denen er selbst der Mitwelt keine klare Rechenschaft zu geben wußte, oder auf die kleinen und großen Schatten der Gegenwart, für welche sein Geist die Schärfe des Mikroskops besaß. Gegen seine Träumereien von der Welt, wie sie sein sollte, hielt er dann das Kleinliche, Halbe, Schwächliche, Widerspruchsvolle, Häßliche, was ihm überall begegnete, und wallte darüber in hochpathetischem Zorne auf. Den befreienden Humor besaß er ebensowenig als den milden Blick der Liebe, welcher die Mißklänge in Welt und Leben harmonisch auszugleichen weiß. In dem angeblich freien Norwegen kam er sich wie ein gefangener Löwe vor und rüttelte an den Eisenstäben, die er in den herrschenden kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen zu erblicken glaubte. Einem so gearteten Geiste konnte weder die Romantik eines Öhlenschläger, Hertz und Munch noch Norwegen selbst auf die Dauer behagen.

Ein Stück, das Ibsen im Jahre 1862 veröffentlichte: „Die Komödie der Liebe", führte zum völligen Bruch mit der norwegischen Gesellschaft, der er zwölf Jahre lang innerlich knurrend gedient hatte. Er verspottete darin die bestehende Ehe als lächerliches Philistertum ohne wahre Liebe, ohne Idealität, ohne höhere Weihe. Der Held, ein lutherischer Theologiekandidat, der von der afrikanischen Mission träumt, endigt damit, eine höchst philisterhafte Ehe einzugehen und Lehrer an einer Mädchenschule zu werden. Auch ein Pastor Strohmann mit zwölf Kindern und einem dreizehnten unterwegs figurierten unter diesen Spottgestalten der christlichen Ehe und Verlobung. Das rief in den von der Geistlichkeit beherrschten Kreisen große Entrüstung

wach. Obschon der Dichter im Jahre 1860 mit seiner meisterlichen Ballade „Terje Vigen“ [1] im ganzen Lande mächtige Begeisterung wachgerufen hatte, stieß er jetzt auf zahlreiche und erbitterte Gegner. Jahrelang hielt er vergeblich um eine Staatspension an, wie sie andern Poeten wiederholt zu teil geworden. Als im Jahre 1862 der Konkurs über das Norske-Theater hereinbrach, war er einige Zeit brotlos, und seine Freunde dachten schon daran, ihm eine Stelle als Zollbeamter zu verschaffen. Gegen Ende des Jahres 1863 bewilligte ihm jedoch das Storthing ein Reisestipendium von 2700 Mark, und nun drehte Ibsen seiner Heimat den Rücken, um nie mehr seinen bleibenden Aufenthalt darin aufzuschlagen. Er ging zuerst (1864) nach Rom, wo er einige Jahre weilte, machte dann eine Reise nach Ägypten und wohnte der Eröffnung des Suezkanals bei. Später schlug er seinen Wohnsitz in Dresden und dann in München auf. Hier wie in Dresden und Rom lebte er ganz der dramatischen Poesie und sandte ein Stück ums andere in seine nordische Heimat. Mit Ausnahme eines einzigen derselben spielen alle in Norwegen. Der freiwillig Verbannte hat es verschmäht, dem Beispiele seines Landsmanns Steffens zu folgen und ein Deutscher zu werden; er ist völlig Norweger geblieben. Seine Dramatik beschäftigt sich ganz und gar mit norwegischen Zuständen, ja die meisten seiner Dramen haben ein so spezifisch nationales Kolorit, daß man sie teilweise ohne ein eingehendes Studium des nordischen Landes und Volkes kaum völlig verstehen und würdigen kann.

Wenn wir von seinen kleineren Gedichten absehen, die wir bei anderer Gelegenheit zu besprechen gedenken [2], sowie von den Jugenddramen, von denen Ibsen bis jetzt nur zwei: den „Catilina“, und „Das Fest auf Solhaug“ (1856), herausgegeben hat, zerfallen seine übrigen Werke in drei Gruppen, die man füglich etwa als historisch-romantische Tragödien — religiös-philosophische Gedankendramen — modern sozialpolitische Bühnenstücke — bezeichnen mag.

1. Historisch-romantische Tragödien. Zwei derselben haben wir schon genannt. Die erste, „Frau Inger auf Östrot“, gehört der Geschichte, die zweite, „Nordische Heerfahrt“, der Sage an. Die dritte, noch kurz vor der Abreise nach Rom vollendet, „Die Kronprätendenten“, schöpfte abermals ihren Stoff aus der norwegischen Geschichte.

Unstreitig brachte Ibsen zur Behandlung der alten Sagenstoffe eine kräftigere, tiefergehende Leidenschaftlichkeit mit sich, als sie Öhlenschläger,

[1] Ausführlich handelt Baumgartner über diese Dichtung in Stimmen aus Maria-Laach XXXVII (1889) 285 f; Durch Skandinavien nach St Petersburg [3] 183—192.

[2] Eines derselben, über die Königshalle in Bergen, siehe in Stimmen aus Maria-Laach XXXII (1887) 57; Durch Skandinavien nach St Petersburg [3] 19.

A. Munch und H. Hertz besaßen. Gleich Schiller hatte er früh mit der äußeren Not des Lebens zu kämpfen gehabt und sich am Widerstand gestählt. So rang er auch mit Stoff und Form, arbeitete um und wieder um, kämpfte sich autodidaktisch durch alle praktische Schwierigkeit der Bühnentechnik hindurch. Dabei war sein Geist auf das eigentlich Tragische angelegt. Er liebte die erschütterndsten Konflikte, die ein Menschenherz zerreißen können, zu beobachten und gewissermaßen selbst durchzukämpfen. Das Ernste, Finstere, Gewaltsame lockte ihn an. Im Düstern und Unheimlichen hielt er sich lieber auf als im vergnüglichen Lichte der Alltagssonne. Wenn irgendwo, so muß der Dichter aber hier Maß zu halten wissen, wenn das Kunstwerk sich auf idealer Höhe halten und den Geist des Zuschauers oder Lesers geistig läutern und erheben soll. Über den Greueltaten und den vielverschlungenen Schrecknissen der antiken Tragödie erhebt sich immer versöhnend die Idee einer höheren Weltordnung, durch den Chor in erhabenster Weise verkörpert und vermittelt. Ein ähnliches ist bei Shakespeare der Fall: keine seiner Tragödien klingt verzweifelt, pessimistisch aus. Er sucht die Verwicklung nicht ins Ungeheuerliche zu steigern: dem Schrecklichen und Niederdrückenden gesellt sich immer das Mildernde und Erhebende bei. Er hält sich in den Schranken der Natur. Der Mann bleibt Mann, das Weib bleibt Weib: er schraubt beide nicht in titanenartige Dimensionen hinauf. Dieses künstlerische Maß aber weiß Ibsen nicht zu treffen, und da er von keiner klaren, bestimmten religiösen Weltanschauung ausgeht, so findet der von seinen tragischen Schrecknissen müde gehetzte Geist nirgends einen idealen Ruhepunkt, an dem er aufatmen könnte[1].

Sehr günstig war es ohne Zweifel, daß er sich nicht gleich ins graueste Altertum der Ynglinga-Saga hinauf verirrte, sondern wie Goethe im „Götz" am Vorabend der Glaubenstrennung anzuknüpfen suchte, an dem Punkte, wo die nationale Tradition zugleich mit der kirchlichen abgerissen worden war. Denn erst durch das Luthertum hat Norwegen seine geistige Selbständigkeit verloren und ist unter das Zepter des königlichen Summepiskopats zu Kopenhagen geraten. Frau Inger auf Östrot, die vornehmste Frau Norwegens am Anfange des 16. Jahrhunderts, durch ihre Töchter mit den zwei mächtigsten weltlichen Sendboten des dänischen Staatsevangeliums, Vincent Lunge und Nils Lykke, verschwägert, selbst durch Luthers Psalmen zu der neuen Lehre hingelockt, aber dennoch schließlich festhängend am alten Glauben, so daß sie im Jahre 1535 den Erzbischof von Throndhjem bat, ihr einen Beichtvater zu schicken, „der ihrer (abgefallenen und) betrübten Tochter Lucie

[1] In den Aufzeichnungen aus seinem Leben, die P. Baumgartner hinterlassen hat, bemerkt er zum Jahre 1888: „Von Ibsen las ich alles, begreife seinen Erfolg kaum."

Pönitenz und Absolution geben könnte" — diese arme Frau wäre eine herrliche Figur gewesen, um die furchtbare Katastrophe zu zeichnen, durch welche das brave norwegische Volk von seinen dänischen Gewalthabern um seinen katholischen Glauben betrogen ward. Vincent Lunge, der in Norwegens reichste Adelsfamilie hineinverheiratete dänische Adelige, der Vorkämpfer einer national-norwegischen Politik, „übermütig über alle Grenzen, rücksichtslos, unbesonnen seinen Weg voranstürmend, unbändig in seinem Ehrgeiz, unzuverlässig in seinen Worten, ohne feste Prinzipien, nur Verwirrung und Auflösung anrichtend", wie ihn Bang schildert[1], und der habsüchtige, verschlagene Intrigant Nils Lykke, der „die Heiligen und die sieben Sakramente verachtete, das Fasten unterließ, die Messe dänisch zu halten befahl, mit andern die kirchlichen Bräuche übertrat und verlaufene Mönche und Exkommunizierte in seinen Schutz nahm, gleichzeitig sich aber in guter Freundschaft mit dem Erzbischof hielt und durch ihn die Erlaubnis zu erlangen suchte, die Schwester seiner verstorbenen Frau zu ehelichen"[2] — — das wären zwei prachtvolle, dramatisch wirksame und zugleich historisch verbürgte Repräsentanten des neuen Evangeliums gewesen. Die wirkliche Geschichte war hier tragischer, als sie der größte Tragiker erfinden konnte. Doch dafür hatte Ibsen keinen Sinn. Aus dem grandiosen historischen Stoff heraus phantasierte er sich nur ein psychologisches Problem zurecht und umgab es dürftig mit einem durchschimmernden Nimbus von norwegischem Patriotismus. Frau Inger machte er zur Verkörperung des norwegischen Nationalgedankens: ihr Sohn soll Norwegen vom dänischen Joche befreien; dafür zieht sie ihn heran, das ist das große Ziel, auf das sich in ihr Mutterliebe und Patriotismus vereinigen. Aber das weiß man in Kopenhagen. Nils Lykke wird abgesandt, um sich durch List dieses wichtigen Sohnes zu bemächtigen. Lykke ist schlau, Frau Inger auch. Sie scheint mit ihrer Gegenlist zu triumphieren, aber durch eine ziemlich plumpe Verwicklung wird sie in ihrer eigenen List gefangen. Sie hält ihren echten Sohn für den unehelichen, den ihr Ibsen ohne geschichtlichen Anhaltspunkt angedichtet hat, und läßt ihn töten. Zu spät deckt sich die unselige Verwechslung auf. Ihre beiden Töchter Lucie und Eline fallen nacheinander den Verführungskünsten Lykkes ins Netz. Eline bringt sich um, und so geht das ganze Geschlecht zu Grunde, auf dem Norwegens Hoffnung beruht. Die Sprache ist markig, gedrungen, die Verwicklung zum Teil gut angelegt; aber das gibt keinen Ersatz dafür, daß der Dichter durch seine völlig aus der Luft gegriffene Phantasterei eine so entscheidende Geschichtsperiode in ein völlig schiefes Licht gerückt hat.

[1] Udsigt over den Norske Kirkes Historie, Kristiania 1887, 340.

[2] Ebd. 349.

Weit reicher an poetischen Schönheiten, aber auch noch viel phantastischer ist die Tragödie „Nordische Heerfahrt", Haermaendene paa Helgeland. Die Verwicklung beruht darin auf zwei Frauencharakteren, in denen sich die Brunhild und Chriemhild der alten Sage in ihrer vollen Derbheit widerspiegeln. Das entscheidende Motiv ist ein nächtlicher Kampf, wie ihn Siegfried mit Brunhild zu Gunsten des Königs Gunther besteht. Mag man dieses Motiv in einem urwüchsigen Volksepos wie dem Nibelungenliede unbeanstandet lassen, da man nicht alle Poesie nach dem Maßstabe einer mehr oder weniger reifen Jugend bemessen darf, so muß man es doch für bedenklich halten, eine ganze breitspurige Tragödie darauf zu bauen, bei der man drei Stunden lang nicht über eine solche Ungeheuerlichkeit hinweggeführt wird. Das kalibanische Urweib, dessen nur der stärkste Mann im Regiment Meister wird, heißt hier übrigens nicht Brunhild, sondern Hördis. Sie ist die Pflegetochter eines reichen Norwegers, Örnulf, der sich in Island niedergelassen und außer der grimmigen Pflegetochter sieben Söhne und eine eigene Tochter, die liebliche Dagny, hat. Zwei Vikinger, Gunnar und Sigurd, kommen nach Island und verlieben sich beide in Hördis. Gunnar wirbt zuerst. Als Fosterbruder muß Sigurd sie ihm überlassen; aber Hördis will nur dessen sein, der einen Bären von zwanzig Mann Stärke erlegt hat. Gunnar wagt das nicht; Sigurd besteht das Abenteuer in Gunnars Kleidern und verhilft so diesem zu seiner Frau. Alles fährt dann heim nach Helgeland im nördlichen Norwegen, Gunnar mit Hördis, Sigurd mit Dagny, der Vater beiden Paaren nach, um sich der entlaufenen Töchter wieder zu bemächtigen. Hördis hat von der Täuschung nichts gemerkt, aber ihr grimmer Sinn bringt nun alles durcheinander. Sie hetzt Gunnar gegen ihren Pflegevater Örnulf auf, der einst ihren eigentlichen Vater getötet, und da Sigurd und Dagny eine Versöhnung zu stande bringen, wirft sich ihr Zorn auf diese. Dagny hat von Sigurd das Bärengeheimnis erfahren, und rückt im Wortstreit mit Hördis damit los, ganz wie Chriemhild gegen Brunhild. Hördis beschließt nun Sigurds Tod; dieser gesteht ihr seine Liebe; die arme Dagny wird, da sie keine solche Dragonerin ist, das ganze Stück hindurch zu Tode gemartert. Sigurd will sich mit Gunnar um Hördis schlagen, aber der Holmgang wird vereitelt. Endlich schießt Hördis in eine Wolke hinein, in welcher sie die wilde Jagd zu schauen glaubt, und trifft dabei Sigurd. Nun stürzt sie sich in einen Abgrund. Eine Rührung über den Tod dieser Unholdin ist kaum denkbar. Der gigantische Hintergrund des Nibelungenliedes fehlt, und so muß man denn schon einen eigenen poetischen Maßstab anlegen, um diesen urgermanischen Eifersuchtshandel in seiner ungeschlachten Unmenschlichkeit und Übermenschlichkeit für eine große tragische Leistung zu nehmen.

Das dritte „romantische" Stück Ibsens: „Die Kronprätendenten", Kongsemnerne, stellt die Thronstreitigkeiten dar, welche sich in den Jahren

1217—1240 zwischen König Hakon Hakonsson und dem mächtigen Jarl Skule in Norwegen abspielten, und in welchen sich die alten Kämpfe der Birkebeiner und Bagler unter König Sverre noch einmal erneuerten. Der Fall des geschichtlichen Herzogs Skule entbehrt wirklich einer gewissen romantischen Tragik nicht. Allein Ibsen hat den langjährigen Kampf viel zu breit ausgesponnen und, während er in den Hauptbegebenheiten wie auch im Kolorit sich einigermaßen den geschichtlichen Quellen anschmiegt, die innere Bedeutung des großen Kampfes völlig in modern-liberalem Sinn verdreht und stellenweise bis zur Karikatur verzerrt. Das gilt besonders von dem Charakter des Bischofs Nikolaus von Oslo, den Ibsen gegen alles geschichtliche Zeugnis zum verworfensten Schurken und Heuchler stempelt, um in ihm der katholischen Hierarchie und dem Zeitalter Innozenz' III. das Kainsmal aufzubrennen. Jegliche Niedertracht und Schufterei erscheint in diesem Bischof verbunden. Nachdem er sein Leben lang Norwegen durch seine Intrigen der inneren Selbstzerfleischung preisgegeben, heuchelt er sterbend Versöhnlichkeit und wirft dabei neuen Zündstoff unter die sich bekämpfenden Kronrivalen, glaubt an nichts und läßt doch in der Kirche für sich singen „acht starke Leute mit Kehlen wie Posaunen", um den Tod von sich abzuwehren, vermacht all sein Silber und Gold der Kirche, um Messen für sich lesen zu lassen, und verspricht dann alles seinem Arzt, wenn er ihm nur noch ein wenig das Leben friste, dekliniert lateinische Nomina, weil er nie ordentlich Latein gekonnt hat, und fragt in seiner Seelenangst, ob die eben erhaltene Absolution sich auch auf die Sünde erstrecke, die er noch begehen will!!! — Und was berichtet die wirkliche Geschichte? Daß der Bischof, einer der gewaltigsten Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit gegen König Sverres Geschlecht, sich sterbend aufrichtig mit König Hakon versöhnen wollte, ihn deshalb an sein Sterbebett kommen ließ und ihn um Verzeihung bat. „Diese gab ihm der König herzlich gerne, und da er gewahren konnte, daß dem Bischof nicht mehr viele Augenblicke übrig blieben, so blieb er bei ihm, bis er seinen Geist aufgab (7. November 1225). König Hakon erwies seinen sterblichen Überresten all die Ehren, die einem Manne in so hoher kirchlicher Würde zukamen, der dazu noch mit dem Königshause in allen drei nordischen Reichen verwandt war, um nichts von dem hervorragenden Anteil zu sagen, den er während seiner langen, mehr als ein Menschenalter umspannenden Amtszeit an allen politischen Ereignissen genommen hatte. Der König folgte ihm selbst zum Grabe und erklärte rückhaltlos, daß er, wenn er auch kein Freund der Birkebeiner gewesen, doch an weltlicher Weisheit und Ansehen seinesgleichen nicht gehabt habe." So erzählt A. Munch nach den Quellen[1].

[1] Det norske folks Historie IV, Kristiania 1857, 710. — Saga Hákonar. Hákonarsonar ens gamla cap. 131 ff.

Die ganze Ausführung Ibsens ist ein Machwerk blinden Vorurteils und grundlosen Hasses und setzt den Wert der angestrebten historischen Tragödie auf denjenigen eines sensationellen Boulevardstückes herab.

2. Religiös-philosophische Gedankendramen. Noch bevor „Die Kronprätendenten" vollendet waren, veröffentlichte Ibsen seine „Komödie der Liebe", in welcher er aufs schärfste den Kindersegen des lutherischen Pfarrhauses verspottete. Was nun? mochte man fragen. Wenn der Katholizismus nichts taugt und das Luthertum auch nichts, was dann? Es liegt jedoch nicht in der Art der modernen Zukunftspoeten, klare und deutliche Antworten zu geben, bei denen man sie etwa fassen könnte. In der alten Hauptstadt der katholischen Christenheit von den Plackereien norwegischen Theaterlebens aufatmend, fühlte Ibsen zunächst den Beruf, etwas Tiefsinniges, wie Goethes „Faust", zu schreiben und dabei seinen Norwegern, die ihn nicht nach Verdienst zu schätzen wußten, eine gehörige Strafpredigt zu halten. Beides vereinigte sein „Brand" — ein dramatisches Gedicht, wie er das Stück zum Unterschiede von den bisherigen für die Bühne berechneten Stücken nannte. Es ist in kurzen, kräftigen Reimversen geschrieben und hat mehr eigentlich poetischen Anhauch als irgend eines der früheren Dramen. In prächtigen kleinen Schilderungen tritt hier einmal die norwegische Natur, das Höjfjeld mit seinen schwarzen Felszacken und blitzenden Gletschern, die Küstenlandschaft mit ihren Fjorden, Schären und Vorgebirgen, Tal und Berg mit den rauschenden Wasserfällen und Bächen, die nordische Winterlandschaft mit ihrer düstern Melancholie, der Sommer mit seiner zauberhaften Dämmerung, Sturm und Sonnenschein, Herrlichkeit und Schrecken in das Gewirre menschlichen Treibens und Ringens, Hoffens und Sehnens hinein. Man kann den „Brand" nicht lesen, ohne Norwegen etwas kennen und lieben zu lernen. Aber die Menschen in Norwegen? Wenn er nur an sie denkt, wird es ihm eng, schwül, unausstehlich zu Mute:

„Alles schaut mich an bekannt!
Jedes Bootshaus an dem Strand;
Hügel, Schlucht und Hängebirke,
Und die alte braune Kirche!
An dem Fluß die Erlenbüsche —
Alles lebt in Jugendfrische.
Doch es scheint mir alles klein
Und bemooster noch zu sein.
Mehr die Felsen überhängen
Mit dem Schneedach auf der Stirn;
Mehr die Wände und der Firn
Blauen Himmel mir verengen.
Alles neigt sich, schattet, droht,
Nimmt der Hoffnung Morgenrot.

Dort der Fjord! War immer er
Also enge, trüb und schwer? —
Hinten regnet's, und es blähen
Sich die Segel einer Yacht. —
Südwärts zeigt sich meinem Blicke
In dem Schutz des Felsenhammers
Bootshaus, Speicher, Ladebrücke,
Roter Hof mit Rasendach. —
Muß ich so dich wiedersehen,
Meine Heimat? — O des Jammers,
Denk' ich meiner Jugend nach!
Unter wüstem Felsgestein
Irrt 'ne Kinderseel' allein!
Und auf meiner Stirne lastet
Die Erinn'rung an die Sippe,
Die, Gebet nur auf der Lippe,
Unverwandt zum Ird'schen blickte.
Meine Flügel werden bleiern,
Und ich schaue nur in Schleiern,
Was sonst Großes mich entzückte." [1]

Er sieht das Volk zur Kirche strömen und seufzt:

„O ich kenn' euch nur zu gut!
Schlaffe Seelen, schlaffer Mut!
Euer Vaterunserfleh'n
Kann nicht auf zum Himmel gehn,
Weil ihr ohne Willensschwingen,
Ohne Mut zum Kämpfen, Ringen.
Nur der vierten Bitte Schrei
Geht als Losung durch das Land,
Ist das Feldgeschrei geblieben;
Jedem Herzen eingeschrieben,
Ohne Reu' und ohne Scheu,
Liegt sie, frühern Glaubens Wrack,
Harrend bis zum jüngsten Tag,
Eingesargt in Tang und Sand.
Fort aus dieser engen Kluft,
Wo nur Moderduft zu finden!
Weiter, wo in frischer Luft
Fahnen flattern in den Winden!"

Das ist — nach Ibsens Vorstellung — das norwegische Volk: eine zwischen Gletscher und Meeresklippen jämmerlich eingeklemmte, darbende, nach Brot schreiende Masse, von Lawinen und Bergstürzen bedroht, von der Sonne kaum ein paar Monate angelacht, mit lächerlichem Stolze von den Erinnerungen einer größeren und glücklicheren Vergangenheit zehrend, aber

[1] Übersetzt von Passarge.

selbst unfähig, sich wieder zu einem höhern Geistesleben aufzuschwingen. Die lutherische Geistlichkeit, selbst bis über die Ohren ins Irdische versunken, und eine kleinliche, krämerische, egoistische Beamtenwelt leiten sie am Gängelbande alter Überlieferung und Gewohnheit. Niemand ist einer großen Idee, niemand eines heldenmütigen Opfers fähig. Wenn etwas demokratische Bewegung unter sie fährt, so laufen sie der Majorität und Popularität nach und versäumen über religiösen Schwärmereien ihre bürgerlichen Pflichten.

„Wir sind human; weshalb erbosen?
Den Leuten vor die Köpfe stoßen?
Ihr wollet freundlich nicht vergessen,
Daß dies ein freies, stolzes Land ist,
Wo einer nicht sich darf vermessen,
Zu tadeln, was als recht erkannt ist,
Weil ihm die Mehrheit zugewandt ist. —
Und da sie nun euch zugefallen,
So seid ihr auch der erste Mann;
Ich schließe mich der Mehrheit an
Und folg' euch mit den andern allen.
Nur seht, steht euch auch off'ner Tadel frei,
Ob ich nicht auch von rechtem Adel sei.
Das Volk nennt jetzt — ich seh's wohl ein —
Beschränkt mein Wirken, eng und klein.
Sie meinen, mehr sei jetzt vonnöten,
Als jä'n und Jahr für Jahr zu jäten;
Sie sind nicht mehr wie früher willig,
Zu geben, was gerecht und billig; — —
Und fehlt es an dem rechten Willen,
Da ist es auch kein recht Erfüllen. —
Wie schwer hält's, etwas zu verbessern
An Strand, an Wegen oder Brücken,
Den Sumpf, die Wiese zu entwässern, —
Man will nur noch zum Himmel blicken."

Den Grund, weshalb das Volk geistig so tief gesunken, erblickt der Dichter auf religiösem Gebiete. Die protestantische Rechtfertigungslehre hat der Religion jede tiefere sittliche Wirkung benommen. Gott ist für die Massen zum nichtssagenden Begriff herabgesunken:

„Ihr wollt nur lachen, buhlen, spielen,
Ein wenig glauben, etwas fühlen;
Ihr legt, was irgend euch nur drückt,
Auf den, der alles auf sich nahm,
Als Gott ihn einst herabgeschickt.
Doch weil er einmal zu euch kam
Und litt für euch im Dornenkranz,
So denkt ihr nur an Spiel und Tanz."

Aus einer solchen Religion kann natürlich nur die schalste Halbheit im Leben hervorgehen:

„Geh nur umher in diesem Land,
Mach mit den Leuten dich bekannt,
Ein jeder weiß, ob groß, ob klein,
Von allem etwas nur zu sein.
Ein wenig ernst bei heil'gen Fragen,
Ein wenig treu der Väter Brauch,
Ein wenig lüstern nach Gelagen,
Weil das die teuren Väter auch.
Ein wenig warm, wenn im Vereine
Der Ruhm erklinget für das kleine,
Doch felsenfeste Klippenvolk,
Das niemals Stock und Streiche duldet.
Ein wenig leichthin beim Versprechen,
Ein wenig sinnreich, dann zu brechen
Das Wort und was man sonst verschuldet.
Doch alles eine Kleinigkeit,
Vorzüg' und Fehler gehn nicht weit;
Ein Bruchteil nur im Großen, Kleinen,
In Bös' und Gutem, schlimmst in Einem:
Dies etwas Gute, etwas Schlechte
Schlägt endlich völlig tot das Rechte."

Wozu das alles? fragt der Dichter und gibt dann in einer andern Rolle die Antwort:

„Nicht zum Spott,
Ich zeichne nur nach der Natur
Des Landes, des Volks Familiengott.
Der Katholik stellt den Erlöser
Oft als kleines Kind sich vor.
Ihr lacht und macht es noch viel böser:
Nach euch ist Gott ein greiser Tor;
Ein wenig fehlt zum Kinde nur.
Und wie der Papst hat als Symbol
Der Herrschaft seine Doppelschlüssel,
So schaut ihr zwischen Pol und Pol
Die Welt in eurer Täuflingsschüssel.
Ihr trennt vom Leben Glaub' und Lehre,
Als ob der Wandel gar nichts wäre.
Ihr möchtet euern Geist erheben,
Und wagt nicht ganz und voll zu leben.
Braucht einen Gott, der schwankend gehe,
Und der euch durch die Finger sehe.
Weil euer ganzes Leben Fratze,
Hat euer Gott Kalott' und Glatze! —
Mein Gott ist nicht so matt gesinnt.

Der meine Sturm, der deine Wind;
Unbeugsam meiner, — deiner dumpf,
Alliebend meiner, — deiner stumpf.
Der meine jung und stark, ein Rächer,
Kein schwacher Alter, feiger Schächer.
Sein Ruf ist wie ein Sturmgetön,
Das aus dem Feuerbusch erscholl,
Zu Moses auf des Horebs Höh'n,
Ein Riese er, jedweder Zoll.
Die Sonne stand in Gideons Tal
Auf sein Geheiß. O ohne Zahl
Würd' er noch heute Wunder tun,
Wär' feige nicht die Welt wie du."

Nach einem solchen Sturmangriff auf das nationale Luthertum, nach solchen Posaunenstößen und Prophetenworten müßte man Zeichen und Wunder erwarten, zum wenigsten eine völlige geistige Umgestaltung des norwegischen Volkes. Aber wie? Ibsen ist wohl der Mann, zu schelten und niederzureißen, aber nicht der Mann, zu versöhnen und aufzubauen. Die Quelle, von der allein aus das christliche Leben sich erneuern könnte, betrachtet er als längst versiegt, für immer abgeschnitten. Der Gott der Katholiken ist ein Kind, seine Religion gut für Kinder. Doch Ibsen ist ein Mann, ja er hält sich offenbar sogar, wie Lessing, für einen Geistesriesen, dem nur ein außer allem kirchlichen Verband und aller Offenbarung stehender Titanengott genügen kann, und so läuft denn seine ganze Theologie auf die Zukunftsreligion hinaus, welche schon Victor Hugo der armen kranken Menschheit gepredigt hat.

„Doch eins bleibt ewig unermessen,
Der unerschaff'ne freie Geist,
Der lebenbringend sich erweist;
Der, ob er auch verloren schien,
Im Völkerfrühling Wurzeln schlug
Und glaubensstark den Menschen trug
Aus träger Ruh' zum Himmel hin.
Fragt nur — es bringt euch wohl Gewinn —
Bei euern Krämern, Apothekern,
Wie pfiffig sie den Geist verhökern! —
Und doch, aus diesen Seelenstümpfen,
Aus diesen Geistes-Torsorümpfen,
Aus diesen Köpfen, diesen Händen
Soll einst ein Ganzes sich vollenden,
Das Gotteswerk: ein Mann voll Mark,
Der neue Adam, jung und stark."

Da der Dichter aber selbst nicht weiß, wie dieser „neue Adam" mit seinem „Völkerfrühling" beschaffen sein wird, so verpuffen alle seine schönen

und glitzernden Gedankenraketen in kohlpechrabenschwarzer pessimistischer Nacht. Wie in allen übrigen Stücken, bleibt auch in diesem nichts übrig, auch nicht einmal ein Torso, aus dem sich eine neue Welt, ein neuer Adam, ein Völkerfrühling entwickeln könnte. Man müßte Norwegen als ein ganz verrottetes und unheilbares Volk völlig aufgeben, wenn man nicht zufällig wüßte, daß ein verstimmter, trübseliger Norweger, am Fuße des Vatikan herumschleichend, noch immer vergeblich auf den allgemeinen Umsturz wartend, seiner in wackerem Aufschwung begriffenen Heimat dieses sonderbare Ehrendenkmal gesetzt hätte.

Der Heros der Tragödie, je nach Laune der Wortführer des Dichters oder auch gelegentlich sein Opponent, ist „Brand" ein aufgeklärter Prädikant, Idealist, Schwärmer, zerfallen mit der herrschenden Landeskirche wie mit der Landesverwaltung, ein Verächter der Geistlichkeit, der Beamtenwelt und des Volkes, ja seiner eigenen Familie, bis fast zum Wahnsinn exzentrisch, rigoristisch und dabei von dem Berufsgedanken erfüllt, die drei Dämonen des Leichtsinns, des Stumpfsinns und des Wahnsinns zu bekämpfen und so das heimische Norwegen für den allgemeinen Völkerfrühling heranzuziehen. Über seine Philosophie und Theologie erhalten wir nirgends einen zusammenhängenden Aufschluß. Er spricht mitunter wie der gottbegeistertste, heldenmütigste Mystiker, verlangt, daß man Gott zuliebe, nach dem Beispiel des Gekreuzigten, alles, auch das Leben zum Opfer bringen müsse; doch das hindert ihn nicht, sentimental verliebt zu sein und darauf Bräutigam, Ehemann und Papa zu werden, aber nur, um hernach in borniertem Eigensinn das Leben von Frau und Kind zu opfern, endlich auch das eigene — pro nihilo. Denn wenn er auch alles positive Kirchentum als „Speise der Motten und Würmer" gründlich verachtet, so weiß er doch wie alle richtigen Reformer nicht genau, was er selber will.

Wir begegnen ihm zuerst in den Gletscherregionen des norwegischen Hochplateaus. Ein Bauer hat ihn zu seiner sterbenden Tochter geholt, will ihn aber, da der Weg wegen Lawinen lebensgefährlich wird, nicht weiter begleiten und läuft ihm davon. Brand setzt seinen Weg fort und trifft weiter oben ein lebenslustiges Brautpaar, Einar und Agnes, das sich da ergeht. An sie sind die eben mitgeteilten theologischen Expektorationen gerichtet. Während sie wieder zum Fjord hinabgehen, steigt Brand noch weiter auf und trifft mit Gerd zusammen, einem wahnsinnigen Mädchen, das ihm von einer Eiskirche spricht, die sich oben auf dem Firn befinden soll, und dann wirr vom Teufel redet. Nun kehrt Brand um, mit dem Beschluß, unten Leichtsinn, Stumpfsinn und Wahnsinn zu bekämpfen. Unten im Tale ist Hungersnot. Der Vogt teilt den Leuten die kärgliche Staatsunterstützung aus. Brand, Einar und Agnes treffen sich dabei wieder. Ein Weib stürzt herbei und verlangt geistliche Hilfe für ihren Mann, der aus Hunger und

Verzweiflung eines seiner Kinder erstochen und dann sich selbst einen lebensgefährlichen Stich beigebracht hat. Brand will ihm Beistand leisten; doch alle Männer weigern sich, ihn über den Fjord zu setzen. Denn es ist Sturm. Da bietet sich ihm die heroisch angelegte Agnes an. Umsonst widersetzt sich ihr Bräutigam. Brand segelt mit ihr hinüber und steht dem Sterbenden bei. Die Bauern wollen den kühnen Mann nun zum Pfarrer haben, aber er weist sie ab. Es begegnet ihm seine Mutter, ein altes geiziges Weib. Sie verspricht ihm all ihr zusammengerafftes Gut, wenn er ihr im Tode beistehen und das Vermögen schön beisammenhalten wolle. Er fordert von ihr gänzlichen Verzicht um Gottes willen, sonst weigert er sich, ihr im Tode beizustehen. Solcher Heroismus gefällt Agnes so, daß sie unmittelbar nach der Hochzeit ihrem Einar aufkündet und sich mit Brand verheiratet. Das ist der Inhalt der ersten zwei Akte. Zwischen dem zweiten und dritten liegen drei Jahre idyllischen Familienlebens, in welchen das Paar ganz selig beisammen lebt, ein Knäblein Alf geboren wird, Brand an seiner Agnes Licht, Trost und Hilfe findet, Agnes in der Bewunderung seines idealen Heroismus poetisch schwelgt. Doch nun geht es schief. Die Mutter kommt ans Sterben, und Brand steht ihr, obwohl zeitig gemahnt, wirklich nicht bei, weil sie sich seiner Opfertheorie nicht unterwerfen, sich nicht gründlich von ihrem Mammon losmachen will. Der kleine Alf fängt an zu kränkeln, und obwohl der Arzt erklärt, daß das Kind in ein anderes Klima gebracht werden müsse, und Agnes deshalb in den Süden will, erklärt der prophetische Brand, daß seine Pflicht ihn mit Weib und Kind an sein sonnenloses Gebirgstal banne. Das Leben des Kindes ist damit preisgegeben. Im vierten Akt sucht der Vogt die Bundesgenossenschaft Brands, um der Gemeinde ein Armen-, Kranken- und Pesthaus zu bauen, das zugleich als Arresthaus und Lokal für Wahl- und Festversammlungen dienen könnte (eine sehr unschöne Satire auf die ärmlichen Verhältnisse, unter denen einzelne Teile von Norwegen leiden); Brand will aber nichts davon wissen, sondern der Gemeinde aus dem Vermögen seiner Mutter, das ihm ganz anheimgefallen, eine neue Kirche bauen (er, der die bestehende Religion innerlich völlig verachtet!), um durch diese Großmut das Volk zu seinen Idealen emporzuheben. Agnes fühlt sich entsetzlich vereinsamt. In der Weihnachtsnacht sucht sie wenigstens die Kleidchen und das Spielzeug des verstorbenen Kindes hervor, um sich an den Erinnerungen zu trösten. Aber Brand sieht in dieser so natürlichen, schuldlosen Anhänglichkeit der jungen Mutter an ihr verstorbenes Kind schon wieder eine Versündigung gegen Gott. Alles bis aufs letzte soll sie an eine Zigeunerin ausliefern, die eben betteln kommt. Agnes bringt nach langem, martervollem Kampf das Opfer, aber ihr Herz bricht darüber. Im fünften Akt ist Brand deshalb Witwer. Sein ganzes Leben ist jetzt dem Kirchenbau gewidmet. Dieser wird glücklich vollendet. Doch da das Volk nun die

gewohnte Feier halten und ihm Ovationen bringen will, da glaubt er den Wert aller bisherigen Opfer verloren, wird kopfscheu und läuft davon ins Gebirge. Das Volk trennt sich. Ein Teil läuft ihm nach, um in den Bergen oben eine Separatistengemeinde zu bilden. Dem Vogt gelingt es aber, die Leute, nachdem sie mit Brand oben gehungert haben und gehörig enttäuscht worden sind, durch die Hoffnung auf einen guten Heringsfang zurück in die gewohnten Verhältnisse zu locken. Brand bleibt oben in den Felsen allein, bis er wieder mit Gerd zusammentrifft. Diese schießt, von Teufelswahn geplagt, auf eine Schneemasse oben in der Höhe, in der sie den Teufel zu sehen glaubt. Eine Lawine kommt hernieder und begräbt Brand. Seine letzten Worte aus dem Schnee heraus sind:

Sag mir, Gott, im Todesgraus:
Reicht nicht zur Errettung aus
Manneswillens quantum satis? —

Aus den donnernden Höhen antwortet eine Geisterstimme:

Er ist Deus caritatis!

Manche Einzelszenen, besonders die Weihnachtsszene der trauernden Mutter, sind überaus schön und ergreifend ausgeführt; der Charakter Brands, der an seinem eigenen Rigorismus zu Grunde geht, ist echt dramatisch und tief tragisch gezeichnet; allein seinem religiösen und philosophischen Gehalt nach ist das Stück ein so verworrener Knäuel von Überresten christlicher Weltanschauung und Freidenkerei, von kalvinistischer Strenge und indifferentistischer Verschwommenheit, von tiefen, idealen Gedanken und halb wahnsinnigen Phantastereien, daß es auf ein unklares Gemüt nur höchst nachteilig wirken kann. Ein übertriebener Rigorist hält darin unnachsichtliches Gericht über alle Schwächen der Menschheit, geht aber selbst in seinem Rigorismus unter. Alles ist also faul und hoffnungslos. Dem Sterbenden wird zwar von oben verkündet, daß Gott ein Gott der Liebe sei, aber in dem ganzen Stück ist kein einziger Charakter, welcher zeigt, wie wir zu diesem Gott der Liebe gelangen können — kein Wink, wie heldenmütiges Opfer wirklich die Leiden dieses Erdenlebens heiligen und verklären kann.

Noch verworrener als „Brand" sind die zwei andern religiös-philosophischen Gedankendramen Ibsens: „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer". Wie der zweite Teil des Goetheschen „Faust," welchen Ibsen bewußt oder unbewußt nachgeahmt hat, ist „Peer Gynt" ein umfangreiches Arsenal der interessantesten Gedanken, der wunderlichsten Allegorien, der seltsamsten Märchen und Einfälle, der erhabensten poetischen Aufflüge und der tollsten Phantasmagorien[1]; wie Faust macht Peer Gynt die gesamte

[1] Baumgartner steht (Durch Skandinavien[3] 299 f) nicht an, die beiden Stücke „Brand" und „Peer Gynt" als „die bedeutendsten neueren Dichtungen Norwegens"

Lebensschule des modernen Idealismus und Realismus durch und ruht nach der verrücktesten Weltfahrt bei der Jugendgeliebten aus, in welcher ihm einst zuerst der Stern des Lebens aufgegangen; den Gegensatz zwischen Klassizismus und Romantizismus hat der phantasiewilde Norweger aber nicht mit dem Kunstsinne Goethes auszugleichen gewußt. Die Dichtung ist in einen Zauberwald ausgeschossen, dessen keine Schere Herr ward, und das ganze üppige Zweigwerk ist nicht mehr grün: wahre Fluten von ironischer Säure sind darüber ergossen, alles ist vergilbt und verwittert. Eine Fülle von norwegischer Volkssage und Volkspoesie ist in dem Stück zum Ganzen verbunden, aber aller gemütliche, freudige Lebenshauch ist durch bittern Spott daraus weggeblasen. Der Dichter verachtet Protestantismus und Katholizismus, Glauben und Unglauben, Märchenpoesie und berechnenden praktischen Verstand, Idealismus und Realismus — alles ist Lüge, alles Hohlheit, alles Fratze. Wenn die Welt wirklich so wäre, wie der Dichter sie zeichnet, so läge die Versuchung nahe, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Das überlassen die pessimistischen Philosophen und Dichter aber gewöhnlich ihren Schülern.

Schopenhauer fand wenigstens noch beim Hunde jene Treue, die er bei den Menschen vergeblich suchte, und Ibsen war durch die Phantasiequalen seines Peer Gynt so wenig erschöpft, daß er die Geschichte Julians des Apostaten in zwei Dramen von zusammen zehn Akten auf breitester Basis als „weltgeschichtliches Schauspiel" entwickelte. Die Persönlichkeit Julians, seine Schriften und die gesamte Zeit- und Kulturgeschichte hat der Dichter zu diesem Zweck ziemlich einläßlich studiert, aus dem bunten Stoffe eine Menge spannender, für die Bühne wirksamer Szenen gewonnen, den allmählichen Abfall Julians im ersten Teil, seinen tragischen Untergang im zweiten Teil mit feinem psychologischen Blick gezeichnet und eben dadurch dem mannigfaltigen Zeitbild eine dramatische Einheit gegeben. Allein die Ausführung ist nicht nur fast überall zu sehr in die Breite geraten, sie ist auch, besonders was die Repräsentanten des Christentums betrifft, meist völlig verzeichnet, teilweise schnöde, unwürdige Karikatur. Anstatt die Werke eines hl. Basilius und Gregor von Nazianz zu studieren, hat ihnen Ibsen ganz

---

zu bezeichnen: „Beide Dichtungen ragen weit über alles empor, was Ibsen später geschrieben; aber auch hier lösen sich die schrillen, rätselvollen Dissonanzen nicht in einem vollen, erhebenden Schlußakkord. Melancholisch nur klingt uns der zu spät gestillte Wunsch Brands nach:

„O wie sehn' ich mich nach Süden,
Nach der Sonne warmer Fülle.
Nach des Herzens Kirchenstille
In des Lebens Blütenreich!
O wie sehn' ich mich nach Frieden!"

lächerliche, unmögliche Situationen angedichtet, die hl. Makrina zur Diakonissin im kaiserlichen Heere gemacht und die christlichen Märtyrer zu einer Rotte von Fanatikern gestempelt. Allem setzt dann der Umstand die Krone auf, daß nicht eine Perserlanze den Philosophenkaiser trifft, sondern die meuchlerische Waffe eines christlichen Schwärmers, der, nachdem er die größten Qualen um des Glaubens willen heldenmütig ertragen, auf spezielle göttliche Offenbarung hin den Königsmord sorgfältig prämeditiert und ausführt. Die historisch wie theologisch völlig verfehlte Grundauffassung Julians scheint Ibsen dem giftigen Pamphlet von David Friedrich Strauß: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ [1], entnommen zu haben. Die Moral der zwei Tragödien läßt sich ganz genau in die „tröstliche Wahrheit“ zusammenfassen, mit der Strauß sein freches Libell schließt: „daß unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß“ [2]. Auch das schwindelhafte „dritte Reich“, das uns Ibsen als Lösung des großen Konfliktes in Aussicht stellt und das Hellenentum und Christentum, Wahrheit und Schönheit in eins verschmelzen soll, ist aus Strauß entlehnt: „Materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechentums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römertums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind.“ [3]

Bemerkenswert sind indes die Worte, welche Ibsen dem Apostaten über Christus in den Mund legt und welche auch in den Verirrungen des Dichters ihre Bestätigung finden:

„Du kannst es nicht begreifen, du, der du niemals in der Gewalt dieses Gottmenschen dich befunden hast. Das ist mehr als eine Lehre, was er über die Welt ausgebreitet hat; es ist ein Zauber, der die Sinne gefangen hält. Wer einmal unter ihm gestanden hat — ich meine, er kommt niemals mehr ganz von ihm los. — — Wir sind wie Reben, die man in einen fremden, uns nicht zusagenden Boden verpflanzt hat; pflanze uns wieder um, und wir werden ausgehen; aber in der neuen Erde entarten wir.“ [4]

3. Moderne sozialpolitische Bühnenstücke. Schon in „Kaiser und Galiläer“ ging Ibsen von Vers und Reim, welche die poetische Gestaltung immer auf einer gewissen Höhe zu halten pflegen, wieder zur schmucklosen Prosaform über, wandte seine Künstlersorgfalt fürder nur dem szenischen

[1] Mannheim 1847, Bassermann. [2] Ebd. 52. [3] Ebd. 51.
[4] Übersetzt von P. Hermann, Leipzig 1888.

Aufbau und der Charakteristik zu und bemühte sich, in der Wahl wie in der Ausführung seiner Stoffe möglichst modern zu sein. Alle seine letzten Stücke seit 1872 huldigen darum völlig dem Realismus der flachsten Alltäglichkeit, ihr allgemeiner Vorwurf aber ist die „Entartung" der neueren Gesellschaft. Der Schauplatz und das Kolorit ist dabei immer norwegisch; die sozialen Schäden aber, welche der grimmige Satiriker auf die Bühne bringt, finden sich dem Wesen nach überall wieder, wo das soziale Leben von seinen christlichen Grundlagen abgekommen ist. Sozialwissenschaftlich genommen, sind es interessante Geständnisse; aber künstlerisch sind es traurige Erscheinungen. Oder sollte es wirklich Aufgabe der Kunst, speziell der dramatischen, sein, die Schattenseiten des prosaischen Alltagslebens zu photographieren und das Publikum damit zu unterhalten, daß man ihm die widerlichen Skandale des Tages möglichst treu und szenisch lebhaft vor Augen führt?

Drei dieser Stücke zeichnen das soziale Leben mehr nach der politischen Seite hin, vier andere machen sich mit dem sog. Problem der Ehe zu schaffen, d. h. nicht mit dem im Naturgesetze wurzelnden, von Christus zum Sakrament erhobenen, unlösbaren Bund zwischen Mann und Frau, sondern mit den Phantastereien und Unordnungen, welche die moderne Welt an seine Stelle gesetzt hat. Die meisten dieser Stücke enthalten Szenen von starker komischer Wirkung wie von lebhafter Spannung und rührender Gewalt; aber es sind keine Komödien. Grundton und Schluß sind immer zu ernst. Es wären Tragödien, wenn die handelnden Personen nicht meist zu schlecht wären, um wahres Mitleid zu erwecken, oder zu flach und unbedeutend, um das Gemüt mit tragischer Furcht, mit dem Gefühl des Erhabenen zu erschüttern. Es ist das bürgerliche Schauspiel Diderots in allermodernster Form — etwas schärfer und pikanter, mit entschieden pessimistischem Anhauch.

In dem ersten dieser Stücke — „Der Bund der Jugend" (De Unges Forbund) — verhöhnt Ibsen die jüngere demokratisierende Richtung. Ein radikaler Zungendrescher von Advokat gründet einen Jugendbund, um das bisherige Regiment, das auf Großgrundbesitz ruht, zu stürzen, läßt sich aber durch Aussicht auf Gewinn und Ehre von den Bourgeois umgarnen und wird schließlich als charakterloser Schwindler, Streber und Dummkopf entlarvt. Ein zweites Stück: „Die Stützen der Gesellschaft", reißt der ganzen kapitalistischen industriellen Hautevolée einer kleinen Stadt die Maske ihrer hochsittlichen, patriotischen und humanitären Würde herunter und zeigt sie als eine Schar von verkommenem Gesindel, gegen das nur ein paar fortgeschrittene, amerikanisierende Wildlinge angenehm abstechen. Ein drittes Stück: „Der Volksfeind", geht den herrschenden liberalen wie den agitatorisch-radikalen Kreisen zugleich zu Leibe. Der „Volksfeind" ist nämlich der wackere, ehrliche Badearzt eines Städtchens, dessen ganzer künftiger

Aufschwung von einem neueröffneten Bade abhängt. Der Arzt entdeckt, daß das Wasser geradezu gesundheitsschädlich wirkt und daß ein paar Jahre nötig wären, um die allgemeine Vergiftung durch Desinfektion und neue Leitungen zu verhindern. Aber das Kapital der herrschenden Clique gerät dadurch für einige Jahre in starke Gefahr, die Radikalen des Orts versagen dem braven Arzt jede Hilfe, selbst die Möglichkeit, die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen, und so wird er als „Volksfeind" verschrieen und aus dem Ort vertrieben. Die Geistlichen, die höheren und niederen Beamten, die Grundbesitzer, die Industriellen, die Advokaten, die Publizisten, die Kaufleute, die Seeleute nebst dem hinter ihnen herlaufenden Volke bilden durchweg nur eine egoistische, gemeine, in Lüge und Konventionsheuchelei versunkene Masse, aus der kaum irgendwo ein anständiger, ehrlicher Mensch noch auftaucht, und solchen geht es jämmerlich schlecht[1].

Kein Wunder! Die Ehe selbst, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, ist vergiftet. In „Nora" oder „Ein Puppenheim" (Et Dukkehjem) scheitert eine Ehe daran, daß die junge, puppenhaft erzogene, leichtsinnige Frau sich aus übelberatener Liebe zu ihrem Manne einer Unterschriftsfälschung schuldig macht und es nach Aufklärung über die kriminalrechtliche Bedeutung dieses Fehltritts nicht mehr für möglich hält, länger mit ihrem Manne und ihren Kindern zusammenzuleben. In den „Gespenstern" entlarvt Ibsen — er ist immer am Entlarven — die scheinbar glückliche Ehe einer vornehmen Familie, die aber nichts weniger als glücklich war, sondern nur dem Schandleben des gemeinsten Wüstlings als schützender Deckmantel diente: ein Sohn desselben geht an dem ererbten Säuferwahnsinn und eine uneheliche Tochter daran zu Grunde, daß sie in ihrem Geliebten den Bruder erkennt, während die unglückliche Frau ihr langes Opferleben nur mit Schmach und Elend belohnt sieht. Ganz ähnlich wird in „Rosmersholm" die Ehe eines lutherischen Geistlichen, in der „Wildente" das Eheleben einer Großhändlerfamilie „entlarvt". Mit wahrem Behagen wühlt Ibsen hier in allem Schmutz und Skandal der modernen Gesellschaft herum — Anatom, Psychologe, Kriminalrichter, Irrenarzt in einer Person. Ein

[1] „Schon in seinen merkwürdigsten Dichtungen ‚Brand' und ‚Peer Gynt' hat dieser hochbegabte Dramatiker mit einer fast unbegreiflichen Bitterkeit nur die trüben Schattenseiten seines Landes und Volkes hervorgehoben, in seinen späteren Werken aber förmlich Jagd gemacht auf alles Schiefe und Verkrüppelte, alles Traurige und Jämmerliche, alles Ungesunde und Sieche, alles Verschrobene und Verrottete, was er mit seinem scharfen Auge in der Kleinstädterei und im engen politischen Leben seiner Heimat aufspüren konnte. Man könnte fast Angst bekommen, in ein Land zu reisen, wo das Wasser der Kuranstalten systematisch von den Aktionären vergiftet und der einzige ehrliche Mann im Stück als ‚Volksfeind' geächtet wird" (Durch Skandinavien nach St Petersburg[3] 278).

unermeßliches Feld der Tätigkeit tut sich hier noch vor ihm auf. Aber wir können uns nicht entschließen, diese psychologischen Studien mehr für Poesie zu halten. Eine solche Dramatik kann nur die öffentliche Korruption noch steigern. Was der Menschheit im höchsten Grade not täte, wäre, daß ihr wieder das Große und Schöne, das Hohe und Heilige, das Göttliche und Erlösende auf dem Gebiete der Kunst wie auf jenem der Wissenschaft näher gerückt würde!

Dazu ist Ibsen aber nicht angetan. Sein einziges Ideal ist die schrankenlose Herrschaft des Individuums. Nach den ersten deutschen Siegen schrieb er am 20. Dezember 1870 an G. Brandes:

„Das alte illusorische Frankreich ist in Stücke geschlagen; wenn nun auch das neue faktische Preußen zerschlagen würde, so wären wir mit einem Sprung mitten in einem werdenden Zeitalter. Hei! Wie da Ideen rund um uns rammeln würden! Und das wäre auch wahrlich an der Zeit. Alles, wovon wir bis dato leben, sind ja doch nur Brosamen von dem Revolutionstisch des 18. Jahrhunderts, und die Kost ist nun doch schon lange genug wiedergekäut worden. Die Begriffe verlangen dringend einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge wie zur Zeit der seligen Guillotine. Das ist's, was die Politiker nicht verstehen wollen, und deshalb hasse ich sie. Die Menschen wollen bloß Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußern, im Politischen Aber all das sind bloße Lappalien! Worauf es ankommt, ist das Revoltieren des Menschengeistes..."

Worauf es ankommt, ist die tiefer greifende soziale und religiöse Revolution. Auch das heutige Preußen, Österreich, England, Rußland, Italien soll in Stücke gehen; was aber dann werden soll, das weiß weder Catilina, noch Brand, noch Peer Gynt, noch der Pastor Rosmer, noch Ibsen selbst!

Berichtigungen.

S. 256, Z. 8 von unten lies: **Christoph Bernhard Schlüter**; nicht: Christian.
S. 311, Z. 1 von oben lies: **Eduard von Bauernfeld**; nicht: Bauernfeind.
S. 767, Z. 25 von oben lies: **Lermontow Michail Jurjewitsch**; nicht Hermontow.
S. 803, Z. 12 von oben lies: **Spencer**; nicht Speuser.

Namenverzeichnis.

(Stellen, an welchen die eingehendere Behandlung oder die ausdrückliche literariſche Beurteilung der einzelnen Autoren ſich findet, ſind durch Fettdruck hervorgehoben.)

Aaſen Ivar 897 901.
Abälard 879.
Abbt, Thomas 395.
Abd-allah, König von Granada 54.
Abel N. H. 898.
Abraham a Sancta Clara 301 317.
Abril Peter Simon de 35.
Abſalon, Biſchof von Lund 861 879.
Acoſta Pedro de 572.
Acton Lady 659.
Acuña Antonio de 564 569 571 572.
— Hernando de 32.
Adamnan 826.
Adeler Max 763.
Adlerbeth 881.
Adolf, Prinz von Mecklenburg 421.
Aelſt Paul v. d. 332.
Affonſo I. von Portugal 273 281.
— II. von Portugal 273.
— III. von Portugal 273.
— IV. von Portugal 273.
— V. von Portugal 275.
d'Affre, Erzbiſchof 876.
Afzelius Arv. Auguſt 824 826 831 842.
Agius de Soldanis Pietro 288.
Agricola Georg 367.
Aguilar Gaspar de 37.
Aguirre, Brüder 571.
Alarcon Juan Ruiz 37 43.
Alber Erasmus 299 300 339 343.
Albert, P. 464 465.
Albertinus Ägidius 346.
Albertus Magnus 397 621.
Albuquerque Alfons de 240 265 267 283.
Alcantara 109.
Aldana Cosme de 33.
Alecſandri Baſili 196.
Alegre Francisco 47.
Alexander d. Gr. 750.
— III., Papſt 240.
Alexis Willibald (Häring) 311.
Alfieri Vittorio 373.
Alfons II. von Aragon 192.
— V. von Aragon 193.
— VI. von Kaſtilien 71 74 77 80 82.
— VII. von Kaſtilien 63 240.
— X. von Kaſtilien 29 48.
— XI. von Kaſtilien 29 30.
Alfons I. von Katalonien 192.
— König von Leon 52—59.
Alger William Rounſeville 763.
Allan John 769 770 771 772.
Almeida Francisco de 255 266 283.
— Lourenzo de 283.
Almoſalas 83.
Alonſo, Mönch 567.
Aloyſius Gonzaga, der hl. 137 197 238 761.
Altamira, Graf 135.
Altenſtein v., Miniſter 498.
Alvarez Alfons de Villaſandino 30.
Alvaro, die Brüder 266.
Alxinger Joh. Bapt. v. 303.
Ambroſius, der hl. 237 583.
Anakreon 773.
Anderdon William 674—675.
Andrade Olegario 46.
Andraſſy, Graf Gyula 477.
Andrea del Sarto 737.
Andreä Jakob 300 363.
Angouleme, Herzogin von 653.
Annegarn Joſeph 15.
Anno von Köln, der hl. 293.
Antolinez Martin 72 84.
Anton von Worms 352.
Apollonios von Rhodos 516.
Apontes Juan Fernandez 92 109 115 116 124.
Aranda, Graf 174 175 178 179 180.
Araſon Jón 812 815 856 864 876 878.
Arboleda Julio 44.
Arce Nuñez de 42.
Arden Edward 625.
— Mary 606 625.
— Robert 625.
Argenſola Lupercio de 35.
Arguijo Juan de 32.
Ari hinn Fróði 853.
Arias Fernando 82.
— Gonzalo 82.
Aribau Bonav. Carlo 194.
Arioſt Lodovico 34 270 615 757.
Ariſtoteles 368 369 380 592 860.
Arndt Moritz 307.
Arndts Berta 315.
Arnim Achim v. 306 321 322 486 495 506.

Arnold Elisabeth 769.
— Matthew 731.
— von Bruck 351.
Arteaga Alemparte Domingo 46.
Asbjörnsen P. Chr. 896.
Aschehoug T. H. 898.
Äschylos 128 388 418 420.
Asgrimsson Eystein 5 811 815 816 871.
Ataide Katharina de 245 247 250 253 259 260.
— Vasco de 266.
Athelstan, König von Northumbrien 827.
Aubanel Theodor 195.
Aubrey de Vere, s. de Vere.
Auerbach Berthold 311 507 508.
Auersperg Anton Alexander v. 310.
Auffenberg Joseph v. 308 582.
Augustin, der hl. 237 348 389 397 419 420 460 526.
Aulnay Marie Catherine J. de 132.
Ava, Frau 293.
Avalos Fernan de 563 565 569.
Avellaneda Gertrud Gomez 41 42 44.
Avellano Jos. Xavier Rodr. de 180.
Aventinus 366.
Ayala Adelardo Lopez 125.
— Nikolaus de 144 177 187.
— Pedro Lopez 29 31 41.
Ayllon Diego Ximenez 33 87.
Ayrer Jakob 300 345 346.
Azarias, Brother 765.

Babo Franz 305.
Baco von Verulam 284 608.
Baggesen Jens 305.
Balaguer Viktor 47 195 198 f **203—204.**
Balde Jakob 24 301 304 397 529.
Baldini, Familie 15.
Balestier, Miß 795.
Balmes Jaime 43 **207.**
Bang A. Chr. 824 852 898.
Baralt Rafael M. 45.
Barat Sophie Magd. 670.
Bárcena Roa 43 44.
Baret E. 127.
Bärmann 109 118 120 121.
Barreto Franz 249.
— Pedro 254 261.
Barriera C. A. de 114 115.
Barros João 262.
Barth J. B. 897.
Barthel Karl 523.
Bartholinus Kaspar 821 860.
Basedow Joh. Bernh. 303 395.
Basil, P., O. S. B. 16.
Basilius, der hl. 923.
Batres y Montujar José 44.
Baudelaire Charles Pierre 768.
Baudri Joh. Ant. Friedr. 2.
Bauer Bruno 309 526.
Bauer Renward 8.
Bauernfeld [nicht: Bauernfeind] Eduard v. 311.
Baumgarten Hermann 560.
Baumgartner Alexander 1—16.
— Angela 12.
— Berta 12 13.
— Jakob Gallus 1 2 12.
— Leo 12 13.
— Pia 13 15.
— Thaddäus 12.
Bäumker Wilhelm 338.
Baumstark Reinhold 111 121.
Bausmann 763.
Bayle Pierre 302.
Bazan Emilia Pardo 42.
Beaconsfield Earl 675 691 595, s. Disraeli.
Beatrice 256.
Beatrix von Portugal 274.
Bechstein Ludwig 311.
Becker R. 117.
Becquer Gust. Adolf 41.
Beda, der ehrw. 826.
Behaim Michael 296
Behringer Edmund 315 330.
Bellati Ant. Franz 187.
Bellermann Joh. Joachim 481.
Bellman Karl Michael 813 881 885 886.
Bello Andrés 45.
— Emilio 46.
Beltran 567.
Benedikt von Nursia, der hl. 237 535.
— XIV. 134 148 172.
Benedix Roderich 311.
Benjamin Park 763.
Benno von Meißen, der hl. 322.
Bentley 656.
Berceo Gonzalvo de 28 f.
Berchmans Johannes, der hl. 670.
Berengar, Graf von Barcelona 54 56 57.
Berger Joh. Bapt. 313.
Bergmann Friedr. Wilh. 826 831 842 852.
Bermudas Geronimo 34.
Bermudo III., König von Leon 50.
Bermuez (Bermudo) Pedro 74 84.
Bernardin von Siena, der hl. 348.
Bernays Michael 609 612 623.
Bernhard, der hl. 237 348.
Berry, Herzogin von 653.
Berthelier 132.
Berthold K. 315.
— von Regensburg 297.
Bertram 447 449 462.
Bertuch Justin 131 134 135.
Beyschlag 125.
Bickerstaff Isaak 126.
Bidermann Jakob 365.
Bielke, Gouverneur 858.
Bime Thomas de 185.
Binder M. 315.
Birch-Pfeiffer Charlotte 310.
Birgitta, die hl. 809.

Birkeland M. 898.
Biſchoff H. 431.
— J. 313.
Bjarnaſon Halldór 877.
Bjerregaard G. A. 895.
Björnſon, Björnſterne 874 878 892 899 900.
Blanca von Bourbon 559.
Blanckenberg Albrecht v. 348.
Blasco Francisco Hernandez 33.
Bluntſchli Joh. K. 550.
Bocca Negra Maria 260.
Boccaccio Giovanni 31 615 758.
Bock Johann Chriſt. 121.
— Hieronymus 367.
Bode Chriſtoph 395.
Bodenſtedt Franz 311.
Bodin Jean 344.
Bodmer Johann Jakob 302.
Böðvarsſon Arni 820.
Boermans, Dr Franz 6.
Boethius 397.
Böhl v. Faber Cecilia 42.
— Juan Nicolas 41 125.
Böhmer Auguſte 443.
— Friedrich 306 538.
Boie Heinrich Chriſtian 303.
Boileau Nicolas 39 881.
Boiſſerée, die Brüder 447 449 457 462.
— Sulpiz 448 467 469 474.
Bombelles, Gräfin 659.
Bonalde Perez 45.
Bonaventura, der hl. 237 460.
Bone Heinrich 316.
Bonifatius, der hl. 318.
Bonn Franz 315.
Booch-Arkoſſy 241.
Bopp Franz 307.
Boquin Peter 362.
Bora Katharina v. 320.
Bordeaux Heinrich, Herzog von 653.
Borges Gonzalo 260.
Börne Ludwig 309 525 526.
Bornemann Joh. Wilh. 308.
Bornſtedt Luiſe v. 315.
Bos Lambert van den 131.
Boscan Juan 32 34.
Boſſuet Benigne 144.
Botten-Hanſen P. 903.
Böttger Adolf 311.
Bourdaloue Ludwig 137 144.
Bouterwek Friedrich 125 126.
Bowle John 133.
Brachel Peter v. 332.
Brachvogel E. 310.
Brackel Ferdinande v. 315.
Braga Joaquim Theophilo 241.
Braganza Theodoſio de 241.
Brahm Otto 902.
Bramante Donato 615.
Brandan, der hl. 826.
Brandes Georg 513 902 903 927.
Brandl A. 605 612 613.
Brandt Gerart 603.
Brangança Conſtantin de 261.
Brant Sebaſtian 342 528.
Braun Iſabella 315.
Braunfels Ludwig 93 125.
Bravo Juan 566 569.
— Nicolas 33.
Bredal Niels Krog 894.
Brehm Alfred 531.
Breitinger Joh. Jakob 302.
Breitkopf Leonhard 347.
Brennan, der hl. 730.
Brentano Clemens 306 307 311 312 317 321 322 421 441 445 464 485—491 492 495 496 500 506 510 517 809.
Breton de los Herreros 41.
Bretſchneider Heinr. Gotth. 526.
Brill Ludwig 315 330.
Brinkmann Guſtav v. 436 438.
— H. 529.
Broch Ole J. 898.
Brochmand, Biſchof von Själland 857.
Brockes Heinrich 317.
Brook, Miß 696.
Brougham, Lord 656 657.
Brower Chriſtoph 366.
Brownbill 660.
Browning Robert 731 762.
Brownſon Oreſtes 765.
Brugier G. 316.
Brühl Moritz 312.
Brüll F. 327.
Brun Joh. Nordal 894.
Brunner Andreas 367.
— Sebaſtian 313 525 526.
Brunsby, Dr 769.
Bruſchius Kaſpar 364 365.
Bruyn Bartholomäus 352.
Bryant William Cullen 763 768.
Brynjúlfsſon Gisli 865 871—878.
Bucar, König 84 85.
Buccleuch, Herzogin von 660 669.
— Herzogliche Familie 640.
Buchanan Georg 137.
Büchel, Lehrer 14.
Buendia Ferdinand de 114.
Bugge F. W. 890.
— Sophus 842 852 896 898.
Bull Ole 908.
Bulwer Edward 651 772—773.
Bürger Gottfried Auguſt 303 431 641 783.
Burns Robert 739 874 875 878.
Burrit Elihu 763.
Burroughs John 763.
Burton William E. 777.
Bury Blaze de 286.
— Künſtler 441.
Buſſière, Vicomte de 655.

Buſtamente 43.
Buſtos Nuño 84.
Buz E. 134.
Byron, Lord George N. Gordon 41 309 373 492 500 508 585 591 614 648 731 732 733 737 765 767 770 771 874 875 878.

Caballero (Cecilia Böhl v. Faber) Fernan 42.
Cable George Waſh. 763.
Cabral Pedro A. 240 265.
Cabrero 567.
Caicedo Torres 44.
Calcaño Antonio 45.
Caldas José de 44.
Calderon Fernando 43.
— José 115.
— de la Barca Pedro 4 5 23 **37—38** 39 41 42 **90—130** 194 241 245 247 257 263 274 284 306 309 313 373 389 393 431 496 503 504 512 515 516 522 523 559 585 603 610 611 615 633 634 635 756 767 856.
Calemberg Pauline v. 121.
Calvert George Henry 763.
Calvét Damás 47 195 **206**.
Calvin Johann 368 620 627 632.
Calviſius Seth 351.
Camargo Dominguez 44.
Camerarius Joachim 359 364 365.
Caminha 245.
Camoens Bento de 242 258 259.
— Luis de 5 34 **239—285** 512 615.
— Simon Vaz de 258.
Campá y Bros Marian 199.
Campe Joachim Heinrich 493.
Campoamor 42.
Campomanes 174.
Canalejas Francisco de Paula 125.
Caniſius Petrus, der ſel. 8 238.
Cano Alonſo 147.
Cantù Ceſare 520.
Capdevilla Antonio 185 186.
Carbonell Miguel 47.
Carleton 763.
Carlyle Thomas 618 620 622.
Carmona, Lizentiat 138.
Caro Andrés 43.
— Euſebio 44.
Carpio Manuel 44.
Carrière Moritz 125.
Carvajal Luiſe de 670 671.
Cary Phöbe 763.
Caſaus Lorenzo 183 184 185.
Caspari C. P. 898.
Caſtañedo 567.
Caſtellanos Juan de 44.
Caſtelli Friedrich 308.
Caſtillejo Criſtobal de 32.
Caſtillo Francisca (Nonne von Tunja) 44.
Caſtillo Joaquin del 44.
Caſtro Agoſtin de 43.
— Fernando de 266.
— Guillen de 37 87.
— de, Verleger 116.
Catalina Mariano 125.
Catilina 906.
Cats Jakob 603.
Cavendiſh Harriet 652.
Celichius Andreas 348.
Cepeda Romero de 35.
Cervantes de Saavedra Miguel 34 **35** 89 **130—133** 146 151 170 193 194 306 603 611 615 634.
Cetina Gutierre de 32.
Chambers-Ketchum 765.
Chamiſſo Adalbert v. 307.
Charlevoix 174.
Chasles Philarete 109 127.
Chateaubriand 286 305 609 659 767.
Chaucer Geoffroy 29 612 635 731 757 758.
Chavez Machado de 45.
Chièvres, Herr von 561 562 563.
Choiſeul, Herzog von 178 180.
Chorley Henry Fothergill 126.
Chriſtian V. von Dänemark 859.
Chriſtine von Schweden 106.
Chryſeus Johannes 345.
Chryſoſtomus Johannes 585.
Cicero 906.
Cid, der, Campeador (ſ. Ruy Diaz) **48** bis **88**.
Cisneros Antonio 34.
Claaſſen Johann 522 523.
Clarke James Freeman 763.
Clarus Ludwig 29 90 315.
Claudius Matthias 303 395 420 421 431 493 494.
Claverhouſe John Graham of 645.
Clavigero Franz X. 43.
Clemm Frau 778 784 785.
— Virginie 777 784.
Clifford, Profeſſor 803.
Cochläus Johannes 366.
Colban Marie 901.
Coleridge Samuel T. 738 760 772 783.
— Sara 738.
Collett Kamilla 901.
— R. 898.
Collin Heinrich v. 308 427 496.
Collins Wilkie 805.
Coloma Luis 42.
Colonna Vittoria 530.
Columella J. M. 25 50.
Columkill, der hl. 730, ſ. Kolumba.
Commer Clara 47 239.
Comte Auguſt 803.
Conrad von Bolanden 313, ſ. Biſchoff.
Conradi 117.
Conteſſa C. 121.

Cooper James Fenimore 763.
Cordus Euricius 364.
Corella 47 193.
Cormac Mac Art, König der Fenis 713.
Corneille Pierre 88 126 373 389 448 516 755.
Cornely Rudolf 16.
Corpancho Manoel 46.
Correggio 615 737.
Cortereal Geronimo de 33.
Costantini Giuseppe Antonio 187.
Cotta, Verlagsbuchhändler 448 504.
Cowell James Russel 763.
Cowper William 653.
Couchut 88.
Cousin Victor 286.
Coutinho Miguel Roiz 254.
— Francesco 261.
Couto 261 262.
Cramer Joh. Andreas 406 427.
Cranach Lukas 350 351.
Cranmer Thomas 631.
Creuzer Friedrich 495.
Cristina, Tochter des Cid 61 75.
Cronegk Joh. Friedr. v. 302.
Croiset 143 186.
Croy Wilhelm v. 561.
Crusius 379.
Cuartin Blanco 46.
Cubillo Alvaro 38.
Cueva Juan de la 34.
Cunha Nuño da 283.
Curran John Philpot 876.

Daae Ludwig 898.
Dach Simon 317.
Dahlmann Friedrich Chr. 822.
Dalberg, Herr von 395.
— Karl v., Fürstprimas 311.
— Wolfgang Heribert v. 375 376.
Dalin Olof 813.
Dannecker Joh. Heinr. 374.
Dante Alighieri 23 31 92 95 99 102 108 113 127 183 193 237 241 256 257 283 284 309 314 373 374 382 389 393 431 496 503 504 512 522 527 528 529 608 612 615 618 621 758 763 767 839.
Dantiscus Johannes 365.
Daß Peter 813 **893**.
Daule Florian 348.
Daumer G. Friedrich 312 315.
Davies Richard 624 625.
Debêche Familie 464.
— H. 465.
Decius Nikolaus 299.
Deinhardstein 308.
Denbigh, Lady 669.
Denia, Marques von 567.
Desbordes L. 315.
Descartes René 284.
Desclot Bernard 47 192.
Deutinger Martin 125.
De Vere Aubrey, d. Ä. 731 732.
— — — 5 674 **730** **762.**
— Stephan 734.
Devonshire, Herzog von 652 654 659.
Diamante Juan B. 38.
Dias Bartholomäus 240 265.
— Diniz 240.
Dickens, Charles 651 673.
Diderot 925.
Diego, Graf von Oviedo 53.
— de San Pedro 31.
Diel Joh. Bapt. 313 490 529.
Dietmar von Aist 293.
Dietrich von Nidaros 892.
Dietrichson L. 898 903.
Dingelstedt Franz 310 311.
Diniz, König 30 273.
Diodor 516.
Diepenbrock Melchior v. 93 109 117 124 127 313 321 504.
Disraeli Benjamin **675—695.**
Dohm Ernst 436.
Dohrn C. A. 121 125 126.
Dolfos Bellido 53 82.
Döllinger Ignaz 317 543.
Donner J. J. Chr. 241.
Doré Gustav 152.
Dorer Edmund 6 124.
Dorsey A. H. 765.
Dostojewski Feodor 5.
Doyle F. H. 126.
Dozy R. 50 55 61 64 66 76 f 78.
Dreves Lebrecht 312 315.
Droste-Hülshoff Annette v. 312 314 315 317 330 428 **522** - **524** 527—529 532.
Droste-Vischering Erbdroste 418.
— Kaspar Max 519
— Klemens August v. 418—420.
Drummond, Dr 696.
Duarte, König von Portugal 275.
Du Bois-Reymond 286.
Duchesne Louis 143.
— M., die ehrw. 670.
Dumas Alexander 520.
Dumont, Dechant 465 466.
Dunbar William **635—638.**
Dunraven, Lord 734.
Düntzer Heinrich 440.
Duran Augustin 41 76 f 79 82.
Dürer Albrecht 316 350 460.
Duzina, Msgr 288.
Dyherrn Georg v. 330.

Ebeling Adolf 315.
Eber Paul 299 339.
Eberhard Matthias 314.
Ebers Georg 311 321 797.
Ebert Johann 341.
Eccard Johann 351

Echegarray José 41.
Echeverria Eſtevan 46.
Eckermann Joh. Peter 390 391.
Eckhart Meiſter 297.
Eduard der Bekenner 614.
Edzardi 852.
Ehrler Georg Joſeph 314.
Eichendorff Joſeph v. 22 93—95 107 109 110 112 124 125 307 311 312 315 317 326 487 489 **491—513.**
— Wilhelm v. 494.
Einarsſon Gizur 815.
— Oddr 813 856.
Einſiedel Fr. Hildebrand v. 118.
Eiſengrein Martin 365.
Eitner K. 241.
Eliot George (Mary Evans) 677
Eliſabeth von England 386 607 610 616 618 622 629 630 631 632 633 634 732 757.
— von Thüringen, die hl. 659 660.
Elvira, Infantin 52 53.
— (— Maria), Tochter des Cid 61 75.
Emerſon Ralph Waldo 763.
Emly, Lord 734.
Engel Eduard 768 770.
— Joh. Jakob 436.
Engelbrektsdatter Dorothea 893.
Engerd Albert 365.
— Johann 365.
— Lorenz 365.
Enghien, Herzog von 448.
Enſenada, Marquis de 139 143 146 174.
Enzina Juan del 34.
Erasmus Deſiderius 364 861.
Ercilla y Zuñiga Alonſo de 33 34.
Eria Jacinto 45.
Erich von Pommern 892.
Erigena Scotus 397 526.
Escandon A. 43.
Escobar Juan de 49 408 409.
Escoſura Patricio 125.
d'Eſménard 126.
Eſpinoſa de Rendón Silveria 44.
Espronceda José de 41 46.
Eſtorch y Siqués Pau 195.
Ettmüller 821.
Euripides 516.
Evans Mary 677.
Eward, Miß 653.
Evenius Sigmund 358.
Ewald Johannes 813.

Faber Friedr. Wilh. 660 731.
Fabricius Georg 365.
Fabrique, Infant 29 30.
Falkland Eliſabeth 670.
Falkmann A. 903.
Faller Klemens 16.
Falletti Marcheſa 670.
Falſen E. 895.
Fañez Alvaro 55 60 63 74 81 83.
Faria Manoel Severim de 257.
Farin a Souſa, Manoel 257.
Farine 132.
Farinelli, Dr 189.
Faſch Karl Friedrich 448.
Faſtenrath, Dr Joh. 6 47 114 188 189 **190** 211.
Faſting Klaus 894.
Faunt 632.
Faye A. 896 898.
Febrer Andreu 47 193.
Federer, Lehrer 14.
Felipe V., König von Navarra 139.
Fenollar 47 193.
Ferdinand der Katholiſche 189 193 573.
— Erzherzog (Ferdinand II.) 517.
— I., Kaiſer 360.
— VI., König 134 139 143 173.
Ferdinand I. von Kaſtilien 50 52 70 80 81 82 239.
— III. von Kaſtilien, der hl. 29.
— IV. von Kaſtilien 30.
Fernando, der ſtandhafte Prinz 244 274.
— Infant 273.
— von Portugal 274.
— y Gonzalez 41.
Ferrer Magin 195.
Ferreras 49.
Feuerbach Ludwig 526.
Feyerabend Sigmund 346.
Feyjo y Montenegro Benito 39 139.
Ficalho 262.
Fichte Joh. Gottlieb 306 309 439 441 460 486 495.
Fick Joſeph 507 510.
Fickler Johann 346.
Fielde Henry 626.
Fields James Thom. 763.
Fieſole Fra Angelico 662.
Figueroa Francisco 32.
Finn, iriſcher Volksheld 713 715 716 f.
Finnſon Gisli 853.
Fiſchart Johann 299 322 323 334 337 339 343—344 616.
Fiſcher J. G. 311.
Fitzgerald E. 109 126.
— Lady 668.
Fitzmaurice-Kelly J. 133.
Flaccus Valerius 516.
Flach M. 315.
Flachsland Karoline 395.
Flann von Monaſterboice 707.
Flechier 139 144.
Flecke Konrad 295.
Fleckenſtein Sibylle v. 346.
Fleiſcher, Buchhändler 117.
Flemming Paul 301.
Flóki 826.
Flores Manuel 44.
Florez Henrique 48.

Florian 132.
Folz Hans 296.
Fonseca Antonio 564.
— Estacio 247 259.
Forman, Erzbischof 638.
Fornenburg Jan Baptista 602.
Forster Georg 432.
Förster H., Seminarpräses 465.
— Wendelin 135.
Fortlage 125.
Fouqué Friedrich v. 306 322 427 506.
Franciosini Lorenzo 132.
Francisca von Rom, die hl. 670.
Francisco de Ajofrin 171.
Frank 122.
— Sebastian 367.
Franz Borgias, der hl. 197.
— I., Kaiser von Österreich 421.
— Joseph, Kaiser von Österreich 507 659.
— von Sales, der hl. 238 659.
— Xaver, der hl. 33 140 238 244 262 268.
Franzén Frans Michael 813.
Franziskus von Assisi, der hl. 224 229 233 237.
Frauenlob Heinrich 296.
Freidank 295.
Freiligrath Ferdinand 310.
Freytag Gustav 310 311.
Friedrich Matthäus 348.
— III. von Dänemark 862.
— IV. von der Pfalz 357.
— II. von Preußen 134 608.
Friis J. A. 897 898.
Frimann Claus 894.
— P. H. 894.
Fritzner Johann 898.
Frischlin Nikodemus 360 365.
Frodi Ari 810 811 853.
— Saemund Sigfusson Hinn 826.
Fromann, Buchhändler 441.
Fuchs Leonhard 368.
Fugger, Fürst 131.
Fuller Margareth 763.
Fullerton Georgiana 5 315 **651—674** 731.
— Mr 654 661.
Fulman William 624 625.
Fürstenberg, Frhr v. 418 421.

Gail Andreas 365.
Gailer 14.
Galdos Perez 42.
Gallagher William Davis 763.
Gallitzin Amalie v. 311 418 420.
Galván Rodriguez 44.
Galvani, Gräfin 654.
Gamba Bartholomé 132.
Gambs, Prediger 449.
Garborg Arne 901.
Garcia 109.
— König von Navarra 52 53.
Garcilaso de la Vega 32 245 263 563.
Garrick David 608.
Garve Christian 303.
Gautier von Chatillon 28.
Gazäus 529.
Gazull 47 193.
Gedeon von der Heide 313.
Geibel Emmanuel 311.
Geijer Erik Gust. 767 809 886 906.
Geiler von Kaisersberg 297 298.
Geissel Johannes v. 313 314.
Gellert Christian Fürchtegott 302 406.
Gelzer Heinrich 505.
Gemmingen Otto v. 305.
Genelli Maler 441.
Gentz Friedrich v. 436 476 496.
Georg von Anhalt 363.
— IV. von England 653.
George Amara 315.
Gerard John 8.
Gerbel 364.
Gerhardt Paul 317 813.
Gerstäcker Friedrich 311.
Gervinus Georg Gottfried 334 415 505 507 510.
Gesenius 288 289.
Gesius Bartholom. 351.
Geßner Salomon 302.
Geyer (Geijer) Erik Gust. 809.
Gietmann Gerhard 523.
Ginestá Luis 224.
Gioanetti, Msgr 182.
Giotto 737.
Giron Pedro de 563 565 568 572 573 576.
Gislason Konrad 873 874.
Gizurr, Bischof 854 856.
Gladstone W. E. 654 658.
Gleim Joh. Wilh. Ludwig 302.
Gletting Benedikt 339.
Gmely, Professor 15.
Gmür Leonhard 14.
Gneisenau 519.
Godeau B. 135 188.
Gödeke Karl 335 345 365 390 763.
Gogol Nikolaus Wasil. 5.
Goldschmidt 872.
Gongora y Argote Luis de 39 408.
González Guttierez 44.
— Luis 574.
— Zefirino 43.
Goroztiza 41.
Görres Guido 311 312 315 331 551.
— Joseph v. 306 **307** 311 314 315 321 322 459 486 495 496 505 513 523.
Göschen Georg Joachim 379.
Goethe Wolfgang v. 4 5 23 92 102 108 118 128 189 286 303 **304** 305 306 308 309 319 323 324 328 329 337 372 373 374 376 377 380 381 382 385 389 390 391 **392—394** 395 400

401 403 405 406 415 417 420 422 425 427 431 440 441 443 444 452 459 484 489 492 494 496 501 505 511 512 516 529 530 546 604 608 611 615 645 648 677 749 767 872 878 911 915 923.
Gotter Friedr. Wilhelm 117.
Gottfried von Neifen 295.
— von Straßburg 295.
Gotthelf Jeremias 311 508.
Gottſchall Rudolf v. 310 311 459 511 **558—582.**
Gottſched Johann Chriſtoph 301.
Gozzi 117.
Grabbe Chriſtian 308.
Granville Lady 660 (ſ. Cavendiſch, Harriet).
— Leveſon Gower, Earl 652 654 655 659 660.
— Lord 653.
— Walter 667.
Graſſi, Graf 179.
Grattan 876.
Graus, Dr Joh. 6.
Gray Th. 878.
Grécourt 390.
Green Robert 606.
Greff Joachim 345.
Gregor d. Gr. 843.
— VII. 7 15.
— von Nazianz 923.
Greith, Dr Karl Joh. 3 535.
Gretſer Jakob 365 367.
Greville Charles 656 657.
— Henry 664.
Grey, Lord 688.
Griepenkerl Robert 310.
Gries Joh. Dietrich 92 109 112 118 119 120 441 495 504.
Griffis 763.
Grillparzer Franz 308 **513—518** 559 612.
Grimaldi 174.
Grimm Jakob 306 809 821 823 852.
— Wilhelm 306 821.
Grimme F. W. 315.
Grimmelshauſen Chriſtoffel 301.
Griswold R. W. 768.
Gröndal Benedikt, d. Ä. 820.
Groot de Vargas J. M. 44.
Groſſe Julius 311.
Grübel Konrad 308.
Grün Anaſtaſius 310.
Grundtvig 767 878.
Grunnow Eleonore 438.
Gruppe Otto Friedr. 311.
Gryphius Andreas 301.
Guarinoni Hippolyt 368 602.
Guevara Luis Velez 37.
— Maria 573.
Gugenheim Abraham 433.
Guimerá Angel 47 **205.**
Gumpert, Kaplan 465.
Gundemaro, Biſchof von Vich 197.
Gunnerus J. E. 893.
Günthner Engelbert 96 100 110 112 114 120.
Guſtav III. von Schweden 881 885 886.
— Adolf, Schwedenkönig 807.
Guttierez Juan Maria 41 46.
Gutzkow Karl 309 310 311.
Guzman Fernan Perez 31.

Hacker (Fr. von Seeburg) 313.
Hackländer Fritz 311.
Hadrian von Utrecht 561 564 566 568 571 572 576 577 896.
Hagedorn Friedrich 301.
Hägele J. M. 547.
Hagemann Gottfried 448.
Hager A. 609
Hahn-Hahn, Gräfin Ida 90 312 321.
Hailes, Lord 636.
Hákon der Gute von Norwegen 827—828.
— Hakonſon 914.
— Sverisſon 892.
Haldeman Samuel St. 763.
Hales John 612.
Hall, Dr 624.
— Miſſionspriester 625.
Hallager F. 898.
Halldorſon David 863.
— Jón 859.
Haller Albrecht v. 301 894.
— Ludwig v. 423.
Halm Friedrich 310 582.
Haloander Gregor 365.
Hamann Joh. Georg 303 394 399.
Hamerling Robert 311.
Hamilton Alexander 448.
Hammer Julius 311.
Händel Georg Friedr. 540.
Hanſen Laurits 893.
— Maurits Kriſtopher 895.
Hanſteen Kriſtopher 898.
Harald Hardraade, Schwedenkönig 811.
Hardenberg Friedrich v. 306 441 443 445.
— Karl v. 454.
Hardy Edmund 609.
Häring Wilhelm (Alexis) 311.
Harman 763.
Haro, Graf Luis 569.
Harriſon 763.
Harte Francis Bret 763.
Hartmann Eduard v. 286 309 614.
— Moritz 310.
— von Owe 295 389.
Hartzenbuſch Eugen 41 92 109 114 115 116 124 125.
Haſe Karl 125.
Haſell E. J. 114.
Haſtfer, Frau von 448.

Hathaway Anna 606 623 628.
Haun Ewald 766.
Hawthorne Nathaniel 763.
Harthausen Werner v. 419.
Haydn Joseph 540.
Haym Robert 406 513.
Hayne Paul Hamilton 763.
Hayneccius Martin 345.
Hebbel Friedrich 310.
Hebel Peter 308 501.
Hecker Isaak Thomas 765.
Heemstede Leo van **585—592.**
Heeremann Klemens v. 314.
Hegel G. Wilhelm 286 309 406 469.
Hegglin, P. Clemens 15.
Hegius Alexander 355.
Heiberg J. Ludwig 109 127.
Heine Heinrich 309 321 431 492 506 513 **524—526** 618 620 622 786 872 874 878.
Heinrich der Teichner 296.
— Franz, Maler 481.
— Infant von Portugal 240.
— Prinz von Preußen 435.
— III., Römischer Kaiser 70.
— VI., Römischer Kaiser 295.
— von Burgund 239 273 281.
— V. von England 627.
— VIII. von England 617 627 631.
— von Morungen 295.
— von Veldeke 295.
Heinse Wilhelm 305.
Heise C. C. 241.
Helgesön Paul 813.
Heloise 879.
Hemans Felicia 529.
Henrique, Infant von Portugal 262 264 274 281, s. Heinrich, Infant.
Henriquez Federico 576.
Hensel, Hofnarr 361.
— Luise 312 314 528.
Herbart Joh. Friedr. 309.
Herbert of Lea, Lady 669.
Herder Benjamin 325.
— Joh. Gottfried 4 49 80 88 303 **304** 305 309 323 380 **394—415** 417 615 749 809 821.
— Verlagsfirma 11 552.
Heredia José 44.
Herlth Paul 121 125.
Hermann (Herrmann) Nikolaus 299 339.
Hermes Georg 519.
Herodot 418.
Herre B. 897.
Herrera Hernando de 32.
Herrero Bartholomé 45.
Herrig Hans 310 **592—601 603—604.**
Hertz H. 909 911.
Hervada Bernardo de 115.
Herwegh Georg 309.
Herz Henriette 436.
Herz Wilhelm 311.
Hettinger Franz 314.
Hettner Hermann 513.
Heyse Joh. Paul 310 311.
Higginson Thom. Wentworth 763.
Hillern Wilhelmine v. 319.
Hinard D. 109 130.
Hinze 122.
Hippel Theodor 305 427.
Hischam III., Kalif 51.
Hita Perez de 408.
Hocker Jodocus 348.
Hofer Andreas 645.
Höfer Edmund 311.
Hoffbauer Klemens, der hl. 311 483 487 496 519.
Hoffmann Th. A. 306.
— v. Fallersleben 306 310.
— v. Hoffmannswaldau 301.
Höfler Konstantin v. 560 573.
Höfliger Anton 14.
Högneson Gudmund 824.
Hojeda Diego 33.
Holberg Ludwig 813 893 904.
Holcroft Thomas 126.
Hölderlin Friedrich 305.
Holland, Lord 126.
Holm Torfhildr 863.
Holmboe K. A. 898.
Holmer, Minister 417.
Holmes Oliver Wendel 763.
Holtei Karl v. 308.
Hölty Ludw. Heinr. Christ. 303.
Homer 269 270 374 393 415 418 608 749 875 881.
Honorius von Autun 853 854 855.
Hope-Scott James 660 731.
Hoppenrod Andreas 348.
Horaz 865 881.
Hortt 763.
Houwald Ernst 306.
Hroswitha 294 316.
Huber Victor Aimé 49.
Huch Ricarda 513.
Hughes John, Erzbischof 765.
Hugo von Montfort 296.
— von Trimberg 295.
— Victor 46 919.
Huitfeldt H. J. 897.
Hülskamp Franz 312.
Humboldt Alexander 275 307 315 436.
— Wilhelm 196 263 307 436 496.
Hume Martin 132 133.
Hunter William Wilson 802.
Hurter Friedrich v. 538.
Hutten Ulrich v. 298 334 343.
Hyginus 516.
Hyperius Andreas 369.

Ibn Abd-ul-Aziz Abu Bekr 55.
— Ayischa Mohammed 57 59 60.

Ibn Baſſâm 48 50 61 62.
— Dſchahhâf 57 58.
— Labbun 56.
Ibſen Henrik 5 287 813 892 899 **900** bis **901 902—927.**
Idiaquez Franz Xav. 147 175.
Iffland A. Wilhelm 305 494.
Ignatius von Loyola, der hl. 33 108 197 238 559 573 574 576 577 582 880.
Ildefons von Toledo, der hl. 25.
Immermann Karl 307 308.
— Th. 126.
Inez de Caſtro 34 273.
— de la Cruz 43.
Ingólfr 836.
Innocenz III. 914.
Ireland John 765.
Irenäus Chriſtoph 347.
Irving Waſhington 640 763.
Iſabella von Kaſtilien 189 193.
Iſidor von Sevilla, der hl. 25 853.
Isla Francisco de 40 **133—188.**
— Maria Francisca de 144 187.
Isleifr 854.

Jaabäk Sören 899.
Jacobi Johann 305 402 434.
Jacopone da Todi 256 529.
Jäger Hans 901.
— Henrik 903.
Jakob I. (Jayme) von Aragon 47 61 192 206 208.
— von England 607 616 618 634.
— IV. von Schottland 635.
— V. von Schottland 640.
— VI. von Schottland 645.
James Henry 797 801.
Jan von Leyden 601.
Janſon Kriſtopher 897.
Janſſen Johannes 3 4 6 9 314 333 337 338 344 349 353 359 365 380 416 423 425.
Jarcke Ernſt 314 505 507 510.
Jarvis C. 133.
Jeitteles A. 121.
Jenſen P. A. 897.
Jeſſen 852.
Jimene (Donna Ximene) 53 60 72 80 81 83 84.
Joachimi Maria 513.
Joaquin Eleta 173.
Johann, König von Sachſen 314 315.
— vom Kreuz, der hl. 238 256.
— von Matha, der hl. 197.
— I. von Portugal 240 274.
— II. von Portugal 275.
— III. von Portugal 240 246 262.
Johanna die Wahnſinnige 561 563 566 567 576.
Johannes, Evangeliſt, der hl. 233—235 404.
Johnſon Ben 608 641 773.
— Gisle 898.
Joinville, Prinz 653.
Jónsſon Arngrimur 813 816.
— Bjarni 874 877.
— Björn 813.
— Finn 823 864 865.
— Gisli 815.
— Pall 820.
Joos Wilhelm 15.
Jörg Edmund 314.
Jörgenſen A. D. 825 826 827 831 837 841.
Joſeph Indio 255 262.
— II., Kaiſer 378.
Jouromenha, Visconde 241.
Joyce, Dr 697 707.
Juan de Auſtria 33 197.
— I. von Aragon 193 197.
— I. von Kaſtilien 30 274.
— Manuel, Infant 29 30 503.
Julian der Apoſtat 923 924.
Juliana, die hl. 231.
Julius Nikol. 125 126.
— II., Papſt 561.
— von Braunſchweig 300 346.
— von Meſpelbrunn 351.
Jüngſt Antonie 315 529.
Jung-Stilling Joh. Heinrich 305.
Juvenal 137.
Juvencus V. Vettius Aquilinus 25.

Kadir, Erbe von Valencia 55 56 57 58.
Kaedmon 826.
Kant Immanuel 286 305 309 395 397 406 898.
Karl, Erzherzog 360 475.
— Herzog von Württemberg 375.
— der Kahle 843.
— V., Kaiſer 32 33 49 197 366 368 560—572 577.
— II. von England 617.
— XII. von Schweden 882.
— III. von Spanien 40 173 174 178.
— Auguſt, Herzog von Weimar 135 372 387 395 405.
Karoline (geb. Michaelis) geſch. Böhmer, verm. Schelling 432 441 442 444 445.
Katharina, Infantin 566 576.
— Königin von England 613 627.
— von Portugal 260.
Kaufmann A. 315.
Keats John 759 760.
Kehrein Joſeph 312.
Keil Georg 109 115.
Keilhau M. 898.
Keiter Heinrich 491 492 524 525.
Keller Adalbert v. 306 503.
Kellermann Georg 418 419.
Kellgren Joh. Henrik 813 881 885.
Kennedy John 763 776 785.
Kepler Johann 367.

Kerner Juſtinus 307.
Kerſſenbroch Hermann 601.
Ketteler Wilh. Emanuel v. 314.
Keyſer Rudolf 897.
Kinkel Gottfried 520.
Kipling John Lockwood 792.
— Rudyard **791—806.**
Kirchmaier Thomas 343 345.
Kjelland Alexander 901.
Kjerulf Th. 897 898.
Klausſön Peder 893.
Klein J. L. 61 110 125 126.
Kleiſt Chriſtian Ewald 302.
— Franz 516.
— Heinrich v. 306.
Klemens XIII. 134.
— XIV. 181.
Kleſl Melchior 517.
Kleutgen Joſeph 314.
Klinger Friedr. Max 303 377 516.
Klinkowſtröm 487.
Klopſtock Friedr. Gottlieb 270 **302** 303 306 381 382 417 419 420 431 813 875 894.
Knortz Karl **762—766.**
Knox John 638.
Köhler Reinhold 407.
Kolberg Joſeph 315.
Kolping Adolf 313.
Kolumba, der hl. 826 827, ſ. Columkill.
Kolumbus Chriſtoph 210.
König Robert **316—325** 329.
Konrad von Ammenhauſen 296.
— von Würzburg 295.
Konſtantin Konſtantinowitſch 132.
Kopernikus Nikolaus 365 367.
Kopiſch Auguſt 311.
Körner Chriſtian Gottfried 376 379.
— Theodor 307 427 **341—432** 496.
Koſch Wilhelm 491.
Koſegarten Theobul 305.
Kotzebue Auguſt v. 305 500.
Kreiten Wilhelm 195 313 431 522 523 529.
Krenkel Max 109 117.
Kriſtoferſen Kriſtofer 901.
Kritias 208.
Krogh Chr. 901.
Kruſe Heinrich 310.
Kügelgen Franz Gerhard 481.
Kuhn Fr. Ad. 241.
Kühne Benno 535 537 544.
Kürenberger, der 293.
Kurz Heinrich 311 317 339 550.
Kynewulf 826.

La Beaumelle 126.
Labouré Katharina 670.
Lachmann Karl 306.
Lafayette M. Jean Paul R. 768.
Lafontaine A. 305.
Lafontaine Jean 3.
Laforcada, Agent 186.
Lafuente Modeſto 133.
Laicus Philipp 315.
Laing David 636 637.
Lamartine Alfons Prat 211.
Lamprecht der Pfaffe 293.
Landor Walter Savage 731 732 737 760.
Landſtad M. B. 824 896 897.
Landſteiner Karl 315 **584—585.**
Lange Chriſtian 897.
Lange Friedr. Alb. 286.
Lanier Sidney 763.
La Roche Maximiliana 440 485.
— Sophie 485.
Larra Mariano José 41.
Laßberg Joſeph v. 306.
Laſo Pedro de 563 565 566 568 572 573 577.
Laſſo de la Vega A. 109.
— Gabriel 33.
Laſſen Chriſtian 898.
Latour Antoine de 109 126.
Laube Heinrich 125 310.
Laurenberg Johann 301.
Laurent Johannes 314.
Lavater Joh. Kaſpar 303 304 417 434.
Laynes Diego 69 80.
— Ruy 69.
Lazius Wolfgang 366.
Leband 763.
Lehmann B. 117.
Leibniz G. W. 286.
Leiſewitz Joh. Anton 303.
Lemcke 125 126.
Lenau Nikolaus 309 500.
Lengefeld Charlotte v. 376.
Lenz Benjamin 46.
— Reinhold 303 377.
Lenzen (= Sebregondi) Marie 315.
Leo X. 34 561.
— XIII. 6 23 233.
Leopardi Giacomo 500 909.
Leopold Karl Guſtav v. 813 881 885.
Lermontow Michael Jurjewitſch 767.
Le Sage Alain René 183 184 186.
Leſſing Gotth. Ephr. 3 117 **302—303** 305 308 309 314 328 377 380 395 397 399 400 401 404 405 434 459 511 521 608 615 763.
Leveſon, Lord 659.
Levin Rahel 435 436 437 438.
Lewes G. H. 110 677.
Lichtenberg Chriſtoph 305.
Lidforß Eduard 135.
Lie Jonas 901.
Lille Euſebio 46.
Lima Antonio de 245 247 260.
Lindau Paul 311 902.
Lindemann Wilhelm 312 316 320 **325** bis **330.**

Lingen Ernſt 315.
Lingg Hermann 311.
Linguet Sim. Nic. Henr. 117.
Linne 894.
Linſchoten van 262.
Lira Joſé 46.
Liſta Alberto 109 125.
Liutolt von Seven 293.
Llombart, Conſtanti 47 192 **205.**
Llorente Juan Antonio 186.
— Theodor 47 199 205.
Lobeiro Vasco de 31.
Löben Otto v. 306.
Lobon Francisco de 147 185.
Locke 881.
Lockhart John Gibſon 650.
Logau Friedrich v. 301.
Lohenſtein Kaſpar v. 301.
Londonderry, Marquiſe 660 669.
Longfellow Henry 3 92 126 655 762 763 766 768 770 777 783 790 791.
Lope de Vega Carpio Felix 32 34 **35** bis **37** 39 42 99 100 194 263 308 344 512 515 516 518 585 603 610 615.
Lopez Antoni 211.
— y Planes 46.
Lorinſer Franz 93—96 100 106 107 109 110 112 116 118 120 121 124 125 313 504 505.
Loſſada Luis 136 145 146.
Lothian, Marquiſe 660 669.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 436.
— Philippe 653 665.
Loza J. Manuel 46.
Lozano Abigail 45.
— Graf 80.
Lübke Karl 351.
Lucan M. A. 25.
Lucia von Narni, die ſel. 670.
Lucinius Othmar 365.
Lucrez 758.
Lucy Thomas 626.
Ludolff M. 315.
Ludwig der Fromme, Kaiſer 292.
— Landgraf von Heſſen 361.
— I. von Bayern 314.
— XIV. von Frankreich 91 189 285 301 760.
— Ferdinand, Prinzeſſin 130 131.
— Otto 310.
Luis de León 33.
Luiſe, Herzogin von Weimar 395 440.
Lukas, der hl. 197 404.
Lull Raimund 47 **192—193** 237.
Lunge Vincent 911 912.
Luther Martin 91 284 **298—299** 300 309 317 320 321 322 323 334 335 337 **338** 342 344 346 347 348 351 353—358 361—364 367—371 399 401 405 511 560 561 611 616 627 632 633 822 864 879 911.
Lütolf Alois 15.
Luzan Ignacio 39.
Lykke Niels 911 912.
Lyly (Lilly) John 39.

Mabillon Joh. 535.
Macaulay Thomas Bab. 616—618 620 622.
Mac Carthy D. F. 109 126.
Macdonald, Familie 792.
Macedo Anna 258.
Machiavelli Niccolò 616
Macias, der „Verliebte" 30.
Macpherſon James 420 696 697 713 714 727 749.
Macrina, die hl. 924.
Madiedo M. M. 44.
Madrid J. F. 44.
Madrigal Miguel 408.
Magalhães 46 265.
Magnuſen Finn 824 826 831 833 837 839 842.
— Gudmund 824.
Magnusſon Arni 813 819.
Mahlmann Auguſt 305.
Maiſtre de Joſeph 421 423 767.
Maitin Antonio 45.
Major Georg 363.
Malagrida Gabriel 174.
Maldonado Francesco 569.
— Joſé 45.
Mallinckrodt Hermann v. 314.
Mälmuire Mac Ceilechair 707.
Malsburg E. F. G. O. von der 109 118 119 120 121.
Malvezzi, Kardinal 181 182.
Mamûn, Emir 53 55.
Manning Edward 660 667 675 731.
Manrique Antonio 574.
— Jorge 30.
Manuel der „Glückliche" 240 275.
— Nikolaus 334 335 344 346.
Manzoni Aleſſandro 373 767.
Marcano Morales 45.
March Auſias 47 193.
Margareta von Anjou 672.
Margarita, Königin von Italien 132.
Maria Amalia, Herzogin zu Sachſen 315.
— Barbara von Braganza, Königin 143 172.
— die Katholiſche von England 625.
— Stuart, Königin von Schottland 638 642.
— von der Vorſehung 670.
Mariana Juan 38 48 70 559.
Marini Giambattiſta 39.
Mariz Pedro de 257.
Mármol Joſé 46.
Marquina Matias 172.
Marſhall, Oberrichter 771.
Marti Miquel Antoni 194.

Martial M. V. 25.
Martin Adolf 118 119.
— König von Aragon 193.
— V., Papst 892.
Martineau Harriet 657.
Martorell Joan 193.
Marty, P. Martin 16.
Marx Karl 286.
Mascarenhas Pedro 283.
Masdeu Juan Francisco 49.
Massanés Maria Josepha 47 206.
Massillon 144.
Massinger Philipp 617.
Mata Gabriel 33.
Mata Juan 134.
Matheſius Johann 363.
Matheu Francesch 196.
Matthäi Friedrich 481.
Matthäus, der hl. 404.
Matthews James B. 763.
Matthias, Magiſter 809.
Matthiſon Friedrich v. 305.
Maugin S. 770.
Maurer K. 836.
Mauritius, Franziskaner 892.
Maximilian, Erzherzog 477.
— I., Kaiſer 296 360.
Mayr Georg 365.
Mayrhofer Joh. 903.
Mazdali 60.
Mechthild von Magdeburg 538.
Mechtild, Schweſter 297.
Medina Alonſo de 567.
— Miguel de 146 147.
Meinhold Wilhelm 315.
Meißner A. Gottlieb 310.
Melanchthon Philipp 347 357 358 363 364 369 372.
Melgar Mariano 46.
Mello Francisco 266.
Melſteð Hallgrimr 865.
Meltzer Gregor 365.
— H. 897.
Mena Juan de 31.
Mendelsſohn Abraham 433 449 479.
— Henriette 433 434 448.
— Joſeph 433.
— Moſes 302 432 433.
Mendoza Antonio 37.
— Diego Hurtado 32 38.
— Iñigo Lopez 560.
Menendez Pelayo 96 98 109 224.
Meneſes Duarte 283.
— Henrique 283.
— Pedro 266.
— Philippo 266.
Mengerſen, Graf 315.
Menzel Adolf 366.
— Wolfgang 322 507 511.
Mera León 45.
Mere Francis 606.
Mereau Sophie (Brentano) 464 486.
Meſa Criſtobal 32.
Mescua Mira 37.
Meſſenius 813.
Metaſtaſio Pietro 654.
Meteren van 379.
Metge Francisco 408.
Meyer Elard Hugo 852 853 854 855.
— von Knonau 538.
Meyers Konverſationslexikon 4 770.
Mezzofanti, Kardinal 520.
Michael von Odenſe 809.
Michaelis Karoline 432 441 442 444 445.
Michelangelo 389 530 611 615.
Michelet Jules 286.
Michyllus Jakob 361 364.
Mila y Fontanals 195.
Milanés José 44.
Milichius Ludwig 348.
Miller Joaquin 763.
— Martin 303.
Milton John 211 270 419 431 755 756 759 760 770 875 881.
Miramolin, Maurenkönig 83.
Mirer Joh. Petrus 14.
Miſtral Friedrich 195 207 208 211.
Moe J. 896 905.
Moguel Sanchez 109.
Möhler Adam 314.
Moktadir, Emir 54 55.
Molière Jean B. 137 309 654.
Molina Argote de 32.
— Tirſo (Gabriel Tellez) 37 188.
Moling, der hl. 730.
Molitor Wilhelm 313 330 592.
Mondzir, Emir 54 55 56.
Mone Fr. J. 538.
Monescillo A. 43.
Moniño 174.
Monlau F. 134 135 188.
Monrad J. 898.
Monſell, Mr 734.
Monſen Chr. 897.
Monſerda de Macia Dolores 47 206.
Montalembert Charles 653.
Montalvan Juan Perez 36 37.
Montalvo Garcia Ordoñez 31.
Montauban Renau de 332.
Monteagle, Lord 731 738.
Montes Agrippina 44.
Montes de Oca Ignacio 44.
Montesquieu 174.
Montgelas, Graf 475.
Montiano y Luyando Auguſtin 139 146 147.
Montmorency Anna 670.
Montroſe 645.
Moore Thomas 640 695 696 770 788 874 875 876 878.
Morel-Fatio A. 117.
Morel, P. Gall 16 313 534—546.

Moreto Agoſtin 38.
Mörike Eduard 307.
Moritz Karl Philipp M. 305 436.
Morley Henry 672.
Morras Domingo Garcia 115.
Morris George 777.
— John 8.
Mortier P. 132.
Morville Hugo von 650.
Moryſon F. 602.
Moſcheroſch Joh. Michael 301.
Moſen Julius 310.
Moſer, Prediger 375.
Mosquera M. J. 44.
Moſtain, Emir 55 56.
Motamid, König von Sevilla 53.
Motteux P. 133.
Moxon, Verleger 657.
Mulert S. G. 583.
Müllenhoff 852.
Müller Adam 307 421 487 495.
— Johann Joſeph 14.
— Johannes v. 49 421 427.
— Karl 229.
— Wilhelm 307 501.
Müller-Friedberg Karl v. 1.
Müllermeiſter Joſeph 521.
Müllner Adolf 306.
Munch Andreas 767 **896** 897 905 909 911 914.
— J. St. 895.
Münch-Bellinghauſen Eligius 125.
Mundt Theodor 310 311 466.
Munguia 43.
Muntaner Ramón 47 192.
Münter Balthaſſar 406.
Münzenberger E. F. A. 9.
Murillo 615.
Murner Thomas 298 342 343.
Murr Chriſtoph v. 135 185 186.
Muſäus Joh. K. Auguſt 303 516.
Musculus Andreas 348.
Muskatblüt 296.
Muſſet Alfred 44 46 786.
Mutamin von Saragoſſa 54.
Muth Fr. Alfred 313 **330—332.**
Mynſinger Joachim 365.

Nachtigall Othmar (Luscinius) 365.
Naharro Bartolomé Torres 34.
Najera, Herzog 574.
Naogeorg Th. 343.
Napoleon I. Bonaparte 40 305 307 384 422 429 467 475 476 477 478 608 645.
Nariſchkin Natalie 670.
Navarrete Blas 44.
Manuel 44.
Neander Michael 358 359 365.
Nemed 697.
Nero 592 594.
Neumann J. 311.
Newburgh, Lady 669.
Newman Henry 655 660 661 671 731.
Nicolai Chriſtoph Friedrich 302 400 417.
— Philipp 299 339.
Nicolayſe 898.
Nicolovius Alfred 416.
Nielſen Friedrich 898.
Nieremberg Euſebio 38 208.
Nieto P. 173.
Nikephorus von Korinth 856.
Nikolaus, Biſchof von Oslo 914.
Nithart 295.
Norfolk, Herzogin 660 669.
Noronha Antonio 254 259.
— Francisco 259.
— Garcia 283.
Norrenberg Peter **20—24** 106 313 316 529.
Norwich 117.
Notker Labeo 294.
Novalis 306 441 443 445 492 506.

Oberholzer Baſilius 16.
— Lehrer 14.
O'Callaghan E. B. 765.
Ocampo Florian 48.
O'Connell Daniel 695 876.
O'Curry Eugen 708 729 730 878 881 891 904 905 909 910.
Oddſon Gisli 856 857.
Ögmundarſon Jón 853 854.
— Kormak 876.
Oehlenſchläger Adam 306 767.
Oeſtgaard N. 897.
O'Hara Theodor 765.
Olafr, der hl. 811 815 896.
Olafsſon Eggert 813 819 820.
— Jón 824.
— Magnus 813.
— Steſán 819 820.
Olavide Pablo 45.
Oldcaſtle John 627.
Oldendorp 365.
Olfers 125.
Oliva 34.
Olmeda Joaquin 45.
Opitz Martin 301.
Ordoñez Garcia 54 57 82 83 84.
O'Reilly John B. 763 765.
Orlandus Laſſus 351 615.
Örlyggr 827.
Oroſius Paul 25.
Orozco José 45.
Ortelius Abraham 210.
Ortiz J. J. 44.
— Reyes 46.
Orti y Lara 43.
Oskar, König von Schweden 884 906.
Osgood Frances Sargent L. 778.
Oſſian 420 431 697 713 727 745 749.

Oswald von Wolkenſtein 296.
Otfried von Weißenburg 292 293.
Otto von Botenlauben 295.
Overbeck Friedrich 206.
Overberg Bernhard 418 420.
Ovid 22 246 865 881.
Oxenſtierna, Graf 881.
Ozanam Frédéric 6.

Pacheco 283.
— Maria 560 573.
Pacian von Barcelona, der hl. 25.
Padilla Juan 560 563 565–575 577.
— Maria, die Ältere 559—560.
— — die Jüngere 559 560 565 567—577.
Paganini Nicol. 520.
Palaciorubios 567.
Palafox Juan 181.
Paleſtrina Pierluigi 615.
Palladio 615.
Palmerſton H. John 688.
Pálsſon Gunnar 820.
— Jón 815.
Pamminger Leonhard 351.
Pando y Mier 92 95 109 116.
Paoli Pascal 177.
Pape Joſeph 315.
Paracelſus Theophraſt 349 368.
Pardo Aliaga Felipe 46.
Parthalon 697.
Pascal Blaiſe 180.
Paſch Konrad 121 123 127—130.
Paſſarge L. 902.
Paſſeroni Giancarlo 187.
Paſſy Anton 313.
— Georg 313.
Paſtor Ludwig v. 355.
Patrick, Biſchof der Hebriden 827.
— der hl. 728 729 742 743 745 762 826.
Paulding Hiram 763.
Pauli Simon 347.
Paulus Heinr. E. Gottlob 309.
— Karoline 451 462 468 469.
Paz de Borbón 130.
Pederſen Abſolon 893.
Pedolin, Familie 15.
Pedro der Katholiſche 192.
— Reichsverweſer 281.
— I. von Portugal 273.
Pedroſo Gonzalez 109.
Peel Robert 655 688 731.
Pelaez Martin 83 84.
Pelayo, Kriegsheld 25 50 51 66.
Penkler, Baron 483.
Peon y Contreras Joſé 44.
Peralta Pedro 45.
Perea y Porras Francisco de 139.
Pereda Joſé M. 42.
Perry 763.
Pertz Georg 306 538.
Peruzzi 615.
Peſado Joaquin 44.
Peſtalozzi Heinrich 305.
Peter der Grauſame von Kaſtilien 559.
— von Aragon 59 83.
— I. von Rußland 672.
Peterſen N. M. 824.
Petersſon F. W. 831 837.
Petit de Julleville L. 605.
Petrarca Francesco 5 31 32 245 246 253 256 263 615.
Petrus Alfonſus 27.
— Nolasco, der hl. 197.
Petz Leopold 125.
Pfaff Friedrich 332.
Pfeiffer F. 306.
Pflanz A. 315.
Philipp II. von Spanien 48 197 210 368.
— V. von Spanien 39 47 189 194.
Philipps Georg 306 314.
Philippus Neri, der hl. 238.
Philips J. 133.
Philipſon Johann 366.
Piatt 763.
Picatoſte F. 109.
Piedrahita Fernandez 44.
Pilat 496.
Pille Henri 132.
Pindar 381 418.
Pinkerton 636.
Pirkheimer Willibald 365.
Pius VI. 182.
— IX. 6.
— X. 6.
Pjetursſon Hallgrimur 813 819 820.
— P. 874.
— Sigurður 820.
Platen Auguſt v. 307.
Plato 208 210 222 399 418.
Plautus 633.
Plutarch 259 633.
Pocci Franz 315 **551—552.**
Poe Edgar Allan 5 763 766 **767—791.**
— Eliſabeth 769.
— William Henry Leonhard 770.
Poeſtion J. C. 817—820.
Polo Gil 408.
— y Peirolón Manuel 42.
Pombal 174 180.
Pombo Rafael 44.
Ponce de León Luis 38 256 529.
Pontanus Jakob 365.
Ponte Ludwig de 38.
Pontoppidan 864 871.
Pope Alexander 608 612 881.
Poſtel 117.
Pouſſin Nicolas 615.
Prado Francisco Perez 143.
Pram Chr. H. 894.
Prätorius J. P. 122.

Preca Annibale 289.
Prescott William 763.
Prieto de Landázuri Isabel 44.
Procter Anna 529.
Prölß Rudolf 91 94 125 126 344.
Proudhon 286.
Prudentius Aurelius Clemens 25.
Prutz Robert 310 340.
Pückler-Muskau, Fürst Hermann 311.
Pufendorff Samuel 301.
Puibusque A. de 127.
Puig Leop. Gerónimo 139.
Puschkin Alexander Sergewitsch 767.
Putlitz Gustav 311.
Putman J. J. 110 127.
Putnam, Verleger 785.
Pyra Jak. Immanuel 302.
Pyrker Ladislaus v. 307.

Quarinoni s. Guarinoni.
Quental Anthero 256 285—288.
Quesada Gonzalo Ximenez 44.
Quevedo Francisco Gomez 38.
— Garcia 45.
Quiñones Maria 115.
Quintana Manuel José 41.
Quintano y Bonifaz Manuel 170.
Quintilianus M. F. 25.

Rabelais François 299 638.
Rabener Gottlieb 302.
Rachel Joachim 301.
Racine Jean 23 373 388 448 654.
Rada José 146 147.
Rader Matthäus 365.
Raffael 389 540 611 615.
Rafn C. C. 874.
Rahbek Knud Lyne 894.
Raich Michael 432 609 612 613 622 631.
Raimund von Barcelona 74.
Ramallo Mariano 46.
Ramirez Gabriel 133.
Ramiro, Infant von Navarra 61.
Ramler K. Wilhelm 302 427.
Ramon Berengar III. von Barcelona 61.
Ramsay Allan 636.
Ramus Petrus 369.
Rapp Wilhelm 125.
Räß Andreas 311.
Ratisbonne Alfons 655.
Raumer Friedrich 125 126 496.
Raupach Ernst 126 308 582.
Ravignan Franz X. 458.
Ravilla Manuel 125.
— Mariano Catalina 125.
Rebhuhn Paul 299 344.
Redwitz Oskar v. 312 330 553—558.
Reed, Professor 738.
Regenbogen Bartholom. 296.
Reichardt Joh. L. 436.
Reichensperger August 4 9 314 504 609 622.
Reichensperger Peter 314.
Rein Jonas 894.
Reinick Robert 311.
Reinmar der Alte 295.
— der Videlaere 293.
Reithard Anna Elisabeth 12.
— Jakob 7 16.
Renan Ernst 289.
Renner 456.
Resenius 821 856 861.
Reuchlin Johannes 365.
Reumont Alfred 314.
Reuter Fritz 311.
— W. 316.
Rhenanus Beatus 365.
Ribadeneira Pedro 38.
Ribeiro 130.
Rica Rodriguez 567.
Richard 109 118 120.
Richelieu 88.
Richinna, Magister 853.
Richter Jean Paul 305.
Riemer Friedr. W. 118.
Rietschl 374.
Riggenbach Heinrich 16.
Riis P. 897.
Ringseis Emilie 315.
— Johann Nepomuk 487.
Ringwaldt Bartholomé 299 300 339 341.
Rio A. F. 609 612 622 623 628 631.
Riquildis, Grafentochter 197.
Risco Manuel 48 49.
Rist, Pastor 602.
Ritter Karl 307.
Riva Palacio 44.
Rivadeneira 115 188.
Rivarola 46.
Rivas Angel de Saavedra 42.
Rivers, Lady 652 667.
— Lord 667.
Rivius 350.
Rob Roy 645.
Robertson William 573.
Robiano, gräfl. Familie 9.
Roda Manuel 174.
Rodriguez Alfons 38.
— Diego 60.
Rodsteen del Padron Juan 31.
— Jens 859.
Roig Jaume 47 193.
Rojas Fernando 31.
— Francisco 38.
— Ramón 46.
Rollenhagen Georg 300.
Roo Gerhard van 366.
Roquette Otto 311.
Roja Martinez de la 41.
— von Lima, die hl. 238.
Rosenkranz Karl 125.
Rosenplüt Hans 296.
Rosenthal David August 459 466.

Rosquellas 46.
Roten Leo Luzian **582—583.**
Rothenflue Franz 16.
Roumanille José 190.
Rousseau 520.
— Jean Jacques 297 392 399 401 508.
Rowe Nicholas 608.
Rubens 615.
Rubianus Crotus 365.
Rubió y Ors 47 194 195 199 **203** 206.
Rückert Friedrich 307.
Rudbeck Olof 210 862.
Rudolf von Ems 295.
Rueda Lope de 34.
Rufo Juan 33 34.
Ruiz Juan (Erzpriester von Hita) **29.**
Rukn-eddin, Redakteur 795.
Ruſſell, Lord John 688 695.
— Thomas 624.
Ruy Diaz von Bibar 27 48—88.
Ryan J. Abram 763 765.
Rydberg 852.
Ryndorp Jakob v. 602.

Sa Anna de 258.
Saavedra Angel 42.
— Antonio 33.
— (Cervantes) 146, ſ. Cervantes.
Sachs Hans 299 309 334 335 337 339 **342** 344 345 385 616.
Sagen L. 895.
Sailer Joh. Michael 311 421.
Saint-Clair, Familie 641.
Salas J. J. 135.
Saldanha, Kardinal 174.
Salis-Seewis Joh. Gaudenz 305.
Salis-Soglio, freiherrliche Familie 15.
Salluſt 906.
Salomon, König 401.
Salvá 115.
Salvatierra, Graf 572.
Sanchez, Verleger 115.
Sancho II., König von Kaſtilien 52 53 81 82.
— IV., König von Kaſtilien 30.
— König von Navarra 52 85.
— I. von Portugal 273.
— II. von Portugal 273.
— Ramirez von Aragon 54.
Sand George 526.
Sandoval Prudencio 48 49.
San Gallo 615.
Sannazar Jakob 242 243.
Sanſovino 615.
Santander Juan Manuel 139 146 147.
Santillana, Marques 31.
Santo, Don („Jude von Carrion") 29.
Saravia Antonio 569.
Sars Ernſt 898.
— G. O. 898.
— Michael 898.
Sartoris Adelaide 657.
Sauvage Johann von 562.
Save Karl 874.
Savigny Friedrich Karl 486.
Savine Albert 211.
Savonarola Hieronymus 108 353.
Saxo-Grammaticus 809 860 861 904.
Scaliger Joſeph 365.
Scartazzini 257.
Schack Adolf Friedrich 92 99—102 105 109 110 114 116 121 125 129 130 311.
Schalling Martin 339.
Schaufert Hippolyt 315.
Scheffel Viktor 311 332 **583—584.**
Scheid Nikolaus 582.
Schellberg Wilhelm 394.
Schelling 306 309 406 439 441 443 444 446 460 486 539.
Schenk Eduard 308 582.
Schenkel Daniel 550.
Schenkendorf Max v. 307 496.
Scherer Wilhelm 329 334 342 344 415 501.
Scherer-Boccard, Graf Theodor 315.
Scherr Johann 23 24 113 126.
Schiller Chriſtophine 372 375 379.
— Friedrich v. 4 23 303 **304—305** 308 309 328 329 **372—392** 403 406 420 427 431 437 443 489 509 512 517 518 530 559 608 611 648 763 767.
— Julius, Paſtor 615 620 622.
Schilling Ernſt 315.
Schimmelmann, Graf 377 821.
Schipper J. 637 638.
— L. 608.
Schlegel Auguſt Wilhelm 92 93 101 105 112 117 118 119 125 127 241 306 438 441 443 444 446 450 486 492 494 500 504 767.
— Charlotte 464.
— Dorothea **432—484** 495.
— Friedrich 20 22 24 125 255 285 307 312 315 317 321 326 416 421 432 438 **439—455 457—467** 471 474 476 479 484 486 492 494 496 506 511 513 529 608 767 911.
— Johann Adolf 439.
— — Elias 302 406.
Schleiermacher Friedrich Ernſt 309 426 432 436 438 439 441 442 443 444 446 464.
Schloſſer Chriſtian 423.
Schlüter Chriſtoph Bernhard 256 314 **526—534.**
Schmettau, Graf 426.
Schmid Chriſtoph v. 14.
Schmidt F. W. 125.
— Julian 125 323 443.
— Leopold 125.
— Valentin 109 110 114 115 116 125 130.

Schmidt Wilhelmine 118 120.
Schneider Friedrich 6.
Schön, Oberpräsident 498.
Schönaich Chr. Otto 301.
Schönborn, Professor 367.
Schöning Gerhard 894.
Schopenhauer Arthur 309 923.
Schorlemer-Alst Burkhard v. 314.
Schreyvogel (West) 121.
Schröder Friedrich L. 125 608.
— Schauspielerfamilie 520.
— Sophie 519 521.
Schröter Corona 440.
Schubert Franz 481.
Schubiger Anselm 540.
Schücking Levin 311.
Schultze H. H. 897.
Schulze 125.
— Ernst 306.
Schumacher A. 118 120 121.
Schütz C. 117.
— Johann 348.
— Michael (Toxites) 365.
Schwab Gustav 307.
Schwabe J. Joachim 301.
Schwach C. N. 895.
Schwarzenberg Friedrich, Fürst 506.
Schweigaard A. M. 864.
Schwering Julius 516 601 602 603.
Schweitzer Ph. 807—813 825.
Scott, General 771.
— Walter 42 **639—651** 654 757 765 767 891.
Sealsfield Charles (K. A. Postel) 311.
Sebastian, König von Portugal 240 255 262 266 283.
Seckendorff, Frau v. 395.
Seeber Joseph 325 327 328.
Seeburg Franz v. 313.
Segura Sebastian 43.
Selnekker Nikolaus 299 339.
Semodevilla Zenon 139.
Sempere Geronimo 33.
Seneca L. A. 25 516.
— M. A. 25.
Sepulveda Lorenzo 408 409 415.
Sequeira 283.
Sergel Tob., Bildhauer 885.
Seuse (Suso) Heinrich 297 549.
Severoli, Nuntius 483.
Sgier, Professor 15.
Shaftesbury 401.
Shakespeare John 626.
— William 37 108 111 113 117 127 133 241 247 249 303 306 309 344 345 346 373 374 377 385 388 389 393 431 459 496 503 509 512 530 559 **606—635** 648 653 757 759 760 765 767 771 875 878 911.
Shawe Ralph 626.
Shea John Gilmary 765.
Shelley Percy B. 309 648 739 759 760 765 874.
Shelton Thomas 133.
Sibbald 636.
Sickingen Franz v. 343.
Sierke Eugen 903.
Sigfusson Saemundr 810 852 853 855.
Signorelli 126.
Sigurdsson Einar 816.
Sigurdsson Jón 865 871 873 874.
Sigurdur blindi 815 871 872.
Silesius Angelus 301 317.
Silveira Gonçalo 258 263 266.
— Hector 266 283.
— Miguel 33.
Simon, Prediger in Hruni 856.
Simpson Robert 609.
Simrock Karl 520 821 822 823 831 839 840.
Sinues Maria del Pilar 42.
Sinz Theresia 12.
Sismondi Charles 110 125 126 135.
Skallagrimsson Egill 827.
Skulason Einar 853.
— Thorlak 864.
Skule, Herzog 914.
Sleidanus 366.
Smets Wilhelm **518—521.**
Smollet Tobias Georg 133.
Snorrason Br. 872.
Soden Julius v. 516.
Soffiá Antonio 46.
Solér Frederich 47 196 **205—206.**
Solon 208.
Sommerville 625.
Sonnenberg Franz 305.
Sonzogno 132.
Sophokles 388 418 592 732 902.
Sousa Diego 572.
Southampton, Graf 606.
Southey Robert 49 731 732 760 772.
Southwell Robert 629.
Souza Pedro 266.
— Sepulveda Manuel 266.
Spalatin Georg 364.
Spalding J. L. 765 766.
— Wilhelm Abraham 400 436.
Spangenberg Cyriakus 348.
Spanier J. 609 610.
Spatfier Anthony 602.
Spee Friedrich v. 301 317 549.
Spencer Herbert 803.
Spenser Edmund 39 627 739 **756—758.**
Speratus Paul 299.
Spiegel, Graf Ferdinand 519.
Spielhagen Franz 311.
Spinola, Apostol. Nuntius 148.
Spinoza Baruch 284 304 393 399 401 402.
Squillacci 174.
Stadion, Graf Friedrich 474 477.

Staël, Madame de 380 451 454 457 465 516.
Stafford, Marquis 652.
Stang Fr. 898.
Stanislaus Koſtka, der hl. 137.
Stanley, Miß 668.
Stedman Edm. Clarence 763.
Steevens George 608.
Stefanius Stephan 861.
Steffens Henrik 421 426 494 496 767 895 910.
Stein Charlotte v. 440 452.
— H. F. Karl, Frhr v. 421.
Steinle Johannes v. 6 9.
Stelzig J. 315.
Stenerſen P. Chr. 894.
Stenſen Niels 813.
Stephens J. Georg 872 874 881.
Stern Adolf 329 330 334.
Stevens J. 133.
Stifter Adalbert 312 506.
Stockfleth N. 898.
— Th. R. de 894.
Stoddard R. J. 770.
Stolberg, Graf Chriſtian 303 418 420 **430** bis **431**.
— — Friedrich Leopold 303 304 306 311 312 381 382 **416—431** 526.
— Gräfin Auguſte 440.
— — Friedrich 430.
Stolz Alban 313 330 508 **546—551**.
Storck Wilhelm 241 247 **256 257** 262 263 529.
Storm Edvard 894.
— G. 898.
— Theodor 311.
Strabo 516.
Strauß David 309 314 924.
Stricerius 346.
Stricker, der 295.
Strodtmann 902.
Stub Joh. Daniel 901.
Studach Lorenz 821.
Sturluſon Snorri 811.
Sturm Johann 358 359 364.
Suarez Criſtofero 567.
Suchenwirt Peter 296.
Sue Eugen 526.
Sundt Eilert 901.
Suneſön Anders 809.
Surius Laurentius 366.
Svein, Prediger 856.
Sveinsſon Brynjólfr 813 816 819 **855** bis **871**.
Sverre, König 914.
Swinburne Charles 731 739.

Talavera Alfons Martinez 31.
Tamayo y Baus 41.
Tannhäuſer 295.
Tanucci 174.
Tarraga Francisco 37.
Taſſo Torquato 5 23 34 263 389 615 757 881.
Tauler Johannes 297 397.
Taylor Bayard 763 768.
— Henry 674 731 738 739 760.
Tedeschi, Graf 182 185 186.
Tegnér Eſaias 767 875 **878—891** 906.
Teller Joh. Joachim 400.
Tellez Gabriel 37 188.
— Leonor 274.
Tello 567.
ten Brink Bernhard 605 827.
Tennyſon Alfred 674 731 732 749 761 f 765.
Tepe Leo 315.
Tetzel Johannes 320.
Thackeray William 651.
Theiner Auguſt 538.
Theobald 608.
Theodoſio de Braganza 241.
Theokrit 419.
Thereſe, Prinzeſſin von Bayern 131 132.
Thereſia von Jeſus, die hl. 33 38 **88—90** 238 256 524.
Thomas, Apoſtel, der hl. 268.
— Biſchof von Strengnäs 809.
— von Aquin, der hl. 108 127 237 328 369 397 460 472 527 621.
— von Villanova, der hl. 38.
— von Zerkläre 295.
Thomaſius 301.
Thomſon James 653.
Thompſon John R. 785.
Thoreau 763.
Thoreſen Magdalena 901 908.
— Suſanna 908.
Thorkell Mani 836.
Thorlacius Skuli 894.
Þorkelsſon Jón 814—817.
Þorláksſon Guðbrandur 819.
— Jón 820.
Thorpe 831.
Thorſtein 836.
Thorwaldſen 615.
Thümmel Moritz Auguſt 303.
Thurſton Herbert 622.
Ticknor George 28 92 109 125 126 130 135 763.
Tieck Dorothea 315 441.
— Joh. Ludwig 130 241 306 436 441 443 445 484 486 492 500 506 608.
Tiedge Chriſtoph 305.
Tilleau de St Martin 132.
Tilton Theodor 763.
Timoneda Juan de 34 99.
Timrod Henry 763.
Tirſo ſ. Molina.
Tizian 615.
Tolra de Bordas 211.
Tolſtoi Leo Nikol. 5.

Töpfer Karl 311.
Torfaſon Thormodr (Torfaeus) 862.
Toro, der Erzprieſter von 30.
Torquemada Thomas 42.
Torre Gil de 134.
Torres Antonio 46.
Törring (= Guttenzell), Graf Joh. Aug. 305.
Tovar y Serrate Miguel de 44.
Toxites Michel 358 365.
Trabert Adam 513 517.
Träger Albert 311.
Trautmann Franz 312.
Tremellius 362.
Trench R. C. 109 114 126.
Treſcho Diakonus 394.
— Niels 898.
Trochin 582.
Tſchudi Gilg 538.
Tullin Chriſtian Braunmann 894.
Turgenjew Iwan 5.
Turmair Johann 366.
Twiddy Eliſabeth 669.
Tycho Brahe 770.
Tyler 763.

Ulbrich Max 125.
Ulenberg Kaſpar 301.
Uhland Ludwig 306 307 336 501.
Ulfilas 318.
Ulrich Boner 296.
— von Turlin 295.
— von Zatzikhofen 295.
Ulrici Hermann 619 620 622 624.
Underwood 763.
Unger C. R. 897 898.
Uraca, Infantin 52 53 81 f.
Urrea Geronimo 33.
Uſteri Martin 308.
Uz Johann Peter 302.

Valdez Gabriel 44.
— Palacio 42.
Valdivielſo Joſé 33 37.
Valera Juan 42.
Van Dyck 615.
Varas Quiteria 46.
Varela Florencio 46.
Vargas Tejada L. 44.
Varnhagen van Enſe 435 487.
Vasco da Gama 240 249 260 265 268 272 283.
Vaſenius Valfrid 903.
Vega ſ. Garcilaſo, Lope.
— Alonſo de la 34.
Vegas Damian de 37.
Veit Dorothea ſ. Schlegel.
— Johann (Jonas) 432 436 456 479 480 481 483.
— Philipp 432 436 444 446 448 450 453 456 464 479 480 481 482 483 496.
Veit Simon 435 436 439 440 450 455 479 482 484.
Veith Emanuel 313 487.
Velasco Alvarez 44.
— Jeronima 45.
— Iñigo 576.
— Juan 45.
Velasquez 615.
Velasquez-Dieze 125.
Veldeke Heinrich von 295 319.
Vera Auguſt 286.
— Taſſis y Villaroel, Juan 109 113 115 116.
Veragua, Herzog von 115 116.
Verdaguer Jacinto 5 47 **206—239.**
Vere de Aubrey ſ. de Vere.
Very Jones 763.
Veſalius Andreas 368.
Vibe Johann 894.
Vicari Hermann v. 548.
Vicente Gil 34 99.
Vigelius Nikolaus 365.
Vigfuſſon Gudbrand 825 826 831 834 835 841 842 852.
Vigil Gonzalez 46.
Villalobos 34.
Villanova Arnaldo 192.
Villaroel Gaspar 45.
Villaviciosa Joſé 34.
Villegas Antonio 32.
Villena, Marques (Enrique de Aragon) 31 570 572.
Vilmar A. F. C. 320 329 336 511.
Vinje A. O. 897.
Vinzi Leonardo da 460 615.
Vinzenz Ferrer, der hl. 193 197 237.
— von Paula, der hl. 238.
Violante, Königin 197.
Virgil 22 **23** 241 256 264 268 269 865 881.
Virues Criſtobal 33 34 35.
Viſcher F. 593.
Vogel E. 47.
Vögelin A. S. 408.
Volk Wilhelm 315.
Voltaire Jean François 88 91 186 282 297 302 303 373 393 459 508 516 582 648 881 894.
Vondel Jooſt van den 4 591 603 615.
Von der Hagen 306 821.
Voß Heinrich 241 303 423 427 431 487 500.
Vos Jan 603.
Vulpius Chriſtiane 440 677.

Wackenroder Wilhelm 306.
Wackernagel Philipp 340.
— Wilhelm 338.
Wagner H. L. 377.
— Richard 604.
Wahl Martin 894.
Walafrid Strabo 534.
Waldeck Benedikt 314.

Waldis Burchard 334 343 345.
Walkendorff Erich 893.
Waller A. R. 605.
Wallin Joh. Olof 813.
Wallraf Richard 457 462 464 465.
Walsh Robert 765.
Walter Johann 351.
Walter von der Vogelweide 295.
Ward A. W. 605.
— William George 731.
Warner Susan Miß 763.
Waser Gaspar 542.
Wasserburg Philipp 315.
Watson Robert 379.
Watts W. E. 133.
Weber Beda 313.
— F. W. 312 315 317 532.
Wegelin, Kantonsrichter 13.
— Nannette 12.
Weinhold Karl 306.
Weis Nikolaus v. 311.
Weiß Albert M. 325.
Weißbrodt Johann 313.
Weisse Christian Felix 302.
Weiße Michael 299.
Weitling Wilhelm 526.
Welhaven Joh. Seb. 892 **896** 897 904 **905.**
Wellington, Herzog von 690 692.
Wenzel B. 821.
Wergeland Henrik 892 **895** 897 899 901 905.
Werlauff 874.
Werner Zacharias 307 313 321.
Wernher vom Niederrhein 293.
— von Tegernsee 293.
Werthes Friedr. Aug. Clem. 117.
Wessenberg Ignaz Heinr. v. 311.
Wessel Johann Hermann 813 894 904.
West K. A. (Schreyvogel) 121.
Westphal Joachim 348.
Wexel W. A. 898.
Whitman Walt 763 764.
Whittier John Greenleaf 763.
Wickram Jörg 346.
Wieland Christoph Martin 4 302 **303** 304 305 306 376 390 439 500.
Wifredo von Barcelona 197.
Winfried (Bonifatius) 318.
Wilberforce Robert 660.
Wilbrandt Adolf 129 310.
Wilkes Georg 609.
Willis N. P. 777.
Wilms Johann 365.
Wilson Horace Hayman 802.
— Augusta Evans 763.
Wimpheling Jakob 355.
Windsbecke, der 295.
Windsbeckin, die 295.
Windthorst Ludwig 6 314.
Winckelmann Joh. Joachim 303 304 397 448 615.
Winkel-Horn 807.
Winkler K. Th. 241.
Winterhalter, Kaufmann 14.
Wirnt von Grafenberg 295.
Wiseman Nikolaus 671.
Witt Franz 541.
Wolf Ferdinand 66 79 125 126.
— Hieronymus 365.
Wolff Christian 301.
— P. A. 121.
— S. C. 895.
Wolfram von Eschenbach 270 295 512.
Wollheim da Fonseca A. E. 241.
Wolzogen Alfred von 821.
— Frau von 375.
Wordsworth William 640 641 731 **732** **733** 734 739 758 759 760 772 773.
Worm Ole 860 862 893.
Wurzbach Wolfgang 114 121 124 126.

Xenophon 418.
Ximenes, Lizentiat 567.
— de Cisneros 42 560 561 562 565.
— Bischof von Elvas 47.

Yepez Ramón 45.
Young Edward 419 431.
Yusuf, Almoravidenfürst 58.

Zabel Eugen 903.
Zachariä Fr. W. 117.
Zalles 46.
Zamácola y Vilar Antonio 114.
Zambeccari, Beamter 180.
Zanchius Hieronymus 362.
Zapata Juan 566.
— Luis 33.
Zárate Gil 41.
Zárate Lopez de 33.
Zasius Ulrich 365.
Zedlitz Christian v. 308.
Zell Karl 609 612 622 623 631.
Zenea Klemens 44.
Zequeira Daniel 44.
Zetlitz Jens 894.
Zingerle Pius 313.
Zola Emil 802.
Zollikofer Nannette 12.
Zorilla y Morel José 41 42 188–189.
Zschokke Heinrich 305 526.
Zuccalmaglio Vincenz 520.
Zumel, Doktor 573.
Zurbaran Francisco de 615.
Zwingli Ulrich 299 539.

Alexander Baumgartner S. J.

Geschichte der Weltliteratur

Erster Band: **Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.** Dritte und vierte, verbesserte Auflage. gr. 8° (XX u. 638) 1901. *M* 9.60; geb. in Halbsaffian *M* 12.—

Zweiter Band: **Die Literaturen Indiens und Ostasiens.** Dritte und vierte, verbesserte Auflage. gr. 8° (XVI u. 650) 1902. *M* 9.60; geb. *M* 12.—

Dritter Band: **Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums.** Dritte und vierte, verbesserte Auflage. gr. 8° (XII u. 610) 1902. *M* 9.—; geb. *M* 11.40

Vierter Band: **Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.** Dritte und vierte, verbesserte Auflage. gr. 8° (XVI u. 704) 1904. *M* 11.40; geb. *M* 14.40

Fünfter Band: **Die französische Literatur.** Erste bis vierte Auflage. gr. 8° (XVIII u. 748) 1904. *M* 12.—; geb. *M* 15.—

Sechster Band: **Die italienische Literatur.** Erste bis vierte Auflage. gr. 8° (XXIV u. 944) *M* 15.—; geb. *M* 18.—

Ergänzungsband zu Band I—VI: Untersuchungen und Urteile zu den Literaturen verschiedener Völker. Gesammelte Aufsätze. gr. 8° (XII u. 950)

Die weiteren Bände werden von Ordensgenossen des † Verfassers herausgegeben werden und enthalten: **Die Literaturen der Spanier, Portugiesen und der übrigen romanischen Völker. — Die Literaturen der Engländer, Niederländer und Skandinavier. — Die Literaturen der Slaven und Magyaren. Die deutsche Literatur.**

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes unabhängiges Werk und ist einzeln käuflich.

Goethe. Sein Leben und seine Werke

Dritte, neubearbeitete Auflage. (Erstes bis viertes Tausend)

Besorgt von **Alois Stockmann** S. J.

I. Band: **Jugend, Lehr- und Wanderjahre.** Von 1749 bis 1790

Mit einem Titelbild

gr. 8° (XXVI u. 570) 1911. *M* 10.—; geb. in Leinwand *M* 12.—

Der zweite, 1912 folgende Band wird das Werk abschließen.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Weitere Werke von Alexander Baumgartner S. J.

Nordische Fahrten. Skizzen und Studien. 3 Bände. gr. 8°

Island und die Färöer. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 135 Abbildungen und einer Karte. Dritte, vermehrte Auflage. (XX u. 572) 1902. *M* 9.—; geb. in Leinwand *M* 12.—

Durch Skandinavien nach St Petersburg. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 161 Abbildungen und einer Karte. Dritte Auflage. (XXII u. 620) 1901. *M* 10.—; geb. in Leinwand *M* 12.—

Reisebilder aus Schottland. Mit zwei Bildern in Farbendruck, 85 Abbildungen und einer Karte. Dritte, vermehrte Auflage. (XIV u. 370) 1906. *M* 5.50; geb. in Leinwand *M* 8.—

Lessings religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens". gr. 8° (IV u. 168) 1877. *M* 2.—

Calderon. Festspiel zum 25. Mai 1881. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildnis Calderons in Lichtdruck. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 12° (LII u. 68) 1881. *M* 1.60; geb. in Leinwand *M* 2.70

Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. Mit Vondels Bildnis. 8° (XVI u. 380) 1882. *M* 4.40; geb. in Leinwand *M* 5.60

Die Lauretanische Litanei. Sonette. Dritte Auflage. Mit einem Titelbild von Edward von Steinle. 8° (VIII u. 60) 1904. *M* 1.20; geb. in Leinwand *M* 2.20

Erinnerungen an Dr Karl Johann Greith, Bischof von St Gallen. Mit Greiths Bildnis. 8° (VIII u. 114) 1884. *M* 1.40

Die Lilie. Isländische Mariendichtung aus dem 14. Jahrhundert von Eystein Asgrimsson. Übersetzt und mit Einleitung versehen. 12° (XII u. 72) 1884. *M* 1.—; geb. in Leinwand *M* 2.—

Longfellows Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Longfellows Porträt. 8° (XX u. 384) 1887. *M* 4.—; geb. in Leinwand *M* 5.50

Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St Gallen, **und die neuere Staatsentwicklung der Schweiz** (1797—1869). Mit Benützung des schriftlichen Nachlasses. Mit dem Bildnis Gallus Jakob Baumgartners. gr. 8° (VIII u. 536) 1892. *M* 9.—; geb. in Leinwand *M* 10.60

Das Râmayana und die Râmaliteratur der Inder. Eine literaturgeschichtliche Skizze. gr. 8° (XII u. 170) 1894. *M* 2.30

Papst Leo XIII. Ein Blatt der Erinnerung. Mit dem Bildnis Leos XIII. gr. 8° (32) 1903. *M* —.30

Die Stellung der deutschen Katholiken zur neueren Literatur. Erstes bis fünftes Tausend. gr. 8° (VIII u. 86) 1910. *M* 1.—

Drei Indianergeschichten. Namameha und Watomilka. Erzählt von Alexander Baumgartner S. J. — Tahko, der junge Indianer-Missionär. Erzählt von A. v. B. — Vater Renés letzte Fahrt. Erzählt von Anton Huonder S. J. Zehnte Auflage. Mit sechs Bildern. (Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. VI. Bändchen.) 12° (X u. 80) 1911. *M* —.60; geb. in Halbleinwand *M* —.80

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

PN
553
B3
Suppl.

Baumgartner, Alexander
Geschichte der Welt-
literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY